WESTERMANNS MONATSHEFTE





Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

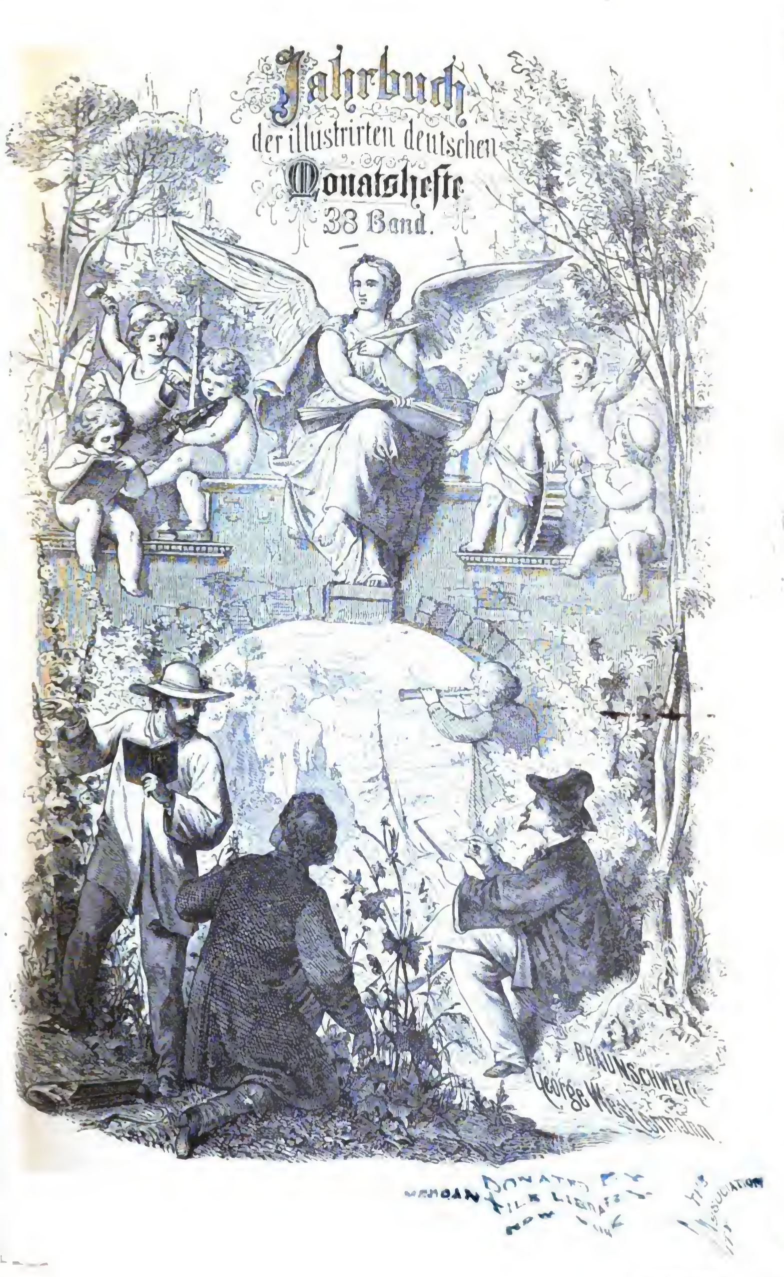
Achtunddreißigster Band.

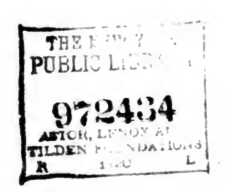
Der dritten Folge sechster Band.

April 1875 — September 1875.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1875.




Jahrbuch
der illustrirten deutschen
Monatshefte
38 Band.
BRAUNSCHWEIG
George Westermann


THE
PUBLIC
972434
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R
L



Verzeichniß der Mitarbeiter

am

achtunddreißigsten (der dritten Folge sechsten) Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Anthes, Eugen, in Michelsbach, 105. — Boxberger, F., in Halle, 221. — Billung, Hermann, in Köln, 569. — Brachvogel, Udo, in New-York, 155, 279, 374. — Bunge, Rud., in Kösen, 205. — Czerwinski, Albert, in Danzig, 692. — Dilthey, Wilhelm, in Breslau, 324, 425. — Engel, Franz, in Röbel, 384. — Frenzel, Karl, in Berlin, 325, 337. — Frühauf, Julius, in Berlin, 142. — Glaser, A., in Berlin, 75, 175, 288, 396, 510, 643. — Gosen, Julius v., † 551, 600. — Hartmann, R., in Berlin, 629. — Hoffner, Wilh., in Breslau, 443. — Hohenhausen, F. v., in Berlin, 465. — Hollaender, L., in Dresden, 168. — Kurz, August, in Augsburg, 389. — Lange, Henry, in Berlin, 499. — Laun, Adolf, in Oldenburg, 359. — Lichterfeld, Friedrich, in Berlin, 276. — Mohnike, O., in Bonn, 633. — Mohr, Friedr., in Bonn, 365. — Nöggerath, Jakob, in Bonn, 506. — Pauli, Gustav, in Dresden, 487, 617. — Raabe, W., in Braunschweig, 1, 113. — Reber, Franz, in München, 216. — Riegel, Herman, in Braunschweig, 688. — Rosegger, P. K., in Graz, 200. — Schödler, Friedr., in Mainz, 21. — Schmidt, Julian, in Berlin, 91, 250. — Stahr, A., in Berlin, 16, 270, 580. — Storm, Th., in Husum, 449. — Sugenheim, S., in Frankfurt a. M., 477. — Vambery, Herm., in Pest, 66. — Vogel, August, in München, 372. — Vogt, Karl, in Genf, 48.

Inhalt

des achtunddreißigsten (der dritten Folge sechsten) Bandes.

Namen- und Sachregister

zum achtunddreißigsten (der dritten Folge sechsten) Bande.

Nro. 31 der dritten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 223.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

April 1875.



Höxter und Corvey.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Raabe.

I.

Wir haben unseren Lesern immer gern die Tageszeit geboten, aber so schwer wie diesmal ist uns das noch nie gemacht worden. In der Stadt Höxter waren die Thurmuhren sämmtlicher Kirchen in Unordnung. St. Peter und St. Kilian zeigten falsch, St. Nicolaus schlug falsch, und bei den Brüdern stand das Werk ganz still; nur auf Stift Corvey, eine Viertelstunde abwärts am Fluß, befand es sich noch in geziemlicher Ordnung und hatte sich auch eine Hand gefunden, die es darin erhielt und es zur rechten Zeit aufzog. Es schlug vier Uhr am Nachmittage auf dem Thurme der Abtei.

So viel für die Tageszeit. Was die Zeit sonst anbetraf, so schrieb man den 1. December im Jahre 1673: am 23. November 1873 beginnen wir unsere Erzählung; es sind also grade ungefähr zweihundert Jahre seit jenem Wintertage vergangen. Maurer, Zimmerleute, Tischler, Schlosser, Glaser und, vor allen Dingen, Uhrmacher sind am Werke gewesen, haben die Mauern wieder aufgebaut, die Pfosten zurecht gerückt, die Thüren eingehängt, neue Fenster vorgeschoben und dafür gesorgt, daß auch die Thurmuhren wieder die richtige Zeit anzeigen. Es hatte viele Arbeit und große Geduld gekostet; — wehe dem, welcher von Neuem frevelhaft die Hand bietet, die Wände abermals einzustoßen, die Dächer aber-

mals abzudecken und die Thüren und Fensterscheiben von Neuem zu zertrümmern. Der Gegenwart sei bemerkt, daß das Wiederaufbauen, das Auf- und Einrichten zu allem Uebrigen stets auch viel Geld kostet.

Es war ein winterlicher, feuchtkalter Tag. Schweres Regen- und Schneegewölk wälzte sich über den Solling. Die geschwollene, stets hastige und übereilige Weser rollte ihre erbsengelben Fluthen in anscheinend völlig breiartigen Wirbeln aus den Bergen zwischen Fürstenberg und Godelheim und Meigadessen her, quirlte durch das kahle Weidengebüsch und das welke Röhricht der Ufer und ärgerte sich heftig über jeden Widerstand, der ihr auf ihrem Wege aufstieß.

Solch' einen Widerstand fand sie unter den Mauern der Stadt Höxter; denn da traf sie nicht nur auf die Eisbrecher, sondern auch auf die Pfeilertrümmer des uralten Völkerübergangs: die Brücke selber fand sie wieder einmal, wie so häufig, nicht. Grimmig schäumte und kochte sie empor an den bis auf den Wasserspiegel abgebrochenen Pfeilern und Stützen; aber es war auch etwas wie ein Triumphjubel in ihrem Rauschen:

„Hoho, Menschenwerk! Menschennarrethei! Hoho, drüber weg und weiter dem Weltmeer zu, und mitgenommen was zu greifen ist! Das alte Spiel durch die Jahrtausende — Triumph!"

Die gelben Wellen der Weser mochten wohl höhnisch brausen. Sie hatten die Brücken des Drusus und des Tiberius, des Königs Chlotar und des großen Karl auf ihrem Nacken getragen an dieser Stelle; — jedes Jahrhundert fast hatte ein halb Dutzend Male für Krieg und Frieden hier eine neue Brücke gebaut; — Triumph! wo trieben heute die Balken und Bohlen der letzten, die vor drei Jahren neu geschlagen wurde, und die vorgestern Monsieur de Fougerais, der französische Commandant von Höxter, vor dem Abmarsche, seinem Feldmarschall, Monsieur de Turenne nach, hatte umstürzen lassen?

Vorgestern war Monsieur de Fougerais dem Marschall nach gen Wesel zu abmarschirt. Ihre Hochfürstlichen Gnaden Christoph Bernhard von Galen, Bischof zu Münster, Administrator zu Corvey, Burggraf zu Stormberg und Herr zu Borde lohe, hatten Kaiser und Reich, sowie der Republik Holland ihren französischen Trumpf ausgespielt: der Franzmann hatte es sich bequem gemacht, wie der Deutsche es gewollt hatte; und, wie gesagt, die Uhrwerke auf den Thürmen vom Rhein bis zur Weser waren darob wieder einmal in Unordnung gerathen und zeigten die unrichtige Stunde oder standen ganz still. Was die westphälischen Glocken anbetraf, so waren deren eine ziemliche Menge von dem hohen Bundesgenossen des biedern Reichsstandes mitgenommen worden, um in französische Geschützläufe für die Reunionskriege, den Ueberfall von Straßburg und den spanischen Erbfolgekrieg umgegossen zu werden.

Weiteres zu seiner Zeit. Vom Stift her wissen wir, was die Glocke geschlagen hat; Christoph Bernhard hat dafür gesorgt. Es ist vier Uhr Nachmittags, und wir stehen im Bruckfelde am rechten Ufer des Flusses, der zertrümmerten Brücke gegenüber und warten auf die Fähre, die man nach dem Abzuge der wüsten gerufenungerufenen Gäste und Bundesgenossen aus dem Westen eingerichtet hat.

Wir warten auf einige Leute, die da kommen werden, um sich nach Huxar übersetzen zu lassen, und sie kommen auch, Einer nach dem Andern.

Der Erste ist ein Mönch aus der Abtei, der unter dem dunkelziehenden Gewölk von dem Landwehrthurm unter dem Walde, dem Solling, auf dem Feldwege her der Weser zuschreitet. Es ist der Bruder Henricus, vordem in der Weltlichkeit ein Herr von Herstelle; sein Prior, Nicolaus, vordem im Saeculum ein Herr von Zitzwitz, hat ihn vor acht Tagen mit einem Briefe an den herzoglich braunschweigischen Vogt auf dem fürstlichen Amtshause zu Wickensen abgesendet, und er hat den Brief hingetragen und kann sonderbare Sachen erzählen.

An Stelle des Vogtes hat er auf dem Amtshause Seine Fürstlichen Gnaden den Herzog Rudolf August selber vorgefunden und zwar in bester Laune, den Vorgängen und dem französischen Trubel am linken Weserufer zum Trotz. Der Herzog hat den wohlpetschirten Brief des Herrn Priors von Corvey erbrochen, und es ist ein anderes Schreiben — französisch abgefaßt und adressirt — herausgefallen,

welches die Fürstlichen Gnaden zuerst gelesen haben, zu einem Drittel mit Stirnrunzeln und für den Rest mit einem Lachen und Spott.

„Ihr tragt gewichtige Sachen im Lande Germanien um, ohne es zu wissen, Bruder," hat der Herzog gesagt. „Sintemalen wir nunmehro im Jahre einundsiebenzig mit Gottes Hülfe und unserer Vettern Liebden Beistand und freundlicher Handreichung unsere nunmehro zuletzt getreue Landesstadt Braunschweig mit Waffengewalt und guten Worten uns zu Willen und Gehorsam gebracht haben; so danken wir dem Herrn Bischof von Münster, sowie den Herren Prioren, Kanzlern und Räthen von Corvey, wie imgleichen dem Herrn Marschall von Turenne für freundliches Erbieten und gedenken fernerhin, wie es uns zukommt, unserer Pflicht und fürstlicher Eidleistung gegen Kaiser und Reich. Wünschen dagegen dem Herrn Marschall eine glückliche Reise gen Wesel und haben Euch, ehrwürdiger Bruder, augenblicklich nichts mitzutheilen, als daß Ihr, so lange es Euch belieben mag, unser lieber Gast sein mögt; wie wir es gleichfalls in Euer Belieben setzen werden, Euch in der Gegend umzusehen. Da uns das Stift und das königliche Hauptquartier zu Höxter aber in Euerer Person einen Mann geschickt haben, der nicht immer die Kutte trug, sondern vordem auch den Harnisch und den Kürasserhelm, so verlassen wir uns darauf, daß Ihr uns zu Hause in re militare loben und den Herren zu Huxar und Corvey nach bester Kenntnißnahme empfehlen werdet."

Da nun der Bruder Henricus außer seinem Schreiben willig auch den mündlichen Auftrag mitgenommen hatte, sich in der Gegend rechts von der Weser umzusehen; so machte er Gebrauch von der Einladung des Herzogs. Er sah sich um, und jetzt kam er zurück, nachdem er sich umgesehen hatte. Sehen wir uns ihn jetzt vor allen Dingen selber ein wenig genauer an.

Da stand er, auf seinen Wanderstock gestützt, im Bruckfelde an dem mürrischen Strome und wartete geduldig, bis es dem Fährmann drüben am Bruckthor zu Höxter gefiel, ihn herüber zu holen. Und er sah trotz seinem geistlichen Gewande wahrlich aus wie ein Mann, der wohl befähigt war, seinen Vorgesetzten über die militärischen Zurüstungen und Vorkehrungen Seiner Herzoglichen Gnaden zu Wickensen Bericht abzustatten, und zwar einen sach- und sachgemäßen. Der Bruder Henricus von Herstelle trug sein Benedictinergewand würdig und stattlich genug, doch mußte es auch dem gänzlich Unbefangenen gar nicht unglaubwürdig erscheinen, daß von dieser breiten Brust und diesen derben Schultern seiner Zeit der eiserne Panzer ohne alle Beschwerden getragen worden sei. Daß die runzlige aber immer noch kräftige Faust vor Zeiten etwas Anderes umschlossen habe als den harmlosen Stab von Weißdorn, konnte dann einem irgend aufmerksamen Betrachter auch weiter nicht zweifelhaft bleiben. Der Bruder Henricus trug dem winterlichen Tage ins Gesicht die Kapuze zurückgeschlagen und bot die Tonsur dem Wind, den vereinzelten Schneeflocken und den scharfen Schauern seinen Regens frei hin. Ein Kranz grauer, ein wenig borstiger Haare umgab den runden wohlgeformten Schädel, und eine Narbe auf der Stirn sprach von anderem und wilderem Zusammentreffen als mit den Brüdern und Vätern in Gott und Jesu Christ bei der Hora und Mette. Der Junker Heinrich von Herstelle war jetzt ein alter Mann, doch jung und frisch auf den Beinen. Sein Räuspern selbst und sein Niesen klang kräftig und mannhaft, und man konnte es dem Vater Adelhardus, dem Stiftskellner, vordem ein Herr von Bruch, gar nicht verdenken, wenn er die Freundschaft und gute Kameradschaft grade dieses ehrwürdigen Bruders jeglicher andern innerhalb der Mauern der Abtei vorzog.

„Wo die Brücke geblieben ist, kann ich mir schon deuten," sagte der Bruder Henricus kopfschüttelnd. „Ein Aergerniß ist es aber doch!" fügte er hinzu, die Hand über die Augen legend und nach der Fähre ausschauend. Er hatte noch zu warten; denn der Fährmann drüben zu Höxter beeilte sich des einzelnen Fahrgastes wegen nicht. Faul hingestreckt lag er neben der Wölbung des Brückenthors auf seiner Bank und wartete auch; nämlich auf die Ansammlung mehrerer Leute drüben am braunschweigischen Ufer.

Endlich kam der zweite Fahrgast. Diesmal ein altes Weibchen, das auf dem

Schifferpfade von Lüchtringen her heranhumpelte, keuchend unter einem schweren Bündel; — ein altes Judenweib, unter dem Namen Kröppel-Leah dem Pöbel zu Huxar wohlbekannt, doch hochangesehen bei ihren Glaubensgenossen; — wegmatt, zeitmatt, kriegszerzaust, und kriegerisch, ja kriegerisch unter ihrem Packen trotz ihrem Alter und ihrer Müdigkeit anzuschauen.

Mit tiefen Knixen und schüchternen Verbeugungen näherte sich die Greisin dem greisen Benedictinermönch, der aber neigte das Haupt, winkte mit der Hand und sagte:

„Der Gott Abrahams knöpfe dem Schlingel da drüben die Ohren auf. Tretet heran, Frau; werft Euer Bündel ab und setzet Euch. Um uns beide rührt sich der liederliche Bursch fürs Erste noch nicht."

„Ich danke Euch, guter ehrwürdiger Herr," erwiederte die Greisin. „Alte Knochen, müde Füße, schweres Herz, — ich kann wohl in Geduldigkeit warten."

„Ich auch!" sprach der Mönch, und dann, mit einem Blick auf die durch die Wirbel des Flusses vorragenden Trümmer der Brückenpfeiler, fragte er: „Wisset Ihr, Mutter, vielleicht genauer, was das nun wieder zu sagen hat? Wenn man sich auch das Seinige zurechtlegt, so hört man doch gern eines Andern Bericht. Als ich abging von Corvey, schritt ich noch trockenen Fußes über die Weser."

Die Greisin schüttelte den Kopf:

„Ich kann es nicht sagen, ehrwürdiger Herr. Anno Siebenzig am siebenzehnten Januar hat es der Fluß selber gethan. Vordem Anno Sechsundvierzig that es der Herr Feldzeugmeister von Wrangel; vordem thaten es Herr Kasper Pflugk und die Herren Liguisten, — vordem Herr Christian von Braunschweig, den sie den tollen Herzog nannten. Da zwischen dann wieder immer der Strom selber. Ja, wer hat's heute gethan?"

Der Bruder Henricus lächelte ein wenig.

„Was Ihr mir da eben ableiert, Frau, kann ich in seiner Richtigkeit für mehr als einen Axthieb in persona bezeugen. Wo kommt Ihr denn her, Frau?"

„Von Gronau im Fürstenthum Hildesheim. Da ist meiner Schwester Sohn gestorben. Er war der letzte Mann in meinem Hause. Ich hab' ihn sterben sehen und mir die Erbschaft geholt nach Höxter."

„Hm!" murmelte der Bruder Henricus und sah auf das Bündel, auf dem die Alte zusammengekauert hockte, und von dem aus sie scheu und furchtsam zu ihm seitwärts aufblickte.

II.

„Um einen Mönch und ein altes Weib thu ich keinen Zug am Seil," brummte Hans Vogedes der Fährmann und räkelte sich auf seiner Bank von der linken auf die rechte Seite; und die Bürgerwacht unter dem Thorbogen lachte in choro und stimmte ihm ganz und gar bei.

Es war eine wunderliche Wachtmannschaft, in deren Zusammensetzung sich die ganze Verwirrung des Gemeinwesens aussprach. Zwei Münstrisch-Corvey'sche Infanteristen schulterten da ihre Musqueten; ein Schuster, ein Zimmermann und zwei Schneider aus dem überwiegenden lutherischen Theile der Stadtbevölkerung vom Rath aufgeboten, hatten sich sonderlich gewappnet mit Helm und Harnisch aus der Liguisten- und Schwedenzeit und lehnten martialisch an ihren Spießen und Stangen. Den Obercommandanten des Ganzen aber, Corporal Bartold Polhenne, hatte die katholische Bürgerschaft aus ihrer Mitte unter Beistand des Stifts und der Minoritenbrüder in der Stadt gestellt: die Ordnung, die er hielt, und die Autorität, deren er sich rühmen durfte, waren denn auch danach.

Niedergetreten vom schweren Stiefelabsatz des Herrn von Turenne, mit Contributionen bis zum Letzten ausgesogen vom Herrn von Fougerais; von der welschen Besatzung in den Häusern und auf den Gassen bis zum Aeußersten in alles Elend und alle Wuth hineingequält — widerspenstige Unterthanen Seiner bischöflichen Gnaden von Münster, hungrige Bürger der guten „Municipalstadt Hörar," — kurz, armes, nothdürftiges, geplagtes, verwirrtes deutsches Volkswesen, wie es aus dem Trümmerschutt des Religionskrieges aufwuchs, gleich den Wurzelsprossen um einen gefällten Baum — es sah eben böse aus in Höxter nach dem Abmarsch der hohen französischen Alliirten!

Drüben am rechten Ufer der Weser stand der Mönch bewegungslos auf seinen Stock gelehnt, und Kröppel-Leah saß auf dem Bündel mit dem Nachlaß des Schwestersohnes. Sie warteten ruhig ab, daß das Schicksal ihnen den dritten Mann sende, um den Hans Vogedes vielleicht wohl fahren mochte; und dieser dritte Mann erschien jetzt wirklich. Er kam durch das niedere Feld und die Allerwiese vom Dorfe Boffzen her, — auch ein alter Mensch, hochgewachsen, dürr, im schwarzen Rock und Untergewand, weitbeinig und energisch-eilig — Ehrn Helmrich Vollbort, der Pfarrherr der lutherischen Kilianikirche zu Höxter. Es schien ihm gut zu dünken, bald nach Hause zu kommen; denn die Witterung wurde nicht freundlicher, und die Dämmerung nahm immer mehr zu. Ob der Pastor auch noch andere Gründe für seine Hast hatte, werden wir ja wohl erfahren; fürs Erste, als er die stattliche Gestalt des Benedictiners an der Fährstelle zu Gesicht bekam, mäßigte er seinen Schritt; jedoch nur für die kürzeste Weile, denn sofort trat er um so kräftiger auf und heran und grüßte kurz und schweigend.

Höflich erwiederte der Bruder Henricus den Gruß; die Judenfrau erhob sich mühsam von ihrem Sitze und knixte. Es war eine seltsame Gruppe, die unter dem stürmischen, dunklen Himmel, vor den gelben grollenden, wild hinstürzenden Wässern auf das Höxter'sche Fährschiff zu warten hatte; der Mönch von Corvey aber war der Erste, dem das Schweigen peinlich wurde, und der also auch zuerst den Mund aufthat. Wahrhaftig es ist zweihundert Jahre her, aber auch der Bruder Heinrich von Herstelle begann mit einer Bemerkung über das Wetter, und sie hatte dieselbe Wirkung wie heutzutage.

„Es ist freilich ein rauher Tag," erwiederte Ehrn Helmrich Vollbort, der Pfarrherr zu Sanct Kilian, nach der Stadt hinüber und auf die zertrümmerte Brücke sehend. „Ein Tag oder Abend wie er wohl für Ort und Zeit paßt."

„Sie haben das richtige Wort gesprochen, Herr Pastor," sagte der Mönch. „Obgleich ich vom Hause abwesend war, so nehm' ich gern jede Anmerkung, die hier und heute tempora et mores in ein Gleichniß bringt, vollgeltend hin."

Die jüdische Greisin, die sich wieder auf ihr Bündel niedergekauert hatte, bedeckte das Gesicht mit der rechten Hand und seufzte schwer und nickte verstohlen gleichfalls.

„Sie befanden sich nicht beim französischen Abmarsch im Stift, mein Pater?" fragte der Pfarrherr.

„Ich trug einen Brief zum Herrn Herzog Rudolfus Augustus, — nämlich ich traf ihn mit Heeresmacht zu Wickensen auf seinem Amtshause, — ich traf ihn mit Heeresmacht dort im Walde, im Solling."

„Ei!" murmelte der Prediger von Sanct Kilian hoch aufhorchend. „Die Herren zu Corvey waren sich dessen vermuthend? Hat der wälsche Holofer—"

Er brach ab und schloß — seinerseits mit einem schweren Seufzer: „Es ist gleich; wir bleiben wie wir sind in der Noth. Der Wille des Herrn geschehe, jetzt und immerdar."

„Amen!" sagte der Bruder Henricus.

Das Fährschiff ließ noch immer auf sich warten; aber das Gespräch auf dem rechten Weserufer war in Gang gekommen. Der Mönch fragte höflich und der lutherische geistliche Hirt antwortete eben so höflich, wenn gleich viel finsterer, oder sozusagen, verdrossener. Sie erfuhren beide Mancherlei von einander, was ihnen wissenswerth sein mußte. Was den Bruder Henricus im Besondern anbetraf, so erfuhr der nunmehr ganz genau, in welcher Weise diesmal die Höxter'sche Brücke stromab geschwommen sei und wie drüben, wieder einmal, das Haus wandlos und dachlos stehe, jedem Regen- und Sturmstoß preisgegeben. Die jüdische Greisin murmelte eintönig ihre Gebete vor sich hin, der schmutzige Fluß rauschte mürrisch, und am Bruckthor von Huxar rüstete Hans Vogedes sich endlich zur Fahrt. Die sonderbare Wachtgesellschaft unter dem Thor hatte sich um einen sonderbaren Menschen vermehrt, und dieser war's auch, der den faulen Schiffer an sein Amt trieb.

Er war die Straße herabgekommen, die Hände in den Taschen, den Hut schief auf den verwilderten Lockenkopf gedrückt, in abgetragenes gelehrtes Schwarz gekleidet, eine kurze, gestopfte, doch nicht brennende Thonpfeife im Munde, sein einziges Eigenthum in dieser lustigen Welt, **Quinti Horatii Flacci poemata** in einem abgegriffe-

nen Schweinslederbande im Sack und — seine eigene Version des römischen Poeten zwischen den Zähnen:

„Nun herrschet mit lockeren Flammen im Herzen
Die Thrakerin Chloe zu Lachen und Scherzen,
Nun singt sie, nun schlägt sie die Laute mir fein;
Zu doppeln ihr Leben setz' meines ich ein."

Da wir mehr mit dem jungen Mann zu thun haben werden, so wollen wir sofort sagen, wie er hieß, wer er war, und wie es mit ihm stand.

Mit Namen hieß er Lambertus Tewes, er war der Schwestersohn Ehrn Helmrich Vollbort's, des Predigers zu Sanct Kilian, und seines Zeichens war er leider ein vor acht Tagen von der berühmten Universität, der Julia Carolina zu Helmstedt, relegirter Studiosus der Jurisprudenz. Sein Alter belief sich auf neunzehn Jahre und vielleicht ein halbes drüber; sonsten war er heute wahrscheinlich der einzige Mensch vergnügten, wohlwollenden und unbesorgten Gemüthes in der Stadt Höxter an der Weser, und der sich auch dergestalt natürlich gab. Zu der schmauchenden Wachtmannschaft trat er heran, um sich Feuer auf seinen Taback geben zu lassen; zu versäumen hatte er sonst nichts und sah es gern, wenn man ihm irgendwo, wie zum Exempel hier, augenblicklich Platz auf der Bank machte.

„Rück zu, Schulkamerad, wenn du nichts Besseres vorhast," rief Einer von der lutherischen Wacht, der mit dem Studenten vordem dem Höxter'schen Scholarchen durch die Hände gelaufen war. „Willst du aber über die Weser, so wird dich Hans Vogedes sogleich mitnehmen, und sogar umsonst, das heißt für ein Stück Latein aus deinem Tröster, während er das Schiff löst. Nicht wahr, der Handel gilt?"

„Nicht wahr? Ei so!" lachte der verwilderte Helmstedter Bursch. „Du fielst der alten Mutter Philosophia freilich eher aus der vielgeflickten Schürze, ehe sie dich in den römischen und griechischen Topf schütteln konnte! Nun, du hättest den Höxteranischen gelehrten Sauerkohl auch nicht fetter gemacht."

„Meister Polhenne, er fängt an, die Gemüthlichkeit zu stören, so wie er kommt. Man kennt deine Redensarten, du Träbernfresser."

„Ruhe auf der Wacht. Magister Lambert, haltet den Mund; und Ihr, Schuster Kappes, das Maul! Sonsten aber stimme ich auch für ein Stück aus dem alten Heiden," brummte der Corporal Polhenne.

„Gefällt Euch der alte Heide so gut, Corporal?"

„Hier am Ort ist Niemand, der es da Euch gleich thut. Das Latein kommt immer mehr ab in der Welt. Jesus, wenn ich an meine Jugendzeit denke, und wie sie da es uns von den Kanzeln an die Köpfe warfen!"

„O nata mecum consule Manlio," summte der Student, aber brach sogleich ab, um seine Perlen nicht vor die Säue zu werfen, klopfte den Corporal auf die Schulter und rief: „Lasset nur das Latein, Polhenne —

Corvinus vermahnt uns
Bedachtvoll und klug,
Das Faß aufzuwinden,
Zu heben den Krug.
Wie Sokrates redet,
Doch trinkt auch wie er!
So klingt schon beim Alten,
Beim Cato die Lehr'.

Sagt, Jungen, was giebt es denn zu trinken am Ufer des gelben Tibers — will sagen, der gelben Weser? Was hat Euch der falsche Punier, der grimmige Unhold Hannibal für Euren und meinen Durst übrig gelassen?"

„Wenn Ihr den Fougerais meint, Magister — da! da läuft es!" schrie wie ein Mann wüthend die Wacht am Bruckthor zu Huxar, auf den Weserstrom deutend.

„Dieses Faß wird Euch so leicht nicht auslaufen, Herr Doctor!" brummte einer der Münster'schen Musquetirer über die Schulter; der Studente aber schüttelte sich:

„Brr! — er ist zuletzt abmarschirt, seinem Meister Turennius nach; — ultimo scabies, die Krätze auf den Letzten. Bei den unsterblichen Göttern, Ihr Herren, da mag selbst dem Gutherzigsten der Germanen sein kimmerischer Tag all zu grau werden, um den Horaz zu citiren. Gebt mir Feuer auf meine Pfeife."

Das geschah, und in dem nämlichen Augenblick kam von drüben her über den Fluß ein heiserer Ruf und ein schwarzer Mann winkte durch die Abenddämmerung mit seinem weißen Sacktuch. Herr Lambert Tewes, der sich zweier Augen von Falkenart rühmte, sagte:

„Ich hab' ihn zu Hause gesucht, um

noch einmal kläglich vor ihm zu thun. Doch chère tante, ehe sie mir die Hausthür vor der Nase zuschlug und verriegelte, that mir kund, der Herr Oheim sei nicht zu Hause, sei über die Weser zum Herrn Amtsbruder in Boffzen. Ecce vir excellentissimus — avunculus divinus ac singularis, — und siehe ein Mönch und ein alt Weib in den Handel! Hinüber, Fährmann, und holt mir den Herrn Oheim, ich brauche ihn nothwendiger, als Ihr Euch vorstellen möget, Ihr Herren und gute Freunde."

„Ich hab es dir schon lange gesagt, daß du dich endlich aufmachest, Hans," fiel einer der Spießträger bei. „Es ist unser Herr Pastore, der zuletzt ungeduldig geworden ist."

Das wirkte. Der Fährmann stand auf, reckte sich, gähnte, stieg in sein Schiff und griff nach dem Seil. Seinen Platz auf der Bank nahm, wie gesagt, der Student ein.

Schwer arbeitete sich der Schiffer mit seinem Kahn gegen die mächtig drängenden, winterlich geschwollenen Fluthen an hinüber zum anderen Ufer. Die Wacht sah ihm mit behaglich-träger Antheilnehmung nach, und Herr Lambert Tewes, den Rauch aus seiner kurzen Thonpfeife blasend, summte:

„Mit Gleichmuth nimm, was frommt, was freut,
Die Welt fleußt gleich dem Strome her,
Der sanft in seinem Bette heut
Abgleitet zum Etruskermeer;
Doch morgen in Empörung schwillt,
Aus seinen Ufern überquillt,
Gesteine schiebt,
Den Wald zerstiebt,
Die Herde schluckt in seinen Bauch,
Den Hirten und die Hütte auch;
Wenn Jupiter der Menschheit grollt,
Und schwarz Gewölk vom Pol her rollt."

III.

Der Student hatte sich eben in solcher Weise die Ode seines römischen Poeten an den Gönner Maecenas mundgerecht gemacht, als das Fährschiff das jenseitige Ufer der Weser erreichte. Mit einer höflichen Mützabnehmung und mit einem Kratzfuß lud Hans Vogedes den lutherischen Geistlichen ein, einzusteigen. Den Mönch von Corvey, den Bruder Henricus grüßte er auch, doch um ein Bedeutendes formloser. Was die alte Jüdin anbetraf, so machte er selbstverständlich Miene, vom Lande wieder abzustoßen, ohne sie mit nach Höxter hinüberzunehmen. Der Mönch aber hatte ihr für ihr Geld zu ihrem Rechte verholfen, zu einem Sitze im Kahn, und auch der Prediger von Sanct Kilian war zugerückt, um ihrem Bündel Platz zu machen.

Nun schwamm die Fähre von Neuem der Stadt zu. Die beiden geistlichen Herren saßen still, die Jüdin zusammengeduckt gleichfalls: der rohe Fährmann murrte bei seiner freilich nicht leichten Arbeit immerfort leise Schimpfworte vor sich hin, und warf von Zeit zu Zeit einen verstohlenen Blick auf den Sack, der die Erbschaft der Kröppel-Leah enthielt. In der Mitte des Stromes fragte der Mönch:

„Wie geht es Euch da — zu Hause, Schiffsmann, seit das fremde Volk Abschied genommen hat?"

„Der Teufel hat sein Hauptquartier da behalten, Pater," lautete die Antwort. „In Corvey war groß Jubiliren, — sie werden auch Euch das Essen warm gestellt haben. Höxter hungert und kaut Wuth; Ihr werdet dort wenige Hauswände finden, durch die der Wind nicht pfeift. Sacré, wie die französischen Hunde sagten, ich pfeife auch darauf, ich hab wenigstens nicht Weib und Kind zu versorgen. Um ein wenig besser Handgeld wär' ich auch mit dem Fougerais abgezogen."

Der Bruder Henricus seufzte; der Pastor Helmrich Vollbort seufzte auch und schlug mit der Faust auf den Rand des schwerfälligen Fahrzeuges.

Der Pastor sagte dann:

„Der Mann spricht Ihnen die Wahrheit, Herr Pater, wie ich schon vorhin sie sagte. Es sieht übel aus in der armen Stadt; der Herr bewahre uns vor weiterem Schaden."

Der wilde Fluß wand sich unter dem Kahn gleich einem bösen Thier.

„Die Welt ist gleich dem Strom," fuhr der Pastor fort, „sie gehet bedeckt mit Trümmern; aber der Herr wandelt dennoch auf den Wassern. Er wird's wohl zwingen."

„Amen!" erwiederte der Bruder Henricus, und dann wurde nichts weiter gesprochen, bis der Kahn unter der Höxterschen ruinirten Stadtmauer ans Ufer stieß.

Zu demselben Augenblick schon sprang der Student von seiner Bank am Bruckthor auf und an den Rand der Fähre, zog den Hut zierlich, bot dem Pfarrherrn von Sanct Kilian die Hand zum Aussteigen und sprach:

„Ehrwürden Herr Onkel, ich hab' mir vorhin wieder einmal die Ehre gegeben, Ihnen in Ihrer Behausung aufwarten zu wollen. Die Frau Tante hat mich hierher gewiesen ab ostio ad Ostiam, von der Thür — die sie mir leider vor der Nase verschloß — nach Ostia, will sagen an den Hafen. Ich mache mein Compliment, Herr Oheim."

„Und ich habe Euch nichts weiter zu sagen, Herr! Was stellt Ihr Euch immer von Neuem mir in den Weg?"

„Heraus, Alte! marsch, — her den Fährlohn und fort mit dir, du Hexe!" schrie der Fährmann die Jüdin an.

„Gott Abraham's, gleich, lieber Mann!" rief die Greisin. „O Erbarmen, werdet nicht böse — da, da!"

Sie reichte mit zitternder Hand die schlechten Pfennige hin, und stolperte und fiel, als sie mit ihrem Bündel über den Bord des Kahnes stieg. Die von der Wacht lachten Alle über das alte Weib.

Von dem Mönch nahm der Schiffer seinen Lohn, ohne weiter etwas zu bemerken; aber die beiden Münster'schen Kriegsleute und der Bürgercorporal Polhenne hielten die Hüte in der Hand. Mit einem stummen Gruße für Alle und einem Kopfneigen für seine Glaubensgenossen schritt der Bruder Henricus durch das Bruckthor, den Uebrigen voran.

Die Kröppel-Leah trieb einer der wachthaltenden Schneider spaßhafterweise mit dem Spießende zum eiligeren Forthumpeln an. Ihr sah der Fährmann am nachdenklichsten jetzo nach und nahm einen und den anderen Kumpan aus dem Volk, das sich sonst noch an der Fährstelle angesammelt hatte, zu einem Geflüster bei Seite.

Der Student Meister Lambert Tewes hatte nach der kurzen und derben Abweisung seines ehrwürdigen Verwandten den Hut wieder aufgesetzt; aber als ein braver Bursch, der mit den Philistern umzugehen weiß, ließ er so leicht nicht locker. Wenn er vorhin vom Etruskermeer gesungen hatte, so begab er sich jetzt auf ein ander Gewässer, griff rückwärts nach dem Horaz in seiner Tasche, um sich zu vergewissern, daß dieser Trostbringer noch vorhanden sei und summte, was voreinst dem Aelius Lamia vorgepfiffen worden war, dem unwirschen Onkel Helmrich von Sanct Kilian hin:

Musis amicus, tristitiam et metus
Tradam protervis in mare Creticum
Portare ventis —

er sang es aber deutsch in absonderlicher Umschreibung:

„Der Wind pfeift hin zur Creterfluth,
Verdruß und Wuth
Und Grämlichkeit
Fährt mit ihm weit!
Dem Musensohn kommt's thöricht vor,
Kratzt sich der Philosoph am Ohr;

es würde mir das Herz abdrücken, Ehrwürden Herr Oheim, wann ich als Eurer Frauen Schwestersohn Euch so leichthin, ohne nochmals Eure Knie umfaßt zu haben, Eures Weges in Uebelgewogenheit gehen ließe. Es ist wohl wahr, sie haben mir Consilium abeundi gegeben, aber —"

„Und ich und meine Hausfrau haben desgleichen gethan!" rief der Pastor zornig. „Herr, haltet mich nicht länger auf; ich und mein Haus haben nichts mehr mit Euch zu schaffen."

Der Prediger ging schneller zu; aber der Neffe hielt sich hartnäckig an seiner Seite.

„Bei den Penaten Eures Herdes, Herr Oheim —"

Er kam mit seiner Rede wiederum nicht zu Ende. Plötzlich stand der alte, strenge Herr still und rief:

„Was wollt Ihr eigentlich noch, Monsieur, nachdem ich Euch meine Meinung so deutlich gesagt habe? Ist das eine Zeit für Narrentheiding? Sehet Euch um, ist das ein Schauspiel dem Auge, um dabei den Horazius abzuleiern? Sehet mir in das Herz; — in dem Hause Gottes haben die Fremden ihre Rosse gestallt; in meiner Kirchen haben sie ihre Bacchanalia gehalten! O rufet nur Evoë, Evoë, und lobet den Bacchus und die Venus, die —; greifet Euch doch in das eigene Herz: ist denn das Volk der Teutschen, das arme, elende Volk — hauslos und dachlos hier und an so mancher anderen Statt — in der Lust und Begierde, des römischen Poeten geile Reime an sein schmerzend Ohr klingen zu hören?! Sehet

um Euch, Mensch, und gehet und lasset mich meines Weges gehen; was hülfe es Euch, daß Ihr mit mir kämet? Auch bei mir würdet Ihr eine verwüstete Heimstätte und einen kalten Herd finden."

Der geistliche Herr hatte eine Handbewegung um sich her gemacht, und was diese harte, magere knochige Hand andeutete, das sah freilich trostlos genug aus.

Sturm auf Sturm war seit dem Jahre 1618 über das Höxter'sche Weichbild hingefahren. Kein Chronist hat noch gezählt, wie oft dieser Ort, die Fährstelle und Brücke am großen Völkerübergang zwischen Ost und Westen dem Schwert und der Brandfackel anheimgefallen war. Aber die Ruinen, die wüsten Stellen, die Aermlichkeit der wenigen wieder aufgerichteten Menschenwohnungen, und diese in ihrer allerneuesten Verwüstung zeugten davon. Gleich einem verwesenden Körper lag die Stadt Huxar in dem grauen Abendlicht des Decembers da, und die alten schwarzen Kirchen ragten wie das Knochengerüst aus dem zerfallenen Fleische der Stadt. Und die Gasse war voll des zerstampften Strohs, des Schutts, der Asche und Trümmer und stank auch sonst dem Heer des allerchristlichsten Königs übel nach: der Student hielt sich die Nase zu, schob den Hut von einem Ohr zum anderen und nickte:

„Bei den Göttern, es ist ein Elend!"

Das war es; aber das Laster saß eben doch zu tief im Blut. Herr Lambert citirte wieder; wenngleich mit kläglichster Miene:

„Wem klagt das Volk des Reiches Fall,
Wen ruft es an mit Seufzerschwall?
Wen schickt uns Zeus als Rächer her,
Wem legt er in die Hand die Wehr?
Dein Licht verhüllt, schwing nieder dich,
Augur Apoll' errette mich; —

ad Augustum Caesarem ist die Ode überschrieben, Herr Oheim."

„Den Herrn sollt Ihr anrufen; sein Name ist Zebaoth! Emanuel ist sein heiliger Name!" sprach der Pfarrherr, die drohende Hand erhebend und weiterschreitend. Jetzt ließ der Student und Neffe ihn ziehen und stand still und sah ihm nach und dann noch einmal sich um in Höxter.

IV.

„Die Vetternschaft und zärtliche Verwandtschaft hätten wir demnach also vergeblich begrüßet!" sagte der in die Wildniß ausgetriebene Bürger und ungerathene Sohn der erlauchten und erleuchteten Mutter Julia Carolina. „Sie haben mir immer meinen Weichmuth vorgeworfen; aber hier habe ich es wahrlich nicht an Hartnäckigkeit fehlen lassen. Da hab' ich doch gethan und versucht, was meine seligen Eltern nur verlangen konnten. Ein Anderer wär' längst grob geworden, und hätte der lieben Frau Tante und dem Herrn Onkel den Stuhl vor die Thür geschoben; nur solch' ein gutherziger Gesell wie ich läßt sich dreimal aus ihr herauswerfen, ohne auf die ihn von früher Jugend eingebläute Pietas den Teufel herabzubeschwören. Alle Höllengeister, erlöset mich von dem weichen Gemüthe!"

Er kratzte sich bedenklich am Krauskopf, obgleich er vor zehn Minuten noch jeden Weltweisen, der dergleichen thun würde, arg in gebundener Rede gelästert hatte. Dann griff er von Neuem hinterwärts in den Sack, traf aber auch diesmal auf wenig mehr drin als auf den Günstling des Maecenas, den Liebhaber Glycerens, den Freund des Quintilius Varus, — auf den alten sonnigen Schäker, den Flaccus. So stand er in der beginnenden deutschen Winternacht, als plötzlich der weiße Benedictinermönch, der Bruder Henricus abermals an ihm vorbeiging. Der Frater hatte noch einen Besuch bei dem Minoritenprediger, den der Fürstbischof Bernhard von Galen der katholischen Kirche in Höxter als Hirten vorgesetzt, abgestattet, hatte ihn jedoch nicht zu Hause angetroffen, und war, vom Küster zu Sanct Peter beschieden, ihm nach dem Hause des Bürgermeisters Thönis Merz nachgegangen. Er hatte seinen Minoriten richtig gefunden und sein Wort mit ihm ausgetauscht, und nun war er auf dem Wege zum Corveythor.

„Salve Domine!" sagte der Student recht freundlich; und der Mönch schreckte auf, wie es schien aus recht unbehaglichem Gedankenspiel. Er grüßte aber auch freundlich mit einer Verneigung und wollte damit ruhig an dem jungen Gelehrten vorüber; aber so glatt ging dieses doch nicht. Herr Lambert Tewes ging sofort mit ihm und führte die Unterhaltung weiter.

„Sie gehen nach Hause, ehrwürdiger Herr Pater?"

„Ich gehe nach einer langen, mühsamen Wanderung durch die arge Welt heim in meine Zelle."

„Und Sie wissen also wohl gar nicht, wie gut Sie es haben, mein Pater?"

Trotz seiner Verstimmung mußte der Alte doch lächeln, und, seinen Schritt mäßigend, fragte er:

„Sie gehen bei diesem übeln Wetter noch nicht heim, gelehrter Herr Studiosus?"

„Wie gerne!" seufzte der Student; „aber haben Sie auch einmal, Herr Pater, einen Onkel und eine Tante gehabt? O heiliger Kilianus, in welche Hände ist dein Haus übergegangen! Ich hatte so sicher da auf eine Abendmahlzeit und einen Strohsack unter dem Schutze deines Marterzeugs gezählt! Ehrwürdiger Herr, sehet hier: als sie mich von Helmstedt wegtrieben, ließ ich ihnen meine Schulden und nahm ihnen diesen Göttersohn in Schweinsleder aus ihrer Bibliotheka mit. Den werde ich nun bei dieser lieblichen Witterung die Nacht über in einer dieser Hözterischen Ruinen an einem eingefallenen Herde als Kopfkissen nehmen müssen. Was meinen Sie aber, mein Pater, wenn Sie ihn mir abhandelten um ein Billiges? Wenn Phöbus nicht längst diesem niederträchtigen Erdenwinkel den Rücken gewendet hätte, würde ich ihn Ihnen gern zur genauen Besichtigung ad oculos rücken. Es ist eine treffliche Edition — Amstelodami, ex officina Henrici et Theodori Boom — mit einem Frontispicium vom berühmten Maler und Kupferstecher Romyn de Hooghe; he?!"

„Ich war ein Reitersmann in meiner Jungheit, und habe schon und leider als Junker Heinrich von Herstelle meines Informators Latein an den Büschen hängen lassen," erwiederte der Mönch. „Ich danke Euch herzlich, mein lieber junger Freund, und befehle Euch dem Schutze des Allerhöchsten. Sonsten haben wir auch zu Corvey eine mächtige, fürtreffliche Bücherei, und sie würden mich weidlich auslachen, wenn ich von der Reise Dergleichen ihnen mitbrächte und zutrüge."

„Eulen nach Athen," murmelte der Student. „Ich wills aus Höflichkeit glauben; also — vergnügliche gute Nacht, mein Pater."

Der Mönch verneigte sich abermals und ging; der Helmstedtische Studiosus blieb und rief, als der Bruder Henricus ihm aus Gehörweite entfernt zu sein schien:

„Also wiederum abgeblitzt! Da lohnt es sich in Wahrheit, seinen Musquedonner oder seine Schnapphahnflinte zu laden! Pulver und Blei! Palsambleu! mille millions tonnerres! kein Fluch in teutscher Zunge kann da ausreichen, um einem Menschenkind Luft zu machen. Da nimmt der Pfaff meinen warmen Sitz am Corvey'schen Stiftsküchenfeuer in seiner Kutte mit hin; aber — das ist die Zeit, so ist die Zeit! so sind sie Alle — gleichviel ob katholisch oder lutherisch aufgewichst! o du heiliger Simson von der Collegienkirche! o ihr Fleischtöpfe der alma mater Julia! o du lange Burschenbank im Duckfteinkeller! — Und solch einem Böotier hab' ich meinen Lauriger für ein Nachtessen angeboten?! Schäme dich, Lambertus, und geh' in dich. Bei den Unsterblichen, es bleibt also bei einem Nachtquartier in den Ruderis des Herrn Feldzeugmeisters von Wrangel. Gesegnet sei sein Angedenken! gesegnet sei sein Durchmarsch nach dem Allgäu zum Bregenzer Sturm! Gesegnet seien seine Carthaunen und Bombarden von Anno Sechsundvierzig! Da kriegte man doch wahrlich Lust, selbst den Tilly und den Generalfeldmarschall von Gleen, und das Jahr Vierunddreißig mit seinem „Salzkotter Quartier!" hochleben zu lassen. Was finge nun heute Unsereiner an ohne die Ruinen vom Höxterschen Blutbad?!"

Ei ja, aber wer hatte sonst in dieser Nacht ein ruhig, warmes Quartier, ein sicheres und behagliches Kopfkissen und Deckbett in Huxar an der Weser? Eigentlich Niemand. Es kam Keiner zu einem gesunden Schlaf, außer den gesunden Kindern. Es war eben in der Woche nach der Sündfluth, und wie die übriggebliebene Familie Noah sehr bald in Gezänk und Hohn gegen einander ihrem Unbehagen in der verwüsteten Welt Raum gab; so lag die Hözter'sche Bürgerschaft jetzt schon im Hader unter einander und sich im Haar.

Sie hatten sich — Beide, Katholiken wie Lutheraner — Manches von der fremdländischen Besatzung gefallen lassen müssen, von dem Herrn von Turenne und dem Herrn von Fougerais. Nun waren die Franzosen abgezogen, aber das Gift

in den Herzen und Köpfen war geblieben. Ein Jeglicher suchte nach Jemand, an dem er seine Galle, gestraft oder ungestraft — freilich am liebsten in letzterer Weise — los werden konnte, und beim rechten Lichte besehen, war Niemand vorhanden, der sich hätte anmaßen dürfen, den Wächter über die kochenden Leidenschaften zu spielen und den Deckel überzustülpen. Sie waren Alle Partei! Und der, welcher die stärkste Hand hätte haben können, nämlich Herr Christoph Bernhard, der Bischof zu Münster, führte Krieg mit den Herren Generalstaaten, pfiff auf das deutsche Reich, versah sich nichts Gutes von dem Herzog Rudolfus Augustus auf dem Amthause Wickensen und wußte zu allem Uebrigen, daß seine „gute Municipalstadt“, nämlich die Stadt Höxter, der Mehrzahl ihrer Eingesessenen nach, gleichfalls nach Wickensen ausschaute, jedoch aus einem ganz anderen Grunde als er, der Bischof.

„Laufe schnell 'mal Einer nach dem Bürgermeister!“ heißt es sonst wohl in einem gutgeordneten Gemeinwesen; aber auch das war leidergottes hier und diesmal von wenig Nutzen. Auch der Bürgermeister von Höxter, Herr Thönis Merz, war Partei. Man hatte von katholischer Seite, um ihn und seine „arme gute Stadt“ unter die Botmäßigkeit des Stiftes und des Herrn Fürstbischofs zu bringen, ihm und ihr mit Chicanen und sogar auch Handgreiflichkeiten arg zugesetzt. Seine Berichte und Klageschriften an den Schutzherrn zu Wickensen schrien laut genug darob.

Wie lange war es her zum Exempel, daß man ihn, den hochedlen Bürgermeister sammt seinem ehrbaren Rath auf die Sperlingsjagd geschickt hatte? War das keine Chicane, daß man von Corvey aus der guten und glorreichen Stadt Huxar wie der geringsten Bauerschaft der Umgegend auferlegte, ihr Quantum Sperlingsköpfe im Stiftshofe abzuliefern, vorzuzählen und aufzuschütten?!

Per vulnera Christi hatte die Stadt zum Herzog Rudolfus Augustus um Hülfe geschrien, und der Bruder Henricus konnte darüber aussagen, wie die herzoglichen Gnaden über den Fall dachten.

Ja, ja, wie sich der Bischof und der Herzog über die Weser mit Briefen und von braunschweigischer Seite vor Kurzem auch mit einigen Compagnien Fußvolks und stattlichen Reiterzügen unter die Nase rückten und Jahre lang hin- und herzogen, das steht auf manchem Blatte zu lesen, das gelb und muffig aus jener Zeit zu uns herabgekommen ist.

„Die gute uralte Stadt Höxar, welche umb ihrer Gerechtsamen und ihrer heiligen Religion halber Leib, Gut und Blut verloren, wird nunmehr als das geringste Dorf gehalten. Ihre Schlüssel sind ihr benommen, in ihrem guten Rechte sich selber einen Scharfrichter zu halten, ist sie turbiret. Selbst das Judengeleit, so die Stadt doch vor und nach Anno 1624 gehabt, ist ihr auch wieder weggenommen, daß anitzo ein Hauffen Juden alle in bürgerlichen Häusern allda wohnen, ihren Wucher treiben und dennoch der Stadt nichts geben!“

So schrie die lutherische Bürgerschaft.

„Wir werden Euch lehren, so anzäpfliche Worte ohngescheut auszusprengen!“ grollte der katholische Theil der Bevölkerung; und von Corvey aus ließen sich die bischöflichen Gnaden vernehmen:

„Mit sonderbarer Milde und Clementz haben wir bis dato Euch ungerathene, widerspänstige Leute zu Huxar tractiret. Unser landesfürstliches Recht haben wir gewahret: wie reimet sich dann, was Ihr zur Bemantelung des Braunschweigischen feindlichen Einfalls hervorbringet?“

„Sind nicht schon Bürgermeistern Johann Wildenhorern deswegen, daß er vor 16 Jahren bey weyland Herrn Abts Arnolden Zeiten in damaligen seinem Bürgermeister-Ampte für der Stadt Jura gestrebet, allererst vor 3 Jahren, wie itztermeldeten Herrn Abts Fürstliche Gnaden schon todt gewesen, Früchte weggenommen?“ klang's vom Rathhause.

„Und wer war Schuld daran,“ klang's zurück, „daß unserm Fürstlich Münsterischen Hauptmann Meyer, welcher mit zwanzig Mann bei Euch lag, das Trommelspiel, womit derselbe durch seinen Tambour die gewöhnliche Reveli, Scharwacht und Zapfenstreich schlagen lassen, gewaltthätig weggenommen und zu der Braunschweigischen Munition unterm Rathhaus hingebracht wurde?“

„Seid Ihr nicht in dieser anhängigen Sache gleichsam Judex, pars et advocatus!“ schrie die Stadt.

„Mit nichten! Von Gottes Gnaden sind Wir, Christoph Bernhard, Bischof zu Münster, Administrator zu Corvey, Eueres heillosen, rebellischen Municipii eingesetzeter und gesalbter Landesherr!“ schallte es zurück.

„Hm, Euer Liebden,“ kam's vom jenseitigen Ufer der Weser schriftlich herüber, „ohne Euer Liebden in Ihrer unstreitigen Gerechtsame und Landes-Fürstlicher Hohheit zu nahe zu treten, so haben wir doch als Erb-Schutz-Herr wegen unseres Fürstlichen Hauses Interesse dahin zu sehen, daß die arme Stadt in solchem desperaten Zustande nicht gleichsam vor unsern Augen zu Grunde gehen muge.“ Signatum: „Rudolff Augustus.“ „An den Herrn Bischoffen von Münster.“

In der gehörigen Zeit nach diesem freundnachbarlichen Schreiben war — eben der Herr von Turenne in Höxter eingerückt. Eine verständlichere Antwort auf den herzoglichen Brief hatte Herr Christoph Bernhard von Galen nicht zu geben gewußt, daß aber der gute Nachbar auf dem Amtshause Wickensen sie sofort verstanden hatte, wird uns deutlich werden, wenn der alte Reiter Heinrich von Herstelle zu Corvey Kunde davon giebt, was er im Solling sah.

Was die Judenschaft anbetraf, über deren in Wegfall gekommenes „Geleitsrecht“ die Bürgerschaft von Höxter gleichfalls so sehr erbost war, so hielt sie sich verständigerweise so still als möglich, ohne daß es ihr, wie wir zu allem Uebrigen sogleich sehen werden, viel half. — —

Und nun hatte der Herr von Fougerais am Tage vor der Heimkehr des Bruders Henricus, nach Wesel abmarschirend, die gute Stadt des Fürstbischofs von Münster verlassen und — nicht ohne seine Gründe, vorher die Brücke, die auf das rechte Weserufer überführte, abgebrochen. Christoph Bernhard mit seiner Macht stand weit in der Ferne gegen Holland: für eine Zeit waren Höxter und Corvey sich selber anheimgegeben, und wild und wüst wie in den Häusern und Gassen sah es in den Gemüthern aus.

Der Helmstedter consiliirte Studente, der, seinem Worte wenigstens nach, eben im Begriff war, ein Nachtquartier in irgend einer Ruine früheren Wohlstandes zu suchen, konnte da vielleicht unter Umständen den ruhigsten und behaglichsten Platz in ganz Huxar finden. Es war jetzt ganz Nacht und viel zu dunkel, um den Horatius hervorzuholen und, mit dem Zeigefinger zwischen die Blätter greifend, sich ein Vaticinium aus ihm herauszulangen, wie man früher desgleichen sich aus dem Virgilius holte. Herr Lambert ging deshalb einfach wie jedes andere Menschenkind, wie das Schicksal ihn führte; und bis jetzt hatte dasselbe ihn, wo nicht immer behaglich, so doch stets recht vergnüglich durch die arge Welt geleitet.

V.

Wir sind allesammt in dieser argen Welt gleich Kindern, denen das Schreiben gelehrt und vom Meister die Hand geführt wird. Nun gingen wir nur allzu gern sofort dem Bruder Henricus nach; allein schon hat man uns auf die Schulter geklopft und nach einer anderen Richtung hingedeutet.

Wie die beiden Anderen, die mit ihr den wilden Strom überschifft hatten, war die Kröppel-Leah nach Hause gegangen. Und wenn der Pfarrherr von St. Kilian hinter der vor dem Neffen verriegelten Thür sein Weib am warmen Ofen, wenn der Mönch von Corvey seine Zelle fand, so fand die Greisin ihre Heimath in Ordnung — wie die Zeitläufte es erlaubten. Fünfzig Mann von einem picardischen Musketierregimente hatten in ihrem Hause gelegen und es sich darin während ihrer Abwesenheit behaglich gemacht! Die Hausthür war halb aus den Angeln gerissen, der größte Theil der Fensterscheiben auch hier zertrümmert. Sämmtliches Geräth war in Stücke zerschlagen worden. Die Wände waren vom Rauch geschwärzt und sonst besudelt und mit Namen und wüsten Zeichnungen versaut: die fremden Gäste hatten nicht Alle schreiben können, aber sie hatten sämmtlich zu zeichnen verstanden — und wie!

Die fünfzig französischen Kriegsmänner hatten das Judenhaus für sich allein gehabt; aber noch am Tage ihres Abzuges mit dem Herrn von Fougerais oder vielmehr am Abende dieses Tages hatte sich Jemand eingefunden, der eine Weile starr mit gefalteten Händen und unterdrücktem Schluchzen ob der Wüstenei dastand, bis

er in ein lautes Weinen ausbrach; und dieser Jemand war ein kleines Mädchen von vierzehn Jahren, der Greisin letzte Enkelin, gewesen. Wo das Kind sich während der letzten wilden Wochen verborgen gehalten hatte, war dem Stift und der Stadt gleichgültig; wenn auch uns nicht. Jetzt war es wieder da und weinte auf den Trümmern des Hauses seiner Großmutter gerade so laut und bitterlich wie weiland der Prophet Jeremias auf den Trümmern der großen Stadt Jerusalem.

Doch das Kind hatte sich gefaßt. Es war eben auch ein Sprößling jenes tapfersten aller Völker, das sich auf jedem Brandschutte seines Glückes schier noch hartnäckiger als das deutsche Volk mit seinen Wurzelfasern wieder anzuheften wußte. Vor allen Dingen hatte das Kind aus dem Hause der Glaubensgenossen, in welchem es von der Barmherzigkeit aufgenommen worden war, ein Lämpchen geholt und mit diesem in der Hand seine schwere Arbeit angefangen. Das kleine Judenmädchen hatte das Haus gereinigt!

Mit seinem Lämpchen in der armen, winzigen, zitternden Hand suchte es das verwüstete Haus ab vom Keller bis zum Boden, und häufig stöhnte es und rief den Gott seines Volkes an, wenn es wieder ein schlau und sicher angelegtes Versteck von der in diesen Angelegenheiten noch schlaueren, auch auf dergleichen ausstudirten Soldateska des Herrn Marschalls von Turenne aufgefunden und ausgestöbert fand. Und das Kind war ganz allein in seiner Noth gewesen. Niemand hatte sich darum gekümmert in Höxter, wenn der Schimmer der kleinen Lampe bald hier, bald dort an einer der leeren, schwarzen Fensteröffnungen vorüberflimmerte. Der Volks- und Glaubensgenosse Meister Samuel hatte die Lampe hergeliehen; sein Weib Siphra hatte einen Handkorb mit einem schwarzen Brot, einem schlechten Messer ohne Griff, einen irdenen Krug und einen mit Draht umflochtenen Kochtopf dazu gethan:

„Wir würden dir die Taschen mit Gold und Silber füllen und dir eine Herde von Zicklein und Böcklein voraufgehen und dir einen Wagen voll Mehl und Honig und Oel und Gewürz nachfahren lassen, wenn wir's könnten; aber wir können's nicht, Simeath!“ hatte man in Meister Samuel's Hause gesagt.

„Da hast du noch einen Besen; es ist wohl der schlechteste, aber wir brauchen alle übrigen selber,“ hatte die Frau Siphra hinzugefügt, und so war das Kind mit herzlichem Dank und überströmenden Dankesthränen gegangen und hatte es dem König Louis, dem Bischof von Münster, dem Herrn von Turenne, dem Herrn von Fougerais, dem Stift und der Stadt zum Trotz möglich gemacht, sich einzurichten, bis die Großmutter heimkehrte.

Nach dem Hofe zu gelegen, befand sich im oberen Stockwerke des Hauses ein enges, dunkeles Gemach, in welchem monsieur le Sergent mit seiner Zuhälterin, einer dicken Champenoise aus Troyes, sein Quartier aufgeschlagen gehabt hatte und das demnach nicht ganz so ruinirt worden war als die übrigen Räume. In dieser Kammer stand noch das Bett aufrecht, sowie auch ein Tisch, dem nicht mehr als ein Bein abgeschlagen worden war. Zwei oder drei noch sitzgerechte Schemel waren auch dem scherzhaften Muthwillen des abziehenden Heeres entgangen.

Schlimm genug sah es freilich auch hier auf dem Estrich, in den Winkeln und an den Wänden aus, und das Bettzeug warf Simeath sofort mit Schaudern in den Hof hinunter. Jedoch da war der Besen und die fleißige, harte, kleine Hand! Um Mitternacht war das Stübchen gekehrt, der Tisch festgestellt und vom nächsten verlassenen Cavallerieposten in der Gasse ein zurückgelassenes Bund Stroh in die Bettstelle der Mamzelle Genevion heraufgeschleppt: eine Viertelstunde nach Mitternacht lag Simeath in diesem Stroh und schlief der Heimkunft der Großmutter entgegen.

Wie das Kind erwachte — vielleicht aus einem glücklichen Traume! — wie es aufrecht saß und sich, verstört zum Bewußtsein kommend, in der Scheußlichkeit rings umher umsah; — wie es den Tag bis zur abermaligen Dämmerung des Abends hinbrachte, wollen wir auch nicht beschreiben. Wir sahen die Großmutter mit ihrem Bündel, von dem Spott und den bösen Blicken der Wachtmannschaft an der Weserfähre verfolgt, humpelnd ihren Weg nach ihrer Behausung zu nehmen. Wir malen uns in der Phantasie aus, wie sie

vor dem Hause stand und nach den zerbrochenen Scheiben hinausstarrte, wie sie dann über die zertrümmerte Schwelle durch die thürlose Pforte trat, und wie ihre Enkelin aufschreiend und mit ausgebreiteten Armen ihr entgegenlief und umherdeutete:

„Sieh'! sieh'! — Alles hin! nichts heil; — Alles voll Ekel und Graus; — Alles wüste, Alles von den schlechten, wilden Menschen zu Grunde gerichtet!“

Nachher hat die Greisin das Haupt gesenkt und einen Spruch in der Sprache ihrer Väter gesagt. Nachher hat das kleine Mädchen die alte Mutter die Treppe hinaufgeleitet und sie in das gereinigte Stübchen geführt. Nachher ist es wieder ganz Nacht geworden; die kleine Lampe aus dem Hause des Meisters Samuel und der guten Frau Siphra brennt auf dem Tische, der von Simeath so künstlich zum Stehen gebracht wurde: Großmutter und Enkelin sitzen an diesem Tisch einander gegenüber. Das Bündel mit der Erbschaft aus Gronau im Fürstenthum Hildesheim liegt unter dem Tische.

„Mein gut Kind, wie oft hat der Feind oder das böse Volk in der Stadt dieses Haus umgestürzt, seit ich Athem ziehe? Wer so weit herkommt aus der Zeit wie ich; wer den tollen Christian und den Tilly, den Herrn von Gleen, die Herzogin von Hessen, den Feldmarschall Holzappel, den Wrangel und so viele kleinere wilde Heeresführer vorüberreiten oder über sich wegtreten ließ, der macht sich wenig mehr aus dem Herrn von Turenne und dem Herrn von Fongerais! Ich sehe nur wieder, was ich schon ein Dutzend Male sah. Es ist eine Zeit, in welcher der Mensch das Schlimmste als das Gewöhnlichste hinnimmt. Weine nicht, mein liebes Herzchen, du bist jung und magst noch in eine reinlichere, bessere Zeit hineinleben!“

So hatte die Kröppel-Leah getröstet, und währenddessen hatte der Pastor zu St. Kilian in der bekannten Weise seinem Neffen eine recht gute Nacht gewünscht; währenddessen hatte der Student seinen Tröster im Jammer, den Horatius dem Bruder Henricus zum Kauf oder für ein Abendessen und Nachtquartier hingehalten; währenddessen — war von der Erbschaft der alten Jüdin an einem Orte, den wir jetzt erst betreten, die Rede.

Am Corveythor in einer Schenke, die im Schild als Zeichen einen Mann führte, welcher in einem Oelkessel tanzte, in der Kneipe zum heiligen Vitus wurde von dem Bündel der Kröppel-Leah gesprochen.

Der Student, Herr Lambert Tewes, war dreimal in das zerbrochene Mauerwerk früheren städtischen Wohlbehagens hineingetappt und hatte sich nach den Ruderis der Herdstellen hingetastet:

„Brr!“ hatte er jedesmal geächzt, und zum vierten Male wiederholte er den Versuch, sich ein Nachtlager unter den Ruinen des dreißigjährigen Krieges in Höxter zu suchen, nicht.

„Basolamano, messieurs, meine hochgünstigen Herren!“ sagte er höflich beim Eintritt in die Kneipe zu Sanct Veit am Corveythor; ein heller Jubel und lautstimmiges Halloh begrüßten ihn dagegen.

Bis auf den Stadtcorporal Polhenne waren sie allesammt wieder vorhanden und noch einige ihres Gelichters dazu. Eine saubere Gesellschaft, meistentheils auch bereits halb angetrunken und zu jeglichem Schabernack und Unfug bereit! Da war auch der Schulkamerad Wigand Säuberlich, mit dem die Höxteranischen Scholarchen ihren gelehrten Kohl nicht hatten schmelzen können; und dieser, nämlich der Säuberlich, war's auch hier, der den Studenten zuerst wieder am Knopfe faßte, ihm mit einem schäumenden Bierkrug unter den Bart trat und schrie:

„Da haben wir ihn! Kerl, wo hast du gesteckt? Seit einer Stunde sehnen wir uns nach dir wie eine alte Jungfer nach dem Hochzeiter. Juchheh, jetzt ist der Ofen geheizt und der Braten fertig! Tragt auf, gute Gesellen; Messer und Gabel heraus! Du gehst doch mit uns, Lambert?“

„Wohin, Signor Strillone?“

„Keine fremden Zungen jetzo, Alter! Wir verbitten uns das. Du gehst mit uns, wohin wir dich führen werden.“

„Schlecht Wetter draußen —“

„Aber gut genug, um eine lustige Nacht daraus zu machen in Hörar! Sämmtliche gegenwärtige ehrbare und fröhliche Cumpanei, Mann für Mann, geht mit.“

„Aber zuerst will ich doch wissen, was es giebt, Gevattern!“

„Hunger und Wuth, Herr Doctor!“ schrie's aus dem Haufen. „Alles, was die Franzosen uns gelassen haben.“

„Und einen elenden Durst dazu!"

„Ja trinken könnt Ihr, aber es ist das letzte vom Faß, und kein allerletztes giebt es offenkundig in Höxter! Gerade deshalb wollen wir die Kellerschlüssel holen. Die Lutherischen fallen auf die Katholiken und umgekehrt. Daß wir deinem Onkel auch in der Vergadderung einen Besuch machen, wirst du sicherlich nicht übel nehmen, Lambert."

„Scabies capiat — der Teufel hole meinen Herrn Onkel!" rief der Student; doch jetzt nahm ihn Hans Vogedes am Arm und flüsterte ihm zu, um, wie er meinte, sein letztes Schwanken und Ueberlegen triumphvoll zu besiegen:

„Und nachher oder darzwischen fallen wir auch den Juden auf die Köpfe! Was? He? Was sagt Ihr?"

Der Student sah den Verführer einen langen Augenblick an, und dann sagte er:

„Ihr seid eben aus Merxhausen, Fährmann!" Als worauf beinahe schon jetzt der allgemeine Judenprügel hier in der Kneipe zum heiligen Veit losgegangen wäre. Um aber die Erwiederung des Studenten und die Erbosung des Biedermannes Hans Vogedes vollkommen zu würdigen, bedarf es einer kurzen Erläuterung des Wortes.

Als nämlich der böse Feind, der Versucher, unseren Herrn Jesus Christus auf die Zinne des Tempels in Jerusalem führte, sprach er zu ihm — nach einer Tradition, die sich an der Weser erhalten hat —: „Wenn du niederfällst und mich anbetest, soll dir dieses Alles gehören, bis — bis auf Merxhausen und Sievershausen dort im Solling; — die beiden Dörfer behalte ich mir vor."

„Aus Sievershausen bist du nicht, Tewes," sagte Hans der Schiffer mit erhobener Faust, „aber deiner Ehrbarkeit wegen haben sie dich auch in Helmstedt nicht mit Fußtritten aus dem Thor gejagt. Du aufgeblasener Windsack, du Holzbock, willst hier und in jetziger Stunde einem braven Kerl aufmucken? Wahre deinen lateinischen Schädel, du Bettelstudent!"

Von oben bis unten betrachtete Meister Lambert sich den wüthenden Strolch von Neuem; dann trat er gleichmüthig einen Schritt weiter an den Tisch, ergriff den ersten besten Krug, hob ihn an den Mund, ließ den Inhalt bedächtig die Gurgel herniederlaufen, seufzte, stieß das leere Gefäß mit einem Krach auf die Platte nieder und declamirte mit vollem Pathos:

„Wie Lamm und Wolf befehden sich
Vom Anfang an, so haß' ich dich.
Denk du an den Ibererstrick
Und an die Striemen im Genick,
Item am Bein der Schellenring,
Monsieur, war ein beschwerlich Ding!

Ist das der Weg, auf dem du mich mit dir nehmen willst, o Menas?"

„Kreuz und alle Donner!" schrie der Fährmann, mit dem Schaume vor dem Mund auf den Studenten losstürzend; aber Wigand Säuberlich warf sich ihm vor und fing seinen Arm auf:

„Halt, halt! Es steht im Buche!"

„Steht das so im Buche? Steht das so in seinem Buche?" schrie die übrige Compagneia. „Heraus damit, er soll's beweisen, der Lambert, daß das so über den Hans gedruckt ist!"

„Es steht in meinem Buch, Ihr Herren!" lachte der Helmstedter, „haltet ihn mir nur noch einen kurzen Augenblick vom Leibe; ich trete den Beweis der Wahrheit an, und nachher gebt Jedem ein Rapier; — auf die Faust laß ich mich nicht ein mit ihm!"

Er hatte seinen Horatius hervorgezogen und las und jetzo mit dem allerhöchsten Pathos:

„Lupis et agnis quanta sortito obtigit,
Tecum mihi discordia est,
Ibericis peruste funibus latus,
Et crura dura compede!"

„Sakerment!" stöhnte die ganze hochlöbliche Gesellschaft und kratzte sich hinter den Ohren. „Gieb dich zufrieden, Hans Vogedes; dagegen kommst du nicht auf! Das ist die Zunge, in der sie Urtel und Recht sprechen. Das verfluchte wälsche Galgenlateinisch könnte Einem den ganzen Spaß von vorn herein verleiden. Man sieht dabei ordentlich den grünen Tisch mit seinem Behängsel von Graubärten und geifernden Rath-, Richter- und Advocaten-Schnauzen vor sich! Na, wer geht nun noch mit ins Plaisir?"

Sie gingen dem „Galgenlateinisch" zum Trotz Alle bis auf den Studenten; dieser aber hielt noch eine kleine Rede.

„Bin ich deshalb der erlauchten Mutter Julia, der göttlichen Karoline durchgebrannt, um einem armen Judenweib

und seinem Packen schiele Blicke nachzuwerfen?! Apage, apage — weiche von mir; das heißt, Ihr Herren, was kümmert's mich! Macht, was Ihr wollt; aber mich laßt damit ungeschoren. Ich werde das Haus hier hüten und die Bank für Euch warm halten."

Es ging noch ein Murren durch den schlimmen Kreis, doch Lambert ließ sich das wenig anfechten. Er rückte behaglich am oberen Theil des Tisches neben dem Ofen in die Reihe der noch Sitzenden, indem er das eine Bein über die Bank schwang.

„Bruderherz, bedenke dich noch einmal," sprach ihm Wigand Säuberlich zu.

„Bruderherz, das thu' ich auch; aber sieh' mal, Herzbruder, wer sollte denn die Historie Eurer glorreichen Heldenthaten auf die Nachwelt bringen, wenn einer Eurer Knüppel mir im Durcheinander das Gehirn ausschlüge?"

„Also ohne dich! Marsch, Ihr Brüder! En avant, wie der Herr Commandante, der Hund, der Fougerais, zum Abschied schrie. Es ist eben eine Zeit, in der Jeder seinen eigenen Willen haben muß. Unsere Väter haben es uns nicht anders gelehrt!"

„Bei den unsterblichen Göttern, so ist's!" schrie der Student; als aber die Rotte hinausgestürmt war, sprang er von der Bank auf und auf den Tisch und jauchzte:

„Höxter und Corvey!"

So rufen sie dort auf der Kegelbahn, wenn alle Neune fallen. (Schluß folgt.)

Bilder aus dem Alterthum.

Von

Adolf Stahr.

I. Das große Seekampfschauspiel auf dem Fucinus-See unter Kaiser Claudius.

1. Der Fucinus-See und seine Ablassung.

Der Fucinus-See, heute nach einer der ihn umgebenden Städte Lago di Celano genannt und von Rom etwa dreizehn deutsche Meilen entfernt, war und ist der größte aller Kesselseen von ganz Italien. Man erreicht ihn von Rom aus, wenn man auf der Straße von Tivoli, dem alten Tibur, von wo die alte Via Valeria als Fortsetzung der alten Tiburtinischen Heerstraße an das Adriatische Meer führte, den Weg über die heutigen Städtchen Arsoli, Carsoli, Tagliacozzo und Avezzano bis nach Celano verfolgt. Von der Berghöhe der letzteren Stadt, die etwas über eine Stunde weit ab an dem nordöstlichen Ufer des Sees gelegen und unter allen ihn jetzt umgebenden Ortschaften die bedeutendste ist — sie zählt zwischen sechs- bis siebentausend Einwohner — genießt man nicht minder wie von dem etwas weiter nördlich zurückgelegenen uralten Alba aus die herrlichste Aussicht über das gewaltige Wasserbecken, dessen heutiger Umfang auf mehr als sieben deutsche Meilen und dessen Flächeninhalt auf achtunddreißig englische Quadratmeilen geschätzt wird. Seine Tiefe beträgt nach einer im Jahre 1852 an der östlichen Seite bei San Benedetto angestellten Messung 53 Fuß, seine Höhe über der Meeresfläche 2200 Fuß, so daß er in kalten Wintern theilweise oder auch vollständig gefriert. Seine größte Länge beträgt 3, seine größte Breite zwischen $1\frac{1}{2}$ bis 2 deutsche Meilen.

In der Mitte des Apenninen-Gebirges gelegen, bildet er das Reservoir aller Bergwasser desselben, ohne daß ein natürlicher Abfluß sichtbar wäre, bald sinkend, bald steigend. Ihn umgiebt eine große Anzahl von Ortschaften, theils in der Ebene, theils an und auf den umgebenden Bergzügen liegend, unter denen neben Celano und Alba die Marktflecken Avezzano, Capistrello, San Benedetto, Collarmeno und andere die bedeutendsten sind.

Die ganze Gegend ist von großer landschaftlicher Schönheit und nur darum für die zahlreichen Italien bereisenden Touristen und Landschaftsmaler so gut wie verschlossen, weil zu der Unwegsamkeit der Straßen und zu dem gänzlichen Mangel an Gasthäusern und Quartieren sich auch ein hoher Grad von Unsicherheit für den Reisenden gesellt, die in den letzten zwanzig Jahren nur immer noch gestiegen ist. Die Berge zum Theil mit dichten Eichenwaldungen bestanden oder mit der wilden Salbei bedeckt, und wechselnd mit Thä-

lern voll dichten Buschwerks, bergen außer zahlreichem jagdbaren Wild auch noch Wölfe, wilde Eber und Luchse, die Letzteren von dem Landvolk Pardel-Katzen (gatta pardò) geheißen. Der vorwiegende Charakter der Landschaft ist großartige Wildheit und Erhabenheit. Wenn man bei Campistrello von dem Monte Salviano — der seinen Namen von dem ihn bedeckenden Kraute der Salvia führt — auf den Fuciner-See hinabschaut, den ein Kranz von hohen Bergen amphitheatralisch umschließt, unter denen der Velino im Norden und der hohe Gebirgszug des Majella im Süden über alle anderen majestätisch emporragen, so glaubt man sich in eine der schönsten Scenerien der Schweizer Gebirgslandschaft versetzt. Wenige Stunden davon befindet sich ein Wasserfall, do Scieppo geheißen, der selbst den berühmten Fall von Terni an Höhe übertrifft und unter dessen weitgeschwungenem Bogen man am Fuße des Felsens durchgehen kann. Die in der Nähe des Sees liegenden Ortschaften, meist uralte Culturstätten und auf antiken Trümmern erbaut, sind voll von Resten uralter Polygonalbauten aus vorrömischer Zeit, die mit römischen Bauresten und Inschriften und mit Ruinen mittelalterlicher Baronalschlösser abwechseln. Ueberhaupt ist der Boden dieser ganzen Landschaft gleichsam getränkt mit historischen Erinnerungen. Nicht weit von diesem See ward die Schlacht von Tagliacozza zwischen Conradin, dem letzten Hohenstaufen, und dem grausamen Karl von Anjou in der Nähe desselben Städtchens Alba geschlagen,* dessen feste Burg zur Römerzeit so viele überwundene Könige, unter ihnen auch den König Perseus von Macedonien und seinen Sohn Alexander, sowie den Numidienkönig Syphax und den Arwernerkönig Bituitus, als Staatsgefangene einschloß. Es ist dies dieselbe Stadt, deren tapfere, freiheitliebende Bürger Cicero in der vierten seiner berühmten Philippischen Reden (IV, 3, 6) als eine Hauptstütze der sterbenden Republik verherrlicht hat.

Der Fuciner-See hatte bereits Jahrhunderte lang durch seine Ueberschwemmungen die umliegenden Landschaften mit wiederholten schweren Verwüstungen heimgesucht und die Umwohner desselben, die energischen Marser, deren Aecker, Fluren und Ortschaften darunter schwer zu leiden hatten, waren trotz aller Anstrengungen nicht im Stande gewesen, dauernde Abhülfe dieses Landesunheils zu schaffen. Sie hatten sich zuletzt an den allmächtigen Dictator Julius Cäsar um Hülfe gewendet. Aber sei es, daß derselbe vor den Schwierigkeiten zurückschreckte, oder daß ihm die Dolche der verschworenen Mörder, die so viele seiner großen Entwürfe zerschnitten, nicht die Zeit vergönnten, das Unternehmen zu versuchen, — ihre Bitten blieben unerfüllt. Auch die zunächst folgenden römischen Kaiser, Augustus, Tiberius und Caligula, konnten oder wollten nicht versuchen, der bedrängten Landschaft Abhülfe zu schaffen.

Der berühmte griechische Geograph Strabo, der für den Zweck seines großen geographischen Werkes auch Italien zur Zeit des Augustus sorgfältig bereiste, sagt in demselben, daß der See „an Größe einem Meere gleich sehe". Er vernahm von den Umwohnern, „daß sich derselbe zuweilen bis zum Fuße der Berge fülle und dann wieder so abnehme, daß er die durch Ueberschwemmung versumpften Stellen wieder trocken lege und der Bebauung darbiete". Als Grund dieser Ueberschwemmungen nannten ihm die Einen Ortsveränderungen der Quellen in der Tiefe des Sees; Andere ein zeitweises gänzliches Verschwinden derselben, gefolgt von einem erneuten gewaltsamen Hervorbrechen. (Strabo, Geogr. V, 3 S. 240.) Strabo, der sein Werk in den ersten zehn Regierungsjahren des Kaisers Tiberius abschloß, hatte also noch von keiner Abhülfe zu berichten. Erst dem bisher von der Geschichte vielfach ungerecht beurtheilten Kaiser Claudius, dessen Regierung überhaupt vor allen Kaisern der Julischen Dynastie durch die Ausführung der größten Nützlichkeitsbauten ausgezeichnet ist, war es vorbehalten, ein Unternehmen zu wagen, das durch seine ungeheure Schwierigkeit und Kostspieligkeit alle Vorgänger des Kaisers abgeschreckt, ja, dessen Ausführung bis dahin für unmöglich gegolten hatte. Wenn man dazu bedenkt, daß dieser Kaiser bei seinem Regierungsantritte einen durch seinen halb wahnsinnigen Vor-

* Vergl. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom Th. V. S. 425 bis 428.

gänger, Caligula, völlig geleerten Schatz und vollständig zerrüttete Finanzen überkam, so wird die aufrichtige Bewunderung, welche ein zeitgenössischer römischer Schriftsteller, der ältere Plinius, den von Claudius ausgeführten Bauunternehmungen zu zollen sich gedrungen fühlt, nur noch erhöht. Plinius nennt unter denselben, neben zahlreichen, quer durch die Berge durchgebrochenen Verbindungsstraßen und vielen kostspieligen Brückenbauten, auch die Abdämmung des Lukriner-Sees — d. h. des Meerbusens von Puteoli — vom tyrrhenischen Meere durch einen acht Stunden langen Damm; die Anlegung des Hafens von Ostia, des kolossalsten Hafenbaues der römischen Welt; die Ausführung der nach dem Kaiser benannten Wasserleitung, „welche an Kostenaufwand alle früheren übertraf". „Durch diese Wasserleitung", sagt er, „wurden die beiden Quellen Curtius und Caeruleus und der Anio Novus vierzig römische Meilen weit her in solcher Höhe in die Hauptstadt geleitet, daß dadurch alle Hügel derselben reichlich mit Wasser versehen wurden. Die auf dieses Werk verwendeten Kosten betrugen 350 Millionen Sestertien."*

Eben derselbe Schriftsteller ist denn auch der älteste und gewichtvollste Zeuge für das kolossale Unternehmen des Kaisers Claudius, den Fuciner-See trocken zu legen. Plinius erlebte dasselbe und seine Vollendung als Augenzeuge, und sein kurzer Bericht verdient vor allen anderen Beachtung und Glauben. Dieser Bericht, den er erst lange nach dem Tode des Claudius und dem Untergange des Julischen Kaiserhauses unter der neuen Dynastie der Flavier niederschrieb, lautet folgendermaßen: „Zu den denkwürdigsten Unternehmungen desselben Kaisers Claudius darf ich wohl ein Werk rechnen, welches leider durch die gehässige Gesinnung seines Thronfolgers gegen ihn aufgegeben worden ist, nämlich die Durchgrabung des Berges zur Ablassung des Fuciner-Sees, worauf wahrhaft unsagbare Geldmittel und eine ungeheure Menge von Arbeitern eine lange Reihe von Jahren hindurch verwendet wurden. Es mußten dazu Wasseransammlungen da, wo der Berg aus Erde bestand, durch Maschinen in die Höhe gehoben, oder es mußte das Felsgestein durchhauen und Arbeiten im Innern des Felsgebirges in der Finsterniß ausgeführt werden, von denen sich Niemand, der sie nicht selbst gesehen, eine Vorstellung machen kann und die jeder Schilderung durch Menschenworte spotten."*

Was Tacitus anlangt, so begnügt er sich mit der bloßen Erwähnung des von Claudius unternommenen Bergdurchstichs, ohne ein Wort über das Nähere des großartigen Unternehmens und dessen weitere Schicksale hinzuzusetzen. Denn nach seinen Begriffen von der Würde römischer Geschichtsschreibung gehören Dinge, wie diese überhaupt nicht in dieselbe;** und während er alle Scandalgeschichten der Hauptstadt und alle kriegerischen Ereignisse, bis zu den kleinsten Scharmützeln mit halbwilden aufständischen Bergvölkern ausführlich berichtet, übergeht er die großartigen Unternehmungen des Friedens an Land- und Wasserbauten, Kunstwerken und dergl. mit einem, für uns freilich sehr verdrießlichen, Stillschweigen, falls sich daran nicht etwa — wie an die Erbauung des hölzernen Amphitheaters von Fidenä*** — der Bericht eines großen Unglücksfalles knüpft. Und so erwähnt er denn auch an der betreffenden Stelle seiner Annalen nur das anfängliche Mißlingen der Ablassung der Wassermassen des Sees unter Kaiser Claudius, weil eine dadurch herbeigeführte Störung der Festlichkeiten, sowie die Lebensgefahr des anwesenden Hofes ihm Gelegenheit geben, den ersten Ausbruch der Feindschaft zwischen der Kaiserin Agrippina und dem Minister Narcissus daran zu knüpfen.

Sein Zeitgenosse Sueton ist ausführlicher. Von ihm erfahren wir einige nähere Umstände des großartigen Unternehmens. Nach seinem Berichte war es nicht bloße „Ruhmsucht", welche Claudius bewog, das Werk in Angriff zu nehmen, sondern neben dem Nutzen für die Landschaft auch die Aussicht auf Gewinn durch das trocken zu legende Areal des Sees, welches man sich von den Umwohnern ebenso wie das zu

* Etwa 75 Millionen Mark

* Plinius Hist. nat. 36, 15. 122—125.

** Er spricht dies selbst offen aus Ann. XIII, 31.

*** Tacit. Ann. IV, 62. und dort die Anmerkungen zu meiner deutschen Uebersetzung S. 331 bis 334.

den Canalarbeiten nöthige Terrain hatte im voraus abtreten lassen. Es hatten sich sogar Capitalisten in Rom gefunden, welche um den Preis der Ueberlassung der durch die Ableitung zu gewinnenden Aecker sich anheischig machten, die Ableitung des Sees auf ihre Kosten zu bewerkstelligen. Um so bereitwilliger nahm der Kaiser das Werk von Staats wegen in Angriff, da er sich durch die Ausführung großen Gewinn für die Staatscasse versprach. An der Spitze des Unternehmens stand, nach Tacitus, der allmächtige Minister des Claudius, Narcissus. Die Ausführung zeigte sich indessen noch schwieriger, als man sie sich vorgestellt hatte; aber sie gelang zuletzt, wie wir aus Plinius ersehen haben — wenn auch, wie Sueton bemerkt, „mit großer Mühe und Noth". Der Bericht des Letzteren lautet: „Auf eine Länge von dreitausend Schritt* wurde der Berg theils da, wo er aus Erde bestand, durchgraben, theils das Felsgestein durchgehauen und so schließlich der Ableitungscanal, wenn auch mit großer Mühe, zu Stande gebracht: eine Arbeit, welche elf Jahre dauerte, obschon während dieser Zeit stets dreißigtausend Menschen ohne Unterbrechung an der Arbeit thätig waren." ** Natürlich forderte ein so ungeheures Werk nach der Vollendung fortwährend aufmerksame Sorgfalt und bedeutende Unterhaltungskosten. An beiden aber ließ es Claudius' Nachfolger, der Kaiser Nero, wie Plinius behauptet mit bewußter Absicht, fehlen, wie denn überhaupt seine Politik und zumal die seiner Mutter Agrippina, der Mörderin Claudius', darauf gerichtet war, den ermordeten Kaiser selbst, seine Regierung und seine Unternehmungen in möglichst ungünstigem Lichte erscheinen zu lassen und seine persönlichen Eigenschaften in aller Weise zu verkleinern und zu entstellen. So verfiel das gigantische Werk der Ableitung des Fucinus-Sees unter Nero's und seiner Nachfolger Regierung, und erst unter Trajan und Hadrian scheinen theilweise Herstellungsversuche gemacht zu sein.

Der Claudische Emissar ging aus von der südwestlichen Seite des Sees und führte dessen Wasser durch den heutigen Monte Salviano in ziemlich gerader Richtung vorbei an dem jetzigen Städtchen Capistrello, welches auf einer Höhe am Zusammenstoß des Roveto- und des Ner- Thales liegt, in den Fluß Liris, einen der bedeutendsten Flüsse von Mittel-Italien, heute Garigliano geheißen, der durch das Land der Marser hindurchziehend, sich zuletzt in den Meerbusen von Gaëta ergießt.*

Wenn man zu dem genannten Städtchen Capistrello die von Rovito dorthin führende Straße aufsteigt, so passirt man die Auslaßöffnung des alten Emissars, dessen Länge nach englischen Messungen 6123 Yards (18369 englische Fuß) beträgt, was so ziemlich der Angabe Sueton's entspricht. Der zum Theil noch erhaltene alte Tunnel zeigt eine Höhe von dreizehn bei einer Breite von sechs englischen Fuß und das obere, dem See zunächst gelegene Ende desselben ist fünfzehn Fuß unter dem heutigen tiefsten Grunde des Sees. „Er ist", wie es in der englischen Beschreibung weiter heißt, „theils durch feste Kalkfelsen, theils durch losen schiefrigen Mergel (loose slaty marl) getrieben und hat dreiunddreißig Schachte zum Behufe des Betriebes der Arbeit und der nothwendigen Ventilation für die unterirdischen Arbeiter. Die Ziegelverkleidung einiger Theile des Emissars und einige Wände in der Nähe des Einganges sowie die Treppen und Stollen sind noch wohl erhalten; und in den Partien, wo man ihn durch den festen Fels geführt hat, sind die von der Hand der römischen Werkleute gemachten Schnitte noch in aller Schärfe sichtbar."

Für die Wichtigkeit und Nothwendigkeit des Unternehmens spricht außer den in alter Zeit und selbst im Mittelalter ge-

* Dreitausend römische Schritt betragen nahezu dreiviertel geographische Meilen.

** Sueton. Claudius 20: Fucinum agressus est non minus compendii spe quam gloriae, quum quidam privato sumptu emissuros repromitterent, si sibi siccati agri concederentur. Per tria autem passuum millia, partim effosso monte, partim exciso, canalem absolvit aegre et post undecim annos quamvis continuos triginta hominum millibus sine intermissione operantibus.

* Wenn Dio Cassius (60, 11) berichtet, daß Claudius den See habe in den Tiberfluß ableiten wollen, damit der letztere besser beschiffbar würde, so ist das ein Irrthum, der vielleicht dadurch entstand, daß man die Ueberschwemmungen des Fucinus-Sees mit denen des Tiber und Anio in eine Verbindung brachte und die letzteren von den ersteren ableitete.

machten Herstellungsversuchen — auch der große Hohenstaufenkaiser Friedrich II. soll an einen solchen gedacht haben — wohl am besten der Umstand, daß man in unserer Zeit unternommen hat, das große Werk des Claudius zu erneuern. Natürlich waren es, wie meistens in Italien, englische Speculanten, welche sich an ein Unternehmen machten, für welches die frühere neapolitanische Regierung weder Einsicht noch Geld übrig hatte. Eine Compagnie von solchen ließ sich von der letzteren alles durch die Entwässerung zu gewinnende Land zusichern und berief dann einen englischen Ingenieur, um den Plan zur Herstellung des alten Emissars zu entwerfen. An die Spitze des Unternehmens trat später der römische Fürst Torlonia. Im Jahre 1865 hatte man unter Leitung eines geschickten französischen Wasserbaumeisters bereits einen Theil der Wiederherstellungsarbeiten vollendet. Dieselben bestehen in der Erweiterung des alten Tunnels und der Sicherung desselben gegen Beschädigung durch Aufführung von Schutzbogengewölben und gemauerten Pfeilern, sowie in der Ausgrabung eines großen Bassins an der Stelle, wo der Emissar den See verläßt, zum Behufe der Regulirung der abzulassenden Wassermassen. Der Mangel eines solchen scheint es gewesen zu sein, welcher in alter Zeit das weiterhin zu erwähnende von Tacitus erzählte Schreckniß bei der feierlichen Eröffnung des Abzugscanals veranlaßte.

(Forts. folgt.)

Literarisches.

Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis Wieland, Rousseau, Zimmermann, Lavater, Leuchsenring, Usteri, Sophie von Laroche, Frau v. Sandoz u. A. Nebst bisher ungedruckten Briefen der Bondeli an Zimmermann und Usteri. Von Ed. Bodemann. Hannover, Hahn'sche Hofbuchhandlung, 1874.

Der Bibliothekrath Bodemann in Hannover hat sich der dankenswerthen Mühe unterzogen, in diesem Buche das Bild einer der begabtesten und geistreichsten Frauen des 18. Jahrhunderts zu entwerfen, die durch ihren Einfluß auf einen Kreis ausgezeichneter Freunde von großer Bedeutung für die Literaturgeschichte ist. Die meisten unserer heutigen Gebildeten werden freilich über diese Persönlichkeit im Unklaren sein, nur wenige werden sich erinnern, von Julie und ihren Briefen an Leuchsenring in Goethe's Dichtung und Wahrheit, Buch 13, gelesen zu haben. Die Bondeli verdient aber auch heute noch allgemein gekannt und gefeiert zu werden. Sie vereinigte nach dem Urtheile Rousseau's in sich, „was sich selten irgendwo findet: Gründlichkeit und Schönheit der Darstellung, Richtigkeit und Anmuth, den Verstand eines Mannes und den Geist einer Frau, die Feder Voltaire's und den Kopf Leibnizens." Bodemann giebt uns in seinem vortrefflichen Buch ein lebenswahres Bild von der Bondeli und ihrem Freundeskreise. Er schöpfte aus einem reichen Schatz bisher unbenutzter Briefe der Bondeli, die sich theils im handschriftlichen Nachlasse des im Jahre 1795 zu Hannover verstorbenen Hofraths J. G. Zimmermann, theils im Besitze des Urenkels von Leonh. Usteri fanden. Eine zweite Abtheilung des Buches enthält diese Briefe an Zimmermann (69) und an Usteri (43) aus den Jahren 1761 bis 1777. Julie lebte von 1731 bis 1778. Schon Sophie von Laroche hatte im Jahre 1799 einen Theil der von Julie empfangenen Briefe bekannt gemacht, in denen „der Geist der Freundin als ein großer, in tausend Facetten glänzender Diamant erscheine". Sie erregten alsbald das größte Aufsehen und das lebhafteste Interesse. Wieland schrieb damals an die Herausgeberin: „Sie haben sich durch die Mittheilung dieser Abdrücke des schönsten, hellsten, ausgebildetsten und in jeder Hinsicht vollkommensten weiblichen Geistes, der mit einem so regelmäßigen, zugleich so zarten und starken, so liebevollen und doch von aller Schwachheit gänzlich freien Herzen verbunden war, alle edlen und guten Menschen und mich insbesondere unendlich verbindlich gemacht." Und im Jahre 1800 forderte man im neuen deutschen Mercur die Laroche dringend auf, alle von der Bondeli erhaltenen Briefe vollständig und zugleich biographische Nachrichten von „jener Seltenen", und was von ihren Briefen sich noch bei anderen Freunden finde, zu veröffentlichen. Erst jetzt nach 74 Jahren konnte diesem Wunsch entsprochen werden. Wir sind Bodemann für die Publication zu dem aufrichtigsten Danke verpflichtet, denn die Briefe müssen auch heute noch „allen edlen und guten Menschen" sehr willkommen sein. Sie gestatten uns die erwünschtesten Einblicke in das interessante innere und äußere Leben einer ausgezeichneten Frau und geben uns überdies wichtige Beiträge zur Geschichte der hervorragenden Personen, mit denen sie in näherer Verbindung lebte. So finden wir, um nur dies Eine hervorzuheben, in den Briefen 35 bis 37, 45 werthvolles, bis jetzt unbekanntes Material zur Beurtheilung Wieland's.



Die „schwarze Küche“ des Alchymisten.

Das chemische Laboratorium unserer Zeit.

Von
Friedrich Schödler.

„Mein Vater war ein dunkler Ehrenmann,
Der in Gesellschaft von Adepten
Sich in die schwarze Küche schloß,
Und, nach unendlichen Recepten,
Das Widrige zusammengoß.
Da ward ein rother Leu, ein kühner Freier,
Im lauen Bad der Lilie vermählt,
Und beide dann, mit off'nem Flammenfeuer,
Aus einem Brautgemach ins andere gequält.“
(Faust.)

Wer kennt sie nicht, diese „Schwarze Küche“ des Alchymisten, die uns der Pinsel niederländischer Maler mit photographischer Genauigkeit in wiederholten Darstellungen überliefert hat. Ein geheimnißvoller düsterer Winkel, ein altes Gewölbe, spinnumwoben, ausgestattet und vollgestopft mit dem wunderlichsten Kram. Aufgehängt an Decke und Wand fremdartige Thiergestalten, grinsende Schädel und schlottriges Gebein, rings auf staubigen Gestellen allerlei Büchsen, Flaschen, Kolben und Phiolen von seltsamer Form und zerstreut am Boden mannigfaches Geräthe, Zange und Blasbalg, Tiegel und Mörser.

Der Alchymist selbst ist gradezu eine typische Figur geworden. Im schwarzen Talar und Baret, mit langem weißen Bart im geschnörkelten Sessel sitzend, auf dessen Lehne der schnurrende Kater kauert, vertieft in den alten Folianten kabbalistischer Monogramme, ist er des Augenblicks gewärtig, aus dem mächtigen Destillirapparat, unter dem die feurige Gluth lohet, den Homunculus, den rothen Drachen oder Salamander hervorgehen zu sehen.

Auch sind wir keineswegs in Ungewißheit über das Vorhaben des Alchymisten. Gold will er machen, vor Allem — Gold, denn

„Am Golde hängt,
Nach Golde drängt
Doch Alles.“

Aber auch die Essentia quinta, das Lebenselixir, das dem Genießenden ewige Jugend verleiht, der Stein der Weisen, das Aurum potabile, der Alkahest — die-

ses waren die erträumten Wundermittel, welchen so Viele Zeit, Mühe und Sorge, Hab und Gut, Gewissen und Religion, Leben und Gesundheit opferten. Der Roman hat mehrfach mit Erfolg und erschütternder Wirkung die tragische Figur des Alchymisten geschildert, die uns um so mehr als solche erscheint, da die zahllosen alchymistischen Experimente doch nur zu wenigen Entdeckungen führten, aus welchen die spätere Chemie Vortheil zu ziehen vermochte.

Mit welch' dämonischer Gewalt aber die Alchymie ihren Mann packte, festhielt und verzehrte, geht aus den Versen Spenser's, eines Zeitgenossen, hervor:

„Verlieren gute Tage, besser zu verwenden,
Und wachen Nächte durch, in unbefriedigt Brüten,
Zu eilen heut — um morgen umzuwenden,
Zu hoffen, während Furcht und Sorge wüthen;
Die Seele quälen in Verdruß und Plage,
Das Herz verzehren in verzweiflungsvoller Klage,
Elende Wichte! Unheilvollem Tod geboren,
Indeß das Leben wird in nicht'gem Ziel verloren."

Wenden wir uns aber von der schwarzen Küche und dem Alchymisten der Vergangenheit zu dem chemischen Laboratorium und zu dem Chemiker der Gegenwart, so hat das Verständniß ein Ende. Wie sieht ein modernes Laboratorium aus und wie der darin arbeitende Laborant? Was für Geräth und Material begegnet man daselbst und was macht der Chemiker darin?

In der That, nur Wenige aus dem nicht betheiligten Publicum werden diese Frage annähernd zu beantworten wissen — zu voller Befriedigung Keiner. Das Laboratorium unserer Zeit übt an sich keine Anziehungskraft aus, es waltet kein mystischer Zauber über demselben und noch weniger ein poetischer Hauch, es liefert uns weder ein stimmungsvolles Genrebild, noch eine wirkungsvolle Figur.

Wer gern einmal Einsicht nimmt von den wissenschaftlichen Instituten unserer Universitäten oder polytechnischen Schulen, der betrachtet sich wohl etwa das physikalische Cabinet mit seinen glänzenden Apparaten, oder die Sternwarte mit den stattlichen Fernrohren, oder den botanischen Garten, die Bibliothek, die Zeichensäle und Modellsammlungen — alles ansprechende und in ihren Zwecken leicht erfaßliche Institute. Aber das „chemische Laboratorium" — ja, da könnte es passiren, daß beim Versuch, auch diesem einen Besuch abzustatten, schon beim ersten Schritt die dem Neugierigen entgegenkommende Atmosphäre denselben gründlich zurückschreckt.

Dennoch müssen wir behaupten, daß das chemische Laboratorium mit seinem Zubehör jetzt zu einer der bedeutendsten und interessantesten wissenschaftlichen Werkstätten unserer Hochschulen geworden ist. Wir sagen absichtlich: „jetzt geworden ist" — denn wer noch vor etwa fünfzig Jahren der Chemie sich ergeben wollte, dem blieb kein anderer Weg, als dem damaligen Architekten, Maler, Musiker. Wie diese bei einem Baumeister, Künstler oder Componisten ein Unterkommen in der Bauhütte, dem Atelier und Orchester suchen und privatim studiren mußten, so konnte es durch besondere Gunst auch dem werdenden Chemiker gelingen, im Laboratorium eines Berzelius zu Stockholm, oder eines Gay-Lussac in Paris ein Plätzchen zu erringen, wo er eingeweiht wurde in die chemische Praktik. Und wie denn jetzt allgemein zugängliche Bauschulen, Kunstakademien und musikalische Conservatorien ihren Jüngern offen stehen, so nunmehr auch dem Chemiker das öffentliche Laboratorium.

Bevor wir aber auf dessen Betrachtung näher eingehen, lasse man uns die vorherige Frage erörtern: „Was macht heutigen Tages der Chemiker in seinem Laboratorium?"

Die Beantwortung dieser Frage ist dem Uneingeweihten gegenüber keineswegs leicht. Wir knüpfen dieselbe an eine sehr bezeichnende Anekdote, die sich auf Berzelius, den hochberühmten schwedischen Analytiker bezieht. Sein Diener, beladen mit Päckchen und Flaschen vom Materialhändler kommend, wird von einem Bekannten gestellt und gefragt: „Was treibt denn eigentlich dein Herr in eurem Laboratorium?" — „Ja", erwiederte der Famulus, „siehst du, die Sachen, die ich da geholt habe, die kommen zuerst in große Flaschen, hernach in kleinere, dann werden sie in ganz kleine Gläschen gegossen und zuletzt wird Alles zusammen in einen Kübel geschüttet, den ich jeden Morgen hinaustrage und ausleere."

In den Hauptzügen ist diese Schilderung eben so anschaulich wie richtig. Das

Laboratorium der Wissenschaft erzeugt kein Product zur Ausfuhr und Verwerthung wie das des Apothekers, welches Arzneimittel liefert, oder des chemischen Fabrikanten, das seine Producte dem Handel und den Gewerben zur Verfügung stellt.

Die Aufgabe des Laboratoriums ist, seine Schüler vertraut zu machen mit der Natur der Körperwelt, aber nicht in der Weise, wie dies von Seiten des Mineralogen, Botanikers und Zoologen geschieht, die Minerale, Pflanzen und Thiere beschreiben und eintheilen. Der Chemiker hat es niemals wie die Vorgenannten mit Individuen zu thun, sondern mit Stoffen. Seine Aufgabe ist die Beantwortung der Frage:

„Welcher Art ist der Stoff, aus dem irgend ein Körper besteht?"

Uebergeben wir beispielsweise demselben einige längst und allgemein bekannte Körper, wie Wasser, Kochsalz, Zucker, Schwefel und Gold und erwarten wir die Antwort, die ertheilt wird auf Grund der in dem chemischen Laboratorium vorgenommenen Untersuchung dieser Körper, so lautet dieselbe also: „Gold ist Gold — Schwefel ist Schwefel! Kein anderer Stoff ist darin enthalten. Wir erklären sie daher für einfache Körper — für Elemente. Das Wasser dagegen, von jeher und, in populärem Sinn, heute noch als Element bezeichnet, ist dies keineswegs. Es besteht aus zwei luftförmigen Stoffen, aus Sauerstoff und Wasserstoff, die aber selbst Elemente sind. Auch im Kochsalz hat man zwei Elemente aufgefunden — das Chlor, ein giftiges Gas, und das Natrium, ein silberglänzendes Metall. Der Zucker endlich besteht aus drei Elementen, aus Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff."

Und indem nach und nach alle erdenklichen Körper in das chemische Laboratorium gewandert sind, als in das Inquisitionstribunal ihres Standes, Herkommens, Charakters und Verwandtschaft, hat sich aus zahllosen Untersuchungen ergeben, daß die gesammte Körperwelt unserer Erde in Summa 63 verschiedene Elemente enthält, die theils vereinzelt sich vorfinden, wie Gold oder Schwefel, meist jedoch zu zwei, drei und mehr sich in vielerlei Weise mit einander verbunden haben.

Der Chemiker nennt dieses Untersuchungsverfahren die chemische Analyse, und nachdem er vermittelst dessen die Elemente kennen gelernt hat, die

„Innig gesellt,
Bilden das Leben,
Bauen die Welt." —

versucht er, alle Möglichkeiten zu erschöpfen, sowie Gesetz und Regel zu ergründen, in welchen dieselben sich zu einander gesellen. Eine unabsehbare Reihe chemischer Verbindungen ist in Folge dessen entdeckt worden, die sich als sogenannte chemische Präparate in den elegant etiquettirten Gläsern der Präparatensammlung verwahrt und aufgestellt finden.

So ist denn das heutige chemische Laboratorium eine Werkstätte, nicht des Wahnes, sondern der Wissenschaft, nicht ein Schlupfwinkel geheimen Truges, sondern ein Versuchsfeld der Wahrheit. Nicht Gold sucht der Chemiker, noch Wundermittel. Aber indem er uns den Blick erschließt in das Wesen der Körperwelt, eröffnet er der Industrie tausend Wege zu reichster Goldgewinnung, verschafft er uns eine Fülle der wohlthätigsten Heilmittel, befreit er uns nicht nur von dem Mysticismus des Mittelalters, sondern auch von dem Quark jener unglückseligen Naturphilosophie, deren Nebelbilder noch weit in das jetzige Jahrhundert hinein die Erkenntniß der Natur und ihrer Gesetze verhüllten.

In der That, wenn wir in Schelling's Wissenschaftslehre Sätzen begegnen, wie dem folgenden: „Das Wasser enthält ebenso wie das Eisen, nur in absoluter Indifferenz wie jenes in relativer, Kohlen- und Stickstoff, und so kommt alle wahre Polarität der Erde auf eine natürliche, Süd und Nord zurück, welche im Magnet fixirt ist" — und indem wir bei Hegel, System der Wissenschaft, über den chemischen Proceß das Nachfolgende erfahren: „Wenn die Elektricität der zerbrochene Magnetismus war, indem in ihr die entgegengesetzten Pole selbständige Körper sind, an welche die positive und negative Elektricität vertheilt ist, und ebenso der Indifferenzpunkt als Explosion eines indifferenten Lichts für sich existirt, so ist der chemische Proceß dagegen die Totalität des Gestaltens. Wir haben zwei selbstständige Körper, die mehr dem einen oder dem andern Extrem angehören, dem Metall oder dem Schwefel, sich in einem in-

differenten Medium begegnen und durch Aufgebung ihrer abstracten Einseitigkeit, in die sie das Medium zersetzen, zu einem dritten Körper sich verbinden, der die Totalität und Neutralität der Gegensätze ist; — der dynamische Proceß in seiner höchsten Vollendung" — so erscheinen, hiermit verglichen, die dunkelsten, in den seltsamsten Ausdrücken und Bildern sich verhüllenden Auslassungen alchymistischer Gelehrsamkeit des Mittelalters lichtvoll und sachgemäß. Denn die absonderlichen symbolischen Formeln, denen wir dort begegnen und deren unser aus Goethe's Faust entliehenes Motto einige aufführt, wie der rothe Leu als kühner Freier, dem die Lilie vermählt wird — entsprechen doch wirklichen Stoffen, Processen und Erscheinungen, zu deren vollem Verständniß für uns freilich nicht immer der Schlüssel aufzufinden ist.

Kenntniß der Stoffe und ihrer Eigenschaften, vertraut sein mit den Gesetzen ihrer Verbindungsweisen, gleichsam wie von Liebig gesagt wurde — „mit einem jeden Körper auf Du und Du zu stehen" — das ist heutigen Tages die Aufgabe Tausender von Chemikern und solcher, die es werden wollen, die mit ameisenartiger Geschäftigkeit ihre Tage in dem chemischen Laboratorium verbringen. Ueber dessen Zweck und Ziel somit verständigt, betrachten wir nunmehr seine Einrichtung und Ausrüstung.

Die Geschichte des modernen Laboratoriums ist eine kurze. Sie knüpft sich an die Entwickelungsgeschichte des großen Chemikers unserer Zeit, an Justus v. Liebig. Wie eine beredte Schilderung an einer früheren Stelle dieser Zeitschrift uns berichtet, fand derselbe, erfüllt von dem Drang Chemiker zu werden, weder in der Apotheke noch auf der Hochschule die rechte Stätte für die wissenschaftliche Arbeit. Zwar docirten im ersten Viertel dieses Jahrhunderts unsere Professoren der Chemie auf den Universitäten mit erstaunlicher Gelehrsamkeit von den chemischen Dingen, aber sie verstanden nicht, dieselben zu handhaben, wie uns dies Martins von dem hochgelehrten Schreber in Erlangen des Nähern erzählt. Es war ein Glücksfall, daß Liebig bei Thenard und Gay-Lussac in Paris jene Praxis sich aneignen konnte, welche die Chemie aus dem Buch und vom Katheder hinweg übersetzt ins Leben. Seine erste That als Professor der Chemie in Gießen war die größte seines Wirkens überhaupt — die Errichtung eines öffentlichen chemischen Laboratoriums daselbst.

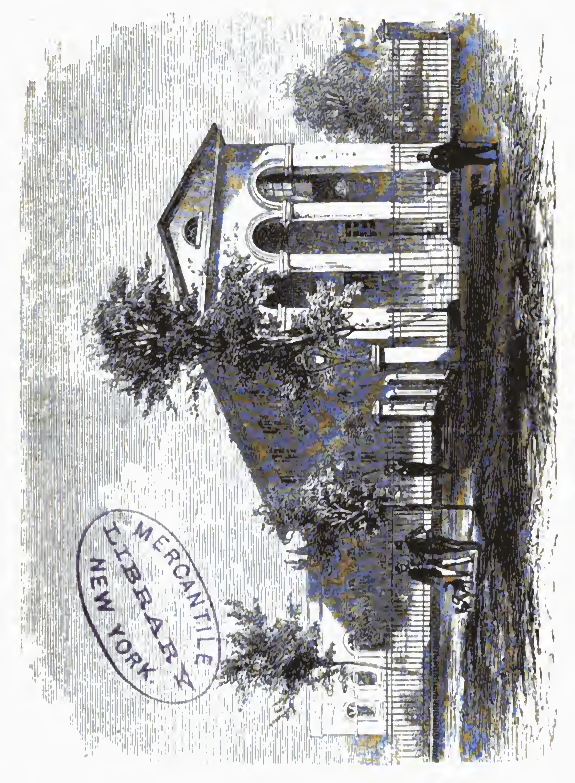
Wir sehen aus dem Bilde, das uns die äußere Ansicht dieses geschichtlich ersten Laboratoriums Deutschlands vorführt, daß es ein Gebäude von nicht erheblichem Umfang ist. Ursprünglich als Caserne für das dortige Gendarmerie-Commando dienend, wurde es im Jahre 1824 Liebig überlassen, der im oberen Stockwerk seine Wohnung, im unteren die chemischen Arbeitsräume einrichtete.

Wie einfach, dürftig und uranfänglich war da Alles. Zunächst das Laboratorium, ein kahles Viereck, an dessen Wänden drei lange Tische aufgestellt waren, mit Schiebladen und kleinen Wandschränken darüber. Je eine Schieblade mit zugehörigem Wandschränkchen bezeichnete eine Arbeitsstelle, deren im Ganzen etwa fünfzehn vorhanden waren. In der Mitte des Locals befand sich ein freistehender, großer Herd mit einem Sandbad und Feuerstellen, für Koch-, Glüh- und Schmelzarbeiten. In einer Ecke ein gewöhnlicher Destillirkessel, wie in einer ländlichen Branntweinbrennerei. Rechnet man dazu einige Gestelle zur Aufstellung der Reagentien und Behälter für allerlei Utensilien — so ist so ziemlich die ganze Einrichtung geschildert. Nebenan befand sich noch ein kleines Zimmer, das eine feine Wage, Barometer, Luftpumpe und einige Glasschränke mit chemischen Präparaten enthielt. Hieran reihte sich eine Rumpelkammer für Glasgeräthe, Porzellangeschirr, Materialien, für Kohlen, leere Kisten und Flaschen, zugleich die Garderobe der Arbeiter. Schließlich ist noch der auf dem Bilde ersichtlichen Vorhalle zu gedenken, wohin diejenigen Arbeiten verlegt wurden, die von übelriechenden und schädlichen Gasen und Dämpfen begleitet waren.

Und dennoch erwies sich dieses Laboratorium in seiner einfachen Einrichtung für die damalige Zeit nicht nur völlig zureichend, sondern es bot auch als ganz besondere Specialität den Vorzug, daß es Jedermann zugänglich war.

Zwar eröffnete Liebig mit nur zwei

Arbeitern seine praktische Schule, allein dieselbe erhielt alsbald so reichen Zuzug aus allen Weltgegenden, daß sie bis zu seinem Abgange nach München im Jahre 1852 mehrmalige Erweiterungen erfuhr. Insbesondere erhielt dieselbe im Jahre



Liebig's Laboratorium in Gießen.

1842 eine Einrichtung, die dem Wesen nach als mustergültig auf die großartigen chemischen Institute der neuesten Zeit übertragen worden ist.

Helligkeit, Wasserzufluß und Abfluß, Luftwechsel, insbesondere Abzug beschwerlicher Gase und Dämpfe, compendiose Ausstattung der einzelnen Arbeitsplätze, Trennung der Arbeitsräume nach Art und Grad der verschiedenen chemischen Operationen — das sind die Grundgedanken, die sich hier schon durchgeführt finden.

Wir verdanken der Künstlerhand Trautschold's, der mit den dortigen Chemikern damals vielfach freundlich verkehrte, ein anschauliches Bild aus dem chemischen Laboratorium zu Gießen. Dasselbe ist ein Beiblatt der von dem Architekten Hofmann im Jahre 1842 herausgegebenen Beschreibung jenes Laboratoriums

und um so mehr geeignet, eine culturhistorische Bedeutung zu gewinnen, als die dargestellten Arbeiter sämmtlich Porträts sind.

Leider gestattet hier der Raum nur die Vorführung zweier Hauptgruppen aus dem Gesammtbild, die eine nähere Erläuterung erhalten sollen, nachdem wir uns vorher mit den Einzelheiten der chemischen Arbeiten etwas näher bekannt gemacht haben.

Wie umfassend und mannigfaltig dieselben sein mögen, erhellt schon daraus, wenn wir uns die verschiedenen späteren Berufswege derer vergegenwärtigen, die dem Laboratorium ihre Thätigkeit widmen. Da begegnen wir dem künftigen Apotheker, Arzt, Forst- und Landwirth, dem Bergmann, dem technischen Chemiker und Fabrikanten der verschiedensten Richtung, dem Lehrer, Professor und Naturforscher. Man glaube jedoch nicht, daß, den genannten Fächern entsprechend, von jedem eine besondere Chemie betrieben werde, vielmehr müssen Alle eine und dieselbe Schule durchmachen, eine und dieselbe Grundlage sich aneignen. Später scheiden sich allerdings die Wege. Wer die Chemie nur als Hülfswissenschaft bedarf, wird ihr Studium nicht so weit treiben, als ein Anderer, der diese Wissenschaft zur Aufgabe seines Lebens macht.

Die chemischen Arbeiten im Laboratorium lassen sich daher in folgender Weise gruppiren:

A. Chemische Vorarbeiten. 1. Die Analyse oder das ABC der Chemie. 2. Die Synthese, die Darstellung chemischer Präparate.

B. Das chemische Experiment zur Erläuterung der chemischen Gesetze im Unterricht, die Aufgabe des Lehrers.

C. Die chemische Untersuchung, zur Förderung der Wissenschaft — die Aufgabe des Forschers.

A. Chemische Vorarbeiten.

1. Die Analyse. Bekanntlich begegnen wir derselben auch anderwärts als in der Chemie. Schon in den niedern Schulclassen hören wir, wie im Sprachunterricht der Schüler die Analyse eines Satzes vornimmt, indem er denselben zerlegt in seine Bestandtheile. Die Analyse kommt ferner vor in der Mathematik, wo complicirte Formeln in ihre Glieder zerlegt werden, sowie in der Diplomatie, wo aus verwickelten Actenstücken, Satz für Satz, Sinn und Bedeutung herausgeklaubt wird. Ganz dem entsprechend sucht die chemische Analyse in einem gegebenen Körper die Stoffe aufzufinden und auszuscheiden, die in demselben enthalten sind.

Die qualitative Analyse giebt sich schon zufrieden, wenn sie ermittelt hat, welche Stoffe ein Körper enthält, z. B. daß das Wasser besteht aus Wasserstoff und Sauerstoff; die nachfolgende quantitative Analyse macht dagegen ausfindig, wie viel von jedem Bestandtheil vorhanden ist, z. B. daß in 100 Pfund Wasser 11 Pfund Wasserstoff und 89 Pfund Sauerstoff enthalten sind.

Sehen wir etwas näher zu, wie hierbei verfahren wird.

Im Liebig'schen Laboratorium war seiner Zeit eine Reihe von Gläsern aufgestellt und mit den Buchstaben A, B, C u. s. w. bezeichnet. Es war dies das sogenannte „ABC der Chemie", das ein Jeder kennen muß, bevor er lesen lernt. Jedes dieser Fläschchen enthielt, aufgelöst in Wasser, ein chemisches Element, oder bei den späteren Buchstaben mehrere derselben. Sämmtliche Lösungen sind wasserhell und verrathen durch ihr Aussehen nicht im Mindesten ihren Inhalt. Dies ausfindig zu machen, ist die Aufgabe des Schülers. Es giebt für jeden Stoff einen zweiten, bei dessen Begegnung eine charakteristische Erscheinung eintritt, die sicher die Gegenwart des ersten anzeigt. Bringt man z. B. zu einer Lösung, die Silber enthält, eine Lösung von Chlor, so entsteht sogleich eine milchweiße Trübung und es scheiden sich käseartige Flocken ab, die aus einer unlöslichen Verbindung des Silbers mit Chlor, Chlorsilber genannt, bestehen. Enthält eine Flüssigkeit nur die geringste Spur von Jod, und es wird dazu etwas Stärke gebracht, so färbt sich die Flüssigkeit augenblicklich violettblau.

Ein solches Erkennungsmittel, das uns die Gegenwart gewisser Stoffe unzweifelhaft anzeigt, nennt man ein chemisches Reagenz und der angehende Chemiker lernt beim Studium seines ABC's die Reagentien in richtiger Reihenfolge anwenden; er muß mit ihrer Hülfe in aller Zuverlässigkeit den Beweis führen, daß

in dieser Flasche Kali, in jener Natron, in anderen Kalk, Thonerde, Eisen, Blei u. s. w. enthalten ist.

Selbstverständlich läßt man den Anfänger nicht aufs Gerathewohl probiren; es wird vielmehr vorausgesetzt, daß er ein Colleg über allgemeine Experimentalchemie gehört hat und daß ihm eine methodische Anleitung zur Analyse gegeben wird.

Sobald derselbe einige Uebung besitzt, wird zu schwierigeren Aufgaben übergegangen. Die Lösungen enthalten dann zugleich mehrere Stoffe, deren Trennung und Unterscheidung zuletzt große Mühe und Sorgfalt erfordert. Hierauf kommen die selteneren Stoffe an die Reihe, Minerale, Producte des Pflanzen- und Thierreichs und der Gewerbe der verschiedensten Art.

Wie groß auch die Fortschritte sind, welche die analytische Chemie gemacht hat, so begegnet sie doch mitunter noch Schwierigkeiten und unlösbaren Aufgaben. Hierher gehört z. B. die Unsicherheit in der Auffindung der furchtbaren Gifte, wie Morphin und Strychnin, die in kleinster Menge schon tödtlich wirken. Während nichts leichter ist, als in einem Brunnenwasser die Gegenwart unschädlicher Stoffe, wie Kalk, Eisen nachzuweisen, erfordert es große Umsicht, etwa darin vorhandene salpetrige Säure aufzufinden, deren Gegenwart auf schädliche organische Zuflüsse hindeutet.

Interessant ist es, zuzusehen, wenn wir dem Chemiker einen ihm unbekannten Körper zur Untersuchung übergeben — wie er ihn von allen Seiten betrachtet, auf der Hand wiegt, daran riecht, ihn an die Zunge bringt, mit Säure betupft, eine Probe davon auf einem Platinblech erhitzt und aufmerksam beobachtet, was da vorgeht, ob dieselbe schmilzt, Dämpfe bildet, die Farbe ändert, schwarz wird, verbrennt oder gänzlich unverändert bleibt. Auch nimmt er bei dieser Voruntersuchung gern das Löthrohr zu Hülfe, ein kleines gebogenes Messingrohr, mit feiner Oeffnung, wie die Goldarbeiter, Uhrmacher u. A. m. zur Löthung kleiner Gegenstände ein solches gebrauchen, indem sie vermittels desselben Luft durch die Flamme einer Lampe blasen. Die Hitze der letzteren wird dadurch so verstärkt, daß sie, auf einen bestimmten Punkt gerichtet, bedeutende Wirkungen hervorbringt. Je nach all den gemachten Wahrnehmungen richtet sich dann das weitere gegen den Inquisiten einzuhaltende Verfahren.

Berzelius, Gahn, Svanberg hatten eine solche Uebung in der Handhabung des Löthrohrs erlangt, daß sie mit seiner Hülfe die Bestandtheile fast aller Minerale zu erkennen vermochten. Von Liebig berichtet Pettenkofer, daß derselbe sofort einen ihm vorgelegten unbekannten Körper als Pyrogallussäure erkannt habe, bloß an der Art, wie derselbe auf dem Platinblech schmolz und wieder erstarrte.

Die quantitative Analyse folgt im Unterricht der qualitativen. Der Schüler lernt nun auf das Genaueste ermitteln, wie viel dem Gewicht nach die Bestandtheile irgend eines Körpers betragen. Als einfachsten Fall nehmen wir eine Münze, die aus Silber und Kupfer besteht. Wie viel von Jedem ist vorhanden?

Der Analytiker wiegt die Münze, löst sie auf in Salpetersäure und setzt zur Lösung so lange Kochsalz (Chlornatrium) hinzu, als noch weiße Flocken von Chlorsilber entstehen, das gesammelt, ausgewaschen, getrocknet und gewogen wird. Da als bekannt vorausgesetzt ist, wie viel Silber im Chlorsilber enthalten ist, so läßt sich aus der gefundenen Menge desselben der Silbergehalt der Münze berechnen; das Uebrige war Kupfer. Zu völliger Controle kann jedoch auch die Menge des Letzteren ermittelt werden, und wenn richtig gearbeitet wurde, müssen die gefundenen Gewichtsmengen von Silber und Kupfer zusammenaddirt gleich sein dem Gewicht der analysirten Münze.

Wir haben in dem Vorstehenden ein Beispiel der allgemeinsten analytischen Methode, die darin besteht, daß der zu untersuchende Körper in Auflösung gebracht und seine Bestandtheile in Gestalt unlöslicher Niederschläge abgeschieden werden. Allein bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der Stoffe giebt es eine Menge specieller Methoden, die nicht selten ein sehr umständliches und langwieriges Verfahren, sowie besondere Apparate erfordern. Während nach obigem Beispiel der Silbergehalt einer Münze in einigen Stunden sich ermitteln läßt, giebt es Aufgaben, die Wochen, ja Monate erfordern, um ge-

löst zu werden. Zu letzterem Falle gehört z. B. die Analyse eines Mineralwassers. Die Untersuchung der Proben von drei verschiedenen Cementsorten erfordert eine wochenlange Arbeit, namentlich dann, wenn außer den Hauptbestandtheilen desselben, der Kieselerde, Thonerde und Kalkerde, auch die in kleinerer Menge vorhandenen Stoffe, wie Magnesia, Kali, Natron und Eisen der Menge nach bestimmt werden sollen.

Für manche technische Zwecke, wo es darauf ankommt, rasch die Menge eines vorhandenen Stoffes zu erfahren, leistet die Titrirmethode vorzügliche Dienste. Man bedient sich in diesem Falle titrirter Lösungen, d. h. solcher, die einen bestimmten Gehalt, Titer, von einem Reagenz besitzen. Löst man z. B. in einem Liter = 1000 Kubikcentimeter Wasser 5,14 Gramm Kochsalz auf, so schlägt jeder Kubikcentimeter dieser Lösung $^1/_{100}$ Gramm Silber aus irgend einer silberhaltigen Flüssigkeit nieder. Man braucht also eine zu analysirende Silbermünze nur aufzulösen und zur Lösung so lange von der titrirten und genau abgemessenen Kochsalzlösung hinzuzusetzen, als noch eine milchweiße Trübung erfolgt. Soviel Kubikcentimeter Salzlösung hierzu verbraucht worden sind, soviel Mal $^1/_{100}$ Gramm Silber enthielt die Münze. Es ist dies die Arbeit von nicht einer halben Stunde und in den Münzwerkstätten werden alle Proben auf Silbergehalt nur nach dieser Methode gemacht, die auch als die Maßanalyse bezeichnet wird.

Wieder ganz andere Hülfsmittel und Handgriffe sind erforderlich, wenn es sich darum handelt, Gemenge von Gasen, z. B. unser gewöhnliches Leuchtgas zu analysiren, oder organische Stoffe, wie Zucker, Weingeist u. A. m., für welche Liebig seine epochemachende Methode der organischen Analyse erfunden hat.

Wir würden das unter den Arbeiten im chemischen Laboratorium so wichtige Capitel der Analyse gewiß nicht abschließen, ohne jener merkwürdigen Methode näher zu gedenken, die unter dem Namen der Spectralanalyse gewissermaßen die Krönung alles analytischen Verfahrens bildet, indem sie, hinausragend über das Bereich der Erde, selbst die Weltkörper in Untersuchung nimmt. Allein es ist dies an früheren Stellen dieser Zeitschrift bereits in so eingehender Weise geschehen, daß wir uns hier beschränken, darauf hinzuweisen.*

Die analytische Vorschule erfordert eine anhaltende Uebung und Arbeit von mindestens einem Jahre zur Bewältigung der gewöhnlicheren und leichteren Aufgaben, während zwei Jahre erforderlich sind zur Erlangung der Umsicht und Sicherheit in analytischen Untersuchungen nach jeder Richtung. Daneben gehen dann allerdings noch anderweitige Studien einher.

2. Die Synthese. Wir haben in dem Vorhergehenden erfahren, daß die erste Arbeit des Chemikers in dem Zerlegen der Stoffe besteht. Als die zweite läßt sich das Zusammensetzen derselben aus ihren Bestandtheilen, die Synthese bezeichnen. Aus gegebenen Elementen oder Verbindungen neue zu bilden, die Darstellung der sogenannten chemischen Präparate, ist eine weitere Aufgabe, die an den Chemiker gestellt wird. Freilich paßt unsere Ueberschrift nicht zu Allem, was unter diesem Namen begriffen wird. Wenn wir das Chinin aus der Chinarinde darstellen, so war es in letzterer bereits fertig vorhanden und es ist dies eigentlich eine analytische Arbeit. Aber für die Mehrzahl der zu betrachtenden Verrichtungen paßt die gewählte Bezeichnung ganz gut.

In früherer Zeit galt die Erlangung der Fertigkeit in Darstellung chemischer Präparate für die Hauptaufgabe des Laboratoriums. Insbesondere waren die Apotheker und Fabrikanten bestrebt, die Anfertigung ihrer Artikel zu erlernen. Gegenwärtig spielt dieser Theil im Unterricht eine geringere Rolle. Allerdings muß der Chemiker das Verfahren kennen und auszuführen verstehen, die Chemikalien, deren

---

* Schödler, Die Spectralanalyse. Band XI. S. 647. — Ueber Spectralanalyse. Bd. XXVIII. S. 159. (Schellen, Die Spectralanalyse in ihrer Anwendung auf die Stoffe der Erde und die Natur der Himmelskörper. Zweite durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Mit 223 Figuren in Holzschnitt. 2 farbigen Spectraltafeln. 2 farbigen Protuberanztafeln. 4 Tafeln des Sonnenspectrums und der Sonnenfinsternisse und den Porträts von Fraunhofer. Bunsen, Kirchhoff. Secchi und Huggins. gr. 8. Verlag von George Westermann in Braunschweig.)

er sich täglich bedient, zu bereiten. Allein seitdem die Fortschritte in der chemischen Industrie Fabriken hervorgerufen haben, welche jedes chemische Präparat rein und billig liefern, verliert der studirende Chemiker nicht seine Zeit damit, dasselbe anzufertigen. Er behält sich nur die Controle vor, dasselbe hinsichtlich seiner Güte und Reinheit zu prüfen. Daher ist auch bei zweijährigem Studium eine besondere weitere Zeit für Bereitung von chemischen Präparaten nicht anzusetzen; was hierin erforderlich ist, kann nebenher bei den analytischen Arbeiten gewissermaßen zur Abwechselung erledigt werden.

Für die Mehrzahl Derjenigen, die wir im chemischen Laboratorium beschäftigt finden, genügen die im Vorstehenden charakterisirten Vorarbeiten. Der Arzt, der Apotheker, der Fabrikant, sie werden an der Hand der gewonnenen Erfahrungen alsbald in ihren Berufsarten die praktische Verwendung finden. Nicht so Diejenigen, welche das Studium der Chemie für Lehrzwecke verfolgen, für die nunmehr eine neue Serie von Arbeiten sich eröffnet.

B. Das chemische Experiment.

Die Chemie läßt sich nicht erlernen aus einem Buch, sei es auch das beste. Schon in dem bisher über die Chemie Gesagten macht sich fast in jeder Zeile die Schwierigkeit fühlbar, daß man dem Leser von Stoffen, Apparaten, Vorgängen und Hantirungen spricht, die er nicht kennt und die ihm durch das bloße Wort nicht völlig zum Verständniß zu bringen sind. Die Chemie muß durch das Auge erlernt werden, es muß gesehen werden, wovon die Rede ist. Die Stoffe, ihre Eigenschaften, die oben erwähnten Reagentien und ihre wunderbar erscheinenden Wirkungen auf einander — das kann man zwar erzählen, aber nicht beschreiben. Ja es ist bekannt, daß die chemische Wissenschaft überall da eine todte geblieben ist, wo sie bloß vom Katheder herab gelehrt und nicht durch die Anschauung erläutert und belebt wurde.

Daher muß der Unterricht in der Chemie Hand in Hand gehen mit dem chemischen Experiment. Ist z. B. die Rede von Kohlensäure, so sind Stoffe vorzuzeigen, die Kohlensäure enthalten; sie ist daraus abzuscheiden; es ist zu zeigen, daß dieselbe ein farbloses Gas und schwerer ist als Luft; daß darin ein brennendes Licht erlischt; daß sie mit Kalk sich vereinigt und einen weißen, unlöslichen Körper bildet; daß die von uns ausgeathmete Luft Kohlensäure enthält u. A. m.

Erwägt man, daß es 63 Elemente und unzählige chemische Verbindungen giebt, so müßte man sich auf entsprechend zahllose Experimente gefaßt machen. Selbstverständlich beschränkt sich der Unterricht auf eine zweckmäßige Auswahl derselben, da die Ueberladung damit ungünstig wirkt.

Viele solcher Experimente oder Versuche sind so einfach und leicht auszuführen, daß sie den Vortrag kaum unterbrechen und mit demselben verlaufen. Andere erfordern dagegen mehr Zeit und Vorbereitung; es sind Apparate erforderlich zu ihrer Ausführung, die Uebung und Sicherheit erfordert. So sind die in neuester Zeit von Hofmann in Berlin vorgeführten Versuche zur Darlegung gewisser elementarer Gesetze an die Handhabung eben so scharfsinnig erdachter, als delicater Apparate geknüpft, die für den Ungeübten leicht Katastrophen herbeiführen.

Mißlingen darf aber kein Experiment. Freilich, wenn man der Sicherheit, ja der Eleganz zusieht, mit der heutzutage der akademische Professor seinem Auditorium ganze Reihen der interessantesten Erscheinungen vorführt, so hält man das überhaupt für unmöglich. Allein diese Geschicklichkeit muß erworben werden und wer zum Lehrfach sich vorbereitet, darf nicht versäumen, einen Theil seiner Zeit auf die Anstellung wenigstens der wichtigsten chemischen Experimente zu verwenden.

Wie übel es damit zu Anfang dieses Jahrhunderts bestellt war, erzählt uns Martius eben so anschaulich als ergötzlich aus dem Jahre 1810, in welchem er die Chemie in Erlangen bei dem berühmten Universalgelehrten Schreber hörte, der im Winter in langem, scharlachrothem, mit weißem Fuchs verbrämtem Mantel einherschritt, und außer Chemie nur noch Botanik, Physiologie, Diätetik und Materia alimentaria, ferner Landwirthschaft, Technologie, Cameralistik und Polizei docirte!

„Dieser großen Gelehrsamkeit ungeachtet," berichtet Martius, „war er kein hervorragender Lehrer. In seinen Vorträgen beschränkte er sich meistens darauf,

irgend ein Compendium vorzulesen, und als er seine Vorlesungen über Chemie begann, hatte er sich niemals mit dem operativen Theile dieser Wissenschaft abgegeben. Vor den Mineralsäuren scheute er sich, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß er nie einen Schmelztiegel oder eine Retorte in die Hand genommen hatte. Seine übergroße Aengstlichkeit und Unentschlossenheit verhinderten ihn, eine bestimmte Anordnung für die Experimente zu treffen. „Heute müssen wir Seife sieden!“ rief er eines Tages seinem Assistenten zu, allein bevor dieser die erforderliche Asche gesiebt und ungelöschten Kalk herbeigeschafft hatte, war auch die Stunde abgelaufen, und die Zuhörer hatten sogar oft Gelegenheit, in der Nähe des Laboratoriums allerlei Allotria zu treiben.“

Fürwahr, das klingt doch wie „Ein Märchen aus alten Zeiten“!

C. Die wissenschaftliche chemische Untersuchung.

Die Aufgabe der Universität ist zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Standpunkten sehr ungleich aufgefaßt worden. Während einerseits lediglich von ihr verlangt wird, daß sie den vorhandenen Schatz des Wissens zu überliefern und für die Zwecke des Staats unterrichtete Männer auszubilden habe, erklären andere Stimmen, daß die Universität vor Allem die Wissenschaft zu pflegen und insbesondere zu fördern habe. In der Wirklichkeit wird eine gute Universität beiden Richtungen nachkommen und es mag von der mitunter zufälligen Zusammensetzung ihres Personals abhängen, ob sie mehr der einen oder der anderen entspricht.

Was jedoch das Gebiet der Naturwissenschaften betrifft, dieses unbegrenzte, unerschöpfliche Versuchsfeld der Forscherarbeit, so erscheint es kaum denkbar, daß hier nicht eine fortwährende Ausbreitung und Vertiefung derselben stattfinden sollte. Die Chemie der letzten fünfzig Jahre hatte aber einen ganz besonderen Vortheil: sie betrat gewissermaßen noch unberührte californische Goldfelder. Man brauchte nur zu graben, um Schätze zu heben. Freilich bedurfte hierzu der Goldgräber einer geistigen Wünschelruthe, die am rechten Orte einschlug, und da es hieran nicht fehlte, so hat in keinem anderen Gebiet der Reichthum in dieser Periode mehr zugenommen, als auf dem der Chemie.

Wenn, wie beim Erzbau, die reichen Hauptadern erschöpft sind, so geht es an die Ausbeutung der feineren Nebenzweige, und in der That sehen wir die Untersuchungen der heutigen Chemie immer detaillirteren Fragen nachspürend, nach den verschiedensten Richtungen sich vertheilen. Ein geistiges Auge könnte in dem Getriebe jedes chemischen Laboratoriums neben den vielen kleinen Rädern, die in raschem Umlauf ihre Aufgabe vollenden, das langsame Vorrücken eines größeren Rades wahrnehmen, das unmerklich sich bewegend, mit jedem Vorrücken einen bleibenden Eindruck auf dem Plan der Wissenschaft verzeichnet.

Während in Liebig's Laboratorium die Elementargeister im vollen Sinne des Wortes nach den Elementen suchten und das ABC der Chemie buchstabiren lernten, verfolgte der Meister selbst in seinem Privatlaboratorium mit Zuziehung der fortgeschrittenen Schüler wissenschaftliche Probleme.

Letztere sind nicht immer gleichwerthig. Nachdem von Serturner im Opium das Morphin und von Pelletier und Caventon in der Chinarinde das Chinin entdeckt und ihre Darstellung gelungen war, warfen sich die Chemiker sofort auf alle übrigen bitter schmeckenden oder stark wirkenden Rinden, Wurzeln, Samen u. s. w. und fanden eine ganze Reihe ähnlicher Stoffe. Nachdem durch die Arbeiten von Dumas und Laurent die Ersetzung von Wasserstoff-Atomen durch Chlor, Brom und Jod, die sogenannte Substitution erkannt worden war, brauchte man nur einen beliebigen Kohlenwasserstoff mit Chlor und seinen Verwandten zu behandeln, um ganze Serien neuer Körper nicht zu entdecken — sondern zu erhalten. Hier ist es lediglich „le premier pas qui coûte“.

Ganz anders gestalten sich Weg und Werth der wissenschaftlichen Arbeit, wenn der Forscher, von einer Idee geleitet, an dieselbe herantritt. Als Liebig sich die Fragen stellte:

Welche Rolle spielen die Fette als Nahrungsmittel? — oder: Haben die von der Pflanze beim Verbrennen derselben als Asche hinterlassenen Stoffe eine Bedeutung für ihr Leben? — so waren dies Aufga-

ben, die nicht sofort durch einen glücklichen Griff entschieden oder beseitigt werden konnten, die vielmehr einer Reihe umfassender, nach verschiedenen Richtungen geführter, langwieriger Untersuchungen bedurften, um eine befriedigende Antwort herbeizuführen.

Wenn auch nicht selten dem günstigen Zufall ein Antheil an den wissenschaftlichen Erfolgen einzuräumen ist, so müssen wir deren Bedeutung doch um so höher anschlagen, je geringer dabei dessen Mitwirkung war. Solch minimaler Art sind die Beispiele vom fallenden Apfel, dem nachgesagt wird, daß er Newton zur Auffindung des Gravitationsgesetzes geführt habe, und die Schwingungen der Kirchenampel, aus welchen Galilei die Gesetze des Pendels abgeleitet haben soll. Der Sprung in einer Glasglocke, die zum Absperren eines Gases über Wasser diente, gab Graham die Veranlassung zur Entdeckung der Diffusionserscheinungen, welcher wir eine Reihe der wichtigsten Anwendungen verdanken, wie u. A. die unter dem Namen der Dialyse bekannte analytische Methode zur Trennung schleimiger Stoffe von krystallinischen.

Schönbein, der zuerst das Pyroxilin, gewöhnlich Schießbaumwolle genannt, darstellte, und Sobrero, dem wir die Kenntniß des zu Dynamit verwendeten Nitroglycerins verdanken, leisteten der Technik durch diese furchtbaren Sprengmittel eminente Dienste; überdies bildet das in Aether gelöste Pyroxilin unter dem Namen Collodium die Grundlage der heutigen Photographie. Aber beide Chemiker machten diese Entdeckungen nur gelegentlich und wir messen ihnen ein geringeres wissenschaftliches Verdienst bei, als den bewundernswerthen Ergebnissen der Spectralanalyse, zu welcher Bunsen und Kirchhoff die Beobachtung ausgebildet haben, daß im Spectrum einer Flamme gewisse farbige Linien auftreten, je nach der Art der in ihr enthaltenen Stoffe.

Die leitende Idee der heutigen forschenden Chemie ist vornehmlich dahin gerichtet, die Constitution, gewissermaßen den Aufbau der Verbindungen des Kohlenstoffs, der sogenannten organischen Verbindungen aus ihren Elementen oder Elementengruppen nachzuweisen, so wie die Ortsbestimmung der einzelnen Atome eines Elementes in einer gegebenen Atomgruppe. Hand in Hand damit gehen die synthetischen Versuche zur künstlichen Darstellung solcher organischen Verbindungen, über die lange Zeit die Ansicht bestand, daß sie nur unter Mitwirkung des Organismus von Pflanzen oder Thieren gebildet werden könnten. Als interessantestes Beispiel hierfür sei erwähnt, daß es gelungen ist, den rothen Farbstoff der Krappwurzel, das Alizarin, aus einem Bestandtheil des Theers darzustellen, so daß nunmehr großartige Fabriken die Rolle des Feldes übernehmen werden, das bisher zum Anbau des Krapps diente.

So haben wir denn im Vorstehenden versucht, den Leser die Wege der Arbeiten im Laboratorium hindurchzuführen. Wir haben gesehen, wie diese anfänglich die chemische Analyse umfassen, welche dem Chemiker eine genaue Kenntniß aller Stoffe, ihrer Unterscheidung und Trennung verschafft. Es reiht sich hieran die Darstellung der chemischen Präparate und die Uebung in Ausführung des Experiments für den chemischen Unterricht. Als höchstes Ziel aller chemischen Thätigkeit ist die wissenschaftliche Forschung hingestellt worden.

Das Laboratorium erzeugt nichts. Es verbraucht das ihm zugeführte Material, um zahllose Versuche herbei- und auszuführen, aus denen die Gesetze der Wissenschaft hervorgehen und eingetragen werden in deren Annalen. Das Ergebniß einer halbjährigen Arbeit ist oft nur ein in drei Zeilen ausgesprochener Grundsatz, eine Formel, eine Zahl. Außer diesen wissenschaftlichen Ergebnissen besteht die Ausfuhr des Laboratoriums lediglich in den Methoden, die als Richtschnur nicht nur der speciell chemischen Industrie, sondern aller Lebensverhältnisse dienen. Von ihm aus geht die Directive, sowohl der Soda- und Anilinfabrik, als auch der Brauerei, der Landwirthschaft, der Ernährung und der Gesundheitspflege.

Materiell bereichert das Laboratorium sich nur durch die Vermehrung seiner Präparatensammlung. Neu entdeckte, neu dargestellte Stoffe werden derselben hinzugefügt. Dieselbe bildet kein Magazin, keine Vorrathskammer chemischer Erzeugnisse, sondern eine Musterkarte derselben. Quantitativ ist dies verschwindend wenig,

und man wird nunmehr die Richtigkeit der oben erwähnten naiven Definition verstehen, welche der Famulus des großen Analytikers Berzelius gegeben hat, da er sagte: „Zuletzt wird Alles ausgeschüttet!"



Das chemische Laboratorium der Universität Berlin.

Der chemische Apparat.

Mit welchen Mitteln arbeitet der Chemiker, wie ist sein Handwerkszeug beschaffen? — Diese Fragen drängen sich auf, nachdem wir den Gang seiner Studien kennen gelernt haben.

Hier läßt sich zunächst antworten, daß bei weitem die meisten und wichtigsten chemischen Arbeiten mit sehr einfachen und unansehnlichen Geräthen ausgeführt werden, daß für manche besondere Zwecke zwar höchst sinnreiche, auch elegant zu nennende Apparate dienen, aber niemals jene glänzenden und kostbaren Instrumente, wie sie in dem physikalischen Cabinet und auf der Sternwarte angetroffen werden.

Ehe wir jedoch von den chemischen Apparaten sprechen, müßte eine Beschreibung der chemischen Operationen vorhergehen. Manche derselben würden, in ihren Ein-

zelheiten dargestellt, ganz interessant sich ausnehmen. Das Magasin pittoresque hat dies öfter, begleitet von Abbildungen, mit gutem Erfolg unternommen. Hier müssen wir uns darauf beschränken, die



Das chemische Laboratorium der Universität Bonn.

gewöhnlichsten und wichtigsten Operationen kurz zu charakterisiren.

Lösen, Auflösen, heißt, die Theile eines festen Stoffes vermittelst einer Flüssigkeit, Lösungsmittel genannt, von einander trennen und in beweglichen Zustand versetzen. Das gewöhnlichste Lösungsmittel ist das Wasser. Nur wenige Stoffe sind darin absolut unlöslich. Weitere Lösungsmittel, insbesondere für Harze und Fette, sind der Weingeist, Aether, das Benzin u. A. m. Heiße Flüssigkeiten lösen von einem Stoff mehr auf als kalte. Läßt man die heiße Lösung erkalten, so kann dieses „Mehr" nicht gelöst bleiben, es scheidet sich wieder aus, was bei Salzen unter Bildung von schönen Krystallen geschieht, daher diese Operation das Krystallisiren genannt wird.

In den vorgenannten Beispielen hinterbleiben beim Verdunsten des Lösungsmittels die aufgelösten Stoffe mit ihren ursprünglichen Eigenschaften; sie sind durch das Lösungsmittel nicht verändert worden. Anders verhält es sich jedoch, wenn man als Lösungsmittel Säuren oder Laugen anwendet. Alsdann tritt eine chemische Zersetzung ein. Wenn Silber in Salpetersäure gelöst wird, so hinterbleibt beim Verdunsten der Flüssigkeit nicht Silber, sondern ein weißes Salz, salpetersaures Silberoxyd. Fett in Lauge gelöst, bildet Seife.

Niederschlagen, Präcipitiren. Ich habe zwei Lösungen, deren jede einen Stoff enthält, der zum anderen gebracht, mit diesem zu einem unlöslichen Körper sich vereinigt. Vermischt man beide Lösungen, so scheidet sich folglich dieser Körper in Gestalt einer feinpulverigen Masse ab; die Flüssigkeit wird hierdurch getrübt, allein wegen ihrer Schwere setzt sich die entstandene Verbindung als zarter Schlamm zu Boden und wird daher als Niederschlag oder Präcipitat bezeichnet.

Bereits wurde bei Besprechung der Analyse ein hierher gehöriges Beispiel, Chlorsilber, angeführt und es sei bemerkt, daß drei Viertel aller Scheidungen auf dieser Operation beruhen.

Filtriren nennt man das Durchseihen einer trüben Flüssigkeit, so daß dieselbe vollkommen klar wird. In der Regel verwendet man hierzu ein in Kegelgestalt gefaltenes Fließpapier, das sogenannte Filter, das in einen Glastrichter gesteckt wird. Wenn man in dasselbe die trübe Flüssigkeit gießt, so bleiben deren feste Theile zurück und eine klare Flüssigkeit läuft ab. Daher benutzt man sehr häufig das Filtriren, um Niederschläge zu trennen von den Flüssigkeiten, aus welchen sie entstanden sind.

Auswaschen. Wenn, wie früher erwähnt, aus der Lösung von Silber in Salpetersäure durch Zusatz von Chlornatrium das Silber an Chlor gebunden niederschlagen wird, so bildet sich gleichzeitig salpetersaures Natrium, ein Salz, das gelöst bleibt. Der nachher auf dem Filter gesammelte Niederschlag ist ganz durchtränkt von dieser Salzlösung. Um dieselbe „auszuwaschen", wird wiederholt Wasser auf das Filter gegossen und dies so lange fortgesetzt, bis ein aus der Spitze des Trichters auf eine blanke Glastafel fallender Tropfen beim Verdunsten keine Spur eines Rückstandes hinterläßt.

Das Auswaschen von Niederschlägen, das täglich bei analytischen Arbeiten vorkommt, ist eine der zeitraubendsten und langweiligsten Operationen. Man hat dieselbe in neuester Zeit sehr vervollkommnet und abgekürzt, indem man durch eine ebenso sinnreiche als einfache Vorrichtung das Waschwasser mit verstärktem Druck durch das Filter treibt.

Verdunsten. Abdampfen. Beide Operationen bezwecken, aus einer Lösung das Lösungsmittel theilweise oder gänzlich zu entfernen. Dies kann geschehen, indem man die Lösung in einem flachen Gefäße der Luft aussetzt, wodurch allmälig die Flüssigkeit verdunstet. Man nennt diesen Vorgang die „freiwillige Verdunstung" und wendet dieselbe vorzugsweise auf Stoffe an, die ohne Nachtheil eine Erhitzung nicht vertragen. Beschleunigt kann sie werden, wenn man die Verdunstung in einer vermittelst der Luftpumpe verdünnten Luft vor sich gehen läßt.

Rascher führt das „Verdampfen" zum Ziel, wobei Wärme in Anwendung kommt. Da jedoch manche Stoffe eine den Siedepunkt des Wassers übersteigende Temperatur nicht vertragen, so setzt man in diesem Falle das die zu verdunstende Flüssigkeit enthaltende Gefäß in ein sogenanntes „Wasserbad", d. h. in ein Geschirr, worin Wasser kochend erhalten wird.

Trocknen. Alle Körper ziehen aus der Luft Feuchtigkeit an und halten dieselbe mehr oder minder stark zurück. Am stärksten und hartnäckigsten thun dies die porösen und pulverförmigen Stoffe. Will man solche der quantitativen Analyse unterwerfen, so müssen sie vorher vollständig von diesem Wassergehalt befreit werden. Meist genügt es, zu diesem Zweck den betreffenden Stoff so lange an einen erwärmten Ort zu stellen, bis sein Gewicht nicht mehr abnimmt. Beschleunigt wird das Austrocknen eines Körpers, wenn man ihn in einem besonderen Trockenapparat erhitzt und trockene Luft über denselben streichen läßt. Eine Temperatur von 80 Grad R. reicht in der Regel hin, um alles hygroskopische, d. i. äußerlich anhängende Wasser aus den Körpern zu entfernen.

Auch die gewöhnliche Luft, sowie andere Gase sind nicht wasserfrei; sie enthalten stets mehr oder weniger Wasserdampf und müssen vorher getrocknet werden, wenn es sich um ihre quantitative Analyse handelt. In diesem Falle genügt es, die betreffende



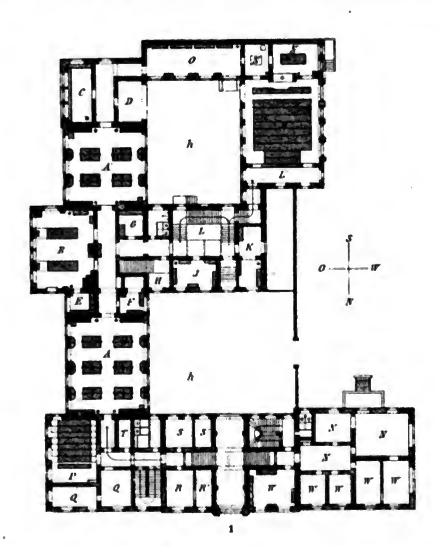
Das chemische Laboratorium der Universität Leipzig.

Luftart durch lange Röhren zu leiten, die gebrannten Kalk, Chlorcalcium oder Schwefelsäure enthalten, sämmtlich Substanzen, die eine große Anziehungskraft für Wasserdampf ausüben und ihn den Gasen vollständig entziehen.

Glühen. Schmelzen. Diese Operationen kommen im kleinen und großen Maßstabe häufig vor. Im ersten Falle verwendet man hierzu kleine Tiegel von Platin oder Porzellan. Zu größeren Schmelzarbeiten dienen die berühmten hessischen Schmelztiegel, die in Groß-Almerode aus einem groben, schwer schmelzbaren Thon gefertigt und über die ganze Welt versendet werden. Metalle werden dagegen meist in Tiegeln geschmolzen, die aus einer Masse von Thon und Passauer Graphit bestehen.

Manche Stoffe schmelzen schon über

der Weingeistflamme oder der Gasflamme mit doppeltem Luftzug; schwer schmelzbare werden dem Feuer eines Gebläse-Ofens mit Kohlenheizung ausgesetzt. Einen großen Fortschritt hat die Schmelzarbeit gemacht, seitdem man eine mit Sauerstoff gespeiste Gasflamme verwendet; die hierdurch erzeugte Hitze ist ungeheuer, und nur ein aus gebranntem Kalk gefertigter Tiegel vermag derselben zu widerstehen.



1

Leipziger Laboratorium: Erdgeschoß.

A A' Arbeitssäle. B Experimentirsaal. C Glashalle. D Offene Halle. E Schwefelwasserstoffkammer. F Assistent. G Vorräthe. H Garderobe. J Wagen. K Werkstatt. L Treppenhaus. M Großer Hörsaal. N N' Vorbereitungszimmer. O Sammlungen. P Kleiner Hörsaal. Q R S Wohnungen der Assistenten. T Dunkelkammer. W W . . . Wohnung des Professors. h h Hof.

Platin, das vor Kurzem noch für unschmelzbar galt, wird darin flüssig wie Wasser.

Destilliren. Ein oft gehörter und häufig mißverstandener Ausdruck. Man kann nur solche Stoffe destilliren, die flüchtig sind, d. h. die sich in Dampf verwandeln, wenn sie erhitzt werden. Ist dies geschehen, und erhält man bei nachheriger Verdichtung des Dampfes durch Abkühlung ein flüssiges Product, so nennt man diesen Vorgang eine Destillation. Dieselbe setzt stets einen Apparat voraus, der mindestens aus zwei Theilen besteht, nämlich aus einem Gefäß, worin der gegebene Stoff erhitzt wird, Destillirgefäß genannt, und aus einem zweiten, das zur Aufnahme der verdichteten Flüssigkeit, des Destillats, dient und Vorlage heißt. Meist wird zwischen diese beiden ein dritter Theil, die Kühlvorrichtung, eingeschaltet. Form, Größe und Material dieser Theile des Destillirapparates wechseln in mannigfachster Weise je nach der Natur der zu destillirenden Stoffe. Im chemischen Laboratorium ist das gewöhnlichste und einfachste Destillirgefäß eine gläserne, bauchige Retorte, deren gebogener langer Hals in einen Kolben mündet.

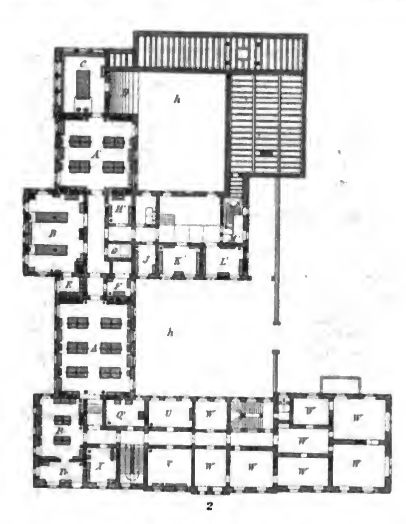
Wahrscheinlich haben wir als ältestes und erstes Beispiel der Destillation den Fall anzusehen, daß man in der Retorte Wein erhitzte und die entstandenen Dämpfe in der Vorlage zu Weingeist verdichtete.

Dazu stimmt freilich nicht die Auffassung Schiller's von der Destillation, da er sagt:

„Wie Wein von einem Chemikus
Durch die Retort' getrieben;
Zum Teufel ist der Spiritus,
Das Phlegma ist geblieben.“

Freilich war Schiller kein Chemiker, und noch weniger waren zu seiner Zeit die jetzt gebräuchlichen Destillirapparate die wunderlichsten Apparate zu beeinflussen suchten.

Als „trockene Destillation“ wird der besondere Fall bezeichnet, daß in das Destillirgefäß keine Flüssigkeit gebracht wird, sondern ein fester Stoff, aus dessen Zersetzung durch die Hitze ein flüssiges Destillat sich bildet. Dem bekanntesten Beispiele begegnet man bei der Gasfabrication, wo Steinkohle in den Retorten erhitzt



Leipziger Laboratorium: Oberer Stock.

A A' Arbeitssäle. B Experimentirsaal. C Glashalle. D Offene Halle. E Schwefelwasserstoffkammer. F' Assistent. G' Vorräthe. H' Hochdruckarbeiten. J' Luftpumpen. K' Wagen und Bibliothek. L' Organische Analyse. M' Garderobe. Pr Professors Laboratorium und Geschäftszimmer. Q' Spectralanalyse. U Instrumente. V Gasanalyse. X Badezimmer. W W . . . Wohnung des Professors. h h Hof.

bekannt, deren sinnreiche und einfache Vorrichtung die rasche Destillation selbst der flüchtigsten Stoffe, die schon unter der Blutwärme verdunsten, gestatten, ohne daß auch nur ein Tropfen „zum Teufel“ geht.

Bei den Alchymisten erscheint die Destillation als eine der üblichsten Operationen. Nichtsdestoweniger waren dieselben über deren Bedeutung nicht völlig aufgeklärt; sie schrieben ihr besondere Wirkungen auf die Stoffe zu, die sie durch zahllose Wiederholungen zu steigern und durch

und Theer als Destillationsproduct erhalten wird.

Sublimiren. Eine der Destillation nahe verwandte Operation, von der sie sich dadurch unterscheidet, daß das erhaltene Product, das Sublimat, ein fester Körper ist.

Messen. Wiegen. Alle vorgenannten Arbeiten des Chemikers sind qualitativer Natur, sie sind die Vorläufer der letzten Instanz, wo einer jeden Thatsache und Beobachtung Sinn und Werth gemessen oder gewogen wird. Nichts er-

scheint leichter als dies. Aber im Laboratorium gilt das Messen und Wiegen als eine der schwierigsten, feinsten und wichtigsten Aufgaben, zu der kein Aufwand an Zeit und kostbaren Instrumenten gespart wird. Wo es sich darum handelt, Milligramme und Kubikmillimeter und Bruchtheile derselben genau zu bestimmen, da reichen freilich gewöhnliche Mittel nicht aus.

sen luftförmiger Körper gleichzeitig die Temperatur und der Luftdruck auf das Genaueste beobachtet und mit in Rechnung gebracht werden müssen.

Häufiger kommt das Wiegen vor, ja man kann behaupten, daß der analytische Chemiker den größten Theil seiner Zeit im stillen Kämmerlein zubringt, gespannten Auges und oft auch gespannten Herzens den Schwankungen des Zügleins



Ein Arbeitstisch aus dem Leipziger Laboratorium.

Das Messen erstreckt sich weniger auf Flüssigkeiten, deren Quantum man vorzieht, durch ihr Gewicht zu bestimmen, als vielmehr auf Dämpfe und Gase. Es wird in sorgfältig eingetheilten, graduirten Glasröhren oder Glocken vorgenommen. Hierbei ergeben sich eigenthümliche Schwierigkeiten in der Feststellung des Niveaus der Sperrflüssigkeit, da Wasser an der Wand einer Glasröhre sich etwas erhebt, Quecksilber dagegen eine gewisse Erniedrigung, Depression erleidet. Ein weiterer Umstand ist der, daß beim Mes-

der Wage folgend, dessen Ausspruch entscheidet über den Erfolg einer langen und mühevollen Arbeit.

* * *

Wir haben im Vorhergehenden nur die gewöhnlichsten und öfter sich wiederholenden Arbeiten des Laboratoriums genannt und in Kürze charakterisirt. Allein zu unzähligen einzelnen Verrichtungen, die da und dort dem Chemiker sich aufdrängen, muß er sich geschickt erweisen, ähnlich wie

dies vom experimentirenden Physiker gilt, von dem gesagt wird, er müsse im Nothfalle mit dem Bohrer zu sägen und mit der Säge zu bohren verstehen. Dergleichen läßt sich nicht beschreiben und nicht einmal lehren; da sieht Einer dem Anderen den Griff und den Schick ab und vererbt das selbst wieder weiter. Am lehrreichsten sind die Unfälle. Eine zersprungene Retorte, ein durchbrochenes Filter, ein verbrannter Finger wirken nachdrücklicher als ein stundenlanger Vortrag.

Nun von der Arbeit zum Apparat!

Anspruchslos und unscheinbar, fast ärmlich nimmt der chemische Apparat sich aus, wenn wir ihn vergleichen mit dem physikalischen. Welchen Eindruck macht auf den Laien der Besuch eines physikalischen Cabinets! Hinter spiegelnden Glasscheiben schimmern und glänzen ihm ganze Reihen der wundersamsten Apparate entgegen; er erkennt in der feinen Ausführung der Maschinen in Messing und Stahl, in Holzwerk und Glas Meisterwerke der feineren Mechanik, und in der That berechnet sich der Werth eines solchen physikalischen Inventars auf viele Tausende, denn an reich ausgestatteten Anstalten reihen sich zwei, drei und mehr Säle an einander mit immer neuen Instrumenten.

Von all diesem Glanze hat der Chemiker nichts aufzuweisen; wenn wir ihn überraschen inmitten seiner vollen experimentellen Thätigkeit, dann finden wir seinen Arbeitstisch bedeckt mit allerlei Geräth, das weder durch Pracht noch durch Kostbarkeit unsere Bewunderung erregt. Und wenn er uns im Gefühl seines Reichthums seine Präparatensammlung vorführt, so erblicken wir nichts als Reihen von Gläsern aller Größe, gefüllt mit Stoffen aller Farben. Der Blick in die Aufstellung einer Apotheke oder eines Materialkrames ist davon nur wenig verschieden. Und dennoch verschließen diese Behälter der chemischen Sammlung die merkwürdigsten Stoffe und ihre Verbindungen, mitunter von größter Seltenheit und Kostbarkeit. Es ist hier in Wirklichkeit eine Musterkarte der Elementarwelt aufgestellt, aus der Alles sich aufbaut und in Alles wieder zerfällt im Kreislauf des chemischen Processes.

Auch die Unterhaltungskosten eines großen Laboratoriums und die eines physikalischen Cabinets bemessen sich nach ganz verschiedenen Gesichtspunkten. Die Einrichtung für eigentlich chemische Arbeiten ist verhältnißmäßig billig, und man reicht hier mit Hunderten von Thalern weiter als beim physikalischen Apparat mit eben so viel Tausenden Allein während der letztere, einmal angeschafft, Jahre lang seine Dienste leistet — man denke an die Luftpumpe, die Brennspiegel, die Fallmaschine — findet im chemischen Laboratorium ein täglicher Consum statt. Das chemische Experiment, das seinem Wesen nach in der Einwirkung verschiedener Stoffe auf einander besteht, die dabei verändert werden, verbraucht und verzehrt fortwährend Material. Es ist wie ein Organismus; es erzeugt neue Stoffcombinationen und scheidet Abfälle aus.

Betrachten wir nun den chemischen Apparat näher, so steht das Glasgeräth obenan; es ist das Universalgeschirr des Chemikers, sei es in Gestalt von Kolben oder Kochflaschen, von Retorten, Bechern, Ballonen, Glocken, Cylindern, Trichtern, Probirgläsern und Flaschen der verschiedensten Art, worunter die sogenannten Wulf'schen zwei- und dreihalsigen Flaschen am meisten auffallen.

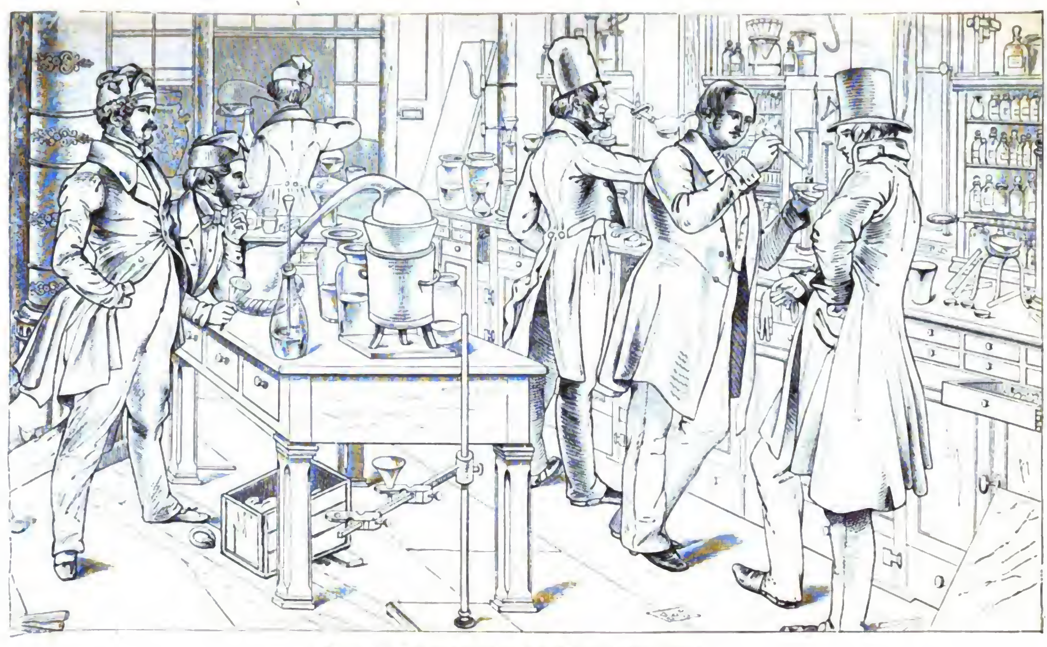
Eine besonders wichtige Rolle spielen die Glasröhren; sie bilden die Canäle, durch welche der Chemiker den Gasen und Dämpfen ihre Wege anweist, bald um sie zu sammeln, bald um sie zu entfernen. Nicht nur versteht er, die Glasröhre nach Belieben zu zerschneiden und zu biegen, sondern auch dieselbe in der Flamme des Glasblasetisches zu erweichen und aufzublasen zu allerlei sinnreich erdachten Formen. Aber zahlreiche Opfer verfallen der zerbrechlichen Natur des Glases und wandern als Scherbe und Bruch wieder zur Glashütte.

Nächst Glas ist das Porzellan am häufigsten vertreten, meist in der Form wenig vertiefter, sogenannter Abdampfschalen. Aber es ist vom feinsten Porzellan; es klingt wie Metall und ist so sorgfältig gekühlt, daß es vom Chemiker unbedenklich auf freies Feuer gesetzt wird. Dann finden wir noch kleine Tiegel von Porzellan, sowie Röhren für Glühversuche in heftigster Hitze.

Das bescheidenste Material ist der Kork und doch so wichtig. Man hat Chemiker



Scene aus Liebig's Laboratorium in Gießen im Jahre 1842.



Scene aus Liebig's Laboratorium in Gießen im Jahre 1842.

ersten Ranges in einen gelinden Enthusiasmus ausbrechen sehen beim Anblick eines untadeligen, zarten, dichten, porenfreien Korkstöpsels. Denn der Kork ist zugleich Schließer und Verbindungsmittel der chemischen Apparate, in welch letzterem Fall er durchbohrt und eine Glasröhre in denselben gesteckt wird.

Aber ein werthvoller Concurrent ist dem Kork erstanden in dem Kautschuk, das in Gestalt von Röhren jetzt eine bedeutende Rolle spielt, indem die Kautschukverbindung von Glasapparaten den Vorzug besitzt, daß sie elastisch ist, daher Beweglichkeit gestattet und somit die Möglichkeit des Zerbrechens mühsam aufgestellter Apparate beträchtlich vermindert.

Glas, Porzellan, Kork und Kautschuk — das sind wirklich die Grundelemente der chemischen Experimentirkunst, und neun Zehntel aller chemischen Operationen, solche der feinsten Art, die zu den hervorragendsten Entdeckungen geführt haben, sind mit diesen einfachen Hülfsmitteln ausgeführt worden.

Nur beiläufig wird ein kostbareres Material in Anspruch genommen, wie in erster Linie das Platin, weil dieses Metall in den gewöhnlichen höchsten Hitzegraden nicht schmilzt und von nur wenig Substanzen angegriffen wird. Daher verwendet man Tiegel von Platin besonders bei analytischen Arbeiten zu Glühversuchen; ähnlich dienen Platinblech und Platindraht und Platinschalen zum Verdampfen. Höchst fein vertheilt, in Gestalt von Platinschwamm und Platinmoor, besitzt Platin die merkwürdige Eigenschaft, Gase zu verdichten, und findet in dieser Hinsicht Anwendung.

Auch Silber wird in Gestalt von Schalen bei Arbeiten gebraucht, die mit ätzenden Alkalien sich befassen, durch welche Platin, Glas und Porzellan angegriffen werden. In den meisten Fällen leisten jedoch blanke eiserne Geschirre denselben Dienst.

Quecksilber braucht der Chemiker und zwar in ziemlicher Menge, wenn er mit Gasen und Dämpfen hantirt, insbesondere mit solchen, die in Wasser löslich sind.

Endlich herabsteigend zu den unedeln Metallen, hat doch auch das Blei gewisse, dem Chemiker werthvolle Eigenschaften; es widersteht insbesondere dem Angriffe des Fluors, und Bleigeräthe dienen daher zur Darstellung und Aufbewahrung der Fluorwasserstoffsäure (Flußsäure). Unersetzlich sind Bleiröhren zur Leitung des Leuchtgases.

Da hier und da noch mancherlei mechanische Arbeiten vorkommen, so fehlt es in der Werkstätte des Chemikers nicht an Mörsern und Reibschalen von Eisen, Stahl, Achat und Porzellan, an Hammer, Amboß und Zange, sowie sonstigem Handwerkszeug. Ja es mag sich auch eine Drehbank vorfinden zu Schleif- und Bohrarbeiten.

Ein Musterlaboratorium.

Drei deutsche Hochschulen concurriren in erster Linie, wenn es sich darum handelt, eine Musteranstalt für chemischen Unterricht und chemische Forschung aufzuweisen — Berlin, Bonn und Leipzig.

Nicht als ob es anderwärts an gleich vortrefflichen und zweckentsprechenden chemischen Instituten fehlte, ist es vielmehr die Größe und der Reichthum in Anlage und künstlerischer Ausführung, welche den genannten den Vorrang sichern. Schon die Mittheilung über die darauf verwendeten Geldmittel giebt einen Maßstab für die hervorragende Bedeutung dieser Paläste der Chemie, deren ein jeder wieder seine besonderen Vorzüge besitzt.

Nach dem höchst interessanten Berichte, welchen A. W. Hofmann, derzeit Professor und Director des chemischen Instituts in Berlin, auf Ersuchen des englischen Unterrichtsministeriums über die unter seiner Leitung errichteten und eingerichteten Laboratorien in Berlin und Bonn erstattet hat, betrug der Voranschlag für ersteres 318000 Thaler, für letzteres 123000 Thaler, während das Leipziger Laboratorium 80000 Thaler kostete. Zu bemerken ist hierzu, daß in Berlin für den Bauplatz allein die Summe von 104000 Thalern bezahlt werden mußte.

Wir haben daher neben der pietätvollen Aufnahme des bescheidenen Mutterhauses aller Laboratorien, des Liebig'schen in Gießen, unseren Lesern die Abbildungen der von Berlin, Bonn und Leipzig vorgeführt.

Besonders reizvoll erweist sich das Laboratorium von Bonn durch seine Lage

am Ende der herrlichen Kastanienallee nach Poppelsdorf. Da es hier an Raum, Licht und Luft nirgends fehlte, so hatte der Baumeister volle Freiheit in der Durchführung eines einheitlich und harmonisch gehaltenen Bauwerkes. Dasselbe ist mit Ausnahme des vom Director bewohnten Theiles einstöckig und bedeckt eine Fläche von 28000 Quadratfuß, mit seinen Flügeln vier Höfe einschließend, woher es scherzweise den Beinamen des „Chemischen Escurials" erhalten hat. Die Arbeitsräume sind für 60 Laboranten berechnet, der Hörsaal kann 250 Zuhörer aufnehmen.

Als ein Hauptvorzug des Universitätslaboratoriums in Berlin erscheint seine günstige Lage im Centrum dieser großen, an der Peripherie stets wachsenden Stadt, unmittelbar neben der Universität und den bedeutendsten monumentalen Bauwerken, zwischen der Georgen- und Dorotheenstraße. Eine Folge hiervon war, daß die Erwerbung des Platzes und die schwierige Fundamentirung einen großen Theil der Kosten verschlang. Es mußte ferner auf dem seitlich festbegrenzten Raum von nur 21680 Quadratfuß allen Anforderungen an lichtvolle Arbeitsräume und zweckmäßige Anordnung derselben entsprochen werden, alles Aufgaben, die in befriedigendster Weise gelöst worden sind. Bei einer Höhe von siebenunddreißig Fuß bot der große Hörsaal Gelegenheit zu reicher decorativer Ausstattung. Es gewährt ferner die nach der Georgenstraße gerichtete Hauptfront des Gebäudes eine ausgezeichnete Zierde, indem hier eine stattliche Vorhalle zu dem großartigen Treppenhause führt, die beide in sehr glücklicher Weise verwendet worden sind zur Anbringung von Büsten und Medaillons der hervorragendsten Chemiker früherer und jetziger Zeit. So werden die Ehrenplätze in den Nischen der Halle eingenommen von Liebig und Faraday, während im Treppenbau die Büsten von Wöhler, Chevreul, Dumas, Balard, Graham, Bunsen, Pelouze, Regnault aufgestellt sind. Rühmend verdient hervorgehoben zu werden, daß die Auswahl der dadurch zu ehrenden Chemiker auf Grund einer eben so sorgfältigen als unparteiischen Vorverhandlung von Sachverständigen getroffen worden ist und es mag für den mit der Entwicklungsgeschichte der Chemie nicht bekannten Beschauer von Interesse sein, dieselbe hier in Bildern und Zahlen gleichsam ablesen zu können. Man begegnet hier weiter noch den Namen von Lavoisier, Scheele, Cavendish, Dalton, Berthollet, Gay-Lussac, Davy, Berzelius, Mitscherlich, Rose, Klaproth, Gmelin, Gerhardt und Laurent, eine Periode von 1731 bis 1864 umfassend.

Wir gelangen nunmehr zum Laboratorium der Universität Leipzig und unterwerfen dieses einer eingehenden Betrachtung, denn es wurde erst 1868 nach Vollendung der beiden vorgenannten unter der Leitung von Professor Kolbe, seines gegenwärtigen Dirigenten, erbaut, so daß alle bisher hierbei gemachten Erfahrungen benutzt werden konnten. Auch dieses Laboratorium erfreut sich einer günstigen freien Lage in der Nachbarschaft anderer wissenschaftlicher Institute der Universität. Wenn günstige örtliche Verhältnisse die Bausumme von 80000 Thalern geringer erscheinen lassen, als die früher erwähnten Summen, so steht deshalb das damit Geleistete keineswegs zurück hinter den kostspieligen Bauten von Berlin und Bonn.

Erinnern wir uns, daß heutigen Tages das chemische Laboratorium ein Complex verschiedener Localitäten ist, die dem erschöpfenden Studium der Wissenschaft dienen und die in ihrer Gesammtheit wohl richtiger als chemisches Institut bezeichnet würden — daß hierunter die Arbeitsräume für Laboranten verschiedenen Grades, Räume für Arbeiten besonderer Art, Hörsäle, Locale für Sammlungen, Apparate und Vorräthe, Wohnungen für Professor und Assistenten u. A. m. zu rechnen sind, so läßt sich nur an der Hand eines Planes Einsicht gewinnen in die Art und Weise, wie diesen mannigfachen Bedürfnissen genügt worden ist.

Der Grundriß Nr. 1 unserer Abbildungen zeigt uns das Erdgeschoß und Nr. 2 das Oberstockwerk des Leipziger Laboratoriums und wir bitten nunmehr den Leser, deren Räume mit uns zu durchwandern.

Betrachten wir zunächst eine Reihe von Einrichtungen, welche in beiden Stockwerken die gleiche ist, so begegnen wir den Arbeitssälen A A' mit vier bis sechs Arbeitstischen, von welchen die des Erd-

geschosses für Anfänger, die des oberen Stockes für bereits geübte Chemiker bestimmt sind. Außerdem sind noch eine Anzahl von Arbeitsplätzen in Fensternischen, an Pfeilern und Seitenwänden angebracht, so daß erforderlichen Falles bis 130 Praktikanten in der Anstalt Unterkunft finden können.

Durch B B bezeichnen wir geräumige Experimentir-Zimmer mit langen Tischen für solche Arbeiten, welche die Aufstellung von großen Apparaten erfordern. C C sind nach vorn geöffnete und D D gänzlich unbedeckte Hallen für solche Arbeiten, bei denen übelriechende oder schädliche Gase und Dämpfe sich entwickeln. E E sind besondere Locale für Arbeiten mit Schwefelwasserstoff. Dieses abscheulich riechende und in größerer Menge giftig wirkende Gas ist eines der wichtigsten chemischen Reagenzien, unentbehrlich bei qualitativen und quantitativen analytischen Arbeiten, so daß es fortwährend im Gebrauch befindlich, den Laboratorien älterer Einrichtung ihren specifischen Geruch verlieh. Es ist daher mit Recht in besondere Kammern verbannt worden, aus welchen eine kräftige Ventilation den lästigen Geruch hinwegnimmt.

Die kleineren Laboratorien F und F dienen für die Privatarbeiten der Assistenten und in den Kammern G und G werden die Reagenzien vorräthig gehalten. Im Erdgeschoß begegnen wir dem Zimmer K, welches als mechanische Werkstätte dient, und dem Wagezimmer J, in welchem eine Anzahl feiner Wagen aufgestellt ist. Für diesen Zweck und zugleich als Bibliothek dient auch K' im Oberstockwerk. Letztere enthält hauptsächlich solche Werke, in denen der Laborant bei seinen Arbeiten sich Raths erholen kann.

Das Local H' enthält Vorrichtungen eigenthümlicher Art für Operationen, die in neuer Zeit eine wichtige Rolle in der Chemie spielen und die als Hochdruckapparate charakterisirt werden können. Die chemische Verwandtschaft zwischen den Elementen äußert sich in vielen Fällen ganz verschieden, je nachdem dieselben unter gewöhnlichen Umständen auf einander einwirken, oder bei lang andauernder, sehr hoher Temperatur und unter starkem Luftdruck. Zu Versuchen der Art werden die betreffenden Stoffe in starke Glasröhren eingeschmolzen, auf 200 bis 300 Grad erhitzt. Zur Abwendung der Gefahr im Fall des Zerspringens einer Röhre ist dieselbe nochmals in eine Metallhülse eingeschlossen. Als Beispiel führen wir an, daß die bekannten Anilinfarben unter den beschriebenen Bedingungen sich bilden.

Für pyrotechnische Arbeiten, wie größere metallurgische Schmelzungen und Glühversuche, die starken Luftzug und feuerfestes Mauerwerk erfordern, sind in den gewölbten Räumen des Souterrains die geeigneten Vorrichtungen angebracht.

Der Raum H des Erdgeschosses und M' des Oberstockes sind Garderoben, in welchen der Praktikant nicht nur Hut, Stock, Schirm, Ueberzieher u. A. m. ablegt, sondern wo er in der Regel auch einen Costümwechsel vornimmt, da die chemischen Arbeiten stets mit Gefahr für die Integrität des Anzugs verknüpft sind. Ein Tropfen Salpetersäure genügt, um einen unvertilgbaren gelben Fleck — ein Tropfen Schwefelsäure, um ein Loch zu erzeugen, Grund genug für die Beförderung von allerhand emeritirten Kleidungsstücken zum Laborirrock. Welch interessante Mannigfaltigkeit antiquirter Trachten nach dieser Metamorphose das arbeitende Personal darbietet, ersehen wir aus den abgebildeten Scenen von Liebig's Laboratorium.

Einen imponirenden Eindruck macht durch seine ganze Einrichtung und künstlerische Ausstattung der große Hörsaal M für 180 Zuhörer. In Verbindung mit demselben stehen die Vorbereitungszimmer N und N', sowie die Präparatensammlung, die nebst Apparaten in dem langen Saale O aufgestellt ist.

Bemerken wir noch die Dunkelkammern Q' und T für optische Versuche, insbesondere für die Spectralanalyse, die eine vollkommene Abschließung gegen das Tageslicht erfordern, ferner L', das Local für die organische Analyse, V für Gasanalysen, U Maschinenraum, X Badestube — so ist damit allen erdenklichen Anforderungen und Vorkommnissen Genüge geleistet.

Wir haben nur noch Rechenschaft zu geben über den Zweck des kleinen Hörsaals P, der für besondere chemische Disciplinen einem gewählteren Kreise dient, sowie über QQ', RR', SS', die Wohnungen

der Assistenten, über Pr Pr, Privatlaboratorium und Sprechzimmer des dirigirenden Professors, und W W . . ., in beiden Stockwerken die Wohnräume desselben.

Sämmtliche Räume lassen sich durch eine Heißwasserleitung von gemeinschaftlichem Herd aus auf die beliebige Temperatur bringen, Gas- und Wasserzufluß erstrecken sich über das ganze Etablissement, das durch eine zweckmäßig eingerichtete Ventilation stets einen Luftwechsel erfährt, der in den Arbeitssälen eine reine, gesunde Atmosphäre unterhält.

Wir vervollständigen unsere Schilderung, indem wir die Abbildung eines der Arbeitstische von photographischer Treue vorführen, so daß wir fast im Stande sind, auf den angehefteten Zetteln die Namen der Laboranten zu lesen, die hier aus allen Ländern der Erde sich zusammenfinden.

Ein solcher Tisch bietet den Raum zu vier Arbeitsstellen und jedem Praktikanten steht auf seinem Platz Alles zur Verfügung, was für die Mehrzahl seiner Versuche erforderlich ist. Gummischläuche liefern ihm bewegliche Gasflammen und Röhren der Wasserleitung geben nach Bedarf kaltes und heißes Wasser, während durch ein Becken alle abfälligen Flüssigkeiten ihren Abfluß nehmen. Auf dem Tische selbst sehen wir Apparate der verschiedensten Art aufgestellt, zum Filtriren, Destilliren, Titriren, Auswaschen — kurz er darf zuversichtlich sagen — omnia mea mecum porto!

Somit haben wir dem Leser in der That ein chemisches Musterlaboratorium im großen Stil vorgeführt, gleich bedeutend durch Zahl und Ausdehnung seiner Räumlichkeiten, durch Vollständigkeit seiner Ausstattung, durch die Zweckmäßigkeit und Eleganz seiner Anlage und Einrichtung.

Resultate.

Erwägt man, daß sämmtliche deutsche Universitäten und polytechnische Schulen jetzt im Besitz von chemischen Instituten sind, die im Wesentlichen den geschilderten entsprechen, so ergiebt dies ein ganzes Heer von Chemikern, welche darin mit rastloser Geschäftigkeit ihr Fach betreiben. So viel Dutzende früher, so viel Hunderte jetzt. Muß nicht nunmehr, so liegt die Frage nahe, die Chemie mit Riesenschritten voraneilen und Schlag auf Schlag durch diesen Massenangriff Neues und Bedeutendes zu Tage fördern?

Allerdings giebt es viel, giebt es täglich des Neuen auf diesem Gebiet. Wenn vor vierzig Jahren kaum eine chemische Zeitschrift sich erhalten konnte, so genügen jetzt deren ein Dutzend nicht zur Aufnahme aller Publicationen. Wenn Berzelius im Jahre 1834 in einem noch nicht fingerdicken Bändchen den Jahresbericht über sämmtliche neue Entdeckungen erstattete, so reichen dafür jetzt mehrere dicke Bände nicht aus — ja die Berichterstatter beginnen zu verzweifeln an der Bewältigung des massenhaft gebotenen Materials.

Aber es ist das Wesen der Wissenschaft, daß sie nicht wächst im Verhältniß der Quantität, sondern der Intensität der ihr gewidmeten Kräfte. Zwar das wissenschaftliche Detail wird mächtig gefördert, jede untergeordnete Lücke wird ausgefüllt und ergänzt und es bildet sich eine Art von Handwerksmäßigkeit, nach der gewisse Felder abgebaut werden. Der eigentliche fördernde bahnbrechende Gedanke, der Geistesblitz, der den Gesichtskreis erhellt und erweitert, indem er der Wissenschaft neue, höhere und allgemeinere Gesichtspunkte eröffnet — er wird immer nur Einzelnen und Wenigen verliehen sein.

Nicht minder ist zu erwägen, daß die Wissenschaft, indem sie voranschreitet, stets schwierigeren Problemen begegnet. Das Gesetz der Aequivalente, der Multiplen, die Theorien der Atome, der Molecule, der Gasvolume, die Isomerie, der Isomorphismus, die specifische Wärme, das Atomvolum, die Elektrochemie, die Radicaltheorie, die Lehre von den chemischen Typen und Valenzen — das sind so ungefähr die Etappen der letzten fünfzig Jahre. Nun treten Fragen höherer Ordnung auf — über das Wesen und die Constitution der Materie, über die Grundursachen der aufgefundenen Gesetzmäßigkeiten. Sie hängen zusammen mit physikalisch-mathematischen Aufgaben, sie spielen hinüber in die speculative Philosophie und Metaphysik.

Viel mehr ins Auge fallend sind die Resultate dieses potenzirten chemischen Studiums auf dem praktischen Gebiet. Abgesehen davon, daß in dem Laboratorium unsere Aerzte, Apotheker und Ver-

waltungsbeamte mit chemischen Kenntnissen ausgestattet werden, gehen aus demselben zahlreiche Chemiker hervor sowohl für den inneren Bedarf, als auch für den Export nach außen. Die Nachbarländer und Amerika beziehen fortwährend technische Chemiker, sowie insbesondere Lehrer des Fachs aus Deutschland, und erst vor wenigen Tagen ist unser Landsmann Dittmar aus Bunsen's Schule in Heidelberg der ehrenvollen Berufung als Professor der Chemie in Glasgow gefolgt.

Der Einfluß allgemein verbreiteter chemischer Kenntnisse macht sich ferner in hervorragender Weise geltend im Betrieb unserer gesammten Industrie, sowie des Ackerbaus. Ja in der specifisch chemischen Fabrication, in den feineren Präparaten dürfte, was Mannigfaltigkeit, Reinheit und Schönheit betrifft, die deutsche Fabrication jeder anderen überlegen sein. Es erklärt sich hieraus, daß chemische Industrien, wie die Ultramarin- und Anilinfabrication, obgleich sie ihren Ursprung im Ausland genommen haben, dennoch in Deutschland ihre Vervollkommnung erhielten und von da aus den Markt beherrschen. Nach einer Mittheilung des „Würtemberger Gewerbeblatts" erzeugt Deutschland allein mehr Anilinfarben, als alle übrigen Länder zusammen und man berechnet den Gesammtwerth der in 1872 erzeugten Anilinfarben auf zehn Millionen Thaler. Aehnlich verhält es sich mit dem Alizarin oder künstlichen Krapproth, dessen Productionswerth im Jahre 1873 etwa vier Millionen Thaler betrug und wovon in Deutschland zwölf, in Frankreich und England nur zwei Fabriken existiren. Auch dürften Fabriken wie die von Chinin und Chininpräparaten des Herrn Zimmer in Frankfurt a. M. — die von Alkoloïden des Herrn Merk in Darmstadt und wie die von Anilinfarben der Herren Meister und Lucius zu Höchst a. M. schwerlich ihres Gleichen in der Welt finden.

Epilog.

Nach so viel des Sachlichen und Fachlichen schließen wir mit einem heiteren Bilde. Versetzen wir uns zu diesem Zweck in den Anfang der vierziger Jahre nach Gießen. Dort war es Liebig endlich gelungen, seine primitive chemische Werkstatt um- und auszubauen und die unter seiner Leitung von dem Architekten veröffentlichte Beschreibung dieser neuen Einrichtungen, erläutert durch beigegebene Pläne, erwies sich höchst willkommen allerwärts, wo ähnliche Bedürfnisse vorlagen.

Ein überaus reges Leben herrschte in den neugeschaffenen Räumen. Die Zahl der Arbeiter war hinreichend, um eine Auswahl vielversprechender junger Männer einander zu nähern und doch nicht allzugroß, um nicht neben dem wissenschaftlichen Verkehr auch den geselligen zuzulassen. Trautschold, der liebenswürdige Porträtmaler, von dem Liebig's bestes Bild herrührt, verkehrte damals viel mit den Chemikern und ihm verdankt das früher erwähnte Werk über das dortige Laboratorium eine Ansicht des Hauptarbeitsaales mit dem in vollster Thätigkeit porträtirten Personal. Wir haben dieses culturhistorische Bild unserem Aufsatz einverleibt, leider des Formats wegen genau in der Mitte in beide Hälften getheilt, sowie oben und unten etwas beschnitten. Doch die Hauptgruppen sind vollkommen treu wiedergegeben.

Links im ersten Bild erblicken wir Ortigosa, den stattlichen Mexikaner, sinnend, mit Liebig's Kali-Apparat in der Hand, offenbar eine organische Analyse vorbereitend; sein Nachbar liest ein Gasvolum an der graduirten Glocke ab, während der folgende den Glaskolben schüttelt, in Erwartung, ob ein Niederschlag sich bilden werde. Nach der Mitte erörtert Will, der damalige Assistent und jetzige Professor, mit Keller ein chemisches Problem, während Aubel, der Famulus, den Mörser rührt, eine typische Figur, ein originelles Gemisch von biederem Phlegma und geriebener Schlauheit, vielen sich folgenden Generationen von Laboranten wohl erinnerlich. Hieran ist vom zweiten Bild die Gruppe zu reihen, wo Wydler und Varrentrapp gespannten Auges einen Destillationsproceß verfolgen, während auf der äußersten Rechten Hofmann und Böckmann der in einem Probirröhrchen eintretenden Reaction entgegensehen und Scherer und Strecker im Hintergrund beschäftigt sind.

Die Costüme sind die der Zeit, aber, wie früher erwähnt, hat da mehrfach ein alter Frack oder Ueberzieher, eine Blouse

und ein abgedienter Cylinder seine mehr nützliche als malerische Verwendung gefunden.

Allerlei chemisches Geräth liegt, steht und hängt umher. Die vorn auf dem Tisch liegenden Knochen bezeichnen eine Periode, wo Liebig's physiologische Arbeiten sich auf die Analyse aller möglichen Pflanzen- und Thierstoffe erstreckten. Ein Reiz gemüthlicher Arbeitsamkeit ist verbreitet über die ganze Scene.

Auch fehlte es nicht an heiteren Intermezzos. Noch sehe ich ein solches vor mir, als wäre es von gestern.

In der Vorhalle zum Laboratorium erhebt sich ein großer Lärm von streitenden Stimmen. Ein Fremder tritt ein, mit einem Tünchermeister aus der Stadt, beide in großer Aufregung nach Liebig verlangend, der gerade dazukommt und in seiner verbindlichen Weise fragt, was den Herren zu Diensten stehe.

„Ich bin nämlich Chemiker," sagt der Fremde mit wenig Ceremoniel.

„Ei, das freut mich, einen Herrn Collegen kennen zu lernen," erwiederte Liebig.

„Ja," fährt der Andere fort, „und da habe ich diesem Mann ein Geheimniß zu Berlinerblau für vier Thaler verkauft und jetzt will er das Geld nicht bezahlen."

„Was, Berlinerblau, einen D— hat er mir aufgehängt," schrie der Tüncher; „sehen Sie nur selbst, Herr Professor," und mit diesen Worten präsentirte er einen Kolben mit einem allerdings schmutzig graublauen Inhalt.

„Das macht nur das hiesige Wasser," ruft der Chemiker.

„Erlauben Sie einen Augenblick, meine Herren," bemerkt Liebig, greift nach einer Flasche und gießt eine Portion Chlorwasser zu der verunglückten Farbe.

Welch ein Wunder — augenblicklich das tiefste, herrlichste Berlinerblau.

Chemiker und Tüncher waren starr vor Erstaunen.

Ersterem, der bisher sehr zuversichtlich aufgetreten war, fiel es jetzt ein, den Hut abzunehmen.

„Was kostet Ihr Mittel," fragte er etwas kleinlaut.

„Nicht das Geringste," erwiederte Liebig lächelnd und gab sich Mühe, dem Menschen, der keine Spur von chemischen Kenntnissen besaß, Ursache und Wirkung in diesem Vorgang zu erklären.

„Es scheint mir," sagte der Pseudo-Chemikus, „Sie sind hier in der Chemie doch schon weiter als ich; aber wissen Sie, eigentlich bin ich auch gar kein Chemiker — ich bin nämlich Schauspieler."

„In der That!"

„Ja wohl — ich bin Künstler. Ich gehöre zum Sommertheater von Wetzlar. Ich spiele Väter, Juden, alte Räuber und Oberförster."

„Ein schönes Repertoire."

„Nicht wahr? Und nebenbei male ich die Decorationen und da habe ich ein altes Buch mit Farbenrecepten aufgetrieben und an Tagen, wo nicht gespielt wird, verkaufe ich Geheimnisse auf dem Land. Mit dem Berlinerblau bin ich aber schon mehrmals übel angelaufen. Doch jetzt kann ich mir helfen, und damit Sie sehen, daß ich dankbar bin, erlauben Sie, daß ich den jungen Herren da etwas vordeclamire."

„Mit Vergnügen."

Selbstverständlich hatten bereits bei Beginn dieser Scene alle Laboranten ein Auditorium um die handelnden Personen gebildet.

Der Schauspieler, sichtlich froh, des falschen chemischen Nimbus ledig zu sein und gehoben als Künstler sich fühlend, stülpte rasch den Hut ins Genick, den Rock etwas zurück, steckte den Daumen der linken Hand in das Armloch der Weste und erhob die rechte zum Vortrag — ein completer Schmul.

„Wenns de willst noch Laibzick raise,
Nemm dich vor de Studdentches in Acht.
Kann ich's doch an mer selber bewaise,
Daß se mich schier ums Läwe gebracht." u. s. w.

Und so versöhnten sich Wissenschaft und Kunst unter homerischem Gelächter ihrer Jünger.

Die Reblaus (Phylloxera vastatrix).

Von

Karl Vogt.

Es war doch eine glückliche Zeit, jenes gesegnete Mittelalter, wo man noch geistliche Gerichte hatte, die nicht nur in Glau-

bens- und Ehesachen, sondern auch in manchen anderen Dingen ihr Urtheil abgaben, und wenn gar nichts Anderes mehr helfen wollte, die päpstlichen Bannstrahlen zu Hülfe nahmen, die damals eine noch weit größere Wirkung hatten, als die kalten Wasserstrahlen, welche Metternich seiner Zeit gegen die revolutionären Feuersbrünste und der Reichskanzler heutzutage gegen Reichsfeinde im Allgemeinen ausgießt! Wenn damals den guten Unterthanen und Weinbauern irgend eine gefährliche Krankheit oder eine schädliche Bestie in die Reben einbrach, so wurde die vom Teufel gesandte Pest bei dem frommen Bischofe verklagt, der dann die Verklagten vor sein Gericht citirte und ihnen von Amtswegen einen Anwalt bestellte, so daß die Sache in aller Form Rechtens vor sich gehen konnte. Ich habe einmal die Acten eines solchen Processes gegen den Rüsselkäfer der Rebe in Händen gehabt, der in der Nähe von Genf angestrengt wurde. Der Bischof verdammte schließlich die Käfer an einen Ort am Salève, den der Anwalt der Kläger als ein wahres Eden darstellte, während der Vertheidiger ihn scheußlich und ungenügend fand.

Jetzt, wo die Reblaus in so verheerender Gestalt auftritt, daß sogar der Reichskanzler beauftragt worden ist, sich mit ihr zu beschäftigen, obgleich sie im Reiche noch nicht an den nationalen Reben, sondern nur an amerikanischen Eindringlingen erschienen ist (Fürsicht ist das erste Stück der Tapferkeit, sagt Falstaff), jetzt wäre es wohl an der Zeit, die frommen Sitten der Väter auch in dieser Beziehung in Frankreich wieder aufleben zu lassen. Vielleicht wäre es besser, wenn Dupanloup den Proceß gegen die kleine Verwüsterin, statt desjenigen gegen die Wissenschaft instruirte oder wenn Hochwürden Plantin seine Bannstrahlen gegen die Phylloxera, statt gegen die Schismatiker schleuderte, die vom Syllabus nichts wissen wollen! Aber man sieht bei dieser Gelegenheit erst recht, wie tief die Zweifelsucht alle Schichten der Gesellschaft angefressen und unterwaschen hat. Statt sich an die Jungfrau von Lourdes zu wenden und mit dem Wasser der wunderthätigen Quelle die kranken Rebstöcke zu begießen oder die Sache der Vorsehung zu überlassen, die seit einigen Jahren officiell anerkannte Wunder vollbringt, wendet man sich an die Gelehrten, die Naturforscher und Chemiker und ruft diesen zu: Samiel hilf! Aber die Freikugeln, welche die kleine Bestie tödten sollen, sind noch nicht gegossen und während die Forscher in ihren Laboratorien und im freien Felde untersuchen, beobachten und experimentiren, schreitet das Uebel immer weiter vor, und droht ganz Europa zu überziehen, den Saint Georges, Chateau Lafitte und Clos Vougeaut zur Mythe und am Ende sogar den Deidesheimer, den Johannisberger und Hochheimer zu einer schönen Erinnerung zu machen. Oder ist etwa das Oidium anders mit dem Madera und dem Alicante umgesprungen?

So klein und doch schon so boshaft! möchte man ausrufen, und gleich hinzufügen: so schädlich und so wenig bekannt! Wieder einmal ein schlagendes Beispiel, wie verkehrt im Allgemeinen die Hülfsmittel benutzt werden, welche man der Wissenschaft bieten sollte, damit sie bei dem plötzlichen Auftreten solcher Verheerungen auch gleich mit den nöthigen Gegenmitteln zur Hand sein könnte. Wie viel Anstalten giebt es denn in Europa, wo zu solchen Untersuchungen, wie sie der Fall der Phylloxera erheischt, auch gleich die nöthigen Hülfsmittel und die nöthigen Männer zur Hand wären? Man kann sie wohl an den Fingern einer einzigen Hand abzählen. Jahrzehnte hindurch habe ich, wie der Prediger in der Wüste, vergebens nach zoologischen Observatorien gerufen, an der See zur Lösung der wichtigsten, rein wissenschaftlichen Probleme, auf dem Festlande zur Bearbeitung der ökonomisch in das Gewicht fallenden Frage — was habe ich damit erreicht? Einige zoologische Stationen am Ocean und Mittelmeer sind erstanden, großentheils durch private Anstrengungen — wird die Phylloxera und der unendliche Schaden, den sie dem Nationalreichthum in Frankreich schon zugefügt hat und in anderen Ländern vielleicht zufügen wird, die Augen öffnen über die Nothwendigkeit der Einrichtung zoologischer Untersuchungsstätten auf dem festen Lande? Wo findet sich heute eine landwirthschaftliche Akademie, eine Weinbauschule, welche dem Forscher große Gewächshäuser, weite

Pflanzungen und all' jene unzähligen Hülfsmittel an Geld und Menschen darbieten könnte, welche nöthig wären, um das Leben und Treiben dieses winzigen Insectes und seiner Verwandten nicht nur, sondern der meisten dem Land-, Garten-, Reb- und Waldbau schädlichen Thiere untersuchen zu können? Wo finden sich die richtigen Leute, die schon Jahre lang ähnlichen Studien obgelegen haben und nun, mit allen Erfahrungen ausgerüstet, sogleich die richtigen Wege einschlagen können, um die Resultate der Forschungen so schnell als möglich an das Licht zu ziehen? Fast möchte man sagen, es sei noch eine ganz besondere Fügung der gütigen Vorsehung gewesen, nördlich von den Alpen die Phylloxera zuerst in der önologischen Versuchsstation von Klosterneuburg bei Wien einfallen zu lassen, wo ein tüchtiger Forscher, Dr. L. Roesler, mit den nöthigen Hülfsmitteln ausgestattet, sich ihr gegenüberstellen konnte, statt an des heiligen römischen Reichs Pfaffenstraße, wo sie zwar viele Reben, aber zur Abwehr nur Kirchen und Capellen, Festungen und Casernen vorgefunden hätte!

Ja, wenn es sich um einen neuen Kometen, einen Venusdurchgang oder etwas Aehnliches handelte! Dafür hat man noch eine gewisse Zärtlichkeit, wohl als Erbschaft von der Astrologie her, an die früher die hohen Herren glaubten; da mißt man die wissenschaftliche Höhe eines Landes nach der Menge von Fernröhren, die gegen den Himmel gerichtet werden, ganz so, wie die politische Stellung aus der Zahl der Bajonette berechnet wird, welche man aufstellen kann. Aber wenn es sich um solche Kleinigkeiten, wie Blattläuse und ähnliches Ungeziefer handelt — verliert dann der Mensch nicht seine Zeit, der sich damit beschäftigt? Freilich verliert er sie! Wer kann von Blattläusen, Schildläusen und anderem Ungeziefer leben? Der sogenannten Klewwernjäger* giebt es eine Menge, der Beobachter in Feld und Wald wenige und diejenigen, welche durch Amt oder eigenes Vermögen so gestellt sind, daß sie langathmige und weitschichtige Versuche anstellen können, die zugleich anatomische und physiologische Kenntnisse genug haben, um diese Versuche fruchtbringend für Wissenschaft und Praxis zu machen, sind schnell aufgezählt. Unter solchen Vorbedingungen tritt nun eine solche winzige Bestie wie die Reblaus plötzlich in die Erscheinung, massenhaft, verheerend, unabwendbar sich ausbreitend und nun heißt es überall: Woher kommt das Thier? Wie lebt es? Wie pflanzt es sich fort? Wie breitet es sich aus? Wie schadet es dem Weinstock? Ist es die Ursache oder die Folge der Krankheit? Die Weinbauern verlangen Mittel zur Bekämpfung; der Staat, der seine Einkünfte bedroht sieht (wenn das nicht wäre, thäte er gar nichts), wendet einen Augenblick seine auf Kanonen und Flinten gerichteten Augen nach Mikroskopen und Lupen, und die Wissenschaft? Es geht ihr wie dem Wirthe, dem plötzlich hungrige Gäste auf den Hals fallen, die augenblicklich bedient sein wollen. Die Wissenschaft antwortet wie der überraschte Kellner: Gleich! Gleich! und rennt in ihre Küche, um einstweilen einige verhutzelte Radieschen und ausgedörrte Schinkenschnittchen zu serviren, während sie ihre Töpfe auf das Feuer setzt, um ein genießbares Essen zu kochen. Aber leider sieht sie sich in der Lage, die ganze Küche von Grund aus neu aufführen zu müssen und während sie schwitzt und arbeitet, lärmen die Gäste und klagen über die langsamen Köche.

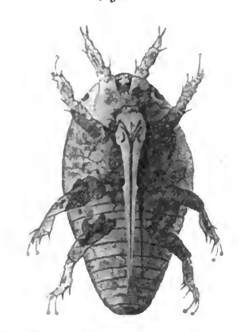
Doch zur Sache! Erst müssen wir den kleinen Uebelthäter kennen, ehe wir uns fragen können, wie man ihm wohl auf den Leib rücken möge. Zwar haben eine Menge von illustrirten Zeitungen Zeichnungen und Beschreibungen gebracht, aber meist sind solche demselben Abklatsch entnommen und wenn irgendwo ein Fehler gemacht worden, so wiederholt er sich bei allen ohne Ausnahme.

Beginnen wir damit zu sagen, daß die Phylloxeren zwischen den Blattläusen (Aphis) und Schildläusen (Coccus) gewissermaßen mitten inne, wenn auch den ersteren näher stehen, obgleich sie sich von ihnen durch das Legen von Eiern und durch den Mangel von Saftröhren unterscheiden und

* In meiner Vaterstadt Gießen, die sich früher wenigstens noch eines eigenen, urkräftigen Dialektes erfreute, nennt man „Klewwern" alles krabbelnde Kleinzeug, Käfer und Insecten. Klewwernjäger ist ein Insectensammler, und da wir als Knaben das Schmetterlingfangen mit Vorliebe betrieben, so wurden wir auch in diesem Alter nur die „Klewwern" genannt.

deshalb auch von den Ameisen nicht so liebevoll besorgt und behandelt werden. Aber wie beide gehören sie zu den Schnabelkerfen oder Halbflüglern (Rhynchota oder Hemiptera) und besitzen einen mit Stechborsten versehenen, mehrgliedrigen Schnabel, den sie zum Verwunden der Pflanzen und Saugen des Saftes benutzen. Außer den Phylloxeren, die auf der Rebe leben, findet man auch andere auf verschiedenen Arten von Eichen und diese sind es hauptsächlich, welche zur Aufhellung der allerdings schwer zu ergründenden Lebensart der Wurzellaus der Rebe (Phylloxera vastatrix) gedient haben.

Figur 1.

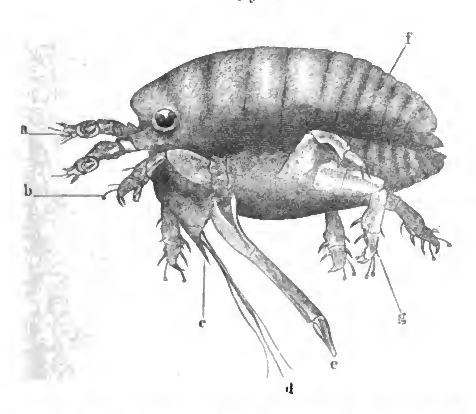


Junge, fortpflanzungsfähige Reblaus. Jungfernweibchen. (Hundertmal vergrößert.)

Das thätige Leben der Wurzellaus beginnt in dem südlichen Frankreich, je nach der Witterung, in der ersten Hälfte des April. Dann findet man auf den Wurzeln an Stellen, welche kleine Knötchen zeigen, die sich infolge des Stiches gebildet haben, die citrongelben Thierchen, deren Abbildung unser Holzschnitt (Figur 1) nach einer in dem mikroskopischen Laboratorium der Universität Genf gefertigten Photographie von der Bauchseite aus zeigt. Die Herstellung einer solchen Photographie ist nicht leicht — das Thier hat gerade die Farbe, welche die Maler unter dem Namen des Rubens'schen Gelb kennen und die unter allen sich vorzugsweise rebellisch bei der Photographie zeigt. In gewöhnlicher Weise behandelt, erhält man nur einen schwarzen Fleck — um einige Einzelheiten zu bekommen, muß man verschiedene Färbungen und gefärbte Gläser anwenden. Schön ist das Thierchen freilich nicht; vorn an dem Körper, den unsere Abbildung von der unteren oder Bauchseite zeigt, sitzen die behaarten, cylindrischen Fühlhörner, die in der Nähe des Endes einen eirunden, vertieften, nach Außen gerichteten Ausschnitt zeigen, in dessen Tiefe ein halbmondförmiger Hornring liegt, zwischen welchem ein dünnes Hautblatt ausgebreitet ist. Fast möchte man glauben, hier sei ein Gehörorgan ausgebildet — tragen ja doch manche Heuschrecken das ihre an dem Beine, warum sollte also die Reblaus es nicht an den Fühlhörnern tragen können? Hinter den Fühlhörnern sitzt, fest an dem Rande des Kopfes, mehr nach unten gerichtet und mit einer halbkugelförmigen Hornhaut versehen, jederseits ein einfaches Auge, mit tief dunkelbraunrothem Farbstoffe. Ein Auge bei dem in der Erde an Wurzeln festgesogenen Thiere! Doch wohl ein Beweis, daß die Wurzelläuse ursprünglich die Blätter der Pflanzen bewohnt haben und erst nach und nach zu den Wurzeln herabgestiegen sind. Warum auch nicht? Die so ähnlichen Phylloxeren der Eichen leben ja nur auf den Blättern und die amerikanischen Phylloxeren leben sowohl auf den Blättern, wo sie Auswüchse (Gallen) erzeugen, als auf den Wurzeln. Hinter den Fühlhörnern stehen an den drei nächsten Körperringen die drei Beinpaare, kurz, kräftig, etwas gebogen, aus drei Hauptgliedern bestehend. Das letzte ist mit kurzen Haken und mit eigenthümlichen Hafthaaren bewaffnet, die mit einem Knöpfchen, einem Haftläppchen enden. Das erste Beinpaar trägt nur ein solches Hafthaar; die beiden letzten dagegen zwei. Ankrallen kann sich das Thier also recht gut und wenn es will, sogar an glatten Glaswänden in die Höhe klettern, in ähnlicher Weise wie die Fliegen. Weiter nach hinten zeigen sich an dem eiförmigen Körper die Hinterleibsringe, deren man acht zählen kann, mit wenig zahlreichen Borsten hie und da besetzt. Am deutlichsten aber zeigt sich der in der Mitte gegliederte Schnabel, welcher fast bis zu dem Ende des Thieres reicht und gewöhnlich dem Bauche fest anliegt. Er bildet eigentlich eine unten offene Rinne,

in welcher drei feine, aber sehr lange und feste Stechborsten spielen, welche beim Anstechen der Wurzel aus der Rinne, säbelförmig gekrümmt, hervortreten und durch Anstemmen der Beine in das Zellgewebe der Wurzel gewaltsam hineingestoßen werden. Wir haben in dem zweiten Holzschnitte ein in der Sammlung des Genfer mikroskopischen Laboratoriums niedergelegtes von dem Gehülfen D. Monnier angefertigtes Präparat abgebildet, welches ein Individuum von der Seite zeigt, dessen Stechborsten aus der Rinne hervorgetreten sind und ganz die Stellung einnehmen, wie wenn sie in die Wurzel eingesenkt wären. (Figur 2.)

Figur 2.



Jungfernweibchen der Reblaus im Profil. (Hundertzwanzigfache Vergrößerung.)
a Die Fühlhörner mit den hier sehr deutlichen Gehörtrommeln. b Erstes Beinpaar. c Oberlippe. d Die drei Stechborsten. e Rüsselscheide. f Zweites, g drittes Beinpaar.

Daß das Thier diese feinen Borsten einsticht, ist keine Frage — ob es aber auch damit saugt, wie viele behaupten, ist mir sehr zweifelhaft. Ich habe auch mit den stärksten Vergrößerungen keine Höhle, keinen Canal im Inneren dieser Borsten gesehen — wie soll also die Flüssigkeit darin aufsteigen? Durch Zusammenlegen der Borsten wird auch nicht, etwa wie bei den Schmetterlingen durch Aneinanderlegen der Rüsselhälften, ein Canal gebildet. Es scheint mir also, als finde das Saugen durch Andrücken des Raumes, aus welchem die Stechborsten austreten, an die Wurzel statt, so daß der eigentliche Mund hier läge und direct in den ziemlich engen Schlund führte. Dies kann um so leichter geschehen, als das Thier meist auf dem Platze stirbt, an dem es sich eingestochen hat und nur durch besondere Umstände (Faulen der Wurzeln, Absterben des Weinstockes und dadurch bedingten Nahrungsmangel) dazu gezwungen, den Ort verläßt, an welchem es sich genährt und seine Eier abgelegt hat. In der That geht das Eierlegen durch den ganzen Sommer hindurch fort — erst im Herbste, wenn die Vegetation aufhört und die Kälte beginnt, scheint es sich los zu machen, um vielleicht tiefer in die Erde zu kriechen. Wenigstens habe ich an den im Anfang December 1874 bei Schneesturm ausgegrabenen Wurzeln die Phylloxeren nur sehr lose angeheftet gefunden, während die Thiere, welche ich im geheizten Laboratorium an Wurzelstöcken hegte, eben so fest eingespießt waren, als die im Sommer im Freien erlesenen und nicht minder, wie diese, im Halbkreise von frisch gelegten Eiern umgeben sich zeigten.

Wir können bei den Phylloxeren zwei Gruppen von Formen unterscheiden, unter welchen sie auftreten: mit Schnäbeln versehene Nährthiere, welche ohne Begattung Eier legen, die sich entwickeln, also Jungfern-Weibchen (parthenogenetische Weibchen) sind, und Geschlechtsthiere, Männchen und Weibchen, welche sich begatten, aber keine Schnäbel und keinen Darmcanal haben, keine Nahrung zu sich nehmen können und fast unmittelbar nach der Begattung sterben.

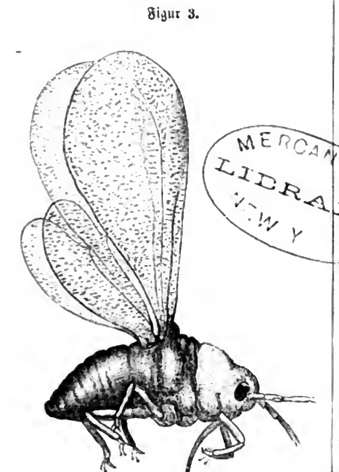
Von den Jungfernweibchen aber giebt es offenbar, nach Balbiani's Forschungen, drei verschiedene Formen. Die ersten Thiere, welche im Frühjahre aus den Wintereiern auskriechen, die von den befruchteten Weibchen gelegt worden sind, sind größer, kräftiger, mit mehr Eiröhren im Inneren versehen und beim ersten Auskriechen mit eigenthümlichen Fortsätzen am Kopfe versehen, welche sich bei den späteren Häutungen, die sie während ihres Wachsthums durchmachen, verlieren. Sie legen bald Eier, aus welchen die gewöhnlichen Jungfernweibchen auskriechen, die sich den Sommer über mit überraschender Schnelligkeit vermehren. Sitzt einmal die Wurzellaus mit tief eingestochenen Borsten an einer günstigen Stelle fest, so bleibt sie dort bis zu ihrem Tode sitzen, häutet sich mehrmals und legt Eier über Eier, indem sie sich um ihren Schnabel wie um eine Axe im Kreise dreht. So werden die Eier im Kreise um die Mutter gelegt und, je nach der Temperatur, in zwei oder drei Tagen kriechen die Jungen aus, welche der Mutter durchaus ähnlich, nur viel kleiner sind und lebhaft umherlaufen, bis sie eine Stelle gefunden haben, wo sie ihren Rüssel einstechen können. Fort und fort geht nun das Eierlegen, Häuten, Festsetzen, und wenn die Weinstöcke noch kräftig in ihrer Vegetation sind, also guten Saft liefern, so setzt sich Laus an Laus und häufig sieht man dann, an scheinbar ganz gesunden Stöcken, die Wurzeln wie mit einem körnigen, glänzend grüngelben Firniß überzogen. Da wo die Krankheit einmal verheerend sich eingenistet hat, kennen die Weinbauern diese Herden von Phylloxeren nur zu gut; sie brauchen keine Lupe, um sich von ihrer Gegenwart zu überzeugen.

Sonderbar! Diese Weibchen, die niemals mit einem Männchen zu thun bekommen, besitzen nichts desto weniger den ganzen inneren Apparat, der zur Begattung nöthig ist, sogar die bei den Insecten fast immer vorkommende und in ihrem Leben eine so wichtige Rolle spielende Samentasche, in welcher die befruchtenden, vom Männchen stammenden Körperchen so lange sich erhalten. Wohl ein deutlicher Beweis, daß diese Fähigkeit der Jungfernweibchen, ohne Begattung und Befruchtung doch entwicklungsfähige Eier zu legen (oder wie bei den Blattläusen, lebendige Junge zu gebären) nicht eine ursprüngliche, sondern durch Anpassung erworbene Fähigkeit ist. Gewiß gab es anfänglich nur Männchen und Weibchen — aber es gilt, die Sommerszeit so viel als möglich zu benutzen, die organische Arbeit, welche zur Erzeugung von Jungen nöthig ist, nicht zu zersplittern und nun reducirt sich diese Arbeit nur auf Hervorbringung von solchen Individuen, welche unmittelbar wieder andere erzeugen können. Geschieht ja doch bei manchen anderen Insecten, namentlich den in Gesellschaften und Thierstaaten lebenden, Aehnliches! So lange die Arbeit drängt, legt die Bienenmutter, die Königin, nur Eier, aus welchen nicht fortpflanzungsfähige Weibchen, Arbeiterbienen, hervorgehen; erst wenn die dringendste Arbeit geleistet, der Stock wohl gebaut, die Vorrathszellen großentheils gefüllt sind, erst dann legt sie auch Eier für Männchen und Weibchen, für Drohnen und Königinnen.

So könnte man sich wohl denken, daß unter günstigen Verhältnissen die Phylloxeren sich einzig und allein durch Jungfernweibchen fortpflanzen würden, in Gegenden z. B., wo die Vegetation stets fortdauert und kein Winter eintritt. Aber hier stellt sich ein anderes Moment hindernd in den Weg. In dem Maße, als die Generationen der Jungfernweibchen auf einander folgen, nimmt die Zahl der Eierstocksröhren, welche sie im Inneren besitzen und in welchen sich die Eier bilden, ab; die Fruchtbarkeit vermindert sich in gleichem Maße. So kommt denn eine Zeit heran, wo diese Jungfernweibchen nur wenige Eiröhren besitzen und höchstens vier Eier erzeugen, von welchen sogar die Hälfte ein weit kleineres Volumen hat, als die andere. Diese Zeit kommt und mit ihr eine neue Form.

Ein Theil dieser Jungfernweibchen mit wenigen Eiröhren bekommt Flügel. Man sieht bei der ersten Häutung nur kurze Flügelscheiden, die bei einer folgenden länger werden, bis bei der letzten Häutung ein winzig kleines Thierchen mit großen, etwas milchigen Flügeln erscheint, die es in der Ruhe platt aufliegend und nach hinten gerichtet trägt. Diese geflügelten Jungfernweibchen (Figur 3) besorgen den

Figur 3.



Geflügeltes Jungfernweibchen, im Profil, fliegend. Man sieht Fühlhörner, Beine und hinter dem ersten Beinpaare den säbelförmigen Schnabel. Die kleineren Hinterflügel sind durch einen Vorsprung an die Vorderflügel angehakt. (Nach einem Präparate von Balbiani. Hundertfache Vergrößerung.)

Export. Aus den wenigen Eiern, die sie ablegen, entstehen Geschlechtswesen, Männchen und Weibchen; aus den kleineren Eiern Männchen, aus den größeren Weibchen. Aber nicht alle Geschlechtseier legenden Jungfernweibchen erhalten Flügel; viele bleiben auch ungeflügelt. Diese besorgen die Erneuerung der Fortpflanzungskraft am Platze, die geflügelten besorgen sie in der Fremde.

Halten wir einen Augenblick bei diesen geflügelten Jungfernweibchen still, denn sie bilden einen höchst wichtigen Factor in dem Leben und ganz besonders in der Ausbreitung des Thieres. Sie sind verzweifelt klein — hätten sie die durchscheinenden Flügel nicht, so würde man ihre Leiber nur mit größter Mühe und nie ohne Lupe unterscheiden können. Aber sonst sind sie den ungeflügelten Jungfernweibchen ganz ähnlich, haben wie diese einen Schnabel, der nur kürzer ist, ein wenig in der Form verschiedene Fühlhörner, schlankeren, vom Brusttheile etwas abgesetzten Hinterleib und tragen, wie gesagt, nur wenige, verschieden große Eier, welche sie in Gefäßen zwar sehr bald an die Wände des Glases ablegen, während man noch nicht weiß, wo diese Ablegung im Freien geschieht. Balbiani, bei dem ich diese geflügelten Thierchen in Menge sah, hatte sich ein recht nettes Verfahren erdacht, um sie leicht zu finden. Er hatte eine Glasschüssel, in welcher die mit Rebläusen besetzten Wurzelstöcke lagen, ringsum bis auf eine kleine, kaum fingerbreite Stelle der Wand geschwärzt und diese Stelle gegen das helle Sonnenlicht gedreht. Nun sammelten sich die Thierchen an dieser Stelle, kletterten an der senkrechten Glaswand auf und ab, zitterten mit den Flügeln und schwärmten aus, wenn man die Schüssel unbedeckt ließ. Sie flogen recht schön im Zimmer bis an die Decke und manche waren durch das Fenster entwischt.

Man hat überall, im Süden wie in Klosterneuburg, die ersten geflügelten Jungfernweibchen in Spinnweben gefunden, in welchen sie sich gefangen hatten. Beweis genug, daß sie in der That fliegen.

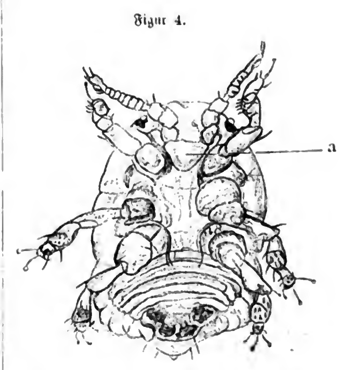
Ich weiß wahrlich nicht, warum man sich mit Händen und Füßen gegen die Schlußfolgerung gewehrt hat, daß diese ausschwärmenden Individuen in großer Menge zu günstigen Stunden erscheinen und mit günstigen Luftströmungen in große Entfernungen gelangen können? Bei den Blattläusen kommt ganz dieselbe Form von geflügelten Jungfernweibchen vor. „Sie wurden," sagt ein neuerer Beobachter, „als flügellose Larven geboren, bekamen mit der Zeit die Flugwerkzeuge, damit sie die Heimath verlassen und an einer anderen Stelle neue Colonien gründen können. Der alte Weideplatz würde ohne diese Vorsichtsmaßregel des weisen Schö-

pfers bei der großen Fruchtbarkeit der Blattläuse bald zu übermäßig in Anspruch genommen werden. Die Art, auf eine bestimmte Localität angewiesen, könnte durch Unglücksumstände zu Grunde gehen, muß sich also weiter ausbreiten können, was zu Fuß nicht möglich ist." Ich muß gestehen, daß ich in Beziehung auf die Reblaus nicht ungern gesehen haben würde, wenn der weise Schöpfer die Vorsichtsmaßregel außer Acht gelassen hätte, die übrigens ein ganz allgemeines Naturgesetz ist, indem alle festsitzenden Thiere entweder eine Lebenszeit oder eine Nebenform besitzen, worin sie sich frei bewegen können. Der Rebe, diesem Specialgeschenk des weisen Schöpfers an Vater Noah, gegenüber hätte man aber wohl denken können, daß dieses Gesetz einmal umgangen würde. Warum absichtlich das eigene Geschenk vernichten? Findet man uns des Weines, dessen sich das Herz erfreut, nicht mehr würdig in den maßgebenden Regionen des Himmels?

Aber abgesehen davon, ist es eine Thatsache, daß man zuweilen ungeheure Schwärme von fliegenden Blattläusen beobachtet hat, so im Frühjahre 1847 in Elberfeld, wo sie den Aufenthalt im Freien unmöglich machten und sich an einigen Häusern so dicht ansetzten, daß diese schwarz erschienen; so im Juli 1858 in Königsberg und am 28. September zwischen Gent, Brügge und Antwerpen, wo sie eine förmliche Wolke bildeten, das Tageslicht verdunkelten und die Straßen bedeckten. In letzterem Falle war es die Blattlaus des Pfirsichbaumes, in Königsberg die auf den Bohnen heimische, welche diese Massen bildeten. Beide Arten sind viel größer und schwerer als die Phylloxera und ihre Flügel im Verhältniß kleiner. Das Fliegen mag den Blattläusen also wohl schwerer werden als den Rebläusen und doch zweifelt kein Mensch an diesen Beobachtungen, während man hinsichtlich des Fliegens der Rebläuse immer noch zweifelt, ob es weite Strecken überspannen und jene eigenthümlichen Vorposten bilden könnte, die man stets beobachtet, wenn die Phylloxera im Fortschreiten begriffen ist. Betrachtet man z. B. die trefflichen Karten, welche Duclaux vom Vorschreiten der Phylloxera im Rhonethal gegeben hat, so sieht man stets rund um den angegriffenen Hauptfleck oft in weiter Entfernung die isolirten Angriffspunkte, wie die Vorposten einer Armee um das Hauptlager, die offenbar nur durch geflügelte Exporteure hervorgebracht sein können.

Sehen wir aber nun zu, was aus den kleinen und großen Eiern wird, welche diese geflügelten, wenig fruchtbaren Jungfernweibchen und die ihnen entsprechende ungeflügelte Generation hervorbringen. Ich sagte schon, es werden Geschlechtsindividuen daraus — Männchen und Weibchen.

Figur 4.



Geschlechtsweibchen der Reblaus, nach Ablegung des Eies, von der Bauchseite aus gesehen. (Nach einem Präparate Balbiani's. Hundertfache Vergrößerung.)
a Der Mundkegel.

Ich gebe hier (Figur 4) die Abbildung eines Geschlechtsweibchens nach einem Präparate, das mir Balbiani geschenkt hat und das jetzt der Sammlung des Genfer mikroskopischen Laboratoriums einverleibt ist. Vergleicht man dasselbe mit dem nach einer Photographie gefertigten Holzschnitte, Fig. 1, so stellen sich merkwürdige Unterschiede heraus. Der Hinterkörper ist sehr breit und zusammengeschoben, das Thier hatte sein einziges Ei schon entleert. Der Druck des Glasplättchens mag auch viel zur Verbreiterung des Leibes beigetragen haben; immerhin habe ich, da es hierauf nicht sehr ankommt, lieber die genaue Nachbildung des Präparates, als eine so-

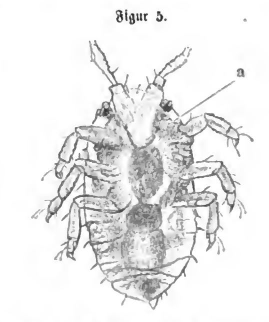
genannte halb schematisirte Figur geben wollen, welche namentlich in Deutschland sehr Mode sind bei wissenschaftlichen Abbildungen, wenn sie gleich die verwerflichste Art von Darstellungen sind, die man finden kann. Die subjectiven Auffassungen werden nämlich bei solchen Figuren in die objectiven Thatsachen hineingetragen und wenn dann später ein Nachfolger dasselbe Thema aufs Neue durchmustert, so kann er niemals wissen, was der Natur wirklich abgesehen und was von dem Verfasser hineingetragen und hineinverschlimmbessert ist.

Es mag also bei unserer Zeichnung ein etwas in die Breite gequetsches Thier zu Grunde gelegen haben, immerhin ist diese Quetschung nicht so bedeutend, daß sie den Umriß gänzlich verändert hätte. Dann aber zeigen sich solche Verschiedenheiten in den einzelnen Theilen, daß man gewiß das Geschlechtsweibchen nicht mit den Jungfernweibchen in dieselbe Art zusammenbringen würde, wenn man nicht ihre Abstammung kennte. Die Fühlhörner sind nicht cylindrisch, sondern geißelförmig — das vielfach geringelte Endstück, welches die Sinnestrommel trägt, ist auf die zwei Grundglieder durch ein kurzes, dünnes Stück wie mit einer Handhabe aufgesetzt. Die Augen sind weit größer als bei den Jungfernweibchen und mit einer vorspringenden, halbkugelförmigen Hornhaut versehen. Die Füße sind gleich gebildet — auch hier stehen die beiden hinteren Paare nahe zusammen und sind von dem vorderen Paare durch einen weiten Zwischenraum getrennt.

Der auffallendste Charakter aber ist das Fehlen sämmtlicher Ernährungsorgane. Keine Spur eines Rüssels oder Schnabels, keine Spur von Stechborsten oder Rüsselscheide ist vorhanden; an der Stelle, wo der Schnabel bei den Jungfernweibchen entspringt, befindet sich ein vollkommen geschlossener, vorspringender, dreieckiger Wulst, welcher dem kegelförmigen Theile entspricht, von welchem die Stechborsten entspringen. Man betrachte zur Vergleichung die beiden, von der Bauchseite und im Profil gezeichneten Jungfernweibchen. Es mag dieser massive Kegelvorsprung der Geschlechtsweibchen einem Theile entsprechen, der sich bei allen sechsgliedrigen Larven der niederen Krustenthiere findet, die man mit dem Namen Nauplius bezeichnet; in diesem Falle würde er einen Rückfall in eine Urform der Insecten darstellen; oder er mag eine Rückbildung der bei den Jungfernweibchen vorhandenen Mundtheile, also eine Verkümmerung dieser Theile sein — welche Bedeutung man ihm auch beilegen mag, so viel steht sicher, daß er keinen Eingang in den Mund deckt, sondern ein solider Fortsatz des Körpers ist, der bei der Seitenansicht wie ein stumpfer Kegel vorsteht.

Mit dieser Bildung steht das gänzliche Fehlen des Darmcanales in Verbindung. Keine Spur desselben findet sich in dem

Figur 5.



Männchen der Eichenlaus (Phylloxera quercus) von der Bauchseite. (Nach einem Präparate Balbiani's. Hundertfache Vergrößerung.)

ganzen Körper, in dem man nach Entfernung des Eis nur die Luftröhren (Tracheen) sieht, von welchen auch einige Reste in unserer Figur angedeutet sind.

Bei den entsprechenden Männchen verhält es sich gerade so und es ist Balbiani's großes Verdienst, zuerst bei der Phylloxera der Eiche nachgewiesen zu haben, daß die äußerst kleinen Männchen (Figur 5) ebenfalls keinen Schnabel, keinen Darm und keine Speicheldrüsen, sondern nur die Fortpflanzungswerkzeuge besitzen. Ich habe mich bei Balbiani an lebenden Rebläusen von diesen Thatsachen durch eigene Ansicht überzeugt und an unserem Präparate, das ein halbes Dutzend Weibchen enthält, lassen sie sich jeden Augenblick unter dem Mikroskope feststellen. Ich gebe

hier, unter derselben Vergrößerung wie die vorige Figur, die Abbildung eines Männchens der Eichenlaus nach einem mir von Balbiani geschenkten Präparate.

Die Art ist zwar etwas verschieden, doch schreibt mir Balbiani dabei, daß gerade die Männchen einander zum Verwechseln ähneln, und da Balbiani noch kein Männchen der Reblaus zum vollständigen Auskriechen bringen konnte, so mag man sich wohl mit dieser Figur begnügen, welche alle Charaktere des Reblausmännchens trägt.

An und für sich ist diese Existenz von Geschlechtsthieren, die keine Nahrung zu sich nehmen und nur behufs der Fortpflanzung existiren, nichts Auffallendes. Wir kennen eine Menge von Insecten, welche im vollkommenen Zustande, als sogenannte Bilder (Imagines) keine Nahrung mehr zu sich nehmen, obgleich sie Mundwerkzeuge und Darmcanal besitzen und die unmittelbar nach der Begattung sterben, wir kennen einige Fliegenarten (Henops), bei welchen der Mund geschlossen, also jede Nahrungsaufnahme unmöglich ist; aber um Geschlechtsthiere zu finden, die jeder Spur eines Darmcanals entbehren, müssen wir bis zu den Räderthieren und Würmern zurückgehen, wo die Männchen ebenfalls darmlos sind, und wenn wir Thiere finden wollen, wo beide Geschlechter darmlos sind, können wir sogar nur Schmarotzer citiren. So bleibt denn dies Verhalten ein höchst merkwürdiges und seltenes, das unseren heutigen Kenntnissen zufolge in der Insectenwelt bis jetzt ohne Beispiel dastehen dürfte. Freilich kann man erwarten, daß erneute Beobachtungen über Blatt- und Schildläuse Parallelen zu den Phylloxeren liefern werden.

Daß diese Geschlechtswesen aus den Eiern entstehen, welche die geflügelten Jungfernweibchen und die ihnen entsprechenden ungeflügelten Thiere in geringer Zahl und verschiedener Größe enthalten, unterliegt keinem Zweifel — ob man aber diese Eier als wirkliche Eier oder, wie Manche wollen, als Puppen betrachten solle, darüber kann man streiten, ohne daß viel herauskäme. Die Geschlechtsthiere, einmal ausgekrochen, wachsen und häuten sich nicht mehr, verhalten sich also in dieser Beziehung wie aus der Puppe gekrochene Insecten — anderseits kann man keinen großen Unterschied zwischen den Körpern, aus welchen sie auskriechen, und den wirklichen Eiern entdecken.

Die Fortpflanzungsverhältnisse dieser Geschlechtswesen aber sind äußerst interessant. Bei der Phylloxera der Eiche hat Balbiani die Begattung der äußerst lebhaft und munter umherlaufenden Thierchen gesehen; bei der Reblaus ist es ihm nicht gelungen — er brachte die ausgeschlüpften Männchen nicht dazu, sich vollständig ihrer Hüllen zu entledigen und aus der Lethargie zu erwachen, in welcher auch die Weibchen einige Tage nach dem Ausschlüpfen versenkt bleiben. Ich habe bei ihm Weibchen aus diesem schlaftrunkenen Zustande erwachen und umherlaufen sehen. Jedes trägt nur ein einziges Ei, welches fast die ganze Bauchhöhle ausfüllt. Jedes hat auch statt vieler Eiröhren nur eine einzige, den letzten Ueberrest des linken Eierstockes, während der rechte gänzlich geschwunden und nur die Nebendrüsen des Geschlechtsapparates mit der Samentasche erhalten sind. Dieses eine Ei ist das Winterei — wohin es im Freien gelegt wird, weiß man noch nicht — wahrscheinlich doch in irgend eine Ritze oder Spalte der Wurzelrinde. In der Gefangenschaft legt das Weibchen sein Ei, selbst unbegattet, an jeden beliebigen Ort ab. Aus dem Winterei kriecht dann später jene erste Form der Jungfernweibchen mit zahlreichen Eiröhren, welche das jungfräuliche Sommerleben beginnen.

Bietet nun dieser Cyklus in einander greifender Formen von jungfräulichen, geflügelten und ungeflügelten, oder flügellosen, aber geschlechtlich entwickelten Wesen schon eine wechselseitige Verschlingung, die schwer zu enträthseln war, so wird das Ganze noch mehr verwirrt durch die freilich seltene Erscheinung von Phylloxeren, die auf den Blättern der Weinrebe leben und dort kleine rundliche Auswüchse, sogenannte Gallen erzeugen. In Amerika sind diese Gallen häufig, besonders auf amerikanischen Rebsorten, beobachtet worden, wie denn auch gerade diese Gallen dort, wie in England, zur ersten Entdeckung des Insects führten; in Europa hat man sie meist nur auf amerikanischen Reben, sehr selten auf einheimischen gefunden und die meisten noch so fleißigen

Beobachter haben niemals welche gesehen, so eifrig sie auch danach gesucht haben mögen. In Amerika will man eine Art Wechselspiel beobachtet haben; die Rebstöcke, welche viele Gallen an den Blättern hatten, zeigten nur wenig Phylloxeren an den Wurzeln und umgekehrt. Ich selbst habe noch kein, einer Galle entnommenes Insect gesehen — ich habe aber bei Balbiani Phylloxeren gesehen, die dieser von den Wurzeln auf die Blätter versetzt hatte, und die sich seit einem Monate ganz wohl befanden — diese Individuen hatten keine Spur von Gallen erzeugt. Die Phylloxeren, welche nur in höchst geringer Zahl (1 oder 2) in den Gallen leben, sind nach der Beschreibung von Lichtenstein in Montpellier sehr breitgedrückt, haben kurze den Körperrand nicht überragende Beine, keine Wärzchen, sondern nur eine feine Punktirung auf dem Rücken und legen eine ungeheure Menge von Eiern, zweihundert und mehr. Die Jungen wandern aus den Gallen aus und erzeugen neue durch ihren Stich. Sie seien von den Jungfernweibchen der Wurzeln so verschieden, daß man sie für eine andere Art halten könne. Einige Beobachtungen sollen aber dargethan haben, daß die Phylloxera der Blätter sich in die Reblaus der Wurzeln verwandeln könne.

Hier steht, wie man sieht, noch ein weites Feld der Beobachtung offen. Ihrer Fruchtbarkeit zufolge wären diese Gallenbewohnerinnen aus Wintereiern ausgeschlüpft, woraus dann wieder die Folgerung abgeleitet werden müßte, daß entweder die flügellosen Weibchen unter gewissen Umständen an der Rebe hinaufkröchen, um ihre Eier an die Knospen des nächsten Jahres zu legen, oder daß die aus den Wintereiern hervorgegangenen Jungen selbst im Frühjahre beim Entfalten der Blätter diese Reise machten. Wie ich schon bemerkte, läßt die ganze Organisation der Reblaus darauf schließen, daß das Thier ursprünglich nur die Blätter des Weinstockes bewohnte und erst allmälig sich der Wohnung an den Wurzeln anpaßte; die Verpflanzung der Wurzelbewohner auf die Blätter entspräche also einer Zurückführung in die ursprüngliche Lebensweise — warum aber erzeugt der Stich dieser übergepflanzten Thiere keine Gallen, und weshalb ist die Erzeugung von Gallen in Europa überhaupt nur eine große Seltenheit, während sie in Amerika die Norm ist? Die Vertheidiger der Ansicht, daß die Reblaus aus Amerika nach Europa übergeführt wurde, könnten in dieser Seltenheit der Blattgallen eine große Stütze für ihre Ansicht finden; in der That konnten von Amerika aus nur Wurzelläuse eingeführt werden, die begreiflicherweise auf ihre Nachkommen keine besondere Lust am Leben auf den Blättern vererben konnten. In Amerika dagegen, dem Ursprungslande der Phylloxera, dürfte es schon eher vorkommen, daß neben der erworbenen Anpassung an das Leben auf der Wurzel sich noch directe Nachkommen solcher Insecten finden, welche dem Zuge nach unten nicht gefröhnt hatten.

Der Lebenscyklus unserer Rebläuse wäre nun geschlossen. Wie bei allen Blattläusen ist für die meisten Lagen, in welche das Thier kommen kann, gesorgt durch weitschichtige Anpassung. Das Thierchen ist nicht so fest eingestochen in die Wurzel, daß es dieselbe nicht verlassen könnte, um einen anderen günstigeren Futterplatz zu finden; es ist nicht so leicht beweglich, daß es nicht ausharren könnte unter dem Wechsel der störenden Einflüsse. Hat es Saft und Ruhe, so wird es behäbiger Philister und beeifert sich, dem Gebote nachzukommen: „Seid fruchtbar und mehret euch!“ Hat es durch die Multiplicirung seiner Nachkommenschaft die Concurrenz in das Fabelhafte vermehrt, den Weinstock krank und die Wurzel faul gemacht, so wandert es aus zu benachbarten saftigen Stöcken, an denen man sie dann zu Tausenden sitzen sieht, während die sterbenden Reben nur wenige beherbergen; wird die Fortpflanzungskraft geringer, so weckt sich die Lust zum Reisen, und von neu gewachsenen Flügeln getragen, schwebt es im Winde fernen Gegenden zu, wo es durch Erzeugung von Männchen und Weibchen zugleich die erlöschende Fortpflanzungskraft auf die ursprüngliche Höhe steigert. Alle Wege sind zur Erlangung des einen Zweckes, des Lebens auf Kosten der Weinrebe, gut und werden betreten; man hat sie von Würzelchen zu Würzelchen in der Erde wandern sehen, man hat ganze Karawanen beobachtet, welche aus einer Spalte des Bodens hervordrangen, über die Erde wegliefen und in einer an-

deren Spalte sich wieder in die Tiefe versenkten; man hat geflügelte Individuen in Schwärmen sich erheben und in den Netzen der Spinnen fangen sehen. In Beziehung auf die Verbreitung im Boden ist ein von Planchon angestellter Versuch äußerst belehrend. Dieser Erfinder der Phylloxera (denn er entdeckte zuerst auf dem Continent das Thier im Jahre 1868, als es schon große Verheerungen im südlichen Frankreich angestiftet hatte) grub einen mit Erde gefüllten Topf, in welchen er eine frische und gesunde Rebwurzel gesteckt hatte, an welcher einige Einschnitte angebracht waren, um den Saft ausfließen zu machen, mit der Oeffnung nach unten in einen von Rebläusen angesteckten Weinberg ein. Die Thiere konnten also nur von unten herauf an die Wurzel kommen. Nach acht Tagen wurde der Topf gehoben — an der Wurzel saßen sechs junge Rebläuse! Wurde der Topf umgekehrt, mit der Oeffnung nach oben eingegraben, so zeigten sich keine Rebläuse an dem Wurzelstocke.

So breitet sich also die Krankheit aus — wie ein Oelfleck, langsam und sicher, durch die unter und über der Erde wandernden Rebläuse; sprungweise, nach oft weit entlegenen Orten, durch die fliegenden und vielleicht auch durch die vom Winde aufgewirbelten flügellosen Thiere. Die geflügelten erscheinen in unseren nördlichen Klimaten gegen Ende des Sommers und bis gegen Ende September, im südlichen Frankreich bis gegen Ende October. Wo sie auch zu dieser Zeit einfallen mögen, so viel ist sicher, im ersten Jahre nach ihrem Einfallen kann kein Weinbergbesitzer auch nur ahnen, daß ihm die Laus schon nicht im Pelze, sondern in dem Weinberge sitzt.

Darin liegt gerade das Tückische dieser Krankheit, daß ihre äußeren Zeichen erst dann auftreten, wenn die Rebe schon tief erkrankt und gänzlich dem Tode verfallen ist, sobald ihr nicht schleunige Hülfe gebracht wird. Denn die Krankheit selbst trägt kein besonderes Zeichen — der Weinstock verkümmert, die Blätter werden früher gelb und welk, die Schossen treiben im nächsten Jahre nur in der halben Länge, sind dünner und zerbrechlicher, und so geht die Auszehrung fort, bis der Stock ganz zu Grunde gegangen ist. Reißt man dann den Stock aus, so ist er wurzelfaul; die Rinde der Wurzel, oft noch mit Schimmel überzogen, theilweise abgefallen; die Wurzeln selbst brechen wie Glas, und keine Wurzelfasern sind gebildet worden.

Hier thut es die Menge. Einige Rebläuse schaden der so hartlebigen Rebe gar nichts; tausende und aber tausende bringen sie um. Nehmen wir an, ein Stock werde im Herbst durch ein fliegendes Individuum angesteckt, so wird der nächste Sommer, ohne daß der Stock die mindeste Veränderung in seiner Vegetation oder seinem Ertrage zeigte, darauf verwendet werden, die Rebläuse in das Unendliche zu vermehren, und erst im zweiten Sommer werden die gelben Blätter und die kürzeren Schossen, sowie die Verminderung der Trauben die Anwesenheit des Feindes verrathen. Reißt man ihn nun aus, so sitzt Alles voll, und an allen Würzelchen und Fäserchen zeigen sich die fatalen, oft kaum linsengroßen Knötchen, die überall entstehen, wo eine Phylloxera gestochen hat. Das Gewebe dieser Knötchen erscheint anfangs zwar ganz gesund; bald aber werden einige vom Stiche getroffene innere Zellen des Gewebes braun, und diese Färbung geht der Fäulniß nur um kurze Zeit voraus, die sich dann schnell weiter verbreitet.

Maxime Cornu macht darauf aufmerksam, daß es der Saftverlust allein nicht sein könne, welcher der Rebe so zusetze. Tausende von Phylloxeren können einem Weinstocke nicht so viel Saft abzapfen, als er aus einer einzigen Schnittwunde verliert, sagt er. Wohl wahr — aber man muß doch auch bedenken, daß die Rebe geschnitten wird und thränt, bevor die Knospen aus dem Winterschlaf erwacht sind, und daß die Reblaus ihre Thätigkeit erst ausübt, wenn die Vegetation in lebhafter Entwicklung steht. Die Laus zapft der Rebe den Saft im Sommer ab, der Mensch vor dem Frühjahre — sollte dies nicht einen Unterschied bedingen? Auch das giebt Cornu zu bedenken, daß die Wurzellaus gewiß nicht durch Aussaugen des Zuckersaftes, sondern hauptsächlich durch Verzehrung der stickstoffhaltigen Substanzen schade. Er führt als Beweis für diese Ansicht an, daß Rebläuse nicht nur Monate, sondern Jahre lang auf Wurzelstücken gelebt haben, die gewiß

keinen Saft mehr besaßen. Auch dies ist leider nur zu wahr. Man kann die Thiere Monate, ja noch länger auf einem Wurzelstücke hegen, das in einem trockenen Glase steht; sie scheinen sich eben so wohl zu befinden, als wenn das Stück noch mit der Rebe zusammenhinge und an der Saftcirculation Theil hätte. Ja noch mehr! In einem vor drei Jahren der Phylloxeren wegen umgerodeten Weinberge, den man unterdessen mit Getreide und Futterkräutern bestellt hatte, grub man ein Loch, um einen Baum zu pflanzen. Man fand ein beim Umroden vergessenes, gänzlich abgetrenntes Wurzelstück, auf dem sich ganz muntere Phylloxeren zeigten, die also drei Jahre hindurch auf diesem Stücke gelebt haben mußten! Was sollten sie Anderes gesaugt haben als Zellensubstanz, zumal da die Saftgänge in den meisten Wurzeln zu tief im Inneren liegen, als daß die Reblaus sie mit ihrem Stachel erreichen könnte!

Aber alles dies genügt meines Erachtens nicht, die so schnell um sich greifende Fäulniß der Rebenwurzeln zu erklären. Und so frage ich mich denn, wozu die Reblaus so große Speicheldrüsen besitze, als sie wirklich im Vordertheil ihres Körpers umherträgt? Gewiß sind diese zugleich Giftdrüsen, durch welche ein dem Zelleninhalte der Rebwurzeln gefährlicher Saft in die Stichwunde abfließt, welcher das Bräunen desselben und die schnelle Fäulniß herbeiführt. Indessen will ich auf dieser Meinung nicht bestehen — die Thatsache läßt sich nicht leugnen, daß die Wurzeln schnell faulen, keine neuen Würzelchen bilden und demnach auch ihre Function nicht mehr versehen können.

Nichts leichter also, wenn man ein einziges Mal genauer zugesehen hat, als die Krankheit zu erkennen, sobald einmal der Weinstock ausgerissen ist. Es ist uns bis jetzt kein anderes Thier in Europa bekannt, welches so charakteristische Knötchen an den Wurzeln der Weinrebe hervorbrächte; die Phylloxera selbst ist unverkennbar, sobald man sich einmal ihre Merkzeichen eingeprägt hat. Aber auf der anderen Seite kann man nicht genug darauf aufmerksam machen, daß die äußeren Zeichen der Krankheit, so lange die Rebe noch steht, durchaus gar nicht charakteristisch sind, sondern genau mit denjenigen aller jener Krankheiten zusammenfallen, welche die Thätigkeit der Wurzel beschränken und aufheben. So namentlich der Schimmel der Wurzeln, welcher in manchen Weingegenden schon große Verwüstungen angerichtet hat. Er bringt ebenfalls das Faulen der Wurzeln, die allmälige Abnahme der Vegetation, das Gelbwerden der Blätter hervor, und da der Grund dieser Schimmelkrankheit gewöhnlich in ungenügender Drainirung und Durchlüftung des Bodens besteht, in welchem die Reben wurzeln, so zeigen sich auch die Angriffspunkte der Schimmelkrankheit in ähnlicher Weise als rundliche Flecken. Die Gewißheit der Phylloxerenkrankheit kann also nur durch das Ausreißen kranker Stöcke und genaue Durchforschung der Wurzeln gegeben werden — niemals in anderer Weise.

Wer aber die Affenliebe der meisten Rebbauern für ihre Weinstöcke kennt, der weiß, was das zu sagen hat. Einen etwas kränkelnden Stock ausreißen, heißt ihnen ein Stück Leber mit Gewalt aus dem Leibe reißen. Oben herum an Blättern und Stengeln, Schossen und Scheinen darf man schon untersuchen, so viel man Lust hat — aber mehr auch nicht! So ist es denn allerdings dringend geboten, daß diejenigen, welche der Staat mit der Untersuchung und Constatirung der Krankheit beauftragt, vor allen Dingen mit der Befugniß ausgerüstet werden, Rebstöcke da auszugraben, wo ein Verdacht vorliegt. Es wird in dieser Beziehung sogar große Strenge und Wachsamkeit Platz greifen müssen, denn es zeigt sich immer mehr, daß die Reblaus sich ebenso in verschiedene Klimate und Verhältnisse schicken kann wie die Rebe selbst.

Im Anfang, als man sie nur auf den Treibhausreben von England und in dem südlichen Frankreich bei Bordeaux und in dem Rhonethale kannte, zuckte man in den nördlichen Weingegenden die Achseln. Aber die Bestie rückte weiter nach Norden herauf. Als wir im Canton Genf zuerst im Jahre 1872 Lärm schlugen und ein Gesetz einbrachten für den Fall einer Invasion, spöttelte man über uns wie über Gespensterseher. Jetzt ist das Thierchen in Klosterneuburg bei Wien, in Burgund und ganz neuerdings auch an amerikanischen Reben in der Pfalz und in dem

Versuchsgarten von Annaberg bei Bonn nachgewiesen worden — also in Gegenden, wo der Winter oft hart genug wird, und es hat dort seine Widerstandsfähigkeit bewiesen. Der Moselwein ist also eben so wenig gegen die Phylloxera gefeit als der Grüneberger — für letzteren dürfte es kein Schade sein!

Ich habe nach den kalten Tagen im December 1874, wo das Thermometer in der Stadt Genf während der Nacht ein Minimum von 14 Gr. C. nachwies, Rebwurzeln untersucht, die einem Weinberg entnommen waren, welcher zu dieser Zeit in Pregny bei Genf auf Befehl der Regierung gänzlich umgerodet wurde. Ebenso wurden vor den Augen meines Assistenten bei einer Kälte von 6 Gr. C. Reben ausgegraben und die mit Läusen besetzten Wurzelstücke in ein hohes Cylinderglas gesteckt, das eine halbe Stunde unbedeckt in freiem Felde stand und bald sich im Inneren durch die Ausdünstung der Wurzeln mit Eis beschlug. Die Phylloxeren an den Wurzeln, welche in noch frostfreier Erde gesteckt hatten, waren zum Theil todt, wie ausgeblasen, einige aber waren noch ganz munter, und die Eier, welche an den Wurzeln saßen, zeigten nicht die geringste Veränderung, waren drall und fest, eiweißglänzend und zeigen jetzt noch dieselbe Beschaffenheit, so daß ich an ihrer Entwicklungsfähigkeit nicht im Geringsten zweifle. An den Wurzeln, welche in dem Glasgefäß in das mäßig geheizte Laboratorium gebracht und am anderen Morgen untersucht wurden, schienen zwar die meisten Insassen todt — aber sie ließen sich doch nicht so leicht wie wirklich getödtete Individuen von der Wurzel lösen, die Stechborsten hielten fest. Sah man genauer unter dem Mikroskope zu, so zeigten sich langsame Bewegungen der Fühlhörner und Beine — die halbstündige Einwirkung von sechs Grad Kälte hatte also nur einen Scheintod hervorgebracht. Jetzt nach einigen Tagen Aufenthalt im warmen Zimmer krabbeln einige ganz munter, wenngleich die meisten aus ihrem Winterschlafe noch nicht erwacht sind.

Das Alles zeigt, daß kältere Klimate die Ausdehnung der Reblaus nur verzögern, aber nicht aufhalten können; daß sie unseren Winter in dem von Schnee bedeckten Boden vortrefflich überstehen wird. Die Kürze des Sommers beschränkt zwar ihre Thätigkeitsperiode, hebt dieselbe aber nicht auf. Viel mehr mögen nasse Jahre ihrer Vermehrung Schranken setzen, trockene und warme Jahre dieselbe erhöhen — aber in nassen und kühlen Jahren gedeihen auch die Trauben weder am Rhein, noch in dem übrigen Süddeutschland, und somit wäre der Vortheil, welchen solche Jahre brächten, die der Reblaus schädlich wären, gerade kein wünschbarer. Am Ende werden wir zugestehen müssen, daß diejenige Witterung, welche dem Weinstocke günstig ist, auch der Reblaus eine fröhliche und sorgenfreie Existenz sichert, daß Beide also, der Stock und seine Laus, für einander geschaffen sind, wie man sich in der vordarwinistischen Zeit auszudrücken pflegte.

Hinsichtlich der Herkunft unseres Thieres stehen sich zwei Meinungen diametral gegenüber. Die Einen glauben, es sei europäischer Ureinwohner; die Anderen behaupten, es sei aus Nordamerika eingeführt. Untersuchen wir diese Meinungen etwas näher.

Es läßt sich nicht leugnen, daß trotz der vielfachen Durchforschung unserer Thierwelt noch gar manches kleine Wesen, besonders im Wasser und der Erde, lebt, das uns bisher entgangen und in unsere doch schon so nummerreichen Kataloge noch nicht eingetragen ist. Es begegnet uns so zu sagen täglich, daß eine neue kleine Bestie irgendwo gefunden und beschrieben wird. Als Westwood im Jahre 1863 zum ersten Male unsere Phylloxera unter einem anderen Namen beschrieb, fiel es keinem Menschen ein, zu behaupten, sie sei eingeschleppt. Man glaubte einfach, das Ding sei übersehen worden.

Eben so wenig kann es auffallen, wenn Thierchen, die man bis dahin nicht als schädlich kannte, in solcher Weise zunehmen, daß sie verderblich werden. Die Menge macht sie bemerklich und zugleich schädlich; die Ursachen aber, welche ein massenhaftes Auftauchen bewirken, sind bis jetzt nur in seltenen Fällen aufgefunden worden. Von einigen schädlichen Thieren wissen wir, daß trockene Jahre ihnen besonders günstig sind — von anderen, daß im Gegentheil nasse Jahre ihre Vermehrung begünstigen; Schnecken und Blattflöhe stehen in dieser Beziehung

zum Beispiel einander gegenüber. Es ist also leicht möglich, daß die Reblaus seit Urzeiten existirte und mit den ersten Reben aus Kolchis eingeführt wurde; leicht möglich, daß sie bis jetzt in bescheidenen Verhältnissen existirte und erst seit dem Ende der sechziger Jahre durch ganz besondere Witterungsbedingungen zu massenhafter Vermehrung gebracht wurde. Die Möglichkeit läßt sich um so weniger ableugnen, als man bis jetzt in dem Stammlande des europäischen Culturweinstockes an den dort wild wachsenden Reben keine auf diesen Punkt zielende Forschungen angestellt hat. Zudem hat man die Eichen-Phylloxera nicht nur, sondern vielleicht noch eine zweite Art auf der Kermes-Eiche in Europa. Die erste wurde von Boyer de Fonscolombe schon im Jahre 1834 beschrieben, und war jener Plejade berühmter Entomologen, die damals Südfrankreich schon durchforscht und sich mit der Eichen-Cochenille beschäftigt hatten, gänzlich entgangen. Ebenso war das Thier allen englischen Entomologen unbekannt geblieben, bis Westwood es im Jahre 1863 dort entdeckte. Es war also wie Hunderte und Hunderte von Arten unbeachtet geblieben, obgleich es existirte.

Nein, sagen die Anderen, es ist aus Amerika eingeführt. Dort hat es seit Urzeiten existirt, wie eine im Jahre 1825 in Texas gesammelte Wurzel einer wilden Rebe beweist, die in dem Herbarium von Dr. Engelmann in St. Louis sich befindet, und an welcher Planchon nicht das Thier, sondern Knötchen fand, welche von seinem Stiche herrühren. An einigen Orten hat man genau nachweisen können, daß die Thiere durch amerikanische Reben eingeschleppt wurden, so in der Gegend von Bordeaux, so in Klosterneuburg, so jetzt in der Pfalz bei Kaiserslautern und in Annaberg bei Bonn.

„Gerade die Thatsache, daß man erst im Jahre 1834 die Eichenlaus in der Provence fand," schreibt mir Lichtenstein von Montpellier, „spricht für unsere Meinung; denn in demselben Jahre brachte Michaux aus Amerika eine Menge von amerikanischen Bäumen und Zierpflanzen, welche jetzt unsere Gärten füllen. Ich gehe also heute so weit, zu behaupten, daß die ganze Gattung Phylloxera der neuen Welt angehört, wo sie durch 16 verschiedene Arten repräsentirt ist, die ich demnächst beschreiben werde."

Das sind freilich gewichtige Gründe, aber ganz klären sie meines Erachtens die Sache nicht auf. Es ist möglich, daß in denjenigen Fällen, wo man die Einschleppung nicht mehr constatiren kann, sie dennoch stattgefunden hat, wenngleich gerade diese Fälle die bedeutendsten sind. So ist es für den Süden Frankreichs, wo man der Einschleppungstheorie zu Liebe angenommen hat, eine Weinstockschule, die nicht mehr existirt (diejenige der Frères Audibert), habe die ersten amerikanischen Eindringlinge geliefert; so steht es namentlich für England, wo man die Phylloxera an Reben entdeckte, deren Beziehungen zu Amerika nicht nachzuweisen sind. Die englischen Graperies cultiviren vorzugsweise aus dem europäischen Süden bezogene Tafeltrauben, und gerade dort, wo nicht wie auf dem Continent besondere Liebhabereien durch den Weinbau erzeugt werden, hat man noch keine Stimme die Einführung der Reblaus durch amerikanische Wurzelschößlinge vertheidigen hören.

Wie sich aber auch die Frage über die primitive Einschleppung gestalten mag, so viel ist gewiß, daß die secundäre außerordentlich leicht und um so leichter ist, als gewisse Rebsorten weit weniger unter den Angriffen der Phylloxera leiden denn andere und sogar sehr lange Zeit anscheinend gesund sein können, während ihre Nachbarn zu Grunde gehen. Es scheint sogar, als ob auch die Behandlung der Rebe großen Einfluß auf diese Widerstandsfähigkeit habe.

Die Erfahrung und der Versuch haben noch nicht in allen Beziehungen endgültig gesprochen. Es ist sicher, daß alle europäischen Weinberge in Nordamerika (es ist immer hier nur die Rede von den Vereinigten Staaten im Osten der Felsengebirge, nicht von Californien) trotz aller Pflege und Sorgfalt zu Grunde gegangen sind — wie die Vertheidiger der Einschleppungstheorie behaupten — einzig und allein durch die Phylloxera, welche darüber herfiel wie über ein willkommenes Fressen. Wenn man das Zeug kostet, welches die Amerikaner aus ihren Trauben herauspressen, so kann man der Reblaus ihren Geschmack nicht verübeln. Fritz

Ratzel hat noch neuerdings darüber ein unverdächtiges Zeugniß abgelegt. Wundern kann man sich darüber wohl nicht — unsere Rebe hat eine mehrtausendjährige Culturgeschichte hinter sich. Die amerikanischen einheimischen Arten verhalten sich zu unserem Culturgewächse wie der wilde Mustang zu dem edlen arabischen Rosse, mögen deshalb auch dauerhafter sein. Aber es ist die Frage, ob mit ihrer Veredlung nicht auch ihre Widerstandsfähigkeit abnimmt, und fast möchte es scheinen, als sei dies der Fall. So galten anfangs die meisten amerikanischen Reben für widerständig, und in der kurzen Zeit von Jahren ist eine Sorte nach der anderen aus der Reihe ausgestrichen und den Schwächlingen beigezählt worden. Es ist wahr, ich habe amerikanische Reben gesehen, die mitten in zerstörten Weinbergen einsam standen in prachtvoller Vegetation, Clinton namentlich — aber verurtheilt zu sein, deren Trauben zu essen oder deren Wein zu trinken, würde mich härter dünken, als dem edlen Rebensafte gänzlich zu entsagen! Aber Thatsache ist es: wir kennen amerikanische Varietäten, ursprünglich in Amerika einheimischen Arten des Weinstockes entstammend, deren Wurzeln voll von Phylloxeren sitzen können, so voll, daß eine europäische Sorte darüber zu Grunde gehen müßte, und die sich dabei vollkommen wohl befinden.

Hinsichtlich der Frage, ob eine besondere Behandlung des Weinstockes die Widerstandsfähigkeit vermehrt, stehen die Acten noch offen. In dieser Beziehung würde bei erwiesener Einschleppung der Fall von Pregny bei Genf außerordentlich lehrreich sein. Man entdeckte dort im vorigen Jahre die Phylloxera auf einem beschränkten Fleck in einem einzeln stehenden Weinberge des Bürgermeisters Hrn. Panissod. Bei genauerer Nachforschung fanden sich noch zwei Weinberge, beide ebenso isolirt, der eine schon gänzlich zerstört, einem Hrn. Golay-Lereschc gehörig, der andere erst neuerdings und in sehr geringem Maß angesteckt, jedenfalls erst im vorigen Jahre, einem Schmied Côte gehörig. Letztere Reben stoßen unmittelbar an das prachtvolle Rothschild'sche Landgut in Pregny an, die beiden anderen Weinberge liegen fast in gleicher Entfernung (300 Meter etwa) von der Rothschild'schen Villa, der eine rechts, der andere links. Eine Commission stellte die Thatsachen fest und bestimmte nach den Resultaten der Verwüstung das Jahr 1870 bis 1871 als Invasionsjahr für Golay-Leresche, 1872 für Panissod, 1874 für Côte.

Baron von Rothschild hat zwei große, nach englischer Weise und mit englischen aus Liverpool und London bezogenen Reben bepflanzte Treibhäuser; das eine neben Côte wurde im Frühjahre 1867 bepflanzt, das andere im Herbst des folgenden Jahres. Das erste liegt neben Côte, das andere, fast einen Kilometer davon entfernt, am Ufer des Sees.

Einige Stöcke fingen im vorigen Jahre zu kränkeln an, doch nur in der Weise, daß die letzten Blätter sich nicht gehörig entwickelten, die Schossen und Trauben ein wenig hinter den anderen zurückblieben. Der Rothschild'sche Obergärtner schöpfte Verdacht, sah nach und constatirte die Phylloxera an den Wurzeln seiner Reben; der Fund wurde von verschiedenen Seiten her bestätigt. Reben, welche ein wahres Bild blühender Gesundheit boten, zeigten Phylloxeren und Knötchen an ihren Wurzeln.

Nimmt man eine Einschleppung der Phylloxeren in Pregny durch die englischen Reben an, so muß man zugleich annehmen, daß die Treibhausreben, deren Wurzeln außerhalb der Gewächshäuser in der Erde sich ausbreiten, indem nur die Stämme der Stöcke durch die Mauer in das Innere gezogen sind, daß diese Reben, sage ich, sieben Jahre hindurch ungestraft Phylloxeren herbergten, während sie die Umgegend ansteckten und noch obenein in so sonderbarer Weise, daß der zunächst liegende Weinberg zuletzt und zwei weiter liegende zuerst angesteckt wurden.

Möglich wäre es schon, aber doch ein starkes Stück, und der Beweis nicht so überzeugend hergestellt, als man wohl wünschen möchte. Wenn es aber wäre, so könnte Einem wohl ein Gruseln ankommen. Warum? ist leicht zu sagen.

Es giebt wohl kaum irgend ein Weinland in Europa, in welches nicht amerikanische, englische und französische Rebsorten eingeführt wären. Forscht man nur ein wenig nach, so erstaunt man über die

massenhafte Einführung, die unseren so leicht gewordenen Verkehrsverhältnissen entspricht. Namentlich an Spalieren und in Treibhäusern giebt es eine Menge solcher Varietäten. Nun ist es vielleicht die Zucht, welche diese die Ansteckung mit sich tragenden Reben länger aushalten läßt als die von ihnen angesteckten Weinbergstöcke. In Klosterneuburg scheint das der Fall gewesen zu sein; in der Pfalz und bei Bonn ebenfalls; in Pregny müßte es der Einschleppungstheorie zufolge stattgefunden haben. Wer kann nun dafür bürgen, daß die Reblaus noch nicht im Lande sei, wenn auch noch keine Weinberge angesteckt sind? Wer kann sagen: bei uns ist seit zehn Jahren keine ausländische Rebsorte gepflanzt worden? Leider Niemand! Vielleicht Mancher mag sich in diesen Wintermonaten, wo ich diese Zeilen schreibe, hinter den Ohren kratzen und mit Ungeduld des Sommers warten, um sich zu überzeugen, ob er nicht durchaus unschuldiger und unbewußter Weise die Ursache eines Uebels geworden ist, dessen Austilgung Niemand voraussehen kann. Wenn es, nach Windthorst, ein Glück ist, keine Papiere zu besitzen, so ist es vielleicht ein noch größeres Glück, keine amerikanischen, französischen oder englischen Rebstöcke zu haben!

So weit wären wir also, daß wir mit Bestimmtheit sagen könnten, die Einfuhrverbote von bewurzelten Rebstöcken, sogar von Schossen sind allein nicht genügend, vor der Reblaus zu sichern. Selbst die Vernichtung aller seit zehn oder zwanzig Jahren aus Amerika, England oder Frankreich eingeführten Reben würde nicht vollständig vor dem Ausbruche der Krankheit schützen; Niemand kann ja wissen, ob eine scheinbar ganz gesunde Rebe nicht schon den Todeskeim an der Wurzel trägt. Die meisten Verbote dieser Art mögen zu spät kommen, wie es in der Schweiz geschah, wo man sogar die Einfuhr der süßen Frühtrauben aus Südfrankreich verbot (obgleich noch nie eine Reblaus auf Trauben erblickt wurde), während der Feind schon gemüthlich innerhalb der Grenzen saß und sich gütlich that. Freilich werden Einfuhrverbote in solchen Ländern, wo bis jetzt noch keine Reblaus existirt, ihren Erfolg haben und diese abhalten — aber da, wo fremde Reben existiren, müssen auch mit diesen Verboten strenge Inspectionen von competenten Naturforschern und Kennern der Reblaus verbunden werden, welche die Sorge übernehmen müssen, alle Gebiete abzuspüren und unnachsichtlich jeden, auch den gesundesten aus den drei genannten Ländern stammenden Stock an seiner Wurzel zu prüfen, um sich von dem Dasein der Reblaus oder ihrem Fehlen zu überzeugen.

Dazu braucht in den meisten Fällen der Stock nicht geopfert zu werden. Im Winter senkt sich freilich die Reblaus gern in die Tiefe, um der Kälte, die in den Boden eindringt, zu entgehen; im Frühling und Sommer dagegen folgt sie den feinen Würzelchen, die der Weinstock gern in den oberen Bodenschichten treibt, und die man leicht entblößen und zu näherer Untersuchung wegschneiden kann, ohne der Rebe Schaden zu thun. Bei der tiefen Bearbeitung und Behackung, die früher wohl allgemein in Uebung war und auch jetzt noch in vielen Weingegenden stattfindet, werden jedenfalls weit mehr dieser oberflächlichen Wurzeln zerstört als bei einer Reblaus-Untersuchung. Wir haben in Pregny bei heftigem Frost und regem Schneegestöber, das schon einige Zoll Schnee aufgehäuft hatte, die Reblaus im Anfange December noch an ganz oberflächlichen Wurzeln der Rothschild'schen Reben constatirt, und der Gärtner versicherte, daß unsere Untersuchung den Stöcken nicht den mindesten Schaden gebracht haben würde, wenn sie zugleich die Abwesenheit des Feindes bewiesen hätte, was freilich nicht der Fall war.

Man muß immer und immer wieder darauf zurückkommen, daß in Klosterneuburg, in Pregny, in der Pfalz, am Rhein und, wie Roesler erzählt, auch in Potsdam amerikanische und englische Reben beobachtet wurden, welche in schönster Vegetation prangten und doch mit Wurzelläusen besetzt waren.

Wenn man einmal Energie zeigen will und Energie überall als Wappenschild der Zeit aushängt, so möge man sie auch da zeigen, wo sie erwiesenermaßen eine Anwendung finden kann und soll.

In einigen Cantonen der Schweiz hat man Inspectionen der Weinberge angeordnet und wird in diesem Jahre gewiß mit äußerster Aengstlichkeit nach den gelben

Flecken mit rundem Umriß in allen Gemarkungen spüren. Dagegen läßt sich nichts sagen — es muß sein, jeder Ansteckungsherd muß nachgewiesen werden. Aber, wie aus dem Bisherigen hervorgeht, hat in dem Falle, wo man den verdächtigen Fleck entdeckt, die Reblaus jedenfalls schon ein Jahr friedlicher Existenz und wenigstens eine Periode geflügelten Exportes hinter sich — man darf also erwarten, daß ihre Vorposten schon in größerer oder geringerer Entfernung ausgestellt sind und wie zur Zeit Andreas Hofer „Unwissend, wo?“ ihr Wesen treiben.

Ob es unter solchen Umständen gelingen mag, dieser Weinpest gänzlich Herr zu werden, ist gewiß eine heikle Frage. Ich möchte sie aus Analogie verneinen. Man ist noch keines einzigen kleinen Thierchens Herr geworden, so vielfach man auch die Vernichtung so mancher schädlichen Bestien angestrebt hat. Die Vermehrungsfähigkeit ist zu groß, die Gelegenheiten zum Entschlüpfen einzelner Individuen, welche wieder Heere von Nachkommen erzeugen, sind zu mannigfaltig, die Mittel, die der Mensch anwenden kann, zu grob und zu beschränkt, um der Bestien Herr werden zu können.

Aber, sagt man, wenn jedes Thierchen sein Plaisirchen hat, so besitzt auch jedes sein Feindchen — wo ist der Feind der Phylloxera? Ganz recht; es mag deren geben; aber auch hier ist es, meines Erachtens, ein gänzliches Verkennen der Naturgesetze, wenn man glauben wollte, irgend ein Miniatur-Maulwurf könne die Phylloxeren zerstören. Haben wir nicht eine Menge von Blattlausfeinden, die Larven der Schwebfliegen (Syrphus), die Blattlauslöwen (Larven von Hemerobius) die Marienkäferchen (Coccinella) und ihre Larven, welche die wehrlosen Blattläuse zu Hunderten morden, aussaugen oder fressen? Giebt es nicht Dutzende und aber Dutzende von Arten kleiner Schlupfwespen, welche ihre winzigen Eichen in die Blattläuse legen, so daß das herauskommende Würmchen sie von innen heraus vertilgt? Kurz, Feinde aller Arten haben sie und zwar Feinde, denen der Mensch gewiß nicht das Geringste in den Weg legt, denn außer einigen Gelehrten kennt ja Niemand all' diese Blattlausfeinde. Aber nun gehe Einer hin und sage den Gärtnern, sie möchten sich nur auf diese Blattlausfeinde verlassen! Man wird ihm in das Gesicht lachen, weil man weiß, daß die Rosen und Geranien zu Grunde gehen werden, wenn man die Blattläuse nur ihren natürlichen Feinden überläßt, welche nur die Zahl beschränken, die Art aber niemals ausrotten. Die Forstleute haben schon längst einsehen müssen, daß die einst von dem verstorbenen Ratzeburg empfohlene Zucht von Schlupfwespen zur Bekämpfung der so verderblichen Kiefernraupe zu keinem Ziele führen konnte — nichts desto weniger hat man auch bei dieser Gelegenheit wieder großen Lärm geschlagen von der Entdeckung eines amerikanischen Feindes der amerikanischen Reblaus, den man in Gläschen und Schächtelchen herüberbringen und aufziehen wollte, um ihn dann los zu lassen auf die in geträumter Sicherheit ruhig fortsaugende europäische Phylloxera. Vorschläge dieser Art sind eben so, ich möchte nicht sagen, mittelalterlich, aber doch vorwissenschaftlich, als Abhaltung von Processionen, Festen, öffentlichen Gebeten oder Einleitung von Processen, wie ich im Anfange des Artikels erzählte.

Der Mensch ist also im Kampfe mit der Phylloxera lediglich auf sich selbst angewiesen; denn wenn man auch ein Dutzend specifischer Feinde derselben kennen sollte, so würden diese doch nur ein Hülfscorps bilden, das ohnedem alle unangenehmen Seiten der Freischaaren eher als deren Vortheile bieten würde. So kämen wir denn zu dem letzten Capitel unseres vielleicht schon zu langen Aufsatzes. Wie sich wehren?

Vom praktischen Gesichtspunkte aus kann man hier zwei Kategorien von Ländern aufstellen: solche, wohin die Phylloxera kommen könnte oder auch — sehr vereinzelte Punkte befallen hat, und solche, wo sie schon bedeutende Strecken überzogen hat. Eines paßt sich nicht für Alle: Frankreich, wo 200000 Hektaren Weinberge verwüstet, eine Million Hektaren bedroht oder angegriffen sind, bietet andere Verhältnisse und Bedingungen der Behandlung als die Schweiz, Oesterreich und Deutschland, wo nur einzelne Punkte oder sogar nur einzelne Rebstöcke befallen sind. In Frankreich ist jede Hoffnung der gänzlichen Ausrottung der Reblaus vollständig aufzugeben; sie wird eine Geißel

sein und bleiben, wie das Oidium, gegen welche beständig wird angekämpft werden müssen und die jeden Augenblick, wo der Kampf unterlassen wird, aufs Neue ihre verderblichen Wirkungen entfaltet. Man lebt, namentlich im Süden Frankreichs, wo der Weinbau jetzt alle übrigen Culturen fast gänzlich verdrängt hat, mit dem Oidium; jeder Weinbauer weiß, daß er so und so viel Kilogramme Schwefel pro Hektare alljährlich aufwenden muß, um seinen Ertrag im Herbste zu sichern. Die Gewinnste, welche die Departements des Südens bis jetzt an den Weinen machten, sind so ungeheuer, daß sie auch noch eine weitere Kostenzulage vertragen können, welche sie sich auflegen müssen, um mit der Phylloxera zu leben.

Da heißt es also, den Thieren in der Art zu Leibe gehen, daß man die größtmöglichste Anzahl von ihnen tödtet, ohne dem Weinstock selbst wehe zu thun, und zweitens die Widerstandsfähigkeit der Rebe erhöhen, damit sie die Angriffe der Ueberlebenden aushalten kann, ohne in ihrem Ertrage wesentlich zu leiden.

Tödten, so viel als möglich. Leicht gesagt, aber schwer gethan. Es geht damit, wie in dem heiligen Antonius von Padua bei Busch, wo die eine Stimme ruft: Tödte! Tödte! und die andere antwortet; Sie leidet's halt nicht! Sie ist nämlich hier Alles: die Rebe, der Boden, die Laus selbst. Man stelle sich die Bedingungen vor: eine Pflanze, die nicht geschädigt werden soll, ein Feind, der eine merkwürdige Widerstandsfähigkeit besitzt gegen alle, ihm und nicht der Pflanze schädlichen Agentien, und ein Leben im Erdboden, der wie ein Schwamm die schädlichen Mittel aufsaugt, zurückhält, ja sogar zersetzt. Das sind die Factoren, welche die Frage zusammensetzen, die gelöst werden soll.

Untersucht man dieselben näher, so zeigt es sich, daß nur giftige oder unathembare Luftarten oder Gase den Bedingungen entsprechen können. Die meisten derselben sind der Rebe zugleich schädlich, können also nur da angewendet werden, wo man diese mit vertilgen will, mithin an Orten, wo diese Vertilgung weniger ökonomischen Schaden verursacht, als die Ausbreitung des Feindes herbeiführen würde. Rostopschin verbrannte Moskau, um dem heiligen Rußland die Franzosen vom Halse zu schaffen; die Franzosen hätten im letzten Kriege nicht halb Frankreich verbrennen können, um die Deutschen hinauszujagen, auch abgesehen davon, daß das Mittel nicht geholfen hätte, da diese sich in die andere Hälfte gezogen hätten. Die Franzosen müssen es also jetzt machen, wie sie im letzten Kriege gethan, sie müssen Kriegskosten und Entschädigung zahlen und sogar einige Wein-Departements opfern, wie das von Vaucluse, das die Phylloxera so zu sagen gänzlich erobert hat. Wir anderen, Schweizer, Deutsche, Oesterreicher können es versuchen à la Rostopschin.

Unsere Recepte sind also leichter, wenn auch immerhin schmerzhaft. Sie laufen alle auf folgende Resultate hinaus (nachdem die Verbote der Rebensetzlinge aus Frankreich, England und Amerika erlassen und auch wirklich durchgeführt sind): Aufsuchen jedes irgend verdächtigen Fleckes, Ausrotten sämmtlicher auch nur verdächtiger Stöcke nicht nur, sondern auch der völlig gesunden und noch nicht angegriffenen Stöcke in einem Umkreise von zehn Metern wenigstens, Verbrennen oder Auskochen aller Wurzeln und Wurzelstücke, die man so tief als möglich ausgerodet hat, Behandeln des Bodens mit giftigen Mitteln, und endlich Interdict desselben auf fünf Jahre wenigstens hinaus gegen Erneuerung des Weinbaus. Ausführung aller dieser Maßregeln im Winter oder ersten Frühjahr, wo die Thiere noch ziemlich unbeweglich sind. Zu der Behandlung bieten sich dann Stoffe die Menge, welche Schwefelwasserstoff, Phosphorwasserstoff oder Ammoniak entwickeln, der frische Kalk, welchen man in den Gasfabriken zum Reinigen des Gases benutzt und der eine Menge giftiger Gase enthält und nach und nach entwickelt, frischer Steinkohlentheer, der wenigstens 25 Procent flüchtiger, destillirbarer Stoffe enthält und diese nach und nach im Boden abgiebt. Zum Auflockern und Durchklüften des Bodens hat Roesler in Klosterneuburg die Anwendung des Dynamits empfohlen, die gewiß sowohl das Ausroden und die Durchdringung des Bodens für die Gase wesentlich erleichtert — es wird sich da Jeder nach seiner Decke strecken und dasjenige Mittel anwenden, welches ihm am bequemsten und wohlfeilsten zur Hand ist. Wir roden jetzt in Pregny etwa einen Meter

tief aus, verkochen in einem großen Kessel die ausgerodeten Wurzeln und Stämme und verschütten die Reihengraben, durch welche ausgerodet wird, in der Tiefe mit Gaskalk. Wollen sehen, ob es gelingt.

Eine unerläßliche Bedingung ist aber das Interdict für mehrere Jahre, während deren man den Weinberg mit anderen Ernten bestellen mag, wenn dies möglich ist, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Reblaus Jahre lang im Boden an abgetrennten Wurzelstücken leben kann, wie dies im Herault sattsam nachgewiesen wurde. Wie lange, wissen wir noch nicht, aber drei Jahre jedenfalls. Da liegt es denn auf der Hand, daß diese im Boden verzettelten Rebläuse sich sofort über neu gepflanzte Reben hermachen und an diesen ihr Wesen ungestört fortsetzen würden. Alle Würzelchen und Fäserchen auszuroden, an denen eine solche kleine Bestie sitzen kann, oder gar den Wurzeln bis in die Tiefe hinein zu folgen, in welche sie oft hinabsteigen, ist ja eine bare Unmöglichkeit und so wird man denn auch bei der sorgfältigsten Arbeit immer nicht vollkommen sicher sein können, Alles von Grund aus vernichtet zu haben. Gerade dieser Langlebigkeit der Reblaus wegen aber dürfte es gerathen sein, in solche ausgerodete, mit Giftstoffen behandelte und mit Getreide oder Futterpflanzen besetzte Weinberge hier und da im ersten Frühjahre junge Rebstöcke, von deren Gesundheit man sich vorher überzeugt hat, einzusetzen und diese im Laufe des August, bevor die geflügelten Generationen sich zeigen, wieder sorgfältig auszuheben. Waren noch Rebläuse im Boden der Zerstörung entgangen, so werden sich diese an die frisch gepflanzten jungen Reben und deren zarte Wurzelfäserchen begeben, die ihnen weit wohlschmeckendere Nahrung zuführen, und dann beim Ausreißen derselben leicht entdeckt werden können. Sind einmal während eines ganzen Jahres diese Lockspeisen vollkommen frei geblieben, so kann man auch sicher sein, daß die Reblaus in der betreffenden Localität vollständig vertilgt ist, und dann aufs Neue den Weinberg herrichten.

In Frankreich hat man sich, wie schon gesagt, an den Gedanken gewöhnt, mit der Reblaus zu leben, aber sie in der Weise zu beschränken, daß sie dem durch starken Dünger übermäßig cultivirten Weinstocke nur den Ueberschuß entzieht und wohl gerade dadurch eine gute Ernte ermöglicht. Jauchen von Mist und concentrirtem Harn, mit schweren, Kohlenwasserstoffe entwickelnden Steinkohlenölen, Steinkohlentheer und ähnliche Dinge haben dort schon Vortreffliches geleistet. In den flachen Gegenden hat man mit Erfolg die ganzen Weinberge tief unter Wasser gesetzt, und auf diese Weise die Reblaus ersäuft — aber die Ueberschwemmung muß Wochen lang ununterbrochen fortgesetzt werden, wenn sie definitive Resultate erzielen soll. Auch sind gar manche dieser Verfahrungsarten nur auf so ausgedehnten Weingütern möglich, wie sich im Süden Frankreichs finden, wo es viele Eigenthümer giebt, die jährlich mehrere Tausende von Hektolitern ernten, und wo man gute und schlechte Jahre nur insofern kennt, daß im Wechsel der Zeiten mehr oder weniger producirt wird und die Weinpreise durch die Ernten in übrigen Ländern gesteigert oder gedrückt werden, wo aber gänzliche Mißjahre wie in unseren nördlichen Gegenden fast vollständig unbekannt sind. Da kann man denn wohl Jahr aus Jahr ein auf die Culturkosten ein Bestimmtes zur Ueberdüngung und zur Anwendung von Mitteln gegen die Reblaus aufschlagen — wie aber ist dies möglich in solchen Ländern, wo der Ertrag der guten Jahre oft kaum hinreicht, den Ausfall der schlechten Lesen zu decken?

So viel ist sicher, die Schlafmütze darf man auch in Deutschland nicht über die Ohren ziehen. Man kann nicht wissen, wo Hasen laufen, sagt ein altes Sprüchwort; man kann aber noch weniger wissen, wo Rebläuse sitzen!

Die Kirgisen.

Eine ethnographische Skizze

von

H. Vambéry.

Die Nomaden, welche wir mit dem Namen Kirgisen bezeichnen, nennen sich selber Kazak. Der Wortbedeutung nach heißt Kir-

gise, von Kir = Feld und gis = wandern, Feldwanderer oder Nomade, eine Etymologie, mit welcher die Söhne der Wüste sich keinesfalls zufrieden geben. — Sie erzählen nämlich von einem Fürsten, der im Alaigebirge wohnend, um sich zu verehelichen, eine Botschaft nach dem Süden geschickt hatte. Dieselbe kaufte vierzig Mädchen (Kirk-kiz), eine schöner als die andere, und als dieselben auf der Reise zum neuen Gemahl durch Naturwidrigkeit zu einer mehrmonatlichen Rast sich gezwungen sahen, wollten sie ihre Langeweile dadurch vertreiben, daß sie täglich mehrere Male in einem wunderbar verzauberten See badeten. Die Folge hiervon war, daß sie alle Mütter wurden, und als sie in diesem Zustande dem ihrer Ankunft gewärtigen Gemahl überbracht wurden, wies dieser sie mit Unwillen zurück. Sie zogen nun in die weite Steppe hin, ließen sich daselbst nieder, und sollen also von diesen vierzig Mädchen (Kirk-kiz) die Kirgisen abstammen. Es sind noch andere mehr sonderbar klingende Fabeln über den Ursprung dieses Volkes in Umlauf, die in den Spalten dieses Blattes keine Erwähnung finden können. Es genügt zu wissen, daß sie nebst den Karakalpaks das Hauptvölkerelement auf jenem Steppengebiete bilden, welches heute zwischen dem eigentlichen Rußland und dem neuerworbenen Turkestan liegt, und demzufolge denn auch zumeist jener gesellschaftlichen Umgestaltung ausgesetzt sein wird, welche das Auftreten Rußlands in diesem Theile der alten Welt hervorrufen muß. — Am nördlichen Rande der Steppe sind in dieser Hinsicht schon wesentliche Veränderungen bemerkbar. Der Kirgise fängt allmälig sich dem Pfluge zuzuwenden an, er wird mit der russischen Civilisation immer mehr und mehr vertraut, und da das Land der Kirgisen zur Hauptstraße russischer Pläne im südlichen Asien geworden ist, so können wir hier zweifelsohne noch großen Umgestaltungen entgegensehen. Dieses erwägend wollen wir den Lesern dieser Zeitschrift den Kirgisen in seiner urwüchsigen Natur, im Lichte seiner Existenz vorstellen; was nun um so leichter geschehen kann, da ein steter und reger Verkehr in russischer Beschreibung so manche Daten niedergelegt hat, die unserer Arbeit zu Gute kommen und mehr als eine Lücke des früheren Bildes ausfüllen werden.*

1) Allgemeine Bemerkungen.

Die Viehzucht, diese Hauptquelle des Erwerbes und der Nahrung für den Kirgisen, ist eigentlich die Axe, um welche seine Existenz sich dreht; und so wie das Vieh die warmen und kalten Jahreszeiten in die beiden Extreme des Wohl- und Nothstandes geräth, ebenso hat auch für den Kirgisen der Sommer gerade so viel Annehmlichkeiten, eben so viele Lebensgenüsse, als ihm der Winter Mühe und Plage, Entbehrung und Elend zu bieten pflegt. — Welch unbeschreiblich wonniges Gefühl ist es nicht für den Nomaden, wenn er im Spätfrühlinge, seiner Herde auf die Weide folgend, das Vieh im knietiefen Grase weiden sieht! Tage lang kann er an diesem Anblicke sich entzücken. — Aber wie schrecklich wird es ihm hinwieder im Winter! — Das Futter nimmt ab, das Vieh verliert zusehend an Fleisch, die Herde schrumpft zusammen, der Kirgise selbst magert ab und wird elendlich. Die stete Furcht vor Schneegestöbern und Frost gönnen ihm keine Ruhe, denn ist einmal die Erde mit der harten Eisrinde bedeckt, durch welche nur des Pferdes Huf dringen kann, um den welken Grashalm zu suchen, — dann wird die Gefahr des Dschut (Seuche) immer drohender, die Feuchtigkeit würde die Viehkrankheit Baghir-Kurt (Gedärmewurm) erzeugen und unter den Vierfüßlern schrecklich aufräumen. Dieses Uebel afficirt zuerst die Leber, auf welcher sich Brandflecken zeigen, und endet mit Husten und Abzehrung.

Auf der Weide theilt sich das Vieh je nach der Gattung in verschiedene Herden. Die Pferde ziehen am weitesten von den Zelten und kehren Abends nicht nach Hause zurück. Die Schafe behalten auf der Steppe ihr eigenes Revier, da sie bekanntermaßen das Gras, mehr als die übrigen Vierfüßler, niedertreten, während die Kühe ganz ohne Aufsicht in der Nähe der Zelte umherschweifen. Was die

* Unter letzteren habe ich zumeist einen Aufsatz benutzt, welcher in der officiellen „Turkestaner Zeitung" unter dem Titel: „Das Leben der nomadischen Bevölkerung im Dschu- und Sir-Derja-Thale" von G. S. Sagrjaschsky, erschienen ist.

Qualität des Futters anbelangt, so wird das beste den Pferden, das Gras auf dem Salzboden für die Schafe und Kamele vorbehalten. Auch delectirt sich das Kamel sehr häufig an dünnen Zweigen von Distel- und Dornenstauden. — Um auf die früher erwähnte Plage der Viehseuche zurückzukommen, so sei noch erwähnt, daß diese für den Kirgisen selbst die traurigsten Folgen hat. Da seine Hauptnahrungsmittel an die Existenz dieses Viehes gebunden sind, so nimmt mit der Verminderung des Viehstandes auch sein Brot ab, und ganze Districte pflegen derart dem Hungertode anheimzufallen. In solch schrecklichen Zeiten hat es sich ereignet, daß der Nomade für zwei oder drei Scheffel Getreide sogar sein Kind verkauft hat. — Die Zahl der Ackerbautreibenden hat immer den allerkleinsten Bruchtheil dieser Wüstenbewohner gebildet. Und wie weit mußten die in der Mitte der Steppe Hausenden zu dem südlichen oder nördlichen Culturrayon ziehen, um Brot zu bekommen! — Sobald die Seuche auf einen größeren District sich ausbreitet, so pflegen die Kirgisen selbst mitten im Winter aufzubrechen und eine solche Gegend aufzusuchen, wo die Thiere infolge eines kleineren Schneefalles ihr Gras finden können. Ist dies aber nicht thunlich, so versucht der Nomade sein letztes Mittel, indem er selbst dürres Gras, Schilf oder Baumrinde sammelt, um mittelst dieser Nothfütterung sein Vieh und gewissermaßen auch seine Existenz bis zur eintretenden Wetterveränderung zu retten.

Die Hauptbeschäftigung der Nomaden ist natürlich „das liebe Vieh", an dem ein jeder ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes seinen Antheil hat. Den Männern obliegt die Einfriedung und Reinigung der Nachtlager, die jungen Kinder hüten die Pferde, Lämmer und Kamele, während die Weiber mit dem Zählen der Thiere, mit dem Melken und der Zubereitung von Kumys, Eiran (eine Art saure Milch), Kurt (trockene Käse) und Turak (feuchte Käse), bisweilen auch mit der Bereitung der Butter beschäftigt sind. In der Besorgung und Bestellung des Hauses aber haben die Frauen den größten Antheil. Sie sammeln Holz, tragen Wasser, schlagen die Zelte auf und brechen dieselben wieder ab; sie versehen die Küche, pflegen die Kinder, nähen für die ganze Familie, reinigen das Zelt und verfertigen obendrein noch Gurte, Stricke, Filze, Teppiche und dergleichen zum Hausbedarfe. Wohin immer man im Hause des Kirgisen blickt, überall ist die arbeitsame Hand der Frau bemerkbar. Dieses Leben von steter Arbeit, Mühe und Plage beginnt zu einer Zeit, wo das Mädchen noch kaum physisch entwickelt ist, im fünften Jahre schon, wo dann die Besorgung von Wasser und Holz ihr zufällt. Wird sie verheirathet, so muß sie ihrem Zukünftigen das Zelt, das Bettzeug und sonstige Hausgeräthe, die zumeist Erzeugnisse ihres eigenen Fleißes sind, mitbringen. — Der Mutter bereitet sie nur wenig Sorge; sie spinnt und webt allein die Leinwand zu den Säcken und Zeltgurten, näht die Schläuche, und bereitet noch obendrein kleine Zierrathen zur Ausschmückung ihres Hauses. — Ist sie schon verheirathet, so wird die Arbeit noch größer und anstrengend. Geht sie als erste Frau, so ist ihr Loos noch ziemlich erträglich, wehe aber, wenn sie als zweite, dritte oder vierte Frau ins Haus kommt! Die älteren Weiber, absichtlich bemüht, ihre Schönheit, eine gefährliche Anziehungskraft für ihren Mann, zu vernichten, überhäufen sie mit jeglicher Arbeit, damit sie je früher altere und ihnen gleich werde. Ist sie doch in den Augen des Mannes eine Sclavin, die er gekauft; denn der Kirgise kann seine Frau nur durch eine gewisse Summe Geldes oder Viehes erstehen, und hört man ihn auch häufig sagen: „Ich habe sie gekauft, sie soll wenigstens abarbeiten, was sie mir gekostet." — Die Unterwürfigkeit dem Manne gegenüber zeigt sich nicht nur in der freiwilligen Uebernahme aller schweren Hausarbeiten, sondern bekundet sich auch in den Umgangsregeln, nach welchen die Frau in Gegenwart ihres Mannes sich nicht niedersetzen und selbstverständlich mit demselben an einem Orte ihr Mahl nicht verzehren darf. Auch sollte sie, um der Etiquette zu entsprechen, nie, ohne befragt worden zu sein, ihre Stimme lautbar werden lassen, mit einem Worte: sich in Gesellschaft der Männer nur wenig zeigen, was aber, wie leicht erklärlich, bei den Kirgisen nicht leicht ausführbar ist. Denn

wenngleich diese aus den Chanaten eingeschleppten Regeln in der Familie der Vornehmen hier und da beobachtet werden, bei der großen Masse haben sie nie Beachtung gefunden, und unter den gegebenen Umständen auch nicht finden können. — Das Weib ist der belebende Geist des Hauses, des Hofes, ja sie ist die einzige Triebfeder in der Existenz des Nomadenlebens. — Infolge einer solch anstrengenden Thätigkeit altert sie auch sehr früh; denn während ihr Gesicht im 25. Lebensalter schon von Runzeln durchfurcht, und sie aller körperlichen Reize bar dasteht, so ist der Kirgise selbst im 50. Lebensjahre noch nicht gealtert. — Infolge dieser abnormen Proportionslosigkeit gerathen die wohlhabenden Kirgisen bisweilen auch auf den Abweg der Polygamie, deren Fluch alsdann viel unheilsschwangerer ist, als unter den ansässigen, mehr gebildeten Mohammedanern. Die neidische alte Matrone, durch den Geist der patriarchalischen Lebensweise im Besitz ihrer Vorrechte belassen, lastet mit drückender Wucht auf den Schultern der jüngeren Weiber, die den härtesten Arbeiten unterworfen werden, um desto früher ihre Jugendreize und mit denselben die Gunst des Herrn zu verlieren. — Es ist fürwahr ein Glück, daß die Polygamie bei den Nomaden nur äußerst selten vorkommt.

Zur besseren Anschaulichkeit des zu beschreibenden Bildes wollen wir einzelne prägnantere Züge aus dem Gesammtleben dieser Nomaden hervorheben und den geneigten Leser zuerst mit der Construction des Zeltes vertraut machen.

2) Das Zelt.

Das Zelt, seiner Form nach einem Bienenkorbe ähnlich, besteht aus folgenden Theilen. Erstens aus Kereges, quer über einander gelegten Stäben, deren Berührungspunkte durch Riemen mit einander verbunden, ausgebreitet und wieder zusammengelegt werden können. Das hierzu erforderliche Holz gehört in meisten Fällen Silberpappeln oder Espen an. Man nimmt zu einem Zelte gewöhnlich acht bis zwölf solcher Kereges, die, im Kreise neben einander aufgestellt und festgebunden, das unterste Gerippe des Zeltes ausmachen. Ueber diesen erheben sich andere sechs bis acht gebogene Stäbe aus stärkerem Holze, zumeist von Ulmen, an deren oberstem Ende eine zum Aufsteigen des Rauches bestimmte runde Oeffnung, Tünlük, kirgisisch auch Tündük genannt, sich befindet. Dieses Gerippe von unglaublicher Stärke und Dauerhaftigkeit, so daß es dem Anpralle selbst des wildesten Thieres widerstehen kann, wird bei den Reicheren mit Filzen, bei den Aermeren mit Häuten bedeckt, und zwar werden vier bis sechs Stücke auf die Seitenwände verwendet, eben so viele für den oberen Theil und ein einziges großes Stück, Tschagarak genannt, zur Bedeckung der früher erwähnten Oeffnung des Nachts und bei besonders stürmischem Wetter. Ein derart gebautes Zelt birgt in seinem Inneren die ganze bewegliche Habe des Kirgisen. Speisevorräthe in großen, länglichen Säcken, Werkzeuge, Waffen, Geschirr für die Thiere, Kleider und Sonstiges werden auf die Endspitzen der Kereges aufgehängt, an deren untersten Theilen rings herum je nach den Vermögensumständen Filzstücke, Teppiche oder trockene Häute ausgebreitet sind. Jeder hat in demselben seinen standes- und altersgemäßen bestimmten Platz. Der Hausherr, der Gast und die ältere Männerwelt nimmt gewöhnlich den Tör (Ehrensitz) ein, die Kinder und junge Welt gruppirt sich rechts und links um den Feuerherd, während die Frau nicht weit vom Eden (unterster Sitz) unweit der Thür sich niederlassen darf. Die Thür, zumeist ein dichter Vorhang, welcher des Nachts herabgelassen wird, wird den Tag hindurch durch eine Fallthür ersetzt, welche den sonderlichen Namen It-Kirmes (der Hund kann nicht herein) führt. Im Allgemeinen fand ich, daß die Zelte der Kirgisen viel unreiner und minder bequemlich als die der Turkomanen seien. Die Frauen der ersteren sind mehr ihrer Haushaltung zugethan, die der letzteren haben infolge der großen Anzahl von Sklaven Zeit genug, mit Zier und Tand sich zu beschäftigen, und schmücken demzufolge das Innere und Aeußere des Zeltes bisweilen mit Stickereien und buntfarbigen Lappen aus.

3) Speisen und Getränke.

Die Hauptnahrung der Kirgisen besteht aus Milch und Hirse. Nur die Bemittel-

teren genießen das Fleisch der Schafe, Pferde und Kamele, aber auch nur dann, wenn das Schlachten derselben infolge eingetretener Krankheit oder Altersschwäche Bedürfniß geworden ist. Milch wird zumeist in gesäuertem Zustande genossen; nämlich Stutenmilch als Kumys und die Milch der übrigen Thiere als Eiran, eine Art geronnener Milch, sammt dem Fettgehalte. Den besten Eiran erzeugt man aus Schafsmilch, aus welchem wieder eine Gattung kleiner, runder Käse, Kurut, bereitet wird. Derselbe ist auf Reisen sehr zweckmäßig und kann, in salzigem Wasser aufgelöst, auch zur Bereitung einer dichten Mehlsuppe verwendet werden. Dieses Mehl wird meistens in der Form einer getrockneten Mehlspeise, Kazia, aufbewahrt, welches in großer Quantität auf einmal bereitet wird. Für große Reisen macht man Talkan und Baursak. Ersteres besteht aus geröstetem Mehl und wird, im Wasser aufgelassen, eingenommen. Jeder führt ein kleines Säckchen mit sich, und beträgt die tägliche Ration ein oder zwei Hände voll. Für den Kirgisen ist diese Speise, natürlich nur als Nothspeise, genug sättigend, was jedoch bei dem darauf Ungewohnten nicht der Fall ist. Sogar auf Barantas (Raubzügen) wird nur Talkan und Kurut mitgenommen, daher ein ganzer Reiterhaufen ohne jegliche Lastthiere sich bewegen kann; denn zehn Pfund derartigen Proviants ist oft auf Wochen hinreichend. Baursak, kleine, aus Weizenmehl zubereitete Kügelchen, werden, wenn möglich, in Fett herausgebacken, in Ermangelung desselben aber in Wasser gekocht. Die Vortheile des Baursak sind: daß es nicht verdirbt, nicht leicht austrocknet und von geringem Gewicht ist. Noch ist der den Ansässigen entlehnten Küchelchen zu erwähnen, die aber schon nur seltener vorkommen. Auch wird aus Weizenmehl eine Gattung Maultaschen, Balatik, bereitet, welche mit faschirtem Fleisch gefüllt werden. — Wie schon erwähnt, sind die Kirgisen, was Fleischspeisen anbelangt, für sich selber äußerst karg. Nur einmal im Jahre, namentlich im Herbst, wird eine Fleischfestlichkeit, Soghum, begangen zur Zeit, in welcher der für den Winter unumgänglich nöthige Fleischbedarf bereitet wird. Zu solchen Festen werden von weit und breit Gäste geladen, es fehlt nicht an Wettrennen und sonstigen Belustigungen, und wer so arm, daß er auch kein Lämmchen zu schlachten im Stande ist, ist sicher, bei Anderen freien Zutritt zu erhalten.

Da das Fleisch nur in geräuchertem Zustande aufbewahrt wird, so wird Alles erst abgesondert und stark eingesalzen, das Fett in Balg gewickelt und mehrere Tage liegen gelassen. Das Pferdefleisch wird zumeist zu Würsten verwendet. Ein einziges Pferd liefert ungefähr zwölf Stück Würste aus den Rippen, zwanzig Stück Fleischwürste und sechs Stück reine Fettwürste (Tarti). Das Schaf- und Ziegenfleisch, so auch das Fleisch der Kamele wird auf jenen Theil des Zeltes aufgehängt, wo es zumeist dem Rauch ausgesetzt ist.

4) Bildung.

Unter Bildung versteht der Kirgise natürlich in erster Reihe jene Begriffe, die ihm früher aus den Chanaten, in der allerneuesten Zeit aus dem Verkehre mit den Russen beigebracht wurden. Nach ihren eigenen Ansichten können gewisse Vollkommenheiten nur durch eine längere Lebensdauer erreicht werden, d. h. nur Jahre lange Erfahrungen oder Umgang mit Alten wird ihn mit den Einzelheiten der Viehzucht, mit den klimatischen Erscheinungen und Phänomenen vertraut machen, und der Kirgise, der auf diesem Wege die Hauptkräuter der Steppe, die Hauptkrankheiten der Thiere unterscheiden gelernt, wer die Zeit der verschiedenen Winde kennt, wer des Nachts die Milchstraße, den Polarstern (Eisenflocken), den großen Bären (Sieben Räuber) und den Abendstern (Karawanenstern) kennt, mit einem Worte: wer in Waffen- und Kriegsdingen, im gegenseitigen Verhältnisse der benachbarten Stämme und ihrer Genealogie einigen Aufschluß zu geben vermag, wird als gereifter, gebildeter Mann betrachtet. Von literarischer Bildung kann natürlich bei den Allerwenigsten die Rede sein. Nur im Zelte der Vornehmen haben sich in früheren Zeiten einige wandernde Mollas aus den Chanaten eingefunden, welche diese schlichten Kinder der Wüste mit den Gebeten und mit den unumgänglich nothwendigsten Religionspflichten vertraut machten. Die Schreibekunst blieb denn auch nur stets bei diesen Mol-

las, lesen hatten die Allerwenigsten erlernt. Die Rechnenkunst eignet man sich durch praktische Anschauung an und bedient sich anstatt der Ziffern kleiner Stäbchen, Beinchen, in den meisten Fällen der runden Kothkügelchen der Schafe; allerdings keine besonders delicate Rechnenmaschine, die aber dennoch jeder erwachsene Nomade mit sich führt. — Wohl haben die Russen in der neuesten Zeit Versuche angestellt, an einigen Punkten ihrer centralasiatischen Besitzungen, als in Wjernoe, Taschkend und um Perowsk herum für die specielle Ausbildung der Kirgisen Schulen aufzustellen, in welchen russische und tatarische Sprache, Arithmetik, Geschichte, Geographie und sonstige Realwissenschaften unterrichtet werden sollten. Ein Kirgise, der z. B. über den peloponnesischen Krieg nachdenkt, ist allerdings eine nicht uninteressante Erscheinung! Die Absicht der Russen ist wohl lobenswerth, doch sind günstige Resultate sehr zu bezweifeln, da man aus halb civilisirten Kirgisen erst Colonisten machen müßte, und auch so könnte ihm die russische Schule nur dann frommen, wenn er nicht schon früher in die Krallen des Islam gerathen wäre. Das Christenthum, es sei dies ein katholisches, protestantisches oder griechisches, wird dem Islam nie recht an den Leib können, wenn nicht etwa mit Gewalt und Zwang, deren sich übrigens keine europäische Macht in solchen Fällen bedienen wird. Jakub Beg, der Herrscher von Ostturkestan, äußerte sich prahlend zu einem Russen, er habe seinen Chinesen den Zopf mit dem Schwerte rasirt, d. h. sie zum Islam gewaltsam bekehrt; ein Proceß, der in Asien wohl gang und gäbe, doch in Europa unmöglich ist.

Als Postulat der Bildung wird bis zu einem gewissen Alter noch das Bewandertsein in der nationalen Literatur angesehen. Nationale Literatur sage ich — doch besteht diese zumeist nicht etwa in geschriebenen, sondern in mündlich überlieferten Dichtungen, welche auf die kirgisische Lebensweisheit, auf die Thaten der früheren Helden, auf Märchen, Räthsel und Sonstiges Bezug nehmen. Der deutsche Gelehrte Dr. W. Radloff, welcher um die Volksliteratur der türkischen Stämme Südsibiriens sich unendliche Verdienste erworben, hat einen ganzen Band solcher Compositionen veröffentlicht, die mit Ausnahme der aus der moslimischen Culturwelt travestirten Stücke auf der weiten Steppe gedichtet worden sind. — So wie es beim ungarischen Volke der Anstand erheischt, daß beim Heimführen der Braut der jugendliche Gefährte des Bräutigams eine kleine, schmucke Anrede halte, ebenso muß auch der kirgisische Dandy in ähnlichem Falle mit seinem Spruche schlagfertig dastehen. Das junge Mädchen muß eine Unzahl von Räthseln und Wettgesängen wissen, mit welchen sie den Freier zu chicaniren hat, ebenso darf auch der junge Mann nie in Verlegenheit gerathen, wenn eine Gesellschaft ihn zur Erzählung der Geschichte irgend eines berühmten Helden auffordert, eine Kunst, in welcher der Steppenbewohner fürwahr Unglaubliches leistet. — Die Matrone muß Segens- und Fluchformeln wissen, um die guten Geister herbeizubeschwören, die schlechten hinwegzubannen. Sie muß beim Aufschlagen des Zeltes, beim Zischen des Feuers, beim unzeitigen Blöken des Kameelfüllens mit den üblichen Verwünschungsformeln bereit sein; ja sie muß mehrere Trauerlieder und coulante Klagetöne kennen, welche bei einer Leichenbestattung unumgänglich nöthig sind. Schließlich muß der erwachsene Mann und Greis einen guten Vorrath von Sprüchwörtern stets bei der Hand haben, er muß seine Morallehren in Parabeln zu kleiden verstehen, um hiermit den ihm Untergebenen imponiren zu können.

5) Gastfreundschaft.

Die Gastfreundschaft ist selbstverständlich auf der Steppe eine Tugend, die von Jedem mit Bereitwilligkeit, ja mit Eifer geübt wird. Der Gast, Musapir unter den Turkomanen, Dscholaudschi unter den Kirgisen, kann in welch beliebiges Zelt immer eintreten, ohne über die Ursache seines Erscheinens, über Zweck und Ziel seiner Reise oder über seinen Stand und Namen befragt zu werden. Der Gast muß gepflegt, genährt, mit Allem wohl versehen werden, und nur, nachdem er von den Reisebeschwerden sich einigermaßen erholt und auch gesättigt hat, nur dann steht es dem Hausherrn zu, einige allgemein gehaltene Fragen über Neuigkeiten an ihn zu stellen. Eine Neuigkeit

ist selbstverständlich dasjenige, wonach die Bewohner der monotonen Steppe, welche Wochen, ja Monate lang nichts Anderes als die sie von Kindesalter umgebenden Objecte vor Augen haben, haschen. Eine Neuigkeit anzuhören, kommt bei Vielen den größten Genüssen gleich, Stunden lang wird der Neuangekommene angehört, ohne auch nur im Mindesten unterbrochen zu werden. Wenn noch so mürrisch, noch so böswillig, wird der Kirgise einen um seine Gastfreundschaft Bittenden Stunden lang begleiten, um ihn den rechten Weg zu führen; und selbst dann ihn nicht gewaltsam aus dem Zelte weisen, wenn er Wochen lang ihm und seinem Hause zur Last fällt. — Selbst hinsichtlich des Glaubens wird beim Gast kein Unterschied gemacht, ja der Dscholandschi wird, wenn er lange bei einer Familie verweilt, als Blutsverwandter angesehen, und, wie mir Hadschis und Derwische seiner Zeit aus Mittelasien berichteten, fällt das Scheiden aus dem Zelt eines Kirgisen beinahe so schwer wie aus dem Kreise der Seinigen.

6) Belustigungen.

Außer den gelegentlich schon erwähnten Spielen ergötzt sich der Steppenbewohner zumeist an Wettrennen, welche ungefähr den ähnlichen Vergnügungen des Abendlandes gleich sind, nur daß hier der Rennpreis nicht in Geld, sondern in Vieh, und nicht von Mehreren, sondern von einem Einzigen ausgesetzt wird. Man giebt zumeist entweder neun Stück Schafe, oder Kamele, Ziegen, Kühe oder Pferde, oder mehrere Mal neun Stück, was natürlich heute schon selten der Fall ist, da die guten Zeiten nomadischen Wohlstandes längst vorüber sind. Einer größeren Beliebtheit erfreuen sich die Rennspiele Kis-kadschar (Mädchenjagd). Mehrere junge Leute eilen auf ungesattelten Rossen einem gleicher Weise reitenden Mädchen nach. Hier geht es mit Pfeilesschnelle auf der unabsehbaren Steppe, und nur die aufwirbelnden Staubwolken kennzeichnen die Jagenden. Aus dem Knaul der Verfolger lösen sich ein oder zwei Jünglinge heraus, die der sachte galoppirenden Jungfrau nachsetzen. Bisweilen ist es nur einer. Gelingt es ihm, sie zu erhaschen oder zum Stehenbleiben zu bringen, so wird seine Reiterkunst mit einem Kusse belohnt. Ist dies aber nicht der Fall, und zieht die Jagd sich in allzu große Länge, so wird die Rolle gewechselt, das Mädchen spielt die Verfolgerin, es regnet von Peitschenhieben auf den Unglücklichen, der das Ziel seiner Jagd verfehlt, ja er wird bisweilen als Feigling aus der Gesellschaft ausgestoßen. — Dieses Spiel existirt in allen möglichen Variationen auf der ganzen mittelasiatischen Steppe. Unter den Turkomanen führt es den Namen Kokböri und ist den Lesern unserer Reisebücher bekannt.

In der Musik ist das Koboz das beliebteste Instrument, eine Geige von primitivster Construction, mit drei Saiten bespannt, die bei allen türkisch redenden Völkern von der Lena bis an die Ufer der Adria sich vorfindet, ungefähr dasselbe, was den Rumänen und Slaven unter dem Namen Gusle bekannt ist. Das Koboz dient zumeist zur Begleitung jener Helden- oder Liebeslieder, die der Bachschi oder irgend welch anderer Kirgise zu singen pflegt. Man beginnt einen Prälude der betreffenden Arie und spielt die Accorde je nach beendeter Recitirung eines Quatrains oder einer Strophe. Der Ton des Instrumentes ist dünn, ähnelt stark dem Nasenlaute des Sängers, doch dringt sein Widerhall weit in der nächtlichen Stille auf der Steppe. — Von etwas stärkerem Klang ist das Zurna, ähnlich unserer Clarinette, nur dünner und etwas länger. Der Zurna-Virtuos singt selber nicht, er begleitet nur den Troubadour und ist demzufolge mehr Musikant von Fach.

Größere Zerstreuung bietet dem Nomaden die Jagd. Denn Jäger ist Jeder auf der Steppe. Gejagt werden Vögel und Thiere und zwar erstere mittelst Falken, letztere mit Waffen und Fallen. Die Zunahme der Feuerwaffen hat den Gebrauch der Falken wohl verringert, doch wird noch heute ein solcher Raubvogel, wenn gut dressirt, gegen fünf oder sechs Kamele eingetauscht. Am interessantesten ist die Jagd auf Tiger und Panther. Der Kirgise oder die Kirgisen, welche auf diese in der Steppe nicht seltenen Thiere ausgehen, pflegen das Holzgerippe eines Zeltes mit sich zu schleppen, um sich in demselben gegen den Anfall des Raubthieres zu schützen. Durch das Gitterwerk des Zeltgerippes

wird auf den Tiger oder Panther gefeuert, und wenn er, verwundet, in seiner Wuth auf das Zeltgerippe sich wirft, pflegt man ihm mittelst Stich- und Hauwaffen den Garaus zu machen. So erzählt mein russischer Gewährsmann; eine Angabe, die jedenfalls für die fast unglaubliche Festigkeit der Holztheile des Zeltes spricht. Die Falle besteht zumeist aus einem großen, in der Mitte etwas ausgehöhlten Klotz, um welchen herum ein fester Strick stramm gespannt wird, und zwar mit einer solchen Vorrichtung, daß, währenddem das Thier nach der an der einen Seite angebundenen Speise schnappt, eine an der anderen Seite befestigte scharfe Waffe losprallt und ihm in den Leib fährt. — Die Jagd mit Windspielen ist nur unter den Turkomanen gebräuchlich. Der Kirgise, sowie auch der ansässige Mittelasiate verabscheut dieses Thier, da er durch dessen unmittelbare Berührung unrein wird.

7) Das Alltagsleben.

Noch hat die Morgenröthe am östlichen Firmament sich nicht ausgebreitet, als schon der Aelteste, der Angesehenste, in den meisten Fällen aber der Molla einer Zeltengruppe, vom nächtlichen Lager leise hervorschleichend, unter freiem Himmel die melancholisch düsteren Töne des Ezans (Gebetausruf) vernehmen läßt, jenes Ezans, das ich in nächtlicher Stille über dem Häusermeere moslimischer Städte, über den dunkelblauen Fluthen des Bosporus und auf der monotonen, unabsehbaren Steppe ertönen gehört, und das mich immer tief, ja tief ergriff. — Nach dem Verlauten des Ezans rühren sich die Insassen des Zeltes. Die männliche Welt eilt zur Verrichtung ihrer frommen Waschungen und Gebete, während die Weiber theils die Lagerstellen aufräumen, theils das Feuer am Herd anzünden, um das Frühstück zu bereiten. Letzteres besteht aus gerösteter Hirse, bei den Aermeren in Wasser gekocht, bei den Reicheren in Milch aufgelassen, mit einer Zugabe von Pferdewurst. Nach dem Frühstück beginnt das eigentliche Leben. Die Frauen melken unweit des Zeltes das Vieh, die junge Männerwelt folgt der Herde, während die Aelteren theils ein kleines Handwerk verrichten, oder in Ermanglung eines solchen nach dem Gestüte sich umschauen, oder auf die Jagd gehen. Ist das Vieh ausgetrieben, pflegen die Weiber mit Eintheilung und Bereitung der Milch sich zu befassen. Die Kinder sammeln Holz und bringen Wasser, während die Mädchen sich zu den Hausarbeiten, als Wälzen der Filze, Nähen der Kleider und Winden der Stricke begeben. Müßig ist keine von letzteren, und ist während des Tages weder lautes Gerede, noch weniger aber Singen vernehmbar. — Auf bestimmte Mahlzeiten wird den Tag über wenig geachtet, Jeder stillt seinen Hunger, so gut er kann, und nur, nachdem die Abenddämmerung herangebrochen, und das Vieh von der Weide zurückgekehrt ist, nur dann beginnt in den Zelten einiges Leben. Die Einfriedung und nächtliche Versorgung des Viehes liegt den Weibern ob. Hierin bekunden letztere eine besondere Geschicklichkeit. Mit einem Blicke pflegen sie den Abgang des einen oder anderen Stückes zu errathen, und wird zur Einholung des auf der Steppe zurückgebliebenen Viehes ein männliches Familienglied ausgeschickt. Gemelkt wird zumeist folgender Weise. Zuerst werden die jungen Lämmer, Kälber oder Füllen an die Euter geschickt. Hinter diesen folgt die Kirgisin mit dem Lederschlauche, die dann dem Thiere, welches von den Kindern beim Kopfe gehalten wird, die übrige Milch abnimmt. Bei größerer Halsstarrigkeit des Viehes wird die Zulassung des Jungen mehrere Male wiederholt. Vom Rindvieh, in der Steppe überall im kläglichsten Zustande sich befindend, wird die wenigste Milch gewonnen, viel mehr geben Ziegen, Schafe und Stuten, am allermeisten aber das Kamel, obwohl im Allgemeinen bemerkt werden darf, daß die Milchausbeute in der Steppe verhältnißmäßig eine geringe ist. In qualitativer Hinsicht wird in der Viehzucht der Nomaden die wenigste Sorge auf das Hornvieh verwendet, da sie letzteres zumeist zum Transport von Lasten und zu schweren Arbeiten benutzen. Einen desto wichtigeren Factor bildet die Schafzucht, und werden diese Thiere auch wohl bewirthet, gepflegt und gegen die Rauhheit des Wetters geschützt. Als werthvoll wird auch die Ziege betrachtet, deren Milch über Alles hoch geschätzt ist.

Doch nun ist es an der Zeit, daß wir zur Beschreibung des Alltagslebens zu-

rückkehren. Nachdem „das liebe Vieh" versorgt ist, denkt auch der Mensch an seine Nahrung, das Feuer wird zur Bereitung des Nachtmahles angezündet, zu welchem sich auch die Mitglieder der Familie mit einem wahren Riesenappetit begeben. Man beginnt gewöhnlich mit einem Grützengericht, in welchem sich etwas Fleisch oder Wurst befindet. Fleischgerichte selber sind äußerst selten, da der Kirgise, wie schon erwähnt, für seinen eigenen Hausbedarf selten ein Vieh schlachtet und nur gelegentlich eines Gastmahles sich einen solchen Leckerbissen erlaubt. In solchen Fällen folgt auf das Fleisch eine Suppe, welche in einer großen Schale umhergereicht wird. Zuerst setzt der Aelteste des Kreises an, und auf ihn folgen der Altersreihe nach die Uebrigen. — Die Mahlzeit pflegen nur die Allerreichsten oder die in der Nähe der russischen Ansiedelungen wohnenden Kirgisen mit Thee zu beschließen. Ist die Mahlzeit vorüber, und hat man sich den Bart als Zeichen des Dankes für das Genossene gestrichen, wobei diese magere Manneszierde des Kirgisen zugleich als Serviette dient, wird der Tisch sofort aufgehoben, und es kommt an die Abendunterhaltung die Reihe, welche in den meisten Fällen in Erzählung von Märchen und Geschichten, im Singen verschiedener Lieder oder in Gesellschaftsspielen besteht. Zu letzteren gehören zuvörderst das Aschik, wörtlich Schlüsselbeinchen der Schafe, von denen je nach Verschiedenheit des Spieles fünf oder zehn Stück in die Höhe geworfen werden, wo sodann von der Art ihres Niederfallens die Chancen des Spieles abhängen. Tokusad, neun Pferde. Dasselbe wird auf einem Brette, welches zwei Reihen von je neun Löchern enthält, ausgeführt. In diese Löcher werden Nüsse gelegt, und ist nun derjenige der Gewinner, welcher seinen Gegner laut festgesetzten Zügen mit der Nuß aus dem Loche zu verdrängen im Stande ist. Auch haben die Kirgisen eine Art Blinde-Kuh-Spiel, desgleichen eine Art Pfänderspiel, mit einem Wort: es fehlt ihnen nicht an Zerstreuungen, um die Langeweile einer Winternacht auf der Steppe zu verscheuchen, einer Winternacht, die im verschlossenen Zelte bei der Gluth der Saxaulstaude bei Weitem nicht so unerträglich ist, als sie uns in unseren festen Wohnungen dünkt. Nur nachdem die Nacht schon sehr vorgerückt ist, und sich Alles zur Ruhe zurückgezogen hat, schreitet die Hausfrau zum Schließen des Tünlüks (obere Oeffnung des Zeltes); sie sieht noch einmal, ob die Zeltenstricke gehörig befestigt sind, und nachdem nun die Thür verschlossen ist, sinkt Alles in Morpheus' Arme.

Literarisches.

Dr. Vollmer's Wörterbuch der Mythologie aller Völker. Dritte Auflage. Herausgegeben von Dr. Binder. Stuttgart, Hoffmann.

Das längst bekannte und bereits vielfach in Familien eingebürgerte mythologische Wörterbuch von Vollmer hat hiermit seine dritte Auflage in gänzlich veränderter Weise erlebt. Die Illustrationen sind in den Text eingefügt, und dieser selbst ist mit bedeutend kleineren Lettern gedruckt. Das Buch ist dadurch weniger schwerfällig geworden und trägt noch mehr wie früher den Charakter eines Lexikons; Manche mögen jedoch den größeren Druck der früheren Auflage vorzuziehen geneigt sein. Ueber die Vortrefflichkeit und Reichhaltigkeit ist auch in dieser neuen Auflage kein Zweifel. Als Zugabe hat die Verlagsbuchhandlung eine ausführliche Einleitung über die Mythologie, deren Ursprung und Fortentwicklung von Professor Johannes Minckwitz beigefügt. Im Beginne seiner Abhandlung hat er auch die Bestrebungen Darwin's und Häckel's erwähnt, was uns etwas zu weit gegriffen scheint, namentlich da Professor Minckwitz die Ansicht aufstellt, daß die Mythologie so alt wie die Menschheit sei, was eben auch nur eine Redensart ohne eigentlichen Sinn ist. Die einzelnen Aufsätze in dem werthvollen Buche sind knapper gehalten als früher. Der Preis ist bedeutend ermäßigt. Man kann das Buch für den Hausgebrauch, auch wegen der decenten Behandlung schwieriger Abschnitte sehr empfehlen.

Von der Uebersetzung der **„Meditationen Marc Aurel's"** von F. C. Schneider, welche zuerst im Jahre 1857 bei Eduard Trewendt in Breslau erschien, ist jetzt die dritte Auflage in sehr hübscher Ausstattung ausgegeben worden.



Der Schwiegersohn der Frau von Roggeveen.

Dem Holländischen des Jan ten Brink

nacherzählt von

Adolf Glaser.

Erstes Capitel.

Der Juli ist gekommen, und die weichen Sommerlüfte küssen die knospenden Blumen wach, die von den rauhen Frühlingstagen bisher noch viel zu leiden hatten. In den Gärten der Landhäuser schienen die Rosen und Geranien zu lächeln, als ein zierlicher weißer Schmetterling über ihre purpurne Schönheit dahinflatterte.

Die Sonne funkelt und blinkt aber auch an den Fensterscheiben der Wohnungen und wirft einen Regen von goldenen Funken über jeden Gegenstand, der ihr in den Weg kommt. Mild und großmüthig fallen ihre Strahlen auf hohe Mauern und graue Dächer und senken sich herunter bis in die feuchten Keller an der Straße. Sie besucht nicht nur die prächtigen Gebäude, wo die vornehmen Leute wohnen, sondern sie dringt auch bis in die abgelegenen Straßen, wo die stark bevölkerten Häuschen der armen Menschen stehen, und grüßt selbst die knospenden Blumentöpfe der alten Jungfern. Sie wirft einen Blick in die kleinen Stuben und sendet einen goldenen Gruß an die Lagerstätte der Armuth, wo hoffnungslose Leidende vergeblich nach Labung schmachten. Die Sommersonne steigt hoch empor über den summenden Bienenschwarm in dem kolossalen Bienenkorbe der holländischen Residenz Haag — sie heftet ihren goldenen Schmuck an Purpur und Lumpen, sie erhellt die Zelle des Gefangenen, den Arbeitstisch des fleißigen Geschäftsmannes und die Ruhebank des müßigen Reichen.

Bei all ihrem Glanze war die Sommersonne doch denjenigen mehr oder weniger hinderlich, die mit eiligen Schritten sich durch die Straßen bewegten, und man konnte es an dem roth gefleckten Gesicht eines Mannes besonders bemerken, der sich eilends nach dem Bahnhofe begab. Als er in den Schatten der Vorhalle getreten, schien er mit Genugthuung zu bemerken, daß er zu frühzeitig gekommen war, und er begann langsam auf und ab zu gehen.

Der Mann war unachtsam, sogar nachlässig gekleidet. Sein Gesicht war nicht sehr anziehend. Etwas Mageres, etwas Scharfes sprach aus seiner ganzen Erscheinung. Ein zerdrückter grauer Hut war tief über die Stirn gezogen, und seine Augenlider ließen nur wenig von den Augen erkennen. Er schien verdrießlich

auf seine zerrissenen Schuhe zu blicken und verbarg die Hände trotz der Wärme in den Rocktaschen. Er ging geduldig immerzu auf und ab, obgleich nach und nach eine Menge Menschen zusammenströmten, die auf den Schnellzug warteten, der von Rotterdam ungefähr um halb ein Uhr Mittags erwartet wurde.

Sobald das gellende Pfeifen der Locomotive sich hören ließ, blieb der Mann mit dem grauen Hute stehen, und ein leichtes Zucken um seinen Mund verrieth seine innere Erregung. Dröhnend flog der Zug herein — die Conducteure öffneten sofort die Waggonthüren, während sie eintönig den Namen der Residenzstadt riefen. Ein Schwarm von Reisenden drängte sich heraus. Laute Willkommenrufe von Freunden, welche gekommen waren, um Freunde abzuholen, hübsch angezogene junge Damen, die zum Besuch ankamen und von diensteifrigen Vettern im Aufsuchen ihrer Koffer unterstützt wurden, die mageren Gesichter von Stellensuchern in abgetragenen Röcken, einige langsam schlendernde Landleute — Alles war für einen Augenblick im Gewühle der Ankommenden durch einander gemengt.

Der Mann mit dem grauen Hute schien sich unter der Menge verloren zu haben. Als diese jedoch etwas gelichtet wurde, sah man ihn plötzlich auf einen Reisenden zueilen, der mit unzufriedenem Gesicht auf sein Gepäck wartete. Der Reisende nickte ziemlich gleichgültig; darauf flüsterten sie eine Weile sehr lebhaft. Lange waren bereits die beiden Koffer des Reisenden ihm übergeben, und noch immer standen die Beiden in eifrig flüsterndem Gespräche. Der Mann mit dem grauen Hute machte zuweilen sehr lebhafte Geberden, während der angekommene Reisende ruhig blieb, aber ziemlich lange hinter einander sprach. Die Besprechung schien zu gegenseitiger Zufriedenheit zu verlaufen. Der Mann mit dem grauen Hute schlug seine Augen auf, und es schien, daß sie sehr dunkel und glänzend waren. Er betrachtete die Koffer mit einem seltsamen Blick, und ohne weiteres Zögern ergriff er den schwersten derselben, während ein Kofferträger den anderen erfaßte. Eine Droschke wurde gerufen und die Koffer aufgeladen. Der Reisende und der Mann mit dem hellen Hute stiegen Beide in den Wagen, während der Kofferträger sich allerunterthänigst für das hohe Trinkgeld bedankte, welches der Reisende achtlos in seine Mütze warf. In Allem, was dieser Reisende that, während er sich in den Fond des Wagens zurückzog und kaum auf seinen Begleiter achtete, der schweigend und ohne besonderen Ausdruck in den Zügen sich ihm gegenüber gesetzt hatte, war deutlich ein starkes Gefühl von Selbstschätzung zu bemerken.

Der Reisende war ein sehr schöner Mann. Er war groß und kräftig gebaut, ungemein vornehm in seinen Bewegungen, und sein Gesicht hatte einen außerordentlich einnehmenden Ausdruck. Sein Alter konnte zwischen dreißig und vierzig geschätzt werden; eine gewisse Ermüdung, welche über seine Züge vielleicht infolge der Reise verbreitet war, ließ die feine gleichmäßige Farbe auf Stirn und Wange noch schärfer von dem lockigen Barte sich abheben, der in schönen Linien bis auf die Brust reichte. Sein Augenaufschlag überraschte durch das lebendige schöne Blau der Pupillen, welche zu dem hellen Braun der Haare und des Bartes einen auffallenden Gegensatz bildeten. Der Mann mit dem grauen Hute hatte dem Kutscher in etwas gebrochenem Holländisch ein Ziel angegeben, welches mehr mit seiner eigenen Erscheinung als mit dem Aeußeren des Reisenden übereinstimmte. Obschon mit Staub bedeckt, war dessen grauer Sommeranzug doch ausnehmend elegant. Auch die Reisetasche und die Mütze zeigten, wie ängstlich der schöne Mann für die geringsten Eigenthümlichkeiten seiner persönlichen Erscheinung sorgte. Gehörig abgestaubt, würde er sofort in einer Loge der Oper oder im Curhause des nahegelegenen Badeortes Scheveningen zu den glänzendsten Erscheinungen gezählt worden sein.

Die Droschke hielt endlich in einer sehr stillen Seitenstraße, deren Bewohner nur selten durch das Rollen eines Wagens gestört wurden. Ein Koffer wurde hineingebracht, die beiden Männer folgten, und der Kutscher erhielt den Auftrag, zu warten.

Sofort fanden sich ein paar Menschen, welche ihr Erstaunen und ihre Vermuthungen austauschten. Eine alte Jungfer, die gegenüber am Fenster saß, faßte den Ent-

schluß, noch an demselben Tage Fräulein Schnuck, welche unten in dem Hause, vor dem die Droschke hielt, ein Weißwaarengeschäft hatte, einen Besuch zu machen.

Es verging eine halbe Stunde.

Darauf wurde die Thür bei Fräulein Schnuck rasch geöffnet, und nur ein Herr sprang nun in die Droschke. Der Kutscher half einem Livreebedienten den Koffer aufladen und fort rasselte der Wagen, nachdem der Bediente auf dem Bocke Platz genommen hatte. Die alte Jungfer von gegenüber schüttelte den Kopf, und die beiden Männer auf der Straße verfügten sich in eine nahe gelegene Schenke, um das Ereigniß weiter zu besprechen.

Der Reisende saß nun allein in dem Wagen. Aller Staub und alle Unordnung waren von seiner Kleidung verschwunden; er sah in einer Art spöttischer Neugierde die Straßen und Gebäude der Residenz an. Endlich hielt der Wagen vor dem größten Hotel, dessen Glocke sofort laut ertönte.

Der Portier und der Jäger und die Hausknechte und der eigene Lakei des Reisenden eilten an den Schlag. Mit großer Ehrerbietung wurde der Reisende empfangen. Der Herr war sehr ermüdet und verlangte sofort nach seinen Gemächern, um auszuruhen. Die Koffer wurden die Treppe hinaufgetragen, und der Lakei, der zugleich Kammerdiener war, erfuhr noch, daß die Table d'hote um fünf Uhr beginne, und darauf verschwanden Herr und Diener in den bestimmten Gemächern.

Eine Viertelstunde später stand der Lakei des neu angekommenen Gastes in der Vorhalle des Hotels. Seine Livree war vom besten Geschmacke: schwarz mit Silber und graue Kniebeinkleider. Als der Kellner im Vorbeigehen fragte, ob sein Herr zu Tische kommen werde, antwortete jener mit ziemlicher Anmaßung, daß der Herr Vicomte an der Table d'hote erscheinen werde. Der Kellner versuchte das Gespräch fortzusetzen, aber er hatte kaum Zeit gehabt, zu erfahren, daß der Herr Vicomte Coppin de Vergennes dem Hotel die Ehre seiner Anwesenheit zu Theil werden lasse, als man einen heftigen Klingelzug vernahm, welcher den Kellner fortrief und dem Gespräche damit ein Ende machte.

Zweites Capitel.

Es schlug zehn Uhr.

Ein sehr dicker Herr mit rothem Gesicht zog eine schwere goldene Uhr hervor und blickte darauf die Gesellschaft an.

Diese Gesellschaft saß in dem Hinterzimmer eines einfachen bürgerlichen Hauses, welches in einer wenig ansehnlichen Straße einer holländischen Provinzialstadt gelegen war.

Das Hinterzimmer sah übrigens sehr alltäglich aus, und es schienen wenig Versuche gemacht zu sein, um etwas zur Verschönerung der vier kahlen Wände zu thun, an denen zwei verblaßte Photographien hingen. Die eine stellte eine Dame von mittleren Jahren vor, die andere einen Officier mit weißen Haaren und weißem Schnurrbart. Ein altmodischer Tisch stand in dem Hinterzimmer, auf welchem ein Tintenfaß und ein Haufen Papiere lag. Rund um den Tisch saßen einige ältliche Herren. Der eine davon, welcher ein glatt rasirtes Gesicht und sehr volle Wangen hatte, trug einen schwarzen Frack und schien zu präsidiren. Ihm gegenüber saß ein anderer Herr in militärischer Haltung, der in den Papieren suchte. Er trug einen hoch zugeknöpften schwarzen Rock und eine bis zum Halse reichende Weste. Der dritte Herr war sehr corpulent und sehr roth im Gesicht; er trug ebenfalls einen Frack und holte gerade seine goldene Uhr heraus, als es draußen zehn Uhr Vormittags schlug.

Die Zimmerthür wurde nun äußerst vorsichtig geöffnet, und ein älterer magerer Mensch mit einem Purpurfleck auf jeder Wange und einer carmoisinrothen Nase steckte den Kopf herein und flüsterte einige Worte, welche ungefähr den Inhalt hatten: ob die Freunde und Blutsverwandten den Todten noch einmal sehen wollten?

Der Herr mit dem hohen Rock und der martialischen Figur stand augenblicklich auf und verfügte sich nach der Thür. Die zwei Anderen erhoben sich gleichfalls; aber als der Erste das Zimmer verlassen hatte, sahen sie einander fragend an und setzten sich wieder auf ihre Stühle. Inzwischen ging der Herr, welcher das Zimmer verlassen hatte, den Gang entlang, erstieg eine Treppe von wenig Stufen und wurde

durch den rothnasigen Leichenbitter in ein Seitengemach gelassen.

Dort herrschte ein durchsichtiges Halbdunkel, weil die Gardinen herabgelassen waren. Nahe bei dem Fenster auf einer Bahre stand der Sarg — neben demselben zeichnete sich die schlanke Gestalt eines jungen Mannes gegen die Gardine ab. Als der Leichenbitter eintreten wollte, winkte ihm der junge Mann heftig zu, daß er fortgehen sollte. Der Herr mit der geraden Haltung trat fest auf Jenen zu und blieb neben dem Sarge stehen. Der junge Mann schien den Zweck seiner Ankunft zu begreifen, denn er schob mit zitternden Fingern das weiße Tuch zur Seite und entblößte den Kopf des Todten.

Selbst im Tode war dieser Kopf ehrwürdig. Das greise Haar um die Schläfen, der weiße Schnurr- und Knebelbart, die etwas strengen, aber edlen Züge verriethen ein Gesicht, das in der vollen Blüthe des Lebens auffallend schön gewesen sein mußte. Der Besucher, der den Todten noch zum letzten Male hatte sehen wollen, streckte langsam die Hand über die Leiche aus und sprach feierlich:

„Abgelöst, braver Camerad!“

Der junge Mann schien zu erbeben, er wendete den Kopf ab und lehnte ihn gegen die Wand.

Der Besucher starrte noch eine Weile auf das Gesicht des Todten und flüsterte:

„Arme Kinder!“

Darauf sprach er noch einige unverständliche Worte und beugte sich nieder, um den Sarg zu schließen.

In demselben Augenblicke hörte man einen schnellen Schritt durch das Gemach. Ein Mädchen von fünfzehn Jahren eilte auf die Leiche zu. Sie beugte ihren Kopf über den Entschlafenen.

„Lassen Sie mich ihn noch einmal sehen! Noch einmal!“ rief sie laut, die Thränen mit den Fingern wegwischend; „den guten, lieben Papa! Bringe ihn noch nicht fort, Wilhelm! Warum mußte er sterben! Wir hatten so oft davon gesprochen, daß er mit mir nach seiner Vaterstadt reisen wolle, wenn ich groß wäre. O, Vater, lieber Vater, warum läßt du uns allein!“

Sie sprach nicht mehr im lauten Tone, sondern beinahe unhörbar. Das Köpfchen hatte sie auf den Rand des Sarges gelegt, und das lange hellblonde Haar berührte die kalte Schläfe des verstorbenen Mannes. Still flossen die Thränen über ihre Wangen.

„Nun gehen wir nicht mehr zusammen spazieren,“ flüsterte sie fast am Ohr des Todten, „nun sprechen wir nicht mehr von meiner Mutter, die ich nie gekannt habe; nun plaudern wir nicht mehr von unserem Gärtchen! O, lieber Papa, heute Morgen sind die Rosen so herrlich aufgeblüht — und das kann er nun nicht mehr sehen! Wie oft hat er mir die Knospen gezeigt und freundlich gelächelt, der gute Papa! Nimm mich mit, lieber Vater, nimm mich mit in das schöne Land, wo keine Trennung und kein Schmerz mehr ist!“

Der junge Mann hatte sich aufgerichtet; er faßte das Mädchen bei der Hand.

„Komm, Louise!“ flüsterte er.

Das Mädchen erhob das bethränte Gesicht. Noch einen Augenblick blieb sie stehen und zögerte, dann bog sie sich schnell über den Entschlafenen und drückte einen Kuß auf die eisige Stirn.

„Fahre wohl, lieber Papa!“ rief sie laut wie vorher und ließ sich durch den jungen Mann rasch aus dem Gemache führen.

* * *

Der Zug langte auf dem Kirchhof an. Er war nicht sehr weit entfernt. Kutschen waren nicht nöthig gewesen, denn es war ein ganz einfaches Begräbniß. Die beiden würdigen Herren aus dem Hinterzimmer hatten sich angeschlossen. Der junge Mann, den wir Wilhelm nennen hörten, ging neben seinem martialischen Freunde.

An dem offenen Grabe wurde nicht geredet.

Einen Augenblick schien es, als ob der Herr mit den dicken Wangen etwas sagen wollte, aber in demselben Augenblicke hörte man das dumpfe Geräusch der auf den Sarg rollenden Erde, und da Wilhelm zu gleicher Zeit mit starkem Griffe die Hand seines Freundes erfaßte, wurde der Herr mit den dicken Wangen etwas verwirrt, so daß er schwieg. Bald darauf gingen die Herren wieder nach dem Sterbehause zurück.

Sie saßen nun an dem altmodischen

Tisch, auf welchem die Papiere lagen. An einem Seitentischchen stand eine alte Dienstmagd, welche Kaffee einschenkte. Auch Louise stand bei dem Tischchen, mit dem Rücken gegen die Wand gelehnt und die Hände über der weißen Schürze zusammengefaltet. Sie blickte traurig vor sich hin. Die Dienstmagd flüsterte ihr leise beruhigende Worte zu und füllte dabei die Tassen für die Herren. Diese murmelten einige unbedeutende Worte, schlürften ihren Kaffee und nickten dazu.

Darauf ging die alte Magd fort, und die Sitzung nahm ihren Anfang.

„Da wir hier nun beisammen sind," fing der corpulente Herr mit dem rothen Gesicht an, „würde es gut sein, wenn wir die Angelegenheiten sofort in Ordnung bringen — wenn der Herr Pastor damit einverstanden ist."

Der Herr mit den dicken Wangen machte eine zustimmende Geberde, und es schien fast, als ob ein Lächeln dabei um seinen Mund spiele.

„Da von den Verwandten hier Niemand hergekommen ist," fuhr der corpulente Herr fort, „werden wir unter Betheiligung des Herrn Obersten Falkner —" hier nickte er nach dem militärisch aussehenden Herrn — „einmal überlegen müssen, was nun zu thun ist."

Der corpulente Notar ergriff nach diesen Worten die Papiere, die auf dem Tische lagen, und schichtete sie auf einander. Darauf fuhr er fort:

„Es ist uns nicht unbekannt, daß sehr schwierige Umstände vorwalten. Der würdige Verstorbene hat seine Pension mit ins Grab genommen, und die Hinterbliebenen gerathen dadurch in nicht geringe Verlegenheit."

Der junge Mann, dessen Namen Wilhelm wir kennen, erhob hier den Kopf, den er in tiefer Betrübniß abgewendet hatte, und sagte:

„Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Notar —"

Aber der Oberst Falkner sah ihn ernsthaft an, und der junge Mann schwieg. Der corpulente Notar fuhr fort:

„Wie ich bereits sagte, gerathen die Hinterbliebenen in nicht geringe Verlegenheit. Der würdige Verstorbene hat nichts hinterlassen als diese Papiere, aus denen hervorgeht, daß er noch hier und da einige kleine Summen schuldig ist. Dies wird nun zwar keine Schwierigkeiten machen, da die Einrichtung, welche er hinterließ, diese geringen Schulden decken wird. Hätten die vermögenden Blutsverwandten sich der Angelegenheit angenommen, so hätten wir nicht nöthig, uns um das Schicksal der Hinterbliebenen zu bekümmern, aber aus einem Schreiben, welches der Herr Pastor diesen Morgen empfangen hat, ist nicht viel Günstiges zu entnehmen."

Der Pastor zog einen Brief aus seiner Rocktasche, sah die Anwesenden sehr gewichtig an, und nachdem er den Brief langsam glatt gestrichen hatte, begann er zu lesen:

„Ehrwürdiger Herr!

„Vor einigen Tagen empfingen wir Ihr geehrtes Schreiben, welches uns die ernstliche Unpäßlichkeit meines geschätzten Schwagers, des Majors Blankmann, meldete, und gestern erreicht uns die Nachricht seines Todes. Dringende Geschäfte im Ministerium verhindern mich, dem Begräbnisse beizuwohnen; die Gesundheit meiner Frau und meiner Töchter gestattet denselben nicht, sich den Beschwerlichkeiten einer Reise auszusetzen. Ich ersuche Sie, ehrwürdiger Herr, meinem Neffen und meiner Nichte unsere innigste Theilnahme auszudrücken. Sollten dieselben einmal nach unserer Residenz kommen, so empfehle ich mich und die Meinigen ihrem Andenken.

„Genehmigen Sie die Versicherung meiner Hochachtung, mit welcher ich bin Ihr ergebener Diener

L. F. G. von Roggeveen."

„Ein freundlicher Mann, dieser Onkel Roggeveen!" rief Wilhelm plötzlich aus.

Der Pastor machte eine ungeduldige Bewegung und sagte:

„Es ist noch nicht Alles. Ein Postscriptum besagt Folgendes:"

„Ew. Ehrwürden schreiben wegen der schwierigen Verhältnisse in Bezug auf die hinterbliebenen Kinder. Ich würde gern meine Nichte zu mir genommen haben, wenn nicht gerade meine zweite Tochter aus dem Pensionat in Brüssel nach Hause gekommen wäre, weshalb mir der Platz gebricht. Uebrigens bin ich bereit, die Vormundschaft zu übernehmen."

„Kein Platz!" fiel Wilhelm wieder ein; „der Onkel wohnt in einem prächtigen Hause ganz in der Nähe des Wäldchens

im Haag. Aber wir verzichten auf seine Gnade, nicht wahr, Louise?"

Das junge Mädchen schlug die Augen auf und schüttelte tief betrübt den Kopf. Dann nahm sie eine Handarbeit und setzte sich dicht neben ihren Bruder an den Tisch. Die Herren schwiegen. Louise sah alle mit Augen voll Thränen an und sagte:

„Ich sollte nach der Residenz gehen ohne meinen lieben Papa! Im folgenden Sommer wollte er mit mir dort hinreisen. Aber nicht zu der stolzen Familie am Wäldchen, die von meinem Papa nichts wissen wollte, weil unsere liebe Mutter, die ich nie gekannt habe, keine vornehme Familie hatte! Und nun ist Alles vorbei!"

Louise senkte ihr blondes Köpfchen auf den Tisch und suchte mit ihren Fingern die Thränen zu verbergen, die gegen ihren Willen den Rand des Tisches befeuchteten. Wilhelm schlug den Arm um ihre Schultern und flüsterte ihr leise Trostesworte zu.

Der Notar klopfte mit den zusammengefaßten Papieren auf den Tisch und seufzte.

„Wir wissen also nun, meine Freunde," begann er wieder, „daß die wohlhabenden Blutsverwandten der Hinterbliebenen uns ihre Hülfe versagen. Der würdige Verstorbene scheint mit seinen Verwandten im Haag keine freundschaftlichen Beziehungen gehabt zu haben, was um so mehr zu beklagen ist, da —"

Wilhelm hatte die trüben Augen mit einer gewissen Entrüstung weit geöffnet. Der Oberst Falkner gab ihm wieder einen Wink und bemerkte dann:

„Entschuldigen Sie, Herr Notar, wir haben hier kein Urtheil über meinen braven verstorbenen Cameraden zu fällen. Major Blankmann war ein rechtschaffener Mann, mit starkem Gefühl der Selbständigkeit. Seine reichen Verwandten haben es ihm nie vergeben, daß er mit einem einfachen Bürgermädchen glücklich verheirathet war, und wir haben soeben wieder gesehen, wie selbstsüchtig und gleichgültig sie die Nachricht von dem Tode ihres Schwagers beantworten. Lassen sie uns daher von den Kindern sprechen."

Das Gesicht des Notars schien sich etwas mehr zu röthen und er seufzte noch einmal.

„Mir ist es recht," antwortete er schnell — „aber wir werden einen Vormund zu ernennen haben. Herr von Roggeveen will die Vormundschaft annehmen und ich möchte daher den Vorschlag sehr stark befürworten, daß man den Onkel, der ein wohlhabender Mann ist, zum Vormund ernenne."

Auch der Pastor gab in einer ziemlich salbungsvollen Rede seine Zustimmung zu diesem Vorschlag, während die beiden Waisen theilnahmlos dabei saßen. Wilhelm fuhr fort, seiner Schwester leise Trostesworte zuzuflüstern und diese schien ihre Thränen langsam zu bezwingen. Endlich zuckte der Oberst, der fortwährend steif aufgerichtet auf seinem Stuhl gesessen hatte, die Achseln und antwortete:

„Obschon es nichts nützen wird, kann es auch nichts schaden; meinetwegen mag der Haag'sche Onkel Vormund sein, ich werde die Kinder meines armen Waffenbruders nicht im Stiche lassen."

„Wir freuen uns über Ihre uneigennützige Freundschaft, Herr Oberst," entgegnete der Pastor, „aber die jungen Leute wissen, daß sie den schmalen Pfad des Herrn nicht wandeln können, ohne zu arbeiten in der Furcht Gottes. Sie wissen, daß sie durch den einzigen Mittler und Bürgen, der sein Blut dahin gegeben hat, berufen sind, um in seinem Weinberge zu arbeiten. Sind Sie dazu bereit, mein junger Freund?"

Die Frage war an Wilhelm gerichtet. Dieser sah den Prediger voller Staunen an.

„Ob ich bereit bin, zu arbeiten, Herr Pastor? Daran braucht Niemand zu zweifeln. Die letzten Worte meines theuren Vaters waren: Arbeite, mein Junge, damit du von Niemand abhängig bist. Ich habe es ihm feierlich versprochen und sein letztes schwaches Lächeln war mein Lohn."

Wilhelm schämte sich beinahe wegen der Thräne, die sein Auge verdunkelte, als er dem feierlichen Blick des Geistlichen begegnete, aber Louise schlug ihren Arm um seinen Hals, während sie ihr Köpfchen an seine Brust lehnte. So blieben die Waisen während des folgenden Gespräches sitzen.

Der Notar unterbrach die Stille, welche nach den letzten Worten des Jünglings geherrscht hatte.

„Sehr gut und verständig gesprochen!" sagte er; „aber wir müssen nun zu einem praktischen Entschlusse kommen, verehrte Freunde. Wilhelm ist augenblicklich Student der Theologie, aber durch den Tod seines Vaters entgehen ihm die Mittel, die der würdige Verstorbene ihm mit Anstrengung aller Kräfte verschaffte. Hierin muß also vorgesorgt werden."

Der junge Mann fühlte ein Erröthen in sein Gesicht steigen und rief aus:

„Lassen Sie mich nur selbst dafür sorgen! Niemand —"

Aber der Oberst Falkner legte seine Hand auf die ausgebreiteten Finger des Jünglings und sagte:

„Ich glaube, der Herr Pastor hat uns etwas zu sagen. Hört, Kinder!"

„Ja, Herr Oberst," begann der Geistliche, während er seinen Kopf so weit in die Halsbinde zurückzog, daß sein Kinn und die Wangen einen Halbkreis bildeten — „Wilhelm hat den frommen Plan gefaßt, einmal ein Knecht des Herrn zu sein, und schon in früher Jugend wird er geprüft, das Kreuz des Lammes zu tragen. Wir müssen ihm helfen, meine Brüder! Und ich kann behaupten, daß ich Hülfe weiß. Mehrere meiner Freunde, welche in der Lehre von der Gnade durch das Opferblut des Sohnes ausharren, werden gern jährlich etwas zu Wilhelm's Studien beitragen. Sie verlangen keine Dankbarkeit, denn ihre linke Hand soll nichts von den Thaten der Rechten wissen. Es ist ihnen nur darum zu thun, einen eifrigen Arbeiter in den Weinberg des Herrn zu berufen, damit in diesen schweren Zeiten der Name Gottes geheiligt werde. Was antworten Sie darauf?"

Wilhelm hatte aufmerksam zugehört. Ein lebhaftes Feuer glühte in seinem Auge, als er ohne Zögerung frug:

„Und wie würde es sein, wenn ich das Studium der Theologie aufgeben und dafür Philologie studiren würde?"

Der Prediger runzelte die Stirn, und während er die kleinen dunklen Augen schloß, antwortete er:

„Dann könnte aus diesem Plane natürlich nichts werden."

„Ich erwartete dies —" fuhr Wilhelm fort, — „und darum eben frug ich. Mein Entschluß ist gefaßt. Schon seit einem halben Jahre bin ich mit Bewilligung meines guten Vaters entschlossen, zur Philologie überzugehen und ich verlange keine Hülfe, um meinen Weg in der Welt fortzusetzen. Meines Vaters Wunsch, daß ich von Niemand abhängig sein solle, darf nicht unerfüllt bleiben. Ich bin eine Waise, ich bin arm — aber meine Ueberzeugung und meine Grundsätze sollen mir heilig sein und bleiben."

Der Oberst Falkner schöpfte laut Athem und drückte, ohne ein Wort zu sagen, die Hand seines jungen Freundes.

„Das ist Alles schön und gut," rief der Notar, indem er ungeduldig auf seine Uhr sah, „aber wir müssen nun zu einem Entschlusse kommen. Wenn Wilhelm thöricht genug ist, jede Hülfe zu verschmähen, so muß er sich eben auf andere Weise helfen. Aber was soll aus Louise werden?"

Wilhelm schlang seinen Arm um seine Schwester und entgegnete stolz:

„Ich werde für Louise sorgen, ich verlasse die Universität und setze meine Studien in der Stille fort. Ich werde eifrig arbeiten, um so bald als möglich mein Examen als Gymnasiallehrer machen zu können. Bis dahin wird sich wohl eine Stelle in einer Privatschule für mich finden und Louise soll nicht Noth leiden!"

Der Notar zuckte die Achseln, während der Geistliche gleichgültig vor sich hin sah und mit seiner schweren goldenen Uhrkette spielte.

„Und wo finden Sie diesen Platz so schnell?" frug der erste.

Der Oberst Falkner stand feierlich auf. Seine Lippen bebten, während er sprach — der Ausdruck seines Gesichtes bewies, daß er ein aufwallendes Gefühl des Zornes bezwang.

„Meine Herren," sagte er, „ich glaube, daß wir nun genug wissen. Wilhelm kann im Nothfall seinen Onkel im Haag bitten, daß er ihm irgend eine Lehrerstelle verschafft, das kann er thun, ohne seinem Charakter zu schaden. Und was Louise betrifft, so soll sie mir altem Mann in meinem Hause in Breda Gesellschaft leisten, und mein einfaches Stück Brot mit mir theilen, bis Wilhelm sie aufnehmen kann. Die Kinder eines tapferen Officiers sollen nicht Noth leiden, so lange ein alter Freund ihres Vaters lebt. Man erzeige uns die Ehre, sich um nichts weiter zu bekümmern."

Drittes Capitel.

Dieselbe Sommersonne, welche des Morgens den Vicomte Coppin de Vergennes in der Residenz bewillkommnet hatte, strahlte des Nachmittags auf einen Herrn herab, der sich nicht der Neugierde wegen zwischen den Kinderwagen und Bonnen mit Kindern in der Nähe des Wäldchens hindurchdrängte. Trotz der sorgfältigen Kleidung und des glänzend schwarzen Schnurrbartes verrieth doch jede Bewegung, daß er seinem fünfzigsten Jahre nahe war, wenn er nicht dasselbe bereits überschritten hatte. Mit einem zierlichen Schlüssel verschaffte er sich den Eingang zu einem der schönsten Häuser und eilte dort rasch in ein elegantes Seitengemach, wo er sich seines Hutes entledigte und seinen Rock mit einem anderen vertauschte.

Darauf öffnete er die Thür eines prächtigen Salons, wo Alles von Gold und Marmor verfertigt zu sein schien und die Stoffe feuerroth aussahen. Der Herr schob die schwere Portière zur Seite und befand sich im Schoße seiner Familie, welche aus vier Personen bestand. Da war zuerst die Frau des Hauses, eine Dame von nahe an fünfzig, sehr umfangreich von Schultern und Gestalt, sehr elegant in der Toilette, wobei die durchscheinenden Gazestoffe und die Spitzen etwas sehr Jugendliches über ihre einigermaßen verjährte Schönheit verbreiteten. Drei Töchter saßen im Schatten dieser bemerkenswerthen Beherrscherin des Hauses; die älteste war achtzehn Jahre alt, etwas blaß, aber mit einem geistreichen Augenaufschlag; die zweite, sechzehn Jahre alt, war ein sehr hübsches Mädchen mit schwarzen Flechten; die jüngste war noch ein Kind von etwa zehn Jahren und schien ein sehr alltägliches Wesen.

Der Herr des Hauses trat mit einem fröhlichen, wenn auch etwas gezwungenen Lächeln herein. Die Damen flüsterten einen unverständlichen Gruß, während nur die sechzehnjährige mit den schönen schwarzen Flechten aufstand und ihrem Vater sehr feierlich die Stirn zum Kusse bot, wobei sie ihn in französischer Sprache bewillkommnete. Die Hausfrau forderte die jüngste Tochter auf, zu klingeln, diese gehorchte und ein Lakei trat herein.

Der Herr des Hauses gab durch einen Wink zu verstehen, daß der Diener eine Flasche vom Büffet entkorken solle. Dann setzte er sich nieder und ließ sich einen Teller mit Gebäck und eine Schale mit Früchten reichen. Hierauf schickte er den Diener fort, und die Flasche ergreifend, frug er, sich an seine Frau wendend:

„Ein Glas Madeira, Adrienne?"

„Merci!"

„Es fehlt dir doch nichts?"

„Kopfschmerz!"

„So, so, Kopfschmerz!"

Dieses kurze Gespräch war in scharfem Tone geführt worden. Darauf wendete sich der Herr des Hauses zu seiner ältesten Tochter und schenkte ihr ein Glas Madeira ein, worauf er die zweite frug:

„Wird unsere Prinzessin uns auch die Ehre anthun?"

„Ein wenig, Papa!"

Und indem sie ihr Glas mit den feinen Fingern hinhielt, bis einige Tropfen eingeschenkt waren, nahm sie es lachend weg, trank den Inhalt leer und sagte scherzend:

„Welche Unmäßigkeit!"

Der Herr des Hauses lachte laut. Seine Frau hatte sich zurückgelehnt und brachte den breiten schwarzen Chignon in unsanfte Berührung mit dem Rücken ihres Lehnsessels. Man schwieg. Endlich begann der Hausherr:

„Nichts Neues heute?"

„O, doch!" entgegnete seine Gattin; „die jungen Damen haben mich gepeinigt und mir den ganzen Tag den Kopf warm gemacht."

„Aber, Mama!" rief die älteste.

„Wie, Mama?" sagte die zweite, während die jüngste kein Wort sprach, weil sie gerade in ein Stück Kuchen gebissen hatte.

Papa schien dieser Neuigkeit wenig Gewicht beizulegen; er schenkte sich noch ein Glas Madeira ein.

Die älteste Tochter sah ihre Mutter ernsthaft an.

„Da Mama davon spricht" — begann sie — „brauche ich nicht zu schweigen. Ich sagte diesen Morgen, daß Onkel Blankmann heute begraben würde, und frug Mama, ob wir nicht in Trauer gehen sollten. Ich habe diese Verwandten nie gekannt, weil der Onkel eine Mesalliance geschlossen hatte, wie Mama sagt. Aber ich finde es doch etwas seltsam, daß wir

von seinem Tode durchaus keine Notiz nehmen sollen. Der Major Blankmann war doch immerhin Mama's rechter Bruder."

„Man könnte hübsche Trauertoiletten für die Saison arrangiren," bemerkte die in Brüssel erzogene junge Dame.

Die Hausfrau richtete sich in ihrem Sessel etwas auf und antwortete:

„Ich wünsche keine Lectionen von Eugenie zu empfangen! Seit zweiundzwanzig Jahren sind wir mit meinem Bruder wegen seiner Mesalliance zerfallen und einander gänzlich entfremdet. Und was Jeanne betrifft, so wollen wir ihre französischen Studien doch nicht so weit in Anwendung bringen, daß meine eigenen Ansichten darunter leiden."

Die ganze Familie sah einige Augenblicke verlegen umher. Papa begriff die Sachlage sofort. Er wählte einen schönen Pfirsich aus der Fruchtschale und sagte so ernsthaft wie möglich:

„Wenn Frau von Roggeveen selbst diesen Entschluß gefaßt hat, brauchen wir von dem Sterbefall weiter keine Notiz zu nehmen."

„Aber in dem Briefe des Pastors stand noch etwas von zwei Waisen, die sehr bedürftig sein sollten," sagte Eugenie sehr leise.

„Ja, Kind!" antwortete Herr von Roggeveen — „was können wir daran ändern? Wir hätten sie zu uns nehmen können, aber da Jeanne jetzt wieder zu Hause ist, haben wir kein einziges Zimmer mehr frei außer dem Logirzimmer, und das muß frei bleiben. Glücklicherweise haben sie noch gute Freunde und Bekannte, wie ich aus dem Briefe des Pastors ersah. Das Einzige, was ich nicht ablehnen konnte, war die Vormundschaft für die zwei Waisen, aber damit ist natürlich nicht gesagt, daß es auf eine Geldunterstützung von unserer Seite abgesehen ist."

Frau von Roggeveen bewegte sich ungeduldig, so daß die Bänder an ihrer Taille, welche mit denen am Chignon von gleicher Farbe waren, ein unruhiges Knistern hören ließen; sie warf den Kopf zurück.

„Ich habe nichts gegen die Kinder meines Bruders," sagte sie, „wenn ich auch mit ihren Eltern nichts zu thun haben wollte. Meinetwegen mag Papa Vormund sein, ich finde das ganz in der Ordnung. Von Unterstützung in Geld kann natürlich nicht die Rede sein. Wir müssen uns selbst einschränken und bleiben deshalb dieses Jahr ruhig zu Hause."

„Vergangenes Jahr sagte Papa, daß wir warten sollten bis zu Jeanne's Zurückkunft," warf Eugenie ein, „und nun sollen wir uns wieder einschränken!"

„Ich begreife allerdings nicht, wie dies geschehen soll," bemerkte Frau von Roggeveen — „Heinrich und Franz haben neue Livreen bekommen, wir bauen einen Pavillon im Garten und für Papa's Studirzimmer sind zwei Gemälde gekauft worden, die mehr Geld kosten, als unsere ganze Reise, und wir sollen uns einschränken — ich begreife es nicht!"

„Wenn wir nur einmal nach Brüssel reisten," rief die jüngste Tochter, „Jeanne erzählt so viel Schönes von Brüssel."

Herr von Roggeveen ertrug dieses Kreuzfeuer mit Gelassenheit. Er sah jeder der Damen ins Gesicht, als sie sprachen. Dann wählte er noch einen Pfirsich aus und antwortete:

„Und doch bleibt es dabei, daß wir dieses Jahr keine Reise machen. Wir müssen uns in der That einschränken. Die Verwicklungen in der Politik machen mir Sorge genug in Bezug auf mein Vermögen. Auch kann ich nicht einsehen, weshalb wir hier nicht einen angenehmen Sommer zubringen sollten. In Scheveningen versammelt sich die ganze auswärtige Diplomatie. Prinzen von Geblüt, deutscher und französischer Adel und die angesehensten Familien unseres eigenen Vaterlandes bringen den Sommer dort zu. Was wollt ihr mehr? Ich wüßte nicht, warum ich nach Baden-Baden oder Homburg gehen sollte?"

Die wohlerzogene Jeanne kehrte ihrem Vater den Rücken zu, als er diese lange Rede endigte, und während sie ein sehr unzufriedenes Gesicht machte, lief sie durch das Zimmer und setzte sich plötzlich vor das Piano am Fenster, wo sie eifrig ein sehr geräuschvolles Stück zu spielen anfing. Frau von Roggeveen ließ den Diener hereinkommen und bestellte in einer Viertelstunde den Wagen, um spazieren zu fahren. Sybille leistete der Mama Gesellschaft, und während Eugenie sich auf ihr Zimmer begab, wo sie sich in eine

Anzahl französischer und deutscher Zeitschriften vertiefte, fuhr Jeanne fort, alle ihre Brüssel'schen Musikhefte durchzugehen.

Unter diesen Umständen trank Herr von Roggeveen sein letztes Glas und verfügte sich für einige Augenblicke in sein Studirzimmer. Dort angekommen, betrachtete er die eleganten Möbel und die Gemälde an der Wand mit einem verdrießlichen Auge und ließ sich endlich mit einem Seufzer, der nicht von Zufriedenheit zeugte, in seinen schönen Lehnstuhl nieder. Langsam schienen seine Gedanken einen einigermaßen angenehmen Lauf zu nehmen. Er stand auf, schob seinen Sessel vor einen kostbaren Schreibtisch, nahm ein zierliches Blatt Briefpapier und schrieb mit sonderbaren, verstellten Buchstaben:

„Heute Abend auf der Terrasse.“

Diese Epistel faltete er sorgfältig zusammen, verbarg sie in einem Couvert und siegelte dies mit einem Petschaft ohne Buchstaben oder Wappen. Dann klingelte er. Ein Lakei erschien.

„Ist Theodor noch im Hause?“

„Zu dienen, gnädiger Herr!“

„Lasse ihn heraufkommen.“

Der Lakei machte eine Verbeugung und überreichte zugleich seinem Herrn einige Papiere und Briefe. Dieser ergriff sie schnell und setzte sich wieder an seinen Schreibtisch. Zuerst öffnete er einen großen Brief mit dem Poststempel Amsterdam. Ein Banquier widerrieth den Verkauf gewisser Obligationen, weil sie zu tief standen. Wenn es sehr nothwendig sei, wolle er Geld darauf leihen. Ein sehr unzufriedener Zug zeigte sich wieder auf dem Gesichte des Herrn von Roggeveen. Als er eben einen zweiten Brief aufnahm, wurde bescheiden an der Thür geklopft. Die verlangte Persönlichkeit, Theodor, erschien.

Theodor war kein Lakei, sondern ein Lohndiener. Er sah sehr ärmlich, aber nicht unordentlich aus. Er ward von allen übrigen Bedienten gehaßt, und besorgte Ausgänge für Herrn von Roggeveen.

„Theodor,“ begann dieser, indem er den Brief ohne Adresse hinreichte, „stecken sie diesen Brief zu sich und besorgen sie ihn an seine Adresse.“

Theodor betrachtete den Brief ohne Verwunderung und steckte ihn sofort in die Seitentasche seines abgetragenen Rockes.

Herr von Roggeveen beschäftigte sich wieder mit seinen Papieren.

„Haben Sie sonst noch etwas zu befehlen?“

„Nein, ich danke, Theodor.“

Der Lohndiener warf einen schüchternen Blick auf seinen Herrn und schien verlegen zu zögern.

„Was giebt es, Theodor?“

„Nehmen Sie es nicht übel, gnädiger Herr, wenn ich Sie freundlich ersuche, mir fünf Gulden Vorschuß zu geben; meine Frau klagt so über die theuren Zeiten.“

Herr von Roggeveen warf einen verstörten Blick auf den Lohndiener. Dann zog er eine Schieblade auf und nahm fünf Gulden heraus.

„Hier! Aber zum letzten Male! Und vergessen Sie nicht, heute Abend noch einmal zu kommen!“

Der Lohndiener erröthete, verbeugte sich und verschwand.

Viertes Capitel.

Die Frau Baronin war verstimmt.

Da dieses Ereigniß bereits den Reiz der ersten Frische verloren hatte, schien der Herr Baron sehr ruhig dabei zu bleiben.

Die Frau Baronin hatte keine Lust zum Sprechen und ließ ihrem Gemahle reichliche Gelegenheit, seine Gedanken zu entwickeln.

Sie saßen in einer schönen Equipage, durch prächtige Schimmel gezogen, und wenn es möglich wäre, sich derart auszudrücken, so könnte man sagen, daß auch ein prächtiger Kutscher auf dem Bocke saß. Alles war prächtig und schön, was die Baronin unmittelbar umringte. Der Sonnenschirm in ihrer kleinen Hand war ein Meisterstück und der weiße Schoßhund, der ihr gegenüber auf dem leberfarbigen Kissen des Wagens halbschlafend lag, würde auf der Hundeausstellung eine Medaille erhalten haben.

Die Baronin stach zwar nicht allzu ungünstig von all diesen Schönheiten ab, aber es gehörte doch eine gute Dosis Schmeichelei dazu, um sie wirklich schön zu nennen. Sie schien den Vierzigern nahe, ihr Gesicht war länglich oval, ihre Augen konnten sehr einnehmend blicken, ihr Mund sehr gefällig lachen, aber da beide die Gewohnheit angenommen hatten, sehr selten zu beweisen, was sie vermochten,

so hatten ihre Züge meistens einen mißvergnügten Ausdruck, so daß sie wenig Anziehendes behielten.

Daß die Frau Baronin eine außergewöhnliche Aufmerksamkeit auf ihre Kleidung verwendete, zeigte sich auf den ersten Blick. In der geringsten Kleinigkeit war die größte Sorgfalt für ihre äußerliche Erscheinung zu erkennen. Da sie von Natur einen zarten weißen Teint empfangen hatte, durfte sie wagen, ein ungewöhnlich elegantes Kleid von hellrother Seide zu tragen, welches nach der neuesten Façon gemacht war und durch einen schönen Spitzenshawl, der mit vornehmer Leichtigkeit um ihre gutgeformten Schultern geworfen war, gehoben wurde. So bildete sie einen auffallenden Contrast zu dem Manne, der ihr zur Seite saß.

In der That schien der Baron es darauf angelegt zu haben, durchaus nicht aufzufallen. Er war ein anständiger Mann wie tausend andere, ohne irgend welches äußere Kennzeichen, ausgenommen einen weißen Hut nach der neusten Mode. Sein Gesicht trug keine hervorragenden Züge, aber wenn er einen Gruß erwiederte, so geschah dies in einer so freundlichen Weise, daß Jedermann ihn gern grüßte. Er war bereits nahe den Sechzigern und wenn man das graue Haar und die Augenbrauen in Betracht zog, so konnte man sein Alter richtig schätzen. Der lebendige Blick, der nur zuweilen etwas Ernsthaftes oder sogar Wehmüthiges hatte, ließ ihn zehn Jahre jünger erscheinen. Er sprach mit heller lauter Stimme und machte im Ganzen den Eindruck eines Manns, der in jeder Hinsicht sich seiner Worte, Gefühle und Ueberzeugungen klar bewußt ist. Vergeblich hatte der Baron versucht, die unangenehme Laune seiner Gemahlin durch ein Gespräch zu verscheuchen. Er schien die richtigen Gegenstände nicht zu treffen, die ihr Interesse erregen konnten.

„Der Weg ist allerliebst," unterbrach er wieder eine Pause, „und Scheveningen gefällt mir ganz besonders, aber dennoch, liebe Marianne, muß ich bekennen, daß mein Herz mich wieder nach den Gebirgsgegenden in Deutschland und der Schweiz zieht. Hast du nicht Lust zu einer kleinen Reise?"

Die Baronin gab einige Lebenszeichen; sie schüttelte die schwarzen Locken, die kaum durch ein kleines Modegeflecht von weißem Stroh zusammengehalten wurden, und sagte mit leiser schleppender Stimme:

„Du weißt, daß ich nicht viel vom Reisen halte."

„Aber du warst vor zwei Jahren doch mit unserer Tour durch Frankreich, über Paris, Lyon und Marseille, sehr zufrieden."

„Paris mag angehen, aber du schleppst mich nach so entsetzlich vielen langweiligen Cabinetten mit langweiligen Gemälden und noch viel langweiligeren Statuen, daß ich herzlich müde davon bin."

„Es ist seltsam, Marianne, immer höre ich von Dingen, die dich langweilen. Ich für meinen Theil möchte den ganzen Tag im Louvre zubringen."

„Das habe ich vor zwei Jahren bemerkt. Ich bekomme Kopfschmerzen davon."

Der Baron schüttelte in seiner ernsthaften Weise den Kopf. Er schwieg eine Weile.

„Ich hatte den Plan," sagte er dann, „nach München und Tirol zu reisen. Wir könnten dann Meran besuchen. Ein entzückender Ort!"

„Aber ich bleibe lieber zu Hause. Meine Nerven leiden unter diesen Anstrengungen entsetzlich. Immer dumpfige Stuben, unbequeme Stühle, schlechte Diners und die ewigen Gemälde, das ist für mich kein Leben!"

Der Baron lächelte beinahe wehmüthig.

„Warum machst du nicht selbst einmal einen Reiseplan, Marianne?"

Die Baronin bog ihren Sonnenschirm etwas zur Seite und warf einen flüchtigen Blick auf ihren Gemahl, den sie während des ganzen Gesprächs fast nicht angesehen hatte.

Ihre Mundwinkel drückten großen Unwillen aus. Flüsternd und noch schleppender als sonst antwortete sie:

„Ich, einen Plan machen! Du weißt viel zu gut, Dyrenvord, daß ich niemals Pläne entwerfe, dazu ist mein Kopf viel zu schwach. Wohin sollten wir gehen? In Baden, in Homburg, in Spa ist nun doch kein anständiges Logis mehr zu haben, denn dort ist Alles besetzt. Ich würde mich enorm anstrengen und gehörig krank werden — nein, am liebsten bleibe ich, wo ich bin."

Der Baron schwieg geraume Zeit. Die Equipage schlug den Weg nach dem Curhause in Scheveningen ein, woselbst man bereits eine lange Reihe von Wagen und anderen Beförderungsmitteln erkennen konnte.

Plötzlich schien es, als ob der Baronin etwas Wichtiges eingefallen sei; sie faltete den prächtigen Sonnenschirm von hellrother Seide zusammen, streichelte den Kopf ihres Hündchens und sagte etwas lebhafter als sonst:

„Wenn du reisen willst, Dyrenvord, so genire dich meinetwegen nicht! Du bist stärker und hast mehr Genuß davon als ich.“

Herr von Dyrenvord sah seine Gemahlin forschend an. Er antwortete dann mit etwas unsicherer Stimme, was ihm selten begegnete:

„Das wäre zu überlegen und ich könnte Julie mitnehmen.“

Diese Antwort schien die Baronin ein wenig zu überraschen, sie lächelte schnell und versetzte:

„Vielleicht auch noch Miß Macdonald?“

Die Equipage hielt gerade still vor der steinernen Treppe des Curhauses.

Die Wagenthür wurde geöffnet. Der Baron war rasch herausgesprungen, seine Gemahlin hatte aus Rücksicht auf ihre kostbare Toilette etwas mehr Zeit nöthig. Sie hatte den kleinen weißen Kläffer und ihren rothen Sonnenschirm dem Gemahl anvertraut, dann folgte sie langsam und majestätisch. Die Erscheinung des Ehepaars brachte auf der Terrasse vor dem Curhause eine Menge Hüte in Bewegung; Herr von Dyrenvord beantwortete jeden Gruß mit einfacher und ungekünstelter Höflichkeit, seine Gemahlin verbeugte sich auf verschiedene, aber stets sehr gemessene Weise.

Am Strande entfaltete sich ein lebhaftes Bild voll Farbe und Poesie, dem die letzten Sonnenstrahlen einen besonderen Reiz verliehen. Das Orchester des Curhauses ließ sich tapfer hören, aber viele Spaziergänger verfügten sich doch an den Strand. Auch Herr von Dyrenvord folgte diesem Beispiel, nachdem seine Gemahlin die Menge mit einem zerstreuten Blick übersehen hatte und dann selbst nach der See eilte. Auch dort warf sie ihre Blicke eine Weile schweigend umher und blieb dann in die Ferne blickend stehen.

Plötzlich erschallten laute Stimmen hinter ihnen.

Die Baronin wendete sich um und blieb stehen.

Eine bunte Gesellschaft holte sie ein und rief ihnen mit lebhafter Herzlichkeit ein fröhliches Willkommen zu. Es war Frau von Roggeveen, die der lieben Baronin die Hand drückte und es ganz charmant fand, daß sie gekommen war, um den deliciösen Abend am Strande zu genießen. Es war Herr von Roggeveen, der etwas zerstreut schien und zuerst kein Wort sprach. Es waren die drei jungen Damen Roggeveen, ganz in Weiß und mit breiten glänzenden Bändern, von zwei jungen Herren beschützt, die beide auf das Höflichste vor dem Baron und seiner Gemahlin sich verbeugten.

Einer dieser jungen Herren war ein Fremder, der gerade an diesem Tage im Haag angekommen war, um die Saison in Scheveningen mitzumachen. Herr von Roggeveen schien in seiner Zerstreutheit kein dringenderes Geschäft zu haben, als das Vorstellen des Fremden. Er wendete sich zur Baronin, während er den eleganten jungen Mann mit ehrerbietiger Verbeugung ihrer Aufmerksamkeit unterwarf.

„Frau Baronin von Dyrenvord, wollen Sie mir gestatten, den Herrn Vicomte Coppin de Vergennes vorzustellen.“

Die Feierlichkeit machte großen Eindruck.

Frau von Dyrenvord verneigte sich mit fürstlicher Würde und gestattete dem glänzenden französischen Edelmann alle seine Bewunderungen über die Schönheit und Frische zu äußern. Sie antwortete ihm rasch und passend, obschon es deutlich war, daß ihr diese Bekanntschaft nicht das geringste Interesse einflößte. Der Herr Vicomte sprach eifrig über Paris, über seine Reise, über die politischen Fragen der Zeit: den Kaiser Maximilian und den Kaiser Napoleon, über Alles, was in kurzen flüchtigen Phrasen in Bezug auf die Tagesfragen gesagt werden konnte. Die Baronin begann sparsamer mit ihren Worten zu werden und ging, während die ganze Gesellschaft folgte, sehr langsam vorwärts.

Ein paar Schevening'sche Kinder unterhielten sich damit, Gruben im Sande zu graben, wozu sie ihre Hände gebrauchten.

Der Herr Vicomte blieb plötzlich still stehen und stieß einen Ruf der Verwunderung aus. Das eigenartige Costüm fand in ihm einen wißbegierigen Bewunderer. Frau von Dyrenvord wendete sich unbemerkt ab und warf einen Blick umher, der durch Herrn von Roggeveen aufgefangen wurde. Seine Töchter Jeanne und Sybille erbarmten sich über den französischen Reisenden und gaben ihm freundliche Aufklärungen über die Bewohner von Scheveningen.

Herr von Rogeveen ging ruhig an der Seite seiner Gattin und beantwortete den Blick der Baronin dadurch, daß er einen Augenblick still stand und sie erwartete. Als Frau von Dyrenvord beide erreicht hatte, sagte sie in ihrem gewöhnlichen schleppenden Tone:

„Es wird etwas kühl heute Abend.“

„Ach ja, liebe Baronin. Es war heute erschrecklich heiß,“ entgegnete Frau von Roggeveen, „wenn wir Scheveningen nicht hätten, wäre es im Haag nicht auszuhalten. Der Ort wird auch immer berühmter. Der Vicomte von Vergennes beweist das wieder. Er hat sein Vaterland verlassen und verschmäht alle französischen Badeorte, um unser liebes Scheveningen aufzusuchen.“

„Wie heißt doch der Herr?“ frug die Baronin.

Herr von Roggeveen, der bisher das Gespräch der beiden Damen nicht unterbrochen hatte, fiel hastig ein:

„Coppin de Vergennes! Er scheint ein sehr angenehmer Herr. Der junge Herr von Hochkirch hat ihn heute Mittag im Hotel kennen gelernt und ihn hier vorgestellt.“

„So!“ sagte die Baronin. „Ich habe ein Vorurtheil gegen die meisten Franzosen. Sie ermüden mich. Mein Kopf ist viel zu schwach für ihr lebhaftes Plappern. Und überdies sind sie so sehr von sich eingenommen, daß sie nie bedenken, ob sie mit ihrem rasselnden Geplauder lästig werden.“

„Es sind sonst galante Menschen, die Franzosen!“ antwortete Frau von Roggeveen.

„Galant oder nicht, mir sind sie zu lebhaft,“ beschloß die Baronin.

Der Gegenstand dieser Bemerkungen befand sich jetzt in lebhaftem Gespräch mit Fräulein Jeanne von Roggeveen, deren ausgezeichnete Erziehung sie vollkommen befähigte, auf die Höflichkeiten des eleganten Vicomtes zu antworten. Dieser schien ein Mann, der sich mit der größten Leichtigkeit in den vornehmsten Kreisen bewegte. An der Table d'hote im Hotel hatte er einen jungen Herrn kennen gelernt und nachdem sie sich sehr gut unterhalten und gegenseitig vorgestellt hatten, begleitete er seinen neuen Bekannten nach Scheveningen und ließ sich durch ihn mehreren Herrschaften dort präsentiren. Diese Bekanntschaften bestanden anfänglich in der Familie Roggeveen, die, wie gewöhnlich, vollzählig auf der Terrasse des Curhauses zu finden war, die Dyrenvords schienen dem Vicomte kein großes Interesse einzuflößen, wenigstens suchte er durchaus keine Gelegenheit, um die abgebrochene Unterhaltung mit der Baronin wieder aufzunehmen.

Um so eifriger setzte er dagegen sein Gespräch mit Jeanne fort und die junge Dame schien dem Fremden die Ehre ihrer Gesellschaft mit großer Freude zu gönnen. Der Vicomte war äußerlich gerade der Mann, um einem jungen Mädchen wie Jeanne zu gefallen. Er sah aus wie eine vortreffliche Copie des schönsten Modebildes. In dem Knopfloch seines eleganten Rockes trug er eine prächtige Rose mit zwei großen grünen Blättern und er blickte Jeanne mit höflicher Ehrerbietung in die Augen.

Das Gespräch, welches französisch geführt wurde, berührte keine besonders merkwürdigen Gegenstände. Es war von Brüssel und von Paris die Rede, dann wieder von Scheveningen und dem Haag, wobei der Vicomte seine Freude darüber aussprach, daß er in kurzer Zeit bereits so ausgesuchte und geistreiche Gesellschaft gefunden habe.

Fräulein von Roggeveen wurde hierauf etwas verlegen, aber der Vicomte plauderte lebhaft fort und sprach von Bällen und Gesellschaften und ließ sich erzählen, auf welche Weise sich die vornehme Welt im Winter die Zeit im Haag vertreibe.

Das Thema dieser Unterhaltung schien noch lange nicht erschöpft, denn sie gingen lebhaft plaudernd am Strande weiter, während die zehnjährige Sybille mit sehr

gelangweiltem Gesicht als Figurantin diente.

Die übrige Gesellschaft folgte ihnen langsam in zwei Gruppen.

Die erste bestand aus dem Ehepaar von Roggeveen mit der Baronin von Dyrenvord — die zweite aus dem Gemahl der Baronin, Fräulein Eugenie und dem jungen Herrn von Hochkirch. Dieser letzte war ein schmächtiger junger Mann, der außer seinem hübschen Namen und seinem kleinen Schnurrbart nicht viel äußerliche Anziehungskraft besaß. Durch angesehene Verwandte war ihm eine Stelle verschafft worden, welche ihn nöthigte, jeden Morgen einige Säle im Ministerium zu durchwandern; im Uebrigen hatte er ein mageres, ausdrucksloses Gesichtchen und schwieg meistens sehr diplomatisch.

Der Baron von Dyrenvord sprach laut und munter mit diesen beiden jungen Leuten.

„Und was besonders am Strand reizend ist,“ fuhr er fort, „ist die Verschiedenheit der Färbung auf der See und die wunderbar schönen Farbenspiegelungen in der Luft.“

„Nicht wahr?“ bestätigte Eugenie, „oft verwundere ich mich über die immer wieder überraschende Neuheit der Seeansicht. So bald ein anderes Licht erscheint, giebt es andere Farben in Wasser und Luft.“

„Eine wahre Goldgrube für Künstler!“ setzte der Baron hinzu, „von van der Velde an bis Louis Meyer haben sie alle an diesem Strande studirt. Kennen Sie die van der Veldes, Herr von Hochkirch?“

„Die van der Veldes?“ antwortete der junge Herr — „die van der Veldes — das heißt —“

„Ich meinte die beiden großen Meister des siebzehnten Jahrhunderts.“

Herr von Hochkirch schöpfte tief Athem.

„Nein, Herr Baron, ich habe durchaus nicht die Ehre.“

„Als ich vergangenes Jahr mit Papa in Deutschland war,“ sagte Eugenie, die fast unmerklich gelächelt hatte, „habe ich die Museen zu Braunschweig und Kassel gesehen und ich erinnere mich sehr genau eines wunderschönen Stückes von einem van de Velde, welches eine Strandansicht bei Scheveningen vorstellt.“

„Richtig,“ entgegnete der Baron, „das ist ein Kleinod von Adrian van der Velde, eines der herrlichsten Bilder zu Kassel. Haben Sie die deutschen Museen besucht, Herr von Hochkirch?“

„In Braunschweig habe ich einmal hineingesehen,“ antwortete dieser, „aber es langweilte mich, so viele Bilder nach einander zu betrachten.“

„In diesem Punkte würden Sie mit meiner Frau vollkommen übereinstimmen,“ versetzte der Baron, „es giebt gewisse Genüsse in der Kunst, zu denen man eine besondere Stimmung nöthig hat.“

„Es giebt in Deutschland wohl viele Gemälde, aber man kann dort für sein Geld keine ordentliche Mahlzeit bekommen, das ist ein kolossaler Mangel!“ meinte der junge Herr von Hochkirch.

„Jeder hat seine eigene Auffassung über fremde Länder,“ bemerkte Eugenie in munterem Tone; „mich hat es besonders gefreut, in den deutschen Museen soviel holländische Meisterstücke zu finden. So malen unsere heutigen Künstler nicht mehr.“

„Sagen Sie das nicht,“ fiel der Baron ein, „wir haben noch sehr tüchtige Leute. Sehen Sie, dort kommt Trostmann her, ein ausgezeichneter Künstler, ein junger Mann, der eine große Zukunft verspricht.“

Der junge von Hochkirch klemmte seine Lorgnette in das Auge und erhob dann mit einem gewissen Gefühl der Beruhigung den Kopf — er kannte dieses Individuum nicht.

Aber Herr von Dyrenvord kümmerte sich wenig darum und drückte im Vorbeigehen die Hand des Malers.

„Noch nicht fertig?“ frug er.

„Beinahe! Ich hoffe Sie bald in meinem Atelier zu sehen,“ antwortete Trostmann.

„Morgen können Sie mich erwarten! Ich bin sehr neugierig!“

„Guten Abend, Herr Baron!“

„Guten Abend, Herr Trostmann!“

Dieses Gespräch fand in einigen Secunden statt, ohne daß der Spaziergang unterbrochen wurde. Herr von Hochkirch hatte ungewöhnlich starr nach der See geblickt und schien durchaus nicht zu bemerken, was geschah.

„Ein junger Mann von großem Talent,“ fuhr der Baron fort; „er ist mit einem Bilde beschäftigt, welches auf der

Ausstellung Aufsehen machen wird. Und dabei ist er ein liebenswürdiger Mensch von Geist und Charakter."

„Aber," entgegnete der junge Hochkirch, etwas nervös erregt, „aber finden Sie nicht, Herr von Dyrenvord, daß die jungen Künstler, mögen sie nun Maler oder Schriftsteller oder Solisten sein, alle etwas Anmaßendes und Leichtsinniges haben, wodurch sie sich selbst im Wege stehen, weil sie dadurch niemals auf Connexionen rechnen können, um sich fortzuhelfen?"

Herr von Dyrenvord lächelte ruhig und antwortete:

„Das sind Vorurtheile, Herr von Hochkirch. Ich zähle viele Künstler zu meinen Freunden; hier und im Auslande. Unter ihnen wie unter uns trifft man armselige Wichte an, aber ein wirklich genialer Mann findet seinen Weg auch ohne Connexionen."

Eugenie ergötzte sich sehr über die Wendung, die das Gespräch genommen hatte. Mit fröhlicher Ungezwungenheit rief sie aus:

„O, Herr Baron, wie oft habe ich so gedacht, aber es nie zu sagen gewagt, aus Furcht mich lächerlich zu machen. Feinheit des Geistes, Talent und Ehrgeiz stelle ich unendlich viel höher, als die zufällige Glorie eines vornehmen Namens. Wie unbedeutend und nichtig sind doch die Dinge, mit denen wir uns täglich beschäftigen! Mir kommt es oft vor, als schwärmten wir gleich eleganten Schmetterlingen mit glänzend gefärbten Flügeln, aber ohne ernsten Lebenszweck umher."

Der Baron antwortete mit Wärme und Sympathie; es war etwas so Außerordentliches und Wohlwollendes in seinem Tone, daß sich darin die Freude verrieth, welche Eugeniens Worte ihm bereitet hatten. Als er sich dann plötzlich nach dem jungen Hochkirch umwendete, bemerkten beide, daß dieser junge Held sich ohne weitere Förmlichkeiten von ihnen entfernt hatte.

Es fing an zu dunkeln.

Die Gesellschaft sammelte sich und beschloß, einen Augenblick nach der Musik zu horchen.

Bald wandelten sie unter der bunten Menge auf der Terrasse. Herr von Roggeveen ließ seine majestätische Gattin ihre eigene Gesellschaft aufsuchen und bemühte sich, Frau von Dyrenvord angenehm zu unterhalten. Sie sprachen so leise und flüsterten, daß es unmöglich war, ein einziges Wort von ihrer Unterhaltung aufzufangen. Daß die Baronin sich nicht langweilte, war unverkennbar — die einbrechende Dunkelheit verhinderte zu bemerken, wie liebenswürdig sie von Zeit zu Zeit lächelte. Ein Umstand, den ihre Gesellschaft sonst gewiß auffallend gefunden hätte.

Auf einigen Stühlen, etwas entfernt von den Sitzplätzen anderer gewöhnlicher Sterblicher, saß der eifrig redende französische Edelmann mit Jeanne von Roggeveen, während Sybille immer noch als Figurantin diente, und ihre Mama in sehr wohlwollender Weise dem Gespräch des jungen Herrn von Hochkirch lauschte. Die gnädige Frau war mit ihrem jungen Freunde vollkommen darüber einig, daß die Manieren des Baron von Dyrenvord oft sehr eigenthümlich seien und Frau von Roggeveen meinte, dies sei die Folge einer Mesalliance von des Barons Vater, der mit der Tochter eines Notars verheirathet war — daher möge es kommen, daß er so etwas Bürgerliches in seinen Manieren habe. Ueberdies habe er während seiner ersten Ehe mit einem Fräulein vom Lande nie in der Residenz gelebt und sich immer unter den Bauern bewegt; seine zweite Frau, eine geborene Gräfin von Erkenrath, zwang ihn dann allerdings, sich mehr in der Welt zu zeigen. Frau von Roggeveen zweifelte nicht, daß die Baronin, die arme liebe Frau, schon oft die Bemerkung gemacht habe, wie sehr noch immer ihr Mann an den Landjunker erinnere.

Herr von Hochkirch stimmte in Allem bei; dann gab er mit leiser Stimme Antwort auf die Informationen, welche Frau von Roggeveen in Bezug auf den Vicomte einzog. Was er sagte, schien der Dame sehr zu behagen und sie mischte sich bald in die Unterhaltung der jungen Leute. Während der geistreichen Bemerkungen des charmanten Franzosen stand plötzlich sein Lakei, sich tief verneigend, vor der Gesellschaft, den mit Silber galonirten Hut in der Hand haltend. Herr von Vergennes sprang auf und trat einige Schritte mit seinem Bedienten zur Seite, der ihm mit tiefer Verbeugung einen Brief einzuhändigen schien. Darauf lauschte er

einen Augenblick nach den Mittheilungen des Dieners, griff dann in seine Brusttasche, nahm ein kleines Portefeuille heraus und gab ihm ein Papier zurück.

Der Lakei entfernte sich rasch, eilte die Terrasse herunter und verschwand hinter den Equipagen an der Seite des Badehauses. Dann stand er still und betrachtete bei einer Wagenlaterne das empfangene Papier. Er lächelte. Es war ein Bankbillet von zehn Gulden.

Fünftes Capitel.

„Du kannst es nicht abschlagen, Wilhelm."

„Aber lieber Franz, bedenke doch, daß ich meinen Vater verloren habe."

„Wir nehmen Alle den herzlichsten Antheil, das weißt du! Aber so mit einem Male verschwinden, das geht nicht, das darfst du deinen Freunden nicht anthun. Wir sind nun beinahe drei Jahre in Utrecht und haben stets freundschaftlich mit einander verkehrt. Komm also heute Abend einen Augenblick."

Wilhelm Blankmann ergriff die Hand seines Freundes, und indem er sie mit ernsthaftem Blick drückte, antwortete er:

„Du bist der beste, treueste Freund, den ich in meiner Studentenzeit gefunden. Und wir wollen auch Freunde bleiben, nicht wahr? Gerade darum wirst du begreifen, daß ich unmöglich noch einen Abend in lustiger Gesellschaft zubringen kann. Ich weiß wohl, daß du für ein gutes Glas Wein sorgen würdest, aber was soll ich zwischen fröhlichen und lebhaft plaudernden Freunden machen? Nein, Franz, du kannst es nicht verlangen!"

Franz Cronwinkel, Wilhelm's Busenfreund, sah enttäuscht um sich. Er war überstimmt, aber es that ihm leid, da er auf diesen letzten Abend gerechnet hatte. Nachdenklich ging er im Zimmer auf und ab, während Wilhelm einige Haufen Papiere durchsah und ordnete; Briefe, in denen Vater und Schwester mit Zärtlichkeit an ihn geschrieben hatten und die so manche theure Erinnerung in ihm erweckten.

Es war ein großer Unterschied in der äußeren Erscheinung der beiden jungen Leute. Wilhelm Blankmann, eine schlanke Gestalt mit feinen Zügen und glänzend lichtbraunem Haare, machte sofort einen günstigen, aber ernsthaften Eindruck auf Alle, die ihm begegneten. Sein Auge war besonders lebhaft und ausdrucksvoll. Wenn er mit Ueberzeugung sprach, so funkelte sein Blick und seine Geberden und Bewegungen waren ungewöhnlich lebhaft. Franz Cronwinkel war gesetzt, breit und stattlich von Figur, hatte ein rundes Gesicht, kurz abgeschnittenes schwarzes Haar und einen zierlich gelockten Knebelbart — er erschien wie ein blühender, gutmüthiger Herkules neben der zarten poetischen Erscheinung seines Freundes.

Cronwinkel war der Sohn eines vermögenden Geschäftsmanns und studirte Mathematik, um mit wissenschaftlicher Bildung in Zukunft zwei Runkelrübenzuckerfabriken vorstehen zu können. Der plötzliche Entschluß Wilhelm's, die hohe Schule zu verlassen, hatte ihm eine große Enttäuschung zugefügt und als er sich endlich darein gefunden hatte, entwarf er den Plan eines glänzenden Abschiedsfestes. Aber auch diesen mußte er fallen lassen!

Obschon die beiden Fenster der äußerst einfachen Studentenstube geöffnet waren, blieb es doch drückend warm darin. Cronwinkel steckte den Kopf aus dem Fenster, um ein wenig kühle Luft aufzufangen.

„Da gehen Walter, Wenzel und Riedel," rief er, den Kopf zurückziehend; „vielleicht kommen sie, dich zu besuchen."

„Ich habe gesagt, daß ich nicht zu Hause sein will. Passe auf, Franz, daß sie dich nicht sehen."

„Sie werden sich wenig darum kümmern; deine Wirthin hat mir auch gesagt, du seiest nicht zu Hause, aber ich wußte es besser."

Eilig lief Wilhelm zur Klingel und schellte laut.

Ein ältliches Frauenzimmer kam eilig herbei.

„Ich bin in keinem Falle zu Hause!" rief Wilhelm ihr zu, „verstehen Sie mich, Fräulein, für Niemand."

„Gut, Herr Blankmann, ich habe es soeben noch Herrn Walter gesagt, daß Sie Niemand empfangen — aber Herr Cronwinkel war mir zu rasch."

„Ja, liebes Fräulein," sagte Cronwinkel lachend, „das kommt daher, weil Sie nicht mit ernstem Gesichte die Unwahrheit sprechen können; wir kennen uns schon beinah drei Jahre."

„Was soll ich dazu sagen, Herr Cron-

winkel," antwortete das Frauenzimmer, während sie sich so in die Thür postirte, als wollte sie eine gerichtliche Zeugenaussage machen. „Heute Morgen sagte ich noch zu Vater, wie schade, daß Herr Blankmann von der Universität fortgeht, sagte ich; es ist mir noch wie heute, als Herr Blankmann vor drei Jahren kam, sagte ich, und Vater sagte, daß wir nicht leicht wieder einen so braven Herrn bekämen, sagte er, und ich sagte, daß wir früher Herrn Belanka im Haus gehabt hätten, auch ein prächtiger Mensch, sagte ich, und Herrn von Lautern, der jetzt Pastor in Seeland ist und uns noch immer besucht, wenn er in die Stadt kommt, denn er hat jetzt hier einen Neffen, der die Schule besucht und den er in den Ferien von hier abholt, denn —"

„Ach, liebes Fräulein," fiel Wilhelm ihr schnell in die Rede, „wollen Sie so gut sein und mir eine Flasche frischen Wassers bringen, Herr Cronwinkel hat gewiß Durst."

Das Frauenzimmer verschwand. Wilhelm lächelte und ging an seine frühere Beschäftigung. Franz bog sich wieder aus dem Fenster und überlegte, wie er es einrichten könne, um den letzten Abend mit seinem Freunde zu verleben.

Als das Frauenzimmer darauf einen Präsentirteller mit Flasche und Gläsern, ohne etwas zu sagen, niedergesetzt hatte, sah Wilhelm auf und frug, ob nicht noch ein Restchen Wein im Schranke stehe. Das Frauenzimmer holte eine Flasche hervor und hielt sie untersuchend gegen das Licht. Sie nickte und stellte sie auf den Tisch.

„Wenn Sie damit nicht genug haben," sagte sie, „wollen Sie dann nur klingeln, Herr Blankmann? Ich mag gar nicht daran denken, daß Sie nach den großen Ferien nicht wieder zurückkommen! Und wenn Sie wenigstens noch ein paar Tage hier bleiben wollten, aber das geht nun Hals über Kopf, auf und davon! Wissen Sie, Herr Cronwinkel, ich kann Ihnen nicht sagen, wie wir erschrocken sind, als unser Herr Blankmann an Vater schrieb, daß ein Sterbefall in seiner Familie sei — denn wir haben vergangenes Jahr noch eine Tante in Zwolle verloren, die zwanzig Jahre taub war und uns gar nicht mehr schrieb, aber wir haben viel Familiengefühl und darum sagte Vater —"

„Fräulein Lieschen," fiel Wilhelm ihr plötzlich in die Rede, ich muß jetzt meine Papiere noch alle in Ordnung bringen und Herr Cronwinkel wird mir helfen."

„Es ist gut, Herr Blankmann, aber Sie müssen mir etwas versprechen."

„Das wäre?"

„Sie wollen morgen mit dem zweiten Zuge verreisen, aber ich lasse Sie nicht fort, oder Sie müssen heute Abend kommen und von Vater und den Schwestern Abschied nehmen; Sie würden uns sonst wirklich beleidigen und dafür — waren wir doch stets zu gute Freunde. Nicht wahr, Herr Blankmann?"

Fräulein Lieschen brachte die mageren Finger an ihre Augen und blickte sehr betrübt. Cronwinkel winkte ihr plötzlich ermuthigend zu, ohne daß sein Freund es bemerkte.

„Es ist gut, Fräulein! Ich komme heute Abend, um Abschied zu nehmen, aber nicht für lange, denn Herr Cronwinkel will mir noch Gesellschaft leisten."

Das Frauenzimmer ging betrübt zum Zimmer hinaus.

Franz folgte ihr unbemerkt. Als er zurückkam, hatte Wilhelm seine Papiere in Ordnung gebracht und die beiden Freunde setzten sich zu einem ruhigen Gespräche nieder. (Fortsetzung folgt.)

François Guizot,

geb. 4. October 1787, gest. 12. Sept. 1874.

Von

Julian Schmidt.

Ein langes inhaltreiches und im Wesentlichen für die französische Entwickelung fruchtbares Leben! das um so gründlicher studirt zu werden verdient, da Guizot wegen seines Verhaltens während der Februarrevolution und vorher noch immer in üblem Leumund steht; er ist auch als Politiker viel besser als sein Ruf, aber sein echtes und bleibendes Verdienst liegt nach einer anderen Seite hin.

Daß er sich darüber täuschte, hat seinem Ansehen bei dem Mitlebenden sehr geschadet: auch die ausführlichen und lehrreichen Memoiren, für meine Schilderung die Hauptquelle, gehen vorzugsweise auf die Politik ein, und müssen daher durch anderweitige Berichte, namentlich aber durch seine wissenschaftlichen Schriften ergänzt werden.

Guizot ist aus Nismes, aus einer wohlangesehenen protestantischen Familie. Sieben Jahre war er alt, als während der Schreckenszeit sein Vater auf dem Schaffot fiel: der Widerwille gegen die Revolution, dem wir in allen Phasen seines Lebens begegnen, ist wohl zu begreifen. Es gelang der Familie, nach Genf zu entkommen; dort besuchte Guizot Schule und Universität, und begab sich erst im zwanzigsten Jahre nach Paris, als Informator in die Familie des schweizerischen Gesandten Stapfer, eines großen Kenners der deutschen Literatur, der seinen jungen Freund darin einweihte.

Hier haben wir bereits alle Elemente seiner späteren Bildung zusammen.

Die französischen Protestanten, die sich trotz der harten Verfolgungen seit dem Ende des 17. Jahrhunderts nicht zur Auswanderung drängen ließen, waren im Durchschnitt kirchlicher gesinnt als der größere Theil ihrer Glaubensgenossen in Deutschland und als der Durchschnitt ihrer katholischen Landsleute. Bei ihnen hatte sich der Glaube als angeerbte Tradition fortgepflanzt und wurde von den Familien als Ehrensache betrachtet. Guizot hat sich bis ans Ende seines Lebens als rechtgläubigen Protestanten bekannt, und noch kurz vor seinem Tode durch Härte gegen die liberale Richtung des Protestantismus zu starken Bewegungen innerhalb der französischen Kirche Veranlassung gegeben. Es ist mißlich, in solchen Dingen auf den innersten Kern der Gesinnung eingehen zu wollen, doch glaube ich, daß Guizot's Natur trotz seiner scheinbaren Reserve so offen daliegt, daß man es bei ihm wagen darf.

Eigentliche Herzenssache scheint mir die Religion bei Guizot nie gewesen zu sein. Es war zunächst das Ehrgefühl, das ihn daran fest hielt, dann aber sein von früh auf sehr entschiedener Sinn für Ordnung. Er hielt die Confession, die er ehrte, ohne gerade von ihr stark beschäftigt zu werden, für ein höchst wichtiges Moment der Ordnung und jedes Rütteln daran für unerlaubt. Ich meine das nicht so, als ob er sie, wie so viele leichtsinnige Conservative, zu einem Hebel der politischen Ordnung herabgesetzt hätte; er wollte vielmehr, unabhängig von rein politischen Rücksichten, die Ordnung ebenso für die Kirche wie für den Staat. Eben um dieser Ordnungsliebe wegen war er tolerant auch für den Katholicismus, ja er nahm ein entschiedenes Interesse an der rechtgläubigen Richtung desselben. Hätte er die Heidelberger Schule gekannt, die gerade im Aufblühen begriffen war, als er nach Paris ging (Daub, Marheineke u. s. w.), so würde er in ihr Gesinnungsgenossen freudig begrüßt haben. Die Ansicht dieser Schule war nämlich, daß die echte Darstellung der Religion Deutschlands das Nebeneinanderbestehen der beiden gleichberechtigten Kirchen sei: sie ging dann weiter, und fand nicht blos Deutschland, sondern das Christenthum selbst erst dann richtig constituirt, wenn die beiden Kirchen gleichsam nach dem Gesetz der Polarität zu ihrem vollständigen Ausdruck kämen. Hier wird man begreifen, daß Guizot, obgleich strenger Protestant, als Minister der katholischen Landeskirche in vielen Punkten günstig war; es war das nicht blos Concession an die Majorität des Volkes, sondern wiederum Ordnungsliebe.

Dazu muß man rechnen, daß damals, als seine Gesinnung sich bildete, die katholische Kirche in Frankreich noch keineswegs den bedenklichen Charakter angenommen hatte, der von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr hervorgetreten ist: Napoleon hatte sie durch das Concordat zwar wieder hergestellt, aber sehr streng innerhalb der Grenzen der Staatsgesetze eingeschlossen.

Das zweite Moment, das bei Guizot's Jugendgeschichte in Betracht kommt, ist die Genfer Erziehung.

Die Genfer haben seit Rousseau bis in die neueste Zeit, bis zu Cherbuliez hin, einen ganz ungemeinen Einfluß auf die Entwickelung der französischen Literatur gehabt; sie sind aber mit wenigen Ausnahmen von den echten Franzosen nie für ganz voll genommen. Bei einem der feinsten Kenner der französischen Literatur, bei Ste. Beuve, merkt man immer die stille

Freude, wenn er einem Genfer Idiotismen nachweisen und gewissermaßen corrigiren kann, Idiotismen nicht blos im Stil, sondern auch in der Gesinnung. Am lehrreichsten ist, was er über Necker sagt, der damals zwar schon todt, dessen schriftstellerische Thätigkeit aber noch sehr hoch geehrt war. Was er ihm vorwirft, ist eine Mischung von Herbigkeit und Geziertheit, kurz das Gegentheil dessen, was die Franzosen am meisten lieben: das „Abandon", das freie, natürliche Plaudern und Declamiren. Fein spürende Franzosen finden bei den Genfern, auch den berühmtesten, immer einige Spuren von Doctrin.

Etwas davon hat Guizot in seiner Genfer Erziehungsperiode angenommen, wenn auch die Herbigkeit und der Doctrinarismus bereits in seiner Natur lag. Dazu kam nun noch das Studium und die Anerkennung der Deutschen, damals für Frankreich eine unerhörte Paradoxie. Als er nun nach Paris kam, 1807, trat er naturgemäß in die journalistischen Zirkel der Hauptstadt ein. Auch die Reste der guten Gesellschaft, die noch vorhanden waren, öffneten sich ihm schnell. Nach dem Portrait des Greises zu urtheilen, auch nach den Berichten von Zeitgenossen, muß er ein auffallend schöner stattlicher junger Mann gewesen sein; die Frauen hatten ihn gern, trotz seiner professormäßigen Haltung, am liebsten bewegte er sich in den Zirkeln der Frau von Remusat. Dort fand er sich mit einer Dame zusammen, die sich durch ihre Schriften einen guten Namen gemacht hatte, aber auch viele Anfechtungen erlebte, Fräulein Pauline de Meulan. Sie war 14 Jahre älter als Guizot, ihm an Erfahrung und Weltkenntniß wohl vielfach überlegen, er nahm sich in einer unangenehmen Palenuit ritterlich ihrer an und wurde nach einigen Jahren ihr Gatte.

Die großen Namen der Zeit waren unstreitig Chateaubriand und Frau v. Staël. Chateaubriand, seit der Hinrichtung des Herzogs von Enghien mit dem Kaiserreich zerfallen, hatte eben 4. Juli 1807 jene fulminante Stelle veröffentlicht, vor der ganz Frankreich schauderte: „Wenn unter dem Schweigen der Verworfenheit man nichts mehr vernimmt als die Kette des Sclaven und die Stimme des Angebers, wenn Alles zittert vor dem Tyrannen und es eben so viel Gefahr bringt, seine Gnade zu verdienen, als seine Ungnade, dann übernimmt der Geschichtschreiber die Rache des Volkes. Umsonst hat Nero Glück, Tacitus ist bereits geboren innerhalb des Kaiserreichs!" Die Stelle wußte Guizot auswendig, wie fast das ganze junge Frankreich: als er August 1807 Erlaubniß erhielt, der Frau von Staël in Cappet aufzuwarten, recitirte er ihr jene Stelle, und war nicht wenig überrascht, als sie entzückt ausrief, er wäre ja zum Schauspieler geboren! und ihn mit ihrer Lebhaftigkeit sofort ins Costüm stecken wollte. — Die Anekdote ist höchst charakteristisch, und Guizot erzählt sie trotz seines Doctrinarismus allerliebst.

Nebenbei war die Bemerkung der geistreichen Frau nicht ganz unrichtig: es war nur der sonore Klang der Worte, was Guizot begeisterte; an eine Auflehnung gegen das Kaiserreich dachte er nach seinem eigenen Bericht nicht im Entferntesten. Man fühlte sich nicht wohl darin, man nahm es aber als ein Fatum hin, man hatte keine Idee, daß es jemals anders werden könne. Man tröstete sich in den Salons der guten Gesellschaft mit dem gewöhnlichen Auskunftsmittel der Franzosen, mit geistreichem Spott: es war, wie Guizot sehr richtig sagt, eine Opposition von aufgeklärten und unabhängigen Zuschauern, die nicht die mindeste Lust hatten, Acteurs zu werden. Nebenbei war man doch auch selbst in diesen Kreisen nicht unempfindlich gegen den Glanz, der durch Napoleon's Eroberungen sich über die große Nation ergoß.

Im Jahre 1809 hatte Guizot Gelegenheit, auch Chateaubriand näher zu treten: er wußte ein liberales Blatt zu bestimmen, eine feurige Apologie des Gedichts „die Märtyrer" aufzunehmen, und das führte zu einem Briefwechsel mit dem Dichter der Märtyrer. Die officiellen Journalisten hatten das Gedicht ungünstig beurtheilt, und Chateaubriand war überzeugt, Napoleon selbst stecke dahinter: er habe im Bilde des Tyrannen Galerius sein eigenes Bild erkannt. Liest man heute freilich die Stellen, so findet man nicht die leiseste Spur einer Aehnlichkeit.

Unter den literarischen Arbeiten jener Zeit tritt eine ausführliche Kritik von Gibbon's römischer Geschichte hervor. Er hatte dazu sehr sorgfältig deutsche Vorarbeiten

benutzt, zum Verdruß seines Gönners, des Kanzlers Fontanes, der gegen ihn behauptete, die Deutschen hätten weder in der Philosophie, noch in der Geschichte und Philologie irgend etwas Neues entdeckt. Guizot vertheidigte lebhaft seinen Standpunkt, worauf Fontanes sich halb scherzhaft, halb verdrießlich an seinen Nachbar wandte: „Diese Protestanten! man bringt sie doch niemals zum Nachgeben."

Um dieselbe Zeit versuchte Frau von Staël, ihr Werk über Deutschland zu veröffentlichen, das aber von der kaiserlichen Polizei eingestampft wurde, weil es unfranzösisch sei, Ideale bei fremden Völkern zu suchen.

Endlich erhielt Guizot in seinem fünfundzwanzigsten Jahre — eben hatte er Pauline geheirathet — einen Lehrstuhl an der Sorbonne. 11. December 1812 hatte er die Antrittsrede zu halten. Fontanes ermahnte ihn, einige lobende Aeußerungen über den Kaiser anzubringen, es sei so Gebrauch und man erwarte es. Guizot lehnte entschieden ab, und Fontanes mußte es sich endlich gefallen lassen.

Jene Rede enthält eine ernsthafte Untersuchung über Zweck und Mittel der Geschichtschreibung, die Schwierigkeiten, eine vergangene Thatsache vollkommen klar zu stellen und sich in den Geist einer fremden Zeit zu versetzen. Die Hauptaufgabe der Wissenschaft sei, für jede Epoche die dominirende Idee zu suchen, die, oft von den Helden des Zeitalters unbemerkt, ihr Thun bestimmt. In diesem Sinn durchforscht er mit philosophischem Blick den Zusammenhang der Weltgeschichte, namentlich den Uebergang von der alten zur mittleren Zeit durch die Völkerwanderung.

Seine übrigen Arbeiten aus jener Zeit beziehen sich hauptsächlich auf Literaturgeschichte. Sein Werk über Corneille und die anderen Dramatiker des 17. Jahrhunderts ist eine vortreffliche Studie, seine Abhandlungen über Shakespeare, namentlich seine Lustspiele, zeigen einen so freien Standpunkt, wie wir ihn kaum bei einem anderen Franzosen jener Zeit antreffen, selbst bei Frau von Staël nicht, die in Bezug auf das Theater ganz classisch gesinnt war. Auch schrieb er ein Wörterbuch der Synonymen, das ich aber nicht kenne, und zahlreiche Uebersetzungen aus dem Deutschen und Englischen.

Das neue Amt gab nun seiner Thätigkeit eine feste Richtung auf die Geschichte, die überhaupt den Mittelpunkt der Culturbewegung in Frankreich wurde. Zugleich brachte es ihn mit einem Mann in Verbindung, dessen Charakter mit dem seinigen am meisten verwandt war, und der damals einen großen Einfluß auf ihn übte: es war Royer Collard, der den Lehrstuhl der Philosophie in der Normalschule hatte, und rücksichtslos gegen die herrschende sensualistische Schule des 18. Jahrhunderts die Fahne des Idealismus aufpflanzte, die zuerst von den Deutschen und von den Schotten erhoben war.

Royer Collard gehörte zu einer alten jansenistischen Familie; ihm war seine Glaubensform eben so überliefert wie Guizot der Protestantismus. Er hielt sich streng zur Kirche und erzog seine Kinder dazu, obgleich er von sich selbst bekannte, daß ihm der eigentliche Glaube fehlte. Doctrinär und trotzig war er gerade wie Guizot, der Unterschied lag aber darin, daß Guizot unter Umständen sein Princip etwas zu dirigiren wußte, was Royer Collard unmöglich war. Vorläufig stimmten sie in ihrer conservativen Gesinnung völlig überein.

Jetzt erfolgt der Rückschlag Europa's gegen das Kaiserreich. Als der Marsch der Alliirten auf Paris begann, März 1814, reiste Guizot, um einen Augenblick dem beklemmenden Gefühl der Unsicherheit zu entgehen, — zu seiner Mutter nach Nismes. Das Land bot einen traurigen Anblick: überall hatte man große Bauten angefangen, die bereits in den Ruinen lagen, weil man keine Handwerker und kein Geld hatte; überall eine Mischung von Aufregung und Müßiggang; allgemeine Verarmung; viel mehr Frauen und Kinder als Männer. Dazu noch eine vollständige moralische Unsicherheit. In den gebildeten Classen durchaus die Sehnsucht nach Frieden; in den niedrigen Ständen leidenschaftliche jakobinische Erinnerungen. Das gemeinsame Unglück hätte die Nation vereinigen sollen, es hatte die Kluft nur noch vertieft.

Die Entscheidung erfolgte schnell und gleich nach Octroyirung der Verfassung nahm Guizot eine Stelle im Staatsdienst an. Am 5. Juli 1815 hatte er der Kammer einen Entwurf des Preßgesetzes vor-

zulegen; der Entwurf beginnt mit einer begeisterten Empfehlung der Preßfreiheit, die allein das Volk wahrhaft am Staatsleben betheiligen könne, und schließt mit einer Art Censur, da das Volk, durch den langen Despotismus unterdrückt, für die Freiheit noch nicht reif sei. Der Thatbestand war vollkommen richtig dargestellt, aber Wärme konnte ein solches Flickwerk nicht erregen.

Wie viel Grund das Königthum zum Mißtrauen hatte, zeigt die Schilderhebung Napoleon's. Im Auftrage mehrerer gleichgestimmter Freunde reiste Guizot während der hundert Tage 23. Mai 1815 nach Gent zum geflüchteten König Ludwig, um ihn zu Aenderungen seines Systems im liberalen Sinn zu bestimmen. Daß er in einem Augenblick, wo die Gegensätze hart an einander prallten, nicht viel durchsetzte, läßt sich begreifen, aber wenn man aus dieser Reise später politisches Capital geschlagen und ihn des Verraths am Vaterlande verdächtigt hat, so ist das geradezu lächerlich. Guizot handelte pflichtmäßig, wenn er den Versuch machte, die schlimmsten Folgen, welche sich die Nation durch ihren Leichtsinn zugezogen, von ihr abzuwenden.

Wider Vermuthen veränderte sich für die liberal-conservative Partei nach der zweiten Restauration die Stellung sehr zu ihrem Vortheil. Unter dem Einfluß der allgemeinen Friedenssehnsucht in Frankreich wurde die sogenannte Chambre introuvable gewählt. Man hatte mit besonderer Vorliebe solche Royalisten ausgesucht, deren Vergangenheit bereits für ihre gute Gesinnung bürgte. Zum Unglück waren die hervorragende Classe darunter die Emigranten, die während der Revolution Alles verloren hatten und nun Alles und noch Einiges mehr wieder haben wollten.

König Ludwig XVIII. war kein bedeutender Charakter, aber was er wollte war zeitgemäß, und in der Wahl seiner Mittel war er nicht ungeschickt. Juristisch wollte er zwar die ganze Revolutionszeit nur als unberechtigte Episode betrachten; er datirte seinen Regierungsantritt vom Todestage seines Neffen; aber praktisch war er zu manchen Concessionen bereit. Er hielt es zwar für Pflicht, die Emigranten zu entschädigen, aber den aus der Revolution hervorgegangenen Besitzstand wollte er anerkennen; die freie Bewegung, welche das bürgerliche Leben gewonnen hatte, wollte er nicht hemmen; er wollte die Kirche kräftig beschützen, aber ihr nicht dienstbar werden. So kam er in eine schiefe Stellung zu seinem Bruder, dem Grafen von Artois, und dessen Partei, die in der Kammer dominirte.

In der Chambre introuvable lag ein innerer Widerspruch: sie sollte die conservative Partei repräsentiren, und war nicht im Besitz; sie war den bestehenden Besitzverhältnissen feindlich. Darin war sie mit der Regierung einig, daß man den Jakobinern und Bonapartisten durch strenge Repressivmaßregeln den Daumen auf das Auge drücken müsse; im Uebrigen pochte sie nicht blos auf ihr Recht, sondern auf ihre Treue; aus Dankbarkeit sollte ihr das Königthum unbedingt zu Willen sein. Die Emigranten hatten nun die Stellen bei Hofe, starke Pensionen, ihren Faubourg St. Germain, als Individuen konnten sie im Ganzen zufrieden sein, aber sie wollten als Classe regieren: sie hatten feudale Grundsätze und keine feudale Stellung. Um so trotziger war ihre Sprache, sie fühlten sich als Erben der alten fränkischen Eroberer, und schleuderten nicht blos den Jakobinern, sondern dem ganzen Bürgerthum den vollen Hohn einer bevorzugten Race ins Gesicht.

Die eigentlichen Jakobiner waren zum Schweigen gebracht, an ihre Stelle traten die Reste der alten Ideologen, die Anhänger der sensualistischen Philosophie und der Menschenrechte, zum Theil große Herren aus den ältesten Familien: Lafayette, Destutt de Tracy, d'Argenson, die den neu einstrebenden Priestern mit Mißtrauen und Verachtung zusahen. Ihnen schloß sich, wenn auch mit minderem Eifer, die reich gewordene Bourgeoisie an: die Banquiers, die Käufer der Nationalgüter, die Speculanten, die hohe Finanz. Diese hätten allenfalls mit dem Adel getheilt, da er es aber nicht wollte, wurden sie seine Gegner; ohnehin hatten sie über Junker und Pfaffen die Ansichten von 1789, und Leute wie Casimir Perier und Lafitte sahen nicht ein, warum sie nicht eben so gut regieren sollten wie der Adel; ihnen war das Königthum nur Mittel zum Zweck, sie verlangten Ruhe und Ordnung, zur Sicherheit der bürgerlichen Interessen.

Zwischen diesen beiden sich schroff gegen-

über stehenden Parteien fand Guizot seine Stellung in der Gruppe der sogenannten Doctrinairs. Als Haupt derselben galt Royer Collard. Es gehörten aber auch vornehme Männer dazu, der Herzog von Broglie, der Herzog von Ste. Aulaire, der Vicomte von Barante. Ihr Zweck war, im Staat nicht einer Classe die Herrschaft zu geben, sondern sie alle zu betheiligen, den Bürgerstand wie den Adel; der Kirche zu ihrem Rechte zu verhelfen, aber dem Staat durch Vermittelung der Universität das Erziehungswesen zu wahren; die Demagogie niederzuhalten, aber die Freiheit nicht weiter zu hemmen als unumgänglich nöthig; das Königthum zu stützen, die Reaction zu bekämpfen.

Sie hatten einen nicht unbedeutenden Einfluß in geistiger Beziehung: die neue Schule der Philosophie, welche den Sensualismus eben so eifrig bekämpfte wie die Bigotterie, schloß sich ihnen an, ebenso die neu aufblühende Schule der Geschichtschreibung.

In vielen Punkten kamen sie mit den Willensmeinungen des Königs überein, und sie traten ihm um so näher, als von einem Ultraroyalisten, Vitrolles, das Verlangen ausgesprochen wurde, das Ministerium aus der Majorität der Kammer zu nehmen. Guizot war es, der mit seiner Widerlegung beauftragt wurde.

Endlich 5. September 1816 entschloß sich der König, mit der Partei der Emigranten zu brechen, die Chambre introuvable aufzulösen und das Wahlgesetz zu ändern.

Sofort beginnt die scharfe Opposition der Royalisten gegen das Königthum, an deren Spitze Chateaubriand eine parlamentarische Regierung verlangt. Eben so leidenschaftlich aber regt sich der äußerste Flügel der Liberalen, als deren Typen Courier und Beranger anzusehen sind.

In der neuen Kammer hatte die Gruppe der Doctrinairs, die nun ganz mit dem König verbündet schien, die Führung, aber bald zeigte sich, daß die Einigkeit auch hier nicht unbedingt war.

Sept. 1817 wurde heimlich ein Concordat abgeschlossen, welches die Erziehung wieder den Geistlichen in die Hände spielen sollte. Hier nun traten einstimmig die Doctrinairs dagegen ein und zwangen den Hof, nachzugeben. Eine große literarische Fehde schloß sich daran, ein neuer geistreicher Schriftsteller, Lamennais, wurde der Wortführer der klerikalen Partei. Diese Opposition der Rechten wurde vorläufig dem König unbequemer als die der Linken, und so machte das Ministerium October 1818 eine entschiedene Schwenkung nach dieser Seite.

Aber immer heftiger wurden auch die Angriffe der Radicalen. Schon die Wahl Gregoire's, der für den Tod des Königs gestimmt, in die Kammer 11. September 1819 erregte das Entsetzen der Royalisten. „Jetzt sehen Sie, mein Bruder," sagte Graf Artois, „wohin man Sie führt!" — „Ich sehe es," antwortete dieser, „und habe meine Maßregeln getroffen."

Den Ausschlag aber gab die Ermordung des Herzogs von Berry, 15. Februar 1820. Fünf Tage darauf war das Ministerium entlassen, 12. April wurde das Wahlgesetz wieder zu Gunsten der Emigrirten umgestaltet, 17. Juli die Doctrinairs, Guizot, Royer Collard u. s. w. in den unhöflichsten Formen aus dem Cabinet getrieben.

Jetzt beginnt für Guizot die nach meiner Ansicht glänzendste Periode. Er war 33 Jahr alt, seine Freundin, Frau von Condorcet, nahm ihn und seine Familie in ihrem Landhause auf. Dort veröffentlichte er September 1820 seine erste Oppositionsschrift: Ueber die Regierung Frankreichs seit der Restauration.

Seit mehr als 13 Jahrhunderten enthielt Frankreich zwei Völker, ein siegendes und ein besiegtes. Seit mehr als 13 Jahrhunderten kämpft das besiegte Volk, das Joch des Siegers abzuschütteln; unsere Geschichte ist die Geschichte dieses Kampfes. In unseren Tagen wurde die Entscheidungsschlacht geliefert, sie heißt die Revolution.

Das Resultat derselben war nicht zweifelhaft. Das besiegte Volk hatte seinerseits gesiegt, hatte Frankreich erobert und war 1814 unangefochten im Besitz. Die Charte erkannte diesen Besitz an, erklärte, daß er Rechtens sein sollte, und gab ihm die Repräsentativverfassung als Bürgschaft. Durch diesen Act stellte sich der König an die Spitze der neuen Eroberer, und verpflichtete sich, mit ihnen gemeinschaftlich das Resultat der Revolution zu vertheidigen.

Trotzdem fand keine Resignation statt,

ein neuer Krieg begann von der einen wie von der anderen Seite. Das Privilegium hatte den Thron in seinen Sturz verwickelt, es glaubte mit der Wiederherstellung des Thrones selber wieder aufleben zu dürfen. Das freie Wort gab den Parteien die Möglichkeit, sich an einander zu messen. Nach wie vor bestehen die beiden Völkerschaften unter uns und suchen sich geltend zu machen. Freilich hat wohl die Gerechtigkeit die beiden Völker einander genähert, dessen ungeachtet bestehen noch immer zwei von einander durch eine tiefe Kluft geschiedene sociale Classen, die wohl einen Waffenstillstand schließen können, aber keinen Frieden. —

Dreißig Jahre später, als Guizot seine Schrift wieder las, fand er den Inhalt zwar richtig, aber den Ausdruck zu schroff. Durch die blinde Rivalität der beiden oberen Classen sind die Versuche einer freien Regierungsform gescheitert, Adel und Bourgeoisie haben an nichts Anderes gedacht, als sich gegenseitig auszuschließen. Jener wollte keine Gleichheit gelten lassen, diese keine Ueberlegenheit. Der Hochmuth des Adels hat das Bürgerthum nicht verhindert, bis zu den Höhen des Staats vorzudringen; die Eifersucht der Bourgeosie hat den Adel nicht verhindert, die Vortheile zu bewahren, die in der Meinung und Ueberlieferung liegen. Der Zwist der beiden Classen ist zwecklos, aber um so erbitterter, und so wurde stets von Neuem Frankreich der Revolution preisgegeben.



François Guizot.

Diese merkwürdige Schrift hat noch einen

anderen als politischen Sinn. In derselben Zeit veröffentlichte Augustin Thierry die ersten glänzenden Schriften, welche die französische wie die englische Geschichte als eine Reihe von Eroberungen darstellen. Bekanntlich ist die erste Anregung zu dieser neuen Auffassung der Geschichte W. Scott's Ivanhoe.

Seit December 1820 wurde es Guizot verstattet, öffentliche Vorlesungen über die Ursprünge der Repräsentativverfassung in Frankreich zu halten. Er enthielt sich darin streng jeder Anspielung, die auf die Gegenwart gedeutet werden konnte; gleichwohl blieb ihm diese Vergünstigung nicht lange.

Die immer leidenschaftlicheren Angriffe des Liberalismus veranlaßten einen neuen Cabinetswechsel; diesmal wurde das Regiment wirklich der Partei des Grafen Artois in die Hände gegeben. Der neue Cultusminister ließ 11. October 1822 Guizot's Vorlesungen schließen. Während man ihn früher als Servilen verdächtigt hatte, glaubte man ihn jetzt für die Opposition gewonnen. Einer der Führer derselben, Manuel, besuchte ihn und sprach sich ziemlich unbefangen über seine politischen Absichten aus: mit nicht geringer Verwunderung erfuhr Guizot, daß man Napoleon II. im Auge habe.

Der Bericht ist sehr merkwürdig. Daß nach dem Tode des großen Kaisers ein gewaltiger Umschwung in der nationalen Gesinnung stattfand, daß Bonapartisten, Ideologen und Jakobiner sich die Hand reichten, daß Beranger's Lieder zur Verherrlichung Napoleon's in allen Hütten gesungen wurden, war bekannt, aber es steckte noch mehr dahinter. Fast alle Verschwörungen jener Zeit hatten das Militär zum Object, und in diesem waren noch immer recht bedeutende bonapartistische Elemente.

Insofern war es von Chateaubriand, der nun die auswärtigen Angelegenheiten leitete, nicht ungeschickt, daß er den Versuch machte, die Armee dadurch an die Lilien zu gewöhnen, daß er den Lilien einen wohlfeilen Sieg verschaffte. Die spanische Expedition zur Wiederherstellung des Absolutismus war in anderer Beziehung höchst anfechtbar, in dieser gelang sie vollständig.

„Es fehlte noch etwas,“ sagte er in der Pairkammer, „zur vollständigen Versöhnung der Franzosen: in den Zelten wird sie sich vollenden; die Waffenbrüder werden bald Freunde werden, und alle Erinnerungen werden sich verlieren in die eine große Erinnerung des gemeinsamen Ruhmes!“ — oder, wie er sich etwas frivoler in den Memoiren ausspricht: „Ich wollte die Nation zur Wirklichkeit durch den Roman führen. Das hat sie gern.“ In der That waren seine politischen Entwürfe ziemlich weit aussehend, und das war der eine Grund, der ihn dem Führer des Cabinets Villele verhaßt machte. Der andere Grund war freilich, daß man mit dem stolzen und eigenwilligen Manne nicht auskommen konnte. Sein zweideutiges Verhalten in einer sehr ernsthaften Angelegenheit veranlaßte den König 1. Juli 1824 ihm in ziemlich brüsker Form seine Entlassung zu geben. Empört darüber, wurde er jetzt Hauptschriftsteller der Opposition, befreundete sich mit Beranger und hat unter der Firma eines eifrigen Royalismus dem Königthum mehr Schaden gethan als die Liberalen.

Das änderte sich auch nicht wesentlich unter Karl X. Die Neigungen freilich des neuen Königs waren ganz auf Seiten der äußersten Rechten, aber auch an ihm machte sich die zwingende Macht der Umstände geltend.

Guizot hatte die letzten Jahre ernsthafte historische Studien gemacht; 1826 erschien seine „Geschichte der englischen Revolution bis zum Tode Karl's I.“ Erst nach 26jähriger Unterbrechung setzte er sie wieder fort bis zur Restauration: der Geschichtschreiber fährt in demselben Stil, in derselben Gesinnung fort; so scheint es wenigstens, obgleich der Standpunkt nicht unbedingt der nämliche ist.

Abgesehen von den Bonapartisten, schwebte den französischen Geschichtschreibern der zwanziger Jahre, Miguet, Thiers u. s. w. immer das Vorbild der englischen Revolution vor: das französische 1789 entsprach dem englischen 1648, es fehlte noch das französische Gegenbild des Jahres 1688, der Dynastiewechsel. Diesen sah man voraus nach der Analogie, man wünschte ihn und that alles Mögliche, ihn zu beschleunigen, bis er denn 1830 wirklich eintrat.

Im Jahre 1849 zeigte Guizot das Schielende des Vergleichs. Die englische

Revolution fing mit der religiösen Bewegung an und behauptete während ihres ganzen Verlaufs einen religiösen Charakter; sie fand Grundgesetze und sittliche Institutionen vor, auf denen sie fußen und die sie entwickeln konnte. Dagegen war die französische Bewegung von vornherein gegen das Christenthum gerichtet und destructiv gegen alles Belehrende. Dort strebte man nach der Organisation der politischen Freiheit, hier nach der unbedingten Gewalt des Staats; dort hatte der Ausgang einen politischen, hier einen socialen Charakter.

Das Alles war ihm im Jahre 1826 noch nicht so ganz klar. Er enthielt sich zwar jeder demagogischen Thätigkeit, aber die Idee des Herzogs von Orleans schreckte ihn doch nicht, und als die klerikale Partei immer stärker um sich griff, trat er 1827 in die Gesellschaft: „Aide-toi, le ciel t'aidera!“ die zwar nur von gesetzlicher Reform etwas wissen wollte, aber Gewalten ins Spiel brachte, deren Zügel ihr bald aus den Händen fallen mußten.

Der Ausgang war günstiger als man hätte erwarten sollen. Als die Neuwahlen eine entschiedene Majorität brachten, entschloß sich der König nachzugeben: er beauftragte Januar 1827 Martignac mit der Bildung des neuen Cabinets, welches eine vermittelnde Stellung einnahm und dem Liberalismus nicht unerhebliche Concessionen machte. Die Hauptsache für die Entwicklung der französischen Literatur war, daß den von dem vorigen Cabinet angefochtenen Gelehrten völlige Freiheit gegeben wurde, ihre Grundsätze von dem Katheder aus vorzutragen. Am meisten ragten hervor Guizot, Villemain und Cousin.

Die Generation, die damals in der Lage war, sich in den Principien zu befestigen, erinnerte sich noch lange nachher mit großer Dankbarkeit einer Zeit, in der alle Keime des Gedankens, wie von einer frischen Frühlingsluft erregt, plötzlich und reichhaltig aufsprossen. Guizot hat zwar nichts gethan, die Jugend, wie es die Franzosen lieben, mit sich fortzureißen und zu elektrisiren, aber er hat mehr als ein Anderer dafür gesorgt, in ihr den Geist strenger und echter Wissenschaftlichkeit zu erwecken.

Die Vorlesungen der Jahre 1828 bis 1830 behandeln die Geschichte der europäischen Civilisation und die Geschichte der Civilisation in Frankreich. Die letztere, die leider nur bis zum zwölften Jahrhundert fortgesetzt wurde, weil die Stürme der Juli-Revolution sie unterbrachen, gehört zu den bedeutendsten Leistungen der Franzosen in der Geschichtschreibung überhaupt. Ich kann diese Behauptung durch das Zeugniß des größten Kenners auf diesem Gebiet bekräftigen, den wir jetzt haben, durch das Zeugniß von Waitz, der dankbar bekennt, wie viel er Guizot's Vorlesungen schuldig ist.

Ich habe von der „Geschichte Englands“ noch nichts Näheres gesagt. Sie ist ein correctes Werk, das auf gründlichen Studien beruht und das ernste Streben hat, nach allen Seiten gerecht zu werden. Eigentlich glänzend kann man es nicht nennen: in der Charakteristik der Personen, wie in der Lebhaftigkeit und Anschaulichkeit im Bericht über die Ereignisse wird Guizot von vielen anderen französischen Geschichtschreibern übertroffen, und durch das ganze Werk geht eine Neigung zu moralisiren, die nicht immer geeignet ist, das Thatsächliche aufzuklären.

Ganz anders in der Geschichte der französischen Civilisation. Bei der Völkerwanderung wird man nicht leicht zu moralischen Urtheilen versucht, da die herrschenden Begriffe sich dem modernen Maßstab entziehen; die Aufgabe des Historikers ist hier auch weit weniger, Personen zu zeichnen, als Zustände durch Analyse, Induction und Analogie zu erforschen und deutlich zu machen. Guizot zeigt für diese Operation ein Talent, das in mancher Beziehung an unseren Justus Möser erinnert. Aber die Quellen flossen ihm reichlicher, er konnte sich auf tüchtige Vorarbeiten stützen und seine Forschung wurde durch den Wetteifer befruchtet, mit dem eine Reihe ausgezeichneter Gelehrten, namentlich Thierry in das neue Feld sich vertieften.

Guizot beginnt seine Darstellung mit dem allmäligen Verfall des römischen Reichs im vierten Jahrhundert. Die einheitliche Cultur des Alterthums wurde gelöst durch eine allgemeine Verwirrung, nicht blos in den Thatsachen, sondern in den Ideen. Um sich den Gang derselben klar zu machen, muß man drei Elemente unterscheiden: die Reste der alt-römischen

Bildung (das Kaiserthum, das römische Recht und die Municipien), die christliche Kirche und die deutschen Barbaren mit den Sitten und Rechtsbegriffen, die sie aus der Heimath in das neue Land mitbrachten.

Die früheren Geschichtschreiber hatten je nach ihrem politischen Standpunkte immer nur eins dieser Elemente ins Auge gefaßt, Guizot betrachtete es als seine Hauptaufgabe, alle drei in ihr rechtes Licht zu stellen und nachzuweisen, wie durch das Ineinanderleben dieser drei Bildungsformen, die sich ursprünglich im vollsten Sinne des Worts äußerlich gegenüber standen, die moderne Civilisation hervorgegangen ist.

Mit energischer Analyse dringt er durch diese dunklen Epochen, durch diese Fülle von Widersprüchen, wo die Elemente der Gesellschaft einander bestreiten, aber sich kaum unterscheiden lassen; er beschreibt das Ordnungslose, das Flüchtige, das Unvollständige im gesellschaftlichen Zustand, er läßt herausfühlen und begreifen, was nicht streng umrissen werden kann, was keine eigene Farbe und keinen entschiedenen Charakter hat. Er führt uns überall in die Quellen ein, aber nicht so, daß er sie einfach ausschreibt, sondern er versetzt uns in die Seele des Chronisten: er zeigt, wie ihm von seinem individuellen Standpunkt aus diese entsetzliche Erscheinung vorkommen mußte, und wie wir, um das Ganze richtig zu übersehen, uns den individuellen Fall weiter ausmalen und aus der Masse der einzelnen aufregenden Berichte ein allgemeines Bild entwerfen müssen.

Die romanische Gesellschaft in Gallien wurde zerstört, wahrhaft zerstört: nicht wie ein Thal durch einen Waldstrom verwüstet wird, sondern wie der festeste Körper durch das beständige Eindringen einer fremden Substanz sich desorganisirt. Zwischen alle Glieder des Staates, alle Functionen des hergebrachten Lebens drängten sich ohne Aufhören die Barbaren; wie das ganze Reich sich in seine einzelnen Momente auflöste, so jede Provinz. Die Städte, die Districte gingen aus den Fugen und kehrten zu ihrer isolirten localen Existenz zurück. Alle Bande, durch welche Rom das Reich zusammen gehalten, wurden zerrissen.

Die siegreichen Barbaren suchten das System der römischen Verwaltung in die Hand zu nehmen, wo möglich dieselben Beamten beizubehalten. Aber es gelang ihnen nur höchst unvollkommen. Das ganze Land wird von den Deutschen auf eine andere sociale Stufe gebracht. Es verfällt der entsetzlichsten Verwilderung. Nur in den Städten dauert das römische Leben fort, und auch diese verwandeln sich in Festungen und kommen dadurch in eine andere Ordnung.

Nicht minder desorganisirend äußerte sich die Völkerwanderung auf die bisherigen sittlichen Zustände der Germanen. Sowohl die seßhafte Stammgenossenschaft als das kriegerische Gefolge veränderten mit den Verhältnissen ihren Charakter; die bisherige militärische Disciplin löste sich auf, aus den wandernden Kriegern wurden Landeigenthümer, und durch die locale Zerstreuung wurde auch das gemeinsame sittliche Band, die annäherungsweise freie und volksthümliche Verfassung gelockert.

In diesem Augenblick nun, wo die politische Gesellschaft sich in ihre Elemente auflöste, strebte das Institut der Kirche einer kräftigen Einheit zu und vermittelte den Zusammenhang zwischen der alten und modernen Cultur. Von der übersinnlichen Bedeutung des Christenthums ist bei Guizot nicht die Rede. Die christliche Kirche wird als geschichtliche Thatsache betrachtet und ihr Einfluß auf die allgemeine Civilisation nach rein irdischen Gesichtspunkten erörtert. Wenn die Führer der Kirche alle Kräfte aufboten, dem Mönchsthum Eingang ins Abendland zu verschaffen, so lag der Grund darin, daß sie durch die Klöster ihrer eigenen christlichen Gesellschaft einen Zuwachs verschafften, und ihn der heidnischen, die jener äußerlich noch immer gegenüber stand, entzogen. Hauptsächlich von den Klöstern aus verbreitete sich jene Lehre vom passiven Gehorsam, die im römischen Kaiserreich etwas Natürliches war, aber den Sitten der Germanen widersprach; auch in dieser Beziehung haben die Klöster zur Romanisirung des neuen Europa beigetragen.

Die geistliche Literatur jener Zeit verließ ganz den Pfad der Speculation; sie wurde praktisch und erhob sich in ihrer Beredsamkeit zuweilen zu einem Pathos, das an die besten Stellen in Milton erinnert. Die täglichen Ereignisse empörten oder unterdrückten alle sittlichen Instincte

des Menschen; Alles war dem Zufall und der Gewalt anheim gefallen, nirgend fand man in der äußeren Welt jene Herrschaft der Regel, jene Achtung vor dem Recht, welche die Sicherheit des Lebens ausmachen. Der moralische Instinct, der sich nie ganz unterdrücken läßt, suchte sich einen Ausweg in den Legenden, wo mitten in einer Sündfluth unsinniger Fabeln das geistige Element zu seinem Rechte kam, wo die Seelen sich von dem beständigen Anblick der Verbrechen erholen und ihrem Liebesbedürfniß genügen konnten. Bei der großen Einförmigkeit und Inhaltlosigkeit des wirklichen Lebens in den unteren Schichten der Gesellschaft, leisteten die Legenden etwas Aehnliches, wie im Orient die Geschichten aus Tausend und einer Nacht. Die Einbildungskraft des Volkes konnte sich frei in einer wunderbaren übersinnlichen Welt ergehen, die voll von Bewegung und Poesie war.

Durch Karl den Großen wird zum ersten Mal der Versuch gemacht, ein Staatsleben zu gründen, welches sich zur Kirche in ein bestimmtes Verhältniß setzte. In der Thätigkeit eines jeden großen Mannes sind zwei Seiten zu unterscheiden: einmal erkennt er schneller und entschlossener, was dem Zeitalter Noth thut, und führt es aus; dann wird er durch seinen Dämon über das Maß der menschlichen Kraft hinausgeführt. Seine natürliche Aufgabe, Gallien in einen fränkischen Staat zu verwandeln, hat Karl erfüllt; die Idee eines Weltreichs und einer Centralisation im Sinne des römischen Kaiserthums hat ihn nicht überdauert. Aber während vor ihm die Civilisation Schritt vor Schritt bergab ging, hat er den Impuls zu einem Aufschwung gegeben, der nicht mehr unterbrochen wird.

Zu seiner Zeit wird auch die äußere Ordnung der Kirche hergestellt und die eigentliche Theologie beginnt, mit entschiedener Anlehnung an die römische Bildung, hauptsächlich an die platonische Philosophie.

Erst seit den Capetingern giebt es eine französische Nation. Politisch fällt das Reich noch mehr auseinander, als unter den früheren Dynastien, der Glaube an die göttliche Abkunft der Könige hört auf, die Staatskraft zerfällt in eine Reihe kleinerer Souverainetäten, in ein verwickeltes System von Rechtsbeziehungen und Willkür, das man kaum übersehen kann. Aber in dem Volke tritt mehr und mehr das Gefühl der Einheit hervor und kommt dem Königthum zu Hülfe; alle gesellschaftlichen Elemente haben die Neigung, sich zu nähern, sich zu assimiliren, große Massen zu bilden.

Der germanische Krieger ist jetzt Landeigenthümer geworden, nicht mehr der Feind, sondern der Herr des eingeborenen Landvolks. Er findet sich mit seinen Standesgenossen in den Aemtern und den kriegerischen Unternehmungen zusammen. Neue Einrichtungen sind nöthig, die Deutschen gehen auf das Muster ihrer alten seßhaften Stammverhältnisse zurück; die Ordnung des Staats ist rein privatrechtlicher Natur.

Im Alterthum war die Macht in den Städten concentrirt, dem Aufenthalt der großen Grundbesitzer; im Mittelalter auf dem Lande. Im Alterthum hatten die Städte, als der Inbegriff aller Staatsgewalt, eine aristokratische Form; im Mittelalter entwickelte sich die Blüthe der Städte zu einer demokratischen Opposition gegen den großen Grundbesitz.

Da die Capetingischen Könige keine unbedingte Gewalt mehr hatten, schlossen sie sich zunächst der Kirche an. Dann griffen sie vorsichtig und allmälig, fast durchaus im Interesse des Volks, in die einzelnen kleinen Souverainetäten ein. Hauptsächlich verstanden sie ihre Gewalt als gute Wirthschafter privatrechtlich zu erweitern

Schon Philipp August hatte ein Königthum im modernen Sinne im Auge; der heilige Ludwig setzt trotz seines Idealismus das Werk seiner Vorgänger kräftig fort, und so ist am Schluß dieser Periode der Staat in seinen Fundamenten festgestellt.

Die französische Communalfreiheit hat einen dreifachen Ursprung: die Fortdauer des römischen Municipalsystems, die Ansammlungen Unfreier um die Schlösser der einzelnen Herren, die von denselben gegen den Austausch von bestimmten Leistungen gewisse Concessionen erhielten; endlich die eigentlichen Communen, die mit bewaffneter Hand sich die Freiheit erkämpften. Die Geschichte des Bürgerstandes fällt mit der Geschichte der Com-

munalfreiheit keineswegs zusammen, im Gegentheil beginnt seine Blüthe erst, als die letztere gebrochen war.

So weit war Guizot gekommen, als ihn die Politik wieder in ihre Strudel riß, und ihn dem Geschäft, zu welchem er eigentlich bestimmt war, entführte.

Am 23. Januar 1830 wurde er in die Kammer gewählt und betheiligte sich sofort an der Vertheidigung der Adresse, in welcher von den Kammern dem Könige ein förmliches Mißtrauensvotum gegeben wurde. „Wir hatten", erzählt er später, „den Kopf zu voll von der Erinnerung der englischen Revolution, und sahen nicht ein, daß in England die Mittel, eine Regierung zu constituiren und den Absturz der Ereignisse zu hemmen, viel größer waren als bei uns. Wir hatten für die Revolution keine so tiefen Gründe als die Engländer und viel geringere Kräfte."

Die Krone ließ sich zum Staatsstreich drängen, der Staatsstreich wurde schwach durchgeführt, es kam zur Revolution. Von den juristischen Gründen verstand die Masse, die sich daran betheiligte, gar nichts, ihrer Phantasie schwebte die Tricolore vor, die Marseillaise, das Kaiserreich, der Wiedergewinn der Rheingrenze. Alle unruhigen Köpfe strömten in Paris zusammen, es war als ob alles Blut ins Herz zurückdrängte und dort in Fieberhitze gerieth. „Schickt die Armee an den Rhein!" sagte einer von den Volksführern zu Guizot, „und ich stehe für die Befriedigung des Volkes."

Man weiß, wie durch kluge Köpfe statt dessen das Bürgerkönigthum eingerichtet wurde.

Unter den Berathern desselben traten sich sofort zwei Gegensätze gegenüber. Lafitte und seine Anhänger wollten Alles gehen lassen wie es eben ging, überzeugt, daß die gesunde Vernunft des Volks sich selbst den richtigen Weg bahnen würde. Perier und seine Anhänger waren zu energischem Widerstand gegen die Aufregung entschlossen. Der letzteren Partei schloß sich Guizot von vornherein mit Entschiedenheit an. Am 11. August 1830 wurde er zum Minister des Innern ernannt, und gab seinen Präfecten die Anweisung zu scharfen Repressivmaßregeln. Doch mußte er schon am 2. November seine Entlassung geben, und Lafitte behielt vorläufig das Ruder.

Worin die Gefahr lag, hat am besten der alte Röderer ausgesprochen. In Frankreich handelt es sich nicht um Garantien der Freiheit, sondern darum, daß jenem Ehrgeiz ein freier Spielraum gegeben wird. Die Franzosen sind für die constitutionelle Form nicht geeignet, da sie wie die Frösche keinen Klotz zum Herrn wollen.

Von Lafitte's Nachsicht unterstützt, wurden die Excesse in Paris bald so arg, daß der König einen Entschluß fassen mußte. Mit dem Ministerium Casimir Perier am 12. März 1831 kam Ordnung und Zusammenhang in die Politik des Julikönigthums. Guizot gehörte zu den eifrigsten Anhängern des neuen Cabinets, auch darin, daß er seine friedfertige Politik unterstützte. Nicht alle seine Parteigenossen dachten so. Einer seiner näheren Freunde rieth noch jetzt zum Krieg auf Grund des polnischen Aufstandes, weil nur durch eine dramatische Action das Gemüth der Franzosen versöhnt werden könne; Guizot behauptete dagegen mit Recht, daß die ernsthafte Politik sich mit dramatischen Actionen nicht abgeben dürfe.

Der Tod Perier's am 16. Mai 1832 war ein schwerer Schlag für die conservative Partei, die sich indeß bald wieder zusammenraffte, da die Demagogie sich immer heftiger regte; sie brachte es endlich im October 1832 zu einem neuen streng conservativen Cabinet, in welchem Guizot das Ministerium des Unterrichts übertragen wurde. Hier hat er sehr segensreich gewirkt, namentlich für das Aufblühen der historischen Wissenschaften, die ihm besonders am Herzen lagen; die großen Leistungen jener Zeit gingen fast durchweg aus seiner Anregung hervor.

Guizot empfand als eine der bedenklichsten Eigenschaften der Zeit die Unfähigkeit der wohlgesinnten Franzosen, sich zu einer festgeschlossenen und disciplinirten Partei zusammen zu finden, auf welche das Ministerium sich stützen könne; er empfand lebhaft die Pflicht, die Bildung einer solchen vorzubereiten. Aber sein Ehrgeiz kam zuweilen seinem Pflichtgefühl in die Quere, und es war gewiß nicht eine Kräftigung der conservativen Partei, wenn er mit Hülfe seiner näheren Freunde,

der Doctrinairs, den bisherigen Chef des Cabinets, den Marschall Soult verdrängte am 18. Juli 1834. Das doctrinaire Cabinet unter Führung des Herzogs von Broglie hielt sich nur bis zum 5. Februar 1836. Diesmal waren es die Intriguen von Thiers gewesen, die es gestürzt hatten; der heimliche Schürer war Talleyrand. Die conservative Partei war nun ohne alle Führung, Guizot trat vorläufig wieder ins Privatleben zurück.

Aber auch Thiers fühlte sich in seiner Stellung nicht sicher; schon am 24. August mußte er seine Entlassung geben, und man versuchte eine neue Combination unter der Leitung von Molé, an der auch Guizot sich betheiligte, obgleich diesmal von seinen Parteigenossen gehemmt und mit Mißtrauen gegen seine Verbündeten erfüllt.

Der Ausgang war voraus zu sehen. Molé hielt die ewigen Reibereien nicht aus, ließ ihn fallen und bildete am 15. April 1837 ein neues Ministerium. Guizot empfand das als eine böswillige Intrigue, und fühlte sich, wie füher Chateaubriand, im Rechte, seine Politik durch seinen persönlichen Groll bestimmen zu lassen.

Sein Ansehen in der guten Gesellschaft war indeß immer gestiegen. Am 22. December 1836 war er in die Akademie aufgenommen, verhältnißmäßig spät genug, denn er war bereits 50 Jahre alt. Indem er seinen Vorgänger Destutt de Tracy lobte, schilderte er ihn als einen der würdigsten Repräsentanten des 18. Jahrhunderts: eines Jahrhunderts, dessen Vertrauen zwar jugendlich und übereilt, aber ehrlich und menschlich war; dessen Gefühle mehr werth waren, als seine Sitten und Principien; das stark gefehlt hat, weil es zu sehr an sich selbst glaubt, während es an allem Uebrigen zweifelte; dem aber, sobald seine Sünden einmal gebüßt sein werden, viel wird vergeben werden, weil es viel geliebt hat.

Jetzt tritt die bedenklichste Wendung in Guizot's politischer Laufbahn ein. Er hielt es nicht aus, längere Zeit außerhalb des Cabinets zu bleiben, und entschloß sich zu einem Schritt, durch welchen er all seine politischen Principien verleugnete.

Das neue Cabinet unterschied sich von dem älteren dadurch, daß seine Mitglieder überwiegend außerhalb der politischen Coterien genommen waren. Bei dem besten Willen wäre dem König eine wirklich parlamentarische Regierung nicht möglich gewesen, weil es keine parlamentarische Majorität mehr gab, weil die politischen Parteien sich in Coterien zerbröckelt hatten, deren einziger Zweck darin bestand, irgend einem Ehrgeizigen ins Amt zu verhelfen, um durch ihn wieder gefördert zu werden. So klar Guizot seine Sachlage übersah, ließ er sich doch durch seinen Ehrgeiz verblenden, das Verlangen zu stellen, daß die Mitglieder des Cabinets die parlamentarischen Führer sein sollten. Und wie stellte er, der besonnene, gewissenhafte, einsichtsvolle Mann, sich die Möglichkeit der Bildung einer Majorität vor? — Er wollte sämmtliche Parteien, Legitimisten, Republikaner, Doctrinairs gegen das bestehende Cabinet vereinigen, dieses stürzen, und dann sämmtliche Führer der Coalition am Cabinet betheiligen! Es ist, so viel ich urtheilen kann, der frivolste und frevelhafteste Versuch, der in der modernen Politik vorgekommen ist. — Und wie rechtfertigt er sich später?

„Auch in den ehrlichsten Patriotismus schleichen sich persönliche Motive ein. Der geheime Wunsch, mich an Molé zu rächen, mag wohl nicht ohne Einfluß auf mein Handeln gewesen sein. Auch für die ehrlichsten Leute ist die Politik kein Werk von Heiligen."

In der Adreßdebatte 7. Januar 1839 begann der Sturm der Coalition gegen das Cabinet. Guizot war einer der Leidenschaftlichsten. Bei den Neuwahlen reichten sich die Parteien brüderlich die Hände, die Conservativen entlehnten ihre Stichworte den Radicalen, Guizot appellirte ganz gegen seine Grundsätze an die französische Nationaleitelkeit. Das Ministerium mußte 8. März 1839 seine Entlassung einreichen, und es handelte sich nun um Theilung der Beute. Bei Guizot ging die Verblendung so weit, daß er, der Fanatiker für die conservative Partei, im Ernst an die Möglichkeit eines Zusammengehens mit der Linken glaubte! Bald merkte er indeß, daß man ihn dupiren wolle; eine Cabale verdrängte die andere, der König hielt sich in einer ironischen Neutralität, und erklärte sich bereit, jede Combination anzunehmen. Vorläufig wurde ein provisorisches Cabinet gebildet, aus bloßen Technikern; alle Ver-

suche eines Definitivums scheiterten: „die siegreiche Coalition," sagt Guizot sehr richtig, „schien in unmächtige und unfruchtbare Confusion auszumünden."

So entschied der Aufstand vom 12. Mai die Sache; man bildete ein überwiegend militärisches Cabinet, aus dem die Parteiführer ausgeschlossen waren; Guizot, den man aus Paris gern los sein wollte, schickte man als Botschafter nach London, 25. Februar 1840. Er blieb auf diesem Posten, als gleich darauf durch Thiers ein neues Ministerium gebildet wurde, das sich entschieden auf die Linke stützte. „Leichter," schrieb damals Heine, „wäre es in Frankreich, ein Bonapartisten-Regiment als eine Republik zu begründen; die Franzosen sind ihrer Natur nach bonapartistisch. Dadurch, daß er ihrem angeborenen Bonapartismus schmeichelte, hat Thiers eine außerordentliche Popularität gewonnen."

Thiers spielte so lange mit der orientalischen Frage, bis es beinahe zum Kriege gekommen wäre, den er im Grund nicht wollte; er war im Stillen froh, als der König, der noch weniger dazu geneigt war, ihn entließ, 29. October 1840, und Guizot mit der Bildung eines friedlichen und conservativen Ministeriums betraute. Freilich declamirte er dann um so lauter gegen die Gefügigkeit seines Nachfolgers.

Dies neue Ministerium, das längste des Juliregiments, hat ohne wesentliche Modification bis 1848 fort gedauert. Die Franzosen, nach Wechsel begierig, wurden über diese Stabilität immer unzufriedener, d. h. derjenige Theil des Volks, der sich laut regte; denn die Wahlen bezeugten doch, daß die stille, arbeitende Masse im Ganzen zufrieden war. Es ist nicht meine Absicht, es im Einzelnen zu verfolgen. Glänzend war seine Thätigkeit nicht, es hat nichts organisirt, es beschränkte sich auf die Abwehr, die freilich im Krieg der revolutionären Leidenschaften sehr nothwendig war. Im Ganzen genommen war es unter allen denkbaren Combinationen doch noch die beste.

Wären die Geschicke Frankreichs in der Kammer entschieden, so hätte Guizot über die Revolution gesiegt. Aber das war nicht der Fall. Die Franzosen wollen beherrscht, aber nicht eingeschränkt, sie wollen vor allen Dingen beschäftigt sein. Wenn ihnen die Regierung keine Beschäftigung giebt, so beschäftigen sie sich selbst, und es entsteht in der Regel Unfug daraus. Die Langeweile ist eine furchtbare Macht in Frankreich; sie war es, die endlich das Julikönigthum stürzte.

Die Entscheidung erfolgte dadurch, daß im Moment der Krisis der alte König die Besinnung verlor und Guizot entließ. Damit war alle Einheit des Widerstands gebrochen.

Guizot bewahrte eine gute Haltung. Wohin es abzielte mit der ganzen Revolution, sagte er lange vor dem Staatsstreich richtig voraus.

Die Demokratie wähnt, ausschließlich die Herrschaft führen zu können: sie beruht nur auf einem Theil der Gesellschaft, die anderen Elemente sind für den Augenblick zurückgedrängt, aber nicht gebrochen. — Es ist ein Irrthum, anzunehmen, daß sich bei vollständiger Freiheit die Menschen von selber vernunftgemäß entwickeln: nach dem Sturm einer Revolution gehört ein entschlossener Wille dazu, die Gesellschaft wieder in ihre Fugen einzurenken. Läßt man den herrschenden revolutionären Geist gewähren, so wird nicht die Freiheit daraus hervorgehen, sondern der militärische Despotismus; er wird viele Anhänger finden, denn das eben ist das Unglück der Revolutionen, daß sie eine allgemeine Erschöpfung hervorrufen und das Volk veranlassen, sich der rohsten Gewaltherrschaft zu überliefern, wenn sie ihm nur Ruhe schafft.

So kam es. Guizot hielt sich während des ganzen Kaiserreichs streng von der Gewalt fern, er leitete im Stillen die Opposition der „anständigen Leute" von der Akademie aus. Erst nach der Ernennung Ollivier's zeigte er sich in den ministeriellen Salons; er fing an, Hoffnung zu schöpfen, als die entscheidende Katastrophe sich vorbereitete.

Bis zum letzten Augenblick hat er daran gearbeitet, die Versöhnung der verschiedenen socialen Classen durch die Fusion der beiden royalistischen Parteien zu bewirken. Es ist ihm dies nicht gelungen; ob es nicht dennoch endlich dazu kommt — wer wollte bei den Franzosen das voraussagen! — „Die glänzendste und gefährlichste Nation Europa's," sagt Tocqueville, „bestimmt, allen übrigen abwechselnd ein Gegenstand

der Bewunderung, des Hasses, des Mitleids, des Schreckens, aber nie der Gleichgültigkeit zu werden."

Leichenverbrennung und religiöse Sitte.

Von

Eugen Anthes.

Die Leichenverbrennungsfrage, seit einer Reihe von Jahren nur in den Werkstätten einzelner Gelehrten und an wenigen Stellen auch praktisch behandelt, ist in der letzten Zeit zum Gegenstand einer plötzlich zu großer Lebhaftigkeit gesteigerten öffentlichen Discussion geworden, und es sieht so aus, als wolle sie, in dem bisherigen Tempo fortfahrend, bald wenn auch nicht zur allgemein gültigen, doch wenigstens in größeren Städten zu einer partiellen, der Leichenverbrennung günstigen, praktischen Entscheidung gelangen. Wenn die Naturwissenschaft als die intellectuelle Urheberin des Leichenverbrennungsgedankens, wie er jetzt gedacht wird, für denselben das Interesse der öffentlichen Gesundheitspflege geltend macht, so ist vor allen Dingen, und zwar von allen Seiten anzuerkennen, daß sie damit sicher auf dem Boden wahrer Humanität steht. Denn daß nichts unversucht gelassen werde, dem Elende der Epidemien entgegen zu wirken, ist eine Humanitätsforderung par excellence, und wenn unsere Naturforscher es dahin bringen, die verborgenen Brutstellen der gemeinschädlichen Miasmen aufzudecken und zu vernichten, so sind wir ihnen den allerfreudigsten Dank schuldig. Wenn nun auf der Bahn derartiger Bestrebungen an irgend einem Punkte ein wesentliches religiöses Interesse beschädigt zu werden scheint, so könnte man an eine Collision der Pflichten denken, nämlich der auf Linderung materieller Leiden gerichteten Pflicht der Humanität und der auf Sicherung des religiösen Besitzstandes der Menschheit gerichteten Pflicht der Pietät. Dem gegenüber ist unsere feste Ueberzeugung, daß eine solche Pflichten-Collision stets nur eine scheinbare sein würde. Denn für uns steht fest, daß der Haushalt der Natur und der Haushalt der übersinnlichen Welt durch die göttliche Personalunion auf alle Zeiten eng verbunden sind. Es wird daher niemals durch die Gesetze der Natur uns etwas zur Pflicht gemacht werden können, was, nach den Forderungen der Religiosität beurtheilt, eine Sünde wäre, und umgekehrt werden diese letzteren Forderungen uns niemals etwas auferlegen, das durch die natürlichen Zusammenhänge des Lebens zu einer Barbarei würde. Sollte also der Schein einer Collision entstehen, so wird es stets einen Ausweg geben. Entweder wird die religiöse Pietät sich von einer überlieferten Sitte losmachen, indem sie dieselbe als nur scheinbar religiös charakterisirt erkennt, oder die Naturwissenschaft wird einen Weg suchen und sicher finden, um das humanitäre Ziel ohne Beeinträchtigung der religiösen Sitte zu erreichen. Die Entscheidung, welcher von beiden Fällen einzutreten habe, mag sich vielleicht nur approximativ gestalten, d. h. zu keiner bestimmten Zeit mag man sagen können, daß diejenige Praxis, die sich allgemein Bahn gebrochen hat, die völlig richtige und darum die letzte sei. Es kann ein Zeitalter auf eine völlig verkehrte Praxis verfallen und ein späteres dieselbe wieder fallen lassen. Darum brauchen diejenigen nicht zu verzweifeln, welche jetzt mit Schrecken die Leichenverbrennung als eine Zerstörung aller christlichen Sitte heranrücken sehen. Ist die Leichenverbrennung unchristlich, dann wird sie wohl nicht viele Jahrhunderte hindurch allgemein üblich bleiben.

Daß dem Vorschlage der Leichenverbrennung ein weit verbreiteter Widerwille entgegensteht, und zwar ein solcher, der nicht blos in orthodox-theologischen Anschauungen seine Wurzel hat, steht fest, und es sei uns darum gestattet zu zeigen, welches nach unserer Ansicht die wahren Wurzeln dieses Widerwillens sind, und inwiefern ihm ein wohlbegründetes Recht zur Seite steht. Vorerst aber wollen wir einige Gesichtspunkte näher berühren, nach denen die Frage **nicht** zu entscheiden sein dürfte. Zunächst handelt es sich um den — wenn man diesen Ausdruck darauf anwenden kann — dogmatischen Gesichtspunkt.

Gehen wir auf die Anschauung ein, nach welcher der materielle Leib des Menschen bis zur Auferweckung der Todten conservirt werden muß, damit es alsdann nicht an dem nöthigen stofflichen Substrat für die vorzunehmende Verwandlung fehle, so liegt auf der Hand, daß nach einer Anschauung, bei der überall, wo das Materielle als ein Symbol geistiger Potenzen erscheint, nicht blos der geistige Inhalt als dem Symbol nothwendig und inhärent, sondern auch umgekehrt die Materie des Symbols als für den geistigen Inhalt nothwendig und wesentlich betrachtet wird, allerdings der stoffliche Menschenleib, dessen höhere Lebensäußerungen auch wir als ein Symbol des gottähnlichen Geisteslebens in diesem und jenem Leben betrachten, diesem Geistesleben so unentbehrlich und wesentlich sein muß, daß auch die zweite, jenseitige, Phase desselben nicht ohne eine irgendwie geartete Wiederherstellung desselben und zwar mit Zugrundelegung seines materiellen Wesens denkbar erscheint. Daß diese Anschauung aber auf einer irrthümlichen Erklärung der diesbezüglichen Bibelaussprüche beruht, geht daraus hervor, daß danach nicht blos die Annahme eines Zwischenzustandes der Seele nothwendig, sondern gleichwohl die Existenz der Seele in diesem Zwischenzustande zu einer Unmöglichkeit wird. Könnte die Seele, um in den Zustand der Vollendung erhoben zu werden, des ehemals leblos gewordenen materiellen Erdenleibes nicht entbehren, so könnte sie es in dem unvollkommeneren Zwischenzustande sicher noch weniger. Sie würde ihn doch um so nöthiger haben, je näher sie noch dem irdisch-körperlichen Zustande sich befände, und ihn um so eher entbehren können, je weiter sie sich von demselben entfernte. Wird aber der stoffliche Leib in seiner stofflichen Totalität überhaupt nicht zur jenseitigen Vollendung erfordert, so fällt auch jede Nöthigung weg, ihn in dieser stofflichen Totalität zu conserviren, wie denn auch thatsächlich schon durch den gemeinen Lauf der Dinge die Leichname nach einer Reihe von Jahren die Eigenschaft als Leiber völlig verlieren, so daß es sich, wenn sie zur Vollendung nöthig wären, nicht nur um ihre Auferweckung und Verwandlung, sondern um ihre völlige Neubildung handeln würde.

Selbst die biblischen Auferweckungsgeschichten bilden hiergegen keine Instanz. Denn erstlich handelt es sich bei ihnen mit einer einzigen, aber in dieser Eigenschaft ebenfalls noch zweifelhaften Ausnahme nicht um ein jenseitiges, sondern um ein diesseitiges Fortleben, und zweitens sind die dort erzählten Fälle durchgängig der Art, daß die wiederbelebten Leiber bei ihrer Wiederbelebung noch wirkliche Leiber sind.

Endlich wäre zu bedenken, daß, wenn die göttliche Weltregierung die Conservirung der Leichname für die Auferweckung erforderte, sie dieselbe jedenfalls nicht von der Einsicht und dem guten Willen der Lebenden würde abhängig gemacht haben, wie denn auch keinerlei Anweisung in den Reden und Schriften der biblischen Offenbarung ertheilt wird.

Hiernach kann die Pietät, die sich in der bisherigen Bestattungsweise ausspricht, auf dogmatische Grundlage nicht basirt werden.

Gleich ungeeignet erscheint uns aber zur Entscheidung der Frage der historische Gesichtspunkt, und zwar ebenso, wenn man ihn pro, als wenn man ihn contra Leichenverbrennung verwerthen will. Das heidnische Alterthum ging vom Begraben aus und langte zuletzt beim Verbrennen an. Aber diese Umwandlung der Sitte kann viel eher als ein culturhistorischer Rückschritt betrachtet werden. Denn sie ging Hand in Hand mit der sittlichen Verwilderung der heidnischen Culturvölker, während deren die Werthschätzung des einzelnen Menschenlebens sich zusehends verringerte. Diese Werthschätzung ist aber gerade das treibende Motiv in der Pietät gegen die Ueberreste der Verstorbenen. Je weniger der Einzelne bei seinen Lebzeiten gilt, desto weniger Umstände werden mit ihm nach seinem Tode gemacht. Wir haben also von dem heidnischen Alterthum in unserer Frage nichts zu lernen. Auf der anderen Seite ist aber auch mit dem Hinweis darauf, daß die Sitte des Begrabens mit dem Eintritt des Christenthums in die Reihe der das öffentliche Leben bestimmenden Mächte sich allgemein eingebürgert habe, gegen die Verbrennung nichts zu erweisen. Denn dieselbe ging damals, ebenso wie einst bei den orientalischen Völkern, vom dogmatischen Standpunkt aus, fiel auch in eine Zeit,

wo die vergeistigende Anschauung der Apostelzeit längst einem ziemlich derben Materialismus in allen Grenzgebieten des idealen und des materiellen Lebens gewichen war. Es fragt sich also nur, welchen geistigen Inhalt die hergebrachte Bestattungsweise jetzt hat.

Welche Gesichtspunkte sind nun aber bei Behandlung unserer Frage maßgebend? Nach unserer Ansicht nur der ästhetische, sagen wir: der ästhetisch-religiöse, — und der sanitäre.

Wir meinen nämlich, daß die religiöse Pietät, welche in dem bisherigen Modus der Bestattung wirkt, vornehmlich ästhetischer Natur sei. Zur Unterstützung dieser Behauptung heben wir hervor, daß dieser Modus wesentlich religiöse Sitte geworden ist. Anfangs, wo man von dogmatischen Gesichtspunkten ausging, als eine durch göttliches Recht stipulirte Pflicht angesehen, ist er mit der Zeit zur Sitte geworden, zur Sitte nicht im ethischen, sondern im ethnologischen Sinn. Betrachten wir die Anschauung der Leute, wie sie in Wirklichkeit ist: kein Mensch denkt, wenn ihm ein Familienglied stirbt, im Ernste daran, daß er dessen Leib nun für die Auferstehung conserviren müsse. Die Einen denken überhaupt nicht so weit, die Anderen wissen, daß eine Leiche sich doch nicht bis zum jüngsten Tag conserviren läßt, und selbst die Einbalsamirung der Leichen vornehmer Personen hält Jedermann lediglich für einen Luxus, der nur dazu dient, die höhere Lebensstellung des Verstorbenen und seiner Angehörigen auch bei diesem Anlaß zu betonen und zu wahren. Jedermann beerdigt seine Todten, weil es so Sitte ist, und weil diese Sitte sich ihm darstellt als die einzige, die seinem Gefühl entspricht. Alle Sitte aber hat eine ästhetische Natur. Denn alle Sitte ist symbolisch, jedes Symbol aber ist als solches ein Aestheticum. Dies liegt darin, daß das Symbol seine symbolische Bedeutung durch eine innerhalb der Phantasie vor sich gehende Verbindung einer sinnlichen Form mit einem idealen Gedankeninhalt erhält. Je leichter diese Verbindung sich herstellt, je genauer die symbolische Form dem Gedankeninhalt entspricht, desto mehr macht das Symbol den Eindruck des Schönen, d. h. des Aesthetisch-Vollendeten.

Worin liegt nun das Symbolische unserer bisherigen christlichen Bestattungsweise?

Der Leichnam eines Todten ist für den Christen (und wahrscheinlich auch für viele Juden) ein Symbol von zweifacher Bedeutung. Er ist vermöge seiner Leblosigkeit nicht mehr das, was er vorher war, die lebendige Erscheinung der uns bekannten Persönlichkeit. Aber vermöge seiner stofflichen Identität und formellen Aehnlichkeit mit dem ehedem lebenden Körper ist er auch wieder das noch, was er vorher war. In ersterer Beziehung wird er für den Ueberlebenden zum Symbol der Sterblichkeit, der Vergänglichkeit des irdischen Daseins und Glücks, des Versinkens der concreten Lebensdarstellung des Menschen in die dunkeln Gründe der Natur, aus denen sie aufgestiegen ist. In der anderen Beziehung wird er zum Symbol der persönlichen Fortdauer des Verstorbenen, und damit des fortgesetzten Eigenthumsrechts, das die Liebe an dem Hingeschiedenen in Anspruch nimmt. Daher auf der einen Seite der natürliche Schauder vor der Berührung der Leiche und das Bedürfniß, sie aus dem täglichen Zusammenhang des Lebens hinauszuschaffen, auf der anderen Seite aber auch die Uebertragung der dem Verstorbenen geschenkten Liebe auf seine Ueberreste, die Inanspruchnahme derselben als eines persönlichen Eigenthums, und das Bedürfniß, dieselben, wenn auch nicht in Wirklichkeit, doch für die eigene Phantasie in der noch vorhandenen Aehnlichkeit mit der lebenden Person zu erhalten.

Diesem doppelten Bedürfnisse nun entspricht gerade unsere bisherige Bestattungsweise am meisten. Niemand will die Leiche seines Todten bei sich im Hause behalten, selbst wenn er wüßte, daß sie nicht in Verwesung überginge; Niemand will die Asche desselben in einer Urne auf seinem Schreibtisch oder seiner Commode stehen haben. Zur Section einer Leiche giebt man seine Zustimmung nur in der Voraussetzung, daß die wesentliche Gestaltung derselben dabei unzerstört bleibt. Auch wird man der an einem Angehörigen vollzogenen Section selbst nicht beiwohnen, und wird den secirten Leichnam, sofern die Spuren der Section sichtbar bleiben, nicht mehr sehen wollen.

Man legt den Leichnam mit der Aehnlichkeit, die er noch mit dem Lebendgewesenen hat, in den Sarg, verschließt ihn und übergiebt ihn der Erde; und wenn man nun auch weiß, daß die Erde das Zerstörungswerk bis zur völligen Auflösung des körperlichen Verbandes fortsetzt, so denkt man doch daran nicht. Das Bild des unzerstörten Leibes bleibt der Phantasie des Ueberlebenden zurück als der symbolische Träger des Gedankens der Auferstehung und des Wiedersehens. Man weiß den Leib des Verstorbenen als einen unantastbaren Besitz irgendwo in der Erde ruhend, an dem nur Gott ein Recht hat, Veränderungen vorzunehmen. Und selbst wenn man weiß, daß derselbe nach einer Reihe von Jahren wieder ausgegraben wird, ja wenn man von der geschehenen Ausgrabung Kunde erhält, selbst wenn man an Ort und Stelle sich mit eigenen Augen von der völligen Zerstörung desselben überzeugt, behält die ursprüngliche Symbolik der einstigen Bestattung doch ihr Recht.

Diese Symbolik wird nun durch die Leichenverbrennung völlig zerstört. Auf der einen Seite macht sie die Zerstörung des Leichnams zu einem Werke menschlicher Willkür, während dieselbe bisher doch nur ein Werk unerbittlicher Naturmächte war, ja sie macht sie am Ende zu einem Werke der Industrie, und erhöht damit den peinlichen Eindruck der Vergänglichkeit des Menschlichen bis zum Eindruck der völligen Werthlosigkeit und Geringschätzung, auf der anderen Seite raubt sie der Phantasie das Bild der Fortdauer, das Symbol des Zusammenhangs zwischen dem diesseitigen und dem jenseitigen Leben. Die übrigbleibende Asche wenigstens ist für den Ueberlebenden ein pures Nichts, sie hat keinerlei symbolische Bedeutung, sie zu begraben oder irgendwo in einem Gefäße aufzustellen, hat auf christlichem Boden gar keinen Sinn. Die Todtenhöfe fallen von selbst weg, und die christliche Gemeinde ist um einen Ort stiller Sammlung, andächtiger Erinnerung ärmer.

Es liegt auf der Hand, daß das christliche Leben ohne jene Symbolik des Begrabens wohl bestehen kann, daß, wenn von Anbeginn der christlichen Zeit die Verbrennung üblich gewesen wäre, dadurch kein wesentliches Gut der Christenheit wäre vorenthalten worden. Nachdem aber einmal jene Symbolik im Leben des Volkes eingewurzelt ist, wird sie schwerlich ohne Schaden für dasselbe ausgerottet werden. Denn ihre Entstehung, wie ihre Festhaltung da, wo die ehemaligen dogmatischen Grundlagen geschwunden sind, beweist, daß ein Bedürfniß da ist, mit Hülfe dieser Symbolik die Realitäten des christlichen Glaubens festzuhalten. Vielen Menschen geht aber mit dem Symbol auch das dadurch vorgestellte geistige Etwas verloren. Es wird sich allerdings das Volk, falls es nach und nach zu allgemeiner Einführung der Leichenverbrennung kommt, auch vielleicht daran gewöhnen, das Gruseln vor der respectwidrigen Manipulation an den Todtenleibern wird aufhören, man wird vielleicht in späteren Zeiten die Vorfahren belächeln, die so viel Umstände mit der Aufbewahrung der Leichen gemacht haben. Allein man gewöhnt sich eben an Vieles; daß man sich an Etwas gewöhnt hat, ist noch kein Beweis dafür, das dieses Etwas gut ist, und wir können die Abstumpfung des Gefühls gegen die pietätvolle Symbolik der Todtenbestattung nicht für etwas Gutes halten. Wir halten es auch nicht für gerathen, daß die, welche dem Volke seine idealen Güter erhalten wollen, der utilitaristischen Richtung eines großen Theils unserer Zeitgenossen helfen bei der Beseitigung alles dessen, was ein wenig Geld kostet und dabei nicht zum Leben absolut nothwendig ist. Es schleicht sich sonst ein Judassinn ein, dem alle nicht unbedingt nothwendige Pflege pietätvoller Symbolik besonders zuwider ist. Wenn Jesus es zufrieden war, daß, um ihn zu seinem Tod zu salben, eine Ausgabe gemacht wurde, die zur kräftigen Unterstützung einer großen Anzahl von Armen hingereicht hätte, wenn er die in diesem Sinne lautenden philanthropischen Einreden des Ischarioth mit der Hindeutung zurückwies, daß die Liebe, die in symbolischen Acten sich selbst darzustellen sucht, auch ein gutes Werk ist, so dürfen wir dieser an Jesu vollzogenen Todtensalbung sicher die einfache natürliche Bestattungsart des Begrabens in einem eigens für die Todten reservirten Lande als ein ähnliches symbolisches Liebeswerk anreihen, mit dem zwar dem Todten eben so wenig genützt wird, als damals Jesu mit der Salbe, mit dem aber

die Liebe sich selbst genug thut, wie es die Liebe Mariens dort that. Daß Jesus dort das Liebeszeichen selbst empfing und sich drüber freute, während unsere Todten von der ihren Leibern erzeigten Pietät vielleicht nichts wissen, macht ebenfalls keinen Unterschied. Die Liebe ist expansiver Natur. Sie dehnt sich aus, bis sie in der Außenwelt ihre Selbstdarstellung gefunden hat. Der Effect aber ist ihr viel gleichgültiger, als man meistens glaubt.

Auch damit geben wir uns nicht zufrieden, daß, wie Reclam vor Kurzem in der Gartenlaube hervorhob, man ja den Verbrennungsproceß ganz dem Auge entziehen, zugleich aber die kirchliche Feier mit derselben Würde wie bisher stattfinden lassen könne. Damit wird uns nichts Neues gesagt. Wir sagen ja selbst, daß bei der Verbrennung Christenthum und Kirche sowohl, als auch speciell die Leichenfeier und das liebevolle Andenken an die Todten bestehen kann. Allein hier handelt es sich darum, eine Stütze der christlichen Anschauung zu erhalten, die jedenfalls da, wo ruhige klare Ueberlegung schwach vertreten ist, das Gemüth in seiner Ausrichtung zum Glauben, zur Liebe, zur Hoffnung erhalten hilft. Wer ein klein wenig Erfahrung hat, weiß, daß eine Beerdigungsfeier, wenn sie noch so ernst, würdig und ergreifend ausfiel, doch keinen besonders lange nachhaltenden Eindruck hinterläßt. Und gerade die von der Trauer am meisten Ergriffenen pflegen von dem, was am Grabe geschieht, am wenigsten zu behalten. Sie haben mit ihren eigenen Gedanken zu thun. Aber das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Entschlafenen, welches sich an das Bewußtsein knüpft, daß sein Leib uns als ein schlummernder Besitz in der Erde ruht, behält Jahre hindurch seine Kraft. Nach Jahren noch, wenn unten längst keine Spur von einem Menschenleib mehr zu finden wäre, steht der Ueberlebende in andächtiger Rück- und Vorschau an der für ihn bedeutungsvoll gewordenen Stätte. Es ist ein reiner Idealbesitz, den er hier hat. Ist ein Idealgut nur dann berechtigt, hat es nur dann Anspruch auf Schutz und Rücksichtnahme, wenn es sich an einen correspondirenden Realbesitz von reellem Werthe knüpft? Das wäre doch seltsam. Viele Leute haben von religiösen Regungen weiter nichts übrig behalten, als das, was auf dem Kirchhof an den Gräbern der Ihren über sie kommt. Da mag nun Aberglaube, Unverstand und lächerliche Sentimentalität genug mit unterlaufen; aber auch diesen kümmerlichen Rest eines Gefühls, das zum Nachdenken über die Zukunft des Menschen treibt, soll man dem nicht zerstören, der weiter nichts hat. Bei der Leichenverbrennung wird eine große Anzahl von Leuten zum völligen religiösen Bankerutt gelangen, die heute noch durch einen Zwirnsfaden mit dem Religiösen verbunden sind.

Daß im Vorstehenden vom richtigen Gesichtspunkt ausgegangen ist, scheint auch daraus hervorzugehen, daß es sich durchweg nur um die Bestattung der Leichen Anderer dreht. In der That kommt es auch überhaupt nur darauf an. Denn was den eigenen Leichnam betrifft, so ist dieser ja für keinen urtheilenden Menschen jemals wirklich vorhanden, daher das Grausen vor Etwas, was nach dem Tode mit dem eigenen Leibe geschehen möchte, nur eine gesuchte Empfindelei ist. Man kann sich seinen eigenen Leib schlechterdings nicht als Leiche vorstellen. Man stellt sich höchstens eine daliegende Leiche vor, und legt ihr dann hinterher das Prädicat bei, sie sei der eigene Leib. Dies ist aber ein ganz unnöthiges Gedankenmanöver. Der Mensch hat mit seinem eigenen Leichnam gar nichts zu thun, und wenn er geistig gesund und frisch ist, werden ihn die Würmer, die einstens in seinen Gliedern herumkriechen werden, eben so wenig geniren, wie ihn bei Lebzeiten der Gedanke genirt, daß sein Leib eigentlich eine wandelnde Latrine sei. Es handelt sich nur um die Leichen Anderer, d. h. also um die Forderungen der Pietät.

Wir haben nun noch kurz auf den sanitären Gesichtspunkt zu kommen, mit dem es nicht schwer werden kann, sich abzufinden, weil wir uns im Allgemeinen mit den von diesem Punkt aus aufgestellten Sätzen der Wissenschaft in keinem Widerspruch befinden. Zu dem einen Satz, in dem die Beweisführung pro Leichenverbrennung gipfelt: die bisherige Bestattungsart ist gesundheitbedrohend und darum reformbedürftig — sagen wir unbedingt Ja. Nur zu dem anderen Satze: die Leichenverbrennung ist die einzige, respective beste

Art, den bisherigen Schädlichkeiten abzuhelfen — müssen wir vorläufig noch Nein sagen. Wir meinen, es müßte denn doch die Naturwissenschaft sich die Mühe nicht verdrießen lassen, noch andere Wege zur Abhülfe zu suchen außer dem einen, der zwar, wie es scheint, allen sanitären Ansprüchen genügt, nach anderer Seite aber so sehr gegen die eingebürgerte Pietät verstößt, daß er sicher nur sehr allmälig, also mit vorläufiger Belassung des größten Theils des zu heilenden Uebels, vielleicht überhaupt nie, oder nur mit brutaler Gewalt ganz allgemein verbindlich gemacht werden könnte. Erst dann, wenn die Civilbehörden durch Untersagung jeder anderen Bestattungsart als gesundheitsschädlich die Widerstrebenden indirect zwingen werden, auch ihrerseits ihre Todten auf dem einzigen noch freigelassenen Wege fortzuschaffen, erst dann werden die letzten Anhänger der bisherigen Bestattungssymbolik sich unwillig bequemen. Es fragt sich aber denn doch, ob das individuelle Rechtsbewußtsein in 20, 30 Jahren sich einen solchen Zwang noch gefallen lassen wird.

Wir kommen also schließlich zu dem Resultate, daß die Naturwissenschaft Mittel suchen und auch finden müsse, welche unter Erhaltung des bisherigen Bestattungsmodus nach seinem symbolischen Gehalt die dem Auge wie dem Bewußtsein der Angehörigen entzogene beschleunigte Zersetzung der Leichenstoffe bewirken. Sehr wirksam wäre zur Unterstützung derartiger Maßnahmen jedenfalls die gesetzlich angeordnete allgemeine Anstellung besonderer Leichenwärter und Todtengräber, welche die nöthige Manipulation — Imprägnirung, Begießung u. s. f. — unmittelbar vor dem Verschlusse des Sarges vorzunehmen hätten. Ferner müßten die bestehenden und vielleicht noch neu hinzuzufügenden gesetzlichen Vorschriften über Anlage und Benutzung der Todtenhöfe durchgeführt werden, was jedenfalls mehr helfen würde, als das Schelten darüber, wie es sein sollte, und nicht sei.

Will man der Menschheit helfen, gut, dann strenge man sein Gehirn nach allen Seiten an, damit man nicht mit den in Luft, Erde und Wasser hausenden Miasmen zugleich die Sitten fortschafft, in denen ein geistiger Besitz der christlichen Welt seine symbolische Form und Krystallisation gefunden hat, und an deren Stelle die allzu nüchtern gewordene Zeit vielleicht nichts Haltbares zu setzen wüßte. Zu der Einsicht, daß es ohne die Verbrennung schlechterdings nicht gehe, ist jedenfalls noch später Zeit.

Literarisches.

Grundriß der bildenden Künste. Von H. Riegel. Hannover, Karl Rümpler. Dritte Auflage.

Bei der großen Ausbreitung, welche das Kunststudium in den letzten Decennien gewonnen, ist es nicht zu verwundern, daß das vorliegende vortreffliche Buch bereits die dritte Auflage erlebt hat. Die kunstgeschichtlichen Werke zeigen wohl den Weg, den die Entwicklung, welche das Schaffen auf diesem Gebiete genommen hat, ging, aber man wird dadurch weniger in das Wesen der bildenden Kunst selbst eingeführt, und gerade dies ist der Zweck des vorliegenden Grundrisses. Man wird darin sowohl über die Technik, wie über die höheren Gesichtspunkte beim künstlerischen Schaffen belehrt, und es muß anerkannt werden, daß Riegel es vortrefflich verstanden hat, seine Aufgabe in einer allgemein verständlichen und höchst anziehenden Weise zu lösen. Wer über ästhetische Dinge mit Sachkenntniß und Berücksichtigung der höchsten Ziele zu unterrichten versteht, wird stets ein willkommener Gast in jedem gebildeten Kreise sein, und so wird auch das vorliegende Buch überall gern gesehen werden, wo man das Schöne nicht nur als leeren Schmuck, sondern auch als Mittel zur Veredlung des menschlichen Gemüthes betrachtet. Das Ganze zerfällt in drei Abtheilungen. Die erste behandelt das Allgemeine in den Künsten, wobei stets nur die bildenden Künste gemeint sind. Die zweite Abtheilung geht auf das eigentliche Schaffen ein; sie behandelt die technischen Mittel und die künstlerische Verwendung derselben, sowie die Grenze des Darstellbaren. In der dritten Abtheilung endlich ist die Stellung gekennzeichnet, welche die Kunst im Verhältniß zum menschlichen Leben in der Zeit einnimmt, und damit ist dann eine vortreffliche Brücke zum tieferen Eingehen in das Studium der Kunstgeschichte gebaut. Auch über die Kunstpflege und die Lehrmittel zum Studium derselben, sowie die Förderungsmittel, welche die menschliche Gesellschaft den Künsten zuwendet, ist vieles Vortreffliche in dem reichhaltigen Buche gesagt. Bei geeigneten Stellen treten gut ausgeführte Illustrationen dem Text

ergänzend zur Seite. Das Riegel'sche Werk ist also in Wahrheit ein Hülfsbuch beim Studium der Kunstgeschichte, und wer dasselbe genauer kennt, wird zugestehen müssen, daß man ihm wohl das Prädicat unentbehrlich beilegen kann, da es eigentlich erst über den Werth und die Bedeutung der Gegenstände belehrt, deren historische Entwicklung im Geiste der schöpferischen Kräfte die Kunstgeschichte schildert.

Jungbrunnen, die schönsten deutschen Volkslieder, gesammelt von Georg Scherer. Dritte Auflage. Berlin, Hertz.

Diese Sammlung wird Jeder mit großem Vergnügen neben die lyrischen Schöpfungen der wenigen großen Dichter stellen. Der Herausgeber hat dieselben aus dem Volksmunde selber zum größten Theil empfangen, überall fliegende Blätter und Drucke verglichen, die vorzüglicheren Lesarten mit seinem Tact erlesen, was nicht leicht ist, da es oft gerade die dunkleren und härteren sind. Seine Auswahl ist vorzüglich.

Was er selber über das Volkslied einleitend bemerkt, wird vielleicht nicht Allen einleuchten, wenn es gleich in der germanischen Philologie als ein fester Stamm von Wahrheiten gilt. Selbst Uhland's Name, dessen Anschauungen deutschen Alterthums uns nach denen Jakob Grimm's am höchsten gelten, wird nicht Jeden überreden, daß diese Anschauungen von Volkspoesie schon recht klar und faßlich sind. „Es ist," sagt Uhland, „nicht bloße Redeform, daß die Völker dichten. Der Drang, der dem einzelnen Menschen innewohnt, ein geistiges Bild seines Wesens und Lebens zu erzeugen, ist auch in ganzen Völkern schöpferisch wirksam." Aehnlich drückt sich Scherer aus: „Volk ist hier noch die ganze Nation; es besteht noch kein merklicher Unterschied der Bildung und des poetischen Urtheils." Wann wäre das? Scherer bemerkt selbst: „Wie der Minnegesang vorzugsweise eine Frauenpoesie war, so ist die Volkslyrik hauptsächlich eine männliche Dichtung, in welcher sich zum Theil noch das wildbewegte wanderlustige Leben des 15. und 16. Jahrhunderts abspiegelt. Erst nachdem die höfische Poesie sich ausgelebt und auch das alte Epos seinen Untergang gefunden hatte, schoß das Volkslied in immer reicheren Trieben hervor und beherrschte im 15. und 16. Jahrhundert die ganze Lyrik ausschließlich. Während der zünftige Meistergesang sich hinter die Thore der Reichsstädte verschloß, schwärmte der Volksgesang auf allen Straßen und Feldern Deutschlands umher." War nun etwa im 15. und 16. Jahrhundert in der deutschen Nation noch kein merklicher Unterschied der Bildung und des poetischen Urtheils? Wir wollen eine Einschränkung zufügen, die vielleicht Scherer im Sinne hatte. Wir wollen es so ausdrücken, daß die Gefühlsweisen und Idealanschauungen, welche den Inhalt der Volkslieder bilden, damals in allen Ständen der Nation gleich geartet gewesen seien. Auch in dieser Einschränkung unterliegt die Thatsache gerechten Bedenken. Wenigstens die Gelehrten und theologischen Vorstellungen zugänglichen Theile der Nation besaßen andere Gefühlsweisen und Anschauungen. Alterthum und italienische und französische Dichtung waren hier neben einer ganz abweichenden Lebensform thätig. Das Volkslied ist in den bestimmten Ständen und Schichten unserer Nation entstanden und von ihnen herübergetragen worden von Jahrhundert zu Jahrhundert. Besitz aller Stände ist es erst durch die poetische Begeisterung geworden, welche im 18. Jahrhundert für es thätig zu sein begann. Und zwar kann weder ein Stand, noch eine Nation dichten, weder figürlich, noch unfigürlich. Ich gehe hier auf das Problem nicht näher ein, welches sich an dieser Stelle aufthut.

Aber mag man doch über die Entstehung dieser Lieder streiten, wie man will: immer neu ist die innere Gewalt, mit welcher diese Laute ans Herz dringen, weil sie kunstlos und ohne literarische Absicht aus dem Herzen hervorquellen. Sie wiegen alle Lieder jener kleinen Lyriker auf, welche Gefühl und Form und poetische Kraft in zureichenden Dosen besitzen, aber weder zu den großen Naturen gehören, welche ihre ganze Empfindungswelt klar und durchsichtig, wie edler Wein im Krystall perlt, hinstellen dürfen, wie sie ist, und jenen volksthümlich einfachen, welche in einfacheren Empfindungskreisen sich mit einer ähnlichen Sicherheit bewegen. Beide Classen sind ganz wahrhaftig: was zwischen ihnen steht, wird und kann es niemals sein, will es mehr als im Volkstone sich aussprechen.

Reisen nach dem Nordpolarmeer in den Jahren 1870 und 1871 von M. Th. v. Heuglin. 3. Theil. Beiträge zur Fauna, Flora und Geologie. Braunschweig, George Westermann,

Afrika und Nordpol sind die Losungsworte in der Entdeckungsgeschichte von heute. Die anderen Erdtheile außer Afrika werden gegenwärtig wenig beachtet. In wie weit und ob es gerechtfertigt ist, Afrika auf Kosten der anderen Erdtheile so sehr in den Vordergrund zu drängen und nicht minder die Regionen des nördlichen Eismeeres, wollen wir hier nicht untersuchen. Und doch möchten wir die Frage

so ohne Weiteres nicht ganz fallen lassen. Ist uns daran gelegen, noch unbekannte Theile unseres Planeten zu entschleiern und sie in den Kreis wissenschaftlicher Betrachtungen zu ziehen? Weshalb senden wir nicht auch Forschungsexpeditionen nach dem Südpol zu oder nach dem Inneren von Südamerika? Die Orographie Brasiliens ist selbst brasilianischen Geographen etwas ganz Fremdes. In Brasilien wie am Südpol giebt es noch ein weites Feld für den wissenschaftlichen Forscher.

Das oben genannte Werk, das uns zu diesen naheliegenden Betrachtungen Veranlassung gab, ist verfaßt von Einem, der sich auf afrikanischem Boden einen ehrenvollen Namen erworben, und der durch sein nun vorliegendes dreibändiges Werk den Beweis geführt, daß ein tüchtiger Forscher unter der tropischen Hitze, wie unter dem Einflusse der alles Leben erstarrenden Kälte seine Schuldigkeit thut. Da der Inhalt dieses Bandes eben rein wissenschaftlich ist, so müssen wir davon absehen, ein Weiteres zu sagen. Das Werk liefert einen wichtigen Beitrag zur geographischen Verbreitung der Thiere und Pflanzen und ist deshalb bestens empfohlen.

Otto von Guericke. Ein Lebensbild aus der deutschen Geschichte des siebzehnten Jahrhunderts von F. W. Hoffmann. Herausgegeben von J. O. Opel. Magdeburg, Verlag von Emil Baensch.

Der berühmte Physiker Otto von Guericke, der als Erfinder der Luftpumpe einer der populärsten Gelehrten aller Zeiten ist, war in Magdeburg geboren, und nachdem er seine Studien vollendet und größere Reisen in fremde Länder gemacht, wurde er Rathsherr und Bürgermeister daselbst und erlebte in diesen Würden die schwierigen Zeiten des dreißigjährigen Krieges. Wenige Jahre vor seinem Tode zog er nach Hamburg zu seinem Sohne, wo er 1686 starb. Der Verfasser des vorliegenden Werkes ist ein genauer Kenner der Geschichte der Stadt Magdeburg, und da diese gerade während der langen Lebenszeit des Bürgermeisters von Guericke im höchsten Grade bedeutungsvoll für unsere ganze neuere historische Entwicklung ist, so darf das Lebensbild des großen Physikers und energischen Mannes als ein sehr werthvoller Beitrag zur Geschichte jener Zeit angesehen werden. Dem Verfasser hat wichtiges handschriftliches Material, darunter die noch vorhandenen Briefe Guericke's, zu Gebote gestanden, und da er sich auch die Benutzung der städtischen Archive nicht entgehen ließ, so bietet das Werk eine Menge neuer Gesichtspunkte. Wenngleich die locale Bedeutung des großen Mannes etwas stark darin betont ist, so kann man sich das im Hinblick auf die Wichtigkeit der Epoche und die Bedeutung Magdeburgs wohl gefallen lassen. Guericke gehörte zu derjenigen Partei, welche sich der Aufnahme der katholischen Heere unter Wallenstein und Tilly mit allen Kräften entgegensetzte, und er hat dann später dem Schützer des deutschen Protestantismus, Gustav Adolph, treulich gedient. Ein so vielseitiges Leben, in welchem sich die religiöse, politische und wissenschaftliche Bewegung fast eines ganzen Jahrhunderts wiederspiegelt, bietet den mannigfachsten Stoff, der in dem vorliegenden Werke mit Gewissenhaftigkeit verarbeitet ist. Der Herausgeber, Dr. J. O. Opel, hat einen Anhang über die Zerstörung Magdeburgs beigefügt, in welchem jene schreckliche Katastrophe vortrefflich geschildert ist. Auch ist dem Werke das Porträt Otto von Guericke's vorangestellt.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Mai 1875.



Höxter und Corvey.

Eine Erzählung

von

Wilhelm Raabe.

(Schluß.)

VI.

„Das wird eine schöne Katzbalgerei werden! Na, Wirth, bist du für Stift oder Stadt?"

„Alle Beide sollen verrecken! Komm aber erst herunter vom Tisch und vertritt mir das Geschirr nicht. 'S ist das letzte, was mir die Welschen heil gelassen haben."

„Da gilt's freilich Vorsicht für den Rest, Alter," sprach der Student und kam dem mürrischen Worte des Wirthes zum heiligen Vitus nach. Er stieg herunter von der Tafel, reckte und dehnte sich behaglich, streckte sich sodann lang auf der langen Bank aus, zog die qualmende Lampe näher zu sich heran und schob seinen Lauriger jetzt als Ruhekissen unter den Kopf. Dann schlug er die Hände gleichfalls unter dem Hinterkopfe zusammen und sah so halb schläfrig und ganz gleichgültig dem leise vor sich hinbrummenden Hospes zu, der die Gläser und Krüge abräumte und von Zeit zu Zeit an das niedere Fenster oder vor die Thür seiner Spelunke trat, um in die Nacht hinaus- und seinen liebenswerthen Stammgästen nachzuhorchen. Aus der Tiefe des Hauses ertönte gedämpft das Krächzen eines Säuglings, dazwischen die singende Stimme der Wirthin zum heiligen Veit. Auch den Wind vernahm man und von Zeit zu Zeit das Niederrauschen eines Regenschauers. Bei allem diesen Getön

entschlummerte nach den geistigen und körperlichen Strapazen des Tages Herr Lambert Tewes sanft, und schlief eine halbe Stunde besser als vielleicht sonst irgend ein Mensch in Höxter.

Nach einer halben Stunde aber fuhr er wieder in die Höhe und starrte verbliestert um sich und nicht ohne Grund.

Die Sturmglocken waren noch nicht ruinirt in Höxter: es läutete Sturm auf St. Kilian und es läutete Sturm auf St. Niklas!

„Was will uns dieser Tummel doch?
Schlagt in den Erdball mir kein Loch!

Halloh, da sind sie an einander! Juchhe, Höxter und Corvey! Höxter und Corvey!“ schrie der Student jubelnd, und wir — halten uns beide Ohren zu und gehen nunmehr den Weg, den vorhin der gute Mönch, Bruder Heinrich von Herstelle, nach Hause gegangen war.

Heute führt eine schöne Kastanienallee von der Stadt nach der Abtei, und wir wissen von mehr als einem wolkenlosen Sommertage her ihren Schatten zu würdigen. Damals zog sich der Pfad, vom Kriege kahl gefressen, die Weser entlang, nur daß hier und da ein dickköpfiger Weidenstrunk gespenstisch aus dem niederen Ufergebüsch aufragte. Die Nacht und das Winterwetter hatten den Weg für sich; der Bruder Henricus zog die Capuze über den Schädel und sah nicht nach rechts und links; er stolperte selbst für seine Geduld auf dem durch Rosseshuf und Räderspur aufgewühlten und durchfurchten Boden allzu häufig:

„Dem Herrn sei Lob!“ ächzte er, als er endlich vor dem Thor von Corvey stand und nach der Glocke des Pförtners tastete; allein seine Geduld sollte nunmehr noch auf die höchste Probe gestellt werden. Er hätte eben so gut vor das schlafende Schloß der Prinzeß Dornröschen kommen können.

Er läutete, und er läutete vergeblich.

Sie schliefen Alle vom Herrn Prior, Niklas von Zitzwitz, an bis zum Bruder Pförtner. Kein Lichtstrahl fiel aus irgend einem Fenster; — wenn Vater Adelhardus, der Kellermeister, noch Licht hatte, so half das dem Bruder Henricus fürs Erste nichts; denn das Gemach des Pater Kellners war gen Osten, dem Flusse zu gelegen, und der müde Wanderer kam von Westen vor dem Thor an.

„All' ihr Heiligen, was hat der Böse ihnen in den Schlaftrunk gemischt?!“ stöhnte der Bruder Henricus nach zehn Minuten unablässigen Pochens, Rufens und Schellens. Nun hing er sich noch einmal an die Glocke, und nimmer hatte er dieselbe im Kirchenthurme so brünstig zur Hora oder Mette gezogen.

„Endlich!“ rief er grimmig, als sich dann das Fenster neben der Pforte aufthat, und der Pförtner die Frage that, wer da Einlaß begehre?

Das wurde gesagt und der Bruder Henricus eingelassen. In früheren Jahren würde er jetzo den Thorhüter an der Gurgel genommen haben; als alter Mann und demüthiger, sanfter Discipul des heiligen Benedictus aber begnügte er sich mit der unwirschen Frage:

„Nun sagt nur, was ist denn eigentlich hier vorgegangen, daß zu dieser frühen Abendzeit das ganze Stift daliegt wie ein Hamsternest im Januar?“

„Wohlleben und Jubilation, ehrwürdiger Herr,“ erwiederte der schlaftrunkene, kaum auf den Füßen sich haltende und zwischen jeglichen zwei Worten gähnende Pförtner. „Offenes Haus — seit Eurer Abfahrt — wochenlang — die französische Generalität bei Tag und Nacht! — O, wir haben uns als freundliche Wirthe erwiesen, mein Frater — wie es uns zukam, mein Frater; — und die französischen Herren waren auch sehr zufrieden mit uns. Wir haben ein gutes Gedüfte von uns mit ihnen in die Ferne entlassen.“

„So, so, hm, hm,“ brummte der Bruder Heinrich von Herstelle, „und derweilen mußte Unsereiner im unwegsamen Solling umhervagiren und mit des verdrießlichen Braunschweigers kalter Küche und lackem Kofent vorlieb nehmen! Ei, ei, und ich bringe doch auch Botschaft vom Gange — wichtige Nachrichten! Ist denn Niemand von den Patres noch wach, daß er sie mir abnehme und mich der Responsabilität erledige?“

„Keiner! Wir sind Alle zu Bett in der großen Müdigkeit; — wenn — nicht vielleicht der ehrwürdige Vater Adelhard —“

„Aha!“ brummte der Bruder Henri-

cus. „Saget nichts weiter, mein lieber Sohn. Ich danke Euch, daß Ihr mir das Thor geöffnet habt; nun leget Euch wieder, und Sanct Benedictus versorge Euch mit einem heilsamen und frommen Traum."

„Euch desgleichen, mein Frater," erwiederte der Bruder Pförtner und zog sich zurück in seine Zelle; der Bruder Henricus fand seinen Weg schon allein.

Er tappte die Gänge und Zellen entlang, und hinter mancher eichenen Thür hervor vernahm er das sonore Schnarchen der Brüder und Väter im Herrn.

„Wie die Engel schlafen sie," brummte der Bruder Henricus, fügte aber sonderbarerweise an: „Na, na!"

So kam er vor der Pforte des Stiftskellners Adelhardus von Bruch an und klopfte.

„Domi!" klang es im tiefen Baß — domi, d. h. „Bin zu Hause! Bin drin!"

„Gott sei Dank," murmelte Bruder Heinrich und trat ein mit dem durch die Ordensregel des heiligen Benedicts vorgeschriebenen Gruße. Wer aber nicht die Responsen darauf sang, das war der Vater Adelhardus. Der war wirklich drinnen; er saß breit im bequemen Stuhle vor dem Eichentisch, und wenn das, was da vor ihm stand, die letzten Ueberbleibsel vom französischen Feste waren, so war's freilich hoch hergegangen zu Corvey, aber auch noch Mancherlei übrig geblieben.

Eine Schüssel mit einem zur Hälfte leider vertilgten gekochten Schinken! Eine Schüssel mit dem Gerippe eines Truthahnes! Ein Brot wie ein halbes Wagenrad und eine Reihe von Erdkrügen und Glasflaschen nebst einem Humpen, der an und für sich, d. h. durch seine äußere Erscheinung, schon das Auge erfreute, was auch der Inhalt sein mochte!

„Non confideo oculis meis, ich traue meinen Augen nicht!" rief der Vater Adelhardus, ein wenig lallend. „Bist du es, mein Sohn Heinrich?"

„Ich bin es, und was ich sehe, gefällt mir wohl," erwiederte der brave, alte Reitersmann und gute Bruder von Corvey, Heinrich von Herstelle.

„Cor meum prae gaudio exultat, das Herz hüpfet mir vor Freude. Soll ich aufstehen, mein Sohn, dir entgegenzueilen? Desiste, stehe ab davon — setze dich lieber selber; denn ich weiß, daß man dich auf einen müheseligen Gang hinausgesendet hat ad Paganos, zu den Heiden — in die Wüsten, per deserta ac solitudines. Ich habe dich sehr vermisset, mein Sohn, in der Drangsal der letzten Zeiten."

Der Bruder Henricus stellte seinen Stab im Winkel ab und kam und sah hin über den Tisch, und froh, gutmüthig und heimisch-behaglich lächelnd auf den Kellner im Weinberge des Herrn.

„Ich bin gewandert und habe gesehen. Ich bin zurückgekommen mit Nachricht aus der Wüste und dem wilden Wald. Wollen Sie den Herrn Priorem wecken, mein Pater, daß ich berichte, was ich sah und erkundete?"

„Non sum hebes nec stupidus, da müßte ich ein Esel oder ein Schafskopf sein. Setze dich, mein lieber Sohn, und erzähle fürs Erste mir, was du sahest — für die Andern hat's Zeit bis morgen."

„Der Herr Prior hat mir aber bei seiner Seele anbefohlen nach meiner Rückkehr sogleich vor ihm zu erscheinen, sei es bei Tage, sei's bei Nacht."

„Halt!" rief der Vater Adelhard, beide weiche und breite Hände auf die Lehnen seines Sessels stützend und sich also mühesam erhebend: „Er erboßet uns auch, so oft er kann; ärgern wir ihn desgleichen! Komm mit mir, mein Sohn Heinrich; ich wecke ihn."

Sie weckten ihn wirklich, den Prior von Corvey, Herrn Nicolaus von Zitzwitz, und er nahm ihren Eifer auf wie es sich gebührte.

Der Kellermeister ging zu ihm hinein, nachdem er dem Bruder Henricus heimtückisch-schalkhaft den Ellenbogen in die Seite gestoßen hatte. Der Bruder Henricus wartete vor der Thür; aber er hatte gar nicht lange zu warten.

„Seine Hochwürden lassen dich grüßen, mein Sohn, und geben dir ihren Segen —"

„Und?"

„Er hätte mir beinahe das Erste, was ihm neben seiner Bettstatt zu Handen kam, an den Kopf geworfen. Morgen bei guter Zeit will er mit dir reden und dich anhören, mein Sohn. Wünschest du nun vielleicht, daß wir auch zum Bruder Von dem Felde, dem Vater Florentius, dem Herrn Subprior uns verfügen?"

„Ich denke, wir lassen es hiemit bewenden," meinte der Bruder Henricus ein wenig kläglich und verdrossen.

„Oder zum Vater Metternich, unserm guten Probst Ferdinandus?"

Der Bruder Henricus schüttelte nur den Kopf.

„Dann komme du wieder mit mir. Ich bin der Einzige im Stift, der dir noch ein Nachtessen und einen Trunk verschafft!"

Der Vater Adelhardus legte traulich seinen Arm in den seines greisen Sohnes: „Ich sagte es dir ja; die Mühe hätten wir uns ersparen können," sagte er, als sie wieder in seinem Gemache vor dem Schinken und dem Truthahn saßen, und der Bruder Henricus den vorbemeldeten Humpen nach einem langen, langen Zuge, — wiederum seufzend, aber diesmal ganz behaglich — seinem — besten Freunde im Stift Corvey zum ersten Mal zurückschob, nämlich zu neuer Füllung aus einem der ungeheuerlichen grauen Steinkrüge mit dem in Blau gemalten Wappen der Abtei.

VII.

Daß in Corvey die Mauern noch heil und die Thüren nicht ausgehoben oder eingeschlagen waren, wissen wir jetzt; in der Beziehung hatte das Stift es besser als die Stadt; sonst aber ließen die Zustände nach dem Abzug der hohen Bundesgenossen auch bei den guten Benedictinern Vieles zu wünschen übrig.

Der Pater Adelhardus gab nunmehr dem Bruder Henricus ausführlicheren Bericht darüber.

„Ich rathe dir, mein Sohn," sprach er, „halte dich an die Knochen; ich habe einen harten Kampf gefochten, ehe ich sie hier im Closet in Sicherheit hatte. O gula, gula hominum! Ach über der Menschen Freßgierigkeit! es war nicht Einer, nicht ein Einziger unter der Brüderschaft, der mir die schmalen Bissen gönnte. Aber sie sollen es verspüren beim nächsten Bräu; Cellarius sum, ich bin der Kellermeister! Halte du dich an mich, und nimm vorlieb mit dem Schinkenbein; an den Puterhahn hab ich mich gehalten; doch nur weil seine Besitzergreifung mir die größesten Aengste und Nöthe verursachet hat. Wahrlich, sie bliesen Alle selber die Kämme auf und waren hinter mir drein mit kalekutischem Gekoller, sed palmam reportavi, ich habe obgesieget!"

„So schlimm steht es hier bei Euch, Vater Adelhard?"

„Woui, mon fils. Ehe sie uns nicht neues Schlachtvieh aus den obern Dörfern zutreiben, ist freilich Hunger der beste Koch zu Corvey. An den Geflügelhof mag ich gar nicht gedenken. Halte dich an den Schinken, Sohn Heinrich: Buchweizen heißt es morgen, und Buchweizen wird es auch übermorgen heißen. Buchweizen, Buchweizen, eine gesunde Zukost; aber ich liebe dich, Henrice, und bin nicht wie die Andern: ich gönne dir den Schinken, und sehe zur Seite, während du speisest."

Er sah wirklich weg, wenngleich tief seufzend. Und es blieb freilich von dem Schinken wenig für den anderen Tag übrig. Seit langer Zeit hatte kein Corvey'scher Mönch sich mit so gutem Rechte zu seiner „Palme" eine Märtyrerkrone verdient, wie der Vater Adelhard von Bruch an diesem Abend.

Jetzo aber schlug der mächtige Knochen wie Holz auf den Teller; der Bruder Henricus war gesättigt, und der Humpen nahm seinen Weg zwischen den beiden braven alten Gesellen wieder auf.

„Du hättest doch zu Hause sein sollen," sprach der Cellarius. „Wie es bei uns herging, als der Herr von Turenne sein Hauptquartier in Höxter nahm, weißt du noch; aber wie freundlich noch zu guterletzt der Commandante, den Turennius uns zurückließ, der Herr von Fougerais war, das ist dir nun leider entgangen. Hoch ging's her, bei Tage und bei Nacht. Sie konnten nicht von uns lassen, und es wäre auch dumm von ihnen gewesen; denn wir trugen ihnen auf, daß die Tische knackten — o du hättest die Brüder sehen sollen. Das ging so hin — unser griechischgelehrter Vater Agapetus hat es uns aus dem Homero verdeutschet — weißt du, Sohn Heinrich, wie, wie — im Schlosse des Königs Odixus; und das Stift war die Königin Penelope und die Franzmänner waren die ambitores, die proci, die Freier! Ebibe! trink aus, mein Sohn; deposuimus eos vino, wir haben sie häufig genug zu Boden getrunken; aber sie standen immer am andern Morgen wieder auf. Seine fürstlichen Gna-

den von Münster, unser Herr Administrator können es uns nimmer vergessen, was wir Alles angestellt haben, um hochdero Verbündeten den Aufenthalt bei uns commode zu machen; ob Sie uns freilich die Auslagen wieder ersetzen werden, das stehet wohl dahin. Man hat so glorreiche Alliirte eben nicht um ein Stück Haferbrot und einen Trunk aus der Schelpe, was sonst ein gar kühles und gesundes Wasser sein soll!"

„Das meinte der Braunschweiger hohngrienig auch," sagte der Bruder Henricus.

„Davon nachher. Jetzt laß dir weiter erzählen. Siehe — da liegt der Schinken — knochen! Wir hatten sie zu Hunderten in der Rauchkammer, einen bei dem andern; vordem ein Anblick des Ergötzens, nunc lugubris et tristis memoria! Weg sind sie! Ja, ja, mein Sohn, via ad coelum nonnisi lacrymis struitur — der Weg zum Himmel gehet durch ein Thränenthal. Wir hatten sie, Gallos, meine ich, auf dem Tische und bei Tische. Weg sind sie, galli et Galli. Die Einen in den Mägen der Andern; und wie es den Hennen zu Höxter ergangen ist, das werden die nächsten Monden ausweisen. Da waren sie sich alle gleich, die aus dem Languedoc und die aus der Bretagne, die aus der Normandie und die aus der Pikardie, und ihr Haupthahn war nicht besser als sein Volk. Diabolus accipiat animam ejus, der Böse nehme ihn beim Kragen auf seinem Wege nach Wesel. Na, mein Sohn, du rittest mit dem Tilly in deiner Jugend, du weißt Bescheid —"

„Sprechen Sie jetzo das Gratias, mein Pater," seufzte der Bruder Henricus. „Grade weil ich mit dem Tilly ritt, will das mir in diesem Momento nicht anstehen. Nachher wollen wir uns schlafen legen."

„Das wollen wir mit nichten," rief der Pater Adelhardus. Omnia tempestive, Alles zu seiner Zeit. Habe ich mich deinethalben so heischer gesprochen, so berichte mir nun auch, was du uns Gutes mitbringst vom Herzog Rudolfus Augustus."

„Das mögt Ihr nun nehmen, wie Ihr wollt," flüsterte der Bruder Henricus. „Er hatte den Wald, den Solling gewaltig verrammelt. Er stand mit Geschütz, Reitern und Fußvolk vom Idth her bis an den Fluß. Bis hieher und nicht weiter! sprach er, nachdem er mir seine Rüstung hatte vorweisen lassen. Es wäre selbst für den Turennius ein harter Marsch durch den wilden Forst und die Weserberge gewesen."

„Deshalb blieb er auch confortabiliter bei uns, und zeigte den Huxarienses, den Höxternschen, und uns seine und unseres Herrn Bischofen und Administratoren Macht und Gewalt!"

„Nachher fand ich heute die Weserbruck abgebrochen."

Der Cellarius von Corvey neigte bedächtig das Haupt:

„Es hat Alles seine Gründe in dieser Welt. Diesmal sind wir in Holland in Noth, sonsten wäre es uns noch länger ganz wohl zu Corvey gewesen; — nicht wahr, messieurs? — Uns? Uns! lieber, alter Sohn Heinrich, wir leben in einer bittern, verworrenen Zeit. Haben wir die Pikenierer und Musquetierer des Braunschweigers hier gehabt, so könnten wir wohl auch noch einmal seine Artolleria über den Fluß rücken sehen. Der Herr von Fougerais war ein kluger Mann und marschirte mit dem Bart auf der Schulter ab. Sohn Heinrich, weißt du, was mir ein Himmelstrost ist in diesen schlimmen Tagen?"

„Nun, mein Pater?"

„Daß ich nur Kellermeister zu Corvey bin, und nicht Herr Christoph Bernhard von Galen, Bischof zu Münster; und daß nach unseres guten Abts Arnolden seligen Abscheiden Er Administrator vom Stift und von hochberühmter Abtei geworden ist, und ich nicht Abt. Jetzo können wir zu Bette gehen, mein Sohn!"

Das konnten sie freilich; sie kamen nur fürs Erste noch nicht dazu. Sie hörten die nämlichen Glocken, von denen der Helmstedter Student, Herr Lambert Tewes, in der Schenke zum heiligen Veit erweckt wurde aus seinem Schlummer.

„St. Vitus, was ist dieses?" rief der Bruder Henricus, die Hand hinters Ohr legend.

„Hörst du etwas, Henrice?"

„Es klingt wie Sturm."

„So summt es mir schon Tage lang im Kopfe; — ich meine, es liegt in der Corvey'schen Luft. Collusio Diaboli, Täuscherei und Blendwerk des Teufels! Wir wollen schlafen gehen."

„Nein, nein, das ist keine Gaukelei der Luftgeister. Sie läuten Sturm zu Höxter" rief der Bruder Henricus. Er war zu dem hohen Fenster mit den kleinen runden Glasscheiben getreten und hatte einen Flügel geöffnet.

„Hören Sie, mein Vater?"

„Sohn Heinrich, du hast wieder einmal Recht. Hilf mir auf; o über die Häringskrämer, sie werden wohl auch einen Brand zu löschen haben! Sehen wir, ob der Himmel in Westen roth wird."

Auf den Bruder Henricus gestützt, wackelte der brave Vater Adelhardus durch den langen Corridor in den westlichen Flügel des Gebäudes, und beide Alte sahen neugierig nach der Stadt hin. Das Himmelsgewölbe war und blieb aber dort dunkel; und es war gleich schwarze Nacht im Morgen und im Abend.

„Dann ist es etwas Anderes; und nun werden der Herr Prior, sammt Subprior und Propst doch wohl aus den warmen Nestern herfürmüssen," brummte der Cellarius, zwischen Schadenfreude und eigener Unbehaglichkeit schwankend.

„Ich habe es mir wohl gedacht; es sah böse aus in Höxter, als ich heute Abend von der Fähre kam. Die Gassen gefielen mir nicht, und was darin geredet und geflüstert wurde, gefiel mir noch weniger."

„Rebellion? Tumult in der Stadt? Seditio ante portas?"

„Unseren theuern Brüdern zu St. Niclas war's auch nicht wohl zu Muthe."

„Also das alte Spiel! Trumpf Luther, — Trumpf Papst, der Herr schütze uns, Schellenkönig — Eckerdaus! Stich Münster — Stich Braunschweig! — zieht Ihr die Lärmglocke von Corvey, Frater Henricus; — treibt mir die Klostermannschaft in die Hosen; ich will die Väter und Brüder hervorpochen. O Herr von Zitzwitz, ach Herr von Metternich, der Herr giebt es den Seinen im Traum. Ho, ho, heraus! heraus! all' arme! all' arme! Huxar im Aufstande!!!" —

Nun war es doch spaßig, in diesem Moment in diesem Corridor der großen Abtei Corvey zu stehen, und darauf zu achten, wie auf den Waffenruf das sonore Schnarchgetön hinter den Zellenthüren plötzlich stille stand — als ob ein Mühlwerk angehalten wurde. Dann aber polterte und grummelte es hinter diesen Thüren; dann öffneten sich die ersten derselben — dann wimmelte es hervor und zwar aus allen.

„St. Veit und Benedictus, was giebt es denn nun schon wieder?"

Der Vater Adelhardus ließ sich auf keine Antwort ein; er weckte den Herrn Prior zum andern Mal. Der Bruder Heinrich von Herstelle aber, ein Mann, dem es ganz gleichgültig war, ob in seiner Abtei die fünf ersten Bücher der Annalen des Tacitus wiedergefunden worden waren, verstand es dagegen noch ganz trefflich, eine Lärmglocke zu ziehen und eine Wachtmannschaft in den Harnisch und an die Spieße zu bringen.

Corvey lief durch einander:

„St. Veit, die Braunschweiger sind über den Fluß! St. Benedict, der Fougerais ist umgekehrt. Sie sind im Handgemenge in Höxter! Aus den Betten für das Stift! Auf für Christoph Bernhard, — auf für Corvey!"

Die ältesten Greise wankten hervor. Der Propst Ferdinand von Metternich kam; es kam der Subprior Florentius von dem Felde, und zuletzt kam auch der Herr Prior Nicolaus von Zitzwitz.

„Das war mir eine schwere Mühe," erzählte nachher der Vater Adelhardus. „Elinguis stabat, gleich einem Oelgötz, gleich Stocke stand er und rieb sich die Augen. Vae turbatori; wer auch die Schuld davon tragen mag, — mir vergißt er die Molestirung in seinem Leben nicht."

Dem sei nun wie ihm wolle; — so kam Corvey auf die Beine! ... Höxter und Corvey!

VIII.

Was uns anbetrifft, so kamen wir von den Beinen noch gar nicht herunter. Verfügen wir uns zurück nach Höxter und zwar mit kühler Stirn und gelassenem Gemüth: es ist uns beides vonnöthen, und des letzteren rühmen wir uns vor Allem. Der große Autor der Dassel'schen Chronik, Meister Hans Letzner, natürlich schnöde zu benamset der Fabelhans, konnte nicht kritisch-ruhiger in den Wirrwarr seiner Tage, oder ins Besondere in das Getümmel des St. Vitus-Festes hinein-

gucken, als wir in diese Höxter'sche Lärmnacht nach dem Abmarsch des Marschalls von Turenne und des Herrn von Fougerais.

In der Stadt war längst Alles auf den Beinen! Der Grimm mußte heraus; und jetzt hatte eben die Gährung den Zapfen aus dem Spundloch getrieben: sinnverwirrend ergoß sich die trübe Fluth, und da wir von Corvey kommen und also wissen, wie es dort aussieht, so wissen wir auch, daß fürs Erste Niemand vorhanden war, der den Oelzweig über diese schlimmen Wasser hintragen, oder noch besser das Oel selber in sie hineingießen konnte. Auch die Frauen befanden sich in den Gassen, und das war das Allerschlimmste. Sie, die Weiber, hatten von der französischen Einquartirung zu leiden, und zwar in mehr als einer Weise, und wahrhaftig mehr als die Männer. In welchen Winkeln hatten sie sich mit ihren heulenden, hungernden Kindern verkriechen müssen! Glücklich noch, wenn sie nicht daraus hervorgezogen wurden, um die tägliche und nächtliche Lustbarkeit durch ihre Gegenwart zu verschönen. Nun kamen sie von ihren leeren Speiseschränken, versudelten Betten, verschweinigelten Fußböden und suchten ihrerseits die geeigneten Persönlichkeiten und Zustände, an denen sie ihren Grimm und Groll auslassen konnten. Katholikinnen wie Lutheranerinnen waren sich darin einig, daß Mehreres gesagt und gethan werden müsse, ehe es wieder Ruhe und Anstand in Höxter geben könne, und an ihnen — den Höxter'schen „Dames" hatte der Helmstedter Relegatus Herr Lambert Tewes vor Allem sein Vergnügen.

Meister Lambert, von seinem harten Lager in der Schenke zum heiligen Veit auffahrend, wie beschrieben, schob den Horatius, der ihm als Kopfkissen gedient hatte, in die Tasche und sprang vor die Thür der Schenke. Wir haben auch bereits dem Leser mitgetheilt, daß diese Kneipe am Corveythor, also ein wenig entfernt vom Mittelpunkte der Stadt lag. Demnach war es still in der Umgegend; der ausgebrochene Tumult wüthete mehr in der Mitte der Stadt, und weitbeinig verfügte sich der Student dorthin.

„Was würde mir nun das beste Federbett nebst Schlafrock und Pantoffeln geholfen haben? Was hilft es nunmehro dem Herrn Oheim, daß er die Zipfelkapp über die edlen Ohren zog? Muß er nicht auch heraus? Er muß! Ja, ja, wieder hat es sich gezeigt, daß die Bank das einzig richtige Lager für die Zeitumstände ist. Paratus sum! und hinein mit Lust und Muth in des Saeculums Plaisir und Jocosität. Ein einziger Jammer ist es nur, daß man hier nicht rufen kann: Bursche 'raus! wie unter den Fittichen der hochgelobten Julia Carolina."

Es ging auch ohne das. Von einem heftigen Zulauf des Pöbels mitgezogen, tauchte er, natürlich mit dem altbekannten Quo, quo scelesti ruitis, jedoch ohne das diesmal in deutsche Reime zu bringen, zuerst vor der lutherischen Pfarrei aus dem wüsten Schwall auf und schwang sich auf einen Prellstein; natürlich nur, um besser sehen zu können, was man eigentlich mit den lieben Verwandten im Sinne habe.

„Sieh, sieh!" sagte er, und die Scene war in der That recht curiös zu betrachten. Die katholischen Huxarienses stürmten die lutherische Pfarrei und waren natürlich zuerst auf die Frau Pastorin gestoßen, die von der Pforte ihres Hauses aus, mit dem Besen in der Hand, den tollen Haufen fürs Erste noch mit merkwürdigem Erfolg bekämpfte. Ueber sein Weib weg sprach der ehrwürdige Herr mit hocherhobenen Armen Vernunft und dieses ganz vergeblich; — sein Küster war's, der im Thurm von St. Kilian am Glockenseil hing und für die Augsburgische Confession um Hülfe läutete, während von St. Nicolaus herüber das Geläut kam, das für den zehnten Clemens — Altieri — sich an die städtischen Auctoritäten, das Stift Corvey, den Bischof von Münster und den dunkeln, stürmischen Nachthimmel wandte.

Sie hatten Fackeln mitgebracht, die Tumultanten, um ja an keinen Stein auf ihrem Wege zu stoßen. Bei dem flackernden Lichtschein beobachtete der Student Alles ganz genau, hielt sich jedoch seinerseits vorsichtig so viel als möglich im Schatten.

„Coraggio, chère tante," jauchzte er. „Siehest du, Freund Säuberlich, das heißt man eine treffliche Quart. Parire den! ... Hui, der saß wieder, grade auf dem Schnabel. Siehst du, mein Sohn, da hast du einen Mund voll von dem fran-

zösischen Nachlaß in den Gassen von Höxter! O papae, schlägt die Papissa eine gute Klinge, oder besser einen saftigen Besen!"

Das that sie; allein zuletzt half es doch wenig gegen den übermächtigen Andrang. Sie wich, und wäre die Päpstin Johanna in ihrer Stelle gewesen, so würde die auch gewichen sein. Der Student auf seinem Steine drückte sich die Faust auf die Milz:

„Was fällt er ihr denn in die Parade? Soll das Wort hie mehr helfen als die That der Heldin? Retro retrorsum, Domine Pastor, halten Sie sich nicht auf! Herr Onkel, — da, da!"

Es war ungefähr so. Der würdige Herr von St. Kilian hatte eingesehen, daß hier sein Wort von so schlechtem Nutzen sei, als der Besen seines Ehegesponses. Er hatte den Arm der Gattin erfaßt, und zog sie rückwärts die Treppenstufen hinauf in die Pforte des Hauses. Hinter ihnen drein brüllte der Haufen, hinter ihnen drein lachte der schadenfrohe Neffe:

„Holla, es ist nicht das erste Mal heute, daß Ihr sie Einem vor der Nase zuschlagt und den Riegel vorschiebt! So habt Ihr es denn, wie Ihr es gewollt habt!"

Contra aegida Palladis ruere, mit dem Kopf gegen die Schürze der Weisheit stoßen, nannte er's dann, als die Vordersten der erboßten Bande, von den Hintersten geschoben, mit den Stirnen gegen die verrammelte Pforte anrannten. Das Höxter des Jahres 1673 ließ die Knüppel fallen und griff zu den Steinen.

Es flog der erste gegen die lutherische Pfarrei, ihm folgte das erste Dutzend. Noch einen kurzen Augenblick zeigte sich Dominus Helmrich Vollbort am Fenster, dann verschwand er im Innern des Hauses. Die geistliche Frau hielt sich einen Augenblick länger; jedoch die Ochsenaugen zersplitterten um sie her. Sie verschwand gleicherweise, während, wie der Pater Adelhardus sich ausgedrückt haben würde, die infestatio cum bombardis, das Bombardiren fortdauerte. Und in dem Augenblicke, wo die Noth am größesten wurde, verstummte der angstvolle Hülferuf vom Thurm; eine Handvoll biederer Höxteranischer Stadtinsassen hatte die Thür des heiligen Kilianus, durch welche der Küster eingeschlüpft war, erbrochen, hatte den Küster am Werk und am Seil gefunden, und — jetzt läutete er nicht mehr, sondern aber es wurde auf ihm geläutet; er bekam Prügel, entsetzliche Prügel.

Zerreißen, um an zwei Orten zugleich sein zu können, konnten wir uns leider nicht, aber daß die Katzenmusik, welche die lutherischen Huxarienser zu Ehren des französischen Abmarsches den Minoriten bei St. Niclas besorgten, nicht geringer ausfiel, als die bei St. Kilian, das können wir auf unser Wort und unsere Ehre versichern! Die katholische Pfarrei litt nicht weniger von den Freunden unseres Freunds Lambert Tewes als die lutherische, das Schauspiel war das nämliche dort wie hier. Es fiel in Wort und Werk nichts daneben, und der einzige Trost für die Herren bei St. Niclas am Clausthor lag einzig und allein in dieser bösen Nacht darin, daß es den „Herren von der andern Seite" gerade so ergehe: ein leidiger Trost ist eben auch ein Trost.

Wäre es nunmehr nicht unsere Pflicht, nach dem Burgemeister zu laufen? Durchaus nicht; denn er kommt am letzten Ende doch immer ganz von selber, und so auch jetzt und zwar begleitet von den Aeltesten und Würdigsten der Gemeinde.

Aechzend kam er, Thönis Merz der Bürgermeister, und mit ihm die Andern: Caspar Albrecht der Senator, und Jobs Tielemann und Heinrich Krekler und Hans Jacob zum Dahle, und Hans Freisen und Hans Sievers und Hans Tropen und Hans Heinrich Wulf und Heinrich Voßkuhl und Adam Sievers, die Dechanten von den Gilden und Konrad Kahlfuß der Gemeinheit Meister! Sie erschienen, um Ordnung zu stiften, und etwas Großes war das auch gar nicht, wenigstens an dem Orte, an welchem sie jeweilig auftraten.

„De Burgemester!" krächzte eine Stimme im Haufen, und sofort kam ein Schwanken und dann ein Erstarren in die wogende Fluth. Kopfüber stürzten die Angreifer von den Treppenstufen des Pfarrhauses hinunter, aus einander stob der Pöbel, und der Consul stieß dem Senator den Ellbogen in die Seite und sprach:

„Gevatter, was habe ich gesagt?!"

Ob es aber mehr darauf, was er ge-

sagt hatte, oder was der Herr Pfarrer und die Frau Pfarrerin jetzo sagten, ankam, das wollen wir dahin gestellt sein lassen. Wer da sagt: Racha! der ist des Raths schuldig; und es wurde dergleichen ausgerufen; — sehen wir zu, wo derweilen unser Helmstedter geblieben ist. —

Wenn das erboßte katholische Volk bei St. Kilian aus einander gelaufen war, so war's danach freilich noch nicht ruhig nach Hause und ins Stroh gegangen, sondern im Lauf durch die Gassen St. Niclas zu.

Leichtfüßig war der Student von seinem Eckstein herunter gesprungen. Er hatte Alles hier in Obacht genommen, was ihn interessiren konnte, doch die Blüthe des Spaßes pflückte er nun erst ab.

Der Platz vor der Pfarrwohnung war leer. In der wieder geöffneten Thür standen heftig gesticulirend der Onkel und die Tante, auf den Treppenstufen der Bürgermeister mit der Hand auf der Brust, am Fuße der Treppe in einem Halbkreis der Chor der Senatoren, Patrizier, Tribunen und Gilden-Hauptleute. Gravitätisch schritt jetzt Herr Lambert Tewes aus der Dunkelheit hervor, in das Licht der Laterne, die der Gemeinheit Meister Konrad Kahlfuß trug, hinein, zog höflich den Hut, verbeugte sich tief und richtete an die Herrschaften das, was achtzig Jahre später die Literaturbriefe, wenn sie Herrn Dusch vornahmen, „mit unsern galanten Briefstellern die Courtoisie nennen." Dann schritt er langsam querüber in die nächste Gasse und lief, sobald er der entrüsteten Auctoritas aus den Augen war, so schnell ihn die Füße trugen, dem Tumult bei St. Nicolaus zu:

„Wer fürchtet des Skythen, des Parthiers Wuth,
Wer scheuet Germaniens gräuliche Brut?
Nun sitzt man geruhig beim fröhlichen Schmaus,
Es schändet kein Frevler des Biedermanns Haus!"

Hiemit, d. h. mit diesem heitern wenn auch nicht völlig zutreffenden Citat aus der fünften Ode des vierten Buches der Lieder des Quintus Horatius Flaccus kam er an bei den Minoriten am Clausthor und wiederum ganz im richtigen Augenblick.

IX.

Ganz zur richtigen Zeit; denn eben schwieg die katholische Sturmglocke, und bekam der katholische Küster gleichfalls Prügel. In ganz Höxter aber hatte Lambertus keinen bessern Bekannten als Jordan Hunger, den katholischen Küster; dieser ging noch über den Fährmann Hans Vogedes, den Corporal Polhenne und Seine Hochedelgeboren Herrn Wigand Säuberlich, der mit dem Studenten dem Onkel Vollbort durch die Schule gelaufen war und wie er, Meister Tewes, auf keiner Seite Partei nahm, sondern auf jeder sein Vergnügen.

Dieses Vergnügen war nunmehr vor der Pfarrwohnung der von Christoph Bernhard bei St. Nicolaus eingesetzten Minoriten im vollen Gange. Der von St. Kilian herströmende katholische Haufen fiel dem lutherischen beim heiligen Niclas nicht in den Arm, sondern in die Arme. Im letzten Grunde hatten sie Alle nur den einzigen Zweck, Unheil zu stiften, und das verrichteten sie denn auch, und zwar ohne jegliche Courtoisie. Das Steinbombardement auf die Fenster der katholischen Herren wurde eben so kräftig unterhalten, wie das auf die Fenster des Onkel Vollbort:

„Sieh, sieh!" sagte auch hier wieder der Studente fröhlich; doch eben als er sich von Neuem auf den Prellstein schwingen wollte, faßte ihn ein Weib am Rockschoß, zog ihn zurück und zeterte:

„Um Jesu Christi willen, Herr Magister, sie haben meinen Mann todt geschlagen! Er liegt unter den Glocken, und sie tanzen auf ihm herum."

„O mon dieu!" rief der Consiliatus. „Sind Sie es, Gevatterin? Mon dieu, und er war doch so gut Freund mit dem Fougerais bei unserem letzten Disput!"

„Dafür haben sie ihn auch windelweich geschlagen, und er liegt unter seinem Seil. O Lambert, kommt und helft mir, laßt Euren besten Cameraden nicht umkommen. Sie sagen, das Stift sei auf dem Wege hierher; aber was hilft das mir, wenn sie mir meinen Mann vorher zunichte gemacht haben. Das leiden wir nun um Corvey!"

„Höxter und Corvey!" jauchzte der Student, und dann ließ er sich von der Küsterin den Glocken von Sanct Nicolaus nur zu gern zu ziehen. Der Spaß war ihm in dieser Nacht eben überall in Huxar.

Weggelaufen war der unglückselige Monsieur Jordan nicht aus seinem Thurmge-

wölbe während der Zeit, daß sein Weib hingegangen war, die barbarische Welt um Hülfe anzuschreien. Er lag unter seinem baumelnden Seile noch da, wie ihn seine nichtswürdigen Feinde und seine brave Gattin verlassen hatten, mit der Nase im Staube. Seine Schultern zuckten, er zappelte mit den Füßen und ächzte jämmerlich.

Mit der Nase im Staube! und der Student wußte sofort ein Citat aus dem Horaz und trug natürlich dasselbe dem Unglücklichen, Geschlagenen erst lateinisch und sodann in freier deutscher Uebersetzung vor:

„So stürzet der Tannbaum mit donnerndem Hall,
So liegt nun der Küster nach furchtbarem Fall!
Im Blachfeld des Teukrers, dem Feinde zum Raub,
Druckt itzt Don Bravatscho die Nas' in den Staub!"

„Hu," winselte der Küster von Sanct Niclas, „bist du's, Lambert? Ist meine Frau auch da? Hu, dreht mich um — um Gottes Barmherzigkeit sachte! vorsichtig, sachte. Die Teukrer, oder wie das Dorf heißt, waren es nicht; der Teufel vergelte es den Hörter'schen Bösewichtern, die mich um der Kirche willen so gräulich zugerichtet haben! O, o, o, das ist viel schlimmer als die letzte Schlacht um die Bosseborner Laterne — weißt du, Lambert, die vor drei Jahren, in der du auch einen Prügel führtest, obgleich es dich als luther'schen Ketzer gar nichts anging."

Der Student hatte den Armen weich und vorsichtig unter den Armen gefaßt, während die Frau Küsterin die Füße gehoben hatte, um den halb Geräderten auf den Rücken zu legen; aber der Küster hatte zu seinem Schaden sein letztes Wort hervorgestöhnt.

Als Herr Lambert Tewes von der letzten Bosseborner Laternenschlacht hörte, ließ er sofort los, und streckte, um einem ganz anderen Gefühl als seinem Mitgefühl Luft zu machen, die ausgespreiteten Hände hoch in die Luft.

Mit einem lauten Aufschrei fiel der Küster wieder auf das Gesicht; doch lustkreischend schrie der Student:

„Bei den unsterblichen Göttern, die Bosseborner Laternenschlacht! Ei freilich, Jordan, von dorther bist du's schon gewohnt, den Mund voll der ernährenden Erde zu nehmen. Du kriegtest wahrlich dein gut Theil ab von der Prügelsuppe in der Küsterschlacht."

„Aber es war doch eben eine Küsterschlacht," winselte Jordan Hunger, „eine katholische Küsterschlacht! wir schlugen uns doch nur unter uns selber um die Ehre Gottes; aber diesmal —"

Er vermochte es nicht, seinen Satz zu vollenden; jedoch der Student nahm ihm das Wort tröstend ab:

„Sei nur still, Alter, das Martyrthum ist auch um so größer."

„Hu, das brauchst du mir wahrlich nicht zu sagen," stöhnte der Märtyrer, und während man ihn von Neuem umwendet, und für's Erste mühsam in eine sitzende Stellung bringt, wollen wir unseren Lesern mittheilen, was es mit der Bosseborner Laterne auf sich hat.

Heute geht das Ding als eine Sage um, mit welcher sie Die von Bosseborn vom Dorfvorsteher bis zum letzten Kossathen bei jeglicher passenden Gelegenheit bis aufs Blut, wie die eine Redensart, oder bis zum Schwarzwerden, wie die andere heißt, ärgern. Sie, die Bosseborner nämlich, sollen, von einer Hochzeit nach Hause ziehend, ihren Weg durchaus nicht mehr gefunden haben, sondern arg in Gestrüpp, Sumpf und Moor verloren gegangen sein. Da soll denn der Küster, der Nüchternste in der Gemeine (Sokrates im Symposion Platonis!) ihnen geleuchtet haben und zwar auf absonderliche Art. Man sagt, er habe einen Einfall gehabt, selber ein Licht unter den Umständen: er habe den Hemdenschwanz hinten aus den Hosen gezogen und niederhängen lassen, und der habe hell genug durch die Nacht geschienen, um der Bauerschaft als Laterne zu nützen. So sei der Küster von Bosseborn vorangeschwankt, ihm nach der Vorsteher, dem nach der Gemeinderath und dem wieder die torkelnde gemeine Bauernschaar, im Gänsemarsche Alles — Einer hinter dem Anderen — ein ewig memorabler Zug bis ins Dorf hinein.

Die Geschichte ist gut; wenn ihr nur so wäre! Aber die Sache hat einen ganz anderen und viel ernsthafteren Angang.

„Wann kompt im Sommer Sanctus Vit
So endert sich beid Tag und Zeit.
Dem schlaff geht zu, dem Wachen ab,
Wie sich das alter neigt zum Grab.
Und wer dan hat der pfenning viel,
Der mach sich auff zu diesem ziel,
Und wander hin wol nach Sanct Veit,
Ihr kann man werden leichtlich queidt —"

singt bei Hans Letzner ein „rechter erfahrener Landtkündiger"; und von der großen Procession nach Corvey auf Sanct-Vitus-Tag stammt die Laternenfrage her, sowie jede Schlacht, die an dem Tage darum geschlagen wurde; vorzüglich aber die des Jahres Siebenzig, welche eine der hartnäckigsten und blutigsten war, in Folge der Indulgenz, die Seine Heiligkeit Papst Clemens IX. kurz vor seinem seligen Abscheiden auf den Tag für dasmal gelegt hatte.

Nun war es aber ein alt Herkommen, daß die jüngste Pfarrei den feierlichen Zug eröffne, — das Aeltere und Würdigere folgte, der Reihe nach; und also — sollten Die von Bosseborn voran „mit der Laterne" und wollten's natürlich den Ovenhäusern zuschieben, die ihnen folgten: hinc illae lacrymae! Denen von Ovenhausen gingen nach Die von Fürstenau, diesen die Boedexer, diesen die Amelunger, diesen Die von Wehrden und Jakobsberge. Dann zogen Ottbergen und Bruchhausen, nachher kam das Dorf Stahle, nachher Die von Albaxen, Brenckhausen, Lüchtringen und Godelheim. Zuletzt aber kam dicht vor den Reliquien des Heiligen die Stadt Höxter mit ihrer Stadtmusik, zusammen mit den Corveyern. Noch hinter dem heiligen Veit zog das Capitel auf, sowie der braunschweigische Gesandte mit einem kleinen Abtsstab in der, mit einem Velum bedeckten Hand, (auch nach der Reformation und als Protestant!) er wurde geleitet vom Corveyer Marschall. Den Beschluß machte das Venerabile unter einem Baldachin, den die Höxternschen Nobiles trugen, — und Jordan Hunger, der Küster von Sanct Nicolaus, war im Jahre 1670 Küster zu Bosseborn gewesen und hatte die Bosseborner Laterne, d. h. die Kirchenfahne seines Dorfes tragen sollen — —

„Wie mancher kompt gar weis' und klug
Im Heimgehn er einen Narren trug.
Mancher kompt daher ganz Sinnreich,
Und geht weg ganz bös und grimmich.
Ihr viel da kommen frisch und gesundt
Da gehn sie heim in Todt verwundt,
Oder sonst gefallen, geschlagen —"

singt der erfahrene „Landtkündiger" weiter, und so war es. Sie schlugen sich jedesmal wacker um die Bosseborner Laterne; und wenn Bosseborn und Ovenhausen zwischen sich den Streit begannen, so war kein Dorf, das zurückbleiben wollte, sondern sie fielen alle drein und auf einander. Ohne das gab es kein Sanct-Vitus-Fest zu Corvey, und weder das Capitel noch der braunschweigische Gesandte konnten das Geringste da thun, außer daß sie es abermals fertig brachten, daß auch das nächste Mal Bosseborn wieder die „Bosseborner Laterne" trug.

Doch während wir hier das Krumme gerade machten und der Wahrheit zu ihrem Rechte verhalfen, tobt der Muthwillen viehisch fort in Höxter, wird der zerschlagene Meister Jordan Hunger von seinem heulenden Weib und vergnügten Freunde nach seinem Bette geschleift und — — zieht eine andere Procession langsam heran. Letzterer wenden wir uns jetzt zu und treffen sie auf dem Wege, den vorhin der Bruder Henricus zur Abtei beschritten hatte. Der Bruder Henricus maß diesen Weg jetzt zurück, er befand sich mit an der Spitze dieses Zuges, der von Corvey kam. Er war ein Kriegsmann gewesen in seiner Jugend und sein Prior Herr Nicolaus von Zitzwitz hielt sich an ihm und ließ ihn nicht von seiner Seite. Dicht hinter ihm hielten sich der Subprior Florentius von dem Felde und der Propst Ferdinandus von Metternich. Den guten Vater Adelhard, den Cellarius, hatte man seiner Unbehülflichkeit halben in diesen gefährlichen Nöthen zu Hause gelassen, um dort Ordnung zu halten.

Die Abtei zog heldenhaft nach der Stadt, um sich selber Nachricht über die Vorfälle dort zu holen, da „impie et nefarie" ruchloser und leichtfertiger Weise Niemand gekommen war, um ihr dieselben zu bringen.

Aber Corvey konnte nicht anders; Corvey mußte auf den Plan! Die Abtei, eben in ihren „Rechten" durch den fremdländischen Helfer, den Größesten der französischen Feldherren gegenüber der rebellischen Bürgerschaft von Huxar und dem braunschweigischen Schutzherrn gekräftigt, mußte Alles dran setzen, daß ihr die soeben nach langem Streite endlich einmal wieder fester gepackte Obergewalt nicht von Neuem aus den Händen gleite. Es galt Höxter gegen jeglichen Feind oder Aufrührer festzuhalten, und so zog das Stift in Waffen gegen die Municipalstadt Unter Umstän-

den verstand es Herr Christoph Bernhard von Galen, merkwürdig böse Gesichter zu schneiden, und Corvey wußte das und kannte das.

Die Lärmglocke, die Bruder Heinrich von Herstelle gezogen hatte, war gehört worden. Die Klostermannschaft war in die Rüstung gefahren, die Herren Benedictiner hatten sich taliter qualiter selber gewaffnet, und die waffenfähige Mannschaft des nächst, aber am anderen Ufer der Weser gelegenen Dorfes Lüchtringen war in Kähnen über den Fluß gekommen, um der Abtei zu Hülfe zu eilen. Die Prioren und sonstigen Vorgesetzten gingen natürlich nur im geistlichen Habit, doch manch rüstiger Frater und Pater hatte muthig und freiwillig die Büchse oder Halbpike auf die Schulter genommen und vermaß sich, Heldenthaten zu thun, von denen der Chronist von Corvey noch nach Jahrhunderten zu erzählen haben sollte. Der Kriegerischste aber in der ganzen geistlich-weltlichen Heerschaar war doch Bruder Henricus, der sicher und männlich, trotz seinem hohen Alter mit einem gewaltigen Schwerte ging, das wahrscheinlich beim Uebergang der Hussiten über die Weser im Kloster stehen geblieben war; — der Zug sah mehr auf ihn als auf die im Fackelschein voranflatternde Sturmfahne mit dem Bilde des heiligen Dionys. Der heilige Patron trug seinen Kopf nur unterm Arm, der Bruder Heinrich dagegen den seinigen noch wacker auf den Schultern.

„Meinen Segen nimmst du mit, mein Sohn; komme mir aber auch ja gesund und vergnügt wieder," hatte beim Abschied am Klosterthor der Vater Adelhardus zu ihm gesprochen und ihn dabei ganz zärtlich auf die Schulter geklopft.

Nun waren sie auf dem zerfahrenen und zerwühlten Wege, den wir vorhin geschildert haben, mit der Parole: Sanct Vitus! und dem Feldgeschrei: Abbatia urbi imperat! Corvey über Höxter! Nun geriethen sie in die Sümpfe, die Löcher und unter die harten Feldsteine, — nun hielten sie, um Athem zu schöpfen — und nun ächzten sie wieder weiter.

„Bruder von Metternich, das ist eine Nacht, um Anathema zu sagen!" stöhnte der Prior einmal über das andere. „Was ist deine Meinung?"

„Der Gerechte siehet vor seine Füße und gehet den Weg, den ihn der Herr schickt."

„Bene, bene! Wie dunkel aber die Nacht ist! Hätten wir doch ein Jeglicher eine Laterne anstatt der Fackeln mit uns genommen! Nun hört auch das Stürmen vom Thurm gar auf, Henrice."

„Es ist vielleicht doch nur ein schlechter Gassenlärm gewesen, und die Tummelanten haben des Spaßes genug und gehen zu Bett."

„Und wir sind heraus und hier mitten im Felde? O corpus Christi, der Bann auf ihre Häupter! — Fort, voran, ihr Alle, wahrlich man soll Corvey nicht ungestraft hohnnecken; abbatia urbi imperat, da ist das Corveythor! Ruft: Sanct Vitus! und laßt uns einziehen!"

Nach einem mehr als halbstündigen Marsche waren sie jetzt wirklich vor diesem Thore von Höxter angelangt; allein das Einziehen ging so leicht nicht. Für's Erste fand das Stift die Thür verschlossen, obgleich es selber die Schlüssel dazu hatte — freilich in den Händen seines tapferen oben schon benannten Hauptmanns Meyer, den wir ebenfalls von Person kennen lernen werden.

„Lasset uns anpochen," sprach der Subprior.

„Das wird viel helfen, der Graben ist dazwischen," murmelte der Propst.

„So lasset den Zinkenisten von Corvey hertreten, Sohn Heinrich. Er soll sich den Hals zersprengen; aber uns den Pförtner auf die Mauer schaffen. Das ist eine scheußliche Nacht!" grollte der Prior.

Das alte Stift hatte seinen Trompeter mitgebracht, und er blies, — er blies und blies sich halb die Lunge heraus, bis sein Blasen von der gewünschten Wirkung war.

Endlich, endlich flimmerten Laternen auf der Mauer, und dann rasselte die Brücke unter dem alten Thorthurm herunter; mit dem Hute in der Hand, von seinen Laternenträgern begleitet, wackelte der Hauptmann Meyer eilfertig und athemlos hervor, den Prior und das Stift zu begrüßen: ein freundlicher, ältlicher Herr, röthlichen Angesichts, breitbäuchig und behäglich, auch einer der besten Freunde des Pater Cellarius, Herrn Adelhardus von Bruch.

Höchst verdießlich empfingen ihn für

diesmal die übrigen Würdenträger des Stiftes.

„Sie sind wirklich mit Degen und Feldbinde da, Monsieur?“ schrie der Prior. „Weshalb kommen Sie nicht auch im Schlafrock und denen Pantuffeln, mein Herr Hauptmann? Aus dem Bett kommen Sie doch ja! Bei Sanct Veit, Herr, es geht lustig zu in Höxter. Die Sturmglocke bringt das ganze Land in Aufruhr, und der Herr Capitän drehen sich auf die andere Seite und geruhen weiter zu ruhen. Wo steckt Ihr mit Euren Leuten, Meyer? Hat man Euch dazu der Stadt Obhut zum zweiten Male anvertraut?“

Der bischöflich Münster'sche Befehlshaber ließ dieses und noch eine Reihe ähnlicher Vorwürfe und Fragen, wie das Hochwasser aus einem aufgezogenen Schütt über sich hingehen. Erst als der Prior von Corvey mit seinem Athem zu Ende war, verantwortete er sich oder fing wenigstens an, sich zu verantworten.

„Aus dem warmen Bett komme ich nicht, Hochwürden, sondern von den Wesermauern am Bruckthor, allwo ich seit angehobenem Tumult auf den Noht gepasset habe nach meinem Eid und meiner Pflicht.“

„Auf den Noht?!“

„Ja, Hochwürden, auf des Herzogen Rudolf Augusten Oberstwachtmeister Noht!“

„Sanct Veit und Corvey, aber weshalb denn gerade auf den?“

„Wer Anders hat uns denn diesen Aufruhr angerichtet als der? Aber beim Teufel, hat er mir einmal meine Trommel genommen, zum zweiten Mal soll er sie nicht in die Tatzen kriegen, und wenn er sich noch so verstohlen über die Weser schliche!“

Bei Fackelschein und Laternenlicht sah sich der Prior, Herr Nicolaus von Zitzwitz, verzweiflungsvoll und zweifelnd auf den Gesichtern seines Gefolges um. Sie grinsten alle, und Bruder Heinrich von Herstelle lachte sogar. Es blieb dem Prior von Corvey nichts Anderes übrig, als sich fußstampfend von Neuem an den biederen Hauptmann zu wenden.

„Aber um Gottes willen, was läuteten sie denn Sturm? wer zog die Glocken und warum?“

„Ja, sehet, Herr Prior,“ sagte der tapfere Capitän gemüthlich, „da treten Sie doch näher und sehen selber. Was uns betrifft, so sind wir, seit der Lärm anging, unter den Waffen und auf der Mauer. In das Handgemenge habe ich den Corporal Polhenne hineingeschickt, doch der kann auch nichts ausrichten. Es geht eben wieder einmal durcheinander, Ratz, Katz und Ketzer, und Unsere sind auch dabei. In allen Pfarreien haben sie zu Ehren des hohen französischen Abmarsches die Fenster eingeschmissen, und alle Küster haben sie ganz oder halb todtgeschlagen. Doch damit sind sie auch zu Ende und eben gehen sie, Ketzer und Katholiken in brüderlicher Eintracht über die Juden.“

„Und dabei steht der Mensch, lehnt sich auf die Ellenbogen und guckt vom Bruckthor aus in die Nacht und über die Weser nach dem Oberstwachtmeister Noht aus!“ ächzte der Prior, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend. „Seine Trommel?! seine Trommel! Herrgott und Sanct Veit, sollte man da nicht wünschen, daß zehn Jahre lang die Trommel auf ihm selber geschlagen würde?“

„Ich rathe nun doch, daß wir schleunig in Höxter einrücken,“ meinte jetzo Bruder Heinrich von Herstelle, und der Prior, ganz und gar nicht wie ein geistlicher Hirt, Vater und Berather, commandirte wüthend:

„Marsch!“

So zog das Stift in die Stadt und nahm auch seinen Hauptmann wieder mit hinein.

X.

„Nun auf die Juden!“ Wer bei Sanct Niclas das Wort zuerst in die durch einander tobende und im Unheil gemeinschaftliche Sache und Brüderschaft machende katholische und lutherische Menge warf, ist niemals historisch-klar geworden. Wir haben unseren Freund, den Fährmann Hans Vogedes im Verdacht. Gegen die Juden ging es; — hier war das tertium comparationis, wie der Helmstedter relegirte junge Weltweise sich ausdrückte, richtig gefunden. Der Pöbel hatte sich zuerst gegen das Haus des Meisters Samuel gewälzt, und Lambert Tewes war ihm selbstverständlich auch dorthin gefolgt.

„Ein unsterblich heroisch Poem werde ich schreiben und Professor der Eloquenz in Helmstedt werden. Bei Venus und

Mars, die alten Perrücken dort sollen mir nicht ohne Strafe das Consilium gegeben haben; als ein kaiserlich gekröneter Dichter will ich sterben! Diese trojanische Blutnacht haben mir die Götter eigens zubereitet. Es sei ihnen Dank gesagt!"

So schrie er, und sein Horaz schlug ihm im Laufen an die Schenkel. Wir wenden uns, und sehen wie die Kröppel-Leah und die kleine Simeath diese heroische trojanische Nacht bis jetzt hingebracht haben.

Sie hatten kurz vor Anfang des Lärms, Beide todtmüde in das Bett des Sergeanten und das französische Cavalleriestroh kriechen wollen, und waren natürlich nicht dazu gekommen. Mit einem Angstruf hatte das Kind den Fuß vom Bettrande wieder zurückgezogen:

„Horch, horch, was ist das, Großmutter?"

Es waren die Höxteraner vor der Pfarrkirche von Sanct Kilian.

„Laß sie rasaunen. Komm, Töchterlein, wir wollen uns wieder an den Tisch setzen. Lege deinen Kopf an mich. Wir wollen die Decke warm um uns schlagen, und ich will dir erzählen wieder von der alten Zeit," sagte die Großmutter, und die Enkelin kam. Sie kauerten von Neuem zusammen vor der kleinen Lampe in dem kalten verwüsteten Stübchen.

„Unsere Könige waren Hirten in den Zeiten der Ehren. Aber die Herden weideten unter den Palmenbäumen — die Sonne des Herrn leuchtete, das Land unserer Väter duftete von Myrrhen und Weihrauch. Sie waren große Krieger in glänzenden Panzern und schlugen Schlachten — sie fürchteten Niemand — sie waren tapferer als jetzt irgend ein Heerfürst —"

Es ging nicht. Sie mußten zu genau auf den Tumult vor der zerbrochenen Thür, vor den zerschlagenen Fenstern horchen. Auch die Greisin, die so viel Brand und Blut in ihrem Leben gesehen hatte, mußte horchen. Das stärkste und geprüfteste Herz lernt da nicht zu Ende.

„Sie werden auch auf uns wieder hereinbrechen," jammerte Simeath.

„Sie werden uns nichts nehmen können. Sei still, Liebchen, habe Muth. Ja, wenn noch der Riegel vorgeschoben wäre und das Haus reich, da wäre Grund zur Angst. Wenn das Haus noch wäre wie zu deines Urgroßvaters, meines Vaters, Zeiten, unscheinbar von außen, doch voll Güter drinnen, so möchten wir eher Furcht haben. Was wollen sie uns heute nehmen, da wir nichts weiter haben als unser Elend?"

„Sie haben jetzt auch nur noch das ihrige, Großmutter," sagte das Kind klug. „Weil sie diesmal so schlimm daran sind als wir, sind sie so wild; und sie werden um so grausamer sein gegen uns, je weniger sie finden."

„Der Herr Gott, der Gott unserer Väter, ist unser Schutz von der Welt Anfang an. Er wird seine Hand auch in dieser Nacht über uns halten, wie er sie seit zweitausend Jahren über sein armes Volk in der Prüfung gehalten hat. Wir sind dem Herrn zu Ehren noch immer da, was sie auch mit Marter und Bosheit gegen uns ausgeübt haben. Horch — es ist Triumph! Sie wüthen jetzt gegen einander! Sei still, Kind, es geht heute Nacht nicht gegen die Juden."

„Aber Großmutter, sie haben dich nach Hause gehen sehen mit deinem großen Bündel. Du hast ihnen gesprochen von deiner Erbschaft, Großmutter," flüsterte die verständige Simeath.

„Die armen Lappen!" rief die Alte, ihr Bündel unter dem Tische näher an sich heranziehend. „Wir sind gewickelt in die Decke von dem letzten Lager deines Oheims. Das ist aber das Köstlichste von der Erbschaft."

„Wenn sie es glauben wollten, wären wir wohl glücklich, Großmutter," seufzte die Kleine, und — so war es, wie sie sagte.

Von Sanct Kilian gegen Sanct Niclas und von dort vorerst zum Hause des Meisters Samuel und seines frommen Weibes Siphra! Sie brachen ein und stahlen, sie schlugen den Hausherrn zu Boden und drückten seine Ehefrau gegen die Wand; sie schlugen auch seine jungen Kinder, da kein Küster mehr zu mißhandeln war, und Alles ging drunter und drüber. Vergeblich wehrten Rathmannswachen und der Corporal Polhenne; — wie wir wissen, gab währenddessen der Stadthauptmann Meyer genau darauf Acht, daß ihm seine Trommel nicht zum zweiten Male vom Braunschweigischen Oberstwachtmeister Roht abgenommen

werde. Sie legten jetzo auch die erste Brandfackel an, und in dem Moment, als der letzte Mann vom Zuzuge des Stiftes Corvey in das Corveythor zog, schlug die Flamme aus den Fenstern, sprang der rothe Hahn aufs Dach, reckte sich, schlug mit den Flügeln und krähte wild hinaus:

„Feuer! Feuerjo!“

Jetzt sah der Vater Adelhardus am hohen Bogenfenster im Corridor der Abtei den Himmel roth werden über Höxter.

„O, die Incendarii! O, die ruchlosen Mordbrenner!“ sprach er. „Haben die Bärenhäuter der Dächer noch zu viel über den gottverlassenen Köpfen? Nun, ich habe den guten Heinrich gewarnt, daß er sich nicht die Finger verbrenne. Der Herr Prior und die Uebrigen werden sich wohl schon selber zu hüten wissen und nicht zu nahe daran gehen.“

Darauf ließ er sich von einem Laienbruder einen Sessel und Fußschemel an das Bogenfenster rücken, schickte einen zweiten Laienbruder in den Keller nach einer Flasche vom Besseren „gegen den Zorn“ und stellte diese Flasche mit dem Glase handgerecht in die Fensterbank. Da saß er dann, faltete die Hände über dem Bäuchlein und hörte durchaus nicht, wie die Herren Patres ihn hinter seinem Rücken mit dem grausamen Kaiser Nero beim Brande Roms verglichen. In der Stummerigengasse aber vor dem nun lichterloh flammenden Hause des Juden Samuel wurde es unserem Freunde, Herrn Lambert Tewes, jetzo doch gar übel zu Muthe.

Er lachte nicht mehr, sondern biß die Zähne auf einander. Die Lust zum Citiren des Horatius war ihm völlig vergangen.

„Was zu viel ist, das ist zu viel!“ ächzte er. „Und dies ist eine Bestialität. Hierosolyma perdita? Auf für Jerusalem! Nieder mit den mordbrennerischen Halunken. Und der Monsieur Samuel ist der Einzige in ganz Huxar, der auf ein dankbar Herz bei mir rechnet. Und jetzt stehlen sie mir meines Vaters Taschenuhr in seinem Verschluß! Himmel, Hölle und alle Teufel, zu Boden mit dir, du Vieh!“

Das letzte Wort war begleitet von einem Faustschlag an einen der Tumultuanten gerichtet. Der Kerl lag sofort am Boden, allein im selbigen Augenblicke war auch schon dem Studenten der Hut über Stirn, Augen und Ohren hinabgeschlagen, und er bekam einen Fußtritt in die Rippen, der ihm für mehrere Minuten den Athem benahm. Als er den Hut endlich wieder in die Höhe bekommen hatte, fand er sich zum zweiten Mal in dieser Nacht Aug' in Auge mit dem Bruder Heinrich von Herstelle, und der Bruder packte sofort zu, griff ihm an die Brust und donnerte dem Hauptmann Meyer zu:

„Fort mit Dem! Ins Gewahrsam! Wenn Einer in dieser Nacht mit gewürfelt hat, so ist's dieser! Ins Prison mit ihm!“

„Holla!“ rief der Student lachend, „wenn Einer in dieser Nacht in Höxter auf Ordnung, Sitte und Tugend geachtet hat, so bin ich's! Meyer, Ihr kennt mich und wißt die Unschuld zu ästimiren. Nehmt lieber meine Hülfe an, domine — allein kriegt Ihr die Schlingel doch nicht herunter.“

Prioren, Propst und sämmtlicher Zuzug von Corvey sahen zweifelnd beim rothen Schein der Feuersbrunst; doch der Hauptmann Meyer sagte, sich hinterm Ohr krauend:

„Was ich sagen soll, weiß ich nicht; aber, ehrwürdige Herren, ich kenne ihn freilich, und das Nutzbarste wär's, wir rollirten ihn ein in unsere Musterrolle.“

„Dann vorwärts und Sturm!“ commandirte der Bruder Henricus, seinen Flammberg erhebend; und mit der linken Schulter voran, Piken, Hellebarden, Halbpiken und hainbüchene Knüppel vorgestreckt und in der Luft, warf sich die bewaffnete Macht von Corvey auf die Huxarienses, um den Schutzjuden des Stiftes wenigstens das noch zu retten, was von ihrem Leben noch übrig geblieben war. Zwei nackte Kinder trug Lambert Tewes aus dem brennenden Hause, die Siphra errettete vor weiterer Unbill der Bruder Heinrich; den Freund Säuberlich nahm der Hauptmann Meyer mit Hülfe des Corporals Polhenne beim Kragen. Die Herren von Metternich und von Zitzwitz stellten sich ritterlich und trieben jeglichen Corveyschen Hintersassen, der Lust bezeigte, sich nach Hause zu schleichen, muthig in die Schlacht zurück. Es kamen überhaupt jetzt die ersten Regungen der Besinnung in der Bevölkerung wieder zum Vorschein,

und Hörter fing an, sich zu schämen. Bürgermeister Thönis Merz und sein Rath fingen an, ihrerseits einzugreifen. Die Mordbrenner und Plünderer wurden überwältigt oder flohen nach allen Seiten; es wurde Raum in der Gasse, und da jetzt, gegen Mitternacht, der Wind sich legte, so brannte das Haus des Meisters Samuel ruhig und ohne weitere Gefahr nieder. Man ließ es brennen.

XI.

In die wollene Decke vom letzten Bett des Schwestersohnes zu Gronau im Fürstenthum Hildesheim gewickelt, hatten währenddessen die Kröppel-Leah und Simeath mit Schauder und Schrecken gehorcht. Der rothe Schein der Feuersbrunst, der in die leeren Fensteröffnungen und die Thür fiel, hatte auch den Muth der Alten gebrochen.

„Siehst du, Großmutter, es geht doch wieder gegen uns, sie haben Vater Samuel's Haus in Brand gesteckt; — sollen wir nicht fort? Wir können über den Hof schleichen und in des Nachbars Garten; Herr Jakob zum Dahle wird nicht zu schlimm sich stellen, wenn er uns morgen früh in seinem Stalle findet."

„Ja, ja, Kind," stöhnte die Greisin. „Leise, leise — da ist mein Bündel — hilf's mir wieder auf! Du hast Recht, wir müssen hinaus — sie kommen, und sie kennen kein Erbarmen."

Sie versuchte es, aufzustehen, allein es ging nicht an. Der Weg von Gronau her war dem alten Weibchen doch zu viel gewesen. Sie fiel zurück auf den Stuhl, legte die Arme auf den Tisch und das Gesicht auf die Arme.

„Großmutter, Großmutter," jammerte das junge Mädchen. „Besinne dich — wach auf, laß mich deinen Sack tragen! Laß ihnen den Sack, laß uns nur laufen — Barmherzigkeit, sie kommen — da sind sie!"

Nun kreischte die alte Jüdin noch lauter als die junge. Sie kamen, sie polterten die Treppe herauf — sie waren da — nur drei Mann, aber die Böseften in Hörter — Hans Vogedes, der Fährmann, mit einer Axt den beiden Anderen voran. In dem Augenblick, als das Stift anrückte, und Lambert Tewes seinen Freund Wigand Säuberlich zu Boden schlug, hatten sie sich aus dem Getümmel vor dem Hause des Meisters Samuel weggeschlichen, und sie machten von vornherein gar kein Hehl daraus, daß sie dem Geruche von der Gronau'schen Erbschaft nachgegangen seien.

Fünf Minuten später, nachdem sie die zertrümmerte Schwelle überschritten hatten, durchschnitt von dem Hause der Kröppel-Leah her ein so fürchterliches und schrilles Jammergeschrei die Nacht, daß es allen sonstigen Lärm in der Stummerigenstraße übertönte, und Jedermann den Kopf aufwarf und mit jähem Schrecken horchte.

An der Brandstätte hatte die Scenerie sich aber bereits verschoben. Im Ornate war Ehrn Helmrich Vollbort unter den Mönchen und städtischen Beamten aufgetreten und hatte scharf geredet, sowohl gegen den dunkeln Nachthimmel, wie gegen den Herrn Prior von Corvey, Herrn Nicolaus von Zitzwitz, und gegen den Münsterschen Gubernator und Stadthauptmann Herrn Meyer.

Er hatte um Rache für sein beleidigt Haus und seinen geprügelten Küster geschrien, und über die Schulter des Bruders Henricus hinweg hatte der Neffe seine rechte Freude an dem Oheim gehabt.

„Sie haben ja unseren Küster bei Sanct Niclas gleicherweise windelweich und blitzblau geschlagen, ehrwürdiger Herr," hatte der Prior eingeworfen. „Da ist doch wahrlich die vollkommene Parität vorhanden gewesen — was sollen wir in dieser Nacht bei solchen Umständen Ihnen noch zu Gute thun?"

„Stift und Fürstliche Gnaden von Münster haben immer nach Vernunft mit sich reden lassen," hatte Herr Florentius von dem Felde begütigend hinzugesetzt, „und —"

„Schlagt ihm vor, daß Ihr mich vor seiner Thür hängen lassen wollt," hatte der tolle Helmstedter dem Bruder Heinrich von Herstelle ins Ohr geflüstert.

Der Bruder Heinrich hatte das nicht vorgeschlagen; denn nunmehr hatte Herr Ferdinandus von Metternich, der Propst von Corvey, Vernunft gesprochen und wirklich verständige Dinge gesagt.

Es sei eine üble Nacht, hatte er gemeint. Niemand wisse, wie er daran sei. Mor-

gen sei wieder ein Tag — todt geschlagen sei gottlob und mit Hülfe des heiligen Veit bis jetzt Keiner; — die Uebelthäter habe man auf dem Stroh im Prison, und selbst die Juden seien noch mit dem Leben davongekommen, so viel man wisse. Wer am meisten bei der gräulichen Unruhe gelitten habe, das sei doch wohl das Stift Corvey, das nun auch noch zu allem Uebrigen den schlimmen Marsch nach Hause vor sich habe. Er — der Propst — hatte zum Schluß seiner Rede gerathen, jetzt vor allen Dingen wieder zu Bett zu gehen und für alle Fälle vielleicht eine Salveguardia, gemischt aus Corveyscher Mannschaft und Bürgerwachten, in der Stummerigenstraße zurückzulassen.

„So soll es sein!“ hatte der Prior geschlossen, und zehn Minuten nach seiner Ankunft vor dem Hause des Meisters Samuel befand sich das Stift bereits wieder im eiligen Rückmarsche nach den warmen Betten.

„Hoffentlich hat uns der Vater Adelhardus, während wir die Philister schlugen, ein gutes Warmbier zugerichtet,“ flüsterte der Subprior dem Propst unter dem Corveythor zu.

Dem mochte nun sein, wie ihm wolle; zornigen Herzens schritt doch noch der Pfarrherr von Sanct Kilian im eifrigen Gespräche mit dem Bürgermeister Thönis Merz auf und ab und warf finstere Blicke auf den guten Bruder Henricus. Diesen Letzteren nebst einigen handfesten Klosterknechten hatte die Abtei zurückgelassen, um sich von ihnen bei möglichen ferneren Ereignissen kriegstüchtig vertreten zu lassen; und während der lutherische Pastor aufgeregt hin- und widerschritt, stand der greise Mönch in dieser Stummerigenstraße im Lichte der Feuersbrunst nachdenklich auf sein hussitisch Schlachtschwert gestützt und gedachte früherer Tage. Der Student hielt sich zu ihm und zog ihn jetzt am Aermel seiner Kutte.

„In so tiefen Gedanken auf der heiligen Straße, mein Pater? Ich hab' Ihnen vorhin den Lauriger angeboten um einen Sitz am warmen Herde; nun hat uns das Fatum einen noch wärmeren Ofen geheizt. Was, mit Erlaubniß zu fragen, lassen Sie die Ohren hängen, mein Pater?“

Der alte Mönch blickte auf und murmelte:

„O, Just von Burlebecke!“

„Sie sollten ein Wort zu mir sprechen, Ehrwürdiger,“ meinte der Student zuthunlich. „Sie gefallen mir, und es wäre mir lieb, wenn auch ich Ihnen gefiele. Haben Sie mich am Abend schnöd' abfahren lassen, so haben wir doch jetzo Schulter an Schulter gefochten, und — schon den grimmigen Blicken meines Herrn Onkels da drüben zu Liebe solltet Ihr meinen Arm nehmen und die Nacht suaviter mit mir verschwatzen. Mit dem Morgen bin ich auf dem Wege nach Wittenberg, allwo sie schon längst mit Herzspann sich nach mir sehnen, und Ihr bekommt mich nimmer wieder zu Gesicht, alter Hahn.“

„Sie sind ein Narr, mein Herr Studente,“ sagte der Bruder Henricus, wider Willen über den Schelmen lachend. „Wäre Just von Burlebecke nicht, ich brächte dich auf der Stelle ungesegnet auf den Weg nach Wittenberg. Aber so war Just auch zu seiner Zeit, und ich stehe eben nie in der Stummerigenstraße, ohne mit betrübtem Sinn der alten Zeit und an Just von Burlebecke zu gedenken.“

„So sagen Sie mir, wer Just von Burlebecke war, mein Pater, und ich werde gern mich mit Ihnen über ihn betrüben.“

„Da,“ sprach der Mönch, gegen das Stummerigenthor hindeutend, „im Sommer zweiundzwanzig nahm er mit zwanzig Reitern Höxter im Sturm. Er ritt für den tollen Christian, ich mit dem Tilly. Mit zwölftausend zu Fuß und neuntausend Reitern ging der Christian hier bei Höxter über die Weser, und ich ihm und dem wilden Just nach als ein Fähnrich im Regiment Baumgarten. Auf dem Felde bei Stadtloo ist Just von Burlebecke unter den Toutavecelleschen eingescharrt. Ich hab' ihn unter den Todten gesehen, und er war mein allerbester Herzfreund.“

„Das war der große Krieg, und Ihr seid heute ein Benedictinermönch zu Corvey, mein Vater!“ rief der Student.

„Ja!“ sagte der gute Greis ruhig und schüttelte nur noch einmal den Kopf, die Stummerigenstraße hinaufschauend.

„Er jagte ihnen lachend ins Thor und fiel über die Spießbürger gleich dem Blitz aus dem Sonnenschein; ich muß heute noch darüber lachen! Ach, hättet Ihr den tollen Christian und seine Reiter gekannt,

so würdet Ihr auch Just von Burlebecke zu wiegen wissen, Herr Studente. Sie saßen vor ihren Thüren und ließen sich die Sonne in die Mäuler scheinen, da schlug er ein aus dem blauen Himmel, und ehe sie sich besannen, hatte er mit seinen zwanzig Gesellen Höxter in der Hand wie der Junge das Vogelnest, dem Stift und der liguistischen Armada vor der Nasen; freilich nur auf ein Viertelstündlein, doch das gerade war der Spaß."

Der Alte hatte jetzt wirklich den Arm Lambert's genommen und schritt mit ihm langsam die Stummerigenstraße hinauf bis zu dem Hause der Kröppel-Leah.

„Hier, gerade hier auf dieser Stelle hieß es denn: Simson, Philister über dir! Weshalb erzähle ich Euch aber das Alles, anstatt Euch, wie es sich gehörte, zur Sittsamkeit zu vermahnen und an Eure Bücher zu schicken?"

„Weil ich nur allzu lange und zu sittsam über den Büchern gesessen habe, Herr Pater. O, Sie werden mir doch noch meinen Horaz abhandeln; ich habe ihn allgemach so fest im Kopfe, daß er mich nur noch dumm macht! Amsterdamer Ausgabe, Frontispiz von Romyn —"

Der Mönch winkte abwehrend mit der Hand.

„Nein," sagte er, „ich rede zu Euch, weil Ihr eben noch ein thörichter Knabe seid, und es dem Alter so gut thut, die Jugend bei sich zu haben, wenn es der Jugendtollheit gedenkt. Wie war es denn? Ja, als sie sich besonnen hatten um des kleinen Häufleins, das mit Just von Burlebecke jubilirend die Hand auf sie legte, da bliesen sie Alarm. Damals war Höxter auch noch ein volkreicher Ort, voll Handels und Gewerbe, und es gab keine Ruinen und wüste Stätten in den Ringmauern. An den tollen Christian dachten sie nicht, sie sahen nur auf Just und seine zwanzig Reiter. So griffen sie denn nach den Spießen und Büchsen. Es ist ein lustig Schlagen gewesen; aber hier auf dieser Stelle erschossen sie dem Herzbruder den Gaul, und so kam er zu Boden unter den Gaul und die Fäuste von Huxar. Seinen Gesellen ging's dann natürlich auch nicht anders; zu Hunderten schwärmten sie um den Trupp, holten sich ihrerseits manchen blutigen Kopf, aber schlugen doch auch wacker zu und rissen die Eroberer mit Haken und Stangen von den Pferden. Das ist denn ein Gezerr gewesen, bis die alten und verständigen Leute es möglich machten, sich durch das Getümmel zu zwängen und Vernunft zu sprechen. Da nahm der Stadtschreiber das Protocoll über den Fall zu Papier, und als sie es auf dem Papiere hatten, da ging ihnen das richtige Licht auf, und sie kriegten ein Grauen über ihre eigene heldenmäßige Tapferkeit und das, was sie sich durch dieselbige eingebrockt hatten."

„Sie überlegten sich, daß der Christian dem guten Ritter Just nachtrabe und nicht blos mit zwanzig Mann," lachte der Student.

„Mit neuntausend zu Roß und zwölftausend zu Fuß, wie ich es Euch schon sagte. Als ich nachher mit den Liguisten dem Administrator nachritt, hörte ich die ganze Historia. Ei ja, es war von da an für Rath und Bürgerschaft an diesem schlimmen Flußübergang ein beschwerlich Ding, sich durch die Zeiten und Parteien zu winden."

„Und heute ist's schier noch nicht besser," meinte Herr Lambert; doch der Mönch erwiederte:

„Hättet Ihr das Höxter'sche Blutbad erlebt, auch selber eine Pike an der Mauer geführt, Ihr würdet wohl anders sprechen. Seht Euch um danach und hütet Euch fernerhin, Eure Hand zu bieten, noch mehr der Ruinen zu machen."

Dann fuhr er in seiner Erzählung fort:

„Sie lachten auch in des Tilly Hauptquartier allhier zu Höxter; Merode lachte, Dem von Piccolomini wackelte der Bauch, und der Savelli schüttelte sich unter seiner großen Perrücke. Es gefiel ihnen Allen die Art, wie Just von Burlebecke die Stadt genommen hatte. Ich lag damals bei dem Stadtschreiber und hab' sein Protocoll mir zeigen lassen. Es war ein erbärmlich Gekritzel und Geklag', gerad' als ob die rothe Ruhr mit dem Hasenfuß bei seinem Federkunststück am Tische gesessen habe. Und Just als ein wackerer Cavalier hatte auch seinen Namen darauf gehauen, und der ging über die halbe Seite und jede Ueberschrift von Bürgermeister und Rathmannen dick und schwarz weg wie ein Kürassierregiment durch ein

Erbsenfeld. Einen ganzen Abend hat mir der Stadtschreiber von dem Rittmeister Just erzählen müssen; — wie sie ihn unter dem Gaule vorzogen, wie sie ihm den Rock bürsteten, wie der Eine mit dem Pistol kam, das er dem Gemeindemeister an den Kopf geworfen hatte, wie der Zweite den Degen brachte, der ihm im letzten Ringen abhanden gekommen war, und wieder Hader und das Blutvergießen in einer Festivität auf dem Rathhause auslief. Ja, den ganzen Tag hat man getafelt und getrunken zu Ehren Just's von Burlebecke und seiner Reiter — den tollen Christian eingeschlossen! Da haben sie Brüderschaft gemacht und sich mit thränenden Augen in den Armen gelegen, der Bürgermeister von Höxter und Just von Burlebecke, und am Abend hat man der Stadt Judenschaft angehalten, den guten Cavalieren eine Reiterzehrung zu zahlen, und sie mit Triumph, der Stadt Musici vorauf, vor das Thor gebracht und sie mit einem höflichen Complimentum an die Fürstlichen Gnaden von Halberstadt ihres Weges reiten lassen, und nicht Einer hat sich um diese Stunde so fest auf dem Gaule gehalten wie am Morgen beim Einsturm ins Stummerigenthor.

„Ich hab' doch auch schon manche Thür im Sturme genommen, aber so galant hat mich noch nie ein hochedler Senat oder Magistrat darob tractirt," sagte der Student lustig-kläglich, und in diesem Augenblick erscholl das erbarmungswürdige Weibergeschrei aus dem Hause, vor welchem vordem Just von Burlebecke unter den Fäusten von Huxar an der Weser gelegen hatte. Wir wissen, wer da schrie.

XII.

Sie stutzten Alle in der Gasse, vor allen Uebrigen jedoch der Mönch und der Student.

„Sanct Veit," rief der Bruder Henricus, „will die Mordnacht nie zu Ende gehen! Hier, hier Corvey!"

Er eilte gegen das Haus, aus welchem der Schrei hervordrang, und von den Klosterknechten sprangen auch schon einige von der Brandstelle her.

Der französische nachgelassene Unrath lag vor der Thür der Kröppel-Leah in höheren Haufen als sonst irgendwo in Höxter, und ehe der Bruder Studio dem Bruder Heinrich von Herstelle mit einem Sprung über den Unflath nachfolgte, schwang er natürlich den Hut in die Luft und jauchzte:

„Itzt, röm'scher Jüngling, zuck' dein Schwert
Und sei der edlen Eltern werth;
Färb' roth die See mit Pönerblut,
Verlach', verlach' des Pyrrhus Wuth;
Wirf nieder den Antiochum,
Sein syrisch Königreich stürz' um;
Und mit Kanon und Flintenknall
Scheuch' fort den grausen Hannibal!"

Das Alles war nun gerade nicht nöthig; allein Eile that nichtsdestoweniger Noth. Herr Lambert sprang und überholte infolge seiner Sprünge den watenden Benedictiner um einen Schritt auf der Treppe. Von Allen, die auf den neuen Nothschrei herzuliefen, befanden sich der Bruder Henricus und der Student auf dem Schauplatze des Jammers und im Handgemenge mit den Unheilstiftern, ehe ihnen irgend Jemand von der Abtei und der Stadt Hülfeleistung und Handreichung thun konnte. Keine gesperrte Thür hielt sie ja auf; und dem Mönche voran sprang der Bruder Studio ein in das Quartier des Sergeanten vom Regiment Fougerais und der lustigen Mamsell Genevion von dem nämlichen Regimente.

Sie kamen zur richtigen Zeit, wenngleich nicht für die drei Höxter'schen Rufsiane. Der brave Fährmann Hans Vogedes hielt eben die Greisin auf dem Boden, ihr die Gurgel zusammendrückend, sein einer Raubgenosse zog mit groben Fäusten die zeternde Simeath an den Haarflechten durch das Kämmerchen, der andere der Halunken hatte bereits das armselige Bündel mit der Gronau'schen Erbschaft unter dem Tische hervorgezerrt, kniete gierig wühlend und verstreute fluchend den Inhalt um sich her auf dem schmutzigen Boden. Die Lampe des armen Vaters Samuel und das flammende Haus desselben verbreiteten ihren Schein über diese häßliche Scene, wie sie Callot so gern zeichnete und malte in dem scheußlichen Jahrhundert, dem alle Gegenwärtigen angehörten. Sechzehnhundert solcher Bilder hat Maitre Jacques gefertigt bis zum Jahre 1635, und der einzige Trost für uns liegt darin, daß seine Erbin zuletzt doch das Kupfer sämmtlicher Platten dieser misères et malheurs de la guerre

in Küchengeschirr verwandelte und ihre Suppen darin kochte.

„Ecce iterum Crispinus!“ schrie der Student, gegen den die Kehle der Greisin freilassenden Hans Vogedes losstürzend. Im weit ausholenden Schwunge warf er ihm zuerst den steifen Schweinslederband seines Flaccus auf die Nase, daß sofort das Blut hervorströmte.

„Da hast du dein Recht auf römisch, du Mauskopf!“

Und schon hatte er ihn selber an der Gurgel und auf dem Boden, ehe der Fährmann sein Mordbeil aufgreifen konnte. Mit beiden Fäusten aber erhob der Bruder Heinrich von Herstelle sein mächtig Schlachtschwert und ließ es flach auf den Schädel des Strolches fallen, der die Simeath bedrängte. Der dritte der Raubbrüder ließ feige das Bündel der Alten im Stiche, sprang empor und wollte mit einem Satz über den niedergestreckten Leib seines Cameraden die Thür, die Treppe und die Gasse gewinnen, fiel aber auf der Treppe den heraufpolternden Klosterleuten und dem ihnen nachkeuchenden tapferen und weisen Hauptmann und Gubernator Meyer in die Arme. Sie fingen ihn zärtlich auf und drückten ihm fast die Seele aus dem Leibe, und ganz gutwillig ließ er sich in der Stummerigenstraße die Hände auf dem Rücken zusammenschnüren. So war die Schlacht hier denn fast eher beendigt, als sie begonnen hatte, und neben den beiden auf der Erde zappelnden Besiegten stehend, blickten die zwei Sieger, Bruder Mönch und Bruder Studio, einander sogar ein wenig verwundert darob an.

Doch jetzo trat der Herr Hauptmann Meyer herein und sah sich seinerseits ein wenig in dem Gemache der Kröppel-Leah um.

Militärisch grüßend und auf den Fährmann und seinen Gesellen deutend, fragte er dann:

„Mit Permission, mein Pater, wie ist es nun mit der Gerichtsbarkeit in Hözter? Hier haben wir den Casum von Neuem, behalten wir von Stifts wegen die beiden Lümmel, oder schicken wir sie dem Bürgermeister Merz? Hängen wird sie ja doch wohl Corvey in Anbetracht, daß Bischöfliche Gnaden der Stadt das Blutgericht genommen haben?!“

Zweifelnd kraulte sich der Bruder Henricus am Ohr; doch der Student nahm ihm das Wort vom Munde:

„Einen schönen Gruß von mir und einen Handkuß desgleichen an den alten E—, an die hochehrbare Excellenz von Huxar, Herrn Thönis Merz, und ich — Lambert Tewes, schicke ihm hier was und erbitte mir dafür morgen ein Viaticum auf den Weg nach Wittenberg von wegen geleisteter Dienste fürs gemeine Wesen. Macht keine langen Worte, behaltet nur ein einziges Mal Eure Weisheit und sesquipedalia — Eure sechs Fuß langen Bedenklichkeiten — für Euch. Den Hans da empfehle ich Euch und dem Bürgermeister besonders, Centurio. Gebt es ihm mit der Weinrebengerte gleichfalls mit einem Compliment von mir.“

Der Hauptmann sah höchst verdrießlich auf den seine Würde so wenig achtenden Redner, doch der Bruder Henricus meinte lächelnd:

„Für diese Nacht wird's wohl das Beste sein, daß wir thun, wie der Tollkopf vorschlägt, Herr Capitän. Sagen Sie auch meinen Gruß dem Herrn Bürgermeister. Des Stiftes Rechte zu wahren, stellen Sie zwei Mann zu der Rathmannswacht vor den Thurm.“

Der Hauptmann hob wiederum martialisch den Hut; die zwei blutenden Hausfriedenbrecher wurden hinaus- und die Treppe hinuntergeschleift, und der Bruder Heinrich, sowie der Student fanden nunmehr die erste Muße, sich nach den beiden armen Frauenzimmern umzusehen, die sie in so tapferer Weise aus den Klauen der ihrer französischen Einquartierung, dem Herrn von Turenne und dem Herrn von Fougerais nachtumultuirenden Huxariense errettet hatten.

Das junge Mädchen kniete auf dem Boden und hielt den Kopf der alten Frau im Schoße.

„O, Großmutter, Großmutter,“ schluchzte es, „sag' doch was, sprich doch nur ein Wort, wir leben noch, sie haben ihren Willen nicht vollführen können! Die guten Herren haben uns von ihren Griffen erlöst, dem hohen Gott sei Dank! — Ach, Großmutter, besinne dich!“

Die Greisin zuckte fürs Erste nur mit den Armen und krampfte die Finger auf und zusammen; der Benedictiner beugte

sich zu ihr herab und leuchtete ihr mit der kleinen Lampe ins Gesicht.

„Der Bösewicht hat sie arg gewürgt. Helft mir, Herr Student, wir wollen sie auf das Bett tragen. Es ist ein Jammer, daß wir den arzneikundigen Bruder Briccius hier nicht vorhanden haben. Der würde sie uns in einem Augenzwinkern wieder aufrecht hinsetzen."

Herr Lambert Tewes hatte bereits den Kopf der Alten der Simeath aus den Armen genommen; der Mönch faßte sie an den Füßen, und so trugen die Beiden sie auf das Bett des Sergeanten; der Student mit einem verstohlenen Seitenblick auf das hübsche zerzauste Judenmädchen.

„Trockne deine Thränen," schwarzlockige Neära," sagte er gutmüthig. „Thu's mir zu Liebe — das alte Mütterchen hat in seinem langen Dasein mehr ausgehalten als solch' ein Katzengekrall; — Eure Patriarchen und Patriarchinnen haben ein verflucht zähes Leben, und Großmutter kommt diesmal noch sicher darüber weg auch ohne den Bruder Briccius."

„Ich will es dem edlen Herrn nie vergessen!" rief Simeath nur noch lauter weinend; und dann beugte sie sich, griff nach der Hand des wilden Scholaren und wollte eben die Lippen darauf drücken, als Meister Lambert ihr seine Pfote rasch entzog und ihr einen laut schallenden Kuß auf den Mund gab.

„So steht's geschrieben in den Legibus der Julia Carolina, und Herr Mynsinger von Frondeck, der Kanzler, wußte wohl, was er that, als er den Paragraphum einschob."

Erröthend trat das junge Kind gegen das Lager der Greisin zurück; der Mönch hatte wohl ein wenig die Stirn gerunzelt, doch er hatte allzu viel um die allmälig wieder ins Bewußtsein zurückkommende Kröppel-Leah zu thun, um allzu genau auf die sonstigen Vorgänge in seiner Umgebung achten zu können. Mit dem Wasser aus dem Kruge des Vaters Samuel rieb er der Alten die Schläfen; — da nieste sie endlich und stieß einen heiseren Schrei aus, und dann saß sie wirklich aufrecht auf dem Stroh und sah aus stieren Augen umher. Der rothe Schein der niedersinkenden Feuersbrunst leuchtete noch immer in das Gemach.

„Salzkotter Quartier. Die Liguisten in der Stadt!" stöhnte sie und fiel zurück, die Hände über die Augen schlagend.

„Sie ist noch nicht ganz bei sich — das Feuer wirrt sie," murmelte der Bruder Henricus gegen den Studenten gewendet. „Sie sieht wieder den Gründonnerstag von 1634. Wir gaben kein Quartier, weil in Salzkotten uns keines gegeben war."

Und der Greis legte auch die eine Hand auf die Stirn und stützte sich mit der andern gegen die Wand mit den unzüchtigen Zeichnungen des Regiments Fougerais:

„Herr, Herr, mein Gott, wann kommt der Frieden in deine arme Welt?!" —

Lambert Tewes stand nun ernst genug mit untergeschlagenen Armen da.

„Höxter und Corvey!" sagte er finster. „Meine lutherischen Väter standen für Stadt und Stift. Die Liga war's, die Höxter in Trümmer legte und Sanct Viti Sarkophagen zerbrach. Eure fremdländischen Obersten und Cavaliers waren es, die die Gebeine unter sich vertheilten, welche der Kaiser Ludwig hierher an die Weser getragen hatte."

„So ist es," sagte der Bruder Heinrich von Herstelle. „Das ist die Historia von Höxter und ich — bin Mönch zu Corvey! Ich zog für die Liga; für den Winterkönig, die schöne Elisabeth und den tollen Christian ritt Just von Burlebecke, der mit mir aufgewachsen und von meiner Mutter mit mir erzogen war."

„Just von Burlebecke!" klang es wie ein Echo von dem Bette her, und unterstützt von der Enkelin deutete die Greisin mit zitternder, schwankender Hand auf den Erdboden, wo ihre Erbschaft zerstreut lag.

XIII.

Der Student griff eben seinen Horaz, den er diesmal zum ersten Mal in dieser Historie als unwiderlegbares Argument gebraucht hatte, auf. Das Buch lag mitten zwischen dem von der Diebeshand zerwühlten Trödel, und Lambert, drüber hinblickend, rief:

„Bei Merkur und Radamanth, ist das der Köder, der das Geschmeiß anzog? Mutter Leah, das habt Ihr aus dem Fürstenthum Hildesheim auf Eurem alten Buckel nach Höxter geschleppt? O Moses und all ihr Propheten, wenn der Titus

nicht mehr aus Jerusalem mit sich geführt hätte, so würde das spolium, der Plunder, wahrlich nicht die Mühe gelohnt haben."

Das war richtig, und einen erfreulichen Eindruck machte die Schaustellung, die jetzt der Zufall und die Räubertatze bewerkstelligt hatten, nicht; armselige Wäschstücke, wohlfeile zinnerne oder bleierne Schaumünzen auf alle möglichen Ereignisse, kaiserliche, schwedische und französische Victorien und Niederlagen — ein halbverbranntes hebräisches Gebetbuch mit silbernen Beschlägen und sieben Stück schlechter Löffel! Eine Halskette von böhmischen Glasperlen mit einem kupfernen Kreuz und ein zusammengedrückter winziger silberner Becher waren die werthvollsten Gegenstände, eine kupferne Pfanne und ein kleiner eiserner Kochtopf die umfangreichsten, bis auf die Decke von dem Sterbelager des Gronau'schen jüdischen Mannes.

„Was weißt du von Just von Burlebecke, Weib?" rief der Bruder Henricus bewegt, die Hand der Greisin fassend.

„Ich hielt seinen blutigen Kopf in meinem Schoß hier vor meines Vaters Thür," sagte die alte Leah, mit Mühe die Worte hervorstoßend. „Sie hatten ihm das Roß erschossen, und Niemand wollte den schlimmen Feind im Anfang aufheben. Ach und doch hub damals der Krieg erst an! Da — da, sucht; er gab mir ein Angedenken, das ist aus einer Hand bei uns dann in die andere gekommen. Zu Gronau hab' ich es wieder gefunden."

Die Kröppel-Leah fiel wieder zurück auf das Stroh, der Student hielt dem Benedictiner sein Buch noch einmal hin:

„Was meint Ihr, Reverendissime, jetzt werfe ich's zum Uebrigen und wir fangen das Trödlergeschäft in Compagnie an. Was leget Ihr aber in den Handel ein?"

Der greise Mönch stieß ihn nunmehr wirklich zornig von sich; er kniete schon und suchte auf dem Boden. Mit unsicherer Hand warf er die Lumpen und Lappen hin und wieder und ließ das Küchengeschirr und die erbärmlichen Raritäten und Kostbarkeiten unter einander erklirren.

„Beim heiligen Vitus," rief er plötzlich, „das ist meiner seligen Mutter Werk! Sie gab die Handschuh ihm, als er vor mir auszog. Sie war im Herzen für die neue Lehre; ich ging für meinen Vater zu den Kaiserlichen! Das ist Just's Handschuh mit meiner Mutter Spruch: Geh' grad! — O Frau, o Leah, sie hat mit ihrer guten Hand die Goldfäden gezogen!"

Der Bruder Henricus hielt einen Reiterhandschuh, der mit verblaßtem Golde gestickt war, und nahm hastig, doch gerührt von Neuem die fieberhafte Hand der alten Jüdin:

„Das hat er Euch gegeben, Leah?"

Die Greisin strich die weißen, durch das Ringen mit dem Räuber gelösten Haare aus der Stirn und sagte:

„Ich verstehe den gnädigen Herrn Abt nicht."

Sie war noch immer nicht ganz bei sich, oder die Betäubung trat doch immer noch von Neuem ein.

„Des tollen Herzogs toller Reiter, Just von Burlebecke," rief der Bruder Heinrich, sich wieder an den Studenten und die kleine Simeath wendend. „Er hat noch ein gut und lustig Jahr gehabt; dann ist er bei Stadtloo im Ernst erschossen, und Niemand hat sein blutend Haupt mitleidig in den Schoß genommen, Leah!"

„Wie war denn das?" murmelte die Alte. „Es ist soviel nachher gekommen — der Herr Feldmarschall von Tilly und im Jahre Neunundzwanzig der Schwede Baudissin — nein, Neunundzwanzig war's der Tilly wieder und der Herr von Pappenheim. Der General Graf Baudissin erstürmte Zweiunddreißig die Stadt. — — Dann war der blutige Gründonnerstag — Vierunddreißig. Anno Vierzig berannten Seine Excellenz der Feldzeugmeister Piccolomini Höxter und kamen mit Accord herein, und Sechsundvierzig stürmte der Herr Feldzeugmeister Wrangel; — wer redete da von dem Herzog Christian und Just von Burlebecke? Welch ein Jahr schreiben wir heut', Simeath?"

Das junge Mädchen nannte leise die Zahl, und die fiebernde Greisin flüsterte mit geschlossenen Augen:

„Gott Abraham's! Der Herr ist Herr der Heeresschaaren; Zebaoth ist sein furchtbarer Name."

„Das sagte mein Herr Oheim vorhin auch," meinte der Student, im Unbehagen die Schultern in die Höhe ziehend.

Der Bruder Henricus hatte den Schemel an das traurige Bett der Kröppel-

Leah gerückt und saß nun da nieder, sein rostiges Schwert zu seinen Füßen.

„Ja, ja," sagte die Greisin, in ihrem verwirrten Sinn sich zurückdenkend, „ich erinnere mich wohl. Wir waren jung, und der Krieg kam eben erst aus dem Böhmenlande zu uns herüber. Mein Vater war der einzige Jüd, der in Höxter wohnen durfte, und ich war ein jung Mädchen, Simeath. Wir freuten uns noch des Sommers, und der junge Cavalier ritt mit Lachen in das Stummerigenthor. Was trieb mich aus dem Haus? Es ist einerlei — ich trocknete ihm mit meinem weißen Sacktüchlein das Blut von der Stirn. Seine Kriegsgesellen schlugen sich noch mit der Bürgerschaft; er aber sah mich an und sagte: Merci, mademoiselle! er wußte ja nicht, daß ich ein jüdisch Mädchen sei. Dann kam der Herr Bürgermeister, und mich zog mein Vater ins Haus und meine Mutter schlug mich. Sie hörten in der Stadt, mit wie großer Macht der Herzog Christian im Anzuge sei, und da poculirten sie zusammen auf dem Rathhause. Ja, ja, und am Abend, ehe sie ihn vors Thor geleiteten, kam er auf dem edlen Pferd, das ihm die Stadt gegeben hatte, vor meines Vaters Haus, und ich saß am Fenster, und er warf mir seinen Handschuh zu und eine Kußhand und rief: Denkt an Just von Burlebecke, Fräulein; er wird Eurer immer gedenken! Und doch wußte er da schon, daß ich eine Jüdin sei — er war aber ein guter Ritter, und ich habe seiner wirklich oft gedacht. Meine Mutter schlug mich noch einmal am Abend und mein Vater; denn der Rath hatte die Reiterzehrung, die er dem guten Ritter verehrte, auf den jüdischen Mann gelegt. Den Handschuh hab ich heimlich versteckt, sonst hätten sie ihn mir mit einem Fluche vor der Nase verbrannt. Dann haben meine Kinder damit gespielt; es ist ein Wunder, daß er noch da ist; — meine Kinder sind todt, dreimal hat mein Haus im Schutt gelegen. Ja, ich hab des tapfern Ritters Handschuh von Gronau mitgebracht, o ehrwürdiger Herr, nehmet ihn und lasset es die Simeath nicht entgelten, daß Ihr ihn bei uns fandet. Helfet dem unschuldigen Kind, der Simeath durch diese Nacht!" —

Das Alles war mehr geröchelt als gesprochen worden. Die Greisin schwieg jetzt und athmete im Halbschlaf schwer weiter. Der Greis sprach:

„So ist es, Mutter; wir Beide denken noch zurück an die Zeiten des Friedens. Als meine Mutter diesen Handschuh dem Just aufs Pferd reichte, da vermeinte freilich noch Niemand, daß mehr denn ein Menschenalter durch das deutsche Volk durch einen See von Blut waten werde unter einem Himmel roth und qualmig von den brennenden Städten?"

„Was kümmert's mich?" schrie die Kröppel-Leah scharf und schrill aus ihrem Traum heraus. „Meine Väter haben nie Frieden gehabt seit dem Kaiser Titus. Was kümmert's uns, was Ihr gemacht habt aus Eurem Lande? Ich ängste mich um Luft; der Schubjack hat mir die Brust zerschlagen; doch ich wollte singen in dieser Nacht, wenn die Simeath nicht wäre."

„Die Großmutter hat Recht mit dem guten Kaiser Titus," flüsterte der Student dem Kinde zu. „Nun bin ich auch ein Römer — civis romanus sum, und kenne mein Latein, Jungfräulein; aber für uns Beide soll das kein Grund sein, uns die Gesichter zu zerkratzen."

„O, freundlicher Herr, scherzet jetzt nicht!" rief Simeath, die der Greisin eben wieder den Wasserkrug an die Lippen setzte.

Leah trank gierig und lange; dann stieß sie den Krug zurück, und setzte sich wieder kräftig auf. Sie wachte nunmehr vollständig und sah hell umher.

„Laß ihn, Kind! Er thut wohl, daß er sich lachend in die Welt schickt. Die Zeit schwingt und schwingt; — auch seine Stunde wird kommen, wo er mit gerunzelter Stirn auf den schweren Pendul horcht. Ehrwürdiger Herr Mönch, Sie waren ein Reiter, nun sind Sie ein Bruder zu Corvey — Ihr seid auch ein alter Mann; habt Ihr den Frieden gefunden in den Mauern der großen Abtei?"

Der Bruder Heinrich von Herstelle hatte, die Stirn mit der Hand stützend, in tiefen Gedanken gesessen, auf die Frage fuhr er auf und wiederholte sie:

„Den Frieden?"

Er zog wie im Spiel den Handschuh Just's von Burlebecke an; dann sprach er:

„Den Frieden? — Geh' grad! — Den Frieden? Weshalb sollt ich auch den Frieden zu finden wünschen? Ich bin kein gelehrter Mann, wie hier der Herr

Student, der den heidnischen Philosophum, den Horatius auswendig weiß; ich kann's nicht sagen, wie's mir zu Muthe ist. In meiner Jugend habe ich Freude gehabt am bunten Leben; — hab ich denn den Frieden suchen wollen, als ich ein Mönch wurde? Ja, ja — bei Sanct Veit, es wird wohl so sein! Ei ja, dann hab ich ihn gefunden. Ich bin freilich ein alter Gesell, und da hab ich mein Genügen zu Corvey; aber — geh grad! — die Zeiten haben mich gelassen wie ich war, als ich anfing mich zu besinnen in der Welt. Was Blut und Feuer?! Da das uns vom Herrgott bestimmt war, so mag auch Er — sein Name sei gepriesen — die Rechnung beschließen. Sie wird wohl stimmen, sowohl für ihn als für uns."

Die Alte lachte rauh:

„Da seid Ihr also auch auf dem Trost, der uns gesungen wird seit den Tagen des Königs Nebucadnezar. Die Stolzen beugen sich, und der Herr lacht über sie — — — —"

„Und dieses Alles, weil gestern der Lump, der Monsieur Fougerais, von Höxter abmarschirt ist!" rief jetzt der Student ungeduldig dazwischen. „Zum Teufel, den Frieden haben wir erst dann, wenn Niemand mehr sofort nach dem Prügel im Winkel greift, wenn er sich darauf gespitzt hat zu hören: Vivat Doctor Luther! und es ihm vom andern Tisch her krächzt: Vivat Clemens der Zehnte — oder umgekehrt! Der Fougerais ist fort — —

Nunc est bibendum, nunc pede libero
Pulsanda tellus —

das Lied vom Trinken und Tanzen ist zwar schon nach der Schlacht bei Actium gesungen und auf den Niederfall der Königin Cleopatra von Aegypten gemünzt; aber ich münze es häufig auf was Anderes, und tausend Jahre nach mir wird man's auch so halten. Item, man hat Jerusalem mehr als einmal wieder aufgebaut, Mutter Leah."

„Doch die Fremden hausen auf der Wohnstätte des Samen Abraham's, junger Herr. Die Kinder von Juda und Israel irren als ein Spott und Spuk zerstreut; sie haben keinen Ort mehr, da sie Herren ihres Hauses und Leibes sind. Auch für Euch ist noch keine Zeit, den Siegestanz zu tanzen, junger Herr. Wollt Ihr wirklich dem Herrn von Fougerais und dem großen Marschall Turenne nachsingen und tanzen? Sie haben Höxter leer genug gemacht."

„Meines hochwürdigsten Herrn zu Münster glorreiche Verbündete!" murmelte der Bruder Henricus. „Lasset das Tanzen noch eine Weile, Herr Studente."

In diesem Augenblicke erfüllte von Neuem ein heftiges Getöse die Gasse und näherte sich dem Hause der Kröppel-Leah.

XIV.

Wann die Hochwasser sich verlaufen haben, dann hängt der Schlamm noch für lange Zeit an den Büschen und überdeckt die Wiesen und Felder, und es bedarf mehr als eines klaren Regens und heitern Sonnenscheins, um das Land der Wüstenei wieder zu entledigen. Und wenn die Fluth gar in die Städte und Stuben der Menschen drang, dann ist das, was sie hineintrug und zurückließ, gleichfalls nicht so bald ausgekehrt und vor die Thore abgefahren.

In diesen schlechten und stinkenden Tagen sieht aber der Herr mit Vorliebe auf solche leichte unverwüstliche Gesellen, die lachend über den Schmutz weghüpfen und ihre Hand zur Hülfleistung gern und lachend da anbieten, wo sich mancher Ehrbare, Wohlweise und Hochansehnliche mit Ekel und Unlust abwendet und die Sache sich selber überläßt. Der Herr der Heerschaaren hatte nach dem französischen Abzug in Höxter seine Freude an dem relegirten Helmstedter, Herrn Lambert Tewes.

„Incommodiren sich Euere excellenten Liebden nicht," rief der Student. „Redet das Beste hinter meinem Rücken von mir; ich werde mich erkundigen, was für einen neuen Unfug da die alte Bosheit, Meister Beelzebub, in Huxar ausgebrütet hat. Hab ich es nicht ein Dutzend Mal gesagt; — neque tectum neque lectum, das ist die einzig stichhaltige Devise für diese Nacht!"

Er sprang hinaus, doch die diesmaligen Hausfriedenbrecher kamen ihm bereits an der offenen Pforte entgegen, an ihrer Spitze sein Oheim Ehrn Helmrich Vollbort, der Pfarrherr bei Sanct Kilian.

Der, Ehrn Helmrich, hatte, während am Bett der Kröppel-Leah über den Handschuh Just's von Burlebecke gehandelt wurde, in der Stummerigenstraße sein

Zwiegespräch mit dem Bürgermeister Thönis Merz eifrig fortgesetzt, und willige Horcher im erbosten gemeinen Wesen von Huxar gefunden.

„So haben sie wiederum der Stadt Negotien nach ihrem Willen geordnet, die Herren von Corvey“, hatte er zornig gesprochen. „Wird sich lutherische Bürgerschaft auch diesmal wieder den Maulkorb selber überhängen? Lutherisches Kirchenamt wird reden und sich nicht den Mund verbieten lassen!“

„Wir haben doch auch geredet, Ehrwürden; — aber was hilft's?“ meinte der Bürgermeister.

„Was es hilft? O Ihr närrischen Leute, klingt es Euch denn noch nicht genug in die Ohren von dem Gnaden- und Segen-Receß, den Euch Der von Galen, so sich Bischof von Münster und Euer Landesherr nennt, über dieselbigen gleich einer Schlafhaube ziehen wird? Behaltet nur das Wort in der Kehle und die Faust im Sack nach Eurer faulen Art und wartet das nächste Jahr ab. Den Hechtsfang und sonstige schnöde Nichtigkeiten wird man Euch wohl lassen; aber Eure Kirchen und Schulen wird man Euch vor den Nasen schließen; dann sehet, ob Ihr die Schlüssel mit Euren Netzen wieder auffischen werdet aus dem Fluß.“

„Was sollen wir thun?“ rief der Bürgermeister, und — „Was sollen wir thun, Ehrwürden?“ klang es im Haufen zornig und weinerlich nach.

„Der Herzog —“ wollte Herr Thönis Merz schwachmüthig von Neuem beginnen; doch der alte eifrige Prediger unterbrach ihn sogleich.

„Redet mir nicht von dem Braunschweiger. Der rückt Euch nicht mehr über die Weser zu Hülfe. Ihr krochet vor ihm, wie Ihr vor dem Münsterer krochet und sie lachten hinter Eurem Rücken über Euch. Greifet selber an und zu, wie und wo Ihr könnt, weichet nur zollbreit, rücket immer wieder zu, Artikul für Artikul; lasset Euch das Geringste als das Höchste sein. Was wollt Ihr noch Viel verlieren?“

„Das weiß der liebe Gott!“ ächzte die lutherische Bürgerschaft von Höxter.

„Der weiß es und hilft denen, die sich selber helfen wollen,“ sprach Ehrn Helmrich Vollbort feierlich. „Lasset diese Nacht nicht vergehen, ohne daß Ihr Euch rührt gegen Corvey. Sie sind heimgezogen und zu Bett; wir aber sind wachgeblieben. Werfet Panier auf gegen das Stift; fordert mit heller Stimme, sei es, was es sei; lasset den Kampf nicht schlafen gehen, wie die Mönche schlafen gegangen sind. Bei Sanct Veit schwören sie; wir aber rufen den allmächtigen Gott, — warm gegen Corvey!“

„Sie haben uns der Jüden Geld genommen; wir aber haben es auf dem Papier,“ meinte zaghaft der Bürgermeister.

„Lasset den Tag nicht dämmern, ohne daß die Abtei sich einem neuen Factum, Actum et Gestum gegenüber finde; wir sind in dem Kriege, den sie wollen, und den letzten Frieden wird Gott der Herr machen.“

„Die Jüden aus der Stadt!“ schrie gell eine Stimme aus dem Haufen, und hundertstimmig folgte der Ruf: „Fort mit den Jüden aus Höxter! Unser Recht! unser Recht! unser Recht!“

Schon drängten sich wüthend die Weiber vor:

„Sie standen mit den Franzosen auf du und du! Sehet ihre Häuser, — sie blieben unversehrt, während in unseren kein Stuhl und keine Bank heil blieb! — Sie zahlten dem Turenne! sie zahlten dem Schandkerl, dem Fougerais — sie konnten sich loskaufen, und die hohen Officiere lagen bei ihnen und ließen bei uns ihr wüstes Volk nach seinem Belieben hausen. Die Jüden, die Jüden aus der Stadt! Weg mit den Jüden aus Höxter!“

Nun stehen auch wir abermals einem Factum gegenüber: das Wort, was in der lutherischen Bürgerschaft fiel, fand seinen vollen Widerhall in der katholischen. Zum zweiten Mal in dieser Nacht stürzte sich ganz Höxter auf seine Juden, und selbst der Gubernator, der Herr Hauptmann Meyer, ging mit, — widerwillig freilich; aber sie zogen ihn freundlich, an jedem Arme Einer, — rechts die katholische, links die evangelische Kirche.

Den Meister Samuel sammt seiner Familie nahmen sie von der Gasse vor seinem brennenden Hause, die zwei oder drei anderen Familien holten sie zusammen, und so kamen sie im gräulichen Gedränge, das elende jammernde Häuflein halbnackter Menschen in ihrer Mitte, und hielten mit

ohrzerreißendem Lärmen vor dem Hause der Kröppel-Leah, um auch die mit ihrem Enkelkinde abzurufen und mit den Uebrigen, Corvey zum Trutz, vor das Thor zu führen.

Der Mönch war aufgestanden von seinem Schemel und hatte auch das hussitische Schwert vom Boden wieder aufgegriffen; der Student aber trat den eindringenden Hörter'schen Würdenträgern im Vorgemach entgegen, kümmerte sich um den Bürgermeister und den Hauptmann gar nicht, nahm dafür jedoch den Pfarrherrn von Sanct Kilian mit zärtlicher Unverschämtheit in die Arme und rief:

„Mon Dieu, der Herr Onkel — nach zwei Uhr Morgens noch in der schädlichen Winterluft! Was verschafft mir die Ehre in meinem schlechten Quartier?"

„Fort, Narrenspiel!" sagt der Alte, mit kräftiger Faust den Neffen vor die Brust schlagend und ihn von sich stoßend.

„Was wünschen die Herren?" fragte der Bruder Henricus von der Schwelle der Kammer des Sergeanten; und der Gubernator Meyer trat geduckt vor, mit dem Federhute in der Hand und stotterte:

„Ehrwürdiger Pater, das Haus und die Gasse ist voll von ihnen — von den unsrigen und den ihrigen. Sie kommen und fordern Alle Dasselbige. Sie kommen Arm in Arm gegen die Jüden und wollen sie in dieser Nacht noch vor die Mauer setzen."

„Und wir nehmen nur unser Recht, ehrwürdigster Herr Pater," rief der Bürgermeister. „Wir haben der Juden Geleit gehabt vor und nach dem Jahre Vierundzwanzig und sind durch den Frieden auch in specie dieses Punktes ganz und gar restituiret. Das weiß man zu Münster wie zu Corvey, und zu Hörter ist da kein Unterschied des Glaubens. Wir kommen Alle um unser Recht."

Der Pfarrherr von Sanct Kilian stand mit untergeschlagenen Armen und sah finster auf den Mönch; der Bruder Henricus aber sah einzig und allein auf ihn.

„Sie stehen in einem schlimmen Schein, Herr Pastore," sprach der Mönch. „Die Flamme des Brandes züngelt noch hinter Ihrem Rücken; hatte dieses nicht Zeit, bis die Asche und der Schutt dieser Nacht kalt geworden waren?"

„Ich komme mit den Leuten, die mir in dieser selbigen Nacht das friedliche Haus stürmten und mit Steinen auf mich und mein Weib warfen. Aendert es, Herr; — das ist Hörter und Corvey!"

Es hatte sich während dieses Gesprächs immer mehr des Volkes in das Gemach eingeschoben. Schrill rief eine Weiberstimme den Namen Leah's, und auf der Straße schrien Hunderte ihn nach. Der Bruder Henricus hatte den Stadthauptmann zornig am Arm gepackt und schüttelte ihn: „Wo sind Eure Leute — sendet einen Boten nach Corvey — o Sanct Veit und — Kreuz Element bei meiner Reiterehre, der Erste, der einen Schritt voran thut, liegt mit blutiger Platte am Boden! Hier für Corvey! Münster und Corvey!"

„Hörter und Corvey! Her mit den Jüden! Weg mit den Jüden. Hörter und Corvey!" schallte es zurück; und nun that der Student einen Satz fast bis an die schwarze Decke des Zimmers:

„Hörter und Corvey! Kann ich den Ocean still brüllen, und sollte Huxar nicht stillen?! Bei meiner Burschenehre, wer im Tummel kennt mich als guten Cameraden und den einzigen Hörteraner mit Grütze im Hirnkasten? Wollt Ihr nun Vernunft annehmen oder nicht. He Wigand — Wigand Säuberlich, thu's mir zu Liebe und bring mir die Zeter-Liese da vor dir zur Raison und nach Hause. An die Kröppel-Leah wollt Ihr? Et tu Brute, mein Sohn Hans Rehkop?! Donner und Teufel, seid Ihr für Hörter und Corvey, so bin Ich, Lambert Tewes, diesmal für Juda und Israel. Helmstedt gab mir Consilium abeundi, — Hörter relegatio in perpetuum, nicht wahr, Herr Onkel?! aber Jerusalem hat mich seit Jahren ernähret, getränket und gekleidet; — hier für Juda und Israel, und wer's gut meint mit Hörter und Corvey, der schreie mit! Vivat Hierosolyma!"

Nun hatte er die Lacher auf seiner Seite und damit ein Großes gewonnen. Schon aber hatte er sich im engeren Kreise umher gewandt, und da schlug er den Bruder Henricus auf die Schulter:

„Wissen Sie noch ein und aus in Hörter, Herr Pater?"

„Sanct Veit!" rief der Mönch rathlos nach der Decke aufschauend.

„Ihr, Herr Burgemeister?"

„O Je, o gütiger Himmel!“ ächzte Herr Thönis Merz.

„Ihr, Herr Gubernator?“

„Du hast mich gekannt, ehe mir der braunschweigische Algierer, der Noht, die Trommel abnahm, Lambert; das ist mein Trost und meine Reputation. Jetzo gehe ich nur, wie man mich schiebt.“

„So gehet Euren Weg, Herr Oheim,“ sprach der Student zu dem Prediger bei Sanct Kilian, und —

„Ja!“ antwortete Ehrn Helmrich Vollbort und trat über die Schwelle in das Kämmerchen der alten Jüdin.

Vernunft? Wer ist eine Stunde nach der Sündfluth im Stande, Vernunft anzunehmen?!

XV.

Auf das „Ja“ des Predigers hatte der Bruder Henricus die Achseln gezuckt, aber er war zur Seite getreten und hatte ihm weiter kein Hinderniß in den Weg gelegt. Der Student sagte:

„Nicht einmal ein Citatum aus dem Flacco fällt Einem ein.“

Am Bette der Großmutter saß Simeath und blickte angstvoll zu dem finstern Mann im schwarzen Chorrock auf:

„Großmutter ist eingeschlafen!“

Ehrn Helmrich Vollbort beugte sich über das Stroh und das kümmerliche Kleiderbündel darauf; dann nahm er die Lampe des Meisters Samuel vom Tische und ließ den Schein auf das Bett fallen:

„Erhebe dich, Weib. Willt du in dieser elenden Stadt die Einzige sein, die da schläft in dieser Nacht?“

Wahrlich das war so! die Kröppel-Leah schlief. Ihr Athem ging schwer und keuchend, doch sie schlief! Da hielt der Bruder Heinrich von Herstelle die Uebrigen nicht mehr; — sie drangen in das Gemach, so viel ihrer es halten wollte. Lambert Tewes schlug den Arm um die zitternde Simeath:

„Fürchte dich nicht; Juda hat seit der Makkabäer Zeit keinen besseren Cavalier gehabt als mich. Das Stift ist zu Bett; treiben sie es noch weiter, so können auch noch andere Leute als der luther'sche und päpstliche Küster Sturm in Höxter läuten. Machen sie es allzu bunt, so steht der Besen immer in der Ecke, und wir kehren und segen mit den Juden auch Höxter wie Corvey doch noch in die Weser!“

Das war ein freches Wort; aber es war Wahrheit dahinter. Es wurde gelacht im Haufen, und eine haarige Faust hob einen ansehnlichen Knotenstock gegen die Decke:

„Immer mit dem Zaunpfahl, Bruder Lambert! Gieb du das Feldgeschrei, du Sakermenter. Es sind genug vorhanden, die endlich Ruhe in der Wirthschaft haben wollen. Höxter und Corvey in die Weser, und — Vivat der heilige Veit am Corveythor! Nimm du das Commando, Lambert!“

Vernunft?! — —

Sie machten ein großes Geschrei und schüttelten das schlafende alte Judenweib an der Schulter. Sie hob noch einmal den Arm, als wolle sie das Gesicht gegen einen Schlag schützen; aber dann fiel der Kopf schwer zurück und auch der Arm wieder herab, der Leib streckte sich, und der, welcher sie an der Schulter gerüttelt hatte, trat betroffen zurück und rief:

„Zum Donner, die weckt Keiner mehr in Höxter und Corvey!“

Da stieß das Kind einen Jammerruf aus und warf sich über die Großmutter, doch die Großmutter konnte auch auf die arme Simeath nicht mehr achten.

„Sie hat nun freilich die Stadt verlassen und es war nicht nöthig, daß wir mit Stangen und Schießgewehr kamen, sie zu holen,“ sagte der Bruder Henricus gegen Herrn Helmrich Vollbort gewendet. „Es sind nur Minuten, da fragte sie mich, ob ich den Frieden gefunden habe.“

Der Pfarrherr von Sanct Kilian antwortete nichts; aber der Bürgermeister murmelte:

„Selbst Herr Christoph von Galen müßte sie jetzo liegen lassen, wie sie liegt. Herr Pastore, lasset uns zu den Bürgern sprechen und morgen auf dem Rathhause ein Weiteres bereden. Ihr Leute, wer von Euch will diese Leiche vor die Mauer schaffen?“

Da ging ein Murren durch die rohe Gesellschaft in der Schlafkammer des Sergeanten vom Regiment Fougerais, und es kam die verdrossene Entgegnung:

„Dazu ruft die Gildemeister auf oder ladet sie Euch selber auf den Buckel.“

Es wurde Raum im Gemach und Platz

auf der Treppe; vergeblich hatte sich schon seit einiger Zeit der Bruder Heinrich von Herstelle nach seinem Studenten umgesehen. Im richtigen Augenblicke erschien dieser wieder auf der Schwelle, des Meisters Samuel zitterndes Weib, die Siphra, vor sich her schiebend:

„Jetzt laßt das Heulen, Mutter. Die Kinder schaffe ich Euch auch, und wenn's den Trost vollkommen macht, den Alten gleichfalls. Da, hebt das arme Mädchen auf und sprecht ihr zu. Euer Haus liegt nieder, also nehmt hier Quartier und richtet Euch ein; es wird Euch Niemand mehr stören. Höxter geht zuletzt doch auch zu Bett, also haltet Eure Todtenwacht."

Vernunft! — Wenn Einer in dieser Nacht in Höxter an der Weser Vernunft gesprochen hatte, so war das der Tod gewesen.

Die gute Municipalstadt Huxar benutzte in dieser Nacht nicht mehr ihre Judenschaft, um einen politischen Widerhaken in das Fleisch des Stiftes Corvey und des Bisthums Münster zu schlagen. Wir wären vollkommen zu Ende, wenn wir nicht aus vielfacher Erfahrung wüßten, daß der hochgünstige Leser deutschen Geblütes sich so leicht nicht zufrieden giebt.

Im großen Refectorium der berühmten Benedictiner-Abtei Corvey sah's um diese frühe Morgenzeit wunderlich aus. Nachdem der Vater Adelhardus von Bruch von seinem Bogenfenster aus den Feuerschein über Höxter zur Genüge beobachtet und glossirt hatte, täuschte er das Vertrauen des Subpriors Herrn Florentius von dem Felde nicht. Behaglich schaudernd hatte er an seine geistlichen Brüder in der rauhen Winternacht gedacht, und bei der Heimkehr hatte des Stiftes Armada wirklich ihr Warmbier in den dampfenden Krügen auf den langen Eichentafeln aufgetischt gefunden; dazu die Oefen in Glühhitz und den Cellarius item und bereit, jegliches Lob von Prior und Propst bescheidentlich, aber seines Werthes bewußt, entgegenzunehmen.

Nun lag die Abtei zum zweiten Male in den Federn; aber der Vater Adelhardus hatte sich noch größer erzeigt: er war nicht mit den Andern zu Bett gestiegen; einsam und allein hatte er inmitten der Halle, gerade unter der großen Kupferlampe, Stand gehalten und auf seinen Sohn Heinrich gewartet.

„In ihrer Selbstsucht sind sie hingegangen, nach genossenem Guten; mich aber soll er finden, so er labente lingua, mit lechzender Zunge, anlangt!" Und der Bruder Henricus hatte seinen geistlichen Vater auf seinem Posten gefunden, nachdem er mit seiner Schaar den Pförtner zum zweiten Male herausgeschellt hatte; und jetzo wollten wir, wir hätten des weißen Papieres noch so viel vor uns als zu Anfang dieser echten und rechten Geschichte; denn mit dem Bruder Henricus kam nun doch der Bruder Studio gen Corvey, und sie schüttelten einander die Hände über den Tisch, der Pater Kellermeister und Meister Lambert Tewes.

Erst um fünf Uhr dann hatte der Cellarius geseufzt:

„Molliter, molliter! sachte, o sachte, mein Kind!" und die Warnung war von nöthen gewesen; denn es war eben der Studente, der ihn zu Bette brachte; — und an des Kellermeisters Thür küßten sie einander und der Vater Adelhard schluchzte:

„Nach Wittenberg willt du, mein Junge? Junge, was willt du in Wittenberg? — Bleibe bei mir — eine Bi — bli — ooo — thek haben wir auch, — ich will sie dir morgen zeigen; — bleibe du in Corvey, mein braves Kind — ich zeige dir auch den Keller."

„Na, alter Bursch, dieses wollen wir beschlafen. Seht Ihr aber, Pater Henrice, so haben uns die Götter nach ihrem Rathschluß, dem Ihr schnöde ins Angesicht sprangt, doch diesen Hasen zubereitet!"

Der Bruder Heinrich von Herstelle aber hatte das Haupt geschüttelt, als er vor seiner Zellenthür sein hussitisch Schwert gegen die Wand lehnte:

„Es ist nur Eine gewesen, die den Hasen in dieser Nacht in Höxter oder in Corvey erreichet hat."

Der gute alte Mönch trug noch immer den Handschuh Just's von Burlebecke an seiner linken Hand; jetzt zog er ihn ab und schlang ihn in den Griff der Hussitenwaffe; er nahm das alte Angedenken nicht mit in seine Zelle. Dem Studenten wies er ein Bett an, und zehn Minuten später sägte, sang und raspelte Lambert wie im Wettkampf mit ganz Corvey Horen und Metten zu gleicher Zeit. Da raschelte es im Abteihofe in einem Reisighaufen; für-

sichtig schob sich ein scharfbeschnäbeltes, rothkämmig Haupt hervor, der eine Hahn, den der Gallier übriggelassen, d. h. der dem Küchenmesser sich entzogen hatte, wagte sich halb verhungert zum ersten Mal aus seinem Versteck, schwang sich auf die Höhe des Reisigs und krähete: da horchte der Vater Adelhardus im tiefen Schlafe auf, — und es war ein neuer Tag geworden, gerade so grau und winterlich stürmisch wie der letztvergangene.

In Höxter hielt das hebräische Völklein der todten Leah die Leichenwacht, und die Weiber sangen den Trauergesang und sprachen der Simeath Trost zu. Der Meister Samuel aber hatte noch ein Anderes zu schaffen. Er war mit Hammer, Säge und Axt beschäftigt, die Thür des Hauses der Kröppel-Leah wieder einzurichten. Der Herd war bereits nothdürftig in Ordnung gebracht, und es flackerte auch schon ein Feuerchen darauf und sang das Wasser in einem Kesselchen. Durch die Fenster zog freilich noch immer der Wind; wenn Jemand im siebzehnten Jahrhundert schwer zu beschaffen war, so war das der Glaser.

Ehrn Helmrich Vollbort saß eingeschlossen in seinem Studirstüblein, welches nach dem Garten zu gelegen war und seine Scheiben noch unversehrt hatte. Wahrlich ein Mann, so saß der Pfarrherr von Sanct Kilian inmitten seines Rüstzeugs, und spitzte scharfe Keile zum Eintreiben in die Paragraphen und Fugen des drohenden Gnaden- und Segen-Recesses Christoph Bernhard von Galen's, Bischofs zu Münster und Administrators von Corvey, der eben mit dem französischen Louis Krieg gegen Holland führte und gern das Seinige that und rieth, so beiläufig Colmar französisch zu machen. — Der Bürgermeister von Höxter aber hub eben an, die Gassen seiner Stadt nach dem französischen Abmarsch zu kehren: — er, Herr Thönis Merz, hatte des guten Exempels halber selber einen Besen genommen und den zweiten Herrn Wigand Säuberlich höflich in die Hand genöthigt.

Nach Mittag inspicirte der Corvey'sche Gubernator und bischöflich Münster'sche Hauptmann Herr Meyer wieder einmal die Wacht am Bruckthor und warf spähende argwöhnische Blicke über den Fluß nach dem verdächtigen nebeligen jenseitigen Ufer; er traute dem Oberstwachtmeister Noht immer noch nicht, und dieser heimtückische Nebel war ihm äußerst unbehaglich. Der alte Fluß rauschte und grollte wie gestern über die zertrümmerte Brücke fort; doch ein neuer Fährmann war bestellt worden und zwängte seinen Weg, keuchend wie gestern Hans Vogedes, den Wassern ab.

Der Fährkahn schwamm auf der Weser, und in ihm stand, mit einer Scholarenzehrung des Stifts Corvey in der Tasche und seinen Horaz unter dem Arm, der Student Lambert Tewes, und schwang den Hut dem Bruder Henricus zu, der dem tollen Lateiner wohlwollend nachwinkte. Der Student ging doch nach Wittenberg, obgleich er den Keller des Vaters Adelhardus kennen gelernt hatte.

Nun trat eben der Hauptmann zu dem Bruder Heinrich von Herstelle, ihn zu begrüßen; und der Bruder wendete sich ihm zu und sagte:

„Ueber Sie ist noch geredet im Convent, Herr Gubernator. Man wird Sie bei erster passender Gelegenheit Seiner fürstlichen Gnaden von Münster zur Promotion vorschlagen, zum Avancement."

Da lächelte der Hauptmann gerührt und meinte:

„Ein Gnadengehalt, vielleicht mit dem Titul Major wäre mir wohl das Annehmlichste. Ich bin und bleibe ein halber Mensch seit der verfluchten Trommelgeschichte."

Der alte tapfere Mönch zuckte die Achseln und blickte wieder seinem Freunde Herrn Lambert nach.

Zu dem sagte eben, als der Kahn drüben ans Ufer stieß, der Fährmann:

„Du willst also doch nochmalen in das gelehrte Wesen hinein, Tewes? Thu's nicht; laß dir rathen, bleib in Höxter. Wir stehen Alle zu dir und machen dich seinerzeit zum Burgemeister, du passest uns ganz und gar auf den Leib."

Da lachte der Student und citirte noch einmal den Flaccus, doch jetzt nicht in schlechten Reimen, sondern in guter poetischer Prosa, selbst verwundert ob des Tonfalls:

„Unsinn trieb ich lange genug und tappte im Irrsal; ging um die Kirche herum, ein Verächter der Götter und Menschen. Doch nun wend ich das Segel und rückwärts steur' ich bedenklich."

„Na, noch ist's Zeit," brummte der Fährmann, „besinn dich, Lambert. Es ist nichts Kleines, Bürgermeister von Hözter!"

„Für heute lassen wir den alten Merz in Ruhe auf seinem curulischen Lehnstuhl, Jochen," rief der Student, dem Schiffer die Hand drückend, „dem Herrn Onkel und der Frau Tante möchte ich freilich schon das Vergnügen und die Ueberraschung gönnen. Weißt du was? — Ich komme wieder!"

Damit sprang er ans Ufer und ging raschen Schrittes auf Lüchtringen zu.

Ich komme wieder! das wird oft und leicht gesagt. Dieser Helmstedter Studiosus der Rechtsgelahrtheit ist zwei Jahre nach der Krönung des ersten Königs in Preußen als Professor der Beredsamkeit zu Halle gestorben, und sein Horatius soll sich in den vierziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts in der Bibliothek des ersten Professors der Aesthetik, Alexander Gottlieb Baumgarten, wiedergefunden haben.

Marianne,

Prinzessin Wilhelm von Preußen.

Lebensbild aus der Zeit der Freiheitskriege.

Von

Julius Frühauf.

Gesegnet das Fürstengeschlecht, dem es der Genius der Geschichte gewährte, zu seinem aufsteigenden Hause nicht nur Männer von hervorragendem Geist und ganzer Hingebung an die opfervollen Pflichten im Dienste der Ehre des Vaterlandes zu zählen, sondern auch nicht minder hochherzige Frauen, deren Seelengröße und flammende Begeisterung für die Sache Deutschlands gerade in den Tagen des tiefsten Unglücks, unter dessen niederbeugender Schwere Alles zur thatlosen Verzweiflung herabzusinken drohte, nicht wanken und weichen wollte, deren patriotischer Sinn und hoher Muth mit der wachsenden Erniedrigung der einst ruhmvollen Hohenzollernmacht durch den fremden Vergewaltiger nur desto größer sich bezeugte, felsenfest an der Hoffnung haltend, daß die Tage der Erhebung und Wiederaufrichtung des unglücklichen Landes und seiner Weltstellung wiederkommen würden, wiederkommen müßten. Die allgemeine Weltgeschichte hat meist nur Raum für die mit stürmischer Gewalt und weithin hallenden Schlägen sich vollziehenden Ereignisse. Der stille aber mächtige Einfluß einer genialen Frauengestalt am Hofe, deren ungebeugter Schmerz über die Schande des Vaterlandes die um sich greifende Verzagtheit wieder aufrichtet, deren edler Haß die Wankenden wieder vorwärtstreibt auf die Bahn des ehrenvollen Kampfes, bleibt meist wenig gekannt und gerühmt. Und doch hat ein solcher Einfluß oft seine bedeutenden Wirkungen auf die allgemeinen Geschicke gehabt, und hierdurch die Berechtigung erworben, geschichtlich gewürdigt zu werden.

Die zwei leuchtenden Frauengestalten in der trüben Zeit der tiefsten Demüthigung Preußens und Deutschlands und Auflösung aller historisch gewordenen Verhältnisse sind die Königin Louise und Marianne, Prinzessin Wilhelm von Preußen, Beide noch fortlebend im Gedächtniß des Volkes als ideale Gestalten deutschen Frauenthums, als typische Vorbilder nicht nur weiblich hoher Tugenden am Fürstenhofe, sondern noch mehr als glänzende Erscheinungen patriotischen Selbstbewußtseins und unerschütterlichen Muthes für die Ehre ihrer zu Boden geworfenen Nation.

Wenn die Königin Louise in edelster Weiblichkeit sich mehr als eine sanfte, im Dulden und Hoffen auf die Wiedererhebung des Staates und Volkes gleich starke Seele bewährte, welche, zum Aeußersten gebracht, schließlich den Anmaßungen des fränkischen Eroberers mit stolzer Selbstaufrichtung entgegentrat, und dafür von ihm mit niedrigen Urtheilen sogar noch auf St. Helena verfolgt wurde, als längst schon der Grabhügel sich über der verklärten Frau geschlossen, so war die Prinzessin Marianne eine energische, mit ungewöhnlichen Geistesgaben ausgestattete, willensstarke Persönlichkeit, deren Heldensinn auch das höchste Opfer nicht zu schwer dünkte: für ihr Vaterland als Geißel sich zu stellen! Dem Volke gleichwohl weniger bekannt, als eine so seltene Er-

scheinung verdient, fordert gerade ihr muthiges, rastlos anfeuerndes Wirken während der Unglücksjahre ebenso wie ihr geistiger Verkehr mit den bedeutendsten Männern der Zeit uns auf, ihr ein erneutes Andenken zu widmen und so einen frischen Lorbeerkranz um das hohe Bild der genialen, muthigen und mit deutschem Stolz erfüllten Fürstin zu winden.

Die Prinzessin Marianne von Hessen war am 13. October 1785 in Homburg geboren. Schon in der Kindheit trafen sie die Schrecken des ersten Krieges, der West-Deutschland durch die französische Republik gefährdete und die fürstliche Familie auf die Flucht trieb. Hier sind jedenfalls die ersten Eindrücke wirksam geworden, welche das Kind schon von der Seite der nur französisch redenden und in französischer Sitte lebenden Mutter auf die Seite des deutschgesinnten Vaters trieb, der diese Gesinnung auch seinen Kindern einzuflößen bestrebt war. Je mehr sich die Prinzessin unter dieser Erziehungs- und Gefühlsweise entwickelte, desto weniger vermochte französischer Unterricht ihren lebhaften Sinn für deutsches Wesen und ihre Liebe zu dem heimathlichen Boden zu beirren.

Im Jahre 1803 sah Prinz Wilhelm von Preußen die Prinzessin auf einer Sommerreise zum ersten Male, und der Eindruck der nun bereits zu einer jungfräulichen Schönheit herangereiften Dame, deren Anmuth, Charakter und Geist schon damals allgemeine Anerkennung fanden und vielleicht auch der eigentliche Grund der Sommerreise des Prinzen sein mochten, war so groß, daß schon nach kurzer Zeit die Verlobung stattfand. Bereits am 12. Januar 1804 fand der feierliche Einzug des jungen Paares zur Vermählung in Berlin statt, von der Bevölkerung der Residenz enthusiastisch begrüßt, da der Prinz hier durch ritterlichen Sinn und große Leutseligkeit eine allgemeine Popularität genoß.

Das schlichte, der ländlichen Einsamkeit zugeneigte Wesen der Prinzessin vermochte sich freilich nur schwer an den glänzenden Hof mit seinen damals noch sehr steifen Etiquette-Formalitäten und prunkenden Festen zu gewöhnen, obwohl seit dem Einzug der Königin Louise der Charakter der Hofgesellschaft, der vorhin ein laxer und hochfahrender gewesen war, sich ganz wesentlich geändert hatte. Desto lieber flüchteten sie sich soweit möglich in die stille Zurückgezogenheit ihres Palais, der Gemahl wurde der jungen Gattin die „neue Heimath, welche sie die alte leichter vergessen ließ“, desto mehr wandte sie sich den bedeutenden Männern der Umgebung des Hofes zu. Es könnte nicht leicht ein schöneres Zeugniß für diesen in der hervorragenden Begabung der Prinzessin wurzelnden Zug geben als die alsbald mit dem Minister und großen Staatsmann v. Stein sich entwickelnde Annäherung und Freundschaft.

Das eheliche Glück des jungen Paares sollte 1806 erhöht werden durch die Geburt eines Töchterchens, dessen Pflege die Prinzessin sich fortan in wahrhaft mütterlicher Weise hingab, indem sie die Nährung des Kindes und Wartung ausschließlich selbst übernahm, damals eine ganz ungewöhnliche Erscheinung an den Höfen, die viel Aufsehen erregte. Im Sommer desselben Jahres ging sie zu ihren Eltern nach Hessen, ohne eine Ahnung, wie bald und wie furchtbar die Geschicke Deutschlands und besonders Preußens sich ändern sollten.

Das Vaterland stand vor der traurigsten Epoche seiner Geschichte, vor der schrecklichen Zeit der inneren völligen Zersetzung aller politischen Verhältnisse, der Zeit seiner äußersten Ohnmacht, des widrigen Spiels schlechtester diplomatischer Künste, der Unfähigkeit oben und der dumpfen Gleichgültigkeit unten im Volke, die Verwahrlosung aller staatlichen und kriegerischen Kräfte einem Feinde gegenüber, wie Häusser sagt, der nicht nur der genialere, sondern auch vorsichtigere und zugleich energischere war. Wie 1805 Oesterreich, so nahm im folgenden Jahre Preußen vereinzelt den Kampf auf sich. Am vierzehnten October war der verhängnißvolle Tag der Doppelniederlage für das preußische Heer zu Jena und Auerstädt. Es handelte sich nicht nur um eine verlorene Schlacht, sondern, wie man sehr bald sah, um die völlige Auflösung der ganzen Armee, die Zertrümmerung aller Kräfte des Widerstandes, auf die man für den Krieg gerechnet hatte. Preußen sollte das Unglück bald bezahlen durch den Verlust seines Gebietes bis zur Elbe, ja bald bis

zur Oder und Weichsel. Der Rückzug der Armee an die Oder vollzog sich mit allen Schrecken eines solchen bei einer in völliger Auflösung begriffenen Armee, die Festungen fielen reihenweise, oft ohne Kanonenschuß, so daß Napoleon höhnisch ausrief: „Wir können die Artillerie nach Hause schicken." Sein unversöhnlicher Geist, überrascht von der nicht geahnten Größe und Schnelligkeit der Erfolge, kehrte seinen Groll fortan hauptsächlich gegen Preußen. Friedrich Wilhelm III. hatte noch am Tage nach der Niederlage an die Hochherzigkeit Napoleon's für die Integrität seiner Staaten appellirt, jedoch die Antwort erhalten, daß der Marsch unaufhaltsam gegen Berlin gehe, wo dem Kriege ein Ziel gesetzt werden solle. Hierher hatte am Morgen des 17. Octobers ein Adjutant die Unglücksbotschaft von der schrecklichen Niederlage überbracht. Je größer bisher die Zuversicht der Hofkreise gewesen war, desto erschütternder wirkte jetzt die Nachricht. Nur im Volke war die Stimmung noch nicht gebrochen, man dachte trotz des Unglücks an weiteren Widerstand und Aehnliches wurde aus Pommern berichtet. Schrieb doch Niebuhr in diesen Tagen von dort: „Mit einem großen Sinn geleitet, wäre dieses Volk immer der ganzen Welt unbezwingbar geblieben, und wie sturmschnell auch die Fluth unser Land überschwemmt, noch jetzt drängte ein solcher Geist sie wieder zurück." In der Umgebung des Königs dominirten die alten Elemente, meist alte, feige Personen, die zur schleunigen Annahme jeder dictirten Bedingung riethen. Am 24. October besetzte Marschall Davoust die Stadt, am Mittag des 27. hielt der Cäsar seinen Einzug mit großem Pomp.

Die Königin Louise floh mit ihren Kindern nach Stettin, wohin ihr später auch der König folgte. Von dort gingen sie zuerst nach Graudenz, später nach Königsberg; es waren die Tage, wo Alles den Muth verloren hatte, nur die Königin nicht, welche fest blieb und wiederholt äußerte: „Nur unerschütterliche Ausdauer und Widerstand kann uns retten!"

Die Prinzessin Wilhelm hatte sich zuerst nach Danzig gewandt, später, nachdem der Prinz Wilhelm angekommen, gingen sie Beide ebenfalls nach Königsberg. Diese Flucht in der rauhen Jahreszeit kostete ihren beiden kleinen Kindern das Leben. — Drei lange Jahre, drei Jahre des schwersten Unglücks blieb die königliche Familie dort, auf die bescheidensten Mittel beschränkt, eine Zeit der Prüfung, aus der gerade ein hochsinniger Charakter, wie der der Prinzessin Marianne, nur größer und gestählter hervorgehen mußte. Sie beschäftigte sich, während ihr Gemahl bei der Wiederneubildung des Heeres beschäftigt war, viel mit Geschichte und classischer Literatur. Gegen die Personen, die wohlmeinend sich der Königin für geistige Unterhaltung zu Dienst stellten — Geistliche und Gelehrte — verhielt sie sich ziemlich abschließend. Die Männer mochten wohl nicht eben in fesselnder Weise ihre ja freundliche Absicht zu bethätigen verstehen, wenigstens zeigt das, was der alte Scheffner dort vorlas, nicht gerade ein Programm, das einen so reichbegabten Geist wie den der Prinzessin besonders interessiren konnte.

Napoleon näherte sich dem Gipfel seiner Macht, England sollte durch Isolirung und mercantile Verbannung vom Continent gestraft, Preußen decimirt werden, und das Wenige, was es behielt, als Gnadengeschenk ansehen. Die Versprechungen, welche der Kaiser dem Czaren auf Finnland, die Donaufürstenthümer und einen Theil des osmanischen Reiches machte, hatten bei diesem jedes Gefühl für Treue erstickt und Bonaparte seinerseits forderte mit spöttischem Hochmuth noch Anerkennung, daß die Hohenzollern überhaupt „nicht aufhörten zu regieren". — Am 6. Juli 1807 fand die bekannte Zusammenkunft zu Tilsit statt, und hier war es, wo man die edle tiefgebeugte Königin Louise nöthigte, durch rührende Bitten den harten Sieger zu besänftigen. — Umsonst! Am 7. Juli wurde jener Friede geschlossen, der Preußen keine Demüthigung mehr ersparte, den größten Theil des Königreichs verloren erklärte, und noch obendrein dem ausgesaugten Lande eine ungeheure Contribution auferlegte. In dieser furchtbaren Katastrophe tritt eine Fürstin, zunächst noch im Hintergrunde der bewegten Weltbühne, schon mit hervor, welcher der Ruhm gebührt, zu dem Dreigestirn der ausgezeichneten Frauen des preußischen Königshauses zu gehören: es war die Fürstin Radziwill, geborene Prin-

zessin Louise von Preußen, Tochter des Prinzen Ferdinand, jüngsten Bruders Friedrich's des Großen, eine Frau von hochgebildetem Verstande, feuriger Lebhaftigkeit und energischer Willenskraft.

Es ist offenkundig, daß gerade die Prinzessin Louise es war, die wesentlich zu der geschichtlich bedeutsamen Rückkehr Stein's mitbeigetragen, der jetzt in ihrem kleinen Kreise mit Gneisenau und Anderen sich wiedersah. Es war derselbe Kreis, wo auch Gneisenau zuerst seine Geltung und Würdigung, sowie Verständniß für seine großen Pläne fand. Der Tilsiter Friede legte auf das verarmte Preußen, das von 5570 Quadratmeilen mit 9743000 Einwohnern auf 2877 Quadratmeilen mit 4938000 Einwohnern zurückgebracht



Marianne, Prinzessin Wilhelm von Preußen.

war (das „letzte Stück“, und nur „aus Gnade“), eine unerschwingliche Contribution. Nur wenn diese erlegt würde, sollte der preußisch gebliebene Rest geräumt werden und die Landeseinkünfte wieder in die königlichen Cassen fließen. Der Vertrag war ein Blatt Papier; er konnte nicht gehalten werden, sobald man neue, noch unerhörtere Forderungen erhob. Und Letzteres sah Jeder voraus. Denn es handelte sich für Napoleon darum, Preußen nicht zu Athem kommen zu lassen, um jeden Gedanken an Widerstand zu ersticken. Wann der Tag der Errettung kommen würde, wer vermochte es, nachdem Rußland in Napoleon's Netze gegangen war, zu sagen, obwohl das gewaltsam aufgerichtete Riesenreich Napoleon's ja erst die

Probe des Bestehens zu bewähren hatte, und die anfänglich dumpf hinbrütenden Völker bereits anfingen, sich zu regen.

Angesichts der furchtbaren Leiden des Landes, das die aufgelegte Contribution und die Last der Einquartierung nicht zu tragen vermochte, entschloß sich Prinz Wilhelm, nachdem er mit seiner Gemahlin eine Unterredung gehabt, nach Paris zu gehen, um bei Napoleon eine Herabsetzung der Summe zu erwirken. Als Begleiter ward ihm Alexander von Humboldt beigegeben. Napoleon, der in Italien war, kehrte erst 1808 zurück. Die unfreiwillige Muße benutzte der Prinz zum Studium der französischen Heereseinrichtungen, die bei der Retablirung der preußischen Armee benutzt werden sollten. Napoleon empfing die Abgesandten barsch und spöttisch. Erst als der Prinz das Elend des Landes in lebendigen Farben schilderte, und die Zusage gewissenhafter Zahlung einer gemäßigten Contribution nach Räumung des Landes machte, schien der Kaiser milder gestimmt zu werden. Diesen Augenblick nahm der Prinz wahr und eröffnete ihm den gemeinsam zwischen ihm und seiner Gemahlin gefaßten Entschluß, daß Beide sich bis zu erfolgter Zahlung zur persönlichen Haftung erböten. Das sonst harte Herz des Eroberers mochte auf das Anerbieten eines solchen vom edelsten Patriotismus eingegebenen hohen Opfers nicht gefaßt sein. Er stand einige Secunden stillsinnend da, streckte dann gerührt dem Prinzen die Hand entgegen, umarmte ihn und antwortete zögernd: „Das ist sehr edel — — aber es ist unmöglich.“ — Die Sendung war gescheitert. Die hohe Frau hatte bei der letzten Unterredung mit mannhaftem Muthe dem Entschluß, sich mit dem Gemahl als Geißel zu stellen, Ausdruck gegeben, und schrieb noch in gleich gehobener Aufopferungslust an ihn nach Paris:

„Daß ich solches niederschreiben kann, ohne Zittern, ohne Hinsinken, siehe, das lehrt Liebe — die starke Liebe nur! — Wenn ich bei Dir sein kann, gleichviel im Kerker oder in Palästen, wenn nur mit Ehre, — dort ereile ich Dich bald — wenn es dann einst beendet ist, kehren wir beglückt zurück ins Vaterland. — Wenn es möglich aber wäre, daß ihm das Zögern zu lange dauerte mit den Bezahlungen und er es anders mit Dir enden wollte — o da giebt es ja wohl Wege genug zu seinem Herzen, oder nicht Herz, daß er mich mit Dir gehen ließe! — Wir stehen allein jetzt, — wir dürfen es — Amalie ist ja auch schon todt. — O dann sind wir ja auf ewig selig — —!“

Der Prinz kam trotz gescheiterter Mission mit dem hoffnungsvollen Muthe, den das Unglück verleiht, zurück, und äußerte: „Bei dem Umsturz aller Staaten wird es für Preußen immer ein Vortheil sein, indem es sich irgend welche politische Existenz erhält, den Zeitpunkt mit zu erleben, der die Freiheit Europa's wird wieder erstehen sehen. Je mehr Napoleon von Tag zu Tag seine ungeheure Macht ausbreitet, desto eher wird der Augenblick kommen, wo sie zusammenbrechen wird; ja, ich habe in Paris selbst die Ueberzeugung geschöpft; dieser Augenblick wird kommen, und es handelt sich für uns darum, ihn zu erwarten.“ —

Der Minister v. Stein, der seine Absendung nach Paris betrieben, wünschte vor Allem Frist und Zeit zu gewinnen für seine großen Reformen, aus denen Preußen neue Kraft ziehen sollte. Diese großen Reformen, eine völlige Umwälzung aller veralteten inneren Verhältnisse, die Befreiung der Bauern, die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, die Städte-Ordnung 2c. folgten rasch auf einander, während nicht minder wichtige Reformen durch Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann und Boyen auf militärischem Gebiete in Angriff genommen wurden. Im Volke begann sich ein neuer Geist zu regen, und Fichte, Schleiermacher und Arndt riefen diesen in jeder Weise auf, überall bildeten sich Geheimbünde — Alles auf den einen großen Zweck gerichtet: die Erhebung des Landes zum Kampfe um die Unabhängigkeit. — Nach einem Jahre waren 80,000 Mann Truppen auf den Beinen, eine allgemeine Bewaffnung des Volkes sollte in Angriff genommen werden. Indessen war auch Feigheit und Erbärmlichkeit nichts weniger als müßig, in den Hofkreisen drängten sich derartige Elemente in den Vordergrund, welche die Maulwurfsarbeit gegen den Minister unternahmen. Stein bat zuletzt um die Entlassung (8. September), er beantragte noch einmal, durch ein königliches Manifest die Grundlagen der künftigen

Reformen dem Volke zu verkündigen, einen Aufruf an alle Deutschen zu erlassen, und sich Oesterreich zu nähern — Alles umsonst! Nach vielem Hin und Her in der Unschlüssigkeit des Hofes wurde ihm am 24. November die erbetene Entlassung; am 5. December verließ der bedeutende Mann und verdiente Patriot geräuschlos Königsberg, vom Schmerz aller Freunde des Vaterlandes, wie vom Haß und Jubel charakterloser Menschen begleitet.

So verbreitete sich wiederum an Stelle der freudigen Spannung aller Kräfte überall Entmuthigung unter der nationalen Partei, und die deutschen Dinge, deren günstige Entscheidung nahe geschienen, waren abermals einer ungewissen Zukunft überantwortet. Napoleon hatte durch seine Spione sehr wohl erfahren, daß sich eine stille Gährung in Preußen vollziehe und durch patriotische Männer genährt werde. Am 16. December kam aus dem kaiserlichen Lager in Madrid ein Decret, welches Stein ächtete und seine Güter zu confisciren befahl. Der Verfolgte fand in Oesterreich eine Zufluchtsstätte, von wo er an die Prinzessin Wilhelm, die ihm über seine Entlassung ihren Schmerz ausgedrückt hatte, schrieb:

„Ueberlassen sich Eure Königliche Hoheit nicht Ihrem Unwillen über die Ereignisse dieser Tage, und geben Sie den Vorsatz auf, wieder einsam in sich zu leben. Es liegen in Ihnen zu viele große und edle Eigenschaften, als daß diese nicht in unserer verhängnißvollen Zeit in das Leben einwirken müßten: Sie besitzen ein tiefes Gefühl für das Große und Edle, einen kräftigen, gebildeten Geist: Sie und Ihr Gemahl sind gemacht, das Panier zu erheben, unter dem sich die Besseren und Edleren sammeln. Verzweifeln Eure Königliche Hoheit an den Menschen nicht; hat gleich Charakterschwäche, Leichtsinn und Flachheit der Einen, niedriger Neid und Selbstsucht der Anderen sehr schlimm in diesen Tagen ihr Wesen getrieben, erregt dieses Gemisch der unedelsten Leidenschaften mit dem dienstfertigen Geklatsche den tiefsten Unwillen, so überzeugt mich doch meine neueste Erfahrung von dem Dasein ausgezeichnet vortrefflicher Eigenschaften, von wieder auflebender Vaterlandsliebe, von Bereitwilligkeit, Alles diesem Gefühl aufzuopfern, und ich habe von Personen, von denen ich es nicht zu erwarten Ursache hatte, die rührendsten Beweise treuer Anhänglichkeit und Liebe zu der guten Sache und mir erhalten."

Im Jahre 1809 erhob sich endlich Oesterreich, Tirol vorauf. Die Prinzessin folgte mit großer Begeisterung der Erhebung, vier ihrer Brüder dienten im österreichischen Heere; sie sah klar, in welch' naher Beziehung Wohl und Wehe des eigenen Landes zu diesem Kampfe stand. Ueber die damaligen Stimmungen schreibt ihr Stein aus Oesterreich:

„Seit diesem 16. März haben wir eine abwechselnde Reihe von niederschlagenden und auch wieder aufrichtenden Begebenheiten erlebt, und jetzt ist seit vier Wochen eine Ruhe, die dem Sturm vorhergeht.

Ich wünsche, Eure Königliche Hoheit wären Zeuge von den Aeußerungen des vortrefflichen Geistes, der in dieser Monarchie herrscht; man leistet mit Bereitwilligkeit jedes Opfer, um das kostbare Gut der National-Unabhängigkeit und Selbständigkeit zu erhalten. Sie sehen Menschen von jedem Stand, von jedem Alter an dem allgemeinen Kampfe freiwillig Theil nehmen und in die Landwehr treten.

Wie sehr contrastirt dieses Betragen mit dem Sclaven-Sinn der deutschen Fürsten des Rheinbundes, die um ihre hinfällige Existenz und ihre erbettelte Macht zu erhalten, sich zu Vögten der verhöhnten, erdrückten, ausgesogenen Nationen brauchen lassen. Mehr als sie und alle ihre Umgebungen ehre ich den tapferen Tiroler, der für seinen Kaiser ficht und blutet. — Eben so menschenfreundlich ist die Nation, als sie brav ist."

Am Schlusse des Briefes sagt er:

„Der Unterricht in der Geschichte, dessen Eure Königliche Hoheit erwähnen, giebt Gelegenheit, den jungen Gemüthern, denen man ihn vorträgt, frühzeitig Liebe zum Vaterlande einzuflößen, sie mit den großen Männern bekannt zu machen, die zu seinem Ruhm und zu seiner Verherrlichung in Krieg, in Wissenschaften, in der Staatsverwaltung beitrugen."

Die Erhebung Oesterreichs nahm einen unglücklichen Verlauf, die verworrene Unentschlossenheit des unfähigen Hauptquartiers hatte den Heldenmuth eines herrlichen Heeres geopfert. Die Folgen waren verhängnißvoll, sie entmuthigten den

jungen Aufschwung, lähmten die allerorten in Vorbereitung begriffenen Organisationen, raubten die Früchte da, wo, wie in Inneröſterreich und der Lombardei der Erzherzog Johann bereits Siege erfochten, und schlugen die gespannten Hoffnungen nieder, die in ganz Deutschland bereits eine zwar noch geheime, aber schon sehr rege Thätigkeit angespornt hatten und zwar schon so weit, daß einzelne offene Versuche gewagt worden waren.

Trotz allen augenblicklichen Unglücks vermochte die Prinzessin ihren felsenfesten Glauben an den endlichen Sieg der nationalen Sache nicht fallen zu lassen. — Im December 1809 kehrte die königliche Familie von Königsberg nach Berlin zurück, „in den goldenen Käfig“, wie die Prinzessin zu sagen pflegte. Es ging ihr, wie so oft edleren Naturen, wenn sie sich trennen sollen von der Stätte, wo sie viel unglückliche Tage erlebten, wo sie aber auch erst ihre ganze Kraft und Charakterfestigkeit in sich und gegenüber den Schicksalsschlägen zu erproben hatten: Sie verließ ungern die gastliche Stadt des Nordostens, wobei sicher das Gefühl der Dankbarkeit seinen Antheil hatte.

Die Kette der Leiden sollte in Wahrheit noch nicht beendet sein. Oesterreich kämpfte in verzweifeltem Ringen weiter und weiter, in Tirol endete der heldenmüthige Volkskrieg erst mit der Erschießung des unglücklichen Hofer und der Theilung des Landes. Alle diese blutigen Anstrengungen und heißen Schlachten zuckten in den erregten Gemüthern des deutschen Volkes nach und doch ließ Preußen jetzt den Nachbar ebenso allein kämpfen, wie vor wenigen Jahren das umgekehrte gleich traurige Verhältniß stattgefunden hatte. Das preußische Königshaus sollte bald der herbste Verlust heimsuchen, der des Unglücks Größe, als ob dessen noch nicht genug sei, voll machte. Die Königin Louise war unter dem Jubel des Volkes nach Berlin zurückgekehrt, doch schon leidend. Nach kurzer Besserung trat die Krankheit wieder gefährlicher auf, schon nach wenigen Tagen (am 19. Juli 1810) verschied sie. Ihr letzter Wunsch ist erfüllt worden, der Wunsch: „Wenngleich die Nachwelt meinen Namen nicht unter den Namen der berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch, wenn sie die Leiden dieser Zeit erfährt, wissen, was ich durch sie gelitten habe, und sie wird sagen: sie duldete viel und harrte aus im Dulden. Dann wünsche ich nur, daß sie zugleich sagen möge: aber sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben.“

Das Land trauerte tief mit dem gebeugten Könige, der von diesem Verluste sich nie ganz erholte. Chateaubriand's tiefempfundenes Gedicht auf das Grabmal der Königin in Charlottenburg sprach das rechte Wort: „Un trône ne console pas.“ Es erfüllt noch heute mit Trauer, daß gerade die Königin Louise, die so viel um das Vaterland gelitten, nicht die Schlachten der Freiheitskriege, die Einnahme von Paris und die Gefangenschaft des Kaisers auf Elba und St. Helena erlebte!

Der Prinzessin Wilhelm fiel jetzt die schöne Aufgabe zu, dem König und den Kindern der Dahingegangenen eine Stütze zu sein. Sie hat diese hohe Pflicht mit großer Hingebung erfüllt. — Noch unter dem Eindruck des erschütternden Verlustes schrieb sie am 14. Dec. 1810 an Stein:

„Zwei liebe Briefe von Ihnen liegen vor mir, und ich kann es selbst gar nicht begreifen, wie ich sie so lange unbeantwortet habe lassen können. Die Hauptursache war wohl die tiefe Traurigkeit, in der ich hierher zurückkehrte. Nach vier so glücklich verlebten Monaten im theuren Vaterlande (Hessen) mußte dieser harte Schlag mich treffen, mich zu mahnen an die Unvollkommenheit des irdischen Glücks. Sie haben auch in dieser Gelegenheit theilnehmend meiner gedacht, dankbar fühlt es mein Herz, wie gut das von Ihnen war. Hätten Sie nur dem Ihrigen ganz gefolgt, und es dem armen unglücklichen König gezeigt, wie Sie seinen großen Verlust bejammerten, es würde ihn sehr gefreut haben, und wer hätte denn schlecht genug sein können, diesen Schritt Ihnen in einem solchen Augenblick anders auslegen zu wollen, wie Sie es befürchteten? — Es thut mir wirklich recht leid, daß Sie ihm nicht geschrieben haben, weil ich Zeuge gewesen bin, wie sehr ihn solche Beweise von Antheil noch gerührt haben in seinem unendlichen Schmerz, so viel mehr wie ich gedacht hätte, daß man empfänglich sein könnte für so etwas in einer solchen Zeit.

In einem Briefe läßt es sich nicht Alles so auseinandersetzen, aber mündlich würde ich es Ihnen so gern sagen, wie so alle Annehmlichkeit des Lebens für mich dahin ist, mit ihr, — sie war so unaussprechlich gut und schwesterlich mitfühlend gegen mich, so daß ich jeden Augenblick und bei jedem Ereigniß sie ach! mit ewigem Kummer vermisse. Wie bereue ich jedes Wort, was ich gegen sie kann gesagt haben, seitdem es mir klar geworden ist, daß, wenn ich es that, es gewiß nur Neid war, der aus mir sprach — weil sie so viel besser war als ich! —

Ich kann nicht fortfahren, es thut mir zu weh . . ." „Der König ist so verehrungswürdig in seinem Leid, das gewiß nie enden wird —, er ist so christlich ergeben und das so geduldig; er ist so gut gegen mich, daß ich ohne Thränen ihn nicht ansehen kann."

In einem späteren Briefe an Stein vom 6. Juni schreibt die Prinzessin:

„Obgleich ich krank bin und zum Schreiben daher nicht sehr aufgelegt, so kann ich die Feder doch heute nicht ruhen lassen, da sich eine gute Gelegenheit darbietet, sie um Ihretwillen zu gebrauchen — auch kann ich nicht länger meinen gerührten Dank verschweigen für Ihren Brief vom 17. März; es war mir wieder einmal so wohl dabei, weil es mir schien, ich hörte Sie selbst reden. Alles was Sie mir sagen, muß mir lieb sein und mich interessiren, aber der Inhalt dieses letzten Briefes gab mir doppelt viel, denn es war mir so werth, aus Ihrem Munde die Bestätigung Dessen zu hören, woran ich so oft denke und in denselben Gesinnungen bin. — Denn die Zeit und die neuen Menschen fordern einen auf, Vergleichungen anzustellen, und da fällt mir auch immer der Contrast in die Augen, wenn ich die hohe Aufklärung und Gebildetheit unseres Zeitalters loben höre und rühmen, und mir so klar scheint, daß der alte gerade Weg so viel eher zum Ziele führte, wie unsere geregelten, die doch so krumm laufen. Eben so schlicht, aber festen Glaubens steht in meinem Herzen der Unterschied der Religion und Philosophie geschrieben; ich kann zwar von letzterer nicht anders urtheilen, wie in ihren Wirkungen, aber da habe ich in mir einen Grund, der mir die erstere so unendlich hoch über die andere setzt — es kommen die Menschen nämlich und disputiren darüber und sagen, ob denn ein schönerer Grundsatz zu finden sei in der ganzen Bibel wie der: „thue das Gute um des Guten willen" — wie uneigennützig, wie groß, wie einfach das sei? — Meine geringe Meinung ist aber, daß gerade darin der Stolz der heutigen Menschen sich ausspricht — ach! die Demuth, däucht mir, steht dem Menschen so viel besser an; und in dem Ausspruch des Christenthums, welches dieses charakterisirt, wie jener die Philosophie, liegt so ganz der Unterschied: „thue das Gute um der Liebe willen", welche Milde! Ja, wenn der Hochmuthsschwindel einmal vorüber ist, dann, meine ich, werden schönere Sterne wieder leuchten. — Wie ich oben wieder lese, was ich hingeschrieben habe, werde ich roth, daß ich einem solchen Manne meine vielleicht so lächerliche Meinung geradehin konnte gesagt haben, oder mich gar vermessen haben, über Dinge zu reden, die ich nicht verstehen kann, die mir zu hoch sind — ich vertraue ganz auf die Nachsicht, mit der Sie mich oft genug verzogen haben. Gestern erscholl hier eine herrliche Nachricht, zu gut, als daß ich sie glauben könnte, nämlich der Sequester Ihrer Güter ist aufgehoben — wie unendlich wollte ich mich darüber freuen, Sie wieder im Besitz jener schönen Gegend zu wissen! — Doppelt fühle ich mit Ihnen, was Sie verloren haben, seitdem ich dort war. — Hierbei schicke ich Ihnen ein kleines Andenken von dort; weil es daher ist, muß es Ihnen einen Augenblick Vergnügen machen, schmeichle ich mir — es ist ein Stein Ihrer Burg „Stein", — wie ich oben war, konnte ich nur an Sie denken, und gewiß nicht ohne Thränen, das können Sie mir glauben; da nehme ich einen Stein vom alten Gemäuer, mit dem Vorsatz, Ihnen, mir selbst und meinen zwei Begleitern Wilhelm und Philipp etwas davon machen zu lassen, was ich that. — Das Steinchen ist sehr weich, da es ein Splitter nur war, also dürfen Sie nicht zu warm damit siegeln.

Wilhelm empfiehlt sich Ihrem theuern Andenken, das thue auch ich und bitte um die Fortdauer Ihrer Freundschaft, die mich so glücklich und so stolz macht.

Marianne.

Empfehlen Sie mich ja auch Ihrer Gemahlin."

Am 29. October 1811 hatte der Prinz die Freude, von seiner Gemahlin mit Zwillingen beschenkt zu werden, welche die Namen Adalbert und Friedrich Thassilo bekamen. Leider wurde dieses Glück bald getrübt durch eine lange schwere Erkrankung des Prinzen. Marianne begleitete ihn, als einigermaßen sich wieder Besserung und Kräftigung eingestellt hatte, im Sommer 1812 nach Ems. Als sie mit dem Genesenen den Rhein hinabfuhr, da wurde sie in ihrem patriotischen Herzen erst wieder gewahr, was sie über den häuslichen Sorgen vergessen, daß der herrliche Strom nicht mehr der deutsche Rhein war, daß seine blühenden Ufer verloren gegangen an einen fremden Machthaber. Sie ward in hohem Maße erregt durch den Anblick der Franzosen, die sich hier bereits heimisch eingerichtet hatten, ihr ganzes Wesen bäumte sich auf und einmal über das andere brach sie in laute Klagen des Schmerzes und der Entrüstung aus. Daheim erwartete sie ein neuer Schmerz: sie verlor den Einen der beiden Kleinen. Ein beredtes Zeugniß ihres tiefen Gemüthes legten die Worte ab, welche sie über den Verlust des geliebten Kindes in ihr Tagebuch schrieb:

Den 10. Januar 1812.

„Der Glaube überdauert das Hoffen, das lernte ich heute früh, wie ich die halberstarrte Todtenhand meines Fried Thassilo in meinen Händen suchte zu beleben und zu erwärmen — ich sagte mir immer: bei Gott ist kein Ding unmöglich, er half Simson und ich glaubte fest, er würde mir zurufen: Weib, dein Glaube hat dir geholfen! Oder war mein Glaube doch noch nicht fest genug? Ist Glaube auch ein Hoffen? — Aber die Liebe ist doch wohl die größeste unter ihnen, denn dort oben dauert die fort, wenn hienieden der Glaube und die Hoffnung uns hinauf geleitet haben. Gegen 9 Uhr ist mein Fried Thassilo entschlafen, es war der erste Mensch, den ich sterben sah, und wohl mir, daß ich es sah, es hat mich so ruhig gemacht, ich fühlte so ganz, wie er nur länger schlafen würde und weiter nichts — sonst war mir das Bild des Todes so gräßlich, nun durch diesen Anblick des Hinscheidens ist mir der Eindruck so ganz verändert, ich sah auch, wie vergänglich diese Hülle sein mußte, nur wie eine Uhr, die abläuft, wie eine Maschinerie, für diese Erde vonnöthen, und daß das Alles nur eine Nebensache sei, dieses Wesen allein bleibt und dauert gewiß ewig fort. Da will ich zum erstenmal zu Bett gehen, ohne für ihn zu beten — jetzt bete du für mich, mein Engelchen!"

Die politische Lage Preußens war seit den unglücklichen Tagen von Jena und Auerstädt kaum minder verzweifelt gewesen, als die Oesterreichs. Der neu erwachende Geist in Deutschland und die Sammlung Preußens war Napoleon bekannt, der Versuch einer Ueberrumpelung Magdeburgs durch eine Freischaar, der Zug Schill's, die Sendungen zwischen den Cabinetten Preußens und Oesterreichs erschienen natürlich sehr verdächtig. Und doch blieb der Hof noch unschlüssig, so daß im Volke allmälig die Stimmung erbittert wurde und in einen verzweifelten Pessimismus umschlug, den Stein vielleicht ungerecht „Frechheit und Verwilderung" nannte. Die Lage wurde aber noch schlimmer, als Rußland sich von der Continentalsperre Napoleon's lossagte und damit ein Krieg Napoleon's gegen Alexander unvermeidlich geworden war. Der schwankende König suchte zu laviren zwischen beiden Mächten, die nationale Partei sah immer und immer wieder nur den einen Ausweg: sich zu einem verzweifelten Kampfe aufzuraffen. Scharnhost hatte ganz in der Stille Truppen einberufen, und sie, wenn sie eingeübt waren, wieder entlassen, so daß bereits 124000 Mann — das Dreifache von dem, was der Vertrag mit Frankreich gestattete — rasch unter die Waffen zu bringen waren. Napoleon hatte indessen Alles zum Kriege gegen Rußland vorbereitet und an der Weichsel und dem Niemen kolossale Vorräthe aufgehäuft, es sollten 450000 Mann in aller Stille dahin vorgeschoben werden. Am 9. Mai 1812 verließ der Kaiser Paris, noch einmal sonnte er sich an dem Glanze seiner Riesenmacht, die Rheinbundsfürsten brachten in Mainz die Huldigung dar, in Dresden erschien der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen. Die Ereignisse folgten sich nun rasch. Die Russen zogen sich vor dem französischen Heere zurück, unaufhaltsam

ging es über Wilna, Witebsk, Smolensk, (Schlachten vom 17. bis 19. Auguſt) nach Moskau (14. September). Hier ſollte die Sieger alsbald ein Schrecken packen, ſie hofften eine mit Menſchen und Vorräthen erfüllte Stadt zu finden, und fanden ſie menſchenleer. Napoleon wollte den Gedanken an dieſe Wirklichkeit kaum faſſen. Schon am 15. September loderte die ganze alte Czarenſtadt zu einem ungeheuren Feuermeer auf. Eine Armee von 90000 Mann mit erſchöpften Menſchen und Pferden, 120 Meilen tief in Rußland, ohne Magazine, ohne Munitionsvorräthe, zur Seite eine ruſſiſche Armee von 110000 Mann, den Winter vor der Thür — das waren die Verhältniſſe der ſchrecklichen Lage, denen ſich Napoleon jetzt plötzlich gegenüberſah.

Stein, vom Kaiſer von Rußland gerufen, ſuchte indeſſen den Petersburger Hof feſt am Kriege zu halten, zugleich wurde ein deutſches Comitee von Alexander gebildet, dem Stein vorſtand, und das den Krieg in Deutſchland entzünden und organiſiren ſollte. Das Ende des ruſſiſchen Feldzuges kennen wir Alle: von 505698 Mann ſammelten ſich hinter der Weichſel im Januar noch einige 20000 Mann! Die jammervollen Reſte zogen über das nordöſtliche Deutſchland und waren bald auch an der Spree.

Durch einen lebhaften Traum von dem Einrücken der Ruſſen aufgeweckt, beſtieg die Prinzeſſin Wilhelm ſehr früh am 19. November 1813 die Plattform des Schloſſes und ſah bereits deutlich Koſaken bei Pankow. Bald ſprengte ein Koſak in die Stadt, der vom Volke mit ungeheurem Jubel begrüßt wurde, es entſtand Alarm unter den franzöſiſchen Truppen, man hörte Pelotonfeuer, der Caſtellan des Schloſſes rieth der Prinzeſſin dringend, zu flüchten; ſie aber, wie gebannt ans Fenſter, war nicht zu bewegen. Schon am 4. März rückten Czernitſcheff, Tettenborn und Repnin ein. Die Prinzeſſin ſchildert die Eindrücke des Tages mit der ganzen Lebendigkeit, in der ihre bewegte Seele ihn durchlebt, folgendermaßen:

„Ach, wär' es ein deutſcher Triumphzug! — Mich rührt es unendlich das Singen beim Einmarſch und wie Tettenborn vor uns, mitten vor dem Schloß, hielt, die Mütze abnahm und Vivat dem König rief und alles Volk: Hurrah, und wir wehten mit den Tüchern — ich werde es nicht vergeſſen! Es iſt doch ein ſehr ſchöner Tag. Sieg, o Sieg, o himmliſche Muſik des Worts, wann werde ich es ausſprechen dürfen für deutſche Waffen!"

Die Ereigniſſe traten jetzt, ſeit dem Tode der Königin, deren Stelle ſie ja nunmehr zu vertreten hatte, directer an ſie heran. Geboren zu einem Thron, wie Stein ſagt, füllte ſie dieſe Stellung mit einem ſeltenen Muth aus. So hatte ſie auch, als der ganze Hof nach Breslau gegangen war, allein im Schloſſe zu bleiben ſich entſchloſſen, trotzdem Berlin von den Franzoſen beſetzt war. Wie plötzlich war das Bild ein anderes geworden.

Die ruſſiſchen Herrführer ſtatteten der Prinzeſſin Beſuch ab, und fortan war in ihrem Salon und der Umgebung nur noch ein Gedanke der herrſchende: die Befreiung Deutſchlands. Auf dem Feſtballe der Bürger im Schauſpielhauſe trank ſie die Geſundheit der Monarchen und der Generale Wittgenſtein und Dörnberg. Ihr Gemahl ſchloß ſich Blücher an.

Vom Wort ſchritt ſie zur That, ſie ſtiftete den Frauen-Verein, der raſch überall Nachfolge fand, und zunächſt für Ausrüſtung der Freiwilligen, die ſich nicht ſelbſt einkleiden konnten, ſodann auch für Lazarethe und Unterſtützung der Wittwen und Waiſen zu ſorgen ſich die Aufgabe ſtellte. So tief herabgekommen das Land immer war, eine wahrhaft ſtürmiſche Opferwilligkeit hatte daſſelbe jetzt erfaßt, ſelbſt die Aermeren brachten oft das Letzte, um nach ihrem Vermögen auch mitzuhelfen. Die Prinzeſſin war überall mit voran, war unermüdlich im Anregen, Geben, Controliren, in der Aufſicht über die Lazarethe, wo ſie ſelbſt mit Hand anlegte, tröſtete und der Kranken wartete. Selbſt als Fieber ausbrachen, ließ ſie ſich vom Beſuche der Hoſpitäler nicht abhalten: „Am Sonntag, den 25. April," heißt es in ihrem Tagebuch, „war ich zum erſten Male in unſerem Hoſpital, ſeitdem es gefüllt iſt; ſo muthvoll und freundlich und dankbar fand ich Alle, daß es rührend war. Einer freute ſich nur, daß er die Wunde nicht gegen die Ruſſen erhalten hatte, Einer mit einem zerſchmetterten Bein wünſchte mit Lachen, nur wieder auf den Beinen ſtehen zu können, dann

wollte er bald wieder nach sein; das Traurigste war mir Einer, der durch die Brust geschossen war, wohl sterben wird, der gerade gegenüber seinem verwundeten Bruder lag, der ihm nun zusehen mußte, wie er starb."

Auch im Palais gönnte sie sich keine Ruhe; hier beschäftigte sie sich mit Sticken einer Fahne für die Freiwilligen, zu deren Ausrüstung sie besonders viel beigetragen, während ihr Herz sorgenvoll auf dem Schlachtfelde bei Lützen weilte, wo ihr Bruder Leopold verwundet lag, und ihr Gemahl, dem das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, nur mit genauer Noth dem Tode entgangen war. „Wo mag Leopold sein?" „Dieses Schlachtfeld von Lützen," heißt es in ihrem Tagebuche, „wie oft nannte er's und wir sahen es später zusammen, es zog mich stets so an; wie freute ich mich, es ihm zum ersten Mal zu zeigen 1806. Das letzte Mal, daß ich darüber fuhr, schien der Vollmond so herrlich darauf, und wie ich hinzureiste, da las ich Pappenheim's Tod, wie oft beneidete ihm Leopold diesen schönen Tod! — O Gott, schicke mir morgen eine gute Botschaft beim Erwachen — doch ich kann keine erwarten." Sie sollte ihn nicht mehr sehen!

Das Heer mußte sich nach Schlesien zurückziehen, Berlin schwebte in neuer Unsicherheit und Gefahr. In dieser Zeit nahm es die Berliner Bevölkerung hoch auf, daß die Prinzessin auch jetzt wieder furchtlos im Schloß aushielt. Wo sie nur gesehen wurde, empfing sie jubelnde Begrüßung; Allen war sie zugänglich, wo es sich um Hülfe für das Heer handelte. Ein Zeichen der Dankbarkeit in der schweren opfervollen Zeit ihr zu geben, brachte man unter Karl Maria von Weber's Führung ihr ein Ständchen, wonach rauschende Hochs auf den König, den Prinzen und die Prinzessin den Schloßhof durchschallten.

Indessen waren die Kriegsverhältnisse in so unberechenbare Lage gekommen, daß der König aus Sorge um die Prinzessin einen Befehl sandte, mit den Kindern nach Frankfurt an der Oder zu gehen. Hier, wo sie enthusiastisch aufgenommen wurde, stellte sie sich alsbald ebenfalls an die Spitze des Frauen-Vereins und leitete die Sammlung, Vertheilung und Versendung der von allen Seiten mit rührender Hingabe an die große Sache auf den Altar des Vaterlandes niedergelegten Gaben. Als sie nach Berlin zurückkehren durfte, bezog sie ein Haus im Thiergarten, um die Sommerzeit mehr in der freien Natur genießen zu können, soweit die schweren Sorgen vor der ungewissen Zukunft das zuließen. Der Tod Scharnhorst's fiel wie ein Donnerschlag in die Hoffnungen der Patrioten, die schon mit den Siegen Wellington's in Spanien neue Kraft gewonnen hatten.

Schon nach kurzer Zeit hörte man in Berlin den Kanonendonner aus den Gefechten von Trebbin und Wittstock herüber, an diesem Tage sang die Prinzessin ihr Kind mit einem Kriegsliede ein. Schon der Morgen brachte die Nachricht von Bülow's glänzendem Siege, sie eilte in die Lazarethe, wo der Anblick der Züge Verwundeter ihrem Schmerze und Hasse gleich große Nahrung gab. Nicht lange und es kam die Nachricht vom Siege Blücher's an der Katzbach.

„Es fängt an, fast traumhaft, herrlich zu gehen, es stürzt Alles über den Tyrannen zusammen, alle seine eigenen Gebäude wanken, seine Stunde muß gekommen sein" — lauten die Worte ihres Tagebuches — (und später:) „Gott will! Daß Er würde wollen, stand diesmal auch felsenfest in mir."

Der größte Tag ihres Lebens sollte bald kommen.

Während sie in Berlin in anstrengender Thätigkeit sich ihren patriotischen Pflichten widmete, folgte sie zugleich mit banger Aufregung den Bewegungen des Heeres. Da kamen endlich die blutigen Tage der Völkerschlacht von Leipzig und die Siegesnachricht von der Vernichtung der französischen Weltmacht. Obwohl sie leidend war, obwohl gleichzeitig die Nachricht von der Verwundung des einen ihrer vier in der Schlacht mitgewesenen Brüder eintraf, an denen sie in „gottseliger Geschwisterliebe" hing, riß sie der Jubel über die Zertrümmerung der französischen Heere doch fort.

„Ein großer Tag," schrieb sie, „ist gekommen, ein großer Tag! Die Stadt ist illuminirt, die Luft erfüllt das Freudengeschrei des Volks, ein unaufhörliches Schießen begleitet das Vivatrufen. — Gott hat glorreich gesiegt. — 500000

Menschen standen da unter dem Donner von 2000 Kanonen. Wer mag da noch leben? Ich möchte weinen. — O meine Sechs hat Gott auch beschützt. — Ich möchte beten, aber mein Kopf, meine Nerven sind mir zu angegriffen."

„Ich sah nie so Etwas, das Rufen der jubelnden Menschen stieg zum Himmel, ich weinte und dachte: Deutschland, Deutschland ist befreit! Lebte doch die Königin noch. Wie wird Leopold herablächeln vom Himmel!"

Nur Eins war, was sie bedauerte, daß ihr Gemahl, der eine Sendung an den unschlüssigen Kronprinzen von Schweden zu erfüllen gehabt hatte, nicht hatte theilnehmen können an dem großen Kampfe.

Eine Tagebuch-Notiz vom Sylvesterabend mag hier eingeflochten sein als das Bekenntniß eines Herzens, das bei all seinem großen Empfinden für die welterschütternden Ereignisse, doch so demüthig vor sich in der Stille des häuslichen Lebens sein konnte.

„Hier bin ich, wie schon oft an diesem ernsten Tag — aber noch nie fehlte mir wie heute unter den Geschwistern ein theures Haupt, wenn ich sie liebend überzählte, sie Gott empfahl und mich ihrer Liebe. — Aber heute fehlt mein Leopold mir! — Zum ersten Mal, seit Fried Thassilo im Dom liegt, betrat ich diesen Ort wieder, wie feierlich waren mir diese Hallen! Es ward ein Gebet gehalten über das Thema: Gottes Hand über uns in diesem großen Jahr; — ich habe mich recht ausweinen können, denn zu wem mehr als zu mir konnte er sprechen! Mein Vater im Himmel, wache schützend über meinen Eltern, Wilhelm, Geschwistern, Kind, Freundinnen und Freunden und mache mich denen Allen stets würdiger. — Könnte ich doch beim Rückblick wirklich sagen, daß ich mich gebessert hätte in dem Jahre, aber ich kann das wohl nicht? — Ich fühl's, daß ich leichter gut werden würde in meinem Element, einer schönen Natur und entfernt vom Hofleben — ach, wie sehne ich mich danach! — Allmächtiger Gott, gieb der Welt ein Jahr 1813 noch einmal glorreich beendet, beschlossen in diesem 1814. Jahre. — Wie thut mir das Scheiden so leid von jedem Jahre und dies war doch ein trauriges für mich! — Lebewohl 1813, Amen!"

Ihr Gemahl begleitete Blücher am 1. Januar beim Uebergange über den Rhein; der Prinz nahm fortan wieder an allen Kämpfen der preußischen Armee den rühmlichsten Antheil.

Der Friede von Paris ließ die Sonne voll hervortreten über das gemißhandelte, verarmte Vaterland, und nur kurze Zeit zog noch einmal eine schwarze Wolke auf, als Napoleon's Flucht von Elba den Krieg wieder auf kurze Zeit erneuerte.

Jetzt endlich kam erst voller Frieden nach langen kummer- und angstvollen Jahren auch über die Prinzessin und das fürstliche Haus, das noch durch die Geburt dreier Kinder (Elisabeth, spätere Prinzessin von Hessen und bei Rhein, Prinz Waldemar und Prinzessin Marie, Wittwe des Königs Max II. von Bayern) beglückt wurde.

Im Jahre 1821 kaufte der Prinz das Gut Fischbach in Schlesien und hiermit ging seiner Gemahlin endlich ein lange und sehnsüchtig gehegter Wunsch in Erfüllung, der stillen Natur in tiefer Zurückgezogenheit leben zu können. Sie nannte die Tage des dortigen Aufenthalts „die glücklichsten ihres Lebens". Hierzu trug der Umgang mit der geistvollen Prinzessin Louise Radziwill, mit der sie in der Zeit des Unglücks den Bund innigster Freundschaft geschlossen hatte, sowie mit der Familie des Feldmarschalls Gneisenau hauptsächlich mit bei. Hier war es auch, wo sie die große Freude genoß, ihren alten treuen Freund Stein wiederzusehen, und mit ihm die Erinnerungen an die trüben Tage der Vergangenheit sowie der folgenden Erhebung der Nation aufzufrischen.

Zum Gouverneur von Mainz ernannt, zog der Prinz später mit seiner Familie dahin. Seine Gemahlin sah mit Bewegung den nun wieder deutschen Rhein und die durch den Krieg neu erworbenen Provinzen. Auch hier wußte sich das fürstliche Paar bald allgemeine Liebe und Verehrung zu erwerben, hier hatte sie ihren bewährten Freund, der auf der alten Burg „Stein" bei Nassau wohnte, näher und konnte ihn bald auf einige Tage aufsuchen. Sie erlebte noch den Regierungsantritt ihres Pfleglings, des Kronprinzen, dem sie eine zweite Mutter gewesen war, sie hatte noch die Freude, ihre eigenen Söhne, die Prinzen Adalbert und Walde-

mar, denen die Begabung der Mutter sich vererbt, auf ihren großen Reisen anerkannt und geehrt zu sehen. Die Leiden der Sturmjahre des Vaterlandes hatten die Gesundheit der genialen Frau, deren Herz und Geist die ganze Schwere des Unglücks so tief empfunden, so ganz mitgetragen, geschwächt. Sie kränkelte schon seit längerer Zeit, und sollte sich nicht wieder erholen. Am 14. April 1846 starb sie unter dem Gebet des Paul Gerhardt'schen Verses: „Wenn ich einmal soll scheiden" 2c. beweint vom Hof, tiefbetrauert von Allen, die das Glück gehabt hatten, dieser seltenen, reichbegabten, edelmüthigen deutschen Fürstin näher zu treten. Der König Max von Bayern, ihr Schwiegersohn, widmete ihr den verdienten Nachruf:

Deutscher Frauen Zier und Krone,
Gehe nun zum Frieden ein,
Denn du wolltest auf dem Throne
Stets des Herren Magd nur sein.

In der Prüfung schweren Tagen,
Wo der Corse Deutschland schlug,
Fürsten ihm zu Füßen lagen
Und Europa Fesseln trug,
Hat sie treulich mit gelitten
Für des Vaterlandes Ruhm,
Geistig hat sie mitgestritten
Für der Freiheit Heiligthum!

Stand am Bette wunder Krieger,
Wie ein Engel tröstend mild,
Es begeisterte die Sieger
Ihrer Tugend hehres Bild.
Im erkämpften süßen Frieden
War Beglücken ihre Lust —
Und die Kraft war ihr beschieden,
Oft zu trösten unbewußt.

Nun an euch, ihr deutschen Frauen,
Die ihr wißt, was jene war, —
Ja, auf euch darf Deutschland bauen
In der Stunde der Gefahr!
Nähret der Begeist'rung Flamme
Für der Väter heil'gen Grund,
Wir gehören einem Stamme,
Knüpfet fest der Brüder Bund!

Literarisches.

Komödianten-Fahrten. Erinnerungen und Studien von Karoline Bauer. Herausgegeben von Arnold Wellmer. Berlin, R. v. Decker.

Die Aufzeichnungen, welche Karoline Bauer, die einst gefeierte und noch im Andenken vieler Theaterfreunde als wohlthuende Erinnerung fortlebende Schauspielerin, durch verschiedene Zeitschriften und dann in Buchform veröffentlicht hat, machten überall durch die mannigfachen interessanten Einzelheiten und die Frische in der Darstellung einen so günstigen Eindruck, daß sie fast zu den beliebtesten Erscheinungen während der letzten Jahre zu zählen sind. Allerdings kommt denselben das lebhafte Interesse entgegen, welches die gegenwärtige Generation an Allem, was die Bühne betrifft, zu nehmen geneigt ist, denn gerade die Theaterverhältnisse bilden eine Art von Unterhaltungsstoff, wie er zwischen den trivialen Angelegenheiten des gewöhnlichen Lebens und den ernsteren wissenschaftlichen Dingen nicht glücklicher gedacht werden kann. Namentlich haben viele Frauen eine entschiedene Vorliebe für Alles, was mit der Bühne zusammenhängt; sie sehen darin den Abglanz eines idealen Lebens und sind immer sehr geneigt, von der gemeinen Wirklichkeit, wie sie das Privatleben der Bühnenkünstler häufig in abschreckender Weise zeigt, abzusehen und dieselben mit den Rollen, in denen sie auftreten, zu identificiren. Karoline Bauer hat nun in der That eine beneidenswerth interessante Laufbahn gehabt, und ihr anziehendes Wesen, welches auch dem vorliegenden Buch und dem bereits früher von ihr erschienenen „Bühnenleben" den Charakter einnehmender Liebenswürdigkeit verleiht, brachte sie überall mit hervorragenden Menschen auf den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und der Gesellschaft in Berührung, so daß ihren Aufzeichnungen auch ein nicht geringer Grad von kunsthistorischer Bedeutung beigelegt werden darf. In wie weit der Herausgeber Arnold Wellmer dem Buch Abrundung verliehen hat, ist natürlich nicht zu beurtheilen, jedenfalls ist die Form desselben wie die des früher erschienenen eine sehr gefällige, was zum Theil das Verdienst des Herausgebers sein mag. Das beigefügte Porträt der Künstlerin giebt einen sehr guten Begriff von der gesunden und anmuthigen Frische, die einst in ihren Darstellungen gewaltet haben mag.

Die antike Kunst. Ein Leitfaden der Kunstgeschichte von O. J. Lilienfeld. Magdeburg, Verlag von Emil Baensch.

Mit sorgfältiger Benutzung der besten Quellen ist dies Buch sehr geeignet, die Kenntniß der antiken Architektur und der übrigen bildenden Künste für höhere Lehranstalten zu befördern, und da die Verlagsbuchhandlung eine Menge instructiver Illustrationen eingefügt hat, so ist es in jeder Hinsicht für weitere Kreise zu empfehlen. Namentlich sind die Bemerkungen über die Polychromie der Alten sehr belehrend.



Im Herzen der Felsengebirge.

Von

Udo Brachvogel.

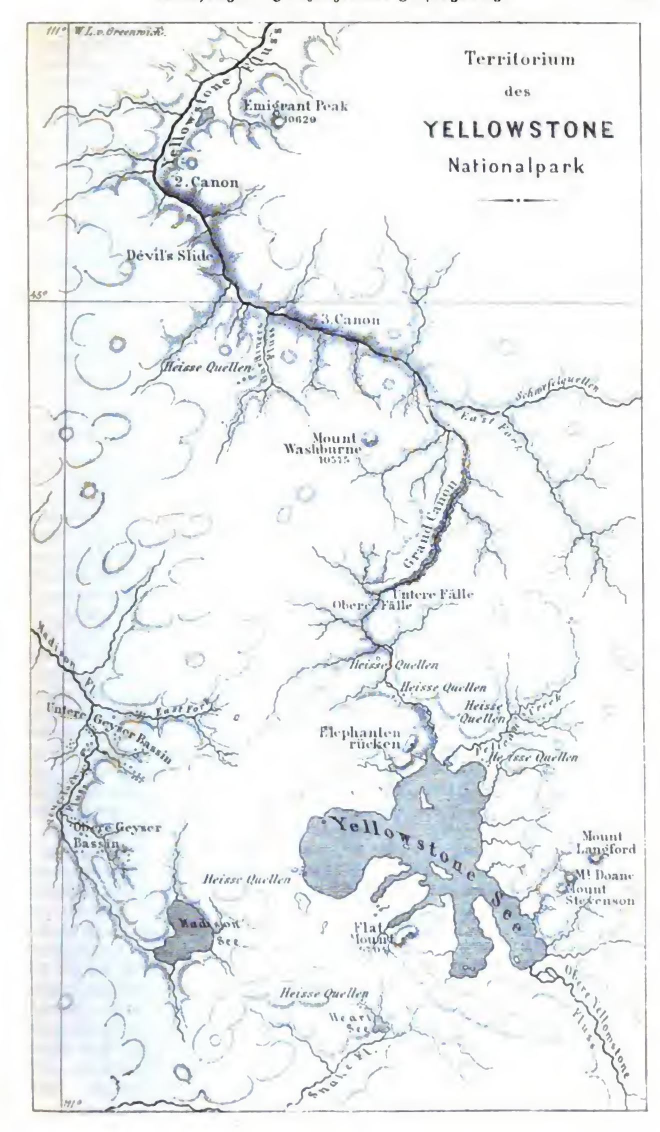
Mehr als zwei Drittel des Vereinigten Staatengebiets liegen westlich vom Mississippi. Erst seit Kurzem und auch da nur an seinen Rändern und, mit Ausnahme der Mormonen-Oase in seiner Mitte, höchstens längs des großen Heerweges der Pacificbahnen von der Cultur berührt, ist dieser gewaltige Länderbesitz bereits zu außerordentlicher Wichtigkeit für die Union erwachsen. In Californien und Oregon sind ihr Korn- und Fruchtkammern von wahrhaft kanaanitischer Fülle herangediehen. In den übrigen auf und längs des Rocky-Mountain-Plateaus liegenden Territorien aber wurden jene Aufstapelungen edler Metalle erschlossen, welche durch den, dem Inneren der Erde verliehenen Reichthum zum Ersatz für die Oede und Dürftigkeit ihrer Oberfläche berufen erscheinen. Denn darin darf man sich keiner Illusion mehr hingeben: für den Ackerbau wird dieser nahezu in der Größe von halb Europa sich hindehnende Felsengebirgs-Westen nur in einzelnen Regionen und selbst da nur unter mannigfachen Kämpfen zu gewinnen sein, — wie sehr andererseits auch die durch erste Pioniere gemeldeten Schrecken von Hochwüsten, die an Ausgedehntheit, Unbarmherzigkeit und Hoffnungslosigkeit selbst den Sandocean der Sahara übertreffen sollten, längst auf ihr richtiges Maß zurückgeführt sind.

Alles in Allem genommen ist die Geschichte dieses ungeheuren Gebietes, wenn man die Art von Legende, in welche es bis zur Mitte des Jahrhunderts gehüllt war, überhaupt dazu rechnen will, noch keine siebzig Jahre alt. In Wirklichkeit beginnt sie erst mit dem Jahre 1848, welches durch die Entdeckung der californischen Goldfelder für die neue Welt ebenso sehr ein Jahr der großen Revolution war, wie für die Staatswesen ihrer älteren Schwester durch seine politischen Umwälzungen. Aus jener Legende aber ragen nur zwei Gestalten in historischer Plastik und in dem ganzen Zauber ersten Entdecker- und Pfadfinderthums auf: Die von Meredith Lewis, welcher mit Capitän Clark in den Jahren 1804 und 1805, dem Lauf des Missouri aufwärts folgend, bis an die fernen Felsengebirgsquellen dieses nahezu 4000 engl. Meilen langen Flusses, ja über dieselben hinaus vordrang, und Fremont's, des Freundes von Humboldt, welcher auf vier längeren Expeditionen in den vierziger Jahren nicht nur den großen Salzsee und Theile der Coloradoregionen erforschte,

sondern nach den Rocky Mountains auch die Sierra Nevada überstieg, zweimal Californien erreichte und schließlich sogar dessen ständiger Bewohner wurde. Wie viel diese Männer aber auf ihren Marco-Polofahrten auch geleistet — doch blieben ihre Unternehmungen vereinzelte Thaten persönlicher Tapferkeit, welche wohl der Erdkunde zu Statten kamen, für den Weltverkehr jedoch so gut wie bedeutungslos waren. Für die Allgemeinheit sank hinter den Fußspuren der Pfadfinder der Schleier, welcher vorher das ungeheure Reich der Felsengebirge ihren Blicken und ihrem Wandertrieb entzogen hatte, in alter Dichtigkeit nieder. Die Fabel und die Phantasie traten aufs Neue in seinen ausschließlichen Besitz, und die Grenzen der Civilisation blieben dort, wo sie bisher gewesen: im Mississippithal. Es bedurfte eines ganz andern Zaubers, als des der bloßen Abenteuerlust oder des Wissensdurstes, um den gen Westen drängenden Menschheitsstrom auf seiner Weltmassenwanderung über das reiche Tiefland des „Vaters der Ströme“ hinauszutreiben. Eines Zaubers, der von jeher der mächtigste gewesen, — der Lockung des gleißenden Gewinnes. Im Rufe „Gold“, der plötzlich an der entlegenen pacifischen Küste erscholl, sprang er ins Dasein. Und mit welcher Gewalt!

Es war im Februar 1848, daß Menschenhände das erste Gold in einem der Flußthäler Californiens aus der Erde hoben, welches damals neben einer alten spanischen, von Mexico überkommenen Bevölkerung auch bereits eine kleine angelsächsische Colonie besaß, welche ihm um das Cap Horn auf dem Stillen Ocean zugeschwommen war. Die Angehörigen dieser letzteren waren es, welche dem Boden des weltentrückten Landes sein kostbares Geheimniß entrissen, welche zuerst jenen magischen Ruf ausstießen, der die geschichtliche Aera des großen nordamerikanischen Westens einleiten sollte. Mit der dämonischen Schnelligkeit eines Hurricane drang er über die ganze Union, über die ganze Welt und fand seine sofortige Erwiederung in jenem ersten Ueberlandzug über die Felsengebirge, die hinter ihnen liegende Hochwüste des Salzseebeckens und die, diese wiederum von dem pacifischen Dorado trennende, Alpenwildniß der Sierra Nevada, welcher in der Geschichte der Massenwanderungen eines der eigenartigsten, wildesten und tragischsten Capitel füllt. Bret Harte hat die Opfer, Beschwerlichkeiten und Gefahren dieser Land-Argonautenfahrt mit der ganzen ihm zu Gebote stehenden Kraft der Farbe geschildert. Sie war ein ununterbrochener Kampf auf Tod und Leben mit einer Natur, in welcher bisher nur der halbthierische Indianer heimisch gewesen, — diese Wagefahrt von 2000 Meilen! Keine Strapaze, keine Feindseligkeit der Elemente und keine Entbehrung blieb denen, die sie unternahmen, erspart. Ein Trupp, der nur decimirt am endlichen Ziel anlangte, mochte sein Geschick als ein besonders mildes preisen. Mit den zurückgelassenen Leichen ihrer Zugehörigen mußten die modernen Sucher des goldenen Vließes ihren Weg von den östlichen Abdachungen der Rocky Mountains bis zu den Goldthälern am Sacramento bezeichnen, und nicht nur das ganze physische Heldenthum, sondern auch die ganzen Schrecken antiker Anabasen und Alexanderzüge wurden mitten im neunzehnten Jahrhundert von den Abenteurer-Horden gieriger Goldjäger erneut.

Aber wie die Welt nun einmal in demselben neunzehnten Jahrhundert voraneilt, zumal auf ihrer westlichen Hemisphäre — so sollte auch hier sehr bald dem erobernden Pionier- und Abenteurer-Kampf der letzten vierziger und ersten fünfziger Jahre die Straßen bauende Geschäftsunternehmung mit Postkutsche und Telegraph und dieser der große Herrscher unserer Tage, der auf eisernen Gleisen den Weltverkehr vermittelnde Dampf folgen. Ehe das erste Jahrzehnt abgelaufen, war die erste dieser Art von Verbindungen zwischen dem Mississippi und dem Stillen Ocean hergestellt, und eben als das zweite vollendet worden, brauste die erste Locomotive von New-York aus quer über alle Felsengebirge und Sierra Nevadas nach San Francisco. Dennoch blieben der zu lösenden Räthsel in dem ungeheuren Binnenlande eine Legion, und wie viele von ihnen auch in jedem Jahr durch private und namentlich durch regelmäßige Regierungsexpeditionen aufgeklärt werden — doch weist die Karte nach wie vor dem sie Musternden Stellen um Stellen auf, die ihn in ihrer weißen Leere wie große Fragezeichen anstarren und ihm zurufen: „Bis hierher konntet


Territorium
des
YELLOWSTONE
Nationalpark
Emigrant Peak
10629
Yellowstone Fluss
2. Canon
Devil's Slide
3. Canon
Heisse Quellen
Mount Washburne
Grand Canon
Untere Fälle
Obere Fälle
Heisse Quellen
Heisse Quellen
Heisse Quellen
Elephanten rücken
Heisse Quellen
Madison Fl.
Untere Geyser Bassin
Obere Geyser Bassin
Heisse Quellen
Madison See
Yellowstone See
Flat Mount
Mount Langford
Mt. Doane
Mount Stevenson
Heisse Quellen
Heart See
Snake Fl.
Obere Yellowstone Fluss

ihr mit allen euren Telegraphen, Eisenbahnen und sonstigen Ausrüstungsmitteln doch noch nicht dringen! Wer weiß, ob ihr es je vermögen werdet?!“ Solcher Gegenden sind heute wie vor zwanzig Jahren das südwestliche Gebiet des Staates Nevada, verschiedene Theile von Arizona, gewisse Strecken am Coloradofluß, der Westen New-Mexico's. Und eine solche Region war auch bis vor wenigen Jahren noch jenes an Naturmerkwürdigkeiten und Naturungeheuerlichkeiten so reiche Gebiet im Herzen der Felsengebirge, welches von dem ersten Entdecker, der es betrat, den Namen des Wunderlandes des Yellowstoneflusses empfing und seitdem von Allen, die es gesehen, durchforscht und vermessen haben, mit einstimmiger Begeisterung in diesem stolzen Titel bestätigt worden ist.

Der Yellowstone ist der erste bedeutendere Nebenfluß, welcher dem Missouri von Süden zufließt. Seine Quellen liegen unter dem 44. Grad nördl. Breite und 111. Grad westl. Länge von Greenwich und haben ihren Ursprung in dem großen Hauptzug der Rocky Mountains, welcher sich von Colorado aus durch Wyoming in nordwestlicher Richtung nach Montana und von da nach dem pacifischen Gebiete des britischen Amerika hinüberschwingt. Sie bilden, hier bis über 10,000 Fuß ansteigend (Emigrant Peak 10,629 und Mount Doane 10,118 Fuß), die Ostgrenze des zwischen 6000 und 8000 Fuß hoch liegenden oberen Laufes des Flusses. Zugleich dringen auf der Westseite zwei ihrer mächtigsten Parallelketten heran, und zwar: von N.-W. die Bitter Root Mountains, welche die Territorien Idaho und Montana von einander trennen, von Süden die im Fremont Peak bis zu 13,700 Fuß ansteigende Kette des Wind-Rivergebirges mit den majestätischen Tetons. Hart am Ostufer des oberen Yellowstone endlich und die Wasserscheide zwischen ihm und dem unmittelbar benachbarten Quellengebiet des Madison (des südlichsten Missouri-Quellflusses) bildend, erhebt sich noch eine gesonderte Hochkette, welche in dem 10,575 Fuß hohen Mount Washburne gipfelt und nach Norden zu in die nicht weniger wilden Gallatin Mountains ausläuft.

Inmitten dieser Gebirgswildniß nun, für welche sich der Name eines „Herzens der Felsengebirge“ schon beim flüchtigsten Anblick der Karte von selbst ergiebt, liegt unser Wunderland. Nur im Sommer zugänglich und selbst in ihm von allen Seiten durch ewigen Schnee tragende Bergkolosse gehütet, liegt es in einer Höhe von 6000 bis 8000 Fuß über dem Meeresspiegel da, — und dennoch dem ewigen Feuerherde der innersten Erde auf das Unmittelbarste benachbart! Noch vor fünf Jahren ein Geheimniß im tiefsten Schooß seiner Alpenwächter vergraben, höchstens als Indianer-Schreckmärchen und als Gerücht versprengter weißer Trapper gekannt, — heute mit seinen ganzen Wundern und Gewalten ein Eigenthum der Welt, in bildlicher und schriftlicher Darstellung überall gekannt, überall gepriesen und angestaunt!

Seine eigentliche Entdeckung fällt in das Jahr 1869, und war das Werk von Cook und Folsom, zweien unternehmenden Bewohnern des benachbarten Montana. Eine genaue Erforschung fand zwei Jahre später statt. Als dunkle Sage hatte es freilich schon seit dem kühnen Forscherzuge Lewis' und Clark's, die ihre Wagefahrt in seine unmittelbare Nähe gebracht haben mußte, und in etwas greifbarerer Gestalt seit 1856 existirt. In diesem letzteren Jahr waren durch Oberst Warren, welcher in jenen, damals noch völlig weltentlegenen, Gegenden gegen die Indianer im Felde gewesen war, Nachrichten von einem geheimnißvollen Hochthal mit brennenden Ebenen, siedenden Springquellen, eisigen Bergseen und ungeheuren Cañons (Steilschluchten) nach dem Osten gedrungen. Indessen scheint es, daß es sich hier nur um selbst Gehörtes, Wiederberichtetes und durchaus Unbestimmtes handelte. Die durch Warren vom Congreß erbetene Ausrüstung einer Erforschungsexpedition kam nicht zu Stande. Das Wunderland blieb nach wie vor außerhalb des Bereiches der Welt, und die große Neuigkeit wurde ebenso schnell, wie völlig vergessen. Erst als der mit Vermessung des neuorganisirten Territoriums Montana beauftragte General-Ingenieur Washburne im Herbst 1870 nach Washington meldete, daß er auf die Berichte Cook's und Folsom's hin selbst das Wunderland aufgesucht und Alles,

was über dessen Merkwürdigkeiten verlautete, bestätigt, ja übertroffen gefunden habe, nahm die Bundesregierung die Angelegenheit in die Hand und verfügte die Ausrüstung einer großartigen Expedition behufs endgültiger Feststellung der wichtigen Entdeckung. Unter der Leitung des Vereinigten-Staaten-Geologen, Professor F. W. Hayden, ging dieselbe im Sommer 1871 von Statten und schon im Spätherbst desselben Jahres wußte nicht nur die Regierung, sondern auch die gesammte Bevölkerung des Landes das Genaueste über die vulcanische Zauberregion im Herzen der Rocky Mountains, hatten die Zeitungen die eingehendsten Auszüge aus dem officiellen Bericht der Expedition gebracht, befanden sich die photographischen Abbilder der neu entdeckten Naturwunder in allen Händen. Im Congreß aber kam schon im December 1871 ein Antrag zur Berathung und erhielt am 2. März 1872 Gesetzeskraft, dahin lautend: „daß das am Ursprung des Yellowstone- und des Madisonflusses liegende Gebiet in einer Größe von 3575 engl. Quadratmeilen als großer nationaler Park, zu Vergnügungs- und Gesundheitszwecken dem Volke der Vereinigten Staaten gewidmet, für alle Zeiten als nationales Eigenthum zu reserviren sei."

Das ist eben amerikanisch — und groß ist es auch, sollte man meinen! Kein habgieriger Privatbesitz wird sich der Schönheiten und Merkwürdigkeiten bemächtigen, welche die Natur in jenem Bezirk angehäuft. Kein Speculant wird die gierige Hand auf die Heilkraft der Hunderte von heißen Quellen legen, und den Genesung Suchenden im Angesicht des freien Segens der Natur in drückender Weise besteuern. Kein geschäftlicher Unternehmer wird den im baumlosen großen Westen zwiefach kostbaren Schatz der Wälder des Yellowstoneufers ausrotten, die gelbleuchtenden Felsen seiner Schluchten als Baumaterial sprengen, aus der Jagd und Fischerei in seinen Revieren ein gewinnbringendes Gewerbe machen. Unverkümmert und unbeeinträchtigt wird das wunderreiche Ganze dem Volke erhalten bleiben, den Tausenden und aber Tausenden, welche dereinst in dieser Hochwelt das schönste sommerliche Asyl erblicken und ihm zuströmen werden, um sich an einer in ihren Launen einzigen Natur zu ergötzen, in ihren Gehölzen zu jagen, in ihren Seen und Bergströmen zu fischen und in ihren Thermen und Geysern Kräftigung und Heilung zu suchen. Den Wirth aber wird die Nation selbst machen. Sie bestellt eine eigene Commission, welche die für Anlage von Wegen, Brücken und sonstigen Verbesserungen ausgesetzten jährlichen Summen zu verwalten und zu verwenden hat, welche die Bewilligung zur Errichtung von Etablissements und Anstalten aller Art zu ertheilen und deren Befugnisse genau festzustellen hat, und welche endlich darüber wachen wird, daß das einmal abgegrenzte Gebiet auch frei und von fremder Besitzanmaßung unberührt bleibe.

Das Letztere dürfte bei der Größe des „Nationalparks" (wie schon erwähnt, umfaßt er gegen 3600 englische Quadratmeilen) nicht ohne Schwierigkeiten sein — vorausgesetzt, daß es damit überhaupt so genau zu nehmen sein wird. Denn einstweilen liegt die thatsächliche Besitzergreifung des Wunderlandes durch den, für den es bestimmt ist, das amerikanische Volk, noch in ferner, sehr ferner Zukunft. Vor allen Dingen ist es seinem Gebieter noch so gut wie unerreichbar. Die Union-Pacificbahn, welche 300 Meilen südlich von ihm die Territorien Wyoming und Utah durchschneidet, wird durch trostlose Hochwüsten, echte Felsengebirgs-Paradiese von ihm getrennt. Die Aussicht aber, eine zweite, den nördlichen Gürtel des großen Westens durchschneidende Ueberlandbahn in der Northern Pacificbahn zu erhalten, hat durch den Fall des Bankhauses Jay Cooke, dessen Sturz die große Finanzkrisis des Herbstes 1873 einleitete, und welches den Bau jener 2000 Meilen langen Riesenlinie übernommen hatte, vor der Hand in traurigster Weise Schiffbruch gelitten. Mit einem Wort, der Schatz liegt da, nur der Tag, welcher die ihn zu heben bestimmte Welt herbeibringen soll, scheint noch in weiter, weiter Ferne zu liegen. Glücklicherweise hat dieses „in weiter Ferne" in Amerika nicht viel zu bedeuten. Es genügt zu wissen, daß jener Tag kommen wird — das „wann" kann man in einem Lande, in dem das Heute schon so oft die Verwirklichung großartigster Dinge sah, auf deren Unmöglichkeit gestern noch jeder ruhig denkende Bürger geschworen hätte, getrost der Zukunft anheimstellen.



Blick in das Thal des Yellowstone-Flusses. (Nach einer Originalphotographie.)

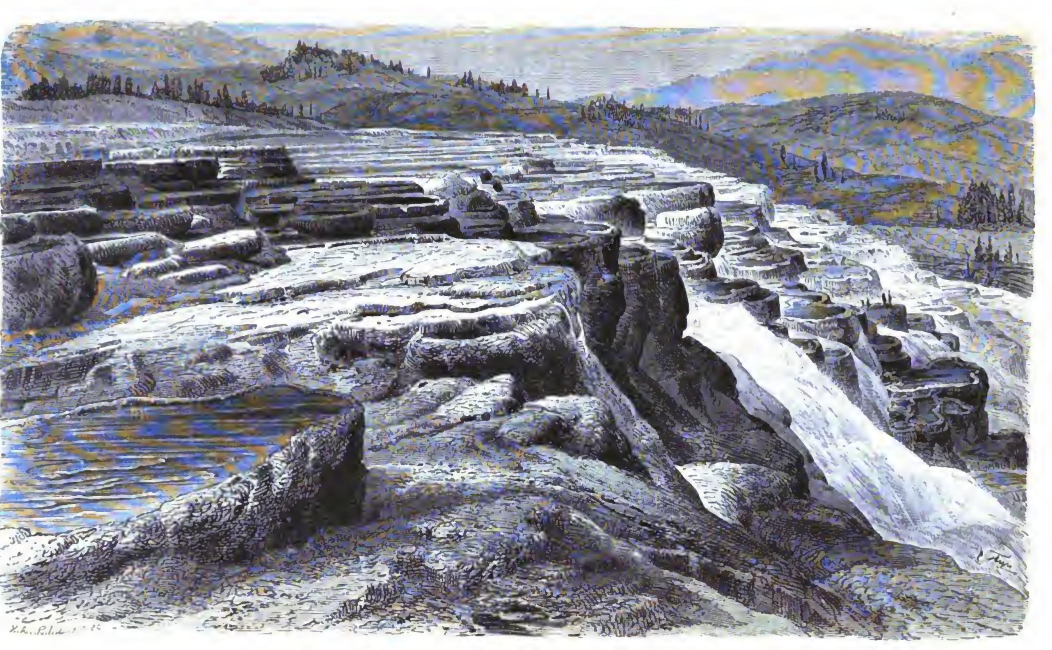


Heiße Quellen am Gardiners-Fluß. Unteres Bassin. (Nach einer Originalphotographie.)

3575 englische, 168 geographische Quadratmeilen mißt die in regelmäßigem Geviert drei verschiedene Quellgebiete umschließende vulcanische Hochgebirgswildniß des amerikanischen Nationalparks — ein Complex, groß genug, um das jüngste halbe Dutzend deutscher Souveraine auf dem pleasure ground des souverainen amerikanischen Volkes unterzubringen, ohne daß sie irgendwo anstoßen würden. Die östliche Hälfte dieses riesigen Gevierts gehört dem oberen Yellowstone-Fluß. Die westliche, von ihr durch jene im Mount Washburne bis zur Höhe von 10,575 Fuß über dem Meeresspiegel aufragende Gebirgskette getrennt, umfaßt den Madison mit seinen Quellflüssen, dem sich am Südrande des Parks noch der gleichfalls innerhalb desselben entspringende Snake-Fluß in einer Länge von etwa 30 Meilen hinzugesellt. Dieser letztere strömt dem Columbia und somit dem stillen Meere zu, so daß sich den, hier im innersten Herzen der Felsengebirge zusammengedrängten Wundern auch noch das der unmittelbarsten Nachbarschaft der beiden größten Stromsysteme des atlantischen und des pacifischen Oceans zugesellt.

Die Scenerien um den Yellowstone, der aus den höchsten Höhen des Hauptzuges der Rocky Mountains nach kurzem Lauf in einen vielfach ausgebuchteten Alpensee von krystallner Klarheit, mit grünen Inseln und waldigen Hochufern fällt, denselben in stattlicher Breite und Tiefe einherströmend verläßt, nach zwei mächtigen einander unmittelbar folgenden Katarakten in den 15 Meilen langen Abgrund des Grand Cañon (große Steilschlucht) stürzt, um nach diesem noch ein zweites Cañon zu durchfließen und endlich in der Mitte einer dritten nicht weniger wilden Schlucht über die Grenze des Nationalparks zu treten — die Scenerie um den Yellowstone spottet in ihrer wildgrandiosen Eigenart jeder Beschreibung. Sie trägt den Charakter des inmitten der vollsten Entfesselung jeglicher vulcanischen Gewalt Entstandenen nicht nur in der Gestaltung ihrer Berge, Schluchten, Abgründe und Felsgebilde zur Schau, sondern vor allen Dingen in dem noch heute voll pulsirenden Leben einer ganzen Thermen- und Geyser-Welt, welche die unausgesetzte Geleitschaft seines Laufes bildet. Auch auf den einen oder andern seiner kleinen Nebenflüsse, so namentlich den Gardiners-Fluß, den er bei seinem Austritt aus dem dritten Cañon, also nahe der Nordgrenze des Parks, aufnimmt, dehnt sich diese Geleitschaft aus. Ja, Professor Hayden erklärt sogar eine von den Thermengruppen dieses letzteren für eine der allermerkwürdigsten der ganzen Welt. Er sagt darüber in seinem officiellen Bericht: „Sind auch die jetzt thätigen Quellen des Gardinersflusses nicht so zahlreich oder so großartig wie einige im oberen Yellowstonethal oder im Fire-Hole-Bassin des Madison, so bilden sie doch Vermächtnisse der wichtigsten Art, welche es uns ermöglichen, die Geschichte ihrer Vergangenheit zu enthüllen. Ihre sich über die ganze Umgebung ausdehnenden Niederschläge bedecken eine Fläche von zwei Quadratmeilen und sie selbst erstrecken sich vom Rande des Flußbettes in einer Höhe von 5545 Fuß bis zu einer solchen von 6522 Fuß über dem Meeresspiegel."

Steigt man von dem Vereinpunkt des Gardiners- und Yellowstone-Flusses das Thal des ersteren empor, so erblickt man die Hügel und Höhen seines rechten Ufers, überdeckt von vulcanischen Trümmern aller Art, welche in ihrer Vermischung mit kreidigem Thon der ganzen Gegend das Ansehen eines verschlackten Schmelzofens geben. Die Gipfel der abgerundeten Uferhügel tragen Basaltbildungen, welche in ihrer düstern Trauerfarbe den Eindruck der Verwüstung und der Oede, die hier König ist, noch erhöht. In ein paar Einsenkungen, ähnlich vulcanischen Ventilen, hat sich stagnirendes Wasser gesammelt, so daß sie Teiche im Durchmesser von 150—300 Fuß bilden. An ihnen vorbei führt der Weg über einen etwas tiefer liegenden ebenen Grund, der aus einer einzigen, hohl unter des Wanderers Tritt aufklingenden Kalkkruste besteht. An einer Stelle öffnet sie sich und man erblickt einen heißen darunter hinströmenden Wasserstrom, der, etwa zwei Fuß tief, in seiner Temperatur zwischen 126 und 132° Fahrenheit wechselt. Ein wenig oberhalb dieser Therme entspringen drei oder vier andere nahe dem Ufer des Flusses, in runden 6—10 Fuß messenden Becken von Kalkniederschlägen. Immer weiter das Gardinersthal emporsteigend,



Heiße Quellen am Gardiners-Fluß. Oberes Bassin. (Nach einer Originalphotographie.)

passirt man die Ueberbleibsel zahlreicher älterer Quellen, jetzt versiegt, aber in den gebliebenen Umrandungen und Einfassungen deutlich die Spuren einer einst mächtigen Thätigkeit zeigend. Das Schönste jedoch, was dieser Theil des großen Nationalparks birgt, soll sich in der Nachbarschaft dieser versiegten Thermen, eine Meile landeinwärts vom Fluß, dem Auge darstellen, wo sich der die Uferberge Emporklimmende in dem White Mountain hot spring (der heißen Quelle des Weißen Berges) plötzlich einem natürlichen Kunstwerk von solcher Pracht und solchem Ebenmaß gegenüber sieht, daß er nicht begreift, wie es ohne Zirkel, ohne Meißel und einen über jede Farbe gebietenden Pinsel fertig gestellt werden konnte. Es stellt sich in der Form eines etwa 200 Fuß hohen, oben abgeplatteten, aus blendend weißen Kalkniederschlägen gebildeten Hügels dar, dessen steile Wände sich aus stufenartig ansteigenden Terrassen aufbauen, die ihrerseits wieder von weißen, gefrornen Cascaden gleichenden Schleiern überwallt scheinen. Näher kommend entdeckt man, daß diese Stufen aus halbkreisförmigen Becken bestehen, die, in Höhe und Durchmesser zwischen 6 und 8 Zoll und eben so viel Fuß variirend, sich bis zu dem abgeplatteten Gipfel des Hügels übereinander reihen. Dieser selbst hat einen Umfang von etwas über 2000 Fuß und ist von ähnlichen hochrandigen Becken und Schalen wie seine Abdachung bedeckt. In ihnen kocht die heiße Fluth verschiedener, dem Innern des Hügels entsprudelnder Thermen empor, um alsbald über die Ränder hinaus in die niedrigeren Schalen und so von Terrasse zu Terrasse bis zum Fuß des Kegels abzufließen. Und zwar ist diese heiße Fluth nicht zufrieden, durch ihre Sinterablagerungen jenen ganzen Wunderbau natürlicher Prachtwannen errichtet zu haben, um sich in ihnen in allen Wärmegraden der Heilung suchenden Menschheit darzubieten — sie schmückt auch das Innere derselben mit den bezauberndsten Farbenspielen von glänzendem Scharlach, Grün und Gelb in allen nur denkbaren Schattirungen. Ein geradezu vollkommenes Feenwerk ist die größte der Quellen am westlichen Rande der Hügelabplattung. Sie hat 25—30 Fuß im Durchmesser. Die Seiten ihres schneeigen Bassins schmücken korallenartige Gebilde vom zartesten Weiß bis zum brennendsten Gelb, während der Wiederschein des Himmels in den klaren Fluthen einen blauen Schimmer erzeugt, wie ihn die Kunst des Malers vergebens nachzuahmen bemüht sein dürfte.

(Forts. folgt.)

Geschichte des Antimons.

Von

Jakob Nöggerath.

Im Mittelalter bis in das vorige Jahrhundert hinein glänzte der Stern des Antimons am Horizonte der Adepten und Aerzte. An kein anderes Metall knüpfte sich so viel Prophetisches und Magisches wie an dieses, selbst das Quecksilber wurde in dieser Hinsicht von ihm überboten. Im fünfzehnten Jahrhundert schrieb Basilius Valentinus ein Buch unter dem prahlerischen Titel „Triumpfwagen des Antimonii“, es galt der wichtigen Bedeutung dieses Metalles, die abergläubisch wesentlich auf seinem Stern schon früherhin basirte. Damit hat es aber folgende Bewandtniß. Nach dem Schmelzen des Antimons bildet sich beim Erkalten auf seiner Oberfläche ein sehr schöner Stern. Er wird um so vollkommener und regelmäßiger, je langsamer die Erkaltung stattfindet, daher bedeckt man die Oberfläche mit Schlacke oder Asche. Der Stern, vergleichbar mit einem silbernen Ordensstern, stellt sich in von dem Mittelpunkte nach der Peripherie auslaufenden Strahlen dar, und jeder Strahl hat wieder feder- oder farrenkrautartig von ihm abgehende feinere Strahlen. Diese Reliefform ist die Folge der großen Neigung des Antimons zur Krystallbildung. Der Stern entsteht durch die über der Oberfläche hervorragenden Flächen und Kanten der gruppirten Krystalle.

Die alten Alchymisten und Adepten erblickten in diesem Sterne Wunderbares, welches die hohe Bedeutung des Antimons verkündige, und bei ihnen den Glauben

erzeugte, man könne durch seine Beimischung zu unedlen Metallen diese in Gold verwandeln. Jahrhunderte lang wurde nach diesem Ziele hin mit Antimon fruchtlos laborirt. Mehrere Alchymisten nannten das Antimon omnia in omnibus (Alles in Allem). Die Aerzte, die zum Theil selbst Alchymisten waren, sahen ebenfalls in dem Sterne des Antimons die Andeutung von besonderer Heilkräftigkeit, und so wurden nach und nach mehr als dreißig verschiedene Arzneien aus Verbindungen mit Antimon bereitet, die zum Theil nur einzelnen Personen bekannte Geheimmittel bildeten. Lange Zeit hindurch trieb man mit den Antimon-Medicamenten viel Ungeeignetes und Nachtheiliges. Gui Patin hat sogar ein Buch geschrieben, welches ein Verzeichniß der durch Antimon umgekommenen medicinischen Märtyrer enthielt. Ein Theil der alten Aerzte, besonders diejenigen, welche dem System des Galen huldigten, widersetzten sich der Anwendung der antimonhaltigen Arzneien und erwirkten sogar gerichtliche Verbote dagegen. Das Parlament von Paris verbot im Jahre 1566 allen dortigen Aerzten die Anwendung des Antimons und der daraus bereiteten Arzneien bei Strafe des Verlustes des Rechtes, Heilkunde auszuüben, und die medicinische Facultät zu Paris wiederholte dasselbe Verbot im Jahre 1603, welches erst im Jahre 1666 zurückgenommen wurde. Bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts dauerte indeß eine wahre Manie fort, Antimonmittel zu erfinden und zu empfehlen, welche aber in der heutigen Pharmacie auf eine geringe Zahl reducirt sind. Der Aberglaube an den Antimonstern ging so weit, daß man gewisse Wochentage und Tagesstunden ermittelt haben wollte, an welchen er sich am schönsten bilde. Die Wirksamkeit des Antimons wurde in seinem Sterne vorzüglich gesucht, der doch wesentlich nur durch die langsame Erkaltung der geschmolzenen Masse erzeugt wird. Auch noch jetzt sucht der Metallhändler vorzugsweise diejenige Antimonwaare, welche schöne Sterne hat. Es mag die schön gesternte Waare mit ein Zeichen ihrer Reinheit sein, aber allein von der Reinheit des Metalles hängt die Sternbildung nicht ab.

Von anderer Seite hat dagegen das Antimonmetall indirect beigetragen, die Welt zu belehren, Licht und Aufklärung zu verbreiten. Es ist dasselbe nämlich ein wesentlicher Zusatz zu der Masse der Buchdrucker-Typen, da das Blei allein für diese Verwendung zu weich ist. Bis auf den heutigen Tag bestehen die Buchdrucker-Typen aus einer Legirung von Blei und Antimon. Gutenberg's erste Typen waren von Holz, aber unter Mitwirkung seiner Gesellschafter, des Goldschmieds Fust und des Metallgießers Schöffer, wurden sie in metallene verwandelt. Basilius Valentinus bezeugt umständlich, daß im fünfzehnten Jahrhundert schon alle Buchdrucker-Typen aus der Legirung von Antimon und Blei bestanden. Es könnte ja wieder der magische Stern des Antimons die Veranlassung gewesen sein, daß man gerade dieses allerdings sehr zweckmäßige Mittel zur Härtung der Buchdrucker-Typen anwendete. Doch darüber scheint die Geschichte zu schweigen.

Charakterisiren wir zunächst das Antimonmetall. Es hat eine silberweiße Farbe, starken Glanz, ist grobblätterig und krystallisirt in Rhomboedern, welche deutlich in dem erwähnten Sterne zu erkennen sind; es ist sehr spröde, hat ein specifisches Gewicht von 6,715, schmilzt sehr leicht, schon bei 425 Grad, kommt bei starker Hitze ins Kochen und verflüchtet sich, beim Zutritt der Luft entwickelt es weiße Dämpfe von antimoniger Säure.

Das natürliche Schwefelantimon, mit welchem das Metall dargestellt wird, war schon im hohen Alterthum bekannt. Dioscorides erwähnt es unter verschiedenen Namen, welche sich auf die alte orientalische und noch in Oberägypten bestehende Sitte beziehen, nach welcher die Frauen die Augenbrauen mit Schwefelantimon färben, um den Bogen derselben zu vergrößern. Auf dieses Schmuckmittel ist sogar schon früher im alten Testament hingewiesen bei Ezechiel und im Buche der Könige. Plinius nennt das Schwefelantimon Stibium, welcher Name auch noch in der Pharmacie gebraucht wird. Der Name Antimonium kommt erst im Anfange des achten Jahrhunderts vor.*

* Es ist oft gedruckt zu lesen, aber durchaus nicht nachweisbar, Basilius Valentinus habe den Namen Antimonium nach dem französischen anti-

Basilius Valentinus beschrieb zuerst die Darstellung des Metalls aus dem Schwefelantimon, nannte es auch Spiesglas. Der jetzt noch gebräuchliche Name Spiesglanz ist später eingeführt worden. Basilius Valentinus giebt sich aber nicht als Erfinder jener Darstellung, sondern setzt sie als schon bekannt voraus. Er hielt das Antimon für eine Abart des Bleies, die späteren Chemiker erkannten es dagegen als einen eigenthümlichen Stoff, doch kommen im sechzehnten Jahrhundert noch Verwechselungen mit Wismuth vor.

Außer dem Metall (antimonium regulus) giebt es noch zwei andere Hüttenproducte, welche wesentlich Antimon enthalten, nämlich Schwefelantimon, antimonium crudum, und Antimonblei, gewöhnlich Hartblei genannt. Antimonmetall und Schwefelantimon werden ausschließlich aus dem natürlichen Schwefelantimon dargestellt, welches mineralogisch die Namen Grauspiesglanzerz, Antimonglanz und Antimonit führt. Außer diesem Antimonerz giebt es noch eine große Anzahl anderer Mineralien, welche Antimon enthalten, dahin gehören: gediegen Antimon, Antimonsilber, Federerz, Weißspiesglanzerz, Rothspiesglanzerz, Antimonnickel, Antimonocker, Zinckenit, Miargyrit, Kupferantimonglanz, Plagionit, Jamesonit, Berthierit, Rothgülden, Bournonit, Bleiglanz und zwar vorzüglich die Varietät, welche Bleischweif genannt wird. Diese Mineralien sind zum Theil nur Seltenheiten, andere sind eigentliche Silbererze. Sie werden deshalb zur Antimondarstellung nicht benutzt, insofern sie aber Blei enthalten, welches vorzüglich bei dem Bleiglanz, insbesondere dem Bleischweif der Fall ist, wird daraus das Antimon- oder Hartblei gewonnen, welches das Antimon in sehr abweichenden Quantitäten enthält.

Die große Verbreitung des Antimons in der Erde ist merkwürdig, nicht allein kommt es in sehr vielen Mineralien aus den mannigfaltigsten Gebirgsformationen vor, sondern auch in kleinen Mengen in vielen Mineralwassern; man hat es erkannt in den Wassern von Rippoldsau, Kissingen, Ragotzi, Brückenau, Schöpfheim (Canton Luzern) und Mondorf bei Luxemburg. Doch erscheint nirgends das Antimon in großen Massen in der Erde wie z. B. Eisen, Kupfer, Blei und Zink.

Die metallurgischen Processe zur Darstellung des Antimonmetalles und des Schwefelantimons (antimonium crudum) sind ziemlich einfach. Das letztere wird nur aus dem rohen Schwefelantimon (Antimonglanz) zur Scheidung von damit noch verbundener Bergart ausgeschmolzen. Diese geschieht in Tiegeln mit kleinen Löchern im Boden. Aus diesen Tiegeln, die auf zweiten Tiegeln stehen, sammelt sich die ausgeschmolzene Masse in letztere. Die gewöhnliche Methode, den Regulus zu gewinnen, besteht darin, daß man in Tiegeln Stabeisenabfälle glühend macht, dazu 2 bis $2^1/_2$ mal so viel rohes Erz schüttet, es gut umrührt, das Ganze in Fluß bringt und es dann ausgießt, wobei sich das unten ausgeschiedene reguliniſche Metall leicht von dem Eisen trennt, welches den Schwefel des Erzes aufgenommen hat und zu Schwefeleisen geworden ist. Nach einer anderen Methode wird das Antimonmetall aus den Erzen mit schwefelsaurem Natron, Weinstein u. dergl. ausgeschmolzen.

Das Antimonmetall pflegt selten rein zu sein, es enthält gewöhnlich noch Eisen, Kupfer, Blei und Arsenik, muß daher zur pharmaceutischen Verwendung auf dem nassen Wege gereinigt werden. Viele Heilversuche in alter Zeit mögen durch den Arsenikgehalt verunglückt sein, ehe man diese Beimischung kannte.

Eigentliche Antimonerze werden gewonnen in Oesterreich-Ungarn (Felsöbania, Kremnitz, Schemnitz, Magurka, Kiralli-Lubella in Ungarn, Pribram, Milleschau, Joachimsthal in Böhmen, Lassenberg in Kärnthen, Nagyak in Siebenbürgen), Preußen (bei Stolberg, Wolfsberg am Harz, Nuttlar und Wintrop im Reg.-Bezirk Arnsberg), Sachsen (Mobendorf, Hainichen, Kunersdorf, Seifersdorf, Rochlitz und Schöneck), Bayern (in der Gegend von Goldkronach), Frankreich (Allemont in der Dauphiné), Algier, Corsica, England (Cornwall), Schottland, Portugal, Mexiko (Zacatecas), Nordamerika, Sibirien, Indien, Australien. Die Production

moine (gegen den Mönch) gebildet, weil er seine Antimonium-Präparate zuerst an seinen Klosterbrüdern mit ungünstigem Erfolge probirt habe; selbst Berzelius führt ernstlich diese unrichtige Etymologie an.

im deutschen Reiche ist gering — in Preußen wurden im Jahre 1873 nur 177 Centner producirt — die österreichische, besonders die ungarische, aber bedeutend. Der Verkaufspreis in Ungarn beträgt circa für Regulus 30 bis 32 fl. österr. W.; das antimonium crudum 24 fl. oder jetzt noch geringer per Centner. In Oesterreich wurden im Jahre 1871 4112 Centner Regulus und antimonium crudum producirt. Auf der Wiener Weltausstellung von 1873 waren die Antimon-Producte der britischen Colonien ebenfalls durch mehrere Firmen vertreten, nämlich durch das Mining Departement und die Costerfield Gold and Antimony Company zu Melbourne, Hope Minings Company zu Woods, Gips Land und die United Ovens Gold and Tin Minings Company. Man schätzt die ganze Quantität der Antimon-Producte, welche in den europäischen Handel kommt, jährlich auf etwa 10000 bis 12000 Centner.

Hartblei oder Antimonblei wird an sehr vielen Punkten gewonnen, wo auch Weichblei erzeugt wird. Nähere Angaben darüber würden hier zu weit führen. Wie schon erwähnt, wird das Hartblei vorzüglich zu Buchdrucker-Typen verwendet, und wenn das Hartblei zu wenig Antimon enthält, so wird noch Antimonmetall beim Schmelzen zugesetzt. Die Mischung bei den Buchdrucker-Lettern besteht aus 17 bis 20 Procent Antimon und 83 oder 80 Procent Blei; um eine größere Härte zu bewirken, wird wohl eine geringe Quantität Kupfer oder Messing zugesetzt. Der bei Weitem größte Verbrauch des Antimons ist derjenige zu Buchdrucker-Lettern.

In England werden aus einer Mischung von 1 Theil Antimon und 12 Theilen Zinn unter dem Namen Pewter Gefäße dargestellt. Eine andere Mischung von 1 Theil Antimon und 4 Theilen Zinn, welche ebenfalls zu Gefäßen verwendet wird, heißt argent haché. Es läßt sich vortrefflich versilbern. Eine Legirung von Antimon mit Kupfer nimmt eine violette Farbe an. Aus dieser Legirung besteht das sogenannte Britanniametall, welches technische Verwendung hat. Auch zu anderen Metallgemischen, welche eine gewisse Härte haben sollen, wird Antimon zugesetzt, z. B. beim sogenannten Hartzinn.

In der Feuerwerkerei dient das Antimon zur Erzeugung des bengalischen Feuers.

Die Antimonoxyde mit Erden zusammengeschmolzen, liefern gelbe Emails, welche in der Emailmalerei angewendet werden. Auch bereitet man aus dem Oxyd das sogenannte Neapelgelb, welches als Oel- und Wasserfarbe benutzt wird. Das gelbe Oxyd findet auch zum Bemalen von Porzellan und Fayence Anwendung.

Die pharmaceutische Verwendung der Antimon-Producte ist immer noch eine wesentliche, obgleich sie in früheren Zeiten viel bedeutender war. Jedes Handbuch der Pharmacie giebt darüber Auskunft. Von den früher üblich gewesenen Antimonarzneien mögen hier noch die sogenannten ewigen Pillen erwähnt werden. Sie bestanden aus metallischem Antimon, von welchem man irrthümlich annahm, daß es im Magen nichts von seinem Gewichte verliere. Den unsauberen Gebrauch derselben giebt ein gleichzeitiger französischer Schriftsteller mit folgenden Worten an: „Lorsqu'on avale la pilule perpetuelle, elle est entruinée par sa pesanteur, et elle purge par bas, on la lave, et on la redonne comme devant, et ainsi perpetuellement.“ Auch machte man Becher von Schwefelantimon oder aus Antimonglas (Antimonoxyd mit wenig Schwefelantimon). Man füllte sie über Nacht mit Wein und ließ den Wein von dem Patienten am folgenden Tage trinken. In Klöstern der Stadt Köln sind zu Anfang dieses Jahrhunderts solche Becher dazu noch verwendet worden.

Die Antimon-Präparate sind, in größerer Dosis genommen, heftige Brechmittel, in geringerer Dosis erregen sie Uebelkeiten, befördern das Aushusten in Brustkrankheiten und bewirken eine gelinde Ausdünstung. Antimon soll in thierischen Körpern Fett erzeugen, daher streut man gepulvertes antimonium crudum unter das Futter für zu mästende Schweine und Gänse. Die Lebern der letzten sollen dadurch besonders groß werden.

Die Diamantenfelder in Süd-Afrika.

Von

Ludwig Hollaender.

Was von den frühesten Anfängen bis in die letzten Jahre hinein über Süd-Afrika in der Handelswelt bekannt war, machte keineswegs den günstigsten Eindruck. Die Ausfuhrartikel des Landes, die meist nur in mangelhaft oder gar nicht gewaschener Wolle, in wenigen Kupfererzen, Straußenfedern, Elfenbein und einer schlechten Sorte Aloe bestanden, hatten sich bis jetzt nur geringe Achtung verschafft, und die eigenen Unternehmungen desselben waren von keinem großen Erfolge begleitet.

Nie enden wollende Kafferkriege, muthige Reisende, aufopferungsfreudige Missionäre, theologische Streitigkeiten (Bischof Kolenso), Jahre lang anhaltende Dürren und Trockenheiten, dann wiederum plötzliche Ueberschwemmungen hatten das Land zwar stets in den Vordergrund gedrängt, aber durchaus nicht in einer Weise, die es dem Weltmarkte besonders empfehlen konnte.

Nicht wenig staunte daher die gebildete Welt, als im Jahre 1868 Zeitungen vom Cap die Nachricht nach Europa brachten, es seien Diamanten am Vaalflusse in Süd-Afrika gefunden worden.

Und doch galt auch hier des alten Rabbi Wort: „Alles schon dagewesen.“

In der Bibliothek der Handelskammer zu Port Elisabeth in Süd-Afrika soll eine alte holländische Landkarte vom Jahre 1750 vorhanden sein, auf der die Gegend, die man heute Griqua-Land-West nennt, mit „Hier zyn Diamanten“ bezeichnet ist, — und hundert Jahre vor dieser Zeit, im Jahre 1667 erwähnt van Riebeck in einem zu London erschienenen Buche, daß in der Nähe der reichen Stadt Momotopata, die man in derselben Gegend suchen mußte, da sie heutzutage nicht mehr existirt, Diamanten vorkommen.

Obgleich die Versuche van Riebeck's, seine Entdeckungen zu verwerthen, erfolglos gewesen, so blieben doch die Thatsachen, die er mitgetheilt, noch lange in der Erinnerung der Bewohner der Capstadt. Alte Einwohner erzählen, daß in den Tagen der holländischen Regierung von Zeit zu Zeit Expeditionen in das Diamantenland projectirt worden seien, die einerseits an den schwierigen örtlichen Verhältnissen, andererseits an den wilden Buschmännern, die damals in dortiger Gegend hausten, scheiterten.

Späterhin hatten sich die Bewohner des dürren, unfruchtbaren Caplandes um andere Dinge zu kümmern, als um die Gewinnung nutzloser, glitzernder Steine. Der Kampf um das tägliche Dasein, endlose Balgereien und Gefechte mit Hottentotten, Buschmännern, Korannas und Kaffern, — und die letzten Kriege mit den Engländern, die immer noch das Oberhoheitsrecht beanspruchten, nachdem die Boers längst mit ihren Familien über den Orangefluß gezogen waren, hatten mit der Zeit die Erinnerung an derartige Entdeckungen so verwischt, daß sie allmälig vergessen worden waren.

Alte Capländer waren daher ziemlich ungläubig, als im Jahre 1867 eines Tages der Straußenjäger O'Reilly nach Grahams-Town kam, um dem einzigen Geologen der östlichen Provinz, dem praktischen Arzte Dr. Atherstone einen Kieselstein zu zeigen, den er vom Orangeflusse mitgebracht hatte.

Auf den Ausspruch des Dr. Atherstone, daß dies ein Diamant sei, kaufte der damalige Gouverneur des Caplandes Sir Philipp Woodhouse denselben für 500 Pfd. Sterl.

Der Stein wiegt $20^3/_{16}$ Karat und da ein geschliffener Diamant im günstigen Falle die Hälfte seines Gewichtes verliert, so kann der Woodhouse-Brillant etwa 10 Karat wiegen. Vorausgesetzt, daß der Juwel vollständig fehlerfrei ist, — so bezahlte Se. Excellenz immer noch den vollen Preis dafür.

Die Geschichte dieses Steins ist etwa folgende: Fünf deutsche Meilen von Hope-Town, einer lebhaften, kleinen Stadt am Orangeflusse, liegt eine einsame Farm, bewohnt vom Boer Jakobs.

Das Farmhaus selber steht ebenfalls am Ufer des Orange. Die Gegend ringsum ist so trostlos und öde, wie nur eine Landschaft am Cap sein kann. Die trockensten und dürrsten europäischen Ebenen geben uns

keine Vorstellung von dieser Wüstenei. In der ganzen Colonie sowohl, wie im Norden des Orangeflusses ist Grün eine fast unbekannte Farbe. Nichts als unübersehbar weite, langgestreckte Flächen, hier und da durch einzelstehende dunkle, spitze oder abgeplattete Berge unterbrochen. Alle Farbenschattirungen von Grau sind vorhanden; — aber keine Spur von einem grünem Halm, Stunden und Tage lang kein Baum, kein Schatten und nirgends ein Bach. Flüsse giebt es eine Menge, aber sie alle sind meistens trocken. Sogar der mächtige Orange, der an manchen Stellen 40 engl. Ellen tief und 300 bis 400 engl. Ellen breit ist, kann zuweilen trockenen Fußes durchschritten werden. Alle anderen Flüsse, welche die Landkarte aufweist, sind zuweilen wüthende, reißende Ströme — oder vollständig ausgetrocknete Flußbetten. Der von magerem Gestrüpp und verdorrtem Grase bedeckte Boden ist fast schneeweiß, glitzernd von kleinen Glimmerschiefern und zerbrochenen Krystallen.

Auf solch' ödem, kalksandigem Grunde steht das Farmhaus von Jakobs — eine traurige, elende Hütte von zwei Zimmern. Tausend Fuß davon entfernt, zwischen immens hohen Sandbänken fließt der Orange, und zwischen den Weiden, Mimosen und wilden Lorbeerbäumen, welche die Ufer aufs Herrlichste einrahmen, pflegten des Farmers Kinder wie auf einer Oase zu spielen, und brachten allerhand Muscheln und Steinchen, manchen glitzernden Achat, Onyx und Granaten — denn es giebt eine Menge solcher Edelsteine im Bette des Vaal und Orange — zurück ins Haus.

Eines Tages kam ein gewisser Niekerk, ein reisender Handelsmann zur Farm, um da zu übernachten. Die Kinder spielten mit den Steinchen und ein besonders glitzerndes Exemplar reizte Frau Jakobs, dasselbe zusammen mit Niekerk beim flackernden Talglicht näher in Augenschein zu nehmen. Herrliche Funken strahlte der Krystall und schließlich sagte der Handelsmann, der Stein erinnere ihn an jene wunderbaren Edelsteine, die in der Offenbarung Johannis beschrieben sind.

Bei diesen Worten betrat O'Reilly das Farmhaus, ebenfalls ein Nachtlager suchend. Auch er bewunderte den Glanz des Krystalls, man versuchte das Fensterglas einzuritzen, und so dämmerte Allen der Gedanke auf, es könnte wohl ein Diamant sein. Ein Vertrag, den etwaigen Profit unter einander zu theilen, war schnell besprochen, und ebenso schnell brach O'Reilly am anderen Morgen zu einer achttägigen Reise nach Grahams-Town auf. Den Erfolg haben wir vorhin erwähnt.

Die Zeitungen am Cap, die ihre Leser meist von Klatsch, europäischen Neuigkeiten und gegenseitigen Zänkereien unterhalten, brachten nur eine kurze, trockene Notiz über den Ausgang des O'Reilly-schen Abenteuers. Doch auch schon darauf hin zogen einige ruhelose Geister nach dem Vaal- und Orangeflusse. Vollständig unbekannt mit jeglicher Art von Arbeit, und ohne den geringsten Anhaltepunkt, wo und wie nach den Edelsteinen zu suchen, quälten sie sich erfolglos einige Monate lang ab. Es fehlte nicht viel, und es wäre auch diese große Entdeckung resultatlos geblieben.

Es tauchten zwar hier und da einige kleine Diamanten in der Capstadt auf, aber es waren dies stets Koranna-Fetische, oder Bohrwerkzeuge des Buschmanns, die schon seit undenklicher Zeit in Gebrauch gewesen waren.

Da brachte, etwa zwölf Monate nach Auffindung des Woodhouse-Brillanten, ein Hottentott, mit Namen Swart-Boy, einen herrlichen Diamanten nach Hope-Town. Er offerirte ihn mehreren Personen, verlangte aber von jedem neuen Käufer einen höheren Preis, und da Niemand die Summe zahlen wollte, verließ er das Städtchen und kam zufällig nach Niekerk's Farm, wo er bereits 400 Pfd. Sterl. forderte.

Der erfahrene Niekerk spannte sofort sein Wägelchen an und brachte den Hottentotten mit dem Diamanten nach Hope-Town zurück. Es war dies entschieden der größte Tag für das abgelegene Städtchen. Niekerk hatte einen zweiten, und dieses Mal einen sehr großen Diamanten, den „Stern von Süd-Afrika", wie er später genannt wurde, entdeckt. Swart-Boy erhielt 400 Pfd. Sterl. — 200 Pfd. Sterl. in baarem Gelde, und für das Uebrige allerhand unnütze Kleidungsstücke und Schmucksachen. Das baare Geld genügte ihm, um sich dafür in kürzester Zeit das delirium tremens zu holen und daran zu Grunde zu gehen, während Niekerk an demselben Tage

für den Edelstein 12000 Pfd. Sterl. erhielt.

Der „Stern von Süd-Afrika" wog $83\frac{1}{2}$ Karat, und als er geschliffen war, $44\frac{1}{2}$. Er ist vom reinsten Wasser, aber nicht viereckig, sondern herzförmig. Die Herren Lilienfeld Brothers in Hope-Town, welche ihn gekauft hatten, konnten ihn erst nach achtzehn Monaten an die Herren Hunt & Roskell in London los werden, und waren froh, daran nichts zu verlieren, während letztere 30000 Pfd. Sterl. (200000 Thlr.) verlangten. Schließlich kaufte ihn der Earl Dudley und Ward, dessen Gattin denselben in ihrer Grafenkrone trägt.

Die Auffindung des „Sterns von Süd-Afrika" erzeugte ein förmliches Diamantenfieber in der Colonie. Jeder Junge, der nur eine Pickaxt und Schaufel tragen konnte, machte sich auf den Weg nach den nördlichen Ebenen — jeder Handlungsdiener oder Hausknecht, der sich nur eine Note von fünf Pfd. Sterl. zu verschaffen wußte, speculirte in Diamanten. Die Hälfte der jungen Capschen Männerwelt, unzählige Farmer mit Weib und Kind zogen nach den Ufern des Orange- und Vaalflusses, während die ältere Generation die jüngere ausrüstete, um später den Ertrag zu theilen.

Da man damals noch glaubte, die Edelsteine wären nur an den Ufern der Flüsse zu finden, indem sie durch letztere von ihrer eigentlichen Lagerungsstätte an den Ufern abgesetzt worden seien, so hatten sich dort bald Hunderte von Zigeunerzelten etablirt.

Auf freiem Felde, oder in den alten Flußbetten nach Diamanten zu suchen, daran dachte damals noch Niemand, und um so weniger, als das ganze von beiden Flüssen durchströmte Land keine Spur von Wasser hat und man zur Reinigung des Kalksandes durchaus des Wassers nicht entbehren zu können glaubte.

Dahingegen boten die Flußufer selbst den reizendsten Aufenthalt. Für die Farmer am Cap war das Diamantensuchen hier nichts als ein fortlaufender Piknik. Sie hatten sich ihre Frauen, ihre Kinder, ihre Bedienung und ihre Milchkühe mitgebracht und freuten sich zum ersten Male an dem Rauschen des Stroms, an den schattigen Bäumen, an dem großartigen menschlichen Verkehr und an dem mannigfaltigen Thierleben, in dem sie sich jetzt bewegten.

Auf ihrer einsamen Farm, die selten ein Fremder besuchte, hatten sie nie etwas Aehnliches erlebt, und die dreimonatlichen Besuche in der Stadt, die sie früher abzustatten pflegten, galten doch nur der Befriedigung des religiösen Bedürfnisses. Ihre tägliche Lectüre, die Bibel, beschrieb ihnen zwar die wundervollen Steine, die sie jetzt selber zu Tage förderten, und anstatt der fünf Bücher Moses, die sie früher besonders studirten, hatten sie sich jetzt vorzugsweise den Offenbarungen Johannis zugewendet, — aber den Reiz und das Vergnügen einer anhaltenden Aufregung genossen sie jetzt zum ersten Male. Sie lernten eine neue, eine andere Welt kennen, als die, in der sie sich bis jetzt bewegt hatten.

Doch auch für den Europäer war das Diamantensuchen im Anbeginn eine heitere und angenehme Beschäftigung. Selbst für sie gab es keinen Mangel an allem nur möglichen Comfort. Während eines afrikanischen Sommers in einem Zelte, rings umgeben von schattigen Bäumen, am Ufer eines mächtigen Stromes campiren zu können — ist kein alltäglicher Luxus. Freilich jammerten viele Engländer und Deutsche über das monotone, tägliche Hammelfleisch, von dem das Pfund etwa einen Silbergroschen kostete, und über den vollständigen Mangel jeglichen Gemüses — aber was kümmerte dies den Boer, der nichts Besseres kannte und nichts Besseres wünschte! Es fanden sich eine Menge Diamanten im Sandgerölle und das genügte den Meisten.

In dem gesundesten Klima der Welt, umgeben von einer Scenerie, die an Schönheit in Süd-Afrika wenigstens nicht ihres Gleichen hatte, erwarben sie Alle viel Geld, Manche sogar Reichthümer. Dabei konnte Jeder seine Neigungen befriedigen. Der Jagdliebhaber sah Dutzende von Antilopenarten auf Schußweite von seinem Zelte — Stachelschweine, Ameisenbären, Schakals und wilde Katzen gruben sich in seiner nächsten Nachbarschaft ein und nur wenige Stunden brauchte er zu reiten, um einen Strauß oder Panther zu erlegen. Der Angler zog häufig Fische bis zu hundert Pfund schwer aus dem Flusse, der Naturforscher, der Mineraloge, der Botaniker, der Ethnologe, sie Alle hat-

ten Zeit und Gelegenheit, neben dem Diamantensuchen die interessantesten Studien zu machen, und der Boer fand schon im Nachbarzelte eine befreundete Familie, mit der er einen Lieblingspsalm anstimmen konnte.

Da die Diamanten zwischen Sand, Kalk und Steingerölle in dicken Schichten am Flußufer lagen, so war die Gewinnung eine ziemlich leichte. Meistens arbeiteten mehrere Personen zusammen. Ein Mann schachtete das Gerölle aus, und ein anderer brachte es in Eimern zum Flusse näher heran, wo es in mehreren auf einander geschichteten, fein durchlöcherten zinnernen Sieben ausgewaschen wurde, bis der ganze Sand verschwunden war. Dann begann die Arbeit des Sortirens. Die Steinchen wurden auf einem glatten Brette ausgeschüttet, mit einem eisernen Haken schnell, aber genau untersucht, und ebenso schnell wieder, falls nichts gefunden wurde, weggeschoben. Um die vielen anderen edlen Steine, die Achate, Onyxe und Granaten, die man nebenher gewann, kümmerte man sich ebenso wenig, wie um irgend einen Kieselstein. Man nahm an, daß immer etwa in 5 oder 6 Eimern ein Diamant vorhanden sei.

In diesen ersten Tagen der Diamantenwäscherei war sogar die ganze Industrie nicht ohne Gemüthlichkeit. Jeder neu gefundene Stein wurde mit lautem Hurrah begrüßt, das sich von Grube zu Grube, von einem Zelte zum anderen fortpflanzte. Die ganze Niederlassung schickte sich zur Gratulationsvisite an und der erfreute Digger hatte kaum Zeit, sich die benöthigten trinkbaren Gegenstände zu besorgen.

War der Stein jedoch ein ziemlich großer, so brach der glückliche Finder oft sein Zelt ab und spannte seine Ochsen oder Pferde vor den Wagen, bevor er das bedeutende Ereigniß bekannt machte. Dann kaufte er allen Champagner, der aufzutreiben war — die Sorte kann man sich wohl denken — und die Kneiperei begann.

Welches Gewicht der gefundene Stein hatte, konnte man damals nur aus dem Grade der allgemeinen Bekneiptheit ermessen. Des Nachts ertönten meist Freudensalven, es erschollen wunderbare Gesänge, vom englischen Bummellied bis zum holländischen Psalm, und bengalisches Feuer beschloß die lustige Scene.

Rohheiten, Spitzbübereien, Messer- und Revolver-Affairen kamen damals höchst selten vor. Selbst der Kaffer und Hottentott brachten lieber den gefundenen Diamanten ihrem Herrn, weil sie wußten, daß sie von diesem eine größere Belohnung erhielten, als sie von dem Händler erlangen konnten, dem es verboten war, von einem Schwarzen etwas zu kaufen. Dahingegen zeigte sich bei Manchem auch jene Zurückhaltung und jenes Mißtrauen, die jeder Mensch annimmt, wenn er plötzlich ein großes Vermögen erlangt. Wer früher bei geringen Funden ein heiterer, sorgloser Geselle gewesen, wurde in dem Momente ein ängstlicher Geizhals, sobald er einen größeren Stein, etwa von 20 Karat erblickte.

Ein Krystall von 20 Karat war derzeit noch ein ungeheurer Reichthum, und die Diamantenkäufer, die sich schon vom Beginn eingefunden hatten, besaßen von dem eigentlichen Werth der Edelsteine auch nicht die geringste Kenntniß. Früher war ja die Capcolonie die ärmste und hoffnungsloseste aller englischen Colonien. Damals gab es noch sehr wenig geschliffene Diamanten am Caplande und darum wollte jeder plötzlich einen Stein besitzen und damit speculiren. Die Käufer überboten sich gegenseitig fast an jeder Grube, ja geriethen oft ins Handgemenge, während der stupide Boer sich den Scandal mit Verwunderung, aber mit innerlichem Vergnügen betrachtete. Freilich gab es auch jetzt schon Leute auf den Diamantenfeldern, die sehr genau den Werth der Edelsteine zu beurtheilen verstanden, aber diese konnten einestheils aus der wilden Speculation nicht klug werden, anderntheils warteten sie ruhig den Krach ab, der sicher früher oder später erfolgen mußte, um nachher desto billiger zu kaufen.

Man bezahlte damals enorme Preise für einen Diamanten. Denn ein Diamant war in der Capstadt sowohl wie in der ganzen Colonie so gut wie ein anderer. Daß die Form, die Farbe und die Reinheit des Wassers einen bedeutenden Unterschied im Preise bedinge, kam nicht in Betracht, und nur das Gewicht gab den Ausschlag. Man schätzte den Werth der Diamanten nach dem Buche eines gewissen Emanuel, das in Jedermanns Händen war, das man aber vollständig mißver-

stand. Zuerst bestimmte man nämlich das Gewicht, erhob dies auf's Quadrat und multiplicirte die gefundene Zahl mit dem Preise des einzelnen Karats. Wog also ein Stein 10 Karat, so setzte man 10 × 10 = 100, und da man das einzelne Karat mit 4 Lstrl., ja oft auch mit 8 Lstrl. berechnete, so erhielt man als Werth von 400 bis 800 Lstrl..

Zufolge dieser Ueberspeculation stieg der Preis der Diamanten fast täglich höher — bis die ersten Nachrichten über die Diamantenauctionen aus England zurückkamen und mit einem Male ein allgemeiner Bankerott am Cap stattfand.

Obgleich die ersten Diamantensucher ein ordentliches, friedliebendes Völkchen waren, so wurde eine Art Regierung doch sehr bald nothwendig, und um so mehr, als die neuen, bedeutend reicheren Funde, die wir bald erwähnen werden, vollständig die ganze Physiognomie der Diamantengräberei veränderten und jetzt bereits eine Menge Menschen aus Australien und Californien als Diamantengräber auftraten, welche das ursprüngliche gentile und harmlose Element fast vollständig verdrängten.

Als die ersten Diamentenwäschereien am Vaalflusse begannen, gab es keine Macht in der dortigen Gegend, welche Ordnung aufrecht erhalten konnte, denn es war Anfangs dort kaum irgend eine weiße und nur eine sehr geringe schwarze Bevölkerung vorhanden. Doch entstanden zwischen den einzelnen Diggers bald Streitigkeiten, sowohl mit der Transvaal-Republik, als auch mit dem Griqua-Häuptling Waterboer, wie nicht minder mit der Orange-Republik, die alle ihr Recht auf das betreffende Land geltend machten. Und als in der Gegend vom Pniel die ersten trockenen Gruben eröffnet wurden, trat auch die Berliner Missionsgesellschaft mit Ansprüchen auf. Sie wollte in früheren Zeiten das ganze Terrain, etwa einige Hundert englische Quadratmeilen, von Waterboer's Vater für 80 Lstrl. gekauft haben, mußte aber gleich vom Beginn an ihre Besitzansprüche aufgeben, da sie nicht die geringste Macht den zu Allem fähigen Diamantensuchern entgegenstellen konnte. Alles, was ihr zugestanden wurde, war, daß sie für je 30 Quadratfuß Land von jedem Digger 1 Thlr. 20 Sgr. als Pachtzins monatlich erhielt, der aber selten bezahlt wurde.

Die kleinen Zeltlager, die auf beiden Seiten des Vaalflusses standen, erkannten als ihren Präsidenten nur einen gewissen Parker an, einen desertirten Matrosen, der vom Beginn an den Diamantengruben sich aufgehalten, und sich dort, theils durch seine Energie, theils durch graden, rechtlichen Sinn, theils auch durch verständige Anordnungen bemerkbar gemacht hatte. Seiner Hand entging wohl kaum ein Missethäter und seine Autorität war damals unbeschränkt. Als Prätorius, der Präsident der Transvaal-Republik nach Klipdrift kam, um die dortigen Wunder zu betrachten und gewisse Eigenthumsrechte zu beanspruchen, ja sogar zu diesem Zwecke ein Commando mit sich brachte, zeigte Parker mit seinen Diggers, die ihm freiwillig sich unterordneten, eine solche Front, daß sich Prätorius nach kurzer Zeit genöthigt sah, seine Krieger zu entlassen. Ja, wenn damals Parker einen coup d'état ausgeführt und sich zum Präsidenten der Diamantenfelder-Republik proclamirt hätte — die größere Menge der Diggers würde ihm beigestanden haben. Tausende drängten ihn dazu, er selbst sprach bald scherz- bald ernsthaft davon, und hätte er es wirklich gewagt, so würde damals weder die englische Regierung die ungeheuren Summen daran gesetzt haben, sich seiner zu entledigen, noch würde die Orange-Republik im Stande gewesen sein, eine hinreichende Macht gegen ihn ins Feld zu stellen.

Er war aber zu klug, sich solche Dinge ernstlich in den Kopf zu setzen. Durch harte Arbeit und richtige Speculation hatte er bedeutende Summen erworben und er dachte längst daran, sich nach England zurückzuziehen. Als daher die englische Regierung unter Sir Henry Barkly im October 1871 das ganze Diamantenland annectirte, war er der Erste, welcher seine Unterwerfung anzeigte, und seine Reise durch die Colonie, als er sich zur Heimkehr nach Europa anschickte, glich der eines befreundeten Potentaten — so großartige Ovationen erhielt er in jeder Stadt, durch die er passirte.

Nach den sorgfältigsten Schätzungen hatten alle die einzelnen Arbeiten am Vaalflusse von 1869 bis 1870 nicht mehr als

für 300,000 Lstrl. Diamanten zu Tage gefördert. Obgleich die meisten von nur geringem Gewichte waren, wogen doch sehr viele über 10 Karat und waren immer noch schöner und fehlerloser als die brasilianischen Diamanten. Aber die größten Diamanten, wie z. B. der oben erwähnte „Stern von Süd-Afrika", waren bis jetzt nicht am Flusse, sondern weit davon ab, unter Kalksand, mitten auf freiem Felde gefunden worden.

Ein Hauptmann Rolleston, von Natal, hatte durch einen Haufen Edelsteine, die er nach der Capstadt brachte und die er mitten im Lande gegraben, bewiesen, daß auch Diamanten fern von den Flüssen vorhanden seien. Es begann eine Zeit, da man die obige Summe von 300,000 Lstrl. in einem Monat gewinnen — eine Zeit, welche die kühnsten Phantasien aller Diamantendiggers hinter sich lassen sollte.

Gegen Ende des Jahres 1870 tauchte plötzlich das Gerücht auf, daß man fern auf einer weit von einem Flusse gelegenen Farm den ganzen Mörtelausputz des Farmhauses diamantenhaltig gefunden habe und daß die Kinder eines Boers mit Namen Dutoit stets mit Diamanten spielten, die sie haufenweis auf ihres Vaters Farm, Dutoitspan, gesammelt. Dieselbe liegt inmitten einer weiten, sandigen Ebene. Der nächste Fluß, der Modder-River ist 20, und der Vaal 25 englische Meilen davon entfernt. Es dauerte nicht lange und ein allgemeiner Auszug, Rush genannt, fand nach dieser Farm hin statt. Die Diggers kamen so plötzlich und in solcher Menge, maßen sich so schnell ihre 20 Quadratfuß ab, wo sie graben wollten, ohne erst zu fragen, daß dem Boer ganz unheimlich wurde und er froh war, seine ganze Farm sofort an eine englische Gesellschaft für einen mäßigen Preis verkaufen zu können.

Mit der Entdeckung dieser Diamantenfelder begann eine neue Methode in der Bearbeitung des diamantenhaltigen Landes. Man fand und findet bedeutend größere und schönere Exemplare als früher — Steine von 20 bis 50, ja 120 Karat sind keine Seltenheit mehr — aber nur einer bedeutend größeren Anstrengung winkt zuweilen ein bedeutenderer Lohn. Man gräbt 50 bis 120 Fuß hinein in die Erde und immer noch scheint der kolossale Juwelenreichthum unerschöpft zu sein.

Dabei werden monatlich neue Diamantenlager entdeckt, und außer Pniel, der früheren Station der Berliner Missionsgesellschaft, werden bereits Klipdrift, Gong-Gong, Cawoods-Hope und Colesberg-Kopje auf dem Weltmarkt als Fundorte der kostbarsten Edelsteine genannt.

Jedoch der ungeheuere Andrang von Menschen aus aller Herren Länder, die Trockenheit der ganzen Gegend, die Beschwerlichkeit der Arbeit, die Theuerung sämmtlicher Lebensmittel erfordern jetzt ganz andere Menschen und ganz andere Charaktere als vor dem Jahre 1871, zur Zeit, da noch die Flußwäschereien mit einer gewissen Romantik betrieben wurden.

Obgleich die englische Regierung bereits eine vollständige Verwaltung, eine geordnete Rechtspflege und eine regelmäßige Post eingerichtet hat, und obgleich bereits auf jeder dieser Stationen eine Zeitung erscheint und auch Kirchen, Schulen, Tanzlocale und Theater, wenn auch von Eisen, Holz und Segeltuch dort erbaut worden sind, so verläßt man dennoch ohne Revolver nicht mehr sein Zelt und schnelles Recht spricht immer noch die Lynchjustiz.

In der entsetzlichsten Sonnenhitze, unter keinem anderen Schatten als dem, welchen ein einfacher Regenschirm gewährt, müssen die Digger jetzt ihre Kostbarkeiten dem Sandgerölle entringen. Trinkwasser ist auf Meilen hin der höchste Luxus und selbstredend fehlt es an Wasser, um die diamantenhaltigen Kalkstücke vom Kalk zu befreien — ja selbst um sich das Gesicht zu waschen. Tief dringt der feine Staub in Nase, Mund, Rachen und in die Poren der Haut. Wo dieselbe irgendwie verletzt ist, da hört die Eiterung niemals auf, und der Körper fast jedes einzelnen Diggers ist mit einer vollständigen Staub- und Schmutzkruste bedeckt.

Die Arbeiter in den einzelnen, mitunter 120 Fuß tiefen Gruben sind trotz manchen Vorsichtsmaßregeln stündlich in Gefahr, von dem herunterstürzenden Gerölle verschüttet zu werden, und den von des Tages Arbeit Ermüdeten erquicken höchstens laue und dazu aufs Scheußlichste verfälschte Spirituosen, die in kürzester Zeit auch den gesundesten Körper ruiniren.

Freilich benutzt man zu den schwierigsten Arbeiten den Kaffer. Aber ohne eines Weißen Beistand arbeitet dieser niemals in den Gruben, während der Sortirer, welcher die körperlich leichteste Arbeit verrichtet, zufolge der Anstrengung der Augen im blendendsten Sonnenlicht trotz aller dunklen Augengläser, in kürzester Zeit aufs Gefährlichste erkrankt. Das Auffinden eines größeren Kleinods ist immerhin ein seltener Glücksfall, und die Ausschachtung selbst einer größeren Menge kleiner Juwelen reicht gerade hin, um den Lebensunterhalt zu bestreiten.

In wie fern, und ob die Entdeckung der Diamentenfelder dem Lande selber von Nutzen sein wird, ist bis jetzt noch nicht abzusehen. Der Handel der ganzen Colonie hat sich in der letzten Zeit bedeutend gehoben, und die einzelnen arbeitsamen Emigranten werden dem Lande entschieden mit der Zeit zum Vortheil gereichen. Aber die erste Auffindung hat der Colonie bereits furchtbaren Schaden gebracht. Es sind die reichsten Leute an der Diamantenspeculation zu Grunde gegangen, — ganze Städte, Hunderte von Farmen wurden ruinirt, weil die meisten Bewohner des schnelleren Gewinns wegen zu den Diamantenlagern hingezogen waren.

Augenblicklich sind zwischen 40000 und 50000 Menschen auf den verschiedenen Niederlassungen beschäftigt. Jeder neue Dampfer landet neue Abenteurer, und das Land selber sendet regelmäßig seinen jungen Nachwuchs in die Diamantenfelder. Die Diamantenlager selber sind an den einzelnen Stationen 10 bis 15 Morgen groß und auf diesem verhältnißmäßig so kleinen Raume sind täglich Tausende von Menschen in den tiefen Schachten zusammengedrängt. Die vollen Eimer werden auf Drathseilen in die Höhe gezogen und dann dem in der Nähe sitzenden Sortirer gebracht. Stundenweit hört man das Schwirren der auf- und absteigenden Gefäße, und das Summen und Tosen der Menschenmenge tönt fast wie das Rauschen in der Nähe sich brechender Meereswellen.

Je mehr neue Diamantenlager eröffnet werden, desto mehr entwerthen sich die früheren Funde, desto schwieriger wird die Herbeischaffung der Nahrungsmittel, desto gefährlicher wird die Bearbeitung der Gruben und desto unsicherer wird grade wegen der größeren Menge der Edelsteine nicht allein die Aussicht auf einen plötzlichen hohen Gewinn, sondern die Möglichkeit einer auch nur lohnenden Existenz.

Dazu kommt, daß die schönsten und größten Diamanten eine Eigenthümlichkeit besitzen, die man früher nach Tavernier's Berichten in Indien und Brasilien wohl gekannt, die aber allmälig in Vergessenheit gerathen war. Je reiner nämlich der Stein zu sein scheint, je schärfere Ecken er besitzt und je regelmäßiger seine Krystallisationsflächen, um so leichter spaltet er sich plötzlich, nachdem er eine Zeit lang in der Tasche oder im Koffer gelegen, in lauter kleine Stückchen.

Auf diese Weise kann ein Diamant, der vielleicht 60 Karat wiegt, und zufolge dessen etwa 50000 bis 60000 Thaler werth ist, leicht auf den hundertsten Theil seines Werthes reducirt werden. Es ist nicht klar, wodurch diese Spaltung zu Stande kommt, aber eben weil auch die Käufer diese Eigenschaft der großen Diamanten kennen, so sind sie um so vorsichtiger mit ihren Geboten, falls ihnen ein schön krystallisirter Stein gebracht wird, und dadurch wird selbstredend der Preis der besseren Diamanten an den Gruben selber aufs Höchste gedrückt.

Was aus diesem Menschenknäul werden soll, wenn einmal die Diamantenlager erschöpft sind, und wie die unbrauchbaren Elemente zu entfernen, die durch das Diamantengraben nur an eine aufregende Arbeit und Lebensweise gewöhnt sind, darüber wagt man heute noch gar nicht nachzudenken. Die Colonie zusammen mit den Republiken jenseits des Orange können eine so große Menschenmenge vor der Hand nicht verwenden, und es wird der englischen Regierung dann vielleicht nichts übrig bleiben, als die Massen in fruchtbarere Länder, wie nach Neu-Seeland oder Australien hinüberzuschaffen.

Denn nur die Armen und Elenden bleiben zurück. Die glücklichen Finder sind stets froh, zur Realisirung ihres Gewinns in die Heimath zurückzukehren und ihre Diamantenvergangenheit je nachdem, wie einen bösen oder angenehmen Traum zu betrachten.



Der Schwiegersohn der Frau von Roggeveen.

Dem Holländischen des Jan ten Brink

nacherzählt von

Adolf Glaser.

(Fortsetzung.)

Ungefähr um neun Uhr desselben Abends erinnerte sich Blankmann, welches Versprechen er der vielredenden Tochter seines Wirthes gegeben hatte. Seit beinahe drei Jahren hatte er nun über einem Hut- und Mützengeschäfte gewohnt, dessen Eigenthümer, der sehr behäbige Herr Jacobsen, außerdem noch an Wilhelm's Bekannten, den Studenten der Theologie Walter, ein Zimmer vermiethet hatte. Der würdige Mützenhändler hatte eine besondere Achtung vor theologischen Studenten, da er selbst fortwährend kirchliche Ehrenämter bekleidete und eine unbegrenzte Bewunderung für Alles hegte, was an den geistlichen Stand erinnerte.

Mit der Familie des Herrn Jacobsen hatte Wilhelm stets freundschaftlich verkehrt, obgleich er nur selten der häufigen Aufforderung, dort zu erscheinen, nachkam. Außer dem Vater, der Wittwer war, bestand diese Familie aus drei Töchtern: Fräulein Minchen, eine junge Dame von beinahe vierzig Jahren, mit einer schreckenerregenden Haube, Fräulein Lieschen, die gewöhnlich die jungen Leute bediente, und endlich Fräulein Therese, die jüngste und schönste Tochter des Hauses. Alle hatten sie eine unbegrenzte Hochachtung vor Herrn Blankmann, obgleich Fräulein Lieschen behauptete, daß er zuweilen etwas kurz angebunden sei. Die Hochachtung stützte sich auf zwei Gründe. Erstens wollte Herr Blankmann Pastor werden und dann war er sehr solide. Das letztere bedeutete im Munde der Jacobsen'schen Damen, daß Wilhelm keinen nächtlichen Festen beiwohnte, viel studirte und keine Schulden hatte.

Als Wilhelm von seinem Zimmer die Treppe hinunterging, um sich durch den Laden und dann in die Wohnstube der Familie zu verfügen, glaubte er eine Menge lauter und fröhlicher Stimmen zu hören. Er stand einen Augenblick still, aber das Geräusch erlosch, als er in den Laden kam und an die Glasthür mit den weißen Gardinen klopfte. Auf das laute: Herein! mit den ziemlich grellen Stimmen der beiden ältesten Töchter ausgerufen, trat er in das Hausgemach, wo er sich plötzlich in einer zahlreichen Gesellschaft befand. Es war so dämmerig darin, daß er in den ersten Augenblicken gar nicht wußte, wen er die Ehre hatte, vor sich zu sehen. Er trat auf den Hausherrn zu, der am

Fenster in einem Lehnstuhl saß und in Nachdenken versunken schien. Dieser war ein kleines Männchen, mit einer schwarzen Mütze auf den wenigen greisen Haaren. Er stand hastig auf und jagte die fette graue Katze weg, die ihm gegenüber auf einem niedrigen Stuhl in ruhigem Schlafe lag.

„Guten Abend, Herr Blankmann! Das ist hübsch von Ihnen, daß Sie kommen! Sie finden hier die Damen Lossen von gegenüber, die Sie ja kennen, und Herr Walter leistet uns heute Abend ein wenig Gesellschaft."

Wilhelm verbeugte sich mit einem Gefühl der Enttäuschung vor den Lossenschen Damen, von denen die älteste eine Haube wie Fräulein Minchen trug und die jüngste gleich Fräulein Therese zierlich frisirt war. Sie waren die Töchter eines vermögenden Krämers. Er reichte Walter die Hand und setzte sich auf einen Stuhl zu seinem Hauswirth.

„Ich komme nur, um Abschied zu nehmen," begann Wilhelm, „weil ich es Fräulein Lieschen versprochen habe. Sie werden entschuldigen, daß ich es kurz machen muß."

„Lieber Himmel, Herr Blankmann! Wozu diese Eile?" rief Fräulein Minchen.

„Ach, das meint Herr Blankmann nicht so," bemerkte Fräulein Lieschen.

„Ja Herr Blankmann," fing der Mützenfabrikant an, während er die Katze, die auf seine Knie gesprungen war, ziemlich unsanft fortjagte, „wie ich Ihnen gestern bei Ihrer Ankunft sagte: der Mensch kann viel Kummer in seiner Familie erleben, aber das gehört zum irdischen Dasein und lenkt unseren Blick nach oben. Ich sage immer mit dem Herrn Pastor Nason: Jeder Tag hat sein Leid, darum beunruhigt eure Herzen nicht! Theres', biete dem Herrn Blankmann doch ein Glas Rheinwein."

Fräulein Therese erröthete und näherte sich Wilhelm mit einem gefüllten Glase. Sie war ein hübsches Mädchen, vielleicht ein wenig zu stark und etwas zu roth im Gesicht, aber sie hatte schöne sanfte blaue Augen und röthlich blondes Haar. Von den Schwestern unterschied sie sich durch geschmackvollere modernere Kleidung, was von der Familie stillschweigend geduldet wurde.

„Das dürfen Sie nicht abschlagen, Herr Blankmann," sagte sie höflich; „wer weiß, ob ich es Ihnen jemals wieder anbieten kann!"

„Pfui, Kind! Wie kannst du das sagen?" rief Fräulein Minchen.

„Wir wollen es nicht hoffen," fügte Fräulein Lieschen bei.

Wilhelm hätte gern abgelehnt, aber das freundliche Drängen der Schwestern, die ihm während seines dreijährigen Aufenthaltes mit soviel gutmüthigem Wohlwollen begegnet waren, überwältigte ihn.

Der Mützenhändler nahm sein Glas und trank auf das Wohlergehen und auf das zukünftige Predigeramt Wilhelm's, was er mit einer etwas krähenden Stimme und einer Art von protegirender Ueberlegung that, wozu er sich als alter Kirchenvorstand berufen glaubte.

Die Katze hatte wieder einmal versucht, den Platz auf seinen Knien einzunehmen, aber sie wurde weggejagt und Fräulein Minchen trieb darauf das erschreckte Thier mit vielem Lärm in den Laden.

Wilhelm benahm seinem Hauswirth den Irrthum in Bezug auf seine Zukunft, indem er ihm kurz mittheilte, daß er von dem Beruf des Predigers zu dem des Lehrers übergehen wolle.

Der Mützenhändler wollte sich über diese Angelegenheit auf seine Weise in ausführlicher Rede äußern, aber Wilhelm unterbrach ihn, indem er aufstand und sagte:

„Herr Jacobsen, ich erwarte meinen Freund Cronwinkel. Es ist mein letzter Abend, und ich muß jetzt gehen. Ich danke Ihnen —"

Hier fielen die drei Jacobsen'schen Damen zu gleicher Zeit ihm mit allerlei Ausrufen der Verwunderung und Klage in die Rede. Herr Blankmann dürfe nicht gehen, könne nicht gehen, er müsse erst noch ein Schüsselchen Erdbeeren und ein Glas Rheinwein annehmen, und die Lossen'schen Damen, die unaufhörlich laut mit dem Studenten Walter geplaudert hatten, schlossen sich im Chore an.

Wilhelm kam in Versuchung eine Ungezogenheit zu sagen, aber er wurde durch die unverstellte Herzlichkeit abgehalten. Er rief deshalb ziemlich laut:

„Unmöglich, meine Damen, ich habe Herrn Cronwinkel mein Wort gegeben, deshalb —"

„Das wird sich finden,“ fiel plötzlich die Stimme eines neuen Gastes ein, „wenn Herr Jacobsen und seine Fräulein Töchter nichts dagegen haben.“

„Herr Cronwinkel! Herr Cronwinkel!“ klang es von allen Seiten, und dieser trat vergnügt in das Zimmer herein.

Er reichte Jedem höflich und fröhlich die Hand und flüsterte Wilhelm zu, als er neben diesem stand:

„Bleibe doch, Mensch, du würdest die guten Leute sonst beleidigen, und mir machst du ein Vergnügen damit.“

Wilhelm nickte etwas zögernd.

Er sah, daß man ihn um jeden Preis zurückhalten wollte und daß Cronwinkel mit im Complot war — er beschloß daher zu bleiben.

Cronwinkel erhielt sofort einen Stuhl zwischen Wilhelm und dem Hauswirthe, der sich gerade bereit machte zu einer wichtigen Mittheilung, als es ihm einfiel, daß es beinahe ganz dunkel geworden war.

„Sollen wir die Lampe nicht anzünden, Liese?“ rief er.

Sofort erklärten die Lossen'schen Damen, daß sie es reizend fänden, ein wenig in der Dämmerung zu sitzen und daß sie die Laternen von der Straße so allerliebst funkeln sehen könnten. Fräulein Minchen fand jedoch, daß es nicht anständig sei, die Herren so lange im Dunkel sitzen zu lassen und hielt überdies die Dämmerung für ihre Weingläser gefährlich. Deshalb stand Fräulein Lieschen auf, worauf der Student Walter gleichfalls aufstehen mußte, um sie durchzulassen. Er gab sich dabei das Ansehen, als wolle er das würdige alte Frauenzimmer zurückhalten, während die Lossen'schen Damen in ein lautes Gelächter ausbrachen.

„Bleibe nur, Liese!“ mischte sich Therese nun ein, indem sie die Lampe auf den Tisch stellte und schnell anzündete. Fräulein Lieschen kicherte und ließ die Gardinen herab, die übrigen Damen blickten mit einer gewissen Bewunderung auf den gut gelaunten Walter. Dieser war ein ziemlich eleganter Theologe im grauen Sommeranzug mit himmelblauer Halsbinde. Er trug sein braunes Haar mitten auf dem Kopfe gescheitelt und war besonders durch sein mimisches Talent bekannt, welches darin bestand, daß er die Augen und den Mund in drolliger Weise aufsperrte.

Als nach den wichtigen Ereignissen mit der Lampe und den Gardinen einige Stille eingetreten war, ergriff der alte Hausherr das Wort und sagte:

„Allerdings ist uns Licht nöthig, wenn —“

„Richtig, Herr Jacobsen,“ fiel ihm Walter in die Rede, „nun können wir doch sehen, was wir sagen.“

Alle Damen lachten und der Mützenhändler, der eigentlich eine Rede über das Licht der Wahrheit halten wollte, schwieg enttäuscht still und blickte vor sich hin.

Wilhelm hatte schweigend seinen Stuhl etwas näher an den Tisch gerückt, über welchen die altmodische Lampe nur ein mäßiges Licht verbreitete. Fräulein Therese mußte ihren Platz verändert haben, denn sie saß jetzt neben ihm und er sagte ihr einige höfliche Worte, während Cronwinkel sich mit dem alten Hauswirthe unterhielt.

Ein allgemeines Gelächter lenkte die Aufmerksamkeit wieder auf Walter, welcher die Katze, die mit Cronwinkel hereingekommen war, heimlich eingefangen hatte und sie nun auf seinen Knieen mit einem aus seinem Taschentuche geformten Talar sehr feierlich gesticuliren ließ.

„Das gute Thier!“ rief Fräulein Minchen gutmüthig.

„Herr Walter weiß immer etwas Drolliges!“ sagte die jüngste Krämerstochter mit der schönen Frisur.

Ein neuer Ausbruch von Fröhlichkeit folgte, als die arme Katze mit drohendem Schnaufen sich der unfreiwilligen Darstellung entzog.

„Ich erinnere mich noch sehr gut, als Herr Plauren bei uns wohnte,“ bemerkte Fräulein Lieschen, „daß er an Vaters Geburtstag immer herunter kam und eine Tasse Chocolade mit uns trank — Vater ist im December geboren — und daß er dann immer etwas Hübsches erzählte und mir einmal unerwartet einen Schlag auf die Schulter gab, daß ich furchtbar erschrak und meine Tasse fallen ließ; ich hatte ein neues Kleid von braunem Merino an und konnte die Flecken nie wieder herausbekommen, was mir sehr —“

„Herr Plauren war ein vortrefflicher Mensch,“ fiel der Vater ihr in die Rede,

„immer gesprächig, wenn ich im Laden stand, und wenn die Kinder dabei waren; solch ein artiger Mann! Ich sehe ihn noch mit seinem lustigen Gesichte — er wird nun wohl verändert sein. Ja, es haben schon viele junge Herren in meinem Hause gewohnt, die nun im Weinberge des Herrn —“

„Das ist kein übles Geschäft!“ fiel ihm Walter in die Rede, indem er sein Glas mit ernsthaftem Gesicht leer trank.

Da alle Damen lachten, mußte Herr Jacobsen seine Entrüstung unterdrücken, obschon er gern die Bemerkung gemacht hätte, daß Pastor Nason zu sagen pflegte: Bewahrt in allen Dingen die Ehrbarkeit.

Die Pause im Gespräch wurde nun durch die jüngste Fräulein Lossen ausgefüllt.

„Nun, Herr Walter, Sie könnten uns wohl einmal etwas vortragen!“ sagte sie.

„Was bekomme ich dann?“ frug Walter.

Fräulein Therese lachte über diese Frage so laut, daß der Mützenhändler sie tadeln wollte, aber er bedachte sich und rief: „Therese, gieb mir mein Glas einmal her.“

Therese stand lachend auf, während die übrigen Damen Walter zuriefen, daß er ein Schüsselchen Erdbeeren dafür haben sollte.

Der junge Theologe erklärte sich jedoch nicht geneigt, seine Talente um diesen Preis bewundern zu lassen — Talente, die weniger im Vortragen eines Gedichtes, als in mimisch-plastischen Darstellungen bestanden.

„Geben Sie dann wenigstens ein Räthsel auf, Herr Walter,“ meinte Fräulein Minchen.

„Richtig, ja!“ sagte die älteste Fräulein Lossen.

„Mit Vergnügen!“ erklärte darauf der Musensohn; „aber wenn die Damen es nicht rathen können, bekomme ich von Fräulein Therese einen Kuß.“

Unter lautem Jauchzen stimmten die übrigen Damen diesem Vorschlage bei, während die blonde Therese sich sehr verlegen zeigte und auf das Eifrigste die Gläser füllte. Inzwischen hatte sich Herr Jacobsen mit Wilhelm Blankmann und Cronwinkel in ein so tiefsinniges religiöses Gespräch vertieft, daß die beiden jungen Leute dem Fluge seiner frommen Begeisterung kaum folgen konnten.

Walter machte sich durch seine Räthsel verdient. Die Damen strahlten vor Freude und gaben die sonderbarsten Auflösungen. Wilhelm dachte mit einem Gefühl stiller Wehmuth an den bevorstehenden Abschied und an seine einsame Stellung in der Welt. Mitten unter der ausgelassenen Fröhlichkeit legte sich sein Gesicht in ernsthafte Falten. Mit seinem Vater hatte er eine immer reichlich fließende Quelle von Sympathie und Freundschaft verloren und nun sollte er auch seinen besten Freunden die Hand zum Abschied reichen.

Die jungen Leute waren von ihren Stühlen aufgestanden, weil das Spiel mit den Räthseln Raum verlangte. Herr Jacobsen hatte sich nach seinem Laden verfügt, um zu schließen und das Gas auszulöschen. Cronwinkel wurde in den Kreis gelockt und sollte ebenfalls ein Räthsel zum Besten geben. Inzwischen breitete Fräulein Minchen eine feine Damastserviette auf den Tisch und stellte Brot, Butter und Erdbeeren zurecht. Sie blickte Wilhelm mitleidig an, wie er so allein am Tische saß.

„Ich begreife sehr gut, Herr Blankmann,“ sagte sie flüsternd, während sie die Lampe an die Seite stellte, „daß Sie sich zurückziehen: die jungen Leute sind zu lebhaft, nicht wahr? Es ist seltsam, daß manche Menschen sich so über ihren Kummer hinwegsetzen können. Ich sagte diesen Morgen noch zu Vater, es ist nun schon drei Jahre her seit Mutters Tod und es ist mir, als wäre es gestern gewesen. An demselben Platz, wo Sie jetzt sitzen, Herr Blankmann, saß sie mit dem Strickstrumpf und der Katze neben sich, als Ihr Herr Vater Sie auf die Universität begleitete. Mutter lachte noch so fröhlich, als er sagte: Geben Sie hübsch auf meinen Jungen Acht, Frau Jacobsen, und Ihr Vater gab uns Allen die Hand, so fröhlich und herzlich. Er war ein braver und guter Mann — und nun sind sie schon Beide fort!“

„Sie haben Recht, Fräulein Minchen, mein Vater war ein braver Mann.“

Wilhelm neigte den Kopf und hielt die Hand vor die Augen, denn die Lampe schien ihm gar zu hell ins Gesicht.

Bei den jungen Leuten ging es immer lustiger zu. Die älteste Fräulein Lossen hatte ein Räthsel von Cronwinkel gerathen und hatte nun das Recht, einen Kuß von ihm zu verlangen. Da Beide etwas ver-

legen darüber aussahen und das Rufen immer lauter wurde, verlangte Walter als Schiedsrichter zu fungiren, was eine sehr starke Opposition bei den jüngeren Damen hervorrief. Während des lebhaften Streites wurde die Glasthür geöffnet und der ernsthafte Hausherr trat herein, der nun zur Genugthuung aller Anwesenden in den Kreis gezogen wurde und von der ältesten Fräulein Lossen den Kuß empfing.

Man wurde nun an den Tisch gerufen.

Die jüngeren Damen, Therese und die jüngere Fräulein Lossen kamen mit sehr hochrothen Wangen an den Tisch. Es herrschte viele Confusion und Fräulein Lieschen ordnete die bunte Reihe. Wilhelm saß zwischen Fräulein Minchen und Therese, während Walter in der vergeblichen Bemühung, ein ernsthaftes Gesicht zu machen, beinahe erstickte, als der Hausherr sein Käppchen abnahm und laut mit einer künstlich zitternden Stimme des Butterbrotes und der Erdbeeren wegen das Tischgebet sprach. Glücklicherweise merkte Niemand Walter's Bemühung, und da er unerschöpflich in komischen Bemerkungen war, die sich auf die Messer, Teller, Gläser, Erdbeeren und den Wein bezogen, so machte man von den guten Gaben in vortrefflicher Laune Gebrauch.

Herr Jacobsen schwieg nach Allem, was geschehen war; doch lebte er plötzlich auf, als Cronwinkel das Wort ergriff und kurz Folgendes sagte:

„Meine Freunde! mit diesem Glase wünsche ich unserem scheidenden Freunde Wilhelm Blankmann von Herzen Glück. Es geht uns ans Herz, aber darum wollen wir den Muth nicht verlieren! Wilhelm ist von einer guten Art und es wird ihm wohlergehen bei allem Wetter und Wind! Lebe wohl, Freund! Lebe wohl!"

Man stand auf. Man stieß mit Wilhelm, der seinem Freunde gerührt die Hand drückte, lebhaft an und — man schwieg.

Fräulein Minchen hatte ihr Taschentuch ergriffen, Walter that sein Möglichstes, um eine neue Flasche aufzuziehen und verzog dabei den Mund in so komischer Weise, daß die jüngste Fräulein Lossen in ein schallendes Gelächter ausbrach. Herr Jacobsen hatte gerade eine lange Rede beginnen wollen mit allerlei Lehren und Ermahnungen, aber er fand es jetzt nicht passend; da bemerkte Wilhelm plötzlich, daß der Stuhl neben ihm leer war.

Fräulein Therese hatte leise weinend das Zimmer verlassen.

Sechstes Capitel.

Des andern Tags halb neun Uhr Vormittags war ein lebhaftes Gewühl am Eisenbahnhof zu Utrecht — vielleicht war es nicht schlimmer als gewöhnlich, aber einer der Abreisenden, ein junger Mann mit einem kleinen Handköfferchen, war von einem Schwarme laut plaudernder junger Leute umringt. Es giebt Ereignisse und Augenblicke im Leben des Studenten, welche sich ganz besonders in seine Erinnerung einprägen, und solch ein Moment war für Wilhelm Blankmann gekommen, als er die Akademie zu Utrecht verließ. Sein Plan war, so bald wie möglich sein Examen als Candidat der Philologie zu machen, aber er wußte sehr gut, daß ihm dies nicht so leicht würde. wie er es früher hoffen durfte, und darum stand er auch jetzt mit beklommenem Gemüthe im Kreise seiner Freunde.

„Nun, Blank! Halte dich gut, Mensch!" sagte ein dicker Student der Medicin, indem er ihm auf die Schulter klopfte.

„Nach den Ferien werde ich dein Zimmer miethen," rief ein Theologe, der eine Brille trug, „denn irgend Jemand muß doch das hübsche Philisterkind trösten, das du in Verzweiflung zurückläßt."

„Nein!" mischte sich Walter hinein, „das ist meine Sache! Die blonde Mützenmacherin hatte gestern Blank's wegen geweint — aber meinetwegen hat sie gelacht!"

„Die böse Welt sagt," versetzte der Mediciner, „daß Blank den drei Töchtern des Mützenmachers den Hof gemacht hat und daß er nur deshalb nicht mehr länger hier bleiben kann."

Ein fröhliches Gelächter tönte Wilhelm von allen Seiten entgegen. — Eine ernsthafte Stimme aber flüsterte ihm zu:

„Wilhelm, ich möchte dich gern noch einmal sprechen."

Es war Cronwinkel, der ihn einen Augenblick aus der Gruppe der Studenten eine kurze Strecke weit fortführte und dann schnell zu ihm sagte:

„Es ist noch Zeit, Wilhelm! Warum willst du meinen Vorschlag nicht anneh-

men? Meine Familie ist vermögend; du kannst und sollst später Alles zurückbezahlen. Sei nicht hartnäckig, sonst muß ich annehmen, daß du mir einfach die Ehre nicht gönnen willst."

„Schweig doch!" fiel ihm Wilhelm lebhaft in die Rede, „ich kann und mag nicht darauf eingehen. Glaube mir, ich bin tief ergriffen von deiner herzlichen Freundschaft und bleibe dir mein ganzes Leben lang dankbar. Aber ich muß mir selbst und dem Geiste meines Vaters getreu bleiben, der mich sterbend warnte, daß ich von Niemand abhängig sein und selbst arbeiten solle."

Diesem Gespräche folgte ein stillschweigender herzlicher Handdruck. Wilhelm's Auge funkelte, als habe er einen werthvollen Kampfpreis gewonnen.

In diesem Augenblicke wurde geläutet und zum Einsteigen aufgefordert. Alles drängte zu den Wagen. Wilhelm wurde durch den Haufen der ihn begleitenden Studenten in einen Wagen zweiter Classe fast hineingeschoben. Sobald die Thür geschlossen wurde, steckte er den Oberkörper aus dem Fenster und drückte jedem seiner Freunde wohl zum sechsten Male die Hand zum Abschied.

„Adieu, Blank! Amüsire dich im Haag!" rief der dicke Mediciner.

„Adieu! Verlasse dich darauf, ich werde Therese trösten," versicherte Walter.

„Solch ein Don Juan," neckte der Theologe mit der Brille; „er nimmt drei trauernde Herzen mit und macht sich nichts daraus, daß ein Paar hübsche blaue Augen seinetwegen in Thränen schwimmen."

Nun ertönte die Pfeife des Conducteurs.

Schweigend winkte Wilhelm halb lachend, halb gerührt seinen Freunden ein letztes Lebewohl zu. Schon brauste die Locomotive vorwärts. Das Letzte, was er noch sah, war das offene Gesicht und das freundliche Lächeln Cronwinkel's.

Mit bedrücktem Gemüthe setzte er sich dann in die Ecke des Waggons, ohne auf den einzigen Reisenden zu achten, der sich ihm gegenüber gesetzt hatte.

Er überdachte den glücklichen Zeitabschnitt, der nun abgeschlossen hinter ihm lag. Der schreckliche Schlag, der ihn durch den Tod seines Vaters betroffen, hatte auch diesen Abschied nöthig gemacht, denn es war ihm sofort klar geworden, daß er von nun an ganz allein auf sich selbst vertrauen mußte.

Es hatte stets zu seinen Idealen gehört, nach vollendeten Studien für Vater und Schwester ein besseres Lebensloos zu schaffen — nun stand er mit der letzteren allein und er schreckte nicht vor der Aufgabe zurück, schon jetzt die Sorge für sie auf sich zu nehmen. Die Frage war nur, wie und wo er das thun konnte.

Vor seiner Phantasie stieg die kräftige ungebeugte Gestalt des Obersten Falkner, des treuen Freundes seines Vaters, empor. In früheren Zeiten kam dieser jedes Jahr zur Zeit des Weihnachtsfestes und Neujahrstages für einige Zeit zum Besuche seines Freundes, des Majors Blankmann. Mit welcher Heiterkeit gedachten dann die beiden alten Soldaten ihrer gemeinschaftlich verlebten Kriegs- und Friedensabenteuer, und Wilhelm erinnerte sich, wie fröhlich und gesellig alsdann der letzte Abend eines jeden Jahres zugebracht wurde.

Darauf dachte er an seine einzige Schwester Louise, an die Thränen, welche sie bei ihrem letzten Abschied von ihm geweint hatte. Louise hatte etwas ungewöhnlich Ernsthaftes für ein Mädchen von fünfzehn Jahren, und wer sie in dem kleinen Kreis ihres Umgangs kennen lernte, gewann sie lieb. Der Tod des Vaters und der Abschied von dem einzigen Bruder hatten sie gänzlich niedergedrückt, aber der Oberst Falkner bewies ihr so viel zarte Zuvorkommenheit, er war so ritterlich aufmerksam gegen seine jugendliche Begleiterin, daß Wilhelm sie vollkommen beruhigt die Reise nach Breda hatte antreten sehen.

Wilhelm hatte mit dem Oberst Falkner verabredet, daß er sich sofort nach dem Haag begeben und sich dort bei seinem Onkel und Vormund, dem Herrn von Roggeveen, anmelden solle, um durch dessen vielfache Verbindungen entweder in einem Pensionat, oder in irgend einer Familie eine Lehrerstelle zu erhalten.

Daß Wilhelm in diesem Augenblicke große Hoffnungen auf die Protection seines Onkels gesetzt hätte, konnte man nicht sagen. Sein Vater hatte stets vermieden, über seine Familie zu sprechen. Major Blankmann hatte die unverzeihliche Sünde begangen, eine Mesalliance zu schließen, wie Frau von Roggeveen erklärte, indem

er die liebenswürdige Tochter eines Apothekers geheirathet hatte. Kurz nach Louisens Geburt war Wilhelm's vortreffliche, aber stets leidende Mutter gestorben. Von diesem Todesfall hatten die Blutsverwandten im Haag nicht die geringste Notiz genommen. So hatte also der Major seit seiner Verheirathung allen Umgang mit seiner Schwester abgebrochen. Wilhelm fürchtete, daß sein Auftreten bei diesen ihm gänzlich unbekannten und hochmüthigen Blutsverwandten zu unangenehmen Begegnungen Veranlassung geben könne, und er hatte seinen Entschluß gefaßt. Bei den ersten Aeußerungen von Lieblosigkeit wollte er sich sofort zurückziehen.

So nachdenkend wehte er sich mit seinem kleinen Studentenhütchen etwas Kühlung zu, denn die Julisonne brannte mit drückender Gluth über die Felder und grünen Wiesen und schickte ihre neugierigen Strahlen bis in die Ecke des Waggons. Zum ersten Male sah nun Wilhelm seinen Reisebegleiter an. Es war eine ziemlich sonderbare Erscheinung. Eher klein als groß, zog dieser Reisende die Aufmerksamkeit durch etwas auffallend Fremdartiges in seinem ganzen Wesen auf sich. Er hatte kurz abgeschnittenes graues Haar und sein rothes rundes Gesicht zeigte nichts besonders Charakteristisches, wenn man von der goldenen Brille absah, hinter welcher ein Paar dunkle bewegliche Augen funkelten.

Der Fremde trug einen ganz weißen Anzug, der sehr hübsch aussah; überdies prunkte eine schwere goldene Kette auf seiner Brust und an der rechten Hand glänzte ein goldener Ring mit einem funkelnden Steine. So lange Wilhelm, in ernstliches Nachsinnen versunken, fortwährend zum Wagenfenster hinausgesehen hatte, waren auch des Fremden Blicke nur von Zeit zu Zeit neugierig über die Gestalt des jungen Mannes geglitten. Kaum sah jedoch Wilhelm um sich, als auch der Herr im weißen Anzuge eine lebendige Geberde machte.

„Eine wahrhaft afrikanische Hitze!“ rief er mit einer schrillen Stimme; „und dazu diese entsetzlichen Kasten von Wagen ohne Ventilation und Bequemlichkeit. Man ist hier um fünfzig Jahre zurück.“

Wilhelm sah ihn etwas überrascht an.

„Man bleibt hier immer auf demselben Standpunkte,“ fuhr der Fremde fort; „vor zwanzig Jahren war es genau ebenso; Waggons wie Kinderwagen, elende Stationsgebäude und die Geschwindigkeit eines alten Droschkenpferdes.“

Wilhelm folgte den Worten des lebhaften Sprechers mit gewisser Neugierde. Der Herr im weißen Anzuge hatte eine eigenthümliche Manier, den Kopf hin und her zu wenden, wobei er mit seinen breiten Händen unter lautem Geräusch auf seine Knie schlug.

„Sie sind wahrscheinlich lange auf Reisen gewesen?“ wagte Wilhelm zuletzt zu äußern.

„Ich bin immer auf Reisen gewesen! In jungen Jahren von Hause fort, zur See gefahren, und überall gewesen. Sie müßten einmal nach Amerika gehen, da würden Sie Augen machen.“

Wilhelm konnte unmöglich ein leises Lächeln über die seltsamen Geberden seines Reisegesellschafters bezwingen. Dieser sah den jungen Mann durchdringend an und sagte dann plötzlich, indem er mit der flachen Hand auf sein Knie schlug:

„Vielleicht irre ich mich, mein Herr, aber mir scheint, daß Sie vortreffliche Anlagen zum Journalisten haben.“

Wilhelm's Verwunderung erreichte den Gipfel. Mehrmals wühlte er mit den Fingern in seinem glänzenden braunen Haar, was er gewöhnlich zu thun pflegte, so oft er eine lebhafte Erregung hatte.

„Journalist?“ rief er. „Wie kommen Sie darauf? Ich habe niemals ein Wort in eine Zeitung geschrieben.“

„Aber Sie sind doch Student und kommen von der Universität!“

„Das ist richtig. Aber ich begreife trotzdem nicht —“

„Glauben Sie mir, junger Mann, ich bin Menschenkenner und habe Erfahrung — ich habe fünfzehn Jahre lang bei einigen großen Zeitungen mitgewirkt.“

„Ich dachte, daß Sie Seemann gewesen seien?“

„Ich bin Alles gewesen. In Valparaiso schrieb ich spanische Artikel für ein radicales Blatt, in Surabaya habe ich selbst eine Zeitung redigirt, und in der letzten Zeit war ich in der Redaction eines New-Yorker Blattes beschäftigt. Man muß es nur verstehen, das Publicum zu behandeln, denn wenn man sich mit diesem Tyrannen gut zu stellen weiß, so kann man es weit brin-

gen, dann ist die Journalistik beinahe eine Goldmine."

„Aber nur in Amerika," bemerkte Wilhelm.

„Vielleicht! Die Amerikaner sagen: Sei ehrenhaft, wenn es möglich ist — aber mache Geld!"

„Das ist mein Katechismus nicht," entgegnete Wilhelm. „Geld gewinnen auf Kosten unseres Charakters ist eine Feigheit."

Der Herr im weißen Anzuge blieb einige Minuten lang mit gekreuzten Armen ganz ruhig sitzen, dann sprang er auf, ergriff Wilhelm's beide Hände und rief laut:

„Junger Mann, Sie müssen mein Freund werden. Sie gefallen mir! Hätte ich solche Mitarbeiter in Amerika gehabt, dann hätte ich eine Zeitung schreiben wollen! Nennen Sie mir Ihren Namen."

Etwas zögernd, aber einmal in die Enge getrieben, nannte Wilhelm seinen Namen, worauf der amerikanische Journalist auf sehr geschickte Weise ihn nach und nach zur Mittheilung seiner Lebensgeschichte und zur Auseinandersetzung seiner ganzen Verhältnisse brachte. Darauf erzählte der Reisende in kurzen Worten, wie er zuerst Seemann, dann Bedienter, dann Schreiber und endlich Journalist geworden sei, die halbe Welt durchzogen habe und jetzt ein kleines Capital besitze, mit welchem er irgend etwas im Vaterlande unternehmen wolle.

„Einen Rath will ich Ihnen geben, Herr Blankmann," sagte der merkwürdige Fremde zuletzt. „Sperren Sie sich in keine Schulstube ein, wo Sie alle Spannkraft des Geistes verlieren! Werfen Sie sich auf die Schriftstellerei, und wenn Sie einmal etwas geschrieben haben, so senden Sie mir es zu und ich werde sehen, was ich für Sie thun kann."

Wilhelm hörte dieses Alles mit großer Ueberraschung. Die großartige Anschauungsweise seines neuen Freundes besaß eine besondere Anziehungskraft und die Aufforderung, welche derselbe soeben an ihn gerichtet hatte, schien ihm sehr verlockend, aber trotzdem konnte er sich nicht von allen Zweifeln frei machen.

Sein Gedankengang wurde durch das gellende Pfeifen der Locomotive unterbrochen.

Der Zug näherte sich dem Haag. — Wilhelm fühlte ein leichtes Herzklopfen. Er dachte an seinen Onkel, an seine Pläne und an das, was er soeben vernommen hatte. Er ermannte sich und entgegnete seinem Reisegesellschafter:

„Ich danke Ihnen für Ihre gute Absicht, Herr — Herr —!"

„Mein Name ist Schnellmann und hier haben Sie meine Adresse," fiel der Herr im weißen Anzuge ihm in die Rede, indem er ihm seine Karte überreichte.

Der Zug stand still. Der weiße Herr drückte Wilhelm herzlich die Hand und verschwand dann sofort unter der Menge auf dem Perron. Langsam folgte Wilhelm dem Menschenstrome nach außen.

Siebentes Capitel.

Es ist zwischen zehn und elf Uhr, einige Tage vor den letzten Ereignissen.

In einem bestimmten Theile der Residenz sind um diese Zeit fast nur solche Menschen auf der Straße zu finden, die ihre Wohnung in Geschäftsangelegenheiten verließen; Domestiken aller Art, Vaterlandsvertheidiger, die, als Lohndiener verwendet, allerlei Geschäfte des Friedens verrichten, endlich auch einige Herren in Hüten und Handschuhen, die sich wahrscheinlich deshalb so beeilen, weil sie die verlorene Zeit einholen müssen, welche sie dem einen oder anderen Bureau der Staatsverwaltung schuldig sind.

So beeilt sich in diesem Augenblick auch der junge Herr von Hochkirch, vermuthlich, weil er fürchtet, ein wenig spät auf seinem Ministerium zu erscheinen. Wenn wir ihm recht in die Augen sehen, scheint es fast, als ob er etwas unwohl sei, ja man könnte fast glauben, er fühle sich nicht fest auf seinen Beinen. Niemand wird deshalb irgend eine unpassende Vermuthung gegen den jungen Staatsdiener hegen, denn die Sache ist sehr einfach. Herr von Hochkirch hat die Ehre der Residenz aufrecht erhalten wollen und darum am vorigen Abend, nachdem er in Scheveningen so angenehm mit Frau von Roggeveen geplaudert hatte, sich das Vergnügen nicht nehmen lassen, dem so sehr distinguirten Vicomte de Vergennes die Honneurs zu machen. Die glänzenden Säle der nicht weniger distinguirten ersten Casinogesellschaft hatten beide Herren aufgenommen und die neuen Bekannten waren bis zu einer sehr vor-

gerückten Stunde durch die Spieltische angenehm beschäftigt worden, welches Vergnügen durch mehr materielle Genüsse Abwechselung gefunden hatte.

Unser jugendlicher Beamte blickte etwas verstimmt vor sich hin, während er die Schattenseite der Straße wählte, denn das Funkeln und Glänzen der Sonne war für seinen etwas eingenommenen Kopf durchaus nicht angenehm.

Das Einzige, womit er sich tröstete, war die angenehme Bekanntschaft mit einem so liebenswürdigen Fremden, wie Vergennes war, und außerdem gereichten ihm einige Geldscheine, die ihm an den Spieltischen als sein rechtmäßiges Eigenthum zuerkannt worden waren, zur Beruhigung.

Einigermaßen durch die Erinnerung an diese Dinge gestärkt, erhob er in einem Augenblicke den Kopf und sah plötzlich eine junge Dame an seiner Seite vorüberstreichen, die ihm ein lebhaftes Interesse einzuflößen schien, denn er beeilte soviel als möglich seine Schritte.

Die junge Dame besaß ein hübsches Figürchen, hübsche Stiefelchen und ein hübsches Sonnenschirmchen. Sie hatte den jungen Staatsdiener nicht bemerkt und es war ihr unbewußt, daß dieser sich anstrengte, um sie einzuholen. Sie ging auch gar zu eilig vorwärts, so daß Herr von Hochkirch nur mit Mühe ihr folgen konnte und sie erst einholte, als sie eben in einen kleinen freundlichen Laden eintreten wollte, wo Handschuhe, Parfümerien und andere Kleinigkeiten verkauft wurden. Er wollte eben mit ihr die Treppe betreten, als die Ladenthür aufging und ein Mann daraus hervortrat, der sofort ehrerbietig die Mütze vor ihm abnahm.

Wer war dieses Individuum? Richtig, er erinnerte sich. Es war der Lohndiener der Familie Roggeveen. Da die junge Dame in den Laden ging, hatte Herr von Hochkirch keine Zeit, sich länger um diesen Menschen zu bekümmern. Er trat schnell hinein und wendete sich an ein zierliches Frauenzimmer hinter dem Ladentisch, um Handschuhe zu kaufen. Nun hatte die junge Dame ihn gesehen und sich nach der andern Seite des Ladens begeben. Natürlich mußte er sich mit dem Einkauf der Handschuhe beschäftigen und obgleich er diesen sehr verzögerte, so mußte er doch gar bald bemerken, daß die Verkäuferin ihn nicht aus den Augen ließ und ihr Geschäft mit der hübschen jungen Dame absichtlich bis zu seinem Weggehen verzögerte.

Als der Kauf abgeschlossen war, reichte er der Verkäuferin einen Geldschein zum Wechseln, und nöthigte sie, auf diese Weise den Laden auf einen Augenblick zu verlassen.

„Caroline!“ flüsterte Hochkirch der jungen Dame zu; diese aber antwortete nicht, sondern legte die Finger auf die Lippen und sah ihn verdrießlich an.

Die Verkäuferin kam wieder und gab ihm Silbergeld zurück, worauf ihm keine andere Wahl blieb, als den Laden zu verlassen, um ein Paar Handschuhe reicher, deren Ankauf er gar nicht beabsichtigt hatte. Sehr unzufrieden über das Fehlschlagen seines Unternehmens, beschloß er die Zurückkunft des jungen Mädchens zu erwarten und schlenderte langsam die Straße entlang.

Da hörte er den schnellen Schritt der jungen hübschen Person. Rasch drehte er sich um und grüßte sie höflich, während er stehen blieb. Es folgte ein kurzes Gespräch:

„Caroline, sind Sie böse?“

„Halten Sie mich nicht auf; ich habe keine Zeit!“

„Aber Sie antworten nicht mehr auf meine Briefe; was haben Sie?“

„Lassen Sie mich zufrieden und behalten Sie Ihre Briefe für sich.“

„Aber, liebes Mädchen, das ist nicht hübsch von Ihnen.“

„Verschonen Sie mich mit Ihren Bemerkungen. Mit schönen Redensarten ist mir nicht gedient.“

„Sehen wir uns bald einmal?“

„Ich bedanke mich. Und nun lassen Sie mich gehen. Ich habe Eile. Die Baronin wartet!“

Ohne weitere Umstände drängte Caroline den jungen Herrn zur Seite und setzte eilig ihren Weg fort. Unser Freund sah ihr betreten nach, dachte einige Augenblicke an ein paar theure Luxusgegenstände, die er ihr hätte schenken können, und sah dann auf seine Uhr.

Es war beinahe elf und es wurde nun wirklich Zeit, an das Ministerium zu denken.

Caroline beeilte sich, so viel sie konnte.

Nachdem sie mehrere Straßen durchkreuzt hatte, hielt sie endlich vor einem Gebäude an, welches mehr das Ansehen einer Villa, als eines ansehnlichen Wohnhauses hatte. Es lag sehr hübsch in einem gut gehaltenen Garten und war von drei Seiten mit schattenreichen Veranden umringt. Alles schien mit ausgezeichnetem Geschmack geordnet. Die geräumigste Veranda, welche auf die bunten Blumenbeete hinaussah, war in maurischem Stil erbaut, mit zierlich gebrochenen runden Linien und reizenden Säulen, an denen ein üppiges Schlinggewächs mit azurblauen Glockenblumen übermüthig emporkletterte.

Caroline vermied absichtlich, an dieser Veranda vorüberzugehen und schlug einen Seitenpfad ein, wodurch sie an eine kleine, für die Dienerschaft bestimmte Thür kam. Hastig legte sie Hut und Sonnenschirm fort und sprang die breite Treppe zum oberen Stockwerk empor; dann stand sie vor einer der Thüren still, klopfte leise und trat sofort darauf ein.

Die Frau Baronin von Dyrenvord befand sich allein in ihrem wirklich prächtigen Ankleidezimmer. Sie lag auf einem Sopha ausgestreckt, das so zierlich und elegant war, als habe sie selbst es erfunden. Ihr kleiner weißer Hund schlummerte auf einem Kissen zu ihren Füßen. Sie hält ein Buch in den Händen. Sobald Caroline eintritt, läßt sie es achtlos fallen und bei dieser Gelegenheit zeigt das aufgeschlagene Titelblatt, daß es einer jener französischen Romane ist, in denen die französische Fäulniß schlecht maskirt dem Publicum dargeboten wird.

Caroline eilt sofort auf ihre Herrin zu und überreicht derselben einen Brief ohne Adresse.

Die Baronin nickt befriedigt und öffnet sofort den Brief. Caroline wartet. Die gnädige Frau erhebt den Kopf mit einem leisen Lächeln und lispelt:

„Heute Nachmittag kannst du die Antwort bekommen!"

Caroline verneigt sich.

„Und nun öffne die Gardinen! Du kannst mich jetzt frisiren!"

Die vornehme Dame schiebt darauf eigenhändig einen mit blauer Seide überzogenen Fauteuil an den Frisirtisch. Caroline wickelt das schwarze Haar aus den Papilotten. Der weiße Kläffer ist erwacht und amüsirt sich damit, seine weißen Zähne an dem französischen Roman zu erproben.

* * *

In den unteren Räumen derselben Villa war ein luftiges Gartenzimmer, welches an die große Veranda grenzte. Dort befand sich jetzt eine kleine Gesellschaft. Zuerst der Herr von Dyrenvord, der mit einem glücklichen Gesichte in den Räumen auf und ab ging, sodann finden wir daselbst ein Kind von sechs Jahren, ein Mädchen, welches allerliebst aussieht, wie es so durch die mit Glas geschlossene Galerie der Veranda läuft und bald darauf mit den Händen voll Blumen zurückkehrt. An dem Tische stand eine Dame, welche alle diese Blumen zu einem kolossalen Strauße vereinigte. Sie hatte bereits überall kleine Vasen mit Blumen gefüllt, die dem geräumigen Zimmer etwas Festliches gaben. Die Dame mochte vielleicht den Dreißigern nahe sein — sie war eine auffallende Erscheinung von einer ernsthaften Schönheit. Ihr Gesicht hatte jene ungewöhnliche zarte Helle des Teints, wie sie sich zuweilen bei den Engländerinnen mit kornblondem Haar vereinigt findet. Ihre großen tiefblauen ruhigen Augen folgten den Bewegungen des kleinen Mädchens, während dieses ab und zu lief und eben wieder eine neue Beute von prächtigen Blumen anschleppte.

„Genug, mein Liebchen," sagte die blonde Dame freundlich, nachdem das Kind seinen Vorrath niedergelegt hatte. „Du könntest einige kleine Bouquets arrangiren."

Die Kleine stieß einen Ruf der Freude aus und brachte sofort einen Strauß von weißen Rosen zusammen.

Herr von Dyrenvord stand einen Augenblick an dem Tische still und warf einen Blick des Wohlgefallens auf seine fleißige, fröhliche und rasche Julie. Sie war das einzige Kind aus seiner ersten Ehe, das einzige, das er überhaupt besaß, ein doppelter Schatz. Die Kleine hatte etwas sehr Eigenartiges; sie war schlank und fein von Gestalt, und zog die Aufmerksamkeit durch ihre reichen dunklen Locken auf sich, die noch frei und natürlich um das geistvolle Gesichtchen und in reichem Ueberfluß über die Schultern herabhingen.

Sie sah munter ihrem Vater in die Augen.

„Ob wir das Zimmer wohl fertig bekommen, Papa?“ frug sie, eifrig fortfahrend.

„Gewiß, mein Kind! Und wenn es geschehen ist, willst du dann nicht noch einmal repetiren?“

Julie blickte zu der blonden Dame auf. Diese war die englische Gouvernante, Miß Mary Macdonald, welche Julie nach dem Tode der ersten Baronin erzogen hatte. Sie hatte soeben den großen Strauß vollendet und in eine zierliche weiße Vase gebracht. Es war ein Wunder von feiner Farbenwahl und geschmackvoller Zusammenstellung der Blumen.

„Ihre Bouquets gefallen mir besser, als die der Blumenhändler,“ sagte Herr von Dyrenvord, während sie alle drei mit Befriedigung den Strauß betrachteten.

„Wollen Sie Julie noch einmal hören, Herr Baron?“ frug Miß Macdonald ausweichend, während sie mit ernsthaftem Blick auf das Kind niedersah.

Julie war bereit, sich auf den Wunsch ihres Vaters an das Clavier zu begeben, und frug, während die Gouvernante die Noten zurecht legte:

„Mama kann doch nichts hören?“

„Keinen Ton,“ antwortete der Baron, „Mama's Boudoir ist so viel als möglich von allem Geräusch des Hauses entfernt.“

Das kleine sechsjährige Mädchen griff nun rasch in die Tasten des Claviers und spielte für ein Kind von seinem Alter außerordentlich fertig. Miß Macdonald folgte ihrer Schülerin aufmerksam und lächelte erst, als diese die kleine Composition ohne Fehler ausgeführt hatte.

Herr von Dyrenvord legte die Hand mit freudigem Stolz auf den Kopf seines Töchterchens.

„Brav, Julie!“ sagte er, „brav, mein Kind! Wie wird Mama überrascht sein, daß du es so weit gebracht hast.“

Miß Macdonald umarmte ihre Schülerin mit Befriedigung und flüsterte sehr munter auf Französisch:

„Wir haben zwei Monate hindurch mit allem Eifer gearbeitet, nicht wahr, liebe Julie?“

„Ach, Mademoiselle, Sie sind so gut gegen mich,“ rief Julie, indem sie die Hand der Gouvernante ergriff, denn das lebhafte lebenslustige Kind wußte nur zu gut, wie oft es durch Unachtsamkeit die Hoffnung seiner Erzieherin vereitelt hatte.

Ein ältlicher Bedienter mit greisem Haar, ganz in Schwarz gekleidet, eine Art von Haushofmeister, erschien in der Glasgalerie und begann mit zwei jüngeren Gehülfen einen Frühstückstisch zurechtzusetzen.

Der Baron hatte eine gewisse strenge Hausordnung eingeführt, und wenn seine Gemahlin auch in der ersten Zeit darüber spottete, so hatte er doch mit sanftem Zwang Alles nach seinem Willen geordnet. Zu bestimmter Stunde versammelte man sich zum Frühstück, wobei allerdings die Baronin sich meist entschuldigte.

Julie hatte ihr fröhliches Hin- und Herlaufen zwischen dem Garten und dem Zimmer wieder begonnen. Miß Macdonald überblickte den Frühstückstisch in der Veranda und ersuchte dann den Haushofmeister, den großen Blumenstrauß aus dem Zimmer zu bringen. Der Frühstückstisch war vortrefflich arrangirt; feine Früchte und leichte Speisen füllten die Hauptrollen aus. Die Blumen und die schönen krystallenen Gläser von verschiedener eleganter Form, das silberne Kühlbecken, Alles stimmte überein, und die Aussicht auf den geräumigen Garten, auf die bräunlichen Buchen und das dichte Grün verliehen diesem Plätzchen einen ungewöhnlichen Reiz.

Herr von Dyrenvord hatte sich entfernt, plötzlich stürmte Julie in das Zimmer hinein, denn ihr Vater kehrte zurück, von zwei Dienern gefolgt, die ein großes Gemälde hereintrugen und es nach Anweisung des Barons auf zwei Stühlen in der Nähe der Wand aufstellten. Dann nahm Herr von Dyrenvord die grüne Hülle hinweg, welche das Gemälde verbarg.

„Mein Papa, mein lieber Papa!“ rief die Kleine jubelnd aus.

Es war ein lebensgroßes Porträt des Barons, meisterhaft ähnlich und in edler Manier gemalt. Das ernsthafte, einnehmende, blühende Gesicht, die ergrauenden Haare waren in einem glücklichen hellen Tone gehalten, womit die dunkele Farbe des Hintergrundes und der Kleidung ausgezeichnet harmonirte.

Herr von Dyrenvord nickte zufrieden und sah sich nach Miß Macdonald um, die soeben ihre Schülerin bei der Hand faßte,

um eine allzu neugierige Beschauung des Kunstwerkes zu verhindern.

„Ein Meisterstück von Trostmann," rief er aus; „ich selbst kann vielleicht nicht unparteiisch darüber urtheilen. Was sagen Sie, Miß Macdonald?"

Die Gouvernante verharrte schweigend und blickte in ihrer gewöhnlichen ruhigen Weise nach dem Porträt, während sie nur durch eine unwillkürliche Geberde ihre Bewunderung zu erkennen gab.

In diesem Augenblicke schlug die Uhr die zum Frühstück bestimmte Stunde. Der Baron warf den Umhang wieder über das Porträt und Alle blieben in heiterer Erwartung in der Nähe der Veranda stehen.

Reichlich zehn Minuten später verfügte sich die Baronin aus ihrem Boudoir in das Gartenzimmer. Ihr Morgengewand, ein kostbares Kleid von weißer Gaze und weißen Spitzen, in Verbindung mit dem schwarzen breiten Bande um ihren Hals, ließ die seltene Weiße ihres ovalen Gesichtes vortheilhaft erscheinen. Sie trug das stolze Haupt mit einer unvergleichlichen Bewegung der Gleichgültigkeit und schüttelte die schönen Locken — mit denen Caroline sich so viel Mühe gegeben hatte — als sie in das Gartenzimmer eintrat.

Julie flog ihr sofort entgegen. Das fröhliche Kind hatte eine einzelne prächtig purpurfarbene Rose in der Hand und rief:

„Liebe Mama, ich gratulire Dir!"

Frau von Dyrenvord stand still, nahm die Rose, nickte Julie zu und reichte ihre weißen Finger dem Baron, der in herzlichster Aufrichtigkeit ihr zu ihrem Geburtstage Glück wünschte.

„Marianne," sprach er gerührt, „gönne mir das Vergnügen, dir eine kleine Ueberraschung zu bereiten. Ich wußte dies Mal nichts Besseres, als dir ein Andenken an mich selbst zu schenken. Ich hoffe, daß es dir nicht mißfallen wird. Sieh da!"

Während er so sprach, hatte Herr von Dyrenvord Frau und Tochter vor das Gemälde geführt und nahm nun plötzlich die grüne Hülle weg.

Die Baronin blickte andächtig, aber ohne irgend welchen Ausdruck auf das Porträt. Einige Minuten lang schwiegen Alle. Dann sagte die gefeierte Frau des Hauses gedehnter als je:

„Die Aehnlichkeit ist frappant, Dyrenvord! Gewiß von Deinem Protegé Trostmann?"

„Richtig, Marianne! Es ist ein ausgezeichnetes Werk unseres Freundes Trostmann. Es freut mich, daß die Aehnlichkeit dir gefällt."

„So weit ich mit meinem schwachen Kopfe über Gemälde urtheilen kann," fuhr sie äußerst langsam fort, „finde ich das Porträt recht hübsch."

Die gnädige Frau wendete sich nun um und ging, von den Uebrigen gefolgt, nach der Veranda.

Unterwegs ließ sie die purpurne Rose gedankenlos aus ihren Fingern gleiten.

Julie hatte die Hand ihres Vaters ergriffen und blickte zerstreut um sich. Der Baron sah die Rose fallen und ein paar tiefe Falten zogen sich auf seiner Stirn zusammen. Am Frühstückstische stand Miß Macdonald ruhig und nachdenklich da. Das flüchtige Kopfnicken der Baronin beantwortete sie mit einem höflichen Glückwunsch.

„Merci, Mademoiselle!" klang es artig, aber eiskalt, während sie in einen zierlich geflochtenen Sessel niedersank. Dann bewegte sie einen breiten Fächer von weißer Seide und seufzte, ohne sich direct an Jemand zu richten: „Quelle chaleur!"

Herr von Dyrenvord setzte sich schweigend. Der glückliche Ausdruck war von seinen Zügen verschwunden. Julie blickte starr vor sich und wechselte zuweilen einen verstohlenen Blick mit der Gouvernante. Der alte Diener servirte. Die gnädige Frau kostete die Gerichte und trank ein halbes Gläschen Sherry, den sie jedoch in der Stille zu stark abgekühlt fand.

„Es freut mich, daß wir heute so schönes Wetter haben," sagte der Baron mit einiger Verlegenheit.

„Aber es ist drückend heiß! Ich fürchte, daß ich diesen Nachmittag wieder Kopfschmerzen bekommen werde."

Allgemeines Stillschweigen und steigende Verlegenheit folgten dieser Bemerkung, denn der Geburtstag der Baronin sollte durch ein glänzendes Diner gefeiert werden.

„Wie stark riechen diese Blumen!" rief sie plötzlich aus, mit dem Fächer auf das schöne Bouquet der Miß Macdonald deutend.

„Nimm den Strauß fort, Johann!" befahl der Baron laut.

Der Diener beeilte sich, zu gehorchen.

Herr von Dyrenvord heftete nun einen ernsthaften Blick auf seine Gemahlin und sagte:

„Wir hatten eigentlich die Blumen zusammen zurecht gemacht, Marianne. Julie hat sie gepflückt, Miß Macdonald hat sie geordnet und ich habe sie bewundert. Es ist recht schade, daß sie dich belästigen!“

„Ja, Dyrenvord! früher hielt ich auch sehr viel von Blumen, aber seitdem ich täglich mehr durch Kopfschmerzen gepeinigt werde, sehe ich sie lieber aus der Entfernung.“

Miß Macdonald hatte mit bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung dieses Gespräch gehört und sich offenbar zur Aufgabe gemacht, durch keine einzige Bewegung irgend eine Empfindung zu verrathen. Die kleine Julie dagegen folgte dem Diener mit den Augen, als dieser die Blumen in das Gartenzimmer trug und rief plötzlich:

„Wie schade!“

Frau von Dyrenvord sah sie mit Befremdung an und die Gouvernante flüsterte ihrer Schülerin etwas zu. Der Baron faßte sich und sagte freundlich:

„Wir haben noch eine kleine Ueberraschung für dich bereit; nicht wahr, Julie?“

Die Kleine bewegte sich unruhig und nickte mit dem Kopfe. Miß Macdonald fing den forschenden Blick der Baronin auf und sagte so bescheiden als möglich:

„Es handelt sich um ein kleines Musikstück, welches Julie zum Geburtstage einstudirt hat, Frau Baronin.“

Frau von Dyrenvord bewegte ihren glänzenden Fächer langsam hin und her und nickte wohlwollend Julien zu, ohne zu sprechen.

„Sie hat mit Eifer geübt,“ sagte der Baron ermuthigend, „und sie möchte dich gerne hören lassen, wie weit sie fortgeschritten ist, — wenn du — oder vielleicht —“

Die Baronin hatte die Augen mit einem schmerzlichen Ausdruck halb geschlossen und lispelte:

„Ich finde es reizend, Dyrenvord! Heute aber bin ich sehr empfindlich im Kopfe — also lieber ein anderes Mal.“ Und sich zu Miß Macdonald wendend, fügte sie mit einer gewissen Würde hinzu: „Auf morgen also, nicht wahr?“

Die Gouvernante verbeugte sich, ohne zu sprechen. Der Herr des Hauses sah gerade vor sich aus in den Garten; Julie allein schien sehr zufrieden mit der Anordnung. Mit einer gewissen Anstrengung erhob sich die Baronin aus ihrem Sessel und sagte plötzlich mit etwas mehr Ausdruck in ihrer Stimme:

„Ich vergaß noch nach unseren Gästen zu fragen. Sie kommen doch, Dyrenvord?“

Der Baron lächelte fast unmerklich und antwortete:

„Niemand fehlt. Die ganze Familie von Roggeveen, der junge Hochkirch und die Uebrigen — aber ich habe noch Jemand eingeladen, von dem ich dir zu sagen vergaß — unseren Freund Trostmann.“

„Gehört der auch zu unserem Kreise?“ fiel Frau von Dyrenvord schnell ein. „Bei meinem Vater, dem Grafen von Erkenrath, erinnere ich mich nicht, mit Malern zusammen gekommen zu sein.“

Der Baron war aufgestanden und antwortete mit hohem Ernste:

„Ich habe Trostmann bei der letzten Sitzung zu meinem Porträt eingeladen. Da dies Porträt zu deinem Geburtstage bestimmt war und er dir durch sein Talent eine Ueberraschung bereitete, fühlte ich mich ihm gegenüber doppelt verpflichtet. Es macht mir Vergnügen, ihn bei mir zu empfangen und ich schmeichele mir, Marianne, daß du ihn als meinen Gast betrachten wirst.“

Frau von Dyrenvord faltete ihren Fächer zusammen und machte eine Bewegung, die eine gewisse erträgliche Zustimmung zu erkennen geben sollte. Dann sprach sie von Ermüdung und Toilette und kehrte langsam in ihr Boudoir zurück.

Das Zimmer, worin Herr von Dyrenvord seine Kunstschätze und seine Bibliothek aufgestellt hatte, war durch eine Thür mit dem Gartenzimmer verbunden. Ohne Aufmerksamkeit für die Schönheiten, welche von den Wänden herablockten, sank er einige Augenblicke später, aufs Tiefste enttäuscht, in seinen gewöhnlichen Rohrsessel. Er unterstützte den Kopf mit dem linken Arme und ließ seinen Gedanken freien Lauf. Ein bitteres Lächeln spielte um seine Lippen.

Da öffnete sich sehr leise die Thür, und

schnell auf ihn zukommend, warf sein Töchterchen Julie sich in seine Arme.

„Lieber guter Papa! Wir wollen uns nicht darüber grämen, nicht wahr?“ rief sie, indem sie eifrig die Thränen wegwischte, die in ihren großen dunklen Augen glänzten.

Herr von Dyrenvord preßte Julie in seine Arme, schweigend strich er das prächtige lockige Haar von ihren Schläfen und flüsterte:

„Wie sie ihrer Mutter gleicht!“

„Ach, Papa! erzähle mir doch von meiner Mama!“

Der Baron lächelte wehmüthig.

„Weißt du noch, Julie,“ sagte er dann, „wie wir Mama's Geburtstag auf Sparenstein zu feiern pflegten?“

„Ich weiß noch sehr gut, wie lieb Mama war und wie sie mich mit feuchten Augen küßte, als ich ihr schöne Blumen aus dem Garten brachte.“

„Richtig, liebes Kind! Wir waren schon früh in unseren großen Garten gegangen und als wir Mama kommen sahen —“

„Mit dem großen weißen Gartenhut!“

„Richtig! Da nahm ich dich auf meine Arme und wir liefen ihr entgegen und sie umarmte uns mit Thränen!“

Der Baron bog sich vorn über und verbarg sein Gesicht an dem lockigen Köpfchen seines einzigen Kindes. Beide schwiegen.

„Das waren frohe Tage!“ fuhr der Baron dann ruhiger fort. „Wie dankbar und gerührt war die liebe Frau für jede kleine Ueberraschung. Und nun ist sie für immer von uns fortgegangen — die Rosen blühen nun auf ihrem Grabhügel auf dem stillen Kirchhofe zu Uberg.“

Julie sah ihren Vater sehr ernsthaft an.

„Aber Miß Macdonald sagt, daß Mama nun im Himmel lebt und daß sie täglich auf mich hernieder sieht.“

Das wehmüthige Lächeln zeigte sich wieder um den Mund des Vaters.

„So, sagt dies Miß Macdonald?“

„Ja, Papa! Und Miß Macdonald weiß Alles.“

„Nun, Liebchen, so wollen wir hoffen, daß sie auch diesmal Recht hat.“

Achtes Capitel.

Frau von Roggeveen stand mit einem sehr düsteren Gesichte mitten in dem sogenannten Studirzimmer ihres Gatten. Der Herr des Hauses saß in seinem Lehnstuhle vor dem Schreibtisch und spielte mit einem kostbaren Falzbein.

Beide schwiegen. Es war Waffenstillstand. Schon waren viele und scharfe Worte gefallen und das Ende war noch nicht vorauszusehen.

Endlich gähnte Herr von Roggeveen und rief ungeduldig:

„Aber was willst du denn eigentlich, Adrienne? So weit ich sehen kann, hast du Alles nach deinem eigenen Gutdünken geordnet.“

„Das versteht sich von selbst! Ein Diner zu geben gehört in mein Departement.“

„Trotzdem verlange ich, daß man mich über die Einladungen befragt — und wenn nicht, so empfange ich Niemand.“

„Um so besser!“

„Warum um so besser?“

„Weil man dich nicht vermissen wird!“

Herr von Roggeveen sprang von seinem Stuhle auf, während seine Augen funkelten. Aber er setzte sich sofort wieder in seine frühere Haltung nieder, während ein Lächeln der Verachtung um seine Lippen spielte. Mit erzwungener Mäßigung sagte er:

„Ich würde dir zu viel Ehre anthun, wenn ich mich aufs Neue über deine albernen Prätentionen aufregen wollte. Ich werde also diesen Herrn von Vergennes empfangen, weil er ein anständiger Mann zu sein scheint, aber ich werde Jeanne verbieten, eine so leichtsinnige Conversation zu führen, wie wir sie nun seit einigen Tagen in Scheveningen genossen haben. Eine Tochter, die mich so viel Geld gekostet hat, muß bessere Manieren besitzen; aber was hilft die theure Erziehung, wenn die Mutter ihre Kinder nicht besser beaufsichtigt!“

Nun war die Reihe an Frau von Roggeveen, mit glänzenden Augen ein paar Schritte näher zu kommen und laut auszurufen:

„Fahre nur fort, Louis, genire dich nicht! Ich habe noch nicht genug gehört. Du wirst wohl noch etwas beizufügen wissen, fahre nur fort.“

Aber Herr von Roggeveen wandte sich von seiner Gattin ab, während er eine Schreibmappe nahm und darin zu blättern begann.

Die gnädige Frau schlug die Hände

krampfhaft in einander und drückte die Lippen fest zusammen. Zweimal stampfte sie mit dem Fuße auf den Teppich, dann rückte sie mit den Fingern an einem blauseidenen Bande, an welchem ein Diamantkreuz hing, und zog so heftig an diesem Halsschmuck, daß das Band zerriß und das Kreuz vor ihre Füße fiel. Vielleicht gab ihr dies eine kleine Ableitung, denn es zitterte nun langsam eine Thräne in ihren stolzen Augen.

„Dies Alles muß ich täglich hören," sprach sie mit erstickter Stimme; „ich habe keine guten Manieren! Meine Töchter sollen besseren Anstand haben; ich beaufsichtige sie nicht, wie es sich gehört! Und was habe ich in meinem ganzen Leben Anderes gewollt, als meinen Kindern eine untadelhafte Erziehung zu geben und ihnen die besten Manieren beizubringen, damit sie in der Welt als die Töchter des Mannes erscheinen könnten, der mir einst geschworen hat, daß er mich liebe."

„Das ist lange her, Adrienne, und die Zeiten haben sich geändert."

„Nichts ist geändert, als der Mann, dessen Hand ich in der festen Ueberzeugung annahm, daß er mich liebe und weil ich der zurückgekommenen patricischen Familie, zu welcher ich gehörte, durch meine Heirath aufhelfen wollte. Aber fast alle meine Illusionen sind verflogen; nach einigen Jahren der Ruhe hat dieses alberne Streiten begonnen, wobei selbst meine Kinder gegen mich auftreten!"

„Das ist unwahr!" rief Herr von Roggeveen aufs Neue erzürnt aus. „Ich war bei meiner Heirath stolz auf meine schöne kluge Frau, von deren Verstand und Herzen ich nur Glück erwartete, aber ich glaubte nicht, daß ich das Mittel sein solle, um dem verarmten Geschlechte der Blankmann aufzuhelfen."

„Meine Familie war einmal hoch angesehen in Amsterdam und darum wollten meine Eltern, daß ich den Antrag des Herrn von Roggeveen annahm. Er war der Schwiegersohn ihrer Wahl."

„Ich kenne diese Geschichte, Adrienne, und könnte eine andere dazu erzählen, von einem jungen Mädchen und einem Officier, die sich zu lieben schienen, bis das Mädchen dem unglücklichen jungen Manne den Abschied gab, weil sich ein vornehmerer Freier eingefunden hatte. Was aus dem tiefbeleidigten Officier geworden ist, weiß ich nicht."

Frau von Roggeveen lachte hell auf.

„Es steht dir wohl an, mir dies vorzuwerfen. Einst hast du mir mit den rührendsten Worten für meinen Entschluß gedankt."

Die ironische Weise, in welcher sie dies Alles sagte, war gefaßt und bitter. Sie hatte ihre Heftigkeit nun vollkommen bemeistert und ordnete mit ihren noch immer schönen Fingern das blauseidene Band um ihren vollen Hals. Ihr Gemahl bückte sich und nahm den diamantenen Schmuck vom Boden auf.

„Hier ist das Kreuz," sagte er.

Beide schwiegen einige Minuten. Nachdem Herr von Roggeveen darauf einige Schritte auf- und abgegangen war, begann er wieder:

„Wir hatten verabredet, die Vergangenheit ruhen zu lassen, aber du kommst immer wieder darauf zurück. Laß uns denn einmal abrechnen. Seit den ersten Tagen unserer Bekanntschaft ist es dein Wunsch und mein Bestreben gewesen, deine Eltern zu dem alten Glanze zurückzuführen, und für dich selbst war ich das Mittel, um dich in den ersten Kreisen der Residenz heimisch zu machen. Deine Kinder haben wenig mit dir verkehrt. Als deine Eltern gestorben und dein Bruder unter den Prätentionen eurer Familie verheirathet war, war es mit der Blankmann'schen Glorie vorbei; aber du strahltest in einem neuen Glanze, als unsere beiden ältesten Mädchen neben dir in der Welt erscheinen konnten. So lange du selbst die erste Figur spieltest und eine Schaar jüngerer und älterer Männer um dich versammeltest, die dir aus langer Weile den Hof machten, habe ich dir niemals eine Bemerkung gemacht —"

Frau von Roggeveen wurde bleich vor Zorn und rief:

„Weil du mir nichts vorwerfen konntest!"

„Ich sagte, so lange du selbst brillirtest, habe ich dich in Ruhe gelassen, aber nun, da meine Töchter erwachsen sind, werde ich es nicht dulden, daß sie durch ihre Mutter zu glänzenden Heirathen angeleitet werden. Herr von Vergennes mag so vornehm sein, wie er angiebt — Jeanne ist noch ein Kind — ich muß für sie sorgen,

und meinem Urtheil nach scheint dieser französische Herr sehr ungeeignet, um ihr Gatte und mein Schwiegersohn zu werden. Natürlich hat Frau von Roggeveen bereits den Plan gemacht, Jeanne als Vicomtesse zu begrüßen; Sie wirft ihre Tochter in die Arme eines unbekannten Fremdlings — aus bloßem Egoismus — so liegt die Sache!"

Es würde sehr schwierig sein, zu entscheiden, was Frau von Roggeveen hierauf antworten wollte, denn sie begann bereits höhnisch zu lächeln — als ziemlich laut an der Zimmerthür geklopft wurde. Sofort eilte sie an ein Fenster und heftete ihre Augen auf die Bäume des Wäldchens.

Ein Diener erschien und überreichte die Karte eines Besuchers.

Herr von Roggeveen las sie mit einiger Befremdung und sagte dann laut:

„Wilhelm Blankmann, Student der Philologie."

Der Diener wartete. Niemand sprach.

Ungeduldig trat die Frau des Hauses auf die Seitenthür zu, ohne ihren Gatten eines Blickes zu würdigen.

„Lasse den Herrn hier heraufkommen, Heinrich," befahl dieser und befand sich gleich darauf ganz allein.

* * *

Als Wilhelm Blankmann aus dem Eisenbahnwaggon gestiegen war, nach dem eifrigen Gespräche mit seinem neuen amerikanischen Freunde, eilte er schnell in die Stadt, und da es nicht in seiner Art lag, sich viel durch Andere helfen zu lassen, so beschloß er, den Weg allein zu finden. Aber er hatte nicht auf das Gewühl der großen Stadt gerechnet, und nachdem er eine Weile umhergeirrt war, mußte er sich doch an Jemand wenden, um den Weg nach dem Gasthof, den ihm Oberst Falkner empfohlen hatte, zu finden. Er wollte überhaupt nur so kurz wie möglich im Haag verweilen und der Oberst Falkner hatte ihm selbst gerathen, um den Schein der Zudringlichkeit bei den Verwandten zu vermeiden, im Gasthof abzusteigen.

Mit einem Paar neuen grauen Handschuhen, die zu seinem grauen Sommeranzuge vortrefflich paßten, in der Hand, vernahm Wilhelm die Erklärung des höflichen Kellners, der ihm den Weg zur Wohnung seines Onkels Roggeveen beschrieb. Schon bei der Nennung dieses Namens hatte der Kellner eine viel höflichere Miene angenommen, was den jungen Mann jedoch gar nicht angenehm berührte und ihn zu dem ernsthaften Vorsatze brachte, so selbstbewußt und ungezwungen wie möglich aufzutreten.

Als der Diener ihm die Antwort brachte, daß Herr von Roggeveen ihn empfangen wolle, raffte er alle seine Geistesgegenwart zusammen und stieg die Treppe zum Studirzimmer seines Onkels hinauf. Bei seinem Eintritt stand Herr von Roggeveen rasch auf, um ihm aus eigenem Antriebe die Hand zu bieten und ihn mit einer gewissen Hast freundlich Willkommen zu heißen.

„Willkommen im Haag, lieber Vetter! Es freut mich, Sie bei mir zu sehen! Sieh, sieh, wie gut Sie aussehen! Nehmen Sie Platz! Es war mir unmöglich, zu Ihres Vaters Begräbniß zu kommen — ich kann so schwer mein Ministerium verlassen — aber nehmen Sie doch Platz und erzählen Sie mir von Ihren Plänen!"

Wilhelm stand einen Augenblick ganz verlegen. Er hatte sich seinen Onkel Roggeveen als einen äußerst förmlichen Mann vorgestellt, der ihn sehr von oben herab behandeln werde. Der familiäre Ton, die Hast, die Zuvorkommenheit seines Verwandten erschienen ihm fast wie ein Wunder. Welche Erfahrungen sein Onkel in Bezug auf Familienstolz und patricischen Hochmuth gemacht hatte, war ihm unbekannt — darum mußte ihm dessen Höflichkeit ein Räthsel bleiben.

Wilhelm's Verlegenheit dauerte jedoch nur einen Augenblick und nachdem er auf dem Stuhle vor seines Onkels Schreibtisch Platz genommen hatte, war der Letztere reichlich eben so verlegen wie sein Neffe. Wilhelm Blankmann, mit seinem offenen, fein geschnittenen Gesichte, den lebendigen dunkelbraunen Augen und bei seinem einfachen bescheidenen Betragen machte den günstigsten Eindruck auf seinen Onkel. Sobald er saß, hatte Wilhelm mit ruhigem Ernste seinen Blick zu Herrn von Roggeveen gewendet und begann nun:

„Ich danke Ihnen für Ihren freundlichen Empfang, Onkel, es wird Sie nicht verwundern, wenn ich Ihnen offenherzig gestehe, daß ich darauf nicht vorbereitet

war. Mein braver Vater sprach fast nie von seiner Familie, aber er hat uns doch wiederholt erzählt, daß seine Schwester und sein Schwager nichts von ihm wissen wollten, weil er die Frau, die er lieb hatte und die nur die Tochter eines kleinen Landapothekers war, geheirathet hatte."

„Ihr Onkel, lieber Neffe, hat sich in dieser Angelegenheit nichts vorzuwerfen! Ihre Tante — das ist etwas Anderes."

„Ich spreche davon, weil ich solche Angelegenheiten gar nicht begreife. Ich verstehe nichts von Mesalliancen."

„Ihre Großeltern dachten anders darüber und sie waren mit der Tante vollständig einer Meinung."

„Aber auf welchem vernünftigen Grunde beruht denn dies Alles?"

„Ihre Familie hat im vorigen Jahrhundert mehrere ihrer Glieder unter den regierenden Schöffen von Amsterdam gezählt — darin liegt es."

„Aber das ist doch Unsinn, Onkel?"

Herr von Roggeveen stimmte im Stillen bei — aber er begnügte sich mit einem gezwungenen Lächeln.

„Darf ich Ihnen also von meinen Plänen sprechen?" fuhr Wilhelm fort, da er einsah, daß der angeregte Gegenstand Schwierigkeiten herbeiführen werde und er seinerseits nicht zuerst das Einvernehmen stören wollte. Mit seinem gewohnten ernsthaften Blicke fuhr er fort:

„Wäre mit meinem Vater mir nicht die einzige Stütze in der Welt geraubt worden, so würden Sie mich hier nicht sehen, Onkel! Ich bin fast drei Jahre Student der Theologie gewesen, aber mancherlei Bedenken gegen diesen Beruf, welche rein persönlicher Art sind, ließen mich vor Kurzem den Entschluß fassen, mich ganz der Philologie zu widmen. Mein Vater billigte diesen Entschluß. Ich bereitete mich schon auf die Prüfung in diesem Fache vor — als mein Vater starb —"

Wilhelm suchte die Rührung, die ihn übermannte, dadurch zu bezwingen, daß er drei- oder viermal das glänzende braune Haar zurückstrich — er fühlte dann ein Erröthen in seine Wangen steigen und mit unsicherer Stimme fuhr er fort:

„Mein Vater starb und reichte mir zum Abschiede die Hand mit den Worten: Arbeite, Wilhelm, damit du von Niemand abhängig wirst! Sein bester Freund, der Oberst Falkner —"

„Oberst Falkner!" fiel Herr von Roggeveen ihm plötzlich in die Rede.

„Ja, Onkel, Oberst Falkner, der beste Freund meines Vaters, ein pensionirter Stabsofficier aus Breda — ich dachte, Sie wüßten von ihm durch unseren Notar."

„Fahren Sie nur fort, Wilhelm, der Name schien mir bekannt, aber ich kann mich irren. Ich habe nicht darauf geachtet, als ich den Brief des Notars empfing. Fahren Sie nur fort!"

Wieder überraschte es Wilhelm, daß Herr von Roggeveen sich mit einer gewissen Eile von der Angelegenheit losmachte und darum fuhr er noch unbefangener fort:

„Oberst Falkner hat mit mir darüber gesprochen, in welcher Weise ich meine Studien fortsetzen könnte, da mir die Mittel fehlen, auf der Universität zu verbleiben. Was ich nun bedarf, ist ein wenig Empfehlung, und gerade herausgesagt, wollte ich Sie darum bitten."

Herr von Roggeveen reichte Wilhelm die Hand und antwortete so herzlich als möglich:

„Was an mir liegt, werde ich gern thun, lieber Neffe."

„Ich danke Ihnen, Onkel! Ihre Güte überrascht und beschämt mich. Mein Anliegen ist sehr einfach. Vorläufig müßte ich eben in einer Erziehungsanstalt eine Lehrerstelle annehmen und mich dann auf mein Examen vorbereiten. Vielleicht könnte ich durch Ihren Einfluß eine solche Stelle erhalten."

Herr von Roggeveen stand auf und ging in Gedanken vertieft eine Weile auf und ab. Endlich blieb er vor Wilhelm stehen und frug:

„Hätten Sie nicht Lust, als Hülfsarbeiter ins Ministerium zu treten, es wäre eine anständige Stellung."

„Unmöglich, Onkel! Ich kann das Capital, welches mein guter Vater drei Jahre lang an meine Studien verwendete, nicht unbenutzt ruhen lassen. Hätte ich Jura studirt, dann würde es vielleicht gehen, aber so bleiben mir nur zwei Wege offen, entweder der Unterricht oder die Mitarbeiterschaft an einer Zeitung — aber zum letzteren bin ich noch zu jung und unerfahren."

„Nun, wir werden sehen; ich werde mir die Sache reiflich überlegen und es wird sich dann schon etwas finden. Inzwischen haben wir auf angenehme Weise Bekanntschaft gemacht und Sie bleiben eine Weile hier bei uns."

In diesem Augenblicke wurde die Thür des Studirzimmers ohne Anklopfen geöffnet. Wilhelm sah eine junge Dame hereintreten, wie er noch keine gesehen zu haben glaubte. Das feine, bleiche Gesicht, die dunklen geistreichen Augen, die zierliche Gestalt in geschmackvollem Sommeranzuge, Alles dies fesselte sofort seine Aufmerksamkeit. Die junge Dame zögerte eine Weile, bis ihr Vater ihr munter zurief:

„Komm herein, Eugenie! Du siehst hier Vetter Wilhelm Blankmann aus Utrecht. Meine älteste Tochter Eugenie, lieber Neffe!"

Wilhelm stand hierauf etwas verlegen von seinem Stuhle auf. Aber Eugenie trat freundlich auf ihn zu und sagte:

„Ich bin recht erfreut, Sie einmal zu sehen, Vetter! Es schien fast, als sollten wir niemals Jemand von Mama's Verwandten kennen lernen! Ein trauriger Verlust ist die Veranlassung Ihres Hierseins — ich habe herzlich daran Antheil genommen!"

Und Eugenie reichte ihm in der größten Ungezwungenheit die feine, weiße Hand.

Es würde schwer zu sagen sein, was dabei mit Wilhelm vorging. Das unverfälschte natürliche Wohlwollen der jungen Dame, die er als seine Verwandte begrüßen durfte, überströmte ihn plötzlich mit einer Fülle von Freude und Glück, wie er es früher nie empfunden hatte. Ein Erröthen stieg wieder in seine Wangen und er mußte sich Gewalt anthun, denn beinahe hätte eine Thräne seine Rührung verrathen. Flüsternd antwortete er:

„Ich danke Ihnen für so viel Güte, Cousine!"

„Meine Güte?" entgegnete Eugenie lächelnd; „bauen Sie darauf nicht zu viel! Wenn wir erst näher bekannt sind, wird Ihr Urtheil gewiß anders lauten. Nicht wahr, Papa?"

„Darüber kann ich nicht urtheilen, das gehört nicht in mein Departement, wie deine Mutter zu sagen pflegt," antwortete Herr von Roggeveen, gleichfalls lächelnd.

„Vetter Blankmann! Wir geben heute ein Diner! Hat Papa Sie eingeladen?"

Wilhelm sah flüchtig zu seinem Onkel hinüber, und da dieser schnell winkte, verbeugte er sich stillschweigend.

„Wilhelm wird bei uns logiren, nicht wahr?" frug Herr von Roggeveen.

Die ungewöhnliche Herzlichkeit von Vater und Tochter wirkten so bezaubernd auf den jungen Mann, daß er sich zuerst gar nicht fassen konnte, bis der Gedanke an die unbekannte Tante ihn wieder an die Vergangenheit erinnerte. Darum sagte er so höflich wie möglich, daß er nur für einige Tage im Haag verweilen könne, daß er bereits in einem Hotel abgestiegen sei, aber von Herzen gern dem heutigen Diner beiwohnen wolle.

„Nun gut. Das wird sich später Alles finden. Heute Mittag werden Sie einige unserer hiesigen Freunde kennen lernen. Eugenie, willst du es der Mama sagen?"

Eugenie sah ihren Vater fragend an; ein freundlicher Wink von ihm sagte ihr, daß sie die Herren allein lassen solle. Kaum war sie mit einem flüchtigen Abschiedswort zu Wilhelm's Bestürzung verschwunden, als Herr von Roggeveen auf ihn zutrat und sagte:

„Lieber Neffe, nun müssen Sie mir einmal ein Geständniß machen; ich hoffe, daß Sie Ihrem Onkel die Frage nicht übel nehmen werden! Wir sind hier an gewisse Ceremonien und Rücksichten gewöhnt, die Sie gewiß auch kennen werden; besonders bei unseren Diners. Ihre Tante sieht ganz besonders darauf, und darum, werden Sie nicht böse — aber haben Sie einen schwarzen Anzug bei sich und einen schwarzen Frack?"

„Freilich habe ich den, Onkel! In meinem Koffer im Hotel."

„Das ist schön! So machen Sie mir nun das Vergnügen und gehen Sie eilig in das Hotel, ziehen Sie Ihren Frack an und kommen Sie hierher zurück; ich muß Sie noch Ihrer Tante vorstellen, und das muß mit aller Feierlichkeit geschehen!"

Beide Männer lächelten — Wilhelm aber eilte sofort aus dem Studirzimmer.

Neuntes Capitel.

Eine Stunde später war die Familie von Roggeveen im großen Saale bei ein-

ander. Was die vier Damen betraf, so hatten sie die Absicht, noch einen kleinen Spaziergang im Wäldchen zu machen, mit Ausnahme von Eugenie, die wegen der Vorbereitung zu dem Diner beschlossen hatte, zurückzubleiben. In diesem wichtigen Augenblicke trat auch der Herr des Hauses herein, während er unseren Freund Wilhelm Blankmann, der sehr hübsch, wenn auch nicht ganz nach dem letzten Pariser Muster, in Schwarz gekleidet war, auf ungezwungene Weise seiner Frau und seinen Töchtern vorstellte.

„Euer Vetter Wilhelm Blankmann! Adrienne, der älteste Sohn deines verstorbenen Bruders.“

Frau von Roggeveen erhob schnell den Kopf — sie wußte, daß ihr Neffe angekommen war und erwartete in ihm einen sehr bürgerlich aussehenden jungen Menschen — in einem Worte, vollkommen unfähig in ihrer Nähe zu erscheinen, wie sie ziemlich entschieden ihrer jüngsten Tochter Sibylle erklärt hatte. Kaum war Wilhelm jedoch mit einer höflichen Verbeugung vor sie hingetreten, als sich ihr Blick erhellte. Seine Erscheinung und Kleidung waren jedenfalls erträglich und überdies hatte sie beschlossen, ihren Neffen zu dulden, wenn er in Nichts an seine bürgerliche Mutter erinnere. Glücklicherweise war Wilhelm von dieser edelmüthigen Absicht nicht unterrichtet und er war daher nicht wenig überrascht, als seine Tante ihm sehr freundlich die Hand reichte und im Tone der liebenswürdigsten Conversation zu ihm sagte:

„Wie geht es, lieber Neffe? Sie sehen meinem Bruder, dem Major, frappant ähnlich!“

Wilhelm drückte ihr gerührt die Hand und sagte ein paar dankbare Worte über ihre Freundlichkeit. Frau von Roggeveen fand seine Ausdrucksweise sehr gut und lächelte gegen Eugenie, die ihr bereits etwas zum Vortheil des Vetters gesagt hatte. Die beiden jungen Damen Jeanne und Sibylle reichten ihm darauf ebenfalls ihre zierlichen behandschuhten Fingerchen und lächelten so conventionell wie möglich.

Frau von Roggeveen machte die Bemerkung, daß sie eben im Begriffe gewesen seien auszugehen. Eugenie frug, ob der Vetter die Damen nicht begleiten wolle. Wilhelm wurde etwas verlegen, aber da sein Onkel ihm über die breiten Schultern seiner Tante ermuthigend zunickte, nahm er den Vorschlag so höflich wie möglich an.

Es war wirklich keine Sache von geringer Wichtigkeit für Wilhelm, mit seiner stattlichen, prächtigen Tante und den nicht weniger prächtigen Cousinen durch die Stadt zu gehen. Frau von Roggeveen sah so majestätisch aus in dem rauschenden Kleide von dunkelbrauner Seide und dem kostbaren bunten Shawl; die beiden Töchter schwebten förmlich in himmelblauer Barège, daß Wilhelm unwillkürlich an die ärmliche Lebensweise seines Vaters erinnert wurde und sich selbst frug, was die Cousinen wohl von dem einfachen Baumwollkleidchen seiner Schwester Louise sagen würden.

Aber ein Wort seines Onkels, als sie gerade das Zimmer verlassen wollten, hatte ihn vollständig beruhigt. Herr von Roggeveen hatte seinen Hut ergriffen und gesagt:

„Ich meinerseits gehe nach dem Casino. Vetter Wilhelm wird die Damen inzwischen unter seinen Schutz nehmen.“ Und zu seiner Gemahlin fügte er flüsternd hinzu: „Der arme Junge hat in der letzten Zeit viel Kummer gehabt. Laßt die Vergangenheit ruhen, Adrienne!“

So befand er sich nun unter den hohen Linden des Wäldchens, und Alles schien ihm ein Traum. Die beiden Cousinen bewegten sich wie glänzende lichtblaue Prinzessinnen aus einem Märchen vorwärts und seine Tante wurde umrauscht durch ein Gesäusel und Geraschel von schwerer Seide, das ihm so fremd in die Ohren klang, wenngleich er im Stillen darüber lächeln mußte. Wilhelm hatte in Utrecht nur mit drei oder vier seiner Comilitonen verkehrt und wußte sich in diesem Augenblicke auf keine andere Dame zu besinnen, als auf die blonde Tochter seines Hauswirthes, Fräulein Therese Jacobsen. Frau von Roggeveen ließ sich inzwischen über die herrlichen Spaziergänge im Wäldchen ausführlich vernehmen, aber Wilhelm fand an dem Menschengewühl und dem Gespräch der Tante so wenig Gefallen, daß seine Stimmung eine viel weniger günstige wurde, als sie durch den freundlichen Empfang seines Onkels und die herzlichen Worte Eugeniens geworden war.

Frau von Roggeveen hatte sich in ihrer gewohnten Vornehmheit und Pracht durch das Publicum bewundern lassen. Ihre Art zu grüßen, wenn die Hüte von allen Seiten abgenommen wurden, mochte etwas herablassender erscheinen, als es für eine solche erhabene Dame paßte, aber ihr Neffe Wilhelm bemerkte dies nicht. Das einzige, was er bemerkte, war der Umstand, daß er seiner Tante außerordentlich zu gefallen schien, so lange er schwieg und mit Andacht auf ihre Mittheilungen lauschte. Darum schwieg er fortwährend und gewann dadurch immer mehr in der Meinung seiner Tante, welche ihn für einen fügsamen und höflichen jungen Mann gelten ließ.

Man gelangte in die Nähe des Fahrweges. Auch dort schienen es die Menschen zu Pferde und in Wagen ganz besonders auf Wilhelm's Hut abgesehen zu haben, besonders herzliche Grüße wurden zwischen den Damen und einem sehr vornehmen Herrn in einem eleganten offenen Wagen gewechselt. Pferde, Wagen und Lakai, Alles war gleich glänzend und der Herr selbst, der darin saß, schien den Gipfelpunkt aller dieser Pracht zu bilden — obgleich ihn Wilhelm im Stillen ziemlich lächerlich fand. Zuerst tauschte dieser elegante Herr die allerhöflichsten Grüße mit Jeanne und Sibylle aus, die ein wenig vorausgingen, dann wiederholte er seine Höflichkeit vor Frau von Roggeveen.

Veranlaßt durch diese Begegnung, wurde Wilhelm eine lange Rede seiner Tante zu Theil, der er stillschweigend zu folgen schien.

„Dies ist ein sehr distinguirter Fremder —“ sagte Frau Roggeveen, in einem Tone, als wenn sie mit einer gewissen Gutmüthigkeit von ihrer enormen Höhe sich zu dem niedrigen Standpunkt des Zuhörers herablasse — „es ist der Herr Vicomte Coppin de Vergennes. Er wird heute mein Diner mit seiner Gegenwart beehren. Ein ausgezeichneter homme du monde, ein Edelmann von der ältesten französischen Noblesse, musterhaft in Allem; der interessanteste Mann, den ich jemals in unserer Residenz gesehen habe. Herr von Hochkirch hat ihn uns vorige Woche in Scheveningen vorgestellt, und seitdem hat er uns fast täglich dort Gesellschaft geleistet. Gestern hat er mir die Genealogie seiner Familie explicirt. Seine Vorfahren gehören zu dem Adel, der mit Ludwig dem Heiligen nach Palästina zog, drei Vergennes sind Marschälle von Frankreich gewesen, und die Mutter unseres Vicomte stammt aus einer der angesehensten Adelsfamilien der Normandie.“

Frau von Roggeveen mußte sich unterbrechen, da Jeanne sich mit der Bemerkung zu ihr wendete, daß die beiden jungen Damen sehr müde seien und daß man vor dem Diner noch Toilette machen müsse.

Als man darauf den Rückzug antrat, sah Frau von Roggeveen sich aufs Neue nach ihrem Neffen um, und zwar mit einer gewissen Liebenswürdigkeit, hinter welcher sie jedoch ihre großartige Selbstzufriedenheit nur schlecht verbergen konnte.

„Ja, lieber Neffe,“ sagte sie, „ich kann es nicht verhehlen, daß ich von unserem neuen Freunde sehr eingenommen bin und daß es mir schmeichelt, zu bemerken, wie behaglich er sich in unserer Familie fühlt und daß er unsere Töchter ganz besonders auszeichnet. Uebrigens kann unsere Familie dreist neben dem Vicomte auftreten; die Roggeveen sind von altem Adel. Meine Eltern und Ihre Großeltern stammen in directer Linie von dem Amsterdamer Schöffen, Wilhelm Hendrikzoon Blankmann, der im sechzehnten Jahrhundert lebte. Auch unter seinen Nachkommen waren mehrere regierende Schöffen. Durch die traurige Revolution von 1795 ist unsere Familie zurückgegangen, aber wir haben uns wieder emporgearbeitet und Niemand wird mir das Lob verweigern können, daß ich die Ehre der Familie stets aufrecht erhalten habe.“

Wilhelm hob den Kopf schnell empor. Seine Züge waren plötzlich todtenbleich geworden — er glaubte, daß seine Tante mit diesen Worten etwas Nachtheiliges habe gegen seinen Vater sagen wollen. Daran hatte Frau von Roggeveen jedoch keineswegs gedacht. Sie bemerkte daher Wilhelm's Entrüstung gar nicht, und nachdem sie ein paar Vorübergehende sehr anmuthig gegrüßt hatte, fuhr sie mit immer anmaßenderer Herablassung fort:

„In dieser Hinsicht habe ich meine festen Grundsätze. Ihre Großeltern haben mir stets die größte Achtung für ihren Namen eingeflößt, und wenn meine Jugend auch manche Mühseligkeiten aufzuweisen hat

und mein Vater damals manche erniedrigende Beschäftigung übernehmen mußte, so empfing ich doch eine Erziehung, wie sie meinem Stand und Rang angemessen war — und Ihr Vater wurde zum Officier erzogen, weil diese Laufbahn unseren Wünschen am besten entsprach. Seit meiner Verheirathung veränderte sich Alles zum Guten und die Großeltern verlebten hier noch einige Jahre in stillem Frieden, was ich immer als die schönste Belohnung dafür betrachtet habe, daß sie ihren Principien unveränderlich treu blieben."

Wilhelm wurde es bei allen diesen Auseinandersetzungen immer unbehaglicher zu Muthe, und da er fühlte, daß ein längeres Stillschweigen für Zustimmung gelten konnte, so wagte er endlich ganz bescheiden zu entgegnen:

„Ich glaube, daß im Allgemeinen der Einfluß der Eltern auf unsere ganze Denkweise von großem Gewichte ist. Meine Eltern, die ich leider beide verloren habe, lehrten mich, daß man weniger Werth dem Namen selbst beilegen solle, als vielmehr dahin streben, daß dieser Name in der Welt unangetastet und unabhängig bleibe durch ehrenhafte Handlungen und vor Allem durch ehrenhafte Arbeit. Ich habe meinen Eltern versprochen, in diesem Geiste zu leben, und ich kann nicht verhehlen, daß ich fürchte, Ihre Ansichten, Tante, nicht immer theilen zu können."

Frau von Roggeveen lächelte.

Sie wunderte sich über die Naivetät des verwaisten Neffen, dem sie, seiner ziemlich vortheilhaften Erscheinung wegen, gestattet hatte, sie zu begleiten, aber sie konnte sich durchaus nicht denken, daß dieser Neffe abweichender Ansicht sein könne.

Mit noch herablassenderer Freundlichkeit sagte sie daher:

„Die Anhänglichkeit an unsere Eltern ist eine gute Eigenschaft, mein lieber Neffe, und Sie mögen ruhig von meinen Ansichten zuweilen abweichen. Eine wohlerzogene Frau ist natürlich aristokratisch gesinnt und fürchtet sich nicht, ihre Ansichten zu vertreten. Aber wir werden uns schon einigen! Sie sind ein Blankmann und: bon sang ne peut mentir!"

Nach diesen Worten schwiegen beide während des Rückweges.

* * *

Eine Stunde später fanden sich die Gäste der Frau von Roggeveen in einem großen Salon zusammen.

Die Dame des Hauses stand bei einem dunkelrothen Divan und empfing die Begrüßungen ihrer Freunde, die sich langsam bei ihr einfanden. Der etwas auffallende Farbenreichthum in diesem Gemach, wo Gold, Bronce, Marmor, sowie dunkelrothe Seide und Sammtstoffe das Auge ermüdeten, wurde ein wenig gemäßigt durch Vasen von blauem Porzellan auf Ständern von Bronce, mit kostbaren und wohlriechenden Blumen sehr geschmackvoll gefüllt. Nach und nach drängte sich eine immermehr anwachsende Menge von Damen in dem Zimmer zusammen, und die vielen hellfarbigen Sommertoiletten machten bei dem dunkelrothen Grunde der Wände einen sehr guten Effect.

Wilhelm Blankmann stand zur Seite. Er suchte so ruhig wie möglich die Menge der fremden Gäste zu übersehen. Obschon er plötzlich sich in eine beinahe unbekannte Welt versetzt sah, fühlte er sich doch gar nicht beengt durch das glänzende Gewühl, das ihn umgab. Seine Tante schien die wenigen freimüthigen Worte nicht schlimm gedeutet zu haben. Sie hätte ihn seit ihrer Zurückkunft vollständig an Eugenie überlassen und diese hatte ihn um Rath gefragt in Bezug auf das Arrangement der Blumen in den Porzellanvasen, welchem Verlangen er mit einiger Verlegenheit nachgekommen war.

Er trachtete zuerst, sich ganz im Hintergrunde zu halten und Alles zu beobachten, ohne daß man ihn in seiner Einsamkeit störte. Und wirklich bemerkte Niemand unter den vornehmen Gästen den unbekannten jungen Mann, während man sich in bunten Gruppen um die Frau des Hauses und ihre Töchter versammelte.

Neben seiner Tante bemerkte Wilhelm eine sehr majestätische Dame, eine schlanke Frau, welche die erste Jugend bereits hinter sich hatte, mit einem kalten, äußerst zarten Gesichte und schönen schwarzen Locken, zwischen denen strahlende Juwelen funkelten. Ein Theil des Gespräches erreichte sein Ohr.

„Ich fühle mich sehr geschmeichelt!" sagte Frau von Roggeveen.

„Ich hatte keine Lust zu Hause zu bleiben! Dyrenvord ist durchaus nicht ernst-

haft unwohl — er muß nur sein Zimmer hüten."

„Bei Ihrem charmanten Diner am vergangenen Mittwoch fand ich den Baron schon etwas leidend."

„Dyrenvord scheint zuweilen an Melancholie zu leiden. Was haben Sie da für allerliebste Blumen!"

Die Baronin von Dyrenvord beugte sich über die blaue Vase, die in ihrer Nähe stand. Da sie heute durchaus nicht von ihren merkwürdigen Kopfschmerzen geplagt wurde, konnte sie sich ungestraft vorn über bücken und den Duft der blühenden Rosen genießen.

Wilhelm zog sich unwillkürlich zurück, denn er fürchtete instinctmäßig den kalten Blick dieser stolzen Frau. Indem er sich umwendete, bemerkte er den eleganten Herrn, der im Wäldchen so freundlich gegrüßt hatte und der von so altem französischen Adel abstammte, wie seine Tante ihn belehrt hatte. Herr von Vergennes hatte bereits einige höfliche Worte mit der Frau des Hauses gewechselt und plauderte nun auf das Allercharmanteste mit den jungen Mädchen. Wilhelm heftete seinen Blick eine Weile auf die Gruppe. Er konnte nicht verkennen, daß der französische Edelmann eine vortheilhafte Erscheinung besaß, aber das Uebermaß von Ziererei in Haltung und Kleidung erschien ihm doch einigermaßen lächerlich.

Ein anderer junger Herr, der Wilhelm unbekannt war, aber mit seinem blassen und abgezehrten Gesicht in dem schwarzen Gesellschaftsanzuge recht unglücklich aussah, folgte den Gesprächen des Franzosen mit den jungen Damen und ließ zuweilen ein nervöses Lachen hören, wenn die jüngere Tochter des Hauses die liebenswürdigen Schmeicheleien des Herrn von Vergennes beantwortete. Die Ankunft einiger neuen Gäste ließ die Gruppe auseinander weichen. Die beiden Herren standen nun mit dem Rücken nach Wilhelm gewendet. So vernahm er das folgende Gespräch. Der Vicomte flüsterte:

„Wann geben Sie Revanche?"

„Heute Abend!"

„Um Mitternacht?"

„Gut, um Mitternacht!"

Wilhelm trat zur Seite, um nicht gegen seinen Willen ein Gespräch zu belauschen, das jedenfalls sehr vertraulich geführt wurde, und bemerkte nun, daß einige neu angekommene Gäste ganz besonders freundlich durch seinen Onkel empfangen wurden. Es war ein auffallendes Paar, ein altes, mageres Herrchen mit greisem Haar und blauer Brille, und eine junge Frau in außerordentlich prächtiger Toilette. Sie schwebte in ihrem grünseidenen Schleppkleide, auf welchem ganze Wolken von Spitzen trieben, mit einem so auffallenden Geräusche vorwärts, daß Wilhelm unwillkürlich an das Theater erinnert wurde und an das Auftreten von effectvollen Schauspielern.

Herr von Roggeveen drückte dem alten Herrn mit besonderer Auszeichnung die Hand. Dieser nickte nur mit dem Kopfe und blieb darauf stocksteif stehen. Die junge Dame wurde sofort von einer Menge von Gästen umringt, und besonders beeiferten sich die jungen Mädchen, ihr die Hand zu drücken. Wilhelm schien mitten in seinen Betrachtungen gar nicht zu bemerken, daß seine älteste Cousine Eugenie, als sie einen Augenblick allein stand, sich lächelnd zu ihm wendete.

„Nun, Vetter," flüsterte sie so plötzlich, daß er beinahe darüber erschrak — „Sie möchten wohl gewiß gern wissen, wer alle die fremden Leute sind?"

„Ich müßte befürchten, daß ich die vielen schönen Namen nicht alle zugleich behalten könnte."

„Gedulden Sie sich nur einen Augenblick. Bei Tische werden Sie an meiner Seite sitzen und dann sollen Sie ganz gemächlich die Leute alle kennen lernen."

Eugenie mischte sich wieder in das Gewühl der Gäste. Ihr Lächeln hatte Wilhelm wohlgethan. Er folgte ihrer schlanken Gestalt mit einer Empfindung, worin Dankbarkeit und Interesse um den Vorrang stritten. Nach dem Gespräche mit seiner Tante und unter allen diesen fremden Menschen war ihm ihr freundliches Wort eine wahre Erquickung.

Das Geräusch einer Anzahl schleppender Kleider weckte ihn aus seinem Nachdenken. Die Gesellschaft war unterwegs nach dem Speisesaal. Er wartete, bis der Strom an ihm vorübergerauscht war. Er sah, wie sein Onkel der schlanken Dame mit dem blassen Gesicht, welche die Blumen in der Porzellanvase so aufmerksam betrachtet hatte, seinen Arm bot. Sie

sprachen nicht mit einander, aber sie schienen wie alte gute Freunde einen raschen Blick zu wechseln. Unter den letzten Personen, die sich dem Zuge anschlossen, bemerkte er sein jüngstes Cousinchen, die zehnjährige Sibylle.

„Wollen wir den Zug schließen?“ frug er.

Sibylle nickte, und so sah man ihn sich ein wenig überbeugen, um dem Mädchen seinen Arm anzubieten, worauf beide mit der vollkommensten Würde den breiten Gang durchwandelten und den Schluß der bunten Reihe von Gästen bildeten. Als unser Paar in den luftigen Speisesaal eintrat, dessen weitgeöffnete Glasthüren in den Garten führten, stießen sie auf die hübsche Jeanne, die mit einem verdrießlichen Lächeln zur Seite trat. Durch ein zufälliges Zusammentreffen von Umständen war die wohlerzogene Brüssel'sche Pensionsschülerin am Arm einer Dame hereingeführt worden. Die Zahl der Damen übertraf die der Herren, und der galante Vicomte de Vergennes hatte Niemand Geringeren geführt, als Frau von Roggeveen selbst.

Mit großem Aufwand von Würde hatte diese sich durch den Speisesaal bewegt und mit gleicher Würde suchten die meisten Gäste nach ihren Plätzen, welche durch das Geschick der Hausfrau und Eugeniens so angenehm wie möglich für jeden Einzelnen bestimmt waren. Schweigend setzte man sich nieder, während Jeder nach irgend einem Einfall zu suchen schien, um ihn seinem Nachbar flüsternd mitzutheilen. Darauf fing das Diner gleichfalls stillschweigend an und die Lakeien mit weißen Handschuhen bewegten sich eifrig hin und her.

Frau von Roggeveen hüllte sich fortwährend in das Festgewand ihrer liebenswürdigsten Vornehmheit. An ihrer rechten Seite saß der Vicomte und sie lauschte mit höflichem Wohlgefallen auf seine geistreichen Bemerkungen. Fräulein Jeanne war ihr vis-à-vis und betheiligte sich zuweilen, mit einem liebenswürdigen Lächeln um den schönen Mund, an dem Gespräch mit dem angesehenen Fremden. Sie selbst hatte den jungen Herrn von Hochkirch zum Tischnachbar, aber dieser sprach gewöhnlich sehr wenig und beschränkte sich auf kurze Antworten. Der Herr des Hauses saß am oberen Ende in Gesellschaft der Baronin von Dyrenvord und des alten mageren Herrn mit der blauen Brille. Auch hier war das Gespräch anfänglich nicht sehr lebendig. Die Baronin gebrauchte fortwährend einen wunderschönen Fächer, und alle Damen in ihrer Nähe folgten ihrem Beispiele. Köstliche Schüsseln wurden angeboten und vortrefflicher Wein geschenkt, aber die Temperatur der Gemüther schien in vollkommenem Contrast bleiben zu sollen mit der schwülen Sommerluft, welche von draußen hereinströmte.

Der alte Herr mit der blauen Brille war lange Zeit in Ostindien gewesen, und das Gespräch, welches endlich zwischen ihm und seinen Nachbaren zu Stande kam, drehte sich um die Vorzüge des dortigen Lebens. In einer Pause, während welcher der alte Herr die Aufmerksamkeit einem feinen Gerichte und dito Glase zuwandte, richtete die Baronin flüsternd die Worte an den Hausherrn:

„Das wäre eine Illusion für mich, nach Ostindien zu reisen und das träumerische Leben dort mitzuträumen, ohne alle diese Anforderungen von Seelengröße, mit denen man mich hier peinigt.“

Herr von Roggeveen antwortete ebenfalls flüsternd, während er seinem Gesichte den Ausdruck gleichgültigster Höflichkeit gab:

„Diesen Plan sollten wir näher ins Auge fassen.“

Der alte Herr hatte seine gastronomische Untersuchung beendigt und begann wieder, sich lang und breit über sein Lieblingsthema Ostindien auszulassen.

Inzwischen war der allgemeine Ton der Unterhaltung etwas lebendiger geworden, während die Mahlzeit weiter fortschritt und die Lakeien mit den weißen Handschuhen allerlei Titel von Weinsorten nannten, die Wilhelm Blankmann unbekannt und Herrn von Vergennes unverständlich vorkamen. Wilhelm saß neben der ungewöhnlich eleganten Dame, welche durch den alten Herrn mit der blauen Brille eingeführt worden war, und an der anderen Seite hatte seine Cousine Eugenie Platz genommen. Sobald sie sich niedergelassen hatten, machte Eugenie ihren Cousin mit Frau v. Dornbach bekannt, worauf diese Dame der äußeren Erscheinung ihres Nachbars einen flüchtigen Blick geschenkt hatte. Sie hatte so viel als nichts dabei gesagt

und eben so tapfer mit einem Fächer von feinem ostindischen Holze manövrirt, wie die Baronin von Dyrenvord an der anderen Seite.

Wilhelm hatte bereits gewagt, ein paar Worte mit seiner Cousine zu wechseln und Eugenie hatte ihm zuvorkommend geantwortet. Als nun das Gespräch im Allgemeinen lebhafter wurde und Frau von Dornbach mit ihrem Nachbar an der anderen Seite, einem fremden jungen Manne, der als Attaché bei einer Gesandtschaft figurirte, eine französische Unterhaltung angeknüpft hatte, fürchtete Eugenie, daß der bescheidene Student inmitten der glänzenden Residenzgesellschaft sich einsam fühlen möchte, und sie richtete mit unverkennbarem Wohlwollen die Worte an ihn:

„Wollen wir uns jetzt ein wenig orientiren, Vetter?

„Gern!“

„Wir wollen mit Mama beginnen. Rechts von ihr sitzt der Vicomte de Vergennes, der französische Herr, der jetzt so eifrig mit Jeanne und ihrem Nachbar, dem Herrn von Hochkirch, spricht.“

Wilhelm erkannte den bleichen jungen Herrn, der mit dem Franzosen über Revanche gesprochen hatte.

„Das ist gewiß ein sehr vornehmer Herr?“ sagte er mit einem Anflug von Ironie.

„Ich werde es Ihnen sofort sagen, aber zuvor müssen Sie mir versprechen, etwas leiser zu reden.“

Wilhelm ging auf diese Bedingung ohne Schwierigkeit ein. Die behagliche Weise, in welcher Eugenie mit ihm, wie mit einem alten Bekannten umging, war ihm äußerst wohlthuend. Er hätte nie gedacht, daß seine Blutsverwandten in der Residenz irgend welchen Antheil an ihm nehmen würden, und nun fand er eine Cousine, die mit der natürlichen Zuneigung einer Verwandten das unerwartete Wohlwollen einer geistvollen jungen Dame vereinigte. Er war vielleicht wieder etwas gerührt, als er antwortete:

„Wenn Sie mir das Vorrecht einräumen, flüsternd mit Ihnen sprechen zu dürfen, so werde ich davon Gebrauch machen.“

„Natürlich! Wie sollte ich Ihnen sonst unsere Gäste schildern können! Hören Sie also! Herr von Hochkirch ist aus einer vornehmen hiesigen Familie und hält nichts von Deutschland, weil man dort schlecht ißt, aber auch nichts von unserem Ministerium, weil er dort von Zeit zu Zeit etwas zu arbeiten bekommt.“

In diesem Augenblicke schien Herr von Vergennes etwas sehr Schmeichelhaftes für Jeanne gesagt zu haben, denn diese lächelte verlegen und beschäftigte sich sehr eifrig mit dem Fragment von einem gebratenen Huhne, bei welcher Gelegenheit sie ihre dunkelen Augen sehr sittsam auf ihren Teller gerichtet hielt.

Wilhelm Blankmann sah seine Nichte Eugenie fragend an; dann machte er von dem ihm verliehenen Rechte Gebrauch und sprach leise flüsternd:

„Herr von Vergennes scheint Ihre Schwester ganz besonders zu bewundern.“

„Jeanne nimmt Alles für baare Münze,“ entgegnete Eugenie; „sie ist noch sehr jung und kommt eben aus der Pension.“

„Wer ist dort der Herr mit der blauen Brille?“ fuhr Wilhelm fort.

„Ein reicher Herr aus Ostindien. Sein Name ist Briland. Mama mag ihn nicht, aber wir laden ihn ein, weil er seiner Tochter, Ihrer Nachbarin, Frau von Dornbach, Gesellschaft leistet.“

„Die Dame ist also verwittwet?“ frug Wilhelm, beinahe unhörbar flüsternd.

„Weshalb?“

„Weil sie mit ihrem Vater kommt. Daraus schließe ich, daß ihr Mann todt ist.“

Eugenie schüttelte leise den Kopf. „Herr von Dornbach ist in bester Gesundheit zu Hause geblieben. Er geht nicht in Gesellschaften und unterhält sich mit seinen beiden Kindern.“

Unwillkürlich blickte Wilhelm nun auf seine Nachbarin auf der anderen Seite. Sie besaß ein angenehmes jugendliches Gesicht von so auffallend schöner Färbung, daß selbst der unbefangene Wilhelm über die Echtheit derselben in Zweifel gerieth; während sie immer noch eifrig den Fächer handhabte, beantwortete sie Wilhelm's Blick mit einem Gegenblick, der ihn etwas erschreckt sein vertrauliches Geflüster abbrechen ließ. In solchem Augenblick, wenn man sich bewußt ist, von Jemand gesprochen zu haben, der uns plötzlich einen ausforschenden Blick zuwirft, entsteht eine kleine Gewissenswallung und wir fürchten, daß man uns ertappt habe. Wilhelm

war in dieser Stimmung, und um sie zu verscheuchen, sagte er zu Frau von Dornbach:

„Es scheint draußen im Garten kühler zu werden, gnädige Frau."

„Sehr möglich," entgegnete sie etwas spitz, „aber die Gaskronen erhöhen die Wärme im Saale."

Frau von Dornbach hatte sich darüber geärgert, daß der junge unbekannte Mann nicht von Anfang an eingesehen hatte, es sei seine Pflicht, sich mit ihr und nicht mit seiner Cousine zu unterhalten. Da nun auch der Attaché an der anderen Seite nicht sehr gesprächig war, so langweilte sich Frau von Dornbach, und der Ton, in welchem sie Wilhelm's Frage beantwortete, war nicht besonders liebenswürdig.

Sehr betroffen nahm dieser seine Zuflucht zu einer Schale mit herrlichen Weintrauben und bot diese der erzürnten Dame so höflich wie möglich an.

„Ich danke Ihnen, Herr Blankmann; ich mag diese hiesigen Früchte nicht."

„In Ostindien sind sie besser, sagt man!"

„Gewiß, Herr Blankmann! Alles ist feiner und besser in Ostindien — die Menschen, die Manieren, das ganze Leben."

„Es war mir bekannt, daß die Natur dort entzückende Schönheiten und große Vorzüge hat, aber ich habe nie gehört, daß man daselbst angenehmer und häuslicher lebte wie hier."

Frau von Dornbach schlug ihren Fächer mit lautem Geräusche zusammen und blickte Wilhelm mit schlecht verhehlter Entrüstung an.

„In Ostindien lebt man sehr angenehm, Herr Blankmann! Ich weiß nicht, ob man dort häuslich lebt, weil die Ansichten über die Häuslichkeit verschieden sind. Man schließt sich dort nicht in einen Käfig und lebt lieber frei, als hinter einem Gitter."

Wilhelm sah sehr überrascht auf. Er antwortete lebhaft:

„Ich habe unser häusliches Leben noch nie mit einer Gefangenschaft vergleichen gehört und selbst die Vögel, die frei in der Natur leben, kehren doch nach ihren Nestern zurück, um ihre Jungen zu versorgen."

„Das mag sein. Ich verstehe zu wenig von Naturgeschichte, um widersprechen zu können, aber ich weiß, daß die Menschen hier meistens in ihren Stuben von einem Haufen Kinder umgeben sind, als ob sie hinter einem Gitter oder auf einer verlassenen Insel sich befänden."

Wilhelm fühlte große Lust, diese seltsamen Anschauungen zu bekämpfen, als Eugenie sich mit den Worten einmischte:

„Nun, gnädige Frau, wir hier sind durchaus nicht gegen Unterhaltungen und Vergnügungen eingenommen."

„Es mag angehen, Eugenie, aber es langweilt mich, wenn ich unsere Herren und Damen in den Kinderstuben antreffe und sie lange Reden über die Vorzüge ihrer Nachkommenschaft führen höre. Wozu sind denn Kindermädchen, Bonnen und Gouvernanten auf der Welt?"

„Darf ich mir erlauben, der gnädigen Frau eine Frage vorzulegen?" frug Wilhelm.

Frau von Dornbach bewegte den Kopf, ohne zu sprechen.

„Haben Sie auch Kinder, gnädige Frau?"

Der Fächer wurde weit ausgebreitet über den glänzenden Hals und Busen gelegt, während der Kopf wieder nickte.

„Dann vermuthe ich —" fuhr Wilhelm fort, „daß Sie überhaupt keine Vorliebe für Kinder haben."

„Im Allgemeinen, nein, Herr Blankmann. Meine beiden kleinen Mädchen sind allerliebste Püppchen, aber die älteste ist ungefähr fünf Jahre alt und kann mir also durchaus noch keine Gesellschaft bieten."

Wilhelm's Auge glänzte von ungewöhnlicher Rührung, als er antwortete:

„Ich fürchte, daß die gnädige Frau mich sehr albern finden werden, aber ich erinnere mich mit unaussprechlicher Wehmuth, wie lieb mir die Gesellschaft meiner Mutter wurde, als ich ein Kind von fünf, sechs oder sieben Jahren war. Ich habe meine Mutter verloren, als ich ein Knabe von etwa sieben Jahren war, aber noch in diesem Augenblicke kann ich sie mir lebendig vorstellen. Sie war eine schlanke Frau mit schönen blonden Haaren und solchen tiefen blauen Augen, daß ich oft stillschweigend sitzen konnte und sie anstarren, ohne ein Wort zu sprechen. Hat man doch als Kind auch schon seinen Kummer! Sobald meine Mutter dann die Hand mir auf das Haupt legte und meinen Namen aussprach, wurde ich plötzlich so zufrieden, so namenlos ruhig, als ob keine Macht der Welt mich kränken könne. Ich habe das nie vergessen, seitdem ich meine

Mutter entbehren muß, und ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn meine Mutter mich nicht vor meinem fünften Jahre hätte sehen wollen."

„Der Kaffee wird im Garten servirt," sagte der Attaché mit lauter Stimme.

Frau von Dornbach hatte während Wilhelm's Antwort langsam ihre tadellos weißen Handschuhe angezogen, wobei sich ihre kleinen Hände sehr vortheilhaft präsentirten. Schweigend nahm sie den Arm des sich verbeugenden Diplomaten und folgte den übrigen Gästen nach dem ausgedehnten Garten hinaus.

Wilhelm sah ein, daß er vergeblich gesprochen hatte. Als er aufstand, bemerkte er seine Cousine Eugenie, die mit einem höchst ernsthaften Blicke sitzen blieb, während die Anderen sich entfernten. Als sie aus ihrem Nachdenken erwachte und rasch aufstand, bot Wilhelm ihr seinen Arm an.

„Ich habe Sie etwas zu fragen, Vetter Wilhelm!" sagte sie mit einer gewissen Bewegung in der Stimme — „lassen Sie uns einen Augenblick in den Garten gehen."

Ihre Hand zitterte, als sie dieselbe auf seinen Arm legte. Wilhelm ermannte sich, um nicht ergriffen zu scheinen, aber sein Herz klopfte heftig, wie er die schlanke Gestalt seiner Cousine so an seiner Seite gehen sah. Es war ihm, als rausche eine süße Musik durch die Lindenwipfel, als sie in den Garten kamen. Beide schwiegen.

(Forts. folgt.)

Adalbert Stifter.

Eine Skizze seines Lebens und Schaffens.

Von

P. K. Rosegger.

„Aber bei meiner Treu, ich sag's: dieser Bub' spricht wie der heilige Geist selber!"

So rief vor beiläufig fünfzig Jahren in einem Hause des Böhmerwaldes eine alte Bauersfrau aus, und zwar über einen kleinen, neunjährigen Enkel, der vor ihrem Spinnrocken saß und ihr die Bibel auslegte. Sonst war es immer sie, die Großmutter gewesen, die dem Kleinen Märchen erzählt hatte, wie sie jede alte deutsche Frau aus ihrem Spinnrocken heraus zu spinnen weiß. Und plötzlich sah sie sich nun überholt, und der Junge wußte wie ein Pfarrer, der zwölf lange Jahre wohl studirt, die Schrift auszulegen, und er sprach schier wie der heilige Geist selber.

Des Knaben Vater war ein Leineweber in der Ortschaft Oberplan. Zu diesem sagte nun eines Tages die Großmutter:

„Weißt du was, der Adalbert muß studiren, in dem steckt ein Bischof."

Deß war der Weber rechtschaffen zufrieden, und sofort wurde es so angestellt, daß der Caplan des Ortes dem Kleinen lateinischen Unterricht ertheilte. Freilich nur für kurze Zeit; erklärte eines Tages der geistliche Herr dem Webermeister: Der Bursche habe nachgerade gar kein Talent; es sei um jeden Groschen schade, der für ihn verausgabt werde.

An den Webstuhl mußte der Adalbert; die alte Großmutter aber ließ es sich nicht nehmen, daß in dem Kleinen was Großes stecke, und wagte schließlich sogar die Behauptung, der Adalbert sei um eine gute Kopflänge gescheidter als der geistliche Herr Caplan. Und nach dem Tode des Webermeisters, den eines Tages ein umstürzender Flachswagen erschlagen, wußte es die alte rührsame Frau durchzusetzen, daß der Knabe in die Benedictinerabtei zu Kremsmünster in Oberösterreich gebracht wurde. Ein der Familie befreundeter Priester nahm sich des Jungen an, und nun stellte es sich wirklich bald heraus, daß die Bauersfrau recht gesehen hatte. Ein großes Talent zum schnellen und gründlichen Erfassen der Lehrgegenstände, und ein heller Geist offenbarte sich in dem jungen Stifter Adalbert. Um den Seinen nicht zur Last zu fallen, erwarb er sich durch Unterrichtgeben seinen Bedarf, und in wenigen Jahren hatte er die sechs Gymnasialclassen und die zwei Jahrgänge der Hochschule zu Kremsmünster absolvirt. Widmete sich außerdem auch der Musik, der Malerei und besonders dem Naturstudium in der herrlichen Umgebung von Kremsmünster und im Angesichte der Alpen.

— In den Priesterstand treten, der Welt entsagen zu einer Zeit, da sie gerade am begehrenswürdigsten ist — das bringt nicht Jeder, das brachte Stifter am wenigsten über sich. Seine Seele wäre groß genug gewesen zu einer Priesterseele — kein Zweifel! aber sein Herz glühte zu sehr dieser Welt entgegen, mit ihrer Naturpracht, mit ihrer Kunstschöne, die dem Weltbürger, der sie, wie Stifter zu fassen und zu verstehen weiß, Elysien baut allerwege. Es ist immerhin eine beachtenswerthe Erscheinung, daß so viele Künstler und Kunstgrößen ursprünglich dem Priesterstande bestimmt gewesen. Eine Strecke sind sie den Weg des Theologen gegangen, bis die eigenen Füße gekräftigt, eigene Wege einschlagen konnten. Große Genies sah die Kirche scheiden und zur profanen Welt zurückkehren; aber wer weiß, ob sie deswegen auch nur ein einziges Mal ernstlich geklagt, ob sie nicht etwa doch stets berechnet hat, daß der Theologie erzogene Geister im Bereiche des Profanen mehr für das Kirchenthum zu wirken vermögen, als unter Krummstab und Soutane. Sie hat sich hierin im Allgemeinen nicht getäuscht; an Stifter aber war ihre Erwartung doch nicht so ganz in Erfüllung gegangen.



Adalbert Stifter.

In seinem einundzwanzigsten Lebensjahre (1826) ging Stifter nach Wien, um sich durch juridische Studien eine Laufbahn zu erschließen, die nicht wie der Priesterstand weltfreude- und hoffnungslos finsterer Weihrauchnebel durchziehen muß,

sondern die auf sonnigen Höhen des Menschenthumes wandelt. Neben seinen Fachstudien betrieb Stifter, und vielleicht mit größerem Eifer, als die herbtrockenen Documente des römischen Rechtes, Mathematik, Naturgeschichte und Malerei. Von diesen Gegenständen endlich ganz hingerissen, gab er auch den Gedanken an eine Beamtenstelle auf. Das war kühn von dem jungen hablosen Mann; indeß bewarb er sich mit Glück um Privatunterricht, und während er selbst seine Studien eifrigst förderte, ertheilte er manchem jungen Millionerben Unterweisung in der Mathematik und Naturgeschichte. Auch dem Sohne des Fürsten Metternich hat Stifter Unterricht gegeben.

Während sich der junge Mann in Wissenschaft und Kunst, besonders in der Malerei übte, ahnte kein Mensch, vielleicht auch er selbst nicht, daß er dichtete. Die allgemeinsame Ursache, die den Legionen von Dichtern und Dichterlingen die erste Feder in die Hand gedrückt, mochte wohl auch bei unserem Adalbert die Veranlassung dazu gewesen sein; wenigstens fällt seine erste Liebe um jene Zeit. Allerdings schlug Stifter sogleich ein radicales Mittel dagegen ein, indem er seine Geliebte, ein armes aber braves Mädchen, zur Frau nahm. Allein der Hang zum Dichten war seltsamerweise geblieben. Fällt eines Tages ein beschriebenes Heft aus seiner Rocktasche; Freunde heben es rasch auf, lesen es hinter seinem Rücken durch. Das ist ein ganz wundersames Ding, in welchem von einem Ballon erzählt wird, und wie ein übermüthiges Mädchen in die Luft fährt. Die Erzählung ist mit einer erstaunlichen Vollendung geschrieben, besonders mit einer Detaillirtheit und Wahrheit der Naturschilderung, wie Aehnliches die deutsche Literatur bisher kaum aufzuweisen hatte. Stifter's Freunde gaben nicht nach, bis dieses wahrhaftige Meisterstück unter der Ueberschrift: „Der Condor“ in der „Wiener Zeitschrift“ für 1840 zum Abdrucke gelangt war. Da that das Publicum die Augen auf; das war einmal etwas Neues, Ursprüngliches mitten in der Mattheit und Schalheit der damaligen Literatur, an welcher die Censur mit so unnachahmlichem Eifer Pathen- und Todtengräberstelle vertreten hatte. Wie nun auch in anderen Zeitschriften und Jahrbüchern weitere Arbeiten von Adalbert Stifter folgten, so gab es leider bei diesem Schriftsteller für die Censur fast nichts zu streichen, womit aber nicht gesagt sein kann, daß Stifter den Anforderungen der damaligen politischen Verhältnisse entsprach, vielmehr aber, daß er allen Calamitäten der Corruption auf mehr als Schußweite aus dem Wege ging. Schon damals wurde gesagt, Stifter stehe über den Parteien und über der Zeit, und der Geister Finsterniß vermöge den Glanz seiner Dichtungen nicht zu trüben. Im Gegentheile, Stifter's in den Jahren 1844 bis 1848 bei Gustav Heckenast in Pest erschienene Sammlung: „Studien“ warf in die Gesellschaft einen mildfreundlichen Strahl, dem sich jedes besser geartete Gemüth sofort zuwendete.

Bei aller Liebe zur Freiheit — wohlgemerkt zur sittlichen Freiheit — war das Revolutionsjahr kein Ding für Adalbert Stifter. Nach seinem Dafürhalten durften die sittlichen Ideen der Menschheit niemals mit unsittlichen Mitteln angestrebt werden. Stifter ging dem Riesenkampfe, der nur zu bald in Raub und Mord ausartete, aus dem Wege und verlegte seinen Wohnsitz von Wien in die stillere und freundliche Donaustadt Linz.

Wenige Jahre darauf (1850) wurde ihm ein Ehrenamt zu Theil, das ihm freilich in der wieder hereingebrochenen Reaction bald zu einer recht unerquicklichen Würde heran- und über den Kopf wuchs. Stifter wurde Schulrath der Volksschulen für Oberösterreich.

Aber er zog sich mehr und mehr zurück in die stille Weihe der Poesie. Er lebte dem hohen Geiste der alten Dichter Griechenlands und unserer deutschen Heroen, besonders Goethe's, Jean Paul's und Grillparzer's. Und er dichtete selbst.

Anfangs fand Stifter seltsamerweise den rechten Weg der Ausdrucksweise nicht. Anstatt der Feder wollte er sich des Pinsels bedienen. Auf Leinwand suchte er seine Dichtungen zu malen. Es entstand Gemälde um Gemälde, aber keines befriedigte. Dem Schreiber dieses selbst hat Stifter einmal geäußert, die Leinwand sei ihm wie ein Sieb, auf welchem nur das Grobe liegen bleibe, das Feine, Zarte und Wahrhafte aber durchfalle. — So hat er denn ein- für allemal Apollo's Grif-

fel zur Hand genommen. Es war ihm heiliger Ernst mit seinem Schaffen; sein literarisches Streben war rein und unbeirrt von aller Nebenrücksicht. — „Wäre ich ein bloßer Büchermacher," schrieb er einst an einen Freund, „so wäre ich vielleicht ein reicher Mann. Eine blendende Darstellung wäre mir wahrscheinlich gelungen; wenn nun nichts hinter derselben zu sein gebraucht hätte, so wären Bücher auf Bücher gefolgt und den leichtfertigen Schriften wäre eine leichtfertige Lesemenge nachgezogen."

Hätte unser Dichter das nicht schlechterdings verschmäht, er wäre heute vergessen; während nun Jeder, der unserer Literatur nur halbwegs Interesse entgegenbringt, zum mindesten seine „Studien" kennt.

„Studien", dieser Titel selbst schon ist dazu geeignet, das Lesepublicum zu sortiren, die leichtfertige Menge, die von Studien niemals was wissen mag, dem Buche fern zu halten, dafür aber strebsame, gründlich angelegte Naturen demselben zuzuführen. Und wahrhaftig, diese sollen ihre Rechnung finden. Von dem „Condor" an bis hinab zu dem „beschriebenen Tännling", welch ein Bilder- und Ideenreichthum, welch edelerhabene Menschengestalten, welch mannigfaltige Stimmungsschatten in Allem und Jedem, trotz der ursprünglichen Einfachheit! Wer Stifter's „Hochwald", „Narrenburg" und „Hagestolz" gelesen hat, der wird mich eines übertriebenen Enthusiasmus nicht beschuldigen. Ja, er wird das Buch überhaupt nicht aus der Hand legen, sondern auf seinem lauschigen Plätzchen — ich wünsche jedem Leser ein solches — auch das arkadisch-idyllische „Haidedorf", die seelenvolle Erzählung „Aus der Mappe des Urgroßvaters" und die tief ergreifende, grandiös-tragische Geschichte des Juden Abdias lesen. Und er wird auch alles Uebrige lesen und im Laufe seiner Jahre wieder lesen; — denn das Buch in seiner heiteren Reinheit wird ihm eine Genugthuung sein für die Uebel, so ihm das Leben und — die Literatur jemals angethan.

Im Jahre 1853 erschienen Stifter's „Bunte Steine", Erzählungen, die eine außerordentlich tiefe Auffassung des menschlichen Charakters, besonders der Kindesseele offenbaren und sich in würdigster Weise den „Studien" anschließen. Es mag hier besonders auf eine Novelle, „Bergkrystall", hingewiesen sein, in der zwei hülflose Kinder, die sich in der Christnacht im Hochgebirge verirrt, den Gewalten der Gletscherwelt gegenübergestellt werden.

Den „Bunten Steinen" folgte ein Buch voll stillen Gottesfriedens, „Der Nachsommer" geheißen. Hier wird uns ein Leben erzählt, welches zu dem inneren und äußeren Sinne des Dichters in naher Beziehung steht. In kunstvoller Schöne liegt vor uns eine kleine Welt, und wir freuen uns an den treuen, lieben Menschen, die hier wandeln, an der geruhsamen Wald- und Alpennatur, die hier so weihevoll verehrt wird. Und mitten in solcher Idylle erheben sich Stätten der Kunst, auf denen wir nun freilich manche weitgedehnte Reflexion des Dichters anzuhören haben, hingegen aber in dem Rosenhause, in welchem der Held der Erzählung wohnt, uns so heimisch fühlen, daß uns das Ende des gleichwohl dreibändigen Romans noch immer zu früh daraus vertreibt.

Später gab Stifter seinen historischen Roman „Witiko" heraus. Bei diesem Werke erreichte die einzige aber doppelte Rüge eines Theiles des Publicums, nämlich daß Stifter seine Arbeiten zu weitläufig ausführe und dadurch oft ein wenig verflache, ferner daß er auch den menschlichen Leidenschaften zu geflissentlich aus dem Wege gehe und dadurch seine Novellen der spannenden Conflicte und Katastrophen beraube — diese Rüge erreichte bei „Witiko" ihren Culminationspunkt. Ob mit Recht? Der Werth eines historischen Romans, dünkt mich, liegt nicht allein in der Darstellung hervorragender Ereignisse, die ja selbst des Laien Auge zu finden und vielleicht zu zeichnen weiß, sondern auch und vielmehr in der Detailausführung aller Culturverhältnisse der betreffenden Zeit, die jedenfalls das tiefste Studium erfordert. Sind ja doch erst aus den jeweiligen Culturzuständen die Charaktere und Thaten ihrer großen Männer erklärlich. Wollte wünschen, jeder Historiker hätte jene Gewissenhaftigkeit inne, mit welcher Stifter Archive und Antiquare durchstöberte, bloß um sicher-

stellen zu können, welcher Art die Messer und Gabel waren, mittelst deren man zu Ottokar's Zeit in der Prager Königsburg getafelt. Viele halten den „Witiko", was seine historische Treue und Darstellungsweise betrifft, für das Muster eines historischen Romans, der ja doch weder eine Tendenzschrift, noch ausschließlich eine Unterhaltungslectüre sein kann, der ganz von der Gegenständlichkeit und den Ideen der Zeit, in welcher er spielt, erfüllt sein muß.

Ist übrigens nicht meine Aufgabe, oben angedeutete doppelte Rüge zu entkräftigen; doch wäre es kaum schwer, die Thatsache, daß unser Dichter „den menschlichen Leidenschaften aus dem Wege geht", als einen Vorzug zu manifestiren. Wird doch gesagt, der Dichter müsse die Welt und die Menschen idealisiren und dem irrenden, bedrängten Geschlechte zu neuer Ermunterung und Zuversicht verklärte Bilder und Gestalten vor Augen stellen. — Der Leihbibliothek-Romanzier thut das freilich nicht, denn der hat die Aufgabe, seine Leser zu kitzeln, aufzuregen, zu spannen, und lassen sich hierin die Leute gern ein wenig foltern. Aber ein Dichter wie Adalbert Stifter konnte und mußte seine Werke adeln. Auch er hat Leidenschaften und Conflicte geschildert, wer läugnet das? Man müßte das „alte Siegel", „den Abdias", den „beschriebenen Tännling", den „Witiko" lesen. Aber er hat die schroffen, finsteren Dinge nach Thunlichkeit gemildert und gelichtet, und wenn wir Umschau halten in der freundlichen Schaar seiner Gestalten: wir finden vielleicht irrende, fallende Menschen, aber keinen bösartigen Charakter darin. Man labt sich an der Milde, Ruhe und Liebe, und man wird im Lesen von Stifter's Schriften ein besserer Mensch.

Die Gewissenhaftigkeit in der Auffassung des Gegenstandes und die Klarheit in der Darstellung desselben sind ferner zwei Haupteigenschaften Stifter's. — „Seit meiner Jugend," schreibt er einmal, „ist es mir eigen gewesen, nach Klarheit zu streben; in der Jugend nach Klarheit in den Dingen, später nach Klarheit in mir. Unklarheit in mir selber ist mir das peinlichste Gefühl."

In seinen letzten Jahren, obwohl von einer langwierigen Krankheit gedrückt, arbeitete Stifter an der Vervollständigung älterer Schöpfungen und schrieb auch noch Neues, welches nachher in den „Erzählungen" und „Vermischten Schriften" gesammelt und theilweise den „Studien" angereiht worden ist.

Adalbert Stifter starb zu Linz, den 28. Januar 1868.

Wenn wir uns nach einer Parallele zu Stifter umsehen müßten, wir wüßten keine; ein Original steht ja eben nur einmal da. Am ehesten wäre es vielleicht Theodor Storm, der uns in seinen seelenvollen Stimmungsbildern, Gottfried Keller, der uns in seinem wohlthuenden Humor an Stifter erinnerte. — Wenn ein bekannter und sonst bedeutender Literarhistoriker behauptet, Stifter sei reiner Landschaftsmaler und die Menschen seiner Dichtungen seien ihm blos Staffage zur Landschaft, so wäre dem entgegen nur darauf hinzuweisen, daß uns von den modernen Dichtern etwa neben Auerbach und Fritz Reuter keiner eine so große Anzahl von Menschengestalten mit scharf ausgeprägten Eigenthümlichkeiten, Sonderlingen und Originalen vorgeführt hat, als eben Adalbert Stifter. Fast jeder seiner Helden ist ein eigenthümlicher Charakter; solche aber können niemals blos wie Staffage skizzirt, sondern sie müssen motivirt und ausgeführt werden. Und Stifter hat sie mit großer Liebe und vielem Humor zumeist gar eingehend gezeichnet und beleuchtet. Man lese den „Waldsteig", „Prokopus", den „Hagestolz" u. s. w. Wem wäre ferner der Liebreiz entgangen, in dem Stifter seine Kindesgestalten, wem die Schönheit und der Adel, womit er uns seine Frauenbilder darstellt! Wer denkt hier nicht an „Katzensilber", „Brigitte", an „die Schwestern", an die zwei Jungfrauen im „Hochwald"? —

Allerdings hat Stifter einen großen, vielleicht den bedeutendsten Theil seines Talentes auf „Staffage" verwendet. In der Schilderung der Natur, sie mag uns die Steppe, die Wüste, die Haide oder den Hochwald darstellen, ist Stifter unübertrefflich, und im Gegensatze dieser Staffage zu seinen uns anheimelnden Menschen weiß er Stimmungen in uns hervorzubringen, die uns entzücken und nachhaltig beseligen.

Deutsche Samariterinnen.*

Von

Rudolf Bunge.

III.

Eveline von Bardeleben.

Es giebt Menschenleben, welche jenen wunderbaren Blumen gleichen, die lange still und unscheinbar im Verborgenen sich entwickeln und erst kurz vor ihrem Tode, dann aber um so herrlicher zu duften und zu blühen beginnen, ja, die sich erschließen zur Freude Gottes und der Menschen, um dann abgerufen zu werden in das Reich der Barmherzigkeit, dem sie schon hier auf Erden geweiht waren. Solch eine zu früh gebrochene Blume ist es, der wir heute den immergrünen Kranz eines ehrenden Gedächtnisses auf das Grab legen, eine jener Passionsblumen, welche die Wundenmale Christi zwar nicht an Händen und Füßen zur Schau trug, sie aber dafür um so heißer im Herzen bluten fühlte, bis daß er kam und sie erlöste.

Die Familie von Bardeleben, in der Eveline am 20. April 1820 auf ihrem väterlichen Gute Wilknitt bei Königsberg in Preußen geboren wurde, gehört zu den ältesten und ehrenfestesten Säulen der preußischen Monarchie. Auch Evelinens Vater Kurt von Bardeleben hatte als tapferer Ulanenofficier in den Befreiungskriegen mit Gott für König und Vaterland gefochten, nach Beendigung derselben aber seinen Abschied genommen und sich auf sein Gut Wilknitt zurückgezogen, wo er im Jahre 1855 als Landrath des ostpreußischen Kreises Fischhausen starb. Die Mutter, nach welcher Eveline den Namen erhalten hatte, die dritte Tochter des Landhofmeisters von Auerswald, Oberpräsidenten der Provinz Preußen, ging ihrem Gatten zehn Jahre im Tode voran. Evelinens Erziehung im Vaterhause war schlicht und einfach, aber consequent auf die Ausbildung von Gemüth und Herz gerichtet. Ihr Leben war von frühester Jugend eine Kette von Aufopferungen für Andere und sie wurde nicht müde im Wohlthun, wenn sie auch vom Morgengrauen bis in die Nacht hinein arbeiten mußte. Ihr Alles umfassender Wohlthätigkeitssinn stand mit ihrem unbedeutenden Vermögen leider in keinem Verhältnisse, aber sie konnte mit Freuden darben, nur um die Noth Anderer zu lindern. Sie faßte Alles von der besten Seite auf und war selbst gegen ihre Feinde noch liebevoll, neben dieser schönen Herzenseigenschaft aber auch wieder von einer Energie und Entschlossenheit, die sie zu den gewaltigsten und schwersten Aufgaben im Leben befähigte. Sie war sich eben bewußt, daß da, wo Menschenhände nicht ausreichen, Gottes Hand mithilft; — sie fühlte neben ihrem schwachen Herzen hier noch ein unendliches Herz jenseits der Welt, und an dieses Vaterherz legte sie all ihr irdisches Denken und Fühlen, aus diesem Vaterherzen schöpfte sie in den schwersten Lagen des Lebens mit kindlicher Ergebung Trost und Stärkung. So führte sie in Wahrheit ein Leben in Gott, indem sie für seine liebsten Kinder, für die leidende Menschheit wirkte. — Bereits mit dem sechzehnten Lebensjahre verließ Eveline das Vaterhaus und hielt sich abwechselnd in verschiedenen Häusern ihres nächsten Familienkreises auf. In jene Zeit fallen auch schon die ersten Versuche ihrer Thätigkeit als Krankenpflegerin, indem sie mit größter Aufopferungsfähigkeit überall wie ein stiller Engel waltete und sorgte, wo lange und schwere Leiden ihre Hülfe forderten; ja man berief sie sogar allerwärts hin, wo in der Familie Krankheitsnoth ausgebrochen war. Ach, und wie gern half sie da, wie wurde sie Jahr aus, Jahr ein nicht müde, Barmherzigkeit zu üben an denen, die ihrem Herzen durch die Bande der Verwandtschaft nahe standen; mit welcher Hingebung, Selbstverleugnung und Treue unterstützte sie die bereits alte und kränkliche Großmutter, der die Erziehung von vier Söhnen und einer Tochter ihres, der rohen Volkswuth in

* Berichtigung. Durch die Güte der Frau Lilla Deichmann-Schaaffhausen, deren Samariterthätigkeit unser voriger Artikel galt, geht uns die Berichtigung zu, daß das in demselben erwähnte Militärlazareth zu Ems, dem Frau Deichmann einst vorstand und in welchem der Verfasser dieser Aufsätze ihr im December 1870 die Verwundeten aus den Schlachten von Champigny und Chelles übergab, nicht „Panorama", sondern „Villa Miakoffwo" hieß, eine Namensverwechselung mit einem anderen dortigen Lazarethe, welche wir hiermit berichtigen.

Frankfurt zum Opfer gefallenen Schwiegersohnes, des bekannten Generals von Auerswald, oblag, — und dennoch erwachte damals noch nicht der Gedanke in Evelinen, diese gottgefällige, trostreiche Thätigkeit zu ihrem Lebensberufe zu machen, obgleich sie sich nach dem im Jahre 1862 erfolgten Tode ihrer Großmutter vorzugsweise der Erziehung verwaister Kinder und dem Armenwesen zu Königsberg widmete. Erst die Gewitterschwüle, das Gefühl der gemeinsamen Gefahr, welches im Maimonat des Jahres 1866 über dem ganzen deutschen Volke lag, ließ auch bei ihr den schönen Gedanken erwachen, im Fall des Krieges ihre Kraft und — wenn nöthig — ihr Leben den Kranken und Verwundeten zu weihen, welche hinsinken würden unter Kugeln und Schwertern, unter Pest und Seuchen. Evelinens Verwandte und Fremde waren hochherzig und uneigennützig genug, sie in diesem edlen Vorsatze nicht wankend zu machen, und als endlich Graf Eberhard Stolberg seinen Aufruf zur Bildung der freiwilligen Krankenpflege erließ, meldete sich auch Fräulein von Bardeleben und wurde auf Empfehlung des Hof-Medicinalraths Dr. v. Treyden zu Königsberg, der sie als Krankenpflegerin in dem oben genannten Familienkreise schon seit Jahren erprobt und geschätzt hatte, nicht allein angenommen, sondern sogar der gesetzlichen Probezeit in der Charité überhoben.

Am 30. Juni erhielt sie die erwartete Ordre, mit sechs Schwestern aus dem Krankenhause der Barmherzigkeit zu Königsberg nach dem Kriegsschauplatze abzugehen, und bereits am 1. Juli, Nachmittags 5 Uhr, entführte sie der Courierzug der Heimath und dem trauten Kreise der Ihrigen. Zu Görlitz, wo man kurze Zeit rastete, stießen noch andere Diaconissen und barmherzige Schwestern zu der kleinen Colonne, die somit auf vierzig Personen anwuchs, unter denen Fräulein von Bardeleben die einzige freiwillige Krankenpflegerin war. In Turnau hatte die Eisenbahnfahrt ihr Ende erreicht und die Damencolonne wurde auf Leiterwagen unter strömendem Regen nach Gitschin weiterbefördert. Die Landstraße war bedeckt mit Munitionswagen und langen Reihen von Fahrzeugen, auf denen man Verwundete transportirte; — denn mörderische Schlachten waren ringsum geschlagen und am Tage vorher war Oesterreichs Sonne auf den Fluren von Königgrätz blutig untergegangen. Die Wagen kamen über das Schlachtfeld von Gitschin, fuhren durch eingeäscherte Dörfer, in denen noch viele Verwundete lagen, und hielten endlich auf dem Marktplatze des Städtchens vor dem alten Wallenstein'schen Schlosse, in welchem sich das Hauptlazareth befand. Der Platz war dicht gefüllt mit Bagagewagen aller Art, preußischen und österreichischen Soldaten, Kranken und Verwundeten und die Atmosphäre verpestet vom Geruch der zahllosen eiternden Wunden, die seit mehreren Tagen der Reinigung und des Verbands entbehrt hatten. Diesen galt die nächste Sorge der neu angekommenen Schwestern, welche sich in den ersten Tagen thatsächlich nur mit der Anfertigung von Verbandstücken beschäftigen und hierin kaum dem nöthigsten Bedarf genügen konnten. Die frohen, zufriedenen Gesichter der Kranken bei der Ankunft der Samariterinnen machten diesen viel Freude und Eveline von Bardeleben schreibt darüber in ihren „Aufzeichnungen aus den Lazarethen von Gitschin“, welche bei Julius Fricke in Halle später zum Besten des Berliner Magdalenenstiftes veröffentlicht wurden und denen auch wir von jetzt ab unseren Bericht über ihre Thätigkeit zu Gitschin entnehmen:

„Das Zutrauen, welches sie uns entgegenbrachten, erleichterte uns jede Arbeit und ließ schon am ersten Tage die Sorge schwinden, die mir mehrfach zu Hause durch Andere angeregt war, ob die Pflege ganz fremder Personen mir nicht eine ungleich schwerere Aufgabe sein würde, als die der Meinigen, welche mir stets eine besonders liebe Pflicht gewesen war. Es bildet sich sehr schnell ein Verhältniß gegenseitiger Anhänglichkeit zwischen der Pflegerin und den Kranken, so daß man kein anderes Gefühl als das der herzlichen Liebe und Theilnahme für die unserer Sorge anvertrauten Leidenden hat.“

Nach wenigen Tagen schon erhielt Fräulein von Bardeleben eine eigene Station zugewiesen, in der die verschiedensten Nationalitäten vertreten waren. Nur zwei Preußen befanden sich darunter, die anderen neunzehn gehörten alle der feindlichen Armee an: Deutsch-Böhmen, Czechen,

Ungarn, Oesterreicher und ein Italiener, der gleich den ersten Tag am Oberschenkel amputirt werden mußte.

„Ich sehe noch“ — heißt es über ihn in den oben erwähnten Aufzeichnungen unserer Krankenpflegerin — „den wehmüthigen, thränenschweren Blick, den er, wie um mein Mitleid bittend, erst auf mich und dann auf sein amputirtes Bein heftete. Um eine Blutung zu verhindern, mußte er sehr ruhig liegen, aber obwohl er der Erste in dieser Station war, der Bettstelle und Matratze bekommen hatte, so quälte er mich doch unaufhörlich und unermüdlich ums Bettmachen. Er konnte sich so wenig bewegen, daß ich ihm das Essen einfüllen mußte; — in einer Nacht hatte er aber dennoch eine Blutung bekommen und nach dieser mußte seine Wunde, die sehr stark eiterte, doppelt vorsichtig behandelt werden. Er wurde daher eines Abends sehr heftig gegen mich, als ich ihm den frischen Umschlag, der nach strenger ärztlicher Vorschrift nur zu bestimmten Stunden gemacht werden durfte, verweigerte, schalt und brummte ohne Aufhören und legte seinen Unwillen in der fremden Sprache recht verständlich an den Tag. Als ich aber nun zur guten Nacht ihm die Hand reichte, sagte er mit freundlichem Blick: „buono.“ Ich verließ ihn, als ich von dieser Station abberufen wurde, habe ihn aber nicht wiedergesehen; denn er ist nach einigen Wochen, wie mir gesagt wurde, gestorben. — Viele Andere waren, obwohl sie ihre Glieder behalten hatten, nicht besser daran, als er: Ich gedenke noch oft des armen Schneiders, eines Deutsch-Böhmen, der eine gefährliche Wunde am Oberschenkel hatte. Er bekam nach einigen Tagen einen Gypsverband um das Bein und mußte dasselbe den ganzen Tag aus dem Bette herausliegen haben, damit der starke Eiterabfluß durch das Fenster im Verbande ungehindert vor sich gehen konnte. Wie schwierig war es, ihm eine bequeme Lage zu verschaffen und das Durchliegen zu verhindern. Obwohl gebessert, war er doch noch bettlägerig, als ich Gitschin verließ. — Ein Böhme, Namens Pfeiffer, war durch den Mund geschossen und konnte sich sehr schwer verständlich machen und nur mühsam die Nahrungsmittel herunterbringen. Wie dankbar und erfreut war der gute Mensch, als ich versuchte, ihm das Fleisch, ganz klein geschnitten, in der Bouillon beizubringen. Er gehörte noch zu denen, die als Reconvalescenten nach Preußen evacuirt wurden. — Ein Deutsch-Böhme war an der Hacke schwer verwundet. Der Fuß mußte den ganzen Tag in lauwarmem Wasser liegen und es schien anfangs, als wenn er besser werden konnte. Da zeigte sich der Kinnbackenkrampf und nahm trotz aller angewendeten Mittel, der stärksten Medicamente und Einspritzungen von Tag zu Tage zu. Es wurde immer schwieriger, dem Kranken Nahrungsmittel zuzuführen; sein Wimmern Tag und Nacht war oft schrecklich mit anzuhören. Trotz der Morphinmpulver hatte er keinen Schlaf. Der Unglückliche hat sich noch lange gequält — dann ist er endlich gestorben. — Ein am Knie verwundeter Deutsch-Böhme war der Heiterste in der ganzen Station. Er hatte einen herrlichen Appetit und verzehrte oft noch die Fleischportionen des preußischen Artilleristen, der in derselben Stube lag und merkwürdigerweise kein Fleisch aß. Er zeigte eine rührende Dankbarkeit. „Schwester, Sie vergesse ich in meinem Leben nicht,“ sagte er mir öfters. Es ist ihm nicht schwer gemacht, das Versprechen zu halten; denn er hat nur noch wenige Wochen gelebt. Er bekam plötzlich heftige Schmerzen im Knie, das infolge dessen amputirt werden mußte; dann ist er bald gestorben.“ — So finden wir in den weiteren Aufzeichnungen der pflichttreuen Krankenpflegerin noch sehr viele einfache, schmucklose, aber deshalb um so wahrheitsgetreuere und werthvollere Berichte über jeden einzelnen der ihr anvertrauten Patienten, welche alle in Dankbarkeit an dem stillen Engel ihrer Leiden hingen. Das Wort: „die Schwester ist wie unsere Mutter“ — oder der Morgengruß: „da kommt unsere Mutter“ — glitt oft über die fieberheißen Lippen der Kranken und manch stummer Händedruck der Sterbenden lohnte ihr die unendlich große und doch leider oft so vergebliche Mühe. Namentlich waren es die Verwundeten der feindlichen Armee, welche es sehr anerkannten, daß zwischen ihnen und den Preußen nicht der geringste Unterschied, und zwar so wenig von ihrer Pflegerin, als von den Aerzten gemacht wurde. Wiewohl die thätige Stationsvorsteherin bei ihren 21 Kranken von Mor-

gens 7 Uhr bis Abends 9 Uhr und oft noch später angestrengt war — denn die drei Küchen, aus denen Alles geholt wurde, lagen eine Treppe tiefer und man mußte, um dahin zu gelangen, erst zwei Höfe passiren, die Apotheke aber war wiederum eine Treppe höher — so wuchs mit der Noth doch ihre Kraft so sehr, daß sie sogar in nothwendigen Fällen noch Nachtwachen übernahm, bis ein finsterer Gast, der die böhmischen Lazarethe und namentlich die von Gitschin in entsetzlicher Weise heimsuchte, sie abrief von den ihr liebgewordenen Kranken, um sie auf das Feld einer Thätigkeit zu stellen, vor der Alles scheu zurückwich und die den ganzen Opfermuth einer gottergebenen und von Nächstenliebe durchglühten Seele verlangte. Wer könnte der Choleralazarethe von Gitschin gedenken, ohne den Namen ihres Engels Eveline von Bardeleben zu nennen? Bisher waren sie Alle darin gestorben, die Kranken wie das Wärterpersonal; — Niemand fand sich mehr, den armen hülflosen Menschen beizustehen; — da riß sie sich von ihren Verwundeten, denen sie in letzter Stunde endlich noch Lagerstätten in Bettstellen und auf Matratzen verschafft hatte, mit schwerem Herzen los, und nachdem sie dieselben einer neuen Pflegerin übergeben, eilte sie in das vor der Stadt gelegene Choleralazareth. Es war todtenstill darin; denn auch die letzten beiden Krankenwärter waren Tags vorher gestorben. Der preußische Chefarzt hatte gefangene österreichische Aerzte da draußen angestellt und bei einem derselben meldete sich Fräulein von Bardeleben als die für das Lazareth bestimmte Krankenpflegerin und ließ sich von ihm ein Wohnzimmer anweisen, da die „Schwester aus dem Choleraspitale" Niemand aus Furcht vor Ansteckung ins Quartier nehmen wollte. Man wies ihr eine kleine Stube neben der gänzlich ausgeräumten Apotheke an, die mit den Krankenzimmern in ein und derselben Etage lag. Eine Bettstelle und ein Tisch, also das nothwendigste Meublement, war vorhanden, da es aber im ganzen Hause nur drei Stühle gab, so blieb für die Krankenpflegerin keiner davon übrig. Während sie noch beschäftigt war, ihr Gepäck in dem Stübchen abzulegen, trug man einen neuen Patienten ins Lazareth. Es war wiederum ein Krankenwärter, der Frau und Kinder in der Heimath hatte. Kein Mensch war in seiner Nähe, als die neu angekommene Pflegerin ihn in dem großen, ungemüthlichen Krankensaale auf seinem Bette, stöhnend und sich unter Schmerzen krümmend, fand. Der österreichische Oberarzt kam und verordnete ein warmes Bad. Die Ausführung war für unsere Samariterin aber schwierig; denn es gab weder Wasser, noch einen Menschen, der es hätte zutragen können. Der Oberarzt schickte ihr zunächst einige böhmische Jungen, mit denen sie das Stroh, auf dem die bisherigen Choleraopfer gestorben waren, aus den Zimmern und Corridoren fortschaffte und Wasser zum Bade holte. Zu gleicher Zeit wurden noch zwei Kranke gebracht, ein preußischer Artillerist und ein junger Sachse. Mit Mühe und Noth bekam sie bis Mittag ein Bad zu Stande; — denn die böhmischen Jungen, die nicht ein Wort Deutsch verstanden, trugen in pappenen Eimern, welche zwar mit Oelfarbe angestrichen, aber trotzdem so leck waren, daß Treppe und Corridor, ja, selbst die Zimmer schwammen, das mühsam erwärmte Wasser aus dem eingemauerten Kessel in die einzige vorhandene Wanne. Nach einander wurden nun die Kranken gebadet und in feuchte, heiße Laken und wollene Decken gehüllt, damit sie transspiriren sollten. Um einen Einblick in die Schwierigkeiten und den Mangel zu gewinnen, mit denen unsere todesmuthige Pflegerin hier zu kämpfen hatte, folgen wir wieder ihren eigenen Aufzeichnungen Sie schreibt darin:

„Thee und was man sonst für Cholerakranke bedarf, sollte herbeigeschafft werden, aber es fehlte anfangs an dem Nothwendigsten. Die Geräthschaften waren sehr mangelhaft, in der Küche Niemand, der Etwas besorgte; denn die böhmischen Jungen, denen man Feuer und Wasser übergeben, hatten das Weite gesucht, und als ich nach der Küche ging, um den Thee zu bereiten, fand ich das Wasser kalt, das Feuer erloschen. Es war ein trostloser Zustand. Endlich kam aber doch Alles zu Stande, wenn auch nicht so rasch, als es hätte sein sollen. Als ich bei späteren Kranken, wo wir alles Verordnete ohne Verzug anwendeten, sah, daß unsere Bemühungen eben so wenig mit Erfolg ge-

krönt wurden, als bei diesen ersten, da habe ich mich ihretwegen beruhigt. Anfangs glaubte ich immer, sie hätten unter geregelteren Verhältnissen gerettet werden können. Allmälig fanden sich auch wieder zwei Krankenwärter, und mit der Zeit kam eine gewisse Ordnung in die Organisation des Ganzen, obwohl sie der in den so viel als möglich zu entziehen suchten. Bis auf zwei mußten sie aus Gesundheitsrücksichten immer gewechselt werden, so daß während meines Aufenthaltes im Choleralazareth zwanzig verschiedene Wärter nach einander dort gewesen sind. Zuweilen gab es auch eine babylonische Sprachverwirrung. Ich erinnere mich eines Abends,



Eveline von Bardeleben.

übrigen Lazarethen bestehenden nicht gleich kam, da der Chefarzt täglich nur einmal das abgelegene Choleralazareth besuchen konnte und die österreichischen Aerzte den preußischen Soldaten gegenüber nicht befehlend auftreten mochten. Auch war die Disciplin hier schwieriger geltend zu machen, als irgend wo anders, da die Wärter alle von Cholerafurcht heimgesucht waren und sich dem Aufenthalt in den Krankenzimmern an dem ich bei den Bädern mit einem polnischen und einem italienischen Kranken und einem ungarischen und einem böhmischen Wärter zu thun hatte. — Von den drei Kranken, die uns am ersten Tage in das Choleralazareth gebracht wurden, starb der Artillerist schon in der Nacht. Es war ein wilder, unbändiger Mensch, bei dem die grausenhafte Krankheit, die ihn in der vollsten Lebenskraft hinweg-

raffte, auch noch heftiger auftrat, als bei den meisten Anderen. Furchtbare Beängstigungen, wilde Phantasien gingen dem schweren Todeskampfe voraus. Ich übernahm die Nachtwache und war daher bis zum letzten Athemzuge bei ihm. Nur mit großer Anstrengung konnte ich ihn im Bett erhalten; nach den grausigsten Todesängsten endete er sein Leben in meinen Armen. Das war ein Sterben, wie ich es bis dahin noch nicht gesehen hatte. Gott bewahre Jeden vor solcher Todesnoth! — Der Andere, ein Krankenwärter, lebte noch bis zum Vormittag. Bei ihm nahm die Krankheit einen ganz anderen Verlauf. Nach dem Bade trat scheinbare Besserung ein; dann aber klagte er über Stiche und Beklemmungen, ein übles Zeichen bei der Cholera. Der arme Kranke hatte gar kein Vertrauen zu den österreichischen Aerzten und jammerte immerfort darüber, daß ihre Behandlung seinen Tod herbeiführen werde; dann verlor er bald die Besinnung und schlief endlich ruhig ein. — Es blieb nun nur noch der junge Sachse, das einzige Kind eines Fleischers aus Meißen. Er überstand die Cholera; es fehlte ihm aber alle Lebenskraft. Er sollte öfters leicht verdauliche, kräftige Nahrungsmittel in kleinen Quantitäten zu sich nehmen, als Bouillon, Wein, Eier, aber es fehlte ihm der Appetit. „Ihnen zur Liebe, Schwester," sagte er dann zuletzt, wenn ich lange bittend und zuredend vor ihm gestanden, und nahm ein wenig. Die Aerzte gaben sich viel Mühe mit dem guten geduldigen Menschen, den wir Alle gern hatten. Er verfiel in den Typhus, an dem er noch lange bewußtlos in höchst traurigem Zustande lag. Anfangs erkannte er mich noch immer, bald aber war das Leben in ihm nur Vegetiren. Der Choleratyphus ist eine schreckliche Krankheit. Im letzten Stadium kann man nichts mehr für die Kranken thun, sondern ihrer langsamen Auflösung nur zuschauen. Er schlief endlich nach tagelangem bewußtlosen Ringen des Lebens mit dem Tode ganz sanft ein. — Der Lazarethgehilfe Mitzelburger, bei dem sich Cholerasymptome zeigten, hatte sich bei leichtem Unwohlsein nicht vom Dienste zurückziehen wollen und so dasselbe verschlimmert. Frisch und kräftig schaute er noch darein, so daß wir die beste Hoffnung für ihn hatten. Er war wohlhabender Leute Kind, der einzige Sohn eines Müllers in Pommern, und hätte gern noch gelebt. Geduldig und verständig fügte er sich allen ärztlichen Vorschriften. Während man die größte Mühe hatte, die Anderen in den Einwickelungen ruhig zu erhalten, lag er still, wie ein Lamm, und rührte sich nicht. Es war gelungen, ihn nach einem Senfbade in Schweiß zu bringen. Die Cholera schien überwunden, da wurde er plötzlich unruhig, wollte die Decken nicht dulden und versuchte aus dem Bett zu steigen. Trotz des bestimmten Befehles, daß einer der Wärter immer mit in den Krankenzimmern sein sollte, kam es doch nicht selten vor, daß ich ganz allein mit den Kranken blieb. So auch an diesem Tage. Der junge Unterarzt war auf kurze Zeit fortgegangen, die Wärter waren theils zur Erholung, theils in Geschäften aus; ich war plötzlich ganz allein mit dem Typhuskranken, dessen sorgfältigste Bewachung mir anempfohlen war, weil man riskirte, daß er im Fieber davon ging, vielleicht gar zum Fenster hinaus. Er machte wirklich alle Anstalten dazu, und da natürlich meine Kraft der seinigen gegenüber nichts ausgerichtet hätte, so konnte ich nur durch freundliches Zureden auf ihn einwirken. Es gelang mir wirklich, ihn zu beruhigen, aber der arme Mitzelburger endigte dennoch wie der junge Sachse; er schlief nach langen bewußtlosen Todeskämpfen ein. Ueberhaupt starben in den ersten acht Tagen alle Kranken, die in das Choleralazareth kamen. Freilich brachte man die meisten schon sehr schwer krank zu uns. Es wurden die verschiedensten Methoden angewendet, aber leider ohne Erfolg. — Eines Abends um 9 Uhr, als eben die letzten Bäder gegeben waren, und ich, recht ermüdet, Alles für die Nachtwache anordnen wollte, um mich dann zurück zu ziehen, wird ein Zuwachs von fünf Kranken gemeldet. „Schwester, nun sorgen Sie nur schnell für Bäder" — rief der Arzt. So rasch als möglich wurden alle Anstalten gemacht. Nachts um 1 Uhr war das letzte Bad gegeben und ich konnte auf einige Stunden mein Lager suchen. Ein preußischer Feldpostillon, ein junger Italiener und ein polnischer Landwehrmann waren unter denen, die noch so spät ihren traurigen Einzug hielten. Sie hatten noch nicht die schlimm-

sten Cholerasymptome; aber das dieser Krankheit eigenthümliche Erbrechen, das ohne alle Anstrengung ganz plötzlich wie aus der Brause kommt, zeigte sich bei Allen. Der Postillon hatte Weib und Kind, — verständig und gehorsam fügte er sich pünktlich und willig jeder, auch der unangenehmsten Verordnung, und nach zehn Tagen konnte er, sowie der Italiener, das Lazareth verlassen. Es waren unsere ersten Genesenen. — An jenem Abend kam aber auch ein junger Pommer ins Lazareth, der von seinen Eltern und Schwestern mit der zärtlichsten Liebe sprach. Auch er war der ersteren einziger Sohn und die Krankheit nahm bei ihm genau denselben Verlauf, wie bei dem Lazarethgehilfen Mitzelburger. Als die typhösen Symptome sich zeigten, fühlte er selbst die Verwirrung in seinen Gedanken. „Schwester, ich weiß nicht, wie ich bekehrt bin" — mit diesem angstvollen Ausrufe warf er sich auf dem Lager umher. Bald war er ganz besinnungslos, sehr heftig in seinen Phantasien und nur mit Gewalt im Bett zu erhalten. Immer sprach er von seinen Eltern und seiner „lieben" Mutter. Nach ihr schrie er in seinen letzten Lebensstunden fast unaufhörlich; es war schrecklich mit anzuhören. — Auch der polnische Landwehrmann, der eine Frau und fünf Kinder hatte und mir seine Sorge um diese durch die wenigen deutschen Worte, die er gelernt hatte, auszudrücken suchte, starb am Typhus. — In derselben Zeit verloren wir auch wieder einen unserer Wärter. Er beachtete die Ermahnung, im Bett zu bleiben und sich vorsichtig zu halten, erst dann, als es zu spät war. Eines Abends fand ihn der Arzt im Fieber und 24 Stunden später war er todt. Ueberhaupt hat das Krankenwärterpersonal in Gitschin durch die Cholera viele Verluste erlitten. Auch ein Arzt und ein Franziskaner, der freiwillige Krankenpflege übte, wurden das Opfer derselben. Für ersteren, den Dr. Schwartze, welcher in seiner Privatwohnung erkrankt war, mußten wir aus dem Choleralazareth ein Bad schicken. Die Leute brachten gute Nachrichten über ihn zurück. Für den Nachmittag war ein zweites Bad bestellt. Nach kurzer Zeit kehrten aber unsere Leute wieder zurück; — es war nicht mehr gebraucht. Dr. Schwartze war todt. Er hinterließ Frau und Kinder. Auch der Franziskaner starb nicht bei uns. Er war zu schnell und heftig erkrankt, um noch transportirt werden zu können. Er galt für einen ausgezeichneten, von den Aerzten sehr geschätzten Krankenpfleger. Diese beiden Todesfälle erregten allgemeine, lebhafte Theilnahme; denn unter der Civilbevölkerung des Städtchens trat die Cholera noch ungleich viel heftiger auf, als unter dem Militär. In der Prager Vorstadt brach sie nun auch in den Nachbarhäusern unseres Lazarethes aus. Als ich mir eines Morgens meine Semmel von dem nebenan wohnenden Bäcker holte, drang ein starker Geruch von Choleratropfen mir entgegen. Auf meine Frage erhielt ich unter Thränen die Antwort: „Der Vater ist an der Cholera gestorben." Im anderen Nebenhause war der Mann in wenigen Stunden ein Opfer der Seuche geworden, während die Frau nach der Stadt gegangen war. Die Waschfrau, welche für unser Choleralazareth wusch, brachte eines Morgens die traurige Nachricht, daß ihr am vorigen Tage vier junge Wäscherinnen, Mütter von mehreren Kindern, gestorben seien! 27 Todesfälle an einem Tage waren viel für eine so kleine Stadt wie Gitschin. Unter dem Militär, das man so viel als möglich aus der Stadt zu entfernen suchte, nahm aber inzwischen die Epidemie so sehr ab, daß einmal in vier Tagen keine neuen Kranken mehr kamen."

Nachdem der letzte Kranke das Lazareth verlassen hatte und neue Krankheitsfälle nicht mehr gemeldet wurden, ließ die vorsichtige Pflegerin das ganze Haus reinigen, lüften und desinficiren, und übernahm — nachdem sie einige Tage Quarantäne gehalten — wieder eine der inzwischen sehr zusammengeschmolzenen Verwundetenstationen. Allein die Furcht vor Ansteckung verschloß ihr jedes Quartier, in dem sie Aufnahme erbat. Sie mußte daher wieder in das Choleralazareth zurück gehen und die Nächte dort zubringen, wo es nun so still und öde in den Räumen war, die noch kurz vorher Seufzen, Stöhnen und Todesröcheln erfüllt hatte.

In ihrer neuen Station fand unsere Samariterin nur ein kleines Arbeitsfeld; denn ein großer Theil der Verwundeten war bereits evacuirt, ein Theil durch den Tod aller menschlichen Sorgfalt entrückt

und Zuwachs kam der Cholera wegen nicht nach Gitschin. Es waren im Ganzen neun Verwundete der feindlichen Armee, die dort ihrer Pflege harrten: vier Böhmen, drei Ungarn, ein Italiener und ein Sachse, der aber schon in der ersten Nacht starb, so daß nur noch acht blieben. Der eine Böhme, Hubka, ein Amputirter, starb, nachdem ihn unsere treue Pflegerin acht Tage lang sorgfältig gehütet und gewartet. Er hatte seine Schwester von der Nähe seines Todes benachrichtigen lassen, und sie kam, um die letzten Stunden bei dem Sterbenden zuzubringen. „Nie werde ich" — schreibt Eveline von Bardeleben in ihren Aufzeichnungen — „den Jammer des armen Mädchens vergessen, mit dem sie an dem Bett des einzigen Bruders niedersank. Er war noch bei Besinnung und freute sich ihres Kommens. Vater und Mutter waren todt, die beiden Geschwister hatten Niemand sonst auf der Welt. Es war herzzerreißend mit anzusehen. Sie verstand kein Wort Deutsch, nur ein Händedruck und die Thränen, welche unwillkürlich mit den ihrigen flossen, konnten ihr meine Theilnahme ausdrücken. Doch schien ihr dieselbe wohlzuthun. Der Kranke kämpfte noch einige Stunden. Mit heißen Thränen und unter den zärtlichsten Liebkosungen drückte das arme Geschöpf dem Bruder, der still seine letzten Athemzüge aushauchte, die Augen zu. Anderen Tages zog sie wieder in die Heimath, um das Theuerste auf Erden ärmer geworden."

Inzwischen war der Waffenstillstand geschlossen, dem bald der Friede nachfolgte. Die Preußen wurden evacuirt, die deutschen Lazarethe aufgehoben, und mit den Schwestern, denen sie nun eine monatlange, gemeinsame Thätigkeit näher gebracht hatte, trat auch Eveline von Bardeleben den Heimweg an, nicht ohne zuvor noch im Schloßlazareth, das jetzt alle Kranken und Verwundeten unter österreichischer Verwaltung vereinigte, von ihren Pfleglingen herzlichen Abschied genommen zu haben; — es war wohl ein Abschied für diese Welt. Sie schließt mit diesem Moment ihre Aufzeichnungen, die wir hiermit den weitesten Kreisen empfehlen, indem sie schreibt: „Ich höre noch die warmen Dankesworte unserer Kranken, des armen Oswad's trauriges: „Nit gut, nit gut, nit gut;" des armen Patzel's wehmüthiges Lebewohl mit dem Zusatz: „Schwester, ich werde es wohl nicht mehr lange machen;" — ich werde ihrer Aller immerdar gedenken. Der Herr sei mit ihnen im Leben und im Sterben."

Mit diesem frommen Wunsche schied sie von ihren lieben Kranken, um in die Heimath zurück zu kehren und bald darauf dem Rufe ihrer Königin zu einem anderen Werke der Barmherzigkeit zu folgen, wie es schöner und gottgefälliger wohl keins auf Erden geben dürfte; — denn Diejenigen, welchen ihre Pflege in Böhmen galt, waren nur krank am Leibe, während Diejenigen, welche jetzt ihrer Liebe harrten, wund und krank an Herzen und Seelen, echte Zöglinge der sittlichen Noth waren.

Wenn man das brausende Meer des großstädtischen Lebens, die neue Weltstadt Berlin verläßt und über die weiten Strecken des Hamburger Bahnhofs hinaus am Spandauer Schifffahrtscanal entlang geht, ruht das Auge, welches rechts und links nur gewerbliche Unternehmungen erblickt, gern auf den von fern sich zeigenden Stätten der Barmherzigkeit. Zwischen dem Siechenhaus Bethesda und der Brüder- und Rettungsanstalt „Johannesstift" ward im Jahre 1867 noch ein drittes Gebäude christlicher Liebe errichtet. Nach der einen Seite schaut es hinüber in das fröhliche Kinderleben, das sich zwischen dem Föhrenwald des Johannesstiftes in Garten und Feld entfaltet, nach der anderen in das stille Bethesda, wo Frauen und Jungfrauen in ihrem Siechthum die liebreichste Pflege finden. Es ist das Magdalenenstift, ein trauliches Daheim, ein sicherer, immerfort offener Zufluchtsort für jene unglücklichen Mädchen, welche dem Leben der Schande entfliehen und in Zukunft ihr Brot sich in Ehre verdienen wollen.

Diese wohlthätige Anstalt von tief eingreifender, sittenverbessernder Wichtigkeit entstand einst aus dem Verein zur Besserung weiblicher Gefangenen, der sich 1840 unter einigen, den höchsten Ständen Berlins angehörigen Damen bildete und dessen Wirksamkeit sich unter der besonderen Gunst des königlichen Hauses schnell entfaltete. Bis zum Jahre 1867 befand sich die Anstalt 11 Jahre lang unter der Leitung eines Fräulein von Trützschler in der ihr durch des Königs Gnade zum Gebrauch überlassenen Dienstwohnung der

ehemaligen Pulvermühle, war aber dort immer mehr von ihrem ursprünglichen Zwecke abgekommen und zu einer Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder geworden. Als daher mit Eröffnung des neuen ausgedehnteren Hauses am Schifffahrtscanal auch die bisherige Oberin zurücktrat, wurde Fräulein von Bardeleben von allerhöchster Seite mit der Leitung des Instituts und dessen vollständiger Neu- und Umgestaltung betraut — — und wahrlich, sie hat es durch unermüdliche Thätigkeit bewiesen, daß man gerade an diese Stelle der aufopferndsten Wirksamkeit keine Würdigere berufen konnte. Als sie am 18. Juni 1867 ihr schweres und mühevolles Amt in der zunächst für 50 Zöglinge eingerichteten Anstalt antrat, fand sie darin nur 35 vor — als sie aber fünf Jahre später durch den Tod aus derselben abgerufen wurde, waren es 84, welche an ihrem Sarge um die treue Mutter der verlorenen Töchter weinten. Das sagt Alles. Sie kamen von nah und fern, die Mehrzahl aus Berlin, wo sich ja bekanntlich 14000 derartiger weiblicher Existenzen in mehr oder weniger glänzendem Elend befinden, die übrigen aus den Provinzen, theils in zerrütteten Familienverhältnissen aufgewachsen und schon im frühesten Alter durch das Beispiel der Eltern verdorben, theils diesen entlaufen und durch Leichtsinn dem schmutzigsten aller Laster verfallen, früher an den Stätten der Lust und des wüsten Treibens gern gesehen, nun von Stufe zu Stufe immer weiter heruntergekommen, verlassen von den Genossen ihres Wandels, ja, von den eigenen Eltern verstoßen. Nachdem sie sich in dem Asyl für Obdachlose, im Polizeigewahrsam, in der Charité oder in den verrufensten Lasterhöhlen abwechselnd aufgehalten, kamen sie endlich — zumeist noch jung an Jahren, aber gebeugt, abgelebt, elend — um an die Pforten des Magdalenenstiftes zu klopfen, und die treue Oberin hatte nicht allein Raum für Alle in ihrem Hause, sondern auch in ihrem Herzen; denn sie zeigte ein liebevolles Verständniß für jeden Charakter und für alle Verhältnisse, auch für die finstersten und zerrissensten, und brachte daher den armen Gefallenen in ihrer Noth einen offenen Sinn und ein Herz voll Barmherzigkeit entgegen. Sie kamen mit Lumpen bedeckt oder eitlem, werthlosem Flitter behangen — die Oberin ließ sie einkleiden in die einfachen schlichten Stiftskleider und trennte sie so auch äußerlich von einem Leben der Schande. Sie kamen, das Auge voll Thränen, den Mund voll Klagen und Bitten, das Gewissen belastet mit schwerer Schuld gegen Gott und die Eltern, deren frühes Ende sie nicht selten durch den Gram über ihren ehrlosen Wandel herbeigeführt hatten — und die Mutter aller Elenden und Zerschlagenen hatte den rechten Balsam des Trostes auch für solche Wunden; denn sie erkannte selbst in der Verkommensten ihres Geschlechts noch die reuige Schwester, die sie im Kampf um das Dasein nicht untergehen lassen durfte. Alle ihre Gedanken und Interessen bewegten sich nur um diese Hilfsbedürftigen, bis es ihr gelungen war, die armen verwahrlosten Geschöpfe aus den Banden des Verderbens zu befreien.

Aber es nahten der Unglücklichen so viele und es wurde der treuen Oberin angesichts des dringenden Bedürfnisses so schwer, die um Hilfe flehenden von ihrer Thür zu weisen, daß sie durch wiederholte Bitten und dringende Vorstellungen beim Stiftsvorstande die Erweiterung ihres eben so mildthätigen als segensreichen Haushaltes bis auf 80 Magdalitinnen auswirkte, auch setzte sie es nach langer Bekämpfung des alten Systems endlich bei demselben durch, daß aus sittlichen Gründen von den gemeinschaftlichen Schlafsälen abgegangen und jeder ihrer Pflegebefohlenen ein eigenes Kämmerchen zur Nachtruhe eingerichtet und überwiesen wurde.

Mit welcher Treue und Hingebung aber die Oberin ihren schweren Beruf erfüllte, das kann man nur von ihren thätigen Helferinnen und Mitarbeiterinnen an dem Werke der Barmherzigkeit hören, welche heute noch in ihrem Geiste die Rettungsarbeit im Magdalenenstifte fortführen und von denen eine bereits seit 25 Jahren der Anstalt in treuer freiwilliger Wirksamkeit angehört. Sie Alle haben ihrer zu früh entschlafenen Oberin ein liebendes Andenken bewahrt; denn sie wissen, welch eine schwere Last dieselbe während der fünfjährigen Dauer ihrer Amtsthätigkeit getragen — sie wissen, daß sie die Anstalt vollständig nach ihrem Plan umgestaltet und wieder dem ursprünglichen

Zwecke gemäß ausschließlich nur zu einem Asyl für gefallene Mädchen gemacht hat, weil die Oberin sich der großen sittlichen Verantwortung bewußt war, welche sie durch die Zulassung anderer hilfsbedürftiger Mädchen unter die meistens tief gefallenen und sittlich verdorbenen Zöglinge der Anstalt auf sich nahm. Man vergegenwärtige sich nur, in welchem entarteten, geistig und leiblich zerrütteten, dafür aber von Lastern, Bosheit und Lüge behafteten Zustande die meisten dieser letzteren sich befanden, und man wird begreifen, welche Selbstverleugnung die Natur der Erziehungsarbeit durch den fortwährenden Verkehr und die Gemeinschaft mit den Verkommenen und Verwahrlosten erforderte. Denn wie wenige von jenen ungezügelten Naturen, welche bei ihrem Eintritt die zweijährige Ausbildungszeit in der Anstalt auszuhalten versprachen, um dann — durch Unterricht und häusliche Arbeiten geübt — als tüchtige, geschulte Dienstmädchen in einen ehrbaren Hausstand eintreten zu können, erfüllten dies Versprechen durch ihren Wandel! Vielen von ihnen behagte für die Dauer ein Leben in Zucht und Ordnung nicht, und sie gingen trotz aller Bitten und Warnungen wieder hinaus auf den Pfad des schmutzigsten Lasters, und so oft sich die Stiftspforte hinter einer solchen Rückfälligen schloß, sah sich die treue Oberin um eine bittere Täuschung reicher. So wurden z. B. von ihr aufgenommen im Jahre 1870: 90, im Jahre 1871: 81 Mädchen und wieder entlassen 1870: 96, 1871: 82. Von diesen kamen als Dienstmädchen in ehrbare Häuser 1870: 22, 1871: 15; ins Krankenhaus 1870: 2, 1871: 1; zu den Eltern zurück 1870: 12, 1871: 8; es starben 1870: 1, 1871: 2; und es wurden auf ihren eigenen Wunsch entlassen 1870: 59, 1871: 56. Im Durchschnitt war der tägliche Bestand 1870: 75, 1871: 76. Die düsteren Zahlen 59 und 56 geben also in den amtlichen Berichten, welchen wir unsere Angaben entnehmen, die große Menge derjenigen an, welche sich nicht an häusliche Thätigkeit und Ordnung gewöhnen konnten, sondern ein Leben der Schande und des Müßiggangs einem Leben der nützlichen Arbeit vorzogen. Aber die treue Oberin ließ sich weder durch diese bitteren Erfahrungen, noch durch Undank und andere Abscheulichkeiten irgend einer Art in ihrer aufopfernden Liebe und treuen Sorge für die Unglücklichen, welche ihr anvertraut waren, irre machen; nein, sie hatte für diese eine wahrhaft unendliche Geduld und das feinste Verständniß für ihre Behandlung. Sie dressirte die von wilden Leidenschaften beherrschten Naturen nicht etwa äußerlich durch Vorwürfe, Scheltworte und Drohungen, nein, sie wendete ihnen in der That durch ihre ernsten, aber milden Ermahnungen das Herz um. Dabei hielt sie sich frei von jeder frömmelnden, krankhaften Empfindelei und weichlichen Sentimentalität und trat sogar einer gewissen übertrieben pietistischen Richtung, die sich gern eines derartigen Instituts bemächtigt hätte, mit Entschiedenheit entgegen; — denn die wahre Frömmigkeit und Gottergebenheit, wie wir sie in Eveline von Bardeleben finden, hat nichts zu thun mit jenem priesterlichen Scheinwesen und Parteigetriebe. Wie sie aber in ihrer geistigen Erziehungsmethode die verwilderten Naturen auf den Weg zu Gott und den Gesetzen in schlichter, herzlicher Weise zurückzuführen suchte, so war in ihrer wohlgefügten und rationell durchdachten Hausordnung die Arbeit, und zwar die angestrengte, den physischen wie intellectuellen Kräften der Zöglinge entsprechende Arbeit das hauptsächlichste Erziehungsmittel. Sie ließ durch die Mädchen täglich das Haus mit seinen vielen Sälen und Kämmerchen reinigen, im Frühjahr Garten und Feld bestellen, den Stall, welcher drei Kühe und zwei Schweine enthielt, regelmäßig besorgen; — in der Küche mußte für den gesammten Hausstand von 100 Personen gekocht, in der Bäckerei das Brot gebacken und in der Schneiderstube die Garderobe für eben so viele im Stand erhalten werden. Daneben errichtete die umsichtige Oberin noch eine große Wäscherei und Plätterei, welche der Anstalt alljährlich nahe an 4000 Thlr. einbrachte, und diejenigen Mädchen, welche wegen Mangel an Kräften noch in keiner dieser Abtheilungen beschäftigt werden konnten, mußten in einer anderen stricken, stopfen, nähen, schneidern, bestellte Ausstattungen anfertigen und so alle die nöthigen Arbeiten erlernen, welche ein tüchtiges Dienstmädchen verstehen muß. Die Oberin arbeitete ihnen dabei den gan-

zen Tag rüstig voran; — wenn aber das ganze Haus nach vollbrachtem Tagewerke sich längst der erquickenden Ruhe hingegeben hatte, wachte sie allein noch die halbe Nacht hindurch in ihrem Stübchen, wo sie die Bücher des Hausstandes führte und mit der Außenwelt die briefliche Verbindung unterhielt. Und diese letztere Arbeit war nicht allein eine der mühevollsten, sondern auch eine der wichtigsten ihres Amtes; denn der Oberin des Magdalenenstiftes liegt nicht nur die Sorge für ihre Zöglinge ob, so lange sich diese unter ihrer Obhut im Hause befinden, sondern sie erstreckt sich für diejenigen, welche ihre zweijährige Probe bestanden und dem Zwecke der Anstalt gemäß sich zu brauchbaren Dienstmädchen ausgebildet haben, weit über die Stätte am stillen Plötzensee hinaus. Die gute, treue Mutter der Anstalt hat für diese wieder in die Welt einzuführenden Töchter nicht allein mit aller Vorsicht passendes Unterkommen in zuverlässigen, sittenstrengen Häusern zu suchen, sondern auch dort noch über ihre Führung zu wachen und die Berichte ihrer Herrschaften regelmäßig entgegen zu nehmen und zu beantworten; denn diese Geretteten, welche nach Abzug aller unmuthig und rückfällig Gewordenen immer noch reichlich den dritten Theil der Eingetretenen ausmachen, werden für alle Zeit als Kinder des Hauses betrachtet, bleiben mit demselben in steter Verbindung und finden darin in Tagen der Noth und Gefahr eine Zufluchtsstätte, eine friedliche Heimath, ein zweites Elternhaus; — und das ist wahrlich ein schöner Trost, ein erhebendes Bewußtsein für die einst von aller Welt Verstoßenen. Mit den nöthigen Sachen an Wäsche und Kleidungsstücken vom Stift ausgestattet, verließen bereits recht viele Gerettete die Anstalt und ihre treue Leiterin und versprachen dankbar, den Werth der ihnen überlassenen Ausstattungsgegenstände von ihrem redlich verdienten Lohne nach und nach zurückzuerstatten, und es darf für einen Beweis wirklicher Besserungserfolge gelten, daß in jedem der zwei Jahre über 500 Thlr. an derartigen Rückzahlungen eingingen; — ja, es sind die schlechtesten Dienstmädchen nicht, die aus der Schule der pflichtgetreuen Oberin kamen; denn wie diese gegen sich selbst streng war in der Erfüllung ihrer Pflichten, so pflegte sie auch von Anderen in aller Güte und Freundlichkeit viel zu fordern, und hielt ihre Pflegebefohlenen, welche sie in ihrem neuen Wirkungskreise oft persönlich aufsuchte und mit Rath und That unterstützte, zur treuen Erfüllung ihrer Dienstpflichten an; und als ob sie der Heimath zuflögen, in die Arme der eigenen Mutter, so eilten die in Berlin und dessen Nähe verbliebenen an ihren freien Sonntagnachmittagen in die Anstalt zu ihrer treuen Führerin zurück, während die Auswärtigen sich brieflich in dankbaren Worten an sie wendeten. Welcher Segen! Dieses Heimathsgefühl bei denen, die früher nie eine Heimath gekannt! — Etwa 40 dienende Mädchen, welche ihr das Glück der Rettung und die Wiedererrungenschaft einer ehrbaren Existenz verdankten, standen in dieser Weise mit der Oberin in Verbindung, wohnten an freien Sonntagen, sowie Weihnacht und Ostern der gottesdienstlichen Feier der Anstaltszöglinge bei, freuten sich unter dem strahlenden Tannenbaume der Christgaben des Hauses und suchten mit den Schwestern wahrhaft kindesfröhlich die Ostereier unter den aufgrünenden Sträuchern des Gartens. Das waren Sonnenblicke, vom reinsten Glück bekränzte Feste für das liebevolle Herz der Oberin.

Und auch jetzt noch wallfahrten die treuen Töchter des Hauses in ihren freien Stunden hinaus, um sich in der schönen, durch milde Hand kirchlich ausgestatteten Stiftscapelle beim Gottesdienste mit den Schwestern zu erbauen; — aber die treue Mutter, welche sie aus einem Leben der Schande mit unermüdlicher Geduld und barmherziger Liebe in eine Existenz ehrbarer, nützlicher Thätigkeit geführt, weilt nicht mehr unter ihnen. Am 2. Juni des Jahres 1872 früh 3 Uhr forderte sie eine Lungenentzündung, welche sie sich durch Ueberanstrengung in ihrem schweren Amte zugezogen hatte, aus diesem Leben ab. Sie starb ruhig und gottergeben in dem Geiste, in dem sie gelebt — und das ist der rechte Geist zum Sterben: die treuen Helferinnen der Anstalt und ihre Zöglinge standen weinend am Sarge ihrer wahren Mutter, mit deren Bildniß sie die Pforte ihrer Hauscapelle, wie mit einem Heiligenbilde schmückten; — denn hier hatte sie ja Alle eingeführt mit treuen Armen, hier hatte sie gewaltet in der richtigen Erkennt-

niß, welchen hohen Werth auch die vollkommenste Menschenseele noch vor dem Herrn hat. Neben dem frommstgedachten aller Meisterwerke der christlichen Kunst, neben Correggio's Bilde des auf das Schweißtuch gemalten blutenden Hauptes Christi ruht das Auge ihrer trauernden Töchter nun über der schlichten Kanzel auf einer von dankbaren Händen immer frisch bekränzten Marmortafel, welche die Inschrift trägt:

Zur Erinnerung
an die unvergessliche Oberin des Magdalenenstiftes
EVELINE von BARDELEBEN
geb. am 20. April 1820, Oberin seit 18. Juni 1867,
gest. im Magdalenenstifte am 2. Juni 1872.
Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben.
Psalm 126, vrs. 5–6.

Wir glauben den Ehrenkranz, welchen wir der seltenen Samariterin auf das Grab legen, nicht würdiger schließen zu können, als mit den Worten der auch von ihr so innig verehrten Kaiserin und Königin Augusta, der hohen Protectorin des Magdalenenstiftes, welche bei der Nachricht vom Tode der treuen Oberin an die Präsidentin des Vorstandes, Frau Baronin von Romberg, geb. Gräfin Itzenplitz folgendes Telegramm sandte:

„Ich bin erschüttert von dem unersetzlichen Verlust. Die treue Oberin, das Vorbild aufopfernder Liebe für einen Beruf, dessen Bürde mit keiner anderen zu vergleichen ist, war reif für das bessere Jenseits, wo der höchste Lohn ihrer harrt. Ihr Segen ruhe ferner auf der verwaisten Anstalt! Wir Alle sind zu einer Dankbarkeit verpflichtet, für die mir die Worte fehlen, die sich aber nur durch Ausharren in der christlichen Geduld kundgeben kann. Theilen Sie meinen Schmerz dem Vorstande mit."

Das Rococozimmer.

Von

Franz Reber.

Drei seltsame Namen sind in Aller Mund, vom Schulmädchen an, das bei Maskeraden zu Nutz und Frommen einer möglichst früh erwachenden Cokettерie gepudert und mit schief gesetztem Hütchen à la bergère wie mit gebauschtem Oberkleide aus Tapetenkattun ausgestattet wird, bis zum alten grämlichen, Horaz und Cicero citirenden Geschmacksrichter: es sind die drei Namen Barock, Rococo und Zopf. Was sie bedeuten sollen, darüber glaubte man um so leichter sich klar zu sein, als man ja Alles mit einander in den großen Topf der Ausartungen werfen konnte, und eine eingehendere Betrachtung jedes Verfalles, seit Gibbon dieses Capitel in so erschöpfender Weise zu seiner Lebensaufgabe gemacht hatte, in keinem Gebiete mehr sich zu lohnen schien. That nun einmal Töchterchen in diesem Sinn eine vorwitzige Frage, so fertigte sie der gestrenge Papa, der am Gymnasium nichts und in den Pandektensälen der Universität nicht viel mehr davon gehört hatte, kurzweg ab, und Mama, die zufällig von dem bois aux cerfs Ludwig's XV. vielleicht schon deshalb wußte, weil ihre Gouvernante die betreffende Stelle der Weltgeschichte immer überschlagen hatte, brachte wohl gar diese „Ausartungen" in unmittelbaren Zusammenhang mit besagtem Park und hielt weitere Erörterungen für sittengefährlich. Zu Unterscheidungen kam es dann nicht mehr, und Barock, Rococo und Zopf mochten auch weiterhin synonym bleiben, wenn nicht etwa durch Hauslehrers Universalweisheit „Stufen des Verfalls" daraus wurden, freilich Stufen, über welche der Erklärer regelmäßig stolperte und stets eher selbst zu Falle kam, als er bei der untersten Stufe des Verfalls angelangt war. Ist doch von einer Stetigkeit und Stufenmäßigkeit der Entwicklung dabei so wenig die Rede, daß Rococo und Zopf vielmehr wesentlich gleichzeitig und dafür verschieden beheimathet sind, während der Unterschied zwischen Barock und Rococo weit größer ist als der zwischen Renaissance und Barock.

In der That kann eigentlich nur Barock als Verfall und Ausartung der Renaissance betrachtet werden. Derjenige Meister, welcher die Renaissance in Baukunst, Plastik und Malerei zu ihrem Höhepunkte brachte, wird bekanntlich auch der Vater des Barockstils genannt. Bei Michel Angelo finden wir nämlich zunächst in der Architektur schon mehrfache Spu-

ren der Abirrung von der reinen traditionellen Formgebung, wie sie die Hochrenaissance aus dem Vorrathe der römischen Ruinen herübergenommen, zu neuen spielenden Combinationen. Er liebt bereits z. B. gehäufte Verkröpfungen, ergeht sich gern in malerischen Neuerungen in den Gebälkformen, wie er gelegentlich Consolen als Triglyphen charakterisirt, und führt die Voluten als Schirmverschalung der Pultdächer wie an der Stelle von Pilastern und Lisenen ein. Bei ihm zuerst überwiegt das subjective Bedünken über die kanonisirte Tradition, und so eröffnet er mit der subjectiven Freiheit des Baukünstlers der wilden mißrathenen Schwester der Freiheit, der Willkür, die Bahn. Damit geht im Gebiete der Michel Angelo'schen Plastik und Malerei das Wuchernde, Gehäufte, die selbstbewußte, die Tradition verschmähende Kühnheit in Stellung, Bewegung, Verkürzung u. s. w. Hand in Hand. Seine Schüler — und sein Einfluß ist der epochemachende für mehr als ein Jahrhundert — der göttlichen, sich selbst zügelnden Freiheit des Meisters entbehrend, gerathen mehr und mehr zu dem Cult ihrer Bastardschwester Willkür. An die Stelle der genialen Riesenkraft Buonarrotti's trat daher allmälig das Massenhafte, Maßlose, Ausschweifende, welches durch Bernini und Borromini in der Einführung der Schiefstellungen und Curven anstatt der rechtwinkligen und geradlinigen Formen in Plan und Aufbau den Höhepunkt erreichte. Pompöse, effectvolle Großheit und imponirender Reichthum ist freilich diesen Werken nicht ebenso wie die architektonische Wahrheit abzusprechen, und es entwickelte sich eine Fülle von Formen, welche in den besseren Werken selbst jetzt noch Anspruch auf Geltung und Nachahmung erheben können. Auch die Plastik und Malerei drängt zu einer Ueberfülle des Lebens, die sich in den entschiedensten Gegensatz zur Knappheit der Hochrenaissance stellt, und zwar in einem Rubens und in seinen niederländischen Zeitgenossen in großartiger Weise sich ausspricht, oft aber auch über die Stränge schlägt und in Ueberfülle, Ueberbewegtheit und Effectsucht den materiellen Gesetzen jeder Kunst Hohn spricht. Wer würde z. B. der Bernini'schen Bildnerei gegenüber nicht die Empfindung haben, daß seine Auffassung dem Wesen der statuarischen Kunst, dem plastischen Stile schnurstracks entgegen sei?

Dieselbe Zeitanschauung wie in den bildenden Künsten macht sich auch in den übrigen Erscheinungen des Lebens geltend. Die feine Sitte des Cinquecento artet entweder zu jener derben Art aus, wie sie das Zeitalter des dreißigjährigen Krieges charakterisirt, wo Sprache wie Costüm gleichsam mit Keulenschlägen wirken. Selbst die französische Eleganz, wie sie seit Franz I. sich neben die reinere Schönheit der italienischen Cultur gestellt hatte, vermochte nicht auf die Dauer sich des Uebermaßes zu erwehren, das sich nur auf andere Theile warf und namentlich aus dem Lockenhaar jene Perrücke entwickelte, welche als letzte Erscheinung dem ganzen Stile den Namen gab. Denn es darf wohl nicht bezweifelt werden, daß es jenes Ungeheuer (italienisch barucca) ist, auf welches der gemeinhin mißverstandene Name Barockstil, woran der Meister Baroccio wohl völlig unschuldig sein dürfte, zurückgeführt werden muß. Eher noch könnte das französische Wort baroque (schiefrund) Antheil daran haben, wenn es nicht erst späterer Ableitung sein sollte.

So Glänzendes, großartig Effectvolles, Malerisches und Pikantes aber auch durch den Barockstil in allen Gebieten erreicht wurde, so konnte es doch nicht fehlen, daß man endlich am Ueberreichthum ermüdete und desselben überdrüssig ward, sobald mit dem Hingange des letzten Repräsentanten desselben, Ludwig XIV., die majestätische Haltung, wie sie ihm innewohnte, und wie er sie allenthalben auch durch Kunst und Geräthe wiederspiegeln lassen wollte, am französischen Königsthrone verschwand. Das Königthum zog sich von der prunkvollen Schaustellung von Macht und Größe, jener imposanten Manifestation zurück in das Boudoir und Cabinet, und alle Künste zogen ihm gleichsam nach. In dieser epochemachenden und ins diametral Entgegengesetzte umspringenden Veränderung, wie sie sich schon mit den letzten Lebensjahren Ludwig's XIV. anbahnte, liegt das Wesen des Ueberganges vom Barock zum Rococo ausgesprochen.

Das Barock ist eine Palastkunst, sich repräsentativ in prunkvollem Aeußeren entfaltend, hauptsächlich in Façaden wir-

kend, und im Inneren über den öffentlichen Raum, den Saalbau nicht viel oder nicht mit Glück hinausgehend. Das Rococo dagegen ist eine Cabinetkunst, welche ihre Thätigkeit wenigstens zunächst ganz dem Privatleben widmet. Dazu bedurfte es keiner wirklichen, noch gemalten Säulenhallen, keiner drückenden Gesimse, keiner Nischen mit corpulenten Marmorstatuen griechischer oder römischer Heroen in übernatürlicher Größe und noch übernatürlicherer Muskelentfaltung. Nicht mehr der Lebrun'schen „grandes machines“, jener riesigen Deckengemälde mit einem Rahmenwerk, welches kräftig genug profilirt war, um nicht blos 1000 Quadratfuß bemalter Leinwand, sondern eben so viel halbzölliges Schmiedeeisen an die Plafonds heften zu können. Nicht mehr der ostentiösen, überlebensgroßen Darstellungen menschlicher, wie olympischer Größe und Macht in theatralischem Pathos an den bilderreichen Gobelins, welche sich zwischen die wuchtigen marmornen Thürgewände und Riesenkamine gespannt hatten. Das Alles war für die Repräsentationsräume, für glanzvolle Oeffentlichkeit der entsprechende Ausdruck gewesen, die Familie, der Fürst als Mensch konnten sich da unmöglich heimisch fühlen. Das Gefühl der Heimlichkeit hatte die Hochrenaissance mit den mäßigen Ausladungen ihrer Formen, der unübertrefflichen Feinheit ihrer Details und namentlich der poesievollen Füllungen mehr befriedigt als der Barockstil. Zu jener zurückzukehren, war nach der Berauschung, wie sie die effectsuchende Uebertreibung, der Paroxismus des Barockstils hervorgerufen, unmöglich. Man wollte auch, wie das der Uebersättigung natürlich, nicht einfachere, sondern andere Kost, neue Motive, welche die abgestumpften Sinne neu anzuregen vermochten. Man bedurfte namentlich, da das Mächtige, Imposante nicht mehr verfing, und man an dem einfach Schönen den Geschmack verloren hatte, des Reizenden, Lieblichen, Niedlichen, welches der spielenden Phantasie, der Behaglichkeit und Bequemlichkeit des Privatlebens entgegenkam. Nicht mehr Thürgewände mit säulengestützten Giebeln wie Kirchenfaçaden oder Altäre, in welchen auch die Thüren selbst sich anstrengten, den Eindruck der Fläche zu negiren und in den möglichst vielen scharf und kräftig vorspringenden Ecken der Füllungsumrahmungen den Knöcheln und Gelenken den Krieg zu erklären schienen, sondern leicht und geschmeidig sich öffnende und schließende Flügel mit untergeordnet behandelter Umrahmung; nicht mehr Schränke von unergründlicher Tiefe, die mit ihren Spiralsäulen, Verkröpfungen, Masken, dicken Fruchtschnüren u. s. w. das Oeffnen der Laden und Hantieren in denselben thunlichst erschwerten, durch ihre weit ins Gemach reichenden Vorsprünge aber den Kleidern der Damen, wie den contusionsliebenden Stirnen der Kinder gleich gefährlich waren und augenblicklich wieder sind, sondern abgerundete, mehr durch Intarsien geschmückte, leicht handliche Schreine, als Tisch und Schrank zugleich so bequem, daß ihnen der Name Commode bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Nicht mehr Tische und Lehnstühle, welche wegen ihrer unverrückbaren Schwere dem Begriffe von Mobilien Hohn sprachen, sondern leichtfüßige und leicht passirbare Tischchen, Ruhebänke, Stühle und Tabourets, so zart gebaut, daß wohl manchmal ein corpulenter Mann lieber seinen Hut als sich selbst daraufsetzte.

Folgerichtig konnten auch die Räumlichkeiten kleiner hergestellt werden, da sie Auszierung und Ausstattung jetzt viel weniger beschränkten, namentlich seit aller Afterclassicismus, der im Barock seine Säulen und Gesimsstücke überall hingestreut hatte, wo sie nur anzubringen waren, hinausgeworfen war. Allein weniger auf das Beseitigen als auf das Ersetzen kommt es in alten Dingen an, und dieses haben wir nun systematischer zu betrachten.

Das eigentlichste Wesen des Rococostiles äußert sich vornehmlich an dem architektonischen Ornamente, welches ja in jedem Stil als der Bannerträger seiner Eigenthümlichkeit erscheint und der Periode seinen Charakter aufprägt. Auf dieses bezieht sich auch zunächst der Name des Stils, das seltsame Wort Rococo, mit dem es sich wohl ebenso verhält wie mit dem der Gothik und des Barock: der Name ist nämlich der Zeit der Geltung des Stiles fremd und entwickelt sich erst nach dessen Ableben. Der Ursprung scheint in der Bezeichnung „goût rocail-

leux“ (Muschelwerk) zu liegen, aus welcher er sich wohl erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts im Volksmunde herausgebildet hat, um noch viel später in der Literatur Eingang zu finden. Zur Zeit ist er wirklich nicht früher als 1841 gedruckt nachgewiesen, und zwar in Nagler's Künstlerlexikon s. v. Meissonier, während man in Frankreich sogar bis jetzt bei der Bezeichnung style Louis XV. geblieben ist. Freilich deckt er den Begriff keineswegs und eben so wenig, wie dies bei den meisten Stilen seit dem romanischen der Fall ist. Denn die Grottenanlagen, in welchen gleichwohl eine Auflehnung gegen die traditionellen Architekturformen enthalten ist, sind, wie bekannt und wie dies das glänzende Beispiel des Grottenhofes der Residenz München lehrt, weit älter und gehen sogar bis in die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts zurück. Aber das Muschelmotiv als ornamentaler Grundgedanke ist doch erst im Rococo zum Durchbruch in der ganzen Architekturdecoration gelangt. Da erst erscheinen in stilisirter Nachahmung Muschelformen der einfachsten wie abenteuerlichsten Form, namentlich in den mannigfachsten Auszackungen der Stachelmuschel mit den leicht angeschmiegten Zweigen und Blumenranken der linganenartigen Grottenvegetation, zusammengehalten von pastoral geschwungenen Stäben in frei erfundenem Wechsel der beliebten „Contours à l'S“ an der Stelle des den römischen Ordnungen entlehnten Ornamentes.

Daß dies nicht mit einem Schlage geschah, sondern sich ganz allmälig vollzog, liegt in der Natur der Sache. Namentlich blieb die Außenarchitektur noch lange Zeit unberührt, ja, es wurde hier der Barockstil in der etwas ernüchterten Fassung, die er als style Louis XIV. angenommen hatte, nie gänzlich verdrängt. Im Inneren aber war es nicht der Architekt, sondern der Decorateur, der die Umbildung übernahm, das abgestorbene traditionelle Säulen- und Gebälkwerk fortließ und das Holzschnitzwerk an Thüren, Rahmen und Getäfel, wie die Stuckarbeit an Decken und Gesimsen als das Feld erkor, in welchem er den spielend leichten Geist an die Stelle der schwerreichen Decoration der vorausgegangenen Epoche setzte. Es scheint de Cotte gewesen zu sein, welcher am Hotel de Toulouse zu Paris 1713 bis 1719 den Stil des „Architecte de menus plaisirs“, des berühmten Decorateurs Berain, dem neuen Geschmack entsprechend zersetzte, während der vollendete Rococodecorationsstil von den Decorateurs G. M. Oppenord (gest. 1742), J. A. Meissonier (gest. 1750) und J. B. Leroux (gest. 1745) vertreten wird. Durch sie war die alte Weise der Wandgliederung durch die Repräsentanten von Stütze und Last, die säulen- und gebälkartigen Bildungen gänzlich verdrängt, und die Umrahmung der Flächen, die bisher als unconstructiv nur untergeordnete Bedeutung hatten, zur Alleinherrschaft gelangt. Das Rahmenwerk war selbständig und zwar, wie Semper bezeichnend sagt, zum Organismus geworden. Der Rahmen, vorher einfaches Stabwerk, umschließt nun die Füllung pflanzenhaft, umrankt sie gleichsam als etwas organisch Belebtes, hört daher auf, wie früher krystallinisch eurhythmisch zu sein. Das Pegma löst sich gleichsam in flüssige vegetabilische, der strengen Regelmäßigkeit widerstreitende Elemente auf. Es war die vorher untergeordnete eigentliche Tischlerarbeit in der Architektur, die bisher nur in geradlinigen Stäben gewirkt, damit an die Stelle der Architektur selbst getreten, nachdem die letztere vorher sogar in allen Mobilien geherrscht und auch in diesen seine kanonischen Formen in fast ausschließender Geltung erhalten hatte. Allein nur für kurze Zeit. Denn es zeigte sich, daß die geradlinige Textur des Holzes der krummlinigen, geschweiften, verschnörkelten Formengebung, dem „flüssigen“ Charakter des neuen Stiles nicht ohne Zwang entsprach, so sehr sich auch das Schnitzmesser anstrengte, die widerstrebenden Formen dem Holz abzugewinnen. Das Flüssige der Gebilde mußte nothwendig zur Heranziehung von flüssigem Material drängen und führte auch zur ausgedehntesten Stuckdecoration. Der Schnitztischler räumte deshalb bald mehr als halbes Feld dem Stuckateur, der nun, vom Plafond beginnend und an der Vertäfelung herab, schrittweise dem Schnitzkünstler, wie dieser es dem Marmorarbeiter gethan hatte, das Gebiet verkümmerte. Dieser Sieg des weich zu verarbeitenden und zu modellirenden Stuckes ist im Stil begründet und

eben so folgerichtig wie das Uebergewicht, welches Gußmetall und Porzellan in der Plastik dieser Periode über das Unflüssige des Marmors errungen haben. Es ist kein bloßer Zufall, daß der plastisch ductile breiartige und erhärtende Stoff in seiner Textur eine gewisse Verwandtschaft mit dem Hauptmotiv des Rococoornamentes, der im Wachsthum erhärtenden Muschelschale hat. Aus demselben Grunde erklärt sich auch das Harmonische der decorativen Zuthat von Porzellan, wie von Wandleuchtern und Lüstres in venetianischem Glase, dessen in der Verarbeitung breiartig weiche Schnüre dem Charakter des Stiles entsprechen. Muß doch selbst dasjenige, was der Benutzung und der dazu erforderten Kraft wegen nothwendig in Holz herzustellen war, wie die Rahmen isolirter Spiegel, Bilder u. s. w., selbst die Gestelle der gepolsterten Mobilien in der Regel der Ueberarbeitung in Stuck sich unterziehen, ehe es die Vergoldung aufnimmt, um damit erst den flüssigen Stilcharakter zu empfangen, wie sich auch die Holzflächen in einer gleichsam dem Wesen nach flüssigen Lackirung der Holzerscheinung entäußern mußten.

Stuck, Lack, Porzellan, Glas, von den Metallen besonders Blei und vorwiegend leichtere Gewebstoffe waren demnach die Materialien, welche an die Stelle von Marmor, Eichenholz, Eisen und Gobelins getreten waren und der neueren Formgebung ohne stoffliches Widerstreben und darum stilgemäß sich fügten. Es kamen dadurch ganz von selbst, da diese Materialien zum Theil ausländische Erfindungen und selbst außereuropäische Importartikel waren, auch außereuropäische Gebilde und Motive mit herein. Japanische Lackwaaren, vorzugsweise Schränke, Tische, Kästchen, Schalen u. s. w., entsprachen durch ihre Architekturlosigkeit, spielend phantastische und vorab vegetabilische Decoration und durch ihre flüssige Glätte den neuen Anschauungen. Wie die leichte und zierliche Erhebung, die der Goldaufhöhung japanischer Lackarbeiten eigen ist, der Neigung zu der geringen Ausladung, welche man nun dem Zierwerk überhaupt einräumte, entgegenkam, so paßte sie auch zu dem Bestreben, die Flächen reich zu ornamentiren, welche nun zum ersten Mal aus ihrer bisherigen Unterordnung unter die architektonische Gliederung heraustraten.

Ebenfalls Ostasien entstammend, setzten sich dann chinesische Porzellanvasen oder Popanze auf phantastischen Consolen an die Stelle der Marmorbüsten allegorischer Gestalten oder berühmter Männer des Alterthums, welche die Barockzeit in kreisförmigen Nischen an den Wänden oder über den verschnittenen Thür- und Fenstergiebeln aufzupflanzen geliebt hatte, wie denn auch chinesische Porzellangeschirre aller Art sich auf Commoden und Etageren breit machten und mit der Einführung des Thees und Kaffees statt des Gersten- und Rebensaftes selbst im Gebrauch überhand nahmen. Die leidenschaftliche Vorliebe für dieselben, wofür u. a. das in China gefertigte Porzellanservice mit dem Wappen Max Emanuel's im Münchener Nationalmuseum einen sprechenden Beweis liefert, führte auch zu der folgenreichen Entwicklung der ersten europäischen Porzellanmanufactur zu Meißen, deren Arbeiten bis auf den heutigen Tag zeigen, wie sehr man bestrebt war, neben die modische Parkidylle eines Watteau mit dem Material auch den chinesischen Stil in die eigene Industrie zu verpflanzen. Kein Wunder, daß dadurch die Geschirr- und Nippesbildnerei einen vorwiegend asiatischen Zuschnitt gewann, und daß dieser auch in andere Dinge übergriff, die gelegentlich auch in Porzellan oder Glas hergestellt wurden, wie Spiegelrahmen, Wand-, Arm- und Kronleuchter u. s. w. Gefiel sich doch auch die Kleinplastik aus Edelmetallen, wie sie kurz vor der Entwicklung der Meißener Porzellanindustrie in Dresden eine seltene Höhe erreichte, besonders in Darstellungen ostasiatischer Scenen, von welchen an die weltbekannte Vorstellung des Großmogulhofes von Delhi (im grünen Gewölbe zu Dresden) von der Hand J. M. Dinglinger's, des sächsischen Benvenuto Cellini, zu erinnern ist, ja, man ging sogar so weit, den damals in der Dresdener Neustadt gebauten kurfürstlichen Palast, der doch in seiner Architektur durchaus nichts Asiatisches aufweist, wegen seines Porzellaninhalts durch den Modenamen des japanischen Palais zu verherrlichen.

Derselbe Einfluß äußert sich auch hinsichtlich der gewebten Stoffe, welche zur

Verkleidung der nicht anderweitig ornamentirten Wandflächen, zu spanischen Wänden, Portieren, Bettvorhängen, Möbelüberzügen und folgerichtig auch zu Kleidern verwendet wurden. Die Gobelins verschwanden, und mit den ostasiatischen geblümten Tapetenstoffen begann die moderne und bis auf den heutigen Tag ihren Ursprung nicht verleugnende Tapete, die auch in Papier hergestellt ursprünglich Importartikel war. Der blasse Grund und die matten Farben der Zeichnung, überhaupt der kreidig weißliche Gesammtton japanischer und chinesischer Stoffe wirkten im Einklange mit den dem Porzellan und Glas eignenden Farben gänzlich umgestaltend auch auf die Lackfärbung von Holz und die Fassung des Stuckornamentes, welche nun nur mehr selten über Weiß und Gold hinausgingen und sich selbst über die Mobilien, den Holzcharakter gewissermaßen durch Stuckimitation verdrängend, erstreckten. Unser Perlgrau von Thür- und Fensteranstrich ist noch ein Rest jener Neuerung, während andererseits die modernste Vorliebe der Mode für die geschossenen Farben in Bändern und Seidenstoffen nur Consequenz des Rückganges der gegenwärtigen Damenmoden auf den „style Watteau“ ist. Leider liegt der Farbensinn noch so im Argen, daß man das blaßblaue und blaßrosa Beiwerk mit sattgefärbten Kleidern verbindet, wodurch eine contrastwidrige Geschmacklosigkeit entsteht, deren sich unsere Modeführerinnen allerdings bewußter sein sollten. Wie sehr aber ein nur um ein Weniges zu satter Farbenton dem Rococoensemble schadet, das zeigen z. B. neue Ueberzüge von Meubeln aus jener Zeit oder die für diesen Stil mustergültige Amalienburg im Nymphenburger Park, in welcher einige zu intensiv gefärbte Tünchen bei einer früheren Restauration den Eindruck wesentlich getrübt haben. Was endlich den textilen Charakter der Rococostoffe betrifft, so ist es ganz folgerichtig, daß nun jene, welche durch Glanzlicht blässer wirken, wie die Atlasse und stark appretirten Linnen- und Baumwollenstoffe, das Uebergewicht über Damast und Sammt und deren dunkleren Farbenton erlangten. Macht sich ja sogar im Gemälde dieselbe Tendenz bemerklich, indem sich auch hier das satte wärmere Colorit durch einen duftigen und mehr indifferenten Ton ersetzte, welcher endlich zur kreidigen Pastellmalerei führte, die den ins Haar gefahrenen Puder wie die Schminke gleichsam auch aufs Bild stäubt.

Ueber die stilgerechte Erscheinung des Rococo ist wohl schon längere Zeit kein Zweifel mehr, nur über Entstehung und Einflüsse, über Begriff und Formel konnte noch Streit bestehen, der auch diese Darlegung nach dem Vorgange bedeutender Autoritäten entschuldigen wird. Selbstverständlich bin ich weit davon entfernt, trotz gewisser unbestreitbarer Vorzüge und Reize und trotz der Berechtigung des Stiles für seine Zeit dessen Wiederbelebung das Wort zu reden. Eben so wenig aber würde ich es für das Modegewächs des Barockstils zu thun vermögen, welches nicht blos in zusammengesuchten Ueberbleibseln der sogenannten guten, alten Zeit, besonders in ungeschlachten Schränken, unsere Zimmer verdüstert und verengt, sondern neben wirklich tüchtigen Leistungen im Stile der eigentlichen Renaissance leider vielfach tonangebend für die moderne Tischlerarbeit geworden ist. Am wenigsten freilich würde ich für die Schöpfungen des Zopfstils eintreten können, der nur beseitigt, ohne wieder zu ersetzen, überall einschnürt, prosaicirt, verkümmert, die personificirte Grämlichkeit und Nüchternheit des Greisenalters. So lange es uns nicht gelingt, den eigenen Stil zu entwickeln, müssen wir weiter zurückgehen zu dem einzig fruchtbaren Vorfahren der drei genannten Phasen und bei Hoffnungsvollerem anknüpfen, nämlich bei der reinen und unverdorbenen Renaissance.

Fünf Briefe Schiller's.

Mitgetheilt

von

R. Boxberger.

Zur Ergänzung einer früheren Veröffentlichung in diesen Blättern (1872, S. 444 ff.) bin ich jetzt, zum Theil durch die Güte des Inhabers der Originale, Hrn. H. Kai-

ser, Chef der Schröder'schen Kunst- und Buchhandlung in Berlin, in den Stand gesetzt, fünf noch unbekannte Briefe Schiller's zu veröffentlichen. Davon sind Nr. 1 und 3 gleichfalls an Crusius gerichtet und Nr. 1 in so fern von besonderem Interesse, als wir daraus ersehen, daß die „Geschichte des Abfalls der Niederlande" ursprünglich nur dazu bestimmt war, einen Aufsatz für die „Geschichte der Rebellionen" (man sehe ebenda S. 445 f.) zu bilden. Nr. 2 zeigt uns den unglücklichen Dichter, wie er bemüht ist, sich in dem Schiffbruche seines Glückes in dem Leidensjahre 1791 über Wasser zu halten, wogegen Nr. 3 in willkommenem Contrast ihn nun durch die dänische Geldunterstützung und durch die in seiner Heimath angeknüpfte neue Verbindung mit Cotta, der ihm wahrscheinlich für die Uebernahme der Redaction der Horen eine bedeutende Geldsumme vorschoß, neu gekräftigt im selbstbewußten und sicheren Auftreten gegen Crusius zeigt, der denn auch auf seine Propositionen eingeht. Zugleich giebt uns dieser Brief Aufschluß über den früher unter Nr. 3 (ebenda S. 446 f.) veröffentlichten. Nr. 4 wurde mir in Abschrift durch die Güte des Herrn v. Löper in Berlin mitgetheilt. Man sehe über den Brief Schiller's Kalender S. 175 und S. 177 und Verzeichniß einer Schiller-Ausstellung S. 41, Nr. 109a. Nr. 5 endlich gebe ich als ein Räthsel bei, dessen endgültige Lösung mir noch nicht geglückt ist.

Leider sind auch hiermit noch nicht sämmtliche Briefe Schiller's an Crusius der Oeffentlichkeit übergeben; mehrere derselben harren noch ihrer Auferstehung in dem Pulte des um die Schiller-Literatur hochverdienten Professors Gödeke in Göttingen, der dieselben für seine neueste höchst gediegene und verdienstvolle Ausgabe des Schiller-Körner'schen Briefwechsels ausbeutet. Ich will hoffen, daß auch er Schiller gegenüber nach dem Grundsatze verfährt, den Lessing gegen Leibnitz beobachtet wissen wollte, „der, wenn es nach ihm ginge, nicht eine Zeile vergebens müßte geschrieben haben."

I.

Weimar den 5. Nov. 1787.

Vor einem Augenblick erhalte ich Ihr Schreiben mit 80 Thalern u. s. f. und statte Ihnen für diese gefällige Genauigkeit meinen verbindlichsten Dank ab. Zu gleicher Zeit muß ich die Güte und Geduld, welche Sie schon gegen mich bewiesen haben, noch einmal auf die Probe setzen, doch hoffe ich, eben so sehr zu Ihrem eigenen Vortheil als zu dem meinigen.

Wieland und noch einige meiner hiesigen Freunde liegen mir an, die Niederländische Rebellion als ein eigenes für sich bestehendes Werk, wie z. B. Müller seine Geschichte von der Schweitz, herauszugeben und führen zur Ursache an, weil eine große universalhistorische Begebenheit ausführlich darin erschöpft ist, und, ich muß zu meiner Rechtfertigung unbescheiden sagen, weil sie glauben, daß es ein ziemlich wichtiges Werk in der Historie seyn werde. Soviel ist übrigens gewiß, daß ich keine Mühe gescheut habe und scheuen werde, ihm Vollständigkeit und Werth zu geben. Denn ich muß Ihnen mein werthester Herr — welches ich aber unter uns gesagt wünsche — gestehen, daß ich mich durch diese Schrift in dem neuen Fach der Geschichte, zu dem ich mich angefangen habe zu bestimmen, beim Publikum etwas gut ankündigen möchte. Aus vielen Gründen, die ich mir auf ein andermal vorbehalte, Ihnen mitzutheilen, ligt mir äuserst viel daran, daß dieses Buch auch selbst in der Form sich von Schriften der Mode, die bloß für die neugierige Lesewelt sind, unterscheide und im Aeuserlichen wie im innern, ein mehr solides und wißenschaftliches Ansehen erhalte. Druck und Format wie Sie es zu der Gesch. der Verschwörungen gewählt haben ist für diese Art Schriften ganz zweckmäßig und gut; aber zu meiner Absicht mit der Niederl. Rebellion nicht ganz so tauglich. Sind Sie geniert, wenn ich Ihnen vorschlage, diese Niederl. Rebellion von dem Buch der Verschwörungen ganz zu trennen, ein neues großes Octavformat nebst größern und etwas weiter auseinandergesetzten Lettres dazu zu wählen, jenes Format aber für die Verschwörungen allein beizubehalten? Ich würde den ersten Theil von diesen zugleich mit dem andern Buch ins Publikum bringen, weil es zu meinem Zwecke dient, daß beiderlei Werke zugleich erscheinen. Noch muß ich Ihnen sagen, daß die Niederl. Rebellion um eine

ganze Epoche verlängert also gewiß nicht unter 1 und ½ Alphabeth (groß 8) betragen wird. Gerne will ich den Verlust tragen, den mir ein größeres Format vielleicht zuzieht, wenn statt 26 Zeilen* 32 auf die Columne gehen,** nur erlaube ich mir die Bedingung daß unser Contract nur auf 1000 Auflage gelte. Haben Sie also die Güte mir Ihren Willen mit der ersten Post gütigst mitzutheilen, nebst einem Muster des neuen Drucks und Formats, wenn Sie Sich dazu entschließen. Biß dieses dann berichtigt ist, haben Sie soviel Mscrpt, den Druck rasch fortsetzen zu lassen. Biß auf den Januar müßte dann der 1. Theil der Verschwörungen noch ruhen. Ist an meiner Rebellion schon angefangen worden zu setzen, so will ich recht gerne die Unkosten tragen.

Ihr ganz ergebenster Schiller.

II.

An Herrn Hof-Commissair Maucke in Jena.

Rudolstadt den 4. Jun. 1791.

Vermuthlich sind Sie nunmehr von der Messe wieder in Jena angelangt, wozu ich alles Glück wünsche. Ich selbst fange eben erst wieder an, mich von einigen heftigen Zufällen auf der Brust zu erhohlen, nachdem ich einige Tage in Lebensgefahr geschwebt. An der Beförderung des Drucks von Sully wird dies aber keineswegs hinderlich seyn, denn Sie sollen in einigen Wochen Manuscript zu dem dritten Theil desselben erhalten. Für jetzt bitte ich Sie noch um einige Exemplare des Ersten Theils des Sully und um die fertigen Aushängebogen vom Zweyten.

Ich lege zugleich die Quittung für das Honorar beider Theile bey. 25 Bogen für den ersten Band betragen 162 Thlr. 12 ggr. Sechszehn Carolin für den zweyten abschläglich, 104:

162. 12
104
266. 12.

Bezahlt haben Sie mir einmal 80 Thaler und wieder einmal 43. 8. Dieß abgezogen von der vorigen Summe

266. 12
123. 8 bleibt 143. 4 Gr.
143. 4.

Für diese 143 Thlr. folgt hier die Quittung, gegen welche Sie so gütig seyn werden, das Geld an die Demoisselles Schramm abliefern zu lassen, denen ich schon die nöthigen Aufträge gegeben habe. Die vielen Unkosten die mir meine Krankheit und das dadurch entstandene Versäumniß gemacht, sind Ursache, daß ich Sie an das Versprechen, mich auf die Ostermesse zu befriedigen, erinnern muß.

Ich verharre mit Hochachtung Ew. Hochwohlgeb. gehorsamer Diener Schiller.

III.

Jena den 5. 8br. 95.

Von meinen prosaischen Schriften kann der zweyte Theil diesen Winter gedruckt werden, wenn es Ihnen gefällig ist. Gerne hätte ich meine Gedichtesammlung auch in dem nächsten Jahre bei Ihnen drucken lassen, aber die Zeit und Sorgfalt, welche diese Arbeit mich kostet, wird mir, ich will es Ihnen aufrichtig gestehen, durch das Honorar von 1 Carolin für den Bogen, so wenig vergütet, daß ich mich biß jetzt unmöglich habe entschließen können, meine Zeit die ich für andre Arbeiten ganz anders nützen kann, derselben aufzuopfern. Ich glaube daher von Ihrer Billigkeit erwarten zu dürfen, daß Sie einen Vorschlag, den ich Ihnen deßhalb thue, gerne genehmigen werden.

Wenn ich nicht offenbaren Schaden haben soll, so müßte mir die Zeit, die ich auf die Revision meiner Gedichte und auf Verfertigung einiger neuen verwenden soll, wenigstens so bezahlt werden, als sie mir durch jeden andern Aufsatz, den ich in dieser Zeit fertigen könnte, vergütet wird. Ich schlage Ihnen also vor, mir entweder für den Bogen das Honorar von vier Ldors zu akkordieren, oder wenn Ihnen dieser Preiß zu stark ist, die Entschädigung selbst zu bestimmen, gegen welche Sie mir die Disposition über meine Gedichte wieder abtreten wollen.

Ich will so wenig Ihren Schaden, als ich erwarten darf, daß Sie den meinigen wollen werden. Da Sie so gütig waren, mir eine Summe Geld schon seit 7 Jahren auf meine kleinern Schriften und,

* So war die „Geschichte der Verschwörungen" gedruckt. A. d. H.

** Crusius wählte ein Format von 28 Zeilen. A. d. H.

einschließlich auch auf meine Gedichte zu praenumerieren, wovon der größte Theil noch nicht abgetragen ist, so ist es nicht mehr als billig, daß ich Ihnen nicht nur die Interessen dieser Summe (soviel davon auf Einen Alphabetband Gedichte fällt) sondern auch noch etwas darüber erstatte. Ich bezahle Ihnen also, sobald ich Ihre Willensmeinung weiß, alles was ich Ihnen noch schuldig bin baar heraus, und noch außerdem verinteresse ich Ihnen 21. Carolin (denn soviel betrüge das Honorar der Gedichte nach unserm alten Contracte) auf 7 Jahre lang mit 6 pro Cent also mit der Summe von 9 Carolin. Zu dieser Summe will ich gern noch etwas legen, um Ihre Entschädigung vollkommen zu machen. So bald Sie mir Ihre Rechnung übersenden erhalten Sie die Bezahlung meiner ganzen Schuld nebst jener Entschädigung, und Sie können mir dann die folgenden Bände meiner prosaischen Schriften, die ich Ihnen für das alte Honorar lassen will, jedesmal wenn sie gedruckt sind, bezahlen.

Da ich mein Anerbieten für billig halten kann, so erwarte ich eine baldige und befriedigende Antwort, und bin mit aller Werthschätzung Ihr ergebenster F. Schiller.

Auch die noch rückständige Bücherrechnung bitte ich mir bey dieser Gelegenheit aus, um sie zu liquidiren.

IV.

An den Kunsthändler Wittich in Berlin.

Weimar, den 23. November 1804.

Bloß meine anhaltende Kränklichkeit ist schuld, daß ich Ihnen für Ihr gütiges Geschenk meinen Dank nicht früher abgestattet habe. Sie haben meinem Stück * eine große Ehre erwiesen, daß Sie die Costümes aus demselben mit so viel Geschmack und Aufwand executiren ließen. Diese Unternehmung die mich gleich anfangs sehr interessiert hat behauptet sich im Fortschreiten bei ihrem Werth und es ist zu wünschen, daß sie immer mehr Unterstützung finden möge, um sich zu einem schönen Ganzen in ihrer Art zu vollenden. Es soll nicht an meinem guten Willen fehlen, Ihnen auch ferner zu Fortsetzung und Erweiterung derselben Stoff zu geben und vielleicht möchte sich das, woran ich gegenwärtig arbeite ** zu einem mahlerischen Gebrauch qualificiren.

Ich verharre mit vollkommenster Hochachtung Ew. Wohlgeboren ergebenster Diener v. Schiller.

V.

Ein Billet Schiller's ohne Adresse und Datum.
Das Original in Besitz des Autographenhändlers Richard Zeune in Weimar.

„Nur mit 2 Worten Dank, mein Bester, für Ihre Freundschaft, für die edle Aufnahme der Meinigen. Mein Herz ist voll. Ich mag meine Empfindung nicht durch Redseligkeit erkälten.

Tausendmal küssen Sie unsere lieben Mädchen, und lieben Sie biß zu seiner Ankunft Ihren herzlichen Freund

Schiller."

(Von fremder Hand: Schiller an seinen Freund in Stuttgart.)

Vermuthlich zu Ende October 1793 von Ludwigsburg aus an den Kaufmann Rapp in Stuttgart gerichtet. Vgl. Gödeke, kritische Schiller-Ausgabe XI, S. 12.

* Jungfrau von Orleans.
** Demetrius.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 33 der dritten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 225.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Juni 1875.



In einem stillen Hause.

Novelle

von

Karl Frenzel.

I.

„Zwölf Uhr! Das heißt über Gebühr plaudern und dich des Schlafes berauben. Aber das Alter geizt mit den Stunden. Gute Nacht, Erwin, und keine Träume!"

Damit hatte der alte Senator den jungen Neffen entlassen, der nun dem voranleuchtenden Diener die breite Treppe hinauf nachdenklich in das obere Gestock folgte.

Eine breite Glaswand mit schweren dunkelfarbig gestrichenen Holzeinfassungen und blankgeputzten Messingbeschlägen an Thür und Schloß trennte die Wohnungsräume, hier wie im ersten Stockwerk, von der Treppe. Ueberall, wie Erwin trotz seines Sinnens bemerkte, eine fast übertriebene Raumverschwendung. Hinter der Fensterwand dehnte sich, ein langgestrecktes Viereck, die Vorflur mit hundertjährigen Schränken und Truhen an der Wand, die eine buntbedruckte Ledertapete bedeckte, aus; eine Ampel erleuchtete sie dürftig. Linker Hand führten zwei Thüren nach den vorderen Zimmern, die der Diener öffnete — rechter Hand verschloß eine hohe Bogenthür den Zugang in die nach dem Garten und dem Hofe zu gelegenen Gemächer des Patricierhauses.

„Hier," sagte der Diener auf der Schwelle stehen bleibend, „werden der Herr wohnen; dies ist das Schlaf- und dies das Wohnzimmer."

„Eins hätte genügt," meinte Erwin. „Der gute Onkel verwöhnt mich."

„Hat nichts zu bedeuten," entgegnete der Diener, „'s ist einmal so hergebracht; Alle, die uns besuchen, wohnen hier."

In dem Ton klang Erwin etwas an, wie Verdrossenheit und Spott zugleich; schärfer als bisher sah er den Alten an. Eine untersetzte, stämmige Gestalt — über den breiten Schultern ruhte auf kurzem Halse ein großer Kopf mit grauen, emporstarrenden Haaren, mit stechenden Augen in einem vieldurchfurchten verschlossenen Gesicht —

„Sie heißen?" fragte Erwin unwillkürlich. Es war ihm, als müsse der Name des Mannes eine ganz besondere Bedeutung haben. Und da der Angeredete stutzte — oder täuschte sich Erwin nur, setzte er rasch, wie zur Erklärung seiner Frage hinzu: „Denn wir werden wohl eine längere Zeit Hausgenossen sein."

„Andreas Jürgen. Brauchen der Herr aber nur Andreas zu rufen, das genügt."

Darüber hatte er in dem Wohnzimmer die Lampe, in der Schlafkammer die beiden Kerzen auf dem zweiarmigen altmodischen Silberleuchter angezündet.

„Wünschen der Herr noch etwas?"

„Ich danke Ihnen, Andreas. Wohnt Jemand in den Hinterzimmern?"

Die finstern und harten Züge des Dieners wurden noch härter und undurchdringlicher. Er zuckte die Schultern, als wollte er sagen: „Ueber die Neugier!" Dann brummte er: „Hier oben wohnt Niemand außer dem Herrn."

„Um so besser, dann störe ich Niemand."

„Empfehle mich gehorsamst."

„Gute Nacht!"

Mit nachschleppendem Schritt entfernte sich Andreas; draußen in der Vorflur hörte ihn Erwin noch eine Weile hantiren, die Ampel auslöschen, die Fensterläden schließen, Schlösser und Riegel versuchen, endlich die Treppe mit schweren, langsamen Tritten hinuntergehen. Aber er lauschte dem Alten nur mit halbem Ohr zu, seine Sinne waren nach innen gewandt. Die Füße über einander geschlagen, die Augen geschlossen, saß er ein wenig steif und unbehaglich auf dem hoch- und gradlehnigen Stuhl, ohne seine unbequeme Stellung recht zu empfinden, ohne die immer getreue Freundin, die Cigarre, zu vermissen. Unten bei dem alten Herrn hatte er nicht zu rauchen gewagt und hier oben war er vor den anstürmenden peinlichen Betrachtungen nicht dazu gekommen, sich in den Rauchwolken einer echten Havanna über jedes irdische Elend zu erheben. Nach einer geraumen Weile schüttelte er sich, wie einer, der sich gewaltsam aus den Beängstigungen eines Traumes reißt, stand auf und seufzte: Ueber die zärtlichen Verwandten! Es war eine verhängnißvolle Thorheit, in diese Löwenhöhle zu gehen. Einmal darin aber, Hand aufs Herz, Erwin, und den Kopf oben! Zwei-, dreimal durchschritt er die beiden Zimmer; der weiche Teppich dämpfte den Schall. Auf einem kleinen Tische am Fenster gewahrte er eine Cigarrenkiste, ein Feuerzeug, einen Aschenbecher. Wider Willen mußte er lachen. Der Alte scheint doch mehr Lebensart zu haben, als ich ihm zugetraut. Leb wohl, holde Freiheit! Vielleicht versüßt dieses Kraut die Gefangenschaft. Und indem er sich so eine Cigarre anzündete, warf er einen Blick durch das Fenster. Der Anblick, der sich ihm darbot, würde auch einen Anderen als einen für die Gothik schwärmenden jungen Architekten überrascht und gefesselt haben. Erwin öffnete das Fenster, um besser ausschauen zu können.

Gegenüber dem Hause des Senators am Markt erhob sich mit seinen Arkaden, seinem spitz ansteigenden Dach und den vier wunderlichen Thürmen darauf, das alterthümliche Rathhaus. Im Mondschein, der den ganzen Platz schimmernd überflog, glitzerten die glasirten schwarzen und röthlichen Ziegel des Gebäudes, silbern glänzten die Scheiben der Spitzbogenfenster. Seitwärts, hoch empor über alle Dächer, ragte der schlanke Thurm der Marienkirche. Leise rauschten aus den Löwenköpfen des Brunnens die Wasserstrahlen. Aus dem Rathskeller, dessen Eingang unter den Arkaden eine Laterne mit röthlichem Licht kenntlich machte, kamen weinselig lustige Cumpane, stille Trinker, Geschwätzige und Schweigsame. Sie nahmen von einander Abschied, sie schüttelten sich die Hände und schwanden hierhin und dorthin in die vielen Gassen hinein, die alle auf diesen Platz mündeten. Auf dem weiten Markt, mit dem Rathhaus und der Kirche daneben, herrschte tiefe Stille, Mondesdämmerung. Der herbstliche Wind, der zuweilen scharf und rauh darüber hinfuhr und eine alte

Wetterfahne knarren, ein Ladenschild zittern ließ, gab bei aller Phantastik der Gebäude und Formen, die Erwin an den venetianischen Dogenpalast erinnerte, dem Ganzen doch einen sehr bestimmten nordischen Charakter.

Wir Deutsche sind doch wunderliche Leute, ging es ihm durch den Sinn. Da haben wir das Gute, das Volksthümliche und Eigenartige so nahe, in unseren alten Hansestädten, und suchen es so weit in der Ferne auf. Verschmähen eine Bauart, die so ganz unserem Boden und unseren Gewohnheiten entspricht und recht eigentlich ihr Gewächs ist, zu Gunsten einer fremden, die vielleicht vornehmer, aber auch um so unzweckmäßiger ist. Das Haus und der Charakter des Menschen. — Nun wehte ihm der Wind doch zu scharf in das Gesicht, er schloß das Fenster und machte hin und wieder einige Gänge durch das Zimmer, blieb eine Weile vor dem Bilde eines alten Herrn in der Tracht und mit der Amtskette der Bürgermeister, von der Hand eines mittelmäßigen Malers, stehen, blies ein paar Rauchwölkchen in die Luft. — Wenn einer wie der Oheim so sechzig Jahre lang und noch fünf oder sechs darüber in einem Hause zugebracht hat, muß sich da zwischen seinem Wesen und seiner Lebensart und dem alten Bau nicht ein innerlicher Zusammenhang herausbilden? Alte Häuser, die sich in einer Familie vom Urgroßvater auf den Enkel vererben, haben ihre Gespenster, haben sie nicht auch ihren Geist? Umsonst versuchte Erwin seinen durcheinander wirbelnden Gedanken Halt zu gebieten, er fühlte nur das Eine, daß er mit dem Eintritt in dies Haus sich in die Gewalt eines fremden Willens begeben hatte — oder sollte er es die Macht des Verhängnisses nennen? Diese Ahnung, diese Aufregung ließ ihn nicht zur Ruhe kommen; um doch etwas zu thun und durch eine nüchterne Beschäftigung sich herabzustimmen, fing er an, seinen Koffer, der in der Bettkammer stand, auszupacken und die Sachen in Schrank und Kasten einzuräumen.

Erwin Fichtner war der Sohn der einzigen Schwester des alten und, wenn man dem Gerede der Leute glauben wollte, steinreichen Senators Wolfgang Brömse. Ueber das „steinreiche" Besitzthum des Oheims hatte der Neffe als Kind einer Großstadt nun seine eigenen Gedanken, aber immerhin — er hatte sich, nach den Versicherungen der Mutter und den halben Aeußerungen des Alten, daran gewöhnt, sich als den Universalerben desselben zu betrachten. Nicht daß ein unedler Zug der Habsucht und Geldgier sich in seinem Gemüth geltend gemacht — mit seinen fünfundzwanzig Jahren, seinen hochfliegenden Hoffnungen, dem Glück, das ihn bisher begleitet, hielt sich Erwin für einen Mann, der keiner fremden Hülfe bedarf, sondern durch eigene Kraft das Höchste erreichen und stets in eigenen Schuhen stehen wird. Indessen waren der Reichthum des Oheims, die zukünftige Erbschaft doch Wirklichkeiten, mit denen auch der idealistische Erwin halb spielend zu rechnen pflegte, um so mehr, da sie sich wiederholt in freundlichen Geschenken, wie durch Vorzeichen, auf die angenehmste Weise offenbarten. Bald waren es theure, auf Erwin's Studium der Baukunst bezügliche Werke, bald eine volle Börse zu einer Sommerferienreise — Aufmerksamkeiten, die in dem beschränkten Haushalt der Eltern mit doppelter Freude aufgenommen wurden. So lange Erwin's Vater lebte, war das Verhältniß des Senators zu seinen Verwandten ein kaltes gewesen; seinen patricischen Hochmuth hatte es verdrossen, daß eine Tochter der Brömse einem bescheidenen Gymnasiallehrer von dunkler Herkunft ihre Hand gereicht. Widerstrebend hatte er sich endlich in die „plebejische" Verbindung fügen müssen, denn die Schwester besaß denselben Trotzkopf und die gleiche Willenskraft wie er und hatte in Sturm und Drang zu dem Manne ihrer Wahl gehalten. Eine Berufung des Gelehrten nach der Hauptstadt des großen norddeutschen Königreichs hatte die Geschwister dann getrennt, aber allmälig auch den Groll des Senators gemildert. Daß er den verhaßten „Herrn Schwager" und die „ärmliche Wirthschaft" nicht mehr mit eigenen Augen, auf all' seinen Wegen sah, nur in langen Zwischenräumen von ihnen hörte, beruhigte ihn. Die Geburt Erwin's hatte zu dem ersten Briefe, den Philippine wieder an den Bruder richtete, Veranlassung gegeben: er antwortete kühl, aber höflich. Seitdem kamen und gingen alljährlich zwei Briefe hinüber und herüber, doch zählte Erwin schon zehn Jahre,

als er den Oheim zum ersten Male in seinem väterlichen Hause begrüßte. Der Senator war auf der Durchreise und verweilte nicht lange. Einen angenehmen Eindruck machte der finstere, wortkarge Mann nicht auf den Knaben, allein der beängstigende wurde bald vergessen. Auf der andern Seite schien der Neffe dem Oheim gefallen zu haben, wenigstens zeigte der Senator fortwährend eine gewisse Theilnahme für ihn und seine Entwickelung. Wolfgang Brömse lebte als Hagestolz, der letzte seines Namens, er mochte bei dem Anblick des frisch aufblühenden Erwin von einer leisen Rührung beschlichen werden, daß, wenn der alte Name verdorrt sei, ein Seitensproß lustig fortgrüne. So sorgte er, als der heranwachsende Jüngling mit der Mutter allein stand, in väterlich ernster und strenger Weise für ihn. Die Rathschläge, die er gab, die Anordnungen, die er traf, wurden gewissenhaft befolgt; die Entfernung, die sie trennte, hinderte jeden Zusammenstoß zwischen Oheim und Neffen, Manches, was vielleicht eine Verstimmung hätte herbeiführen können, wußte die verständige Mutter klug zu beseitigen.

So war Alles bis vor Kurzem in äußerlich gutem Vernehmen, sogar in einer gewissen Harmonie hingegangen. Da hatte der Senator den jungen Mann zu sich beschieden: er möge einen Monat in seinem Hause zubringen, er fühle sich leidend, angegriffen, Niemand wisse, wann ihm die letzte Stunde schlüge, es sei ihm ein Bedürfniß, bevor Erwin im nächsten Jahre seine Studienreise nach Italien vielleicht bis nach Aegypten antrete, ihn genauer kennen zu lernen. Dieser Wunsch war so natürlich, daß Erwin ohne Besinnen einwilligte. Der lebhaften Entschlossenheit des Sohnes gegenüber unterdrückte die Mutter die Bedenken, die sie im Herzen haben mochte. In fröhlicher Zuversicht reiste Erwin ab, die guten Lehren, die ihm die Mutter mit auf den Weg gab, sich in die grämliche Laune des Oheims zu schicken und dem Jähzornigen nicht zu widersprechen, nahm er mit schuldiger Ehrfurcht hin, glaubte aber nicht, sich jemals ihrer erinnern zu müssen. Was war da Bänglich oder Arges, einige Wochen mit einem alten Herrn hauszuhalten! Er wird seine Geschichten und Anekdoten von vor fünfzig Jahren an den Mann bringen, lachte Erwin, ich bin ein Freund von alten Schwänken und ein geduldiger Hörer. Ueber die Religion werden wir nicht streiten, denn der Oheim ist ein noch schlechterer Christ, als ich es bin — und was die Politik betrifft, ist er der Senator und ich bin der Urwähler, senatus populusque romanus — erst zusammen giebt's einen Klang.

Ein wenig ward diese siegesgewisse Stimmung durch mancherlei Mittheilungen, die ihm inzwischen über den Senator zugingen, herabgedrückt. Bevor sich Erwin in die „Karthause“ begab, wie er scherzhaft die Wohnung des Alten bezeichnete, hatte er in der See von Helgoland den Staub der großen Stadt von sich abgespült und in dem frischen Windhauch, der über das Oberland dahinstreicht, die Nerven gestählt. Für den bei seiner letzten Prüfung vergossenen „Schweiß der Edlen“, für die Nachtwachen, die ihm Hochbau- und Wasserbau-Pläne, herrliche Parlamentshäuser und wunderbare Brücken, selbstverständlich nur auf dem Papier, gekostet hatten, brauchte und fand er auf der rothen Klippe und der weißen Düne Ersatz. Obenein eine gewählte, muntere Gesellschaft — die beste, die ich noch kennen gelernt, sagte sich Erwin jetzt, während er in seinen Sachen kramte, mit einem Seufzer, warum ist die Zeit des Glücks so flüchtig! Darunter waren auch einige Bewohner der Hansestadt — verständige, ruhige, liebenswürdige Männer und Frauen. Ueber die Gradheit und Lauterkeit Wolfgang Brömse's in allen Handels- und Geschäftsangelegenheiten, so lange er an der Spitze des Hauses Brömse und Compagnie den einträglichsten Handel nach dem Norden getrieben; über die Dienste, die er der Stadt geleistet, war nur eine Stimme des Lobes — aber, setzten Alle gleich einmüthig hinzu, leichte Tage werden Sie nicht bei ihm verleben. Was giebt's denn Besonderes zu fürchten? fragte Erwin dawider. Eine bestimmte Antwort vermochte Niemand darauf zu geben — konnte oder wollte es nicht. Man verschanzte sich mit ausweichenden Worten: Der Senator sei an die Einsamkeit gewöhnt, griesgrämig, ein Karthäuser; die am weitesten sich herauswagten, nannten ihn einen Menschenfeind.

Erwin schüttelte den Kopf, überlegte her und hin — aber er sollte bald seine Gedanken, seine Zweifel, den Oheim selbst vergessen: zwei schöne blaue wunderbare Mädchenaugen hatten in sein Leben hineingeschaut.

Er unterbrach, in plötzlicher Erinnerung an die Geliebte, sein langweiliges Geschäft und zog ein kleines Miniaturbild — ein Bildniß auf Elfenbein — aus wohlverwahrtem Verschluß. An wie viel holde Augenblicke mahnten ihn diese Züge! Wie viel anmuthige und geistvolle Worte waren diesen Lippen entschlüpft! Es war ihm, als entströmte diesen blonden Locken ein berauschender Duft. Er drückte das Gemälde an seinen Mund, an sein Herz — ganz leise flüsterte er einen süßen Namen, der für ihn das Höchste und Theuerste in der Welt bedeutete — Elsbeth! und schaute sich, bei der tiefen Stille umher, von dem Klange seiner eigenen Stimme betroffen, im Gemache um. Hier in diesem Raume war wohl niemals ein Mädchenname mit solcher Betonung ausgesprochen worden, hier hatten, in den letzten fünfzig Jahren wenigstens, schwerlich jemals zwei leuchtende Männeraugen mit solchem Ausdruck auf dem Antlitz eines Mädchens geruht. Hatte er Recht gethan, sich von seiner Liebe so hinreißen zu lassen und diesen Mauern ein Geheimniß mitzutheilen, das überall, an diesem Orte aber am meisten hätte verborgen bleiben sollen? Die unangenehme Empfindung beschlich ihn, man könne ihn belauscht haben. Du bist ein Thor, suchte er sich im nächsten Augenblick zu beruhigen, haben Steine Augen und Ohren? Die Liebe macht ängstlich und phantastisch. Erwin hob die Lampe vom Tisch und leuchtete umher. Nichts Verdächtiges war im Zimmer zu bemerken. Aber vielleicht in der Vorhalle. Es wisperte und knisterte, ächzte und stöhnte draußen. Der Wind pfiff vom Garten her gegen die Fenster und rumorte in den Rauchfängen. Eine alte, schlecht geschlossene Thür mochte knarren, im Holzgetäfel der Holzwurm arbeiten: jene schwer zu beschreibenden Laute der Nacht wurden vernehmlich. Erwin öffnete die Thür und trat geräuschlos in die Halle. Die Schränke mit ihren Messingbeschlägen, ihren Säulen und Säulchen, die kunstvoll geschnitzte Truhe der Großmutter, die sie bei ihrer Verheirathung in das Haus gebracht und welche in ihrer ansehnlichen Länge den ganzen Raum zwischen dem Fenster und der dunkeln Bogenthür von Eichenholz nach den Hintergemächern ausfüllte, die alte bunte, hier und dort rissige Ledertapete blickten, wie es Erwin dünkte, mit nicht geringer Verwunderung auf den Eindringling, der nicht zu ihnen paßte, wie er seinerseits sich in ihrer Mitte fremd und verloren vorkam. Wie ein ungeheurer schwarzer Sarg erschien ihm die Truhe; von der Lampe, die er hoch in der Rechten hielt, fiel nur ein geringer Lichtschimmer über das Erbstück hin: eine Rembrandt'sche Beleuchtung, in der diese Geräthschaften und Kostbarkeiten früherer Geschlechter noch wunderlicher aussahen. Gewiß — bei Tageslicht würde sich Erwin an dem alten Hausrath gefreut und die Tischler- und Schreinerkunst unserer Vergangenheit gerühmt haben. Aber seine jetzige Stimmung, die Aufregung, in der er sich befand, vergrößerten, veränderten die Formen der Dinge. Welche Geheimnisse mögen in der Truhe ruhen — dachte er. Unwillkürlich fielen ihm die Holzladen ein, in denen, im ägyptischen Museum der Hauptstadt, mit Amuletten und hieroglyphischen Zeichen auf dem Todtengewand, die Mumien aus den Gräbern Thebens liegen.

Da stutzte er und hielt den Schritt an. Hinter der Bogenthür ging Etwas auf und nieder. Du täuschest dich; hat der Diener nicht mit einer gewissen Feierlichkeit versichert, daß die Zimmer dort drüben unbewohnt seien? Er setzte die Lampe auf den Boden nieder, bei dem Zittern seines Armes fürchtete er, daß er sie würde fallen lassen, und schlich der Thür näher. Nicht nur war sie fest verschlossen, eine eiserne Stange war querüber davor gelegt. Die Schritte klangen dumpf und schwer, die starken Bohlen der Thür, vielleicht noch ein Vorhang, der auf der andern Seite davor gespannt war, dämpften das Geräusch. Bald kamen die Tritte näher, bald entfernten sie sich wieder und verhallten, als ob einer im regelmäßigen Wandelgange durch eine Reihe von Gemächern hin und wieder schreitet. Alles wohlbedacht — trotz der ungewohnten Zeit, eben hatte die Uhr der Marienkirche mit hellem Klange die erste Stunde

der Nacht verkündet — ist es weder merkwürdig noch wunderlich, daß ein Schlafloser in seinem Zimmer umhergeht. Aber wer war dieser Schlaflose? Wie kam er in die Gemächer, die nach Andreas' Angabe unbewohnt sein sollten? Die Haushälterin mit der Magd hatten ihre Kammern im Erdgeschoß, der Diener wohnte und wachte im ersten Stock neben seinem Herrn. So schwer der Gedanke auch Erwin auf das Herz fiel — je länger er lauschend an der Bogenthür stand, desto weniger vermochte er ihn von sich zu weisen: der ruhlose Wanderer war sein Oheim, war Wolfgang Brömse. Jetzt hatte es sich drinnen wieder der Thür genähert, deutlich glaubte Erwin ein unterdrücktes Stöhnen und Schluchzen zu vernehmen, halb erstickte, unarticulirte Laute, wie von einem, der mit sich selber redet und sich unterbricht, als wäre er unwillig, daß er, allein mit seinen Erinnerungen und seinem Gewissen, nicht schweigen kann. Der Oheim ein Nachtwandler: hatte das vielleicht die Bedenken der Mutter gegen Erwin's Aufenthalt in seinem Hause erregt? War das der Grund, daß man seinen Fragen nach dem Senator mit allerlei Ausflüchten begegnet? Und was hatte den Alten in diesen Zustand versetzt? Eine Krankheit der Nerven, wie sie öfters einen Unglücklichen heimsucht, oder ein seltsames, schreckliches Ereigniß? Erwin fuhr von der Thür zurück. Wenn der Alte sie jetzt aufgerissen und drohend vor ihn hingetreten wäre, die buschigen Brauen in eine Linie zusammengezogen: Junge, bist du toll? Habe ich eine Schlange an meine Brust gelegt? Mit raschem Entschluß stürzte Erwin, die Lampe aufnehmend, in sein Gemach zurück und suchte sein Lager, wie fest er auch überzeugt war, daß der Schlaf ihn fliehen würde — zufrieden, nur nicht mehr das Geräusch jener Schritte zu hören, dessen Unheimlichkeit für ihn bei jeder Wiederholung sich gesteigert hatte.

Am andern Morgen hatten, wie überall so auch hier, die Dinge wieder ihre gewohnte Alltagsform und Farbe angenommen. In dem kalten, klaren Herbstsonnenschein, unter dem mattblauen, kühlen Himmel zeichneten sich das alterthümliche Rathhaus mit seinen glasirten Ziegeln, seinen Arkaden und Thürmen, der schlank darüber hinaufstrebende Kirchthurm stattlich und scharf ab. An Eigenthümlichkeit und Großheit hatte die Architektur nichts eingebüßt, aber der phantastische Zauber der Mitternachtstunde und der Monddämmerung war dahin. Geschäftiges Leben erfüllte den Markt, Wasser schöpfend kamen die Mägde zum Brunnen, die Buden hatten sich für die Kaufenden geöffnet, Früchte, Grünkram, Herbstblumen wurden feilgeboten. Und wie draußen so drinnen. Andreas Jürgen brachte einsilbig das Frühstück, warf aus seinen stechenden Augen ein paar neugierig forschende Blicke über den halb ausgepackten Koffer, die tief niedergebrannten Kerzen und fragte dann nach den Befehlen des jungen Herrn. Erwin hütete sich wohl, ihm die Entdeckung, die er in der Nacht gemacht, auch nur mit einer Andeutung zu verrathen. Ob der Oheim schon aufgestanden sei, wann er ihn sprechen könne? war seine Frage an den Diener.

„Im Herbst und Winter stehen wir um sieben, im Frühling und Sommer um sechs Uhr auf, das ist hier so Ordnung," antwortete Andreas, mit einem Ton und einer Geberde, die deutlich seine Mißbilligung Erwin's, des Langschläfers, ausdrückte. „Der Herr Senator studiren schon seine Zeitung."

Der Alte bedarf, wie es scheint, keines Schlafs, dachte Erwin. Oder war gestern Alles Spuk und Täuschung gewesen? Der Anblick der Vorflur, als er sie bald nachher durchschritt, um die Treppe zu der Wohnung des Oheims hinabzusteigen, bekräftigte diese Ansicht. Nur ein Träumer, dem die Liebe das Blut und die Phantasie erhitzt, konnte an dem alten Trödel etwas Besonderes gewahren. Dennoch empfand Erwin ein stärkeres Klopfen des Herzens, als er dem Oheim gegenüber stand und in dessen Zügen, mit einer ganz anderen Wißbegierde als bisher eine geheime Schrift zu lesen sich bemühte. Es war vergebliche Mühe; die Runzeln der Stirn, die tiefen Furchen um den Mund, die strengen Augen, die festgeschlossenen Lippen erzählten von einer harten Arbeit des Lebens und des Denkens und erlaubten den Schluß auf einen gewaltigen Willen, auf eine mehr der Schwermuth als der Heiterkeit zugeneigte Gemüthsart: aber von dem, was Erwin darin erkennen wollte, zeigten sie keine Spur. Ein hoch-

gewachsener, breitschultriger Mann, mit starrem weißem Haar, glatt rasirtem Gesicht, in schwarzer Kleidung, machte Brömse einen würdevollen Eindruck. Die grauen Augen blickten klug, die Stimme hatte noch ihren Vollklang; es war etwas Befehlshaberisches darin. Die Kürze und Schärfe, mit der er sprach, machten auch dem weniger geübten Menschenkenner die Ruhe und Gemessenheit der Haltung verdächtig, die der Senator geflissentlich zur Schau trug. Man merkte unter der Asche das Feuer, unter der Maske vornehmer Ueberlegung die Hitze und die Leidenschaft, die das Alter wohl gemäßigt, aber nicht ausgelöscht hatte. Den Neffen empfing er mit gelassener Freundlichkeit.

„Ich hoffe," sagte er, „daß du die erste Nacht unter diesem Dache im erwünschten Schlaf zugebracht hast. So viel hängt im Leben vom ersten Eindruck ab, zu viel! Aber was vermögen wir gegen diese Gewalt! Ich zweifle, daß wir einem Menschen, der uns bei dem ersten Zusammentreffen gründlich mißfallen hat, jemals gewogen werden können. Wenn wir ihm auch nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, überwinden wir schon ein inneres Unbehagen und handeln gegen unser Gefühl."

Darauf hin versicherte Erwin, daß er vortrefflich geschlafen und nur in der Morgenfrühe einen kurzen beängstigenden Traum gehabt habe.

„Das wäre?" machte der Senator. „Bist du abergläubisch?"

„Zu Zeiten, lieber Oheim, zu Zeiten! Und das Traumbild war zu deutlich, zu merkwürdig! Aus der alten Truhe in der Vorhalle, die mir gestern Abend von allen Gegenständen am meisten aufgefallen war, erhob sich plötzlich eine Gestalt, ich befand mich in einem Raum, der zwischen der Vorflur vor meinen Zimmern und einem altägyptischen Tempelraum die Mitte hielt. Auf steinernen Stufen stand die Truhe, der Deckel hatte sich von unsichtbaren Händen geöffnet, und eine Figur, wie die ägyptischen Mumien, richtete sich mit dem Oberleib daraus empor."

Er hatte sich eine besondere Wirkung seiner Eröffnung auf den alten Herrn versprochen — eine Bewegung, ein Zusammenfahren, irgend eine Handlung des Unbewußten, die ihm als Fingerzeig für weitere Nachforschungen dienen sollte, und war um so erstaunter, als der Senator spöttisch ihn unterbrach:

„Dummes Zeug! War wohl irgend eine ägyptische Königstochter, die den modernen Jüngling von Sais besuchte, der um jeden Preis die Wahrheit sehen wollte? Der Schlüssel, denk' ich, steckt im Schloß der Truhe — alte Wäsche, Phantast, alte Wäsche!"

Erwin hatte sich nicht wenig auf seinen „glücklichen" Einfall eingebildet; jetzt traf ihn die Ironie des Alten, die sich noch schärfer in seinen Zügen als in seinen Worten ausprägte, wie ein Strahl kalten Wassers. Seine Verwirrung schien die Heiterkeit Brömse's noch zu vermehren, er rieb sich vergnügt die Hände —

„Die alte Truhe, ein ägyptischer Todtenkasten! Eher der Korb der Frau Fluth, in dem Fallstaff fortgetragen wird! Nun, du bist hoffentlich durch meine Erklärung ein für alle Mal von romantischen Grillen geheilt — von Grillen und Gespensterseherei, die Bezug auf mein stilles Haus haben. Du mußt dich schon gewöhnen, mich und Alles umher so prosaisch wie möglich zu nehmen. Von einigen Schwätzern," setzte er ernsthafter hinzu, „wirst du gehört haben, daß ich ein Original sei. Original — wenn schwarze Röcke Mode sind und man trägt einen grünen, so ist man für die Narren schon ein Original. Ich bin ein Kaufmann, ein alter Hagestolz — basta! Die Weiber hasse ich, oder sie sind mir doch gleichgültig, und ich wünsche nicht, daß in meinem Hause, weder im Guten noch im Bösen, viel von ihnen die Rede sei. Im Uebrigen — Feuer giebt's überall, wer sich die Finger verbrennen will, thut's auf seine Gefahr."

Die mit der Morgenpost eingetroffenen Briefe, die der Diener brachte, unterbrachen die Unterhaltung. Unter den Schreiben war auch eins von Erwin's Mutter. Der Sohn hatte längere Zeit nicht geschrieben, sie fragte bei dem Senator an, ob er schon angekommen sei?

„Antworte auf der Stelle," mahnte Brömse, „ein Brief, den man einen Tag aufschiebt, wird oft in einem Monat nicht fertig."

Dann noch einige gleichgültige Reden hin und her über das Wetter, über Politik, wie Erwin am nützlichsten und an-

genehmsten den Tag verbringen könne, da der Oheim Vormittags durch Geschäfte, Nachmittags durch einen Bürgermeisterschmaus in Anspruch genommen sei, welche Denkmäler und Merkwürdigkeiten der Stadt er besichtigen, welche Besuche er machen solle — und der Alte und der Junge waren für heute geschieden.

An die Mutter vermochte Erwin nur wenige Zeilen zu schreiben, daß er gesund und wohlbehalten in der Hansestadt eingetroffen und schon eine Nacht ungefährdet und ungestört unter dem Dache des Oheims geschlafen habe; er hoffe die Prüfungszeit gut zu bestehen, doch fürchte er, daß sie sich länger ausdehnen werde, als er beabsichtigt hätte — der Oheim mache Miene, ihn bis Weihnachten zu behalten. Am liebsten hätte Erwin den Brief zerrissen, er kam ihm so schülerhaft vor. Zuletzt steckte er ihn doch in ein Couvert und siegelte, als müsse er der Mahnung des Alten, wie dem Befehle einer höheren Gewalt gehorchen. Dies peinigende Bewußtsein der Abhängigkeit verließ ihn nicht. War er in der That wieder in die Stellung eines unreifen Jünglings zurückgesunken, der von Anderen, wie sehr er auch widerstrebt, Leitung und Zügelung empfängt? Im Hause wurde er von dieser verdrießlichen Stimmung nicht frei — es drängte ihn hinaus, auf den Markt, unter Menschen, als müsse er dort die Gewißheit seiner Selbständigkeit und Manneswürde aufs Neue gewinnen. „Sie brauchen heute nicht um mich zu sorgen," sagte er übermüthig zu Andreas, „ich fahre über Land, nach dem Hafen und komme wohl erst spät zurück."

„Wir schließen um die zehnte Stunde das Haus," brummte der Diener.

„Mir gleich, nebenan ist ein Gasthaus."

Damit ging er durch die Vorflur, nicht ohne einen raschen Blick nach der Truhe, nach der Bogenthür zu werfen. Richtig, in dem Schloß der Truhe steckte, wie um ihn zu beschämen, der Schlüssel. Aber die Thür — nein! rief etwas in ihm, dahinter ist nicht Alles in Ordnung!

Auf dem Markt, in den Gassen, in der auf- und niederrauschenden Woge des Verkehrs hielten solche Betrachtungen nicht lange Stand. Die Neuheit der Gegenstände reizte, die Eigenthümlichkeit der Architektur fesselte Erwin's Augen und Aufmerksamkeit. Mit künstlerischem Verständniß prüfte er die Verhältnisse, die Formen, die ursprüngliche Anlage des Rathhauses — wohl über eine Stunde wandelte er ergriffen in den Hallen der prächtigen Marienkirche, lauschte träumerisch in einem Kirchstuhl sitzend den brausenden Klängen der Orgel, die ihm wie das Heranrollen der Wellen tönten, wenn sie bei der Fluth von Ost und Süd und West schäumend in und über einander an die Spitze der Düne von Helgoland schlagen. Und aus diesem Gewoge von Tönen und Melodien erhob sich eine schöne, eine geliebte Gestalt — war es nicht auch eine Liebesgöttin, eine aus dem Schaum der Wogen geborene Aphrodite? Wohl würde er sie wiedersehen, nicht als Traumbild, wie sie jetzt unter den Engelsköpfen von dem Orgelchor herab ihm zunickte, sondern leibhaftig: so gewiß wie von seinem Leben war er davon überzeugt. Aber wann, aber wo? Warum war er ihr nicht rasch entschlossen nach ihrer Heimath an den Rhein gefolgt? Warum saß er hier, halb wie ein armer Sünder, halb wie ein Gefangener? Warum — bis in die Seele schämte sich Erwin, weil er die Freundschaft, das Wohlwollen, das Erbe des reichen Oheims nicht durch Trotz und Ungehorsam auf das Spiel setzen wollte!

Ein gutes Mahl, ein guter Trunk helfen am schnellsten der Niedergeschlagenheit und dem grillenhaften Gemüth wieder auf. In dem Gold des Rheinweins spiegelt sich auch die Welt golden, um so mehr, wenn auf ihr selbst mit mildem Schimmer der Sonnenschein eines schönen Septembertags ruht. Aus dem grünen, geschliffenen Glase steigen heitere Bilder der Zukunft, große Thaten, Wunderwerke, Nibelungenschätze, Rheinnixen mit goldenem Haar — „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten," stieß an der Gasthaustafel, an der Erwin Platz genommen, sein Nachbar mit ihm an: eine flüchtige Reisebekanntschaft von Helgoland, ein unverheiratheter, in der Stadt seit mehreren Jahren ansässiger Arzt. Der Anblick eines wenn nicht befreundeten doch freundlichen Gesichts, die Aussicht, mit einem „verständnißvollen" Herzen von See- und Dünen-Abenteuern plaudern zu können, wirkten, im Verein mit dem edlen Getränk, erlösend und ermunternd auf Erwin. Sie schüttelten sich die Hände, sie

versprachen, einander so oft als möglich zu sehen, und die leeren Abende, da die Theatervorstellungen, die Concerte, das gesellschaftliche Leben erst mit dem Ausgang des Octobermonats zu beginnen pflegten, gemüthlich bei der Flasche hinzubringen. Der Arzt war aus der Rheinprovinz hierher verschlagen worden und sehnte sich nach einer freieren Geselligkeit, das zugeknöpfte und steif vornehme Wesen der Hanseaten mit dem leisen Anflug von Superklugheit und Kaufmannsdünkel war nicht nach seinem Sinn. Ihn zog die frische Natürlichkeit Erwin's, der phantastische Hauch, der den jungen strebenden Baumeister umwehte, unter solchen Umständen mit doppelter Gewalt an. Ueber den Senator bewahrte er ein vorsichtiges Stillschweigen, und als Erwin leise auf die Aeußerungen hindeutete, die in Helgoland über seinen Oheim gefallen waren, schien er ein wenig betroffen und bemühte sich, die Bedeutung jener Worte abzuschwächen.

„Sie müssen nicht Alles auf die Goldwage legen," meinte er. „Was wird nicht in einem Badeort hinüber und herüber geschwatzt, gelogen! Ich bin überzeugt, Sie haben den alten Herrn, der ja sein Sonderlingswesen und seine krausen Gewohnheiten hat, menschlicher gefunden, als Sie geglaubt. Zunächst, Sie sind hier, sind gut gebettet — sind auf eine Weile unser. Wir wollen uns nach Kräften vergnügte Tage machen."

Für diesen Nachmittag, da er selbst durch eine Consultation in Anspruch genommen war, rieth er Erwin einen Spaziergang durch das Wäldchen vor den Thoren an. In den Abendstunden wollte er dann den Fremden in die Geheimnisse des Rathskellers einweihen — „kommt Zeit, kommt Laune, auch in die Geheimnisse der Stadt."

Erleichterten Herzens schritt der junge Baumeister unter den Eichen und Buchen der sinkenden Sonne entgegen. Weithin prächtige alte Bäume, hier in Alleen geordnet, dort zu malerischen Gruppen vereinigt, noch voll und grün, die wenigen vergilbten oder röthlich angehauchten Blätter erschienen nur wie ein frischerer Farbenton in dem Laubwerk, in den dichten Blätterkronen. Waldwiesen, kunstvoll angelegte Rasenplätze unterbrachen die Baumreihen; darüber hinaus wurden die stroh- und schindelbedeckten Dächer, der Kirchthurm eines Dorfes bemerklich: eine friedliche Herbstlandschaft in sanften Linien und Farben. Ein matter Goldton umfloß und umglänzte harmonisch das Ganze. An der großen, von stattlichen Baumreihen eingefaßten Fahrstraße, mit breiten Wegen für die Fußgänger rechts und links, lagen hinter Vorgärten die Villen und Landhäuser der Patricier, der reichen Kaufleute. Die einen waren wie versteckt zwischen hohen und stattlichen Bäumen, die anderen zeigten sich deutlicher den Blicken der Vorübergehenden; diese trennte eine epheuumrankte Ziegelmauer, jene ein eisernes Gitter von der Straße. Aus dem geöffneten Fenster klangen hier die Töne eines Claviers, der Gesang einer Frauenstimme; dort wandelten lustig und plaudernd, Arm in Arm geschlungen, schöne Mädchen in hellen Gewändern in den Gärten, unter den Bäumen auf und nieder. Ein gefälliges, heiteres Bild verdrängte das andere. Gemächlich schlenderte Erwin dahin, die Fülle und der Reichthum des Lebens umher zerstreuten, was noch von bänglichen Gedanken in ihm war. An einem Kreuzwege, wo die Hauptstraße von einer kleineren durchschnitten wurde, die in die inneren und dichter bewachsenen Theile des Waldes zu führen schien, stand er still. Im Winkel beider Straßen erhob sich ein Haus, einstöckig, mit breiter Front, einem säulengetragenen Vorbau: vorn nach der Fahrstraße dehnte sich ein Rasenplatz von Blumenbeeten in Teppichgärtnerei umgeben aus, zu beiden Seiten des Hauses ragten Buchen und Linden. Warum, vermochte Erwin nicht sogleich zu sagen — aber das Haus fesselte seine Aufmerksamkeit. Näher hinzutretend glaubte er dann in den festlichen Vorbereitungen, die überall sichtbar wurden, den Grund seiner Verwunderung zu finden. Um die Sandsteinsäulen wanden sich Laubgewinde, bunte Lampen schmückten das Portal und die Gesimse der Fenster. Die Gitterthür war offen und geschäftig eilten Diener und Mägde mit den letzten Zurüstungen beschäftigt hin und her. Eine Anzahl Neugieriger stand gaffend auf der Straße. Mit der Unbekümmertheit eines Fremden, der es als sein Recht betrachtet, nach allem Auffäl-

ligen und Ungewöhnlichen zu fragen, wandte sich Erwin an einen in der Gruppe: wem das stattliche Haus gehöre, welch' ein Fest es da gäbe? Der erste Bürgermeister feiere heut seinen sechzigsten Geburtstag und seine Frau Schwiegertochter habe ihn und alle seine Gäste, nach dem feierlichen Schmause in der Stadt, hier hinaus in ihr Sommerhaus gebeten; Garten und Haus würden erleuchtet werden, viele schöne Damen würden kommen, gleich müßten die Musikanten eintreffen — und mehr dergleichen, was bei solchen Anlässen die Neugier schwatzt und die Einbildungskraft übertreibend der Wirklichkeit hinzudichtet. Ohne daß er es wissen wollte, erfuhr Erwin, daß die Schwiegertochter des Bürgermeisters eine Französin sei, eine Dame aus einem adeligen Hause, die der Sohn des gestrengen Herrn in Bordeaux kennen gelernt habe — der Bürgermeister sei nämlich vordem Gesellschafter eines großen Weinhandlungshauses gewesen, und was die Liebe und die Heirath beträfe, so wären da curiose Dinge vorgefallen, ehe die Liebenden zu einander gekommen, nun aber sei Alles in schönster Ordnung und Eintracht: kurz, eine romantische Geschichte.

Erwin dankte dem Erzähler für die so bereitwillig ertheilte Auskunft und wandte sich dem Seitenpfade in die Tiefe des Waldes zu. Hier also wird mein Herr Oheim den Abend zubringen, dachte er. Nun, wenn der Onkel zum Nachtschwärmer wird, kann er wenigstens dem Neffen keine Vorwürfe machen, der es ihm gleich thut. Der Andreas ist freilich im Stande, auch dem Senator das Hausthor zu sperren. Onkel und Neffe im Mondschein auf der Gasse — das wäre! — Ueber den drolligen Einfall mußte er hell auflachen, so laut, daß zwei Damen, die im Garten des Hauses auf- und niedergingen, stutzten und sich eilig von der Thür, der sie sich genähert hatten, wieder entfernten. Auf dieser Seite nämlich umschloß eine niedrige Mauer die weitläufige Besitzung. Eine kleine in die Mauer eingefügte durchbrochene Gitterthür gewährte leichten Eintritt aus dem Park in den Wald. Erwin hatte die Damen eben so wenig bemerkt, wie sie ihn — erst das Rauschen der langen seidenen Gewänder machte ihn aufmerksam. Er blickte durch das Gitter. Die Damen, beide schon zum Fest geschmückt, mit Blumen in den Haaren, hatten sich hier vor jedem Späher und Lauscher geborgen geglaubt. Das plötzliche Gelächter erschreckte sie, und indem sie nun hastig in den Schutz der Bäume, dem Hause zu, eilten, wandte die eine noch einmal flüchtig den Kopf zurück. Schwerlich erkannte sie Erwin, da er im Schatten stand, während sie, vom letzten Schein der Sonne umflogen, sich ihm ohne Willen und Absicht um so deutlicher zeigte. Er starrte sie an, regungslos, wie eine Erscheinung — und so wie eine Erscheinung war sie in der nächsten Secunde entschwunden. Ihm flimmerte es vor den Augen. Hatte ihn das Antlitz der Schönen oder der Sonnenuntergang geblendet? Aber es war kein Zweifel möglich. Diese schlanke Gestalt, die auf die Schultern sich herabringelnden blonden Locken, dies edle Profil — so flüchtig er es jetzt auch nur gesehen — „Elsbeth!“ wollte er rufen. Er rüttelte an der Gitterthür, er suchte nach einer Klingel, nach einem Klopfer — erst allmälig kam er zu Besinnung.

Wie durfte er sich in eine fremde Festversammlung drängen! Einer Dame nachstürzen, die vielleicht doch nicht diejenige war, die er kannte, die er suchte! Nein, es ist Elsbeth, sagte die Stimme des Herzens in alle diese Bedenken und Ueberlegungen des klugen Verstandes hinein. Aber diese Gewißheit rief nur eine andere Frage herauf. Wie kam sie in diese Stadt, in dies Haus, sie, die seine Gedanken, seine Sehnsucht am Ufer des Rheines vermutheten? Wenn doch eine täuschende Aehnlichkeit mit seiner erhitzten Phantasie ihr Spiel triebe? Es war ein Irrsal, aus dem er sich nicht herausfand. Darüber war die Sonne gesunken, die Abenddämmerung senkte sich grau und herbstlich kühl hernieder. Noch immer stand er am Gartenpförtchen und blickte in die Laubgänge, die Schatten und der aufsteigende Nebel neckten ihn. Im Hause wurden die Lichter angezündet. Ihr Widerschein, der weit hinaus in die Dunkelheit strahlte, mahnte ihn zum Aufbruch. Welch' ein Ritter von der traurigen Gestalt war er, noch länger hier zu verharren. Dir fehlt nur noch die Guitarre im Arm, höhnte er sich selbst, und der Narr ist fertig.

Vor der Front des Hauses hatte sich

indessen die Masse der Schaulustigen vergrößert. Die bunten Lampen an den Fenstern, um die Pfeiler des Portals, die chinesischen Laternen von buntem Papier, die von einem Baum zum anderen im Vorgarten aufgehängt waren, verbreiteten einen magischen Glanz. Erwin konnte sich nicht enthalten, noch einen letzten, langen Blick auf die hell erleuchteten Fenster, auf die Schatten zu werfen, die er dahinter vorüberschweben sah. Der Oheim Brömse kann sich morgen auf eine schwierige Prüfung gefaßt machen, beschloß er, über jede Dame soll er mir Rede stehen — und dann?!

Was „dann" geschehen sollte, wußte er freilich nicht, aber er verdoppelte seine Schritte, um aus der Nähe dieses Zauberschimmers zu entweichen. Ein Entschluß jagte in ihm den anderen und die Unruhe seines Herzens beflügelte seinen Fuß. Es war ihm, als sei der Weg nach der Stadt um die Hälfte kürzer geworden. Unerwartet fand er sich unter den Arkaden des Rathhauses. Drüben das Haus des Senators lag lichtlos im Schatten. Brav, der Alte macht die italienische Nacht mit — hoffentlich wird er keinen Schnupfen heimbringen, murmelte Erwin und stieg die lange ausgetretene Steintreppe in die hochgewölbten, widerhallenden Räume hinab, in denen in deutschen, kunstvoll geschnitzten Fässern der edelste französische Rothwein bewahrt wird. Der Doctor erwartete ihn schon in dem traulichen Gemache, wo aus dem Holz des letzten hanseatischen Kriegsschiffs ein Tisch für stille und verständige Trinker gezimmert steht.

Wie vermöchte ein Verliebter zu schweigen, wie die Hand auf das übervolle Herz zu legen, das nach Mittheilung verlangt! Das ist wie eine Quelle, die rauschend aus dem Gestein des Berges bricht, ungerufen, unbewußt. Erwin konnte kaum die Frage des Doctors erwarten, wo er gewesen, was er getrieben? um mit seiner Erzählung zu beginnen. Dem Doctor war das Landhaus im Walde unter den Buchen wohl bekannt, einmal bei der Erkrankung eines der Kinder hatte man ihn, trotz des hanseatischen Vorurtheils gegen den „Eingewanderten", zu Rathe gezogen. Er lobte die noch jugendliche Hausfrau, die mit südfranzösischer Lebhaftigkeit und Anmuth Klugheit und Entschlossenheit verbände und ein schönes musikalisches Talent besäße. Als aber Erwin auf seine „Vision" zu sprechen kam, wußte er keine Auskunft.

„Wie Fräulein Elsbeth Reineck hätte sie ausgesehen?" fragte er. „Wie unsere schöne Lorelei auf der rothen Klippe?"

„Ja, ja!" bestätigte Erwin.

„Sollte Ihnen da nicht Gott Amor einen Streich gespielt haben, Verehrtester? Sie sind noch jung, Sie kennen die Tücke und List des kleinen Schelms nicht. Denn ich kann die Reihe der Bürgermeister-, Senatoren- und Patriciertöchter hinauf- und hinuntergehen und eine jede prüfend betrachten, ich finde keine, die mich auch nur ganz von fern an Fräulein Reineck erinnern würde."

„Und wenn sie es selbst wäre?"

„Aber wie, im Wagen welcher Fee wäre sie hierher gekommen? Meine Schilderungen dieser guten Stadt haben ihr schwerlich Lust dazu gemacht. Allein ich merk's schon: Ihnen ist das Bild des guten und liebenswürdigen Mädchens viel tiefer ins Herz gesunken, als ich es geahnt. Nun erröthen Sie wie ein Knabe, den man auf dem Aepfeldiebstahl ertappt. Munter angestoßen: es lebe die Lorelei! Hier dürfen wir's ungestraft thun; drüben im Hause des Senators würde ich Ihnen nicht rathen, eines Frauenzimmers Wohl zu trinken. Der Alte ist ein Weiberfeind, wie er eben noch nicht im Buche steht. Unser Schopenhauer schmähte die Weiber, weil er sie trotz alledem liebte und beständig fürchtete, daß seine Weisheit gar leicht an blauen oder braunen Augen in der Welt schnöder Thatsachen scheitern könnte; Ihr Oheim dagegen — Sie vergeben mir das Wort — vergiftete gern das ganze Geschlecht als gemeinschädlich, wenn es nur ginge. Da er geboren ist und seine Mutter seit vielen Jahren unter einem stattlichen Marmorkreuze ruht, verlöre er nichts dabei."

„Das ist ja mein Kummer, meine Sorge," bestätigte Erwin mit schwermüthigem Kopfnicken. „Lassen Sie mich ganz offen sein. Daß ich Elsbeth meine Liebe gestand, eines Abends auf der Düne bei Mondschein, langsam stieg die Fluth —"

„Und so weiter, ich erlasse Ihnen die Beschreibung der Krankheitssymptome.

Das Mädchen weiß Alles, der Vormund nichts."

„Sie haben es getroffen. Ich wagte nicht, mich Elsbeth's Vormund zu eröffnen; ich habe noch keine feste Stellung im Leben, kein Vermögen — und, verdammen Sie meine Feigheit, nahm Rücksicht auf den alten, den reichen Oheim."

„Es fällt mir nicht ein, Sie zu verurtheilen. Keine Thorheit ist größer als die dummstolze Verachtung des Geldes; und Sie rechneten ganz richtig, daß der alte Herr Ihnen die Thür seines Hauses schließen würde, wenn Sie als glücklicher Verlobter ihm mit der Braut hineinfallen wollten."

„So ist es denn bei einem halben Geständniß geblieben. Elsbeth und ich, wir sind einig; für dieses Leben und, wenn es ein Jenseits giebt, auch für das Drüben haben wir uns unverbrüchliche Liebe und Treue versprochen. Ich sagte ihr, daß ich auf eine Zeit lang hierher zu Verwandten reisen, dann sie aufsuchen und ihre Hand von ihrem Vormund erbitten würde."

„Und nun sollte sie Ihnen hier begegnen? Wie unwahrscheinlich! Gestehen Sie es nur, eine Fata Morgana hat Sie draußen bei dem Hause der Boltenhagen getäuscht. Uebrigens wird sich morgen das Räthsel schnell aufklären. Es ist nur in der Ordnung, daß Sie mit einer Einführung Ihres Oheims einen Besuch bei dem Patricier machen."

Das leuchtete Erwin ein und beruhigte ihn zugleich. Eine Weile wandte sich das Gespräch anderen Dingen zu, aber der einmal so stark und lebhaft angeschlagene Accord klang immer wieder hindurch. Mehr und mehr erkannte Erwin in dem Doctor einen scharf beobachtenden lebensklugen Mann, der bei aller Munterkeit seines Wesens Herr seiner Zunge und seiner Geheimnisse blieb, und der Wunsch wurde stärker, von ihm Näheres über den Oheim, einen guten Rath zu hören, wie er sich in seiner Liebesangelegenheit demselben gegenüber verhalten sollte. In diesem Punkte jedoch erschien der Doctor wie eine Bildsäule von Stein, taub und stumm. Es sei eben ein allgemeines Gerücht, ein öffentliches Geheimniß — so wich er den drängenden Fragen des Jünglings aus — daß der Senator Brömse die Weiber hasse und sich gern, wenn irgend eine neue Thorheit, die ein Narr ihretwegen begangen, seine sarkastische Laune erweckt habe, in Ausfällen und Spöttereien über sie gehen lasse. „Vielleicht aber," setzte er hinzu und blickte Erwin ganz eigen von der Seite an, „bedarf es nur der Rechten, um diese Stimmung in ihr Gegentheil zu verwandeln, vielleicht schmilzt vor den Strahlen eines schönen blauen Auges all' dieser Haß wie Märzschnee dahin."

„Sie sprechen mir Trostworte zu, an die Sie selbst nicht glauben. Halten Sie mich Ihres ganzen Vertrauens nicht für werth?"

„Verkennen Sie mich doch nicht. Ihr Oheim ist ein Sonderling, dessen Seltsamkeiten, als ich hier ankam, meine Aufmerksamkeit erregten, als Mensch, wie als Arzt. Allein ich bin ihm nicht näher getreten, ich sehe ihn immer in derselben Gesundheit, mit demselben festen Schritt, dem ungebeugten Nacken einhergehen, und habe seitdem allen meinen Zweifeln und Bedenken Schweigen geboten. Heilkunst — nennen wir unsere Wissenschaft, sie ist nichts als ein unsicheres Umhertasten. Jedem verwickelteren Problem stehen wir rathlos gegenüber und sind Charlatane, bald der Kühnheit, bald der Furcht."

„Sie meinen, mein Oheim sei krank, er leide an einer fixen Idee?"

„So etwas nahm ich an, es war ein Irrthum. Die Medicin hat mit Ihrem Oheim nichts zu schaffen. Wenn sie in das eigenthümliche Räderwerk dieses Daseins griffe — wer weiß, ob sie es nicht zerstörte. Es giebt alte Uhren, die man gehen lassen muß, wie sie wollen; sie richtig stellen, was der gemeine Menschenverstand so richtig nennt, hieße sie verderben. Zumeist ist nun überdies das Wunderliche und Quere gar nicht so schlimm, wie übertreibend das Gerücht, die Nachrede der Schwätzer, die Bosheit der Verleumder es ausmalen. Es war kein leerer Trost, kein Wort der Höflichkeit, das ich Ihnen sagte; sehr möglich, daß der Anblick Ihrer Verlobten den alten Löwen zähmt. Die Lanze des Achilles, die Wunden schlägt und heilt — es ist das Weib. Die Einen thun uns weh, die Anderen lassen uns den Schmerz vergessen."

„Es steckt also ein Weib hinter alledem?" fuhr Erwin auf. „Oeffnen Sie endlich Ihr verschlossenes Herz!"

„Ueberlegen Sie doch," bemerkte der Arzt dazwischen, „daß dies eine Geschichte sein müßte, über die schon zwei Jahrzehnte Gras gewachsen ist und die vergessen war, als ich hierher kam."

„Vergessen? Aber doch nicht von ihm, in dem sie als Haß gegen das ganze Geschlecht fortlebt! Ich werde ihn zum Reden zu bringen suchen."

„Mit Schonung, bitte ich als Arzt. An gewisse Dinge darf man bei keinem Menschen rühren. Der Senator ist ein alter, ein empfindlicher Herr. Und bedenken Sie auch, daß Sie möglicherweise einen Schlag ins Leere thun. Viel besser und schöner dünkt es mich indessen, Sie suchen die Spuren Ihrer Erscheinung im Boltenhagen'schen Garten auf. Das Lebendige überwindet überall das Todte, und wenn es in dem alten Hause drüben Schatten giebt, ein lächelndes Mädchen mit blonden Locken vertreibt sie schneller, als Vernunftgründe. Erwarten Sie Ihre Stunde, lassen Sie den Alten an sich herankommen. Hat er etwas zu beichten, Ihnen wird er es eher beichten, als einem Priester oder einem Arzt."

„O!" seufzte Erwin unmuthig. „Ueber unsere Habsucht, über die verführerische Gewalt des Geldes! Wie glücklich könnt' ich sein, wenn mich nie die Aussicht auf diese Erbschaft verlockt! Was ist mir dieser Mann? Er war der Feind meines Vaters; so viel er vermochte, hat er das Glück meiner Eltern gehindert. Und nun begebe ich mich freiwillig zu ihm, unter das Joch seiner Launen! Mache wider mein besseres Empfinden und Ahnen mein Geschick von seinem herrischen Willen abhängig — nein, ich zerreiße diese unwürdigen Fesseln, ich verlasse ihn. Meine Hände, mein Kopf sollen mir die Zukunft bereiten und das Haus bauen. Jeden Tag sich das Leben erwerben und erkämpfen, nicht das Erbe der Vorfahren träge auf dem Lotterbett verzehren —"

„Ruhig," begütigte der verständige Arzt. „Versprühen Sie doch nicht so nutzlos die Funken Ihrer schönen Begeisterung. Maß halten soll man mit jeder Kraft. Jetzt verpuffen Sie Ihr Feuer zu einem Feuerwerk und werden es bald nöthig genug brauchen. Was ärgert Sie denn, daß Sie hunderttausend Thaler zum Fenster hinauswerfen wollen? Sie scheuen sich vor dem Kampf mit dem Alten, Verehrtester, und ziehen die Flucht den Mühen der Schlacht vor. Ich bin kein Cyniker und kein Verächter des Geldes — im Gegentheil; der vermögenslose Mensch steht dem Lumpenthum viel näher, als der Reiche. Ich in Ihrer Stelle würde weder die Geliebte noch mein Erbe im Stich lassen, sondern um beide hartnäckiger kämpfen, als um Lorbeer und Nachruhm."

Damit hatte er sich erhoben, Erwin folgte seinem Beispiel, widerwillig, denn er hätte gern den Vorwurf der Feigheit von sich abgewälzt und sich noch manche Sorge vom Herzen gesprochen. Auf der Steintreppe trafen sie die Verabredung, morgen Abend wieder hier zusammen zu kommen und einander den weiteren Verlauf des Abenteuers mitzutheilen. „Die Festung," lachte der Doctor, „wird nun von zwei Seiten und nach ganz verschiedener Methode berannt, ein Wunder, wenn sie nicht fiele." Unter den Arkaden schüttelten sie sich die Hände zum Abschied, die Uhr der Marienkirche schlug die elfte Stunde.

„Was ist das?" sagte Erwin von einem plötzlichen Schauer geschüttelt. „Drüben das Haus noch so hell erleuchtet —"

Auch der Doctor war stehen geblieben — „Seltsam!" murmelte er. „Sonst pflegt nach zehn Uhr bei dem alten Brömse kein Lichtschimmer mehr durch die verschlossenen Fensterladen zu dringen."

Heute waren nicht einmal die inneren Vorhänge niedergelassen worden: ein unerwarteter Zwischenfall mußte eingetreten sein, der die Ordnung des Hauses umgestürzt. Erwin war schon über den Platz geeilt; „ich spaziere noch einige Minuten über den Markt hin und her," rief ihm der Doctor nach, „wenn Sie mich brauchen, bin ich zur Stelle."

Die Hausthür war unverschlossen; in der unteren Flur kam die alte Haushälterin rathlos und händeringend ihm entgegen: der Senator sei krank, der Andreas hielte Wache bei ihm, denn er phantasire und tobe wie im hitzigsten Fieber, das Mädchen sei nach dem Arzt geschickt worden, habe ihn aber nicht in seiner Wohnung gefunden. — Da galt es kein langes Besinnen, Erwin rief den neugewonnenen Freund herein. Andreas machte freilich, als er die Beiden in das Schlafzimmer

seines Herrn eintreten sah, ein grimmiges Gesicht über die ungebetenen Gäste, doch der Arzt wußte im Augenblick sich Geltung und Gehorsam zu verschaffen. Die Scheu, welche die Ungebildeten vor der geheimnißvollen Kunst des Arztes haben, war stärker als Andreas' Zorn über den Einbruch in das Heiligthum; ein gutes Stück der Last und Verantwortlichkeit des Kranken wegen, die bisher auf ihn geruht, wurde auf die Schultern eines Anderen gewälzt, der „es besser wissen mußte".

Halb entkleidet lag der Alte auf dem Bette, stöhnend und ächzend. Bald schrie er auf, Namen, Worte äußernd, auf die zunächst Niemand achtete, schlug mit den Armen um sich und versuchte aufzuspringen, bald sank er zurück, schloß die Augen und murmelte vor sich hin. Es gelang den Dreien ihn vollends auszukleiden — ein kühlender Trunk wurde verschrieben, Eis herbeigeschafft und nachdem so die ersten Maßregeln, die der Zustand des Kranken erforderte, getroffen waren, nahmen Erwin und der Arzt den Diener beiseit, um sich nach den näheren Umständen des unglücklichen Falls zu erkundigen. Besonderes vermochte Andreas nicht auszusagen. In bestem Wohlsein habe sich der Senator zu dem Bürgermeisterschmaus begeben und sei vor einer Stunde aufgeregt, zitternd, bald blaß, bald roth, bald kalt, bald heiß, zurückgekehrt; in allen Zimmern habe er Licht anzünden lassen, sei auf- und niedergerannt und endlich niedergestürzt. Da habe er ihn mit Mühe und Noth auf das Bett gebracht.

„Hat der Oheim denn kein Wort fallen lassen, welcher Umstand ihn in eine solche Aufregung versetzt?" fragte Erwin.

„Kein Wort," entgegnete Andreas. „Er brummte allerlei zwischen den Zähnen, was ich nicht verstand. Boltenhagen und Garten: das hat er öfters gerufen."

Erwin blickte ihn scharf an, er schien eine Hinterhaltigkeit zu ahnen. Andreas starrte wie blöde vor sich hin und wiederholte:

„Boltenhagen und Garten — weiter nichts."

„Der Senator ist doch im Wagen zurückgekommen?" sagte der Arzt dazwischen.

„Das ist eben das Elend," platzte Andreas heraus. „Zu Fuß ist er gekommen. Die weite Strecke! Zu Fuß, ohne Mantel, im Staatsrock!"

Eine solche Unordnung bedeutete für den an die peinlichste Sorgfalt gewöhnten Diener etwas wie den Einsturz des Himmels.

Erwin und der Arzt hatten sich angesehen. „Das kann gefährlicher verlaufen, als es zunächst den Anschein hat," sagte darauf der Doctor. „Eine schwere Gemüthsbewegung, die ihn plötzlich ergriffen hat. — Aber bei einem Feste, unter bekannten Gesichtern, in einem Kreise, wo er, unter uns, wegen seines Reichthums eben so verehrt, wie wegen seiner boshaften Zunge gefürchtet wird, was könnte ihm dort begegnet sein?"

„Und gerade bei den Boltenhagen's, wo ich Elsbeth zu sehen geglaubt!"

„Sympathie, Wahlverwandtschaft zwischen Oheim und Neffen, die mich auch für Ihre Pläne das Beste hoffen läßt."

„Doctor, wenn es ein Schreck gewesen wäre?" brach Erwin aus.

„Ich sagte Ihnen ja, daß er die ganze Gesellschaft kennen mußte —"

„Bis auf eine Person, die auch Sie nicht kennen, bis auf meine Erscheinung."

„Geisterseher!" versuchte der Arzt zu spotten. Aber der Einfall hatte ihn sichtlich betroffen gemacht. „Genug, unsere Sorgen gehören jetzt ausschließlich dem Kranken. Ich bleibe die Nacht hier, wir können uns in der Wache ablösen."

II.

Der Trank, die Eisumschläge, am mächtigsten die lebenskräftige Natur des Alten hatten gegen den Morgen hin eine Wendung zum Besseren in seinem Zustand hervorgebracht. Eine tiefe Schwäche war geblieben, aber der Arzt bestätigte, daß jede ernstliche Gefahr vorüber sei — ein Urtheil, dem sich der alte Medicinalrath — er empfing Jahr aus Jahr ein am ersten Januar seine „fünfzig Thaler in Gold", ohne je den Senator krank gesehen zu haben — nach einigen gelehrten Bemerkungen im Stil der alten Schule anschloß. Brömse hatte sogar schon seine sarkastische Laune wieder erlangt, wenigstens horchte er dem Disput der beiden Aeskulapjünger mit einem überlegenen Lächeln zu und zwinkerte mit den Augen, als

ob er sich über die Narren lustig mache, die mit wichtig thuenden Mienen und Geberden sich über den Sitz und Grund seines Uebels einigten.

Der Arzt hatte Erwin die Verhaltungsmaßregeln vorgeschrieben und wollte sich entfernen. „Lieber Doctor,“ sagte der Kranke mit einem tiefen Stöhnen, „Sie thäten mir eine Liebe, wenn Sie des Nachmittags noch einmal vorsprächen. Rasch tritt der Tod den Menschen an, heißt es in dem schönen Liede. Wir sind alt geworden, lieber Medicinalrath, sollten doch Ihre Praxis aufgeben und sich zur Ruhe setzen.“ Damit drehte er den Kopf zur Seite.

„Sind die Charlatane fort?“ fragte er nach einer Weile Erwin, der an seinem Bette sitzen geblieben war.

„Ja, die Luft ist rein.“

Langsam, bedächtig schaute Brömse umher, tastete nach der Stirn, um die der Eisverband lag, und sagte: „Ich glaube gar, du und der neue Doctor — wie heißt der Mann?“

„Fritz Walter, und ich kenne ihn flüchtig von Helgoland her.“

„So, so! Zusammen gebadet und Möven geschossen? Ihr habt die Nacht bei mir gewacht?“

„Sie schliefen unruhig und phantasirten.“

„Was?“

„Wirre Träume! Wir achteten nicht darauf.“

„Thut mir leid, daß ich dich um den Schlaf gebracht. Andreas, der alt ist und wenig schläft, hätte den Wachtdienst übernehmen können. Ich habe also phantasirt! Curios, das zweite Mal in meinem Leben. Es war eine thörichte Geschichte, und ich weiß nicht, wie ich sie dir erzählen soll, ohne zu erröthen.“

„Andreas hat uns schon berichtet — regen Sie sich mit der Erzählung nicht auf, lieber Oheim. Der Doctor meinte, die Hitze im Saal, der plötzliche Uebergang in die Abendkühle —“

„Richtig, und zu viel Rothwein! Das ist nicht zu vergessen. Ich saß ganz ruhig bei meiner Bostonpartie, während die jungen Leute im Saal ihre Tollheiten trieben. Da hieß es: ob wir uns nicht die bengalische Beleuchtung des Gartens, das Feuerwerk und den sonstigen Schnickschnack ansehen wollten? Was thun, wenn die Wirthin bittet? Verdrießlich lege ich meine Karten nieder und trete hinaus. Ein kalter Schauer überläuft mich; es ist mir, als lege sich eine eiserne, eisige Hand auf meine Schulter — kurz, der panische Schreck ergreift mich und spornstreichs eile ich ohne Abschied davon. Sehr dumm, nicht wahr?“

„Sehr dumm und sehr einfach,“ lachte Erwin. Er kannte jetzt schon den lauernden Blick im Gesicht des Oheims und wußte ihm mit kluger Verstellung zu begegnen. „Und da der Doctor die besten Aussichten giebt, hoffentlich ohne jede Bedeutung.“

„Bis auf die Lächerlichkeit, der ich mich schuldig gemacht habe. Heute ist der alte Brömse das Gespött der ganzen Stadt. Höre, wenn du mich liebst — du bist ein gescheidter und weltgewandter Bursche, gehe nachher zu der Frau Boltenhagen hinaus, erfinde irgend eine Lüge für deinen alten Oheim — es wird deine erste, einer Frau gegenüber, nicht sein.“

Bei dem Vorschlage Brömse's war Erwin erröthet, schneller jagte das Blut durch seine Adern, die Freude, unter einem solchen Vorwande sich in das Haus unter den Buchen einführen zu können, die Furcht, sich zu verrathen, raubten ihm für den Augenblick die Sprache. Der Alte dachte, daß er die ihm zugemuthete Unwahrheit scheue, und fuhr fort: „Nothlügen sind überall erlaubt, nicht nur in der Moral der Jesuiten. Unsere ganze gesellschaftliche Form ist eine heillose Lüge.“

„Einverstanden, lieber Onkel! Ich gehe und werde Ihre Flucht in einen Sieg verwandeln.“

„Brav! Die Boltenhagen ist eine Französin, mit dem romantischen Namen Heloise. Rede sie französisch an, und du hast sie schon halb gewonnen. Kundschafte aus, was für Weibsvolk gestern in ihrem Hause war. Wie die Gänse jetzt über mich schnattern mögen!“

„Alles — aber unter einer Bedingung! Daß Sie sich nun still verhalten, zu schlafen versuchen und nachher —“

„Eine Tasse Kraftbrühe, ein Gläschen Portwein und so weiter. Ich will ein gehorsamer Kranker sein, sei du ein kluger Unterhändler.“

Für die Unterhandlung bangte Erwin

nicht; eine Grippe, ein Schnupfenfieber ist bald erfunden; um die Gesellschaft nicht durch seinen Aufbruch, sein verändertes Aussehen zu stören, habe sich der Senator heimlich entfernt und draußen in der Dunkelheit seinen Wagen versäumt. Frau Heloise mußte ihm noch Dank wissen, daß er zu ihr hinausgekommen sei und ihr Fest mit seiner Gegenwart verherrlicht habe. Bis hierher war Alles gut, eben und klar; darüber hinaus wurde es verschlungen und unsicher. Der Schreck des Oheims hatte einen tieferen Grund; nicht sowohl sein Leib war von einem kälteren Winde geschüttelt, seine Seele war durch einen Eindruck, dessen Ursache noch verborgen, auf das Empfindlichste getroffen und berührt worden. Und wenn Erwin nun bedachte, daß er selbst seinem Schicksal entgegengehe, daß in jenem Hause auch für ihn ein Geheimniß walte, dessen Anblick ihn mit panischem Schreck erfüllen könne, verlor er den besten Theil seiner Zuversicht. Es ist wie in der Schlacht, sagte er sich fassend, man muß vorwärts, um aus der Schußlinie zu kommen; hart am Feinde hat man das Schlimmste überstanden.

Der Tag war herbstlich grau, der Himmel mit Wolken bezogen. Von dem Zauber, der gestern im röthlichen Schimmer und Duft der Abenddämmerung das Haus der Boltenhagen umschwebt, nicht eine Spur: grau und still lag es unter seinen dunkeln Bäumen; abseits von den andern, das letzte in der Reihe der Häuser, die sich hier vor dem Thore ausdehnten, in schweigender Waldeinsamkeit. Verdrossen und übernächtig öffnete ein Diener das Gitterthor, nahm Erwin's Karte in Empfang und geleitete ihn in ein kleines einfenstriges Gemach. Ueberall verrieth sich der Tag nach dem Fest. Mit dieser Bitte, die Unordnung zu entschuldigen, trat die Frau des Hauses ein, sie bedauere, daß der Herr Senator seinen Neffen nicht schon gestern ihr zugeführt hätte, heute würde Herr Erwin Fichtner eine schlechte Meinung von ihr heimbringen. Sie war eine lebhafte, schöne Frau mit schwarzen feurigen Augen und einem munteren Zuge um den Mund. Erwin entledigte sich mit diplomatischer Gewandtheit seines Auftrags und war nicht wenig bestürzt, als er Heloise sich entfärben sah. „Ein Unfall, der dem Herrn Senator zugestoßen!“ sagte sie. „Ich erfahre die erste Nachricht aus Ihrem Munde. Wenn ich das geahnt, ich würde ihn nicht aus meinem Hause gelassen haben. Aber beruhigen Sie mich, es ist kein gefährliches Leiden?“

„Eine leichte Erkältung, eine vorübergehende Erschütterung, ein plötzlicher Schreck,“ Erwin holte aus und suchte nach Vorwänden, seinen Aufenthalt zu verlängern.

„Er war in heiterster Laune, als er mich begrüßte,“ erzählte Heloise. „Sogar ein paar artige Redensarten verschwendete er an mich. Freilich die anderen Damen hat er keines Blicks gewürdigt, allein das ist so seine Weise. Ein deutscher Philosoph hat die Unart gegen die Damen in ein System gebracht, nicht wahr? So hab' ich mich denn nicht gewundert, daß der Herr Senator Brömse verschwunden war, als der Tanz begann. Ich war schon geehrt genug, daß er überhaupt meine Einladung angenommen hatte. Und nun reden Sie von einem Schreck, einem plötzlichen, unerwarteten Ereigniß!“

„Nur eine Vermuthung des Arztes, gnädige Frau! Bei dem schnellen Uebergang aus einem lichterfüllten Raum in die Finsterniß hat man oft unwillkürlich eine Anwandlung des Grauens.“

„Lassen Sie mich nachsinnen. Ich glaube eine Erklärung zu haben, eine sehr harmlose. Die jungen Mädchen hatten den Einfall gehabt, ein lebendes Bild in der Gartenhalle zu stellen: eine Germania von den drei nordischen Hansestädten umgeben, die einen Eichenkranz in der Hand hält. Der Kranz war symbolisch für meinen Schwiegervater bestimmt. Gerade als ein rothes bengalisches Licht die Gruppe beleuchtete, habe ich den Herrn Senator zuletzt gesehen. Möglich, daß ihn das fremde Gesicht unter den allbekannten erschreckt oder geärgert hat.“

„Das fremde Gesicht?“ sagte Erwin verwirrt, mit klopfendem Herzen.

„Eine meiner Freundinnen, die ich auf der Reise getroffen und überredet habe, eine Weile mein Gast zu sein: sie war liebenswürdig genug, als Germania einzutreten, da die Dame, welche die Rolle übernehmen sollte, durch einen Trauerfall in ihrer Familie am Erscheinen gehindert

wurde. Es wird mir klar: der Senator hat gehört, daß seine Pathe die Germania darstellen wird, und erblickt nun an ihrem Platze eine ganz andere und" — sie lachte — „eine viel hübschere. Wäre nur das Ganze ohne die leidige Krankheit verlaufen, welch' drollige Geschichte wär's!"

Erwin fühlte, daß nach diesen Eröffnungen sein Besuch enden müsse; eine Möglichkeit, die Geliebte zu sehen, bot sich nicht dar, aber wenigstens war jeder Zweifel an ihrem Hiersein beseitigt. An seinen Abschied knüpfte Frau Heloise die Aufforderung, er möge sich von dem ersten ungünstigen Eindruck, den er von ihrem Hause empfangen habe, nicht bestimmen lassen, es zu meiden.

Von zu ernsten und schweren Gedanken war Erwin bedrückt, als daß er sogleich nach der Stadt hätte zurückkehren können. Die Ahnung, daß der Anblick Elsbeth's die Aufregung des Oheims verschuldet, hatte sich bestätigt; allein mit dieser herzbeklemmenden Ahnung, aus der ihn ein Etwas wie der Hauch eines tragischen Verhängnisses anwehte, wollte die Erklärung, welche Heloise von dem Unfall gegeben, nicht zusammenstimmen. Wie kurz war die Spanne Zeit, welche Erwin in der alten Stadt zugebracht hatte, und wie hatte sie ihn umgewandelt! Als ob er wie Prinz Hamlet die aus den Fugen gebrochene Welt wieder einrenken sollte, schlich er trübsinnig im Walde umher. Der Doctor hatte es leicht, große Worte von der Eroberung eines stolzen Vermögens und des geliebten Mädchens zu machen — für ihn war das Ganze ein romantischer Fall, für Erwin eine harte Wirklichkeit.

Da klirrte die Seitenpforte, durch deren Gitterwerk er gestern so sehnsüchtig und so vergeblich einer holden Erscheinung nachgeblickt. Ein Mädchen trat heraus — jetzt war jede Täuschung unmöglich.

„Elsbeth!"

„Erwin!"

Kein Wort sagten Beide mehr, sondern suchten nur den schützenden Schatten des Waldes zu gewinnen, wie von demselben Gefühle getrieben, daß in ihrer Lage das Geheimniß das Gerathenste wäre. Um diese Stunde störte außer ihnen kein Mensch den Frieden und die Einsamkeit des Wäldchens. Das Leben der Handelsstadt drängte sich auf dem Markt, im Börsensaal, in den Schreibstuben und Kaufgewölben zusammen. Unter den Bäumen war es herbstlich grau, sonnenlos; hin und wieder raschelte es im gefallenen Laube und ein Windstoß fuhr durch die Wipfel.

Sie gingen wortlos, Hand in Hand. „Ich sah Sie vom Fenster aus, Erwin," sagte sie dann nach einer Weile, die Augen am Boden, „es hielt mich nicht länger, ich mußte Sie sprechen. Ach, was hab' ich zu meinem, zu unserem Unglück erfahren!"

„Nichts, theures Mädchen, was unsere Liebe stören könnte."

„Warum nannten Sie mir den Namen Ihres Oheims nicht? Aber freilich dieser Name ist für Alle so gleichgültig —"

„Nur nicht für Sie, Elsbeth? Kennen Sie den Alten? Sind Sie je mit ihm in Berührung gekommen?"

Darauf vermied sie die bestimmte Antwort. „Mit so vielen Glückshoffnungen folgte ich der Einladung Heloisens," sagte sie. „Ein freundlicher Zufall führte mich bei meiner Rückkehr von Helgoland in Bremen mit ihr zusammen. Unsere Freundschaft ist noch so jung, wir waren im vergangenen Jahre in einem rheinischen Bade mit einander bekannt geworden und hatten uns lieb gewonnen. Schon damals hatte sie mich aufgefordert, eine Weile in ihrem Hause zu wohnen — diesmal widerstand ich ihren Bitten nicht."

Erröthend hatte sie ihn angesehen. „Liebes Mädchen!" Er drückte ihre Hand an sein Herz. „Meinetwegen sind Sie gekommen."

Ein zärtliches Lächeln verscheuchte flüchtig den ernsten Ausdruck ihres Gesichts. „Wie sollt' ich es leugnen, daß die Erinnerung an Sie, die Aussicht, eine Reihe heiterer Tage mit Ihnen zu verleben, meinen Entschluß mit bestimmt haben? Ach! wie arg hat mich das Schicksal betrogen! Gestern erfuhr ich, daß Sie der Neffe jenes bösen Mannes sind."

„Aber wir sind doch nicht Capulet und Montecchi," unterbrach er sie halb ungeduldig, halb scherzend. „Blicken Sie auf, Elsbeth! Wir reden uns in eine tragische Stimmung hinein, und das Ganze ist ein Mißverständniß, eine alte vergessene und begrabene Geschichte. Denn Ihnen —

Ihnen kann der alte Herr doch kein Uebel und kein Unrecht zugefügt haben."

Trotz des lustigen Tons, den er anzuschlagen suchte, schien er seiner Sache nicht ganz sicher zu sein und vermied es ihren Augen zu begegnen.

„Nicht mir," antwortete Elsbeth leise, „aber meiner Mutter."

„Ihrer Mutter! Ich dränge mich nicht in Ihr Vertrauen, nicht in das Geschick einer Gestorbenen, allein ich wehre mich dagegen, daß der Haß und die Schuld der Todten unser, der Lebendigen Glück und Recht gefährden und beeinträchtigen sollen. Nein, Elsbeth — an dieser Klippe lassen Sie unser Fahrzeug nicht scheitern."

„Ich bin keine Thörin, die Ihnen wegen dieses Verwandten zürnt. Soll ich indessen nicht klagen, daß über das heitere Bild unserer Liebe ein düsterer Schatten gefallen ist? Anfangs hängt die Wetterwolke auch nur wie ein schwarzer Punkt am Himmel und Keiner denkt an die Donner und Blitze, die in ihr ruhen."

„Verbannen Sie Gram und Sorge aus Ihrem Herzen, Elsbeth. Mir kann der alte Mann nichts anhaben und unserer Liebe noch weniger."

„Wenn er darum wüßte — er wird nie seine Einwilligung zu unserer Verbindung geben."

„Um so besser! Dann wäre mit einem Schnitte das Tuch entzwei und Alles in schönster Ordnung, er hüben und wir drüben. Ich bin nicht von ihm abhängig, der bloße Schein der Unfreiheit drückt mich. Ehe ich zugebe, daß Sie hier in ängstlichen Gedanken sich betrüben und quälen, entführe ich Sie. Mag die dumme Welt schelten und verdammen, wie sie will!"

Seine Leidenschaftlichkeit ermuthigte auch sie. „Nun bis zu diesem Äußersten," erwiederte sie, „sind wir noch nicht getrieben und wenn wir uns selbst und einander treu bleiben, kein Mißtrauen in uns aufkommen lassen —"

„Mißtrauen, Elsbeth? Sie sprechen in Räthseln. Nie werde ich an Ihrer Liebe zweifeln. Wenn es nicht der Liebe allmächtiges Gefühl war, was Sie zu mir hinzog, was hätte sonst Ihre Augen, Ihre Aufmerksamkeit auf mich lenken können?"

„Ich glaube Ihnen, Erwin, und will mich bemühen, jede Furcht aus meiner Seele zu verbannen. Sie sagten es ja vorhin, die Todten sollen die Lebendigen nicht trennen."

„Niemals," betonte er und legte seine Rechte mit einer gewissen Feierlichkeit in die ihre, als gälte es ein Gelöbniß.

Noch die Versicherungen unverbrüchlicher Neigung, eine Verabredung sich wiederzusehen, dann drängte es Elsbeth nach dem Hause unter den Buchen zurückzukehren; die Freundin wußte nichts um ihren Ausgang. Jede weitere Auseinandersetzung über das Verhältniß ihrer Mutter zu dem Senator hatte sie um so eher vermeiden können, da Erwin rücksichtsvoll ihrem Vorhaben entgegenkam. Er wollte dem geliebten Mädchen eine peinliche Erzählung ersparen; der Alte soll Alles beichten, dachte er. Was wird's auch sein! Eine Liebesirrung, wo auf beiden Seiten Recht und Unrecht sich die Wage halten. Das Merkwürdigste war ihm nur, daß der Alte noch immer an dieser Erinnerung zehre, daß der Anblick Elsbeth's, offenbar wegen ihrer Aehnlichkeit mit der Mutter, noch die erloschenen Flammen in ihm wieder zu entzünden vermocht habe. Da müßte er mir am Ende noch Dank wissen, wenn ich seine Schuld an der Mutter, die er vermuthlich schnöde verlassen hat, durch die Heirath mit der Tochter wieder gut mache, schloß Erwin seine Gedankenreihe und die Palinodie des Horaz fiel ihm ein.

Am Abend des Tages, wo er den Boden Helgolands betreten, als er mit den Anderen durch die dürftigen Kartoffelfelder des Oberlands nach der Nordspitze wanderte, um das Schauspiel des Sonnenuntergangs zu genießen, das immer lockt und so selten sich vollendet, war ihm von allen Damen Elsbeth als die reizendste erschienen. Wiederholt gingen sie desselben Wegs, wiederholt saßen sie in demselben Boot, das sie nach der Düne hinüberführte. Das freiere Leben im Bade brachte bald eine Annäherung; es erlaubte ihm, ihr kleine Dienste und Huldigungen zu leisten, und ihr, den Dank in wärmere Worte zu kleiden. Elsbeth bewegte sich mit anmuthiger Selbständigkeit. Seit mehreren Jahren war sie verwaist und reiste in der Begleitung ihres Vormunds, eines rheinischen Gutsbesitzers,

der, wenn er nicht ihren Gesang im Concertsaal des Curhauses bewunderte, Domino spielte oder auf den Fischfang hinausfuhr. Seine Gattin war eine entfernte Verwandte Elsbeth's von väterlicher Seite; das Mädchen lebte in ihrem Hause und ersetzte ihnen ihr einziges Kind, eine Tochter, die sie durch den Tod verloren hatten. Ein bescheidenes Vermögen, das ihr die Eltern hinterlassen, sicherte Elsbeth vor der Noth des Daseins; in der Badegesellschaft, die Alles bespricht und das Gras wachsen hört, galt sie „für eine gute Partie". Man nahm an, daß der Vormund ihr sein Gut, seinen Wald und seine Weinberge vererben würde, und die jungen Patriciersöhne Hamburgs berechneten das „Haben" der schönen Blondine auf eine begehrenswerthe und verehrungswürdige Summe. Schade nur, daß Elsbeth sich so wenig empfänglich für die Bemühungen der Männerwelt, ihr zu gefallen, zeigte und in Allem, was sie that und sagte, eine Sicherheit des Auftretens und eine Reife des Urtheils entwickelte, welche die Mittelmäßigen zurückschreckte. Lebhafter und inniger, als die steifen Huldigungen der Anderen, sprach die Ritterlichkeit Erwin's zu ihrem Herzen. Der künstlerische Zug seines Wesens war dem ihren wahlverwandt, harmonisch berührten sich ihre Seelen, wie in holder Unbewußtheit fanden sich ihre Lippen. Kein Hinderniß stellte sich ihrer Liebe entgegen, um so mehr waren sie geneigt, ihr Glück im Verborgenen zu halten. Vor der Badegesellschaft als Brautpaar zu erscheinen, dünkte sie eine Entweihung des tiefsten Gefühls. Und wie Erwin erst seine Angelegenheit mit dem Oheim ordnen wollte, ehe er bei dem Vormund um die Hand der Geliebten bat, wollte Elsbeth die gute Frau, die ihr eine zweite Mutter gewesen, schonend auf die Wendung ihres Schicksals vorbereiten.

Nun hatte doch diese kluge Voraussicht den Gang des Verhängnisses nicht aufzuhalten vermocht. Schneller war die Entscheidung an sie herangetreten, als sie es geahnt, und wo sie früher nicht den kleinsten Stein des Anstoßes gesehen, häufte die Verwickelung der Dinge Schwierigkeit auf Schwierigkeit. Im Anblick der Geliebten war Erwin von seinem raschen Siege über alle Hindernisse überzeugt gewesen; je näher er dem Hause des Senators kam, desto bedenklicher senkte seine Hoffnung die Flügel. Am Ende ging es doch nicht ohne einen völligen, ehrlichen Bruch mit dem Alten ab. Aber was war alles Gold der Erde gegen Elsbeth's Liebe!

Nach der Meinung des Dieners befand sich der Senator schon auf dem Wege der Besserung, er hatte gegessen und lag jetzt in tiefem Schlaf.

„Das wirft uns noch nicht nieder," sagte Andreas mit einem spöttischen Grinsen, als wolle er Erwin andeuten, daß er sich zu früh Hoffnungen auf die Erbschaft gemacht habe, „wir sterben nicht am Schnupfen und an Weiberfaxen."

Wenn ich diesen grauen Sünder zuerst ins Gebet nähme, dachte Erwin — aber Andreas hatte sich schon wieder davongeschlichen. An die Haushälterin konnte er sich nicht wenden, sie war erst seit zehn Jahren im Hause und wußte nichts von den Ereignissen, die früher darin geschehen. Durch die Vorflur nach seinen Zimmern schreitend, gewahrte Erwin, daß die Truhe geöffnet sei, aufgeschlagen lehnte der Deckel gegen die Fensterwand. Vermuthlich hatten die Dienerinnen nach Wäschzeug darin gesucht und in der Eile vergessen, die Truhe wieder zu schließen. Neugierig trat Erwin näher. Der Alte hatte Recht gehabt, es war kein ägyptischer Todtenkasten. Sorgfältig gepackt, mit rothen Bändern jedes Dutzend umschnürt, lag hier das Linnenzeug des Hauses, das überflüssige, nicht zum täglichen Gebrauch bestimmte, glänzend weiß dies, anderes schon vor Alter gelblich geworden. Aber mit der peinlichen Ordnung des Einzelnen wollte es nicht stimmen, daß die Stücke hastig und wild durch einander gerissen waren, das unterst schien zu oberst gekehrt, wie es wohl bei eiligem Suchen zu geschehen pflegt. Und inmitten dieser prosaischen Dinge — was war das? Eine weiße, geknickte Reiherfeder — und da ein weißseidenes Brusttuch mit langen goldgestickten Zipfeln, als hätte es einer Dame aus der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gehört. Oder waren es die letzten Ueberreste eines poetischen Mummenschanzes? Vielleicht gar Angedenken an Elsbeth's Mutter? Erwin's Phantasie spann hastig den Roman weiter. Er fing nun seinerseits an in der Truhe zu wühlen, ohne Erfolg,

und begnügte sich zuletzt, die Feder und das Tuch an sich zu nehmen. Mit lautem Schlage fiel in diesem Augenblick der Deckel des Kastens zu; unvorsichtig mochte Erwin daran gerührt haben. Es war ihm wie ein Zeichen, daß die Truhe nur ihm ihr Geheimniß hatte anvertrauen wollen.

Erschütterte der dröhnende Schlag das stille Haus? Unten in seinem Zimmer fuhr der Alte aus seinem Schlaf auf und starrte erschrocken umher.

„Es ist nichts," begütigte Andreas, der an seinem Bette saß. „Das Weibsvolk hat oben einen Stuhl oder einen Tisch umgestoßen. Es ist außer Rand und Band, weil der gnädige Herr zu Bette liegt."

„Ich stehe morgen wieder auf, Andreas. Wenn man so still liegen muß — die verwünschten Gedanken! Ist mein Neffe schon zurück?"

„Ja."

„Du kannst ihn nicht leiden, Andreas? Bist du neidisch?"

„Es ist nicht gut, daß noch einer hier im Hause herumschnüffelt. Mir thut's nichts; wenn es mir hier zu bunt wird, gehe ich in den heiligen Geist, wo ich mein Kämmerchen schon bereit habe. Aber der gnädige Herr hätten bedenken sollen, daß unser Haus nur für uns ist."

„Er hat eine feine Spürnase. Kaum angekommen, hat er gleich die Truhe herausgefunden."

„Hätten der Herr Senator den ganzen bunten Bettel schon längst verbrennen oder an den Trödler verkaufen sollen. War nicht wohlgethan, daß wir ihn aufbewahrten."

„Das verstehst du nicht. Aber du hast die Lumpen beseitigt?"

Andreas nickte mit dem Kopfe. „Der gnädige Herr können darüber beruhigt sein. Ich wurde gerade bei der Suche durch die Magareth unterbrochen, die auch ihre Nase in alle Winkel steckt, doch ich habe sie heimgeführt. Wäre aber, wenn der Herr Senator vernünftigen Rath hören will, das Beste, den jungen Herrn sobald als möglich wieder heim zu schicken."

„Andreas — das ist Alles, was vom Geschlecht der Brömse übrig ist. Ein schmucker, kluger Junge! Er sollte hier Stadtbaumeister werden —"

Ueber Andreas' tiefgefurchte Züge ging etwas wie ein spöttisches Grinsen: alter, weichmüthiger Narr! „Meinetwegen," meinte er dann, „können der Herr auf seiner Hochzeit tanzen und den Erstgeborenen über die Taufe halten. Ich gehe in den heiligen Geist, ich habe lange genug in dem Hause hier ausgehalten und ertrage kein neues Regiment."

„Und ich nicht den Trotz eines verzogenen Dieners," brummte ärgerlich Brömse.

„Verzogen, daß sich Gott erbarme! Speculire ich etwa auf des Herrn Senators Erbschaft? Will ich etwa das schöne Geld mit lustigen Weibsbildern vergeuden? Ich werde vor dem gnädigen Herrn sterben und will nur, daß Sie Ihr Leben in Ruhe und nicht in Unruhe und Sorge hinbringen. Ist aber mit dem Herrn Neffen nicht der alte Teufel wieder ins Haus gefahren? Soll ich nicht wissen, daß vorgestern Nacht der Herr Senator stundenlang in den bunten Stuben hin- und hergegangen sind und kläglich gestöhnt und geseufzt haben? Da hab' ich mir gleich gesagt, daß nun das alte Leid wieder angehen würde. Und richtig, gestern haben der Herr den Schreck bei den Boltenhagen's, heute liegen Sie krank im Bett."

„Alter Uhu, du krächzest beständig Unheil."

„Immer mit Recht. Es giebt Männer, die sich nie mit den Weibsbildern einlassen dürfen, sie haben den Schaden davon. Der Herr Senator gehören zu ihnen."

„Schweig' endlich still. Da klopft es —"

Erwin trat zugleich mit seinem Freunde, dem Arzt, ein. Der Zustand des Alten hatte sich merklich gebessert, beinahe ganz war das Fieber verschwunden. Doch sollte jede Aufregung sorglich vermieden werden. Im Fall der Herr Senator sich verständig betragen würde, wie der Arzt scherzhaft sich äußerte, solle er morgen aufstehen und Condolenzvisiten empfangen dürfen; die ganze Stadt freue sich, daß der Unfall so schnell und so gefahrlos vorübergegangen sei.

„Stecken wohl Alle die Köpfe zusammen und machen ihre Glossen über mich?" fragte Brömse aushorchend. „Aufrichtig, Doctor! Meine guten Mitbürger haben mich von jeher unter ihre besondere Pro-

tection genommen; wenn ich todt bin, lassen sie mich ausstopfen und stellen mich als eine Art Rhinoceros aus. Nun, was sagten die männlichen und die weiblichen Klatschschwestern?"

„Nichts sagten sie," erwiederte der Arzt lachend. „Denn sie wußten nichts. Ja, ja, Herr Senator, eine heilsame Lehre für den senatorischen Stolz. Kaum einer und der andere hatte Ihr frühes Fortgehen von dem Feste bemerkt und wer darauf geachtet, hatte es natürlich gefunden. Erst heute in der Frühe hatte sich die Nachricht von Ihrem Unwohlsein verbreitet."

„So! so!" antwortete Brömse langsam. „Danke Ihnen, Doctor! Wir sind also doch mit der Zeit fortgeschritten und nicht mehr die Krähwinkler von ehedem. Wenn es so vorwärts geht, kann einer hier heirathen und sterben, ohne daß die ganze Stadt ihr Gutachten darüber abgiebt."

Als der Arzt, dem der Diener das Geleit gab, das Zimmer verlassen, wandte sich der Alte zu Erwin: „Ist es wahr? Hat mein Fortlaufen bei den Boltenhagen's kein Aufsehen erregt?"

„Nicht das geringste, und ich kam mir der schönen Frau gegenüber mit meiner Entschuldigung in Ihrem Namen ein wenig dumm vor. Sie ist aber so außerordentlich liebenswürdig —"

„Und so weiter. Du hast dich heimschicken lassen ohne zu erfahren, wer von den Frauenzimmern auf dem Feste war."

„Im Gegentheil; ich weiß sogar, aus dem Munde der Frau Heloise, was Sie vermuthlich geärgert und, wenn Sie wollen, erschreckt hat."

„Oho!" der Alte riß die Augen auf und ein so wildes und böses Gefunkel unter den buschigen Brauen hervor traf Erwin, daß dieser sich im Stillen über seine Unbesonnenheit Vorwürfe machte.

„Es hätte nämlich eine fremde, Ihnen gänzlich unbekannte Dame," faßte er sich dann, „in dem lebenden Bilde statt Ihrer Pathe die Jungfrau Germania dargestellt."

„Eine Fremde? Wer ist sie denn?"

„Eine Freundin der Frau Boltenhagen, von weither, aus dem Rheingau."

„Ach! Kaufmannsbekanntschaft. Ihr Vater Weinbergsbesitzer?"

„Vermuthlich."

„Weißt du ihren Namen?"

Erwin wankte zwischen Lüge und Wahrheit. Welch' Unheil konnte er anrichten, wenn er Elsbeth's Namen nannte — aber einmal mußte ja doch Alles offenbar werden und „wehe dem, der lügt!" Darum sagte er nach kurzer Weile: „Elsbeth Reineck nannte Frau Boltenhagen das Fräulein."

Entweder hatte der Alte Kraft und Geistesgegenwart in der Frist, die zwischen seiner Frage und Erwin's Antwort verflossen war, wieder gewonnen oder der Name klang ihm in Wirklichkeit fremd und gleichgültig: halb aufgerichtet blieb er mit unbewegtem Gesicht in den Kissen sitzen und wiederholte nur bedächtig: „Elsbeth Reineck."

Onkel und Neffe sahen einander schweigend darauf an, als erwartete Jeder von dem Anderen die Fortsetzung des Gespräches. Erwin hütete sich wohl, auf dem unsicheren Boden sich weiter vorzuwagen, da er die gelassene Miene des Alten für Verstellung hielt. Dem aber war mit dem fremden Namen die Last der Erinnerung erleichtert worden. Das Weib, dessen Bild schrecklich und schön in seiner Seele aufgetaucht war, als er ahnungslos den überraschenden Anblick Elsbeth's, noch dazu in der seltsam fremdartigen Verkleidung, gehabt hatte, vermochte er mit der Rheinlandschaft, mit den, wie es schien, durchaus geordneten Familienverhältnissen des Mädchens nicht in Verbindung zu bringen: er hatte sich von einer zufälligen Aehnlichkeit blenden und erschrecken lassen.

Tief aufathmend, wie einer, der aus häßlichem Traum erwachend sich in dem altbekannten Raum seines Zimmers glücklich wiederfindet, sagte er darum: „Du bist ja ganz still geworden, Junge, wie ein Grillenfänger oder ein Verliebter. Hast du die Fremde gesehen?"

„Flüchtig, beim Vorübergehen im Garten, eine blonde Schönheit."

„Und hast du Frau Boltenhagen bei ihrer Meinung gelassen?"

„Ich war ein Diplomat, verneigte mich lächelnd und sagte nicht Ja, nicht Nein."

„Die Frau ist klug und durchschaut die Dinge. Ja, es verdroß mich, mein Pathenkind nicht in dem lebenden Bilde zu

sehen. Wie sagtest du von der Fremden? Eine blonde Schönheit. Nun, Agathe Hellmuth ist auch blond und schlank. Liebst du die Blonden?"

„Das ist eine Gewissensfrage, lieber Onkel. Je nachdem, es kommt auf die Nebenumstände an."

„Es hätte mich deinetwegen gefreut, wenn Agathe ihre Rolle ausgeführt und Beifall gefunden hätte."

„Meinetwegen?"

„Ich habe so meine Gedanken. Du sollst kein Hagestolz werden, sondern jung heirathen. Ueber ein gewisses Alter hinaus thut man es nicht mehr vor lauter Rücksichten und Bedenklichkeiten. An einem Weiberfeind in der Familie ist es genug."

„Und da haben Sie freundlich an Agathe Hellmuth, die ich noch nicht zu kennen das Vergnügen habe, und an mich gedacht? Ich fürchte, lieber Onkel, daraus wird nur ein unterbrochenes Opferfest."

„Hm! Daß alle jungen Thoren und Thörinnen Romeo und Julia nachäffen wollen und Jeden für einen Tyrannen erklären, der sie zu einer Verstandesheirath zu nöthigen sucht, ist natürlich. Wer aus Liebe heirathet, dem sollte man als nützlichstes Hausgeräth einen Strick schenken, um sich nach den Flitterwochen daran aufzuhängen. Dann hat er die Freuden genossen und dem Elend einer solchen Ehe ein Schnippchen geschlagen. Was du erwiedern kannst: denke, ich weiß es auswendig und erspare es mir. Uebrigens erkundige dich bei deinem Freunde, dem Doctor, nach meiner Agathe, er ist ihr Hausarzt. Eine gute Mitgift, eine anständige Familie, ein gebildetes Mädchen — das sind Dinge, die gerade so gut nachwirken wie der Liebesfirlefanz. Wenn nicht heute, doch morgen!"

Gern hätte Erwin seinem Zorn herbe Worte geliehen; die kalte Ironie, mit der Brömse redete, beleidigte ihn noch tiefer, als der Plan selbst, aber der Zustand des Kranken bändigte seinen Unwillen. Mit der Bemerkung, daß der Oheim sich wohl nach Ruhe sehnen würde und daß auch ihm ein Disput über die Liebe mit einem Weiberfeinde höchst lächerlich erscheine, erhob er sich und ging. Der Alte hatte weiter kein Wort gesagt, er kicherte nur leise in sich hinein. Der Fisch hängt am Hamen, dachte er, und je unruhiger und wilder er zappelt, desto tiefer bohrt sich die eiserne Spitze.

Als die beiden Freunde sich am Admiralstische „unter vier Augen" wieder trafen, wie viel hatten sie sich zu erzählen! Die Darstellerin der Germania hatte in der Gesellschaft, der es vergönnt gewesen war, dem Feste beizuwohnen, eine allgemeine Bewunderung hervorgerufen, und Erwin hätte sich, im Besitz der Liebe dieses holden Geschöpfs, besonders glücklich und beneidenswerth fühlen sollen, wäre nicht der Gedanke an die „blonde Agathe" ein bitterer Tropfen in dieser Freude gewesen. Der Alte kannte das menschliche Herz; statt in der Erinnerung an Elsbeth zu schwelgen, fragte Erwin den Doctor nach Agathe Hellmuth aus. Bei diesem Namen zog der Arzt die Stirn in krause Falten, und diese Falten wurden tiefer, je weiter Erwin ihm die Absichten des Senators enthüllte. „Mit Vergunst, Verehrtester," platzte endlich der Doctor heraus, „Ihr Oheim ist ein abscheulicher Ränkeschmied. Sie will er mit Agathe Hellmuth verheirathen — ei, da werden wir uns vorher die Hälse brechen müssen. Ich hege gewisse Hoffnungen, ich glaube dem Mädchen willkommen zu sein — aber das scheint ja schon ein abgeschlossener Handel mit Ihnen zu sein. Der Neffe und Universalerbe des reichen Brömse — da muß ein Eingewanderter, ein kleiner Arzt mit geringer Praxis die Segel streichen. Nicht ohne Kampf indessen, Herr Fichtner, nicht ohne Kampf! Ehe ich Ihnen das Mädchen gönne, bohre ich Sie und mich in den Grund!"

„Recht so! Nur wäre es zweckmäßiger für Sie, die Dame und mich, wenn wir erst den Senator in den Grund bohrten. Denn mich kümmert Ihre Agathe nicht, ich mache ihr meine Reverenz und gehe vorüber."

„Das werden Sie bleiben lassen. Sie sehen und sie lieben, das wird auch für Sie eins sein. Sie ist das schönste Mädchen unter der Sonne, mit dem besten, mit einem goldenen Herzen. Ueber das Ungeheuer dort drüben! Und ich habe ihn mit meinem vortrefflichen Trank wieder zum Leben erwecken müssen! Aber er soll mich nicht reizen. Meine Pflicht als Arzt habe ich redlich gethan, er steht

wieder fest auf den Beinen und kann den Tyrannen weiter spielen. Nur nicht gegen mich, ich würde sonst eine Geschichte erzählen —"

„Wie man Präsident wird?" lachte Erwin, dem der komische Zorn des Freundes Erleichterung des eigenen Grams verschaffte.

„Nein, von einem Blaubart!" Und er rückte näher an Erwin heran und dämpfte seine Stimme — trotz seiner Erregung wollte er sich vor Lauschern und Verräthern sicher stellen. „Man raunt sich schlimme Geschichten von Ihrem Oheim ins Ohr."

„Und gestern noch wußten Sie nichts davon, Werthester? Haben Sie über Nacht Zwiesprache mit Geistern gehabt?"

„Bedenken Sie doch, daß ich Ihnen gegenüber den Ankläger weder spielen konnte noch wollte. Alte vergessene Dinge gräbt Niemand ohne Noth aus ihrem Grabe. Jetzt drängt mich diese Noth dazu, wenn der Basilisk sich selbst im Spiegel erschaut, erschrickt er vor sich selbst und stirbt."

„Der letzte Brömse ein Basilisk! Doctor, wir haben die Rollen umgetauscht. Gestern war ich der Phantast, heute sind Sie es. Ueber die Liebe! So wie diese Saite berührt wird, giebt es auch bei dem ärgsten Materialisten einen wunderbaren Klang. Der Aufschwung zu den idealischen Sphären ist dann so leicht wie der Sprung in die Tiefe des Tartarus. Der arme Alte! Weil er unsere Liebe durchkreuzt, machen wir ihn zu einem Blaubart, einem Othello."

„Dummes Zeug, meinen Sie? Erste Symptome der Gehirnerweichung bei einem Verliebten? Die Wahrheit wird zwischen Ihrem Spott und meinem Uebereifer in der Mitte liegen. Der Alte hat uns in eine Enge getrieben, daß wir bei seiner eigenen Vergangenheit Schutz wider seinen Angriff suchen müssen. Vor etwa fünfundzwanzig Jahren — das ist im Zeitalter der telegraphischen Depeschen wie eine Sage aus der Pharaonenzeit! Natürlich glaubt er die Geschichte längst vergessen, sie läuft auch nur noch wie ein Märchen in der Stadt umher. Aber Sie werden das Ganze für eine Phantasterei meinerseits oder für den Fiebertraum eines alten Weibes halten."

„Verzeihen Sie mein Gelächter; es sollte Sie nicht kränken, noch weniger Zweifel gegen die Wahrheit dessen, was Sie mir zu erzählen sich anschicken, ausdrücken. Sie können keinen gespannteren Zuhörer finden als mich, und vielleicht vermag ich in einigen Punkten Ihre Angaben zu unterstützen und aufzuklären."

„Zuerst, Verehrtester, so lange es geht, gedulden wir uns und geloben gegenseitiges Schweigen. Erst wenn wir alle menschlichen Mittel versucht, greifen wir zu dem teuflischen. Das ist Christen-, das ist die Pflicht eines redlichen Arztes. Darauf wollen wir das Glas leeren und uns eine neue Cigarre anzünden."

„Also eine lange Sitzung?"

„Nicht ganz so lang, als wenn wir das Absolute erforschen wollten, aber immerhin mühsam, nachdenklich und zeitraubend, da es die Ergründung des menschlichen Herzens gilt. Ein Brunnen, der beinah so tief ist wie jener der Ewigkeit."

Eine Weile bliesen Beide die Rauchwölkchen, die sich in einander ringelten, zusammenballten und wieder aus einander stoben und in dem gewölbten Gemache zerflatterten, jeder in seinem Humor, von sich — dann sagte der Doctor: „Jetzt, wo ich Ihnen die Geschichte erzählen soll, fällt es mir erst auf, daß man sie nirgends fest anpacken kann. Ich habe weder Anfang noch Ende in der Hand. Doch ich langweile Sie nicht mit dem Vorwort. Im Anfang meiner hiesigen Wirksamkeit wohnte ich am Georgsthor, das nach dem Wäldchen führt. Ich hatte Zuspruch von den Leuten, die in den nahen Dörfern wohnen. Unter meinen Patienten war eine wunderliche Frau, die, wie es hieß, nach dem Tode ihres Mannes tiefsinnig geworden sein sollte; sie hatten sehr glücklich zusammen gelebt und einen Gemüsegarten bewirthschaftet, der sie ernährte. Uebrigens waren sie wohlhabend: die Frau hatte vor vielen Jahren im Dienste des gestrengen Herrn Senators Wolfgang Brömse gestanden. Das ist meine Pythia — eine niedersächsische Frau, über die Fünfzig hinaus, hager, mit knochigem Gesicht und grauen Haarsträhnen. Tiefsinnig war sie nicht, sondern nur klüger wie ihre Nachbarinnen, karg und kurz von Worten, durch den Tod des Mannes vereinsamt, durch ein unheilbares Leiden gequält und

verdüstert. Es glückte mir, ihre Schmerzen zu erleichtern und durch die Theilnahme, die ich ihr bewies, ihr Vertrauen zu gewinnen."

„Und sie erzählte Ihnen von dem Hause da drüben, von einer Dame mit Reiherfedern und seidenem goldgestickten Halstuch?" unterbrach ihn eifrig Erwin, der nun schon die Auflösung des ganzen Räthsels gefunden zu haben wähnte.

Der Doctor sah ihn verwundert an. „Reiherfedern?" fragte er. „Haben Sie eine Schauspielerin im polnischen Costüm, eine Kunstreiterin im Sinne? Nein, Bester, Sie verkennen die Natur dieses Volksstammes; die Menschen hier sind verschlossen, schweigsam, voll Hintergedanken; keiner trägt sein Inneres zur Schau. Und nun gar Frau Trude Röpke. Da hätte man eben so gut an einen Stein klopfen und Antwort erwarten können! Bedenken Sie auch, daß ich keine Ursache hatte, mich um ihre Vergangenheit zu bekümmern. Mir fiel zuerst nach längerer Bekanntschaft die Gereizheit auf, mit der sie sich über die Reichen, über die Verheißungen der Kirche von dem Sturze der Mächtigen und die Erhöhung der Niedrigen äußerte. Eine norddeutsche Bauernfrau, mit einem geringen Anflug städtischer Bildung, eine Socialistin, halbwegs eine Atheistin, das trifft man nicht alle Tage. Einmal setzte sie mir mit der Frage zu: was ich von der sogenannten Gerechtigkeit Gottes hielte? Sie hätte so viele und so schwere Ungerechtigkeit in Herrlichkeit und Freuden, in hohen Ehren bei den Menschen und ohne Gewissensqual gesehen, daß ihr die Reden des Pfarrers von der Bestrafung der Schuldigen, von der Aufdeckung verborgener Verbrechen nur wie eitel Wind wären. Darauf ließ sich nun von meinem Standpunkt nicht viel Gescheidtes antworten. So gut ich kennte, wand ich mich mit der Schilderung der Nemesis, mit dem alten Spruche, daß Niemand vor seinem Tode glücklich zu preisen sei, aus der Verlegenheit heraus. Daß ich sie mit meinen Auseinandersetzungen befriedigt hätte, glaubte ich selbst nicht; aber sie mochten ihr doch mehr einleuchten, als die Predigten vom Jenseits, sie kam wiederholt darauf zurück. Es war klar, daß nicht eine Betrachtung des Weltlaufs im Allgemeinen, sondern ein besonderes Ereigniß ihr den Sinn verstöre. Eine volle Aufklärung darüber wurde mir in der Nacht vor ihrem Tode. Darum noch einmal — es sind nicht Thatsachen, die man vor Gericht bringen kann, es sind die wirren, zusammenhangslosen Phantasien einer Sterbenden."

„Ich verstehe Ihre Meinung wohl," erwiderte Erwin.

„Sie hatte mich gebeten, die letzte Nacht bei ihr auszuhalten, und gern erfüllte ich den Liebesdienst. An ein Abenteuer aus ihrer Vergangenheit, an ein Geständniß, das sie mir etwa ablegen wollte, dachte ich nicht, und sie selbst erzählte, unbewußt, im Fieber, die Traumerscheinung mit der Wirklichkeit verwechselnd und vermischend. Sie hatte mehrere Jahre hindurch dem Senator das Hauswesen geführt und nicht wenig von seinen einsiedlerischen Launen und seinem Jähzorn gelitten. Arm wie sie war, blieb sie in der Hoffnung, für ihre alten Tage in dem vornehmen Hause, bei der Güte des Herrn, der damals noch eine verschwenderische Hand hatte, Zuflucht und Unterhalt zu haben. Die Männer mochten auf das dreißigjährige gesetzte Mädchen keinen großen Eindruck ausüben, und sie bewahrte auch dadurch sich die Gunst des Weiberfeinds. Damals nun ist, wunderlich genug, ein abenteuerliches Frauenzimmer in dem Hause erschienen. Der Name, den mir die Frau nannte, den sie wiederholt bald mit liebkosender Zärtlichkeit, bald mit Angst ausrief: Jadwiga, klingt polnisch und romantisch. War es eine polnische Gräfin, die, ihrem Gatten entflohen, hierher verschlagen ward; war es eine Sängerin, Künstlerin — ich weiß es nicht. Aber der Name wenigstens stimmt mit der Reiherfeder."

„Die ich diesen Nachmittag gefunden," fiel Erwin lebhaft ein. „Sie sehen, das Haus bewahrt noch die Spuren Jadwiga's."

„Um so besser für mich. Ich erzähle meine Geschichte wenigstens keinem ungläubigen Thomas. Wer die Dame war; wie sie in das Haus gekommen: das ist mir dunkel geblieben. Da die Frau jedoch beständig von Feuer und vom Geläut der Sturmglocken redete, so nehme ich an, daß der Senator bei irgend einem Brandunglück hier oder anderwärts die Schöne kennen gelernt, sie vielleicht ritterlich aus

den Flammen gerettet hat. Das sieht ihm jetzt nicht ähnlich — aber vor fünfundzwanzig Jahren mag ihm das hitzige Blut wohl diesen dümmsten Streich seines Lebens gespielt haben. Jadwiga ist also im Hause; ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit bezaubert nicht nur den Herrn, auch die Dienerin. Ein Einziger bleibt von so viel Schönheit und Sanftmuth ungerührt: der grimmige Andreas. Der hat ihr schon damals den Tod geschworen. Alles, die Vergangenheit der Dame, ihre Herkunft, ihre Anwesenheit im Hause, sie selbst wird in ein tiefes Geheimniß gehüllt; in der Stadt, selbst am Fenster darf sie sich nicht zeigen; in einem dicht verschlossenen Wagen fährt sie mit dem Senator aus, manchmal bleiben sie Tagelang fort, in Hamburg oder irgendwo in der Umgegend. Denn Brömse ist eifersüchtig, bis zur Raserei verliebt — er hat das vierzigste Jahr überschritten, Jadwiga scheint blutjung, ein slavisches Naturkind gewesen zu sein. Ein Punkt, den die Frau übersah, machte nach meiner Ansicht dies Geheimniß nothwendig; man mußte den Verwandten Jadwiga's, einem Gatten oder einem Liebhaber ihren Aufenthalt um jeden Preis verbergen. Telegraphendrähte giebt es noch nicht; die Eisenbahnen sind spärlich vorhanden; hier in der Stadt, der freien reichsunmittelbaren Hansestadt, herrscht ein patriarchalisches Regiment, der Herr Senator hat die oberste Polizeigewalt — man kann sich keine besseren Zustände für ein romantisches Liebesabenteuer denken. Schade nur, daß die Sache an sich ein Loch hatte. Wie Desdemona und Othello, paßten Brömse und Jadwiga nicht zusammen. Die Clausur, in der sie gehalten wurde, mißfiel ihr; in ein Kloster hätte sie sich vermuthlich auch in ihrer Heimath zurückziehen können, wäre Weltentsagung ihr Wille gewesen. Ihr Sinn dagegen strebte ins Weite und nachdem die Liebesbetheuerungen Brömse's ihren Duft verloren hatten, suchte sie als echtes Naturkind die Mittel zur Flucht. Wahrscheinlich stellte sich zur rechten Stunde ein neuer Liebhaber ein und es begann nun die alte Geschichte — die Männerschule oder der Barbier von Sevilla, wie Sie wollen! Wenn in solchen Fällen die betrogenen alten Herren Berserker sind, so ist das im Grunde ein Widerspruch der Natur. Brömse soll sich nun gar wie der leibhaftige Blaubart betragen haben. Der Kränkungen, der Mißhandlungen müde, bricht die arme Jadwiga endlich aus dem Kerker aus. Aber sie kommt auf ihrer Flucht nur bis zu dem Häuschen und dem Garten, die jetzt der Frau Trude gehören, die damals einer ihrer Vettern in Pacht hatte. Sie merken, daß die beiden Frauenzimmer unter einer Decke steckten. Dennoch, trotz ihrer List und Verschlagenheit, haben sie sich verrechnet und Andreas bei ihrem Plan vergessen. Der Verräther hat auch hier nicht geschlafen; mit seinem Herrn eilt er der Flüchtigen nach. Das war nun wieder aus den verworrenen und abgerissenen Erzählungen der Sterbenden nicht klar zu stellen, ob Jadwiga's Geliebter in der höchsten Noth zu ihrer Hülfe erschien, ob nur Trudens Vetter heldenmüthig sich der Schutzlosen annahm und den Verfolgern entgegenwarf: genug, es giebt einen Kampf, ein Pistolenschuß, den Brömse abfeuert, verwundet das Mädchen, sie fällt — und ich bin zu Ende. Ist sie an den Folgen der Wunde gestorben, ist sie gerettet worden? Der Todeskampf der Armen hat mir jede Frage, jede Antwort ihr abgeschnitten."

„Auf die letzte Frage wenigstens kann ich Bescheid geben, lieber Doctor! Das Schicksal hat den tragischen Schluß abgewandt. Jadwiga ist nicht von Othello ermordet worden — Fräulein Reineck ist ihre Tochter."

„Ach!" machte der Andere. „Und Sie lassen mich meine ganze Geschichte erzählen, um mich um den Schlußeffect zu betrügen?"

„Nicht doch! Alles, was Sie mir sagten, war mir neu; ich zweifle selbst, ob das Fräulein so genau den Zusammenhang der Beziehungen zwischen ihrer Mutter und meinem Oheim kennt. Wie merkwürdig und verhängnißvoll! Und daß wir, die Unschuldigen, Ahnungslosen nun in diese Schuld und Irrung hineingerissen werden — "

„Vielleicht trifft dadurch die Nemesis, an die meine arme Frau Trude nicht glauben wollte, den Schuldigen. Weil wir kurzlebig sind und nicht abwarten können, erscheinen uns die Ereignisse so räthselhaft und so überraschend, die Menschen

so problematisch. Geduld haben — das ist die Hauptsache."

„Sie haben es bewiesen, indem Sie so lange schwiegen, jetzt in einem entscheidenden Augenblick treten Sie mit Ihren Enthüllungen hervor."

„Nicht mein Verdienst, Verehrtester! Ohne Ihre Dazwischenkunft wäre das Ganze auf dem Grunde des Brunnens geblieben und allmälig vergessen worden, wie Alles vergessen wird. Wem hätte ich auch diese Phantasien mittheilen sollen? Versuchte ich einmal von fern eine Anspielung, fand ich verschlossene Herzen, abweisende Mienen; Niemand verstand mich oder wollte mich verstehen. Daß sie Alle dabei den Senator mit eigenen Augen betrachteten, merkte ich wohl — ich aber war ihnen gegenüber der Plebejer, der nichts mit ihren Patriciergeheimnissen zu thun haben dürfte. So hab' ich denn meine Wissenschaft für mich behalten und Ihren Oheim als einen interessanten Fall, ein psychologisches Problem von Weitem beobachtet. Allein jetzt, mein Herr Brömse" — und er schenkte sich das Glas wieder voll und schwenkte es wie gegen einen unsichtbaren Feind — „jetzt hat die medicinische Schonung ein Ende. Sie wollen mir meine Agathe rauben! Alter Blaubart, wo haben Sie Jadwiga gelassen?"

(Schluß folgt.)

Die Brüder Grimm.

Von

Julian Schmidt.

I.

Wenn für die Redaction der Westermann'schen Monatshefte eine äußerliche Veranlassung vorliegt, den nachstehenden Essay zu wünschen,* so bestimmen mich meinerseits zwei Umstände, diesem Wunsch mit Freude zu entsprechen.

Der eine ist der vor Kurzem erschienene Briefwechsel von Görres, in welchem sich über das geistige Verhältniß der Brüder Grimm zu den Gleichstrebenden, namentlich in den Jahren 1810 bis 1813, sehr interessante Aufschlüsse finden. Die wissenschaftliche Gesammtthätigkeit der Brüder zu zeichnen, wäre nicht meines Amtes, aus jenem Briefwechsel aber ergiebt sich Manches, was ihr Bild einigermaßen abrundet.

Der zweite Umstand ist, daß die vor ungefähr drei Jahren in fünf Bänden abgeschlossene Sammlung der „Kleinen Schriften Jakob Grimm's" noch immer nicht die Verbreitung gefunden hat, die sie auch im größeren Publicum reichlich verdient. Von den Fachmännern freilich wird sie jeder besitzen, aber die Zahl dieser ist nicht groß: ich will versuchen, denen, die außerhalb des Faches stehen, nachzuweisen, was Fruchtbares darin für sie liegt.

In einer Zeit, die sonst literarisch in keinem besonderen Rufe steht, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, galt es als Ehrensache für Jeden, der sich zur gebildeten Classe rechnete, auch bei schmalen Mitteln eine möglichst ansehnliche Bibliothek zusammenzubringen. Dieser Trieb hat später sehr nachgelassen; selbst die Gelehrten beschränken sich meist auf ihr Handwerkszeug. In dieser Beziehung beschämen uns nicht blos die Engländer, Franzosen und Amerikaner, sondern selbst Nationen, deren Ruf in der Literatur noch ganz grün ist.

Augenscheinlich tritt gegenwärtig eine Wendung zum Besseren ein. Nach dem Erlöschen des privilegirten Verlagsrechtes auf unsere sogenannten Classiker wird es auch dem unbemittelten Privatmanne leicht, sich nach dieser Richtung hin vollständig zu versehen. Der Fehler ist nur, daß man die Classiker bisher ausschließlich unter den Poeten suchte. Freilich ist die überwiegende Zahl der Bände in den Gesammtwerken Lessing's und selbst Goethe's mit prosaischen Schriften ausgefüllt, allein diese werden so mitgenommen, weil die Autoren sich durch Verse als Classiker legitimirt haben. Es giebt aber classische Prosaiker, die nie im Leben einen Vers

---

* Wir wiederholen hier eine Berichtigung, die sich auf das im vorigen, dem XXXVII., der neuen Folge V. Bande (November 1874) auf Seite 157 befindliche Porträt bezieht. Dort ist das Porträt von Wilhelm Grimm irrthümlich mit Jakob Grimm unterzeichnet, was wir hiermit berichtigen und wofür wir unsere Leser um Entschuldigung bitten.

gemacht haben, oder deren Verse nicht in Betracht kommen: daß z. B. Justus Möser einmal einen „Arminius“ geschrieben hat, vermehrt das Gewicht seiner Bedeutung für unsere Literatur nicht um eines Haares Breite. Solche classische Prosawerke zu besitzen, um sich an ihnen wiederholt zu erquicken und zu erbauen, ist gewiß für die allgemeine Bildung eben so fruchtbar als der Besitz unserer besten Kunstwerke.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hatte man von classischer Prosa Begriffe, die heute in keiner Weise ausreichen: man verlangte vor Allem einen glatten, wohlklingenden, correcten und möglichst schwungvollen Stil; so wurde Abbt's und Engel's Prosa wiederholt als classisch bezeichnet, und ähnliche Gesichtspunkte — man möge nur die Paradoxie hingehen lassen — kamen auch bei der Schätzung von Schiller's Prosa in Betracht.

Heute wird die Auffassung wohl eine andere sein: man wird nur von derjenigen Prosa hören wollen, die sprachlich und sachlich in derselben Weise etwas Schöpferisches hat wie die Poesie. Daß hier Lessing in erster Reihe steht, darüber wird heute keine Meinungsverschiedenheit sein; Winkelmann und Justus Möser werden allmälig auch wohl recipirt werden. Von den Schriftstellern des 19. Jahrhunderts stehen in erster Reihe die Brüder Grimm.

Man lasse sich dadurch nicht irren, daß ein großer Theil ihrer Schriften streng gelehrter oder vielmehr monographischer Art ist und insofern nur für ein Publicum gehört, welches mit den Verfassern arbeitet. Mit Jakob Grimm's „Geschichte der deutschen Sprache“ oder seiner „Deutschen Grammatik“ hat der Laie nichts zu thun, er hat auch nichts darin zu suchen. Dagegen sollte Jakob's „Deutsche Mythologie“ und Wilhelm's „Deutsche Heldensage“ ebenso jedem Gebildeten zur Hand sein wie das Wörterbuch der beiden Brüder: nicht um die Bücher von Anfang bis zu Ende durchzulesen, sondern um fortdauernd zu ihnen zurückzukehren, sich immer mehr in ihnen und ihrer Weltanschauung zu orientiren.

Ich verglich vorher das Schöpferische der echten Prosa mit dem Schöpferischen der echten Poesie: ich will mich näher erklären. Bekanntlich war im Wendepunkte des Jahrhunderts ein oft mißbrauchter und hart angefochtener Begriff die sogenannte „intellectuelle Anschauung“: die Fähigkeit, geistige Dinge ebenso zu sehen, wie man sinnliche Dinge sieht. In der Anwendung dieses Begriffes ging man häufig in die Irre, die Sache aber war richtig, und Alles, was genial genannt werden kann in der Literatur, in Prosa und Poesie, kommt auf intellectuelle Anschauung heraus. Goethe hatte sie im höchsten Grade. Man erinnert sich an das Gespräch mit Schiller, wo er ihm die Urpflanze an die Wand malt und Schiller's Einwand, das sei keine Anschauung, sondern eine Idee, gar nicht verstehen will. Wie sollte es keine Anschauung sein! Er sah sie ja mit den Augen seines Geistes. — Und so sieht sie Jeder, der berufen ist, ein neues Blatt in der Literatur vollzuschreiben. Sammlung, Induction, Kritik, Analyse, Syllogismus &c. ist unbedingt nothwendig dazu, aber ohne die intellectuelle Anschauung wirkt das Alles zusammen nicht productiv. — Nun giebt es vielleicht keinen Schriftsteller, bei dem sich, wer überhaupt von wissenschaftlichen Arbeiten einen Begriff hat, dieser Begriff der intellectuellen Anschauung so deutlich zurecht legen könnte als bei Jakob Grimm. Er war sich auch seiner Operation vollständig bewußt.

„Ich möchte,“ sagt er einmal — und diesen Satz könnte man zum Ausgangspunkte seiner Charakteristik nehmen — „am liebsten das Allgemeine im Besonderen ergreifen und erfassen, und die Erkenntniß, die auf diesem Weg erlangt wird, scheint mir fester und fruchtbarer als die, welche auf umgekehrtem Wege gefunden wird. Leicht wird sonst das als unnütz weggeworfen, worin sich das Leben am bestimmtesten ausgeprägt hat, und man ergiebt sich Betrachtungen, die vielleicht berauschen, aber nicht wirklich sättigen und nähren.“

Das ist die eine Seite seines Arbeitens, die andere hebt er hervor in der Denkrede auf seinen Bruder, als er ihr gemeinsames Studium beschreibt.

„Als ich zur rechten Zeit den guten Griff einer deutschen Grammatik gethan hatte, war ich auf einmal gegen ihn in

Vortheil gestellt, und ein Abstand unserer Naturen, worüber wir allmälig erst uns klar geworden sind, fing an, sich geltend zu machen. Von Kindesbeinen an hatte ich etwas von eisernem Fleiß in mir, den ihm schon seine geschwächte Gesundheit verbot; seine Arbeiten waren durchschlungen von Silberblicken, die mir nicht zustanden. Seine ganze Art war weniger gestellt auf Erfinden als auf ruhiges, sicheres Insichausbilden. Alles, so viel in den Gang seiner eigenen Forschung einschlug, beobachtete er reinlich und strebte es zu bestätigen; das Uebrige blieb ihm zur Seite. Funde sind jedoch bedingt dadurch, daß nahe und fern gesucht werde, häufig ohne Vorherbestimmung der Stelle, wo sie zu heben stehen; ein ganzer Stoff will gleichsam als neutral bewältigt sein, aus dem dann die Ergebnisse tauchen. Kühnen und Wagenden steht ungesehen das Glück bei, plötzlich ist etwas gerathen: Wilhelm mochte nicht aufs Gerathewohl ausgehen. Ich weiß, den Ulfilas und andere Hauptquellen vom ersten bis zum letzten Buchstaben genau zu lesen, hat er nie unternommen, noch vollführt, wie ich es oft that und immer wieder thue, niemals ohne zu entdecken. Ihm genügte, Stellen aufzuschlagen, die er im besonderen Falle zu vergleichen hatte."

Bei dem vollen und gerechten Selbstgefühl dieser Stelle liegt doch eine unbeschreibliche Naivetät darin oder „Unschuld", um der Terminologie der Brüder zu folgen. Wenn das ein Anderer so machte, ohne die geniale Anschauung mitzubringen, der sich das Einzelne sofort zu einem Ganzen krystallisirt, so würde bei allem Wagen nicht viel herauskommen, das Einzelne würde eben eine Einzelheit bleiben. Ganz vortrefflich spricht sich Lehrs hierüber einmal aus bei Gelegenheit Lobeck's. Dieser wunderte sich, daß man von seinen Entdeckungen so viel Aufhebens mache, er habe ja, ich weiß nicht welches Lexikon, einige zwanzig Male durchgelesen. „Dem naiven Genie," setzt Lehrs ganz mit Recht hinzu, „ziemte es, sich so auszudrücken, aber nur Dummheit spricht es ihm nach."

Schon bei den ersten kleinen Versuchen aus dem Jahre 1807 ist diese Genialität zu beobachten. Jakob Grimm bringt eine Unmasse kleiner Einzelheiten zusammen, so hastig und ungestüm, daß man ihm kaum folgt; er sucht sich nicht gerade sehr geschickt durch den Syllogismus darin zu orientiren, dann mit einem Male machtvoll, gewaltig, überzeugend, ich möchte sagen, knollig tritt die intellectuelle Anschauung hervor, die sich aus jenen Einzelheiten in seinem Geiste krystallisirt hat, und der geheime Sinn derselben wird plötzlich offenbar.

Mit dieser Genialität im Sachlichen ist fast immer auch Genialität im Sprachlichen verbunden: wer mit voller Seele und echt in den Dingen lebt, der findet auch, wo es darauf ankommt, die schlagenden Bezeichnungen, mit denen es ein- für allemal gethan ist. Grimm's Sprache ist nichts weniger als correct, man könnte sie mit leichter Mühe verbessern durch Auslassung von störenden Mittelgliedern in Satz und Periode, durch schonend veränderte Stellung der Worte und Sätze: aber sie ist immer eigenartig, immer aus dem echtesten Mitgefühl mit den Dingen hervorgegangen, nie auch nur im Entferntesten von der Phrase angekränkelt und erhebt sich namentlich in den Stellen, wo das Gemüth stark mitwirkt, zu einer Schönheit, der kaum ein zweiter Schriftsteller beikommt.

In dieser fast unablässigen Mitwirkung des Gemüthes liegt bei beiden Brüdern ein eigenthümlicher Zauber des Stils. Wir haben stets nicht blos den Schriftsteller, sondern den vollen Menschen vor uns, den Menschen voll Liebe, Frömmigkeit und hoher Gesinnung. Er giebt sich in jedem Augenblicke ganz, wie er ist, nicht selten eckig und gewaltsam und nie reizender und liebenswürdiger, als wenn dies Eckige hart ans Komische streift.

II.

Das Leben der beiden Brüder ist bekannt; um die Orientirung im Folgenden zu erleichtern, stelle ich die Hauptdata zusammen.

Beide sind in Hanau geboren, Jakob den 4. Jan. 1785, Wilhelm den 24. Febr. 1786, Söhne eines tüchtigen Juristen, der schon 1796 starb und die Familie ziemlich mittellos zurückließ. Beide wurden auf dem Lyceum in Kassel erzogen; Jakob ging 1802 auf die Universität Mar-

burg, Wilhelm, durch Kränklichkeit zurückgehalten, folgte ihm ein Jahr später. Beide studirten Jura:

„Hauptsächlich, weil mein seliger Vater ein Jurist gewesen war, und die Mutter es so am liebsten hatte; denn was verstehen Kinder oder Jünglinge zu der Zeit, wo sie solche Entschlüsse fest und entschieden fassen, von der wahren Bedeutung eines solchen Studiums? Es liegt aber in diesem Haften bei dem Stande des Vaters an sich etwas Natürliches, Unschädliches und sogar Rathsames."

Freilich fügt er bei einer späteren Gelegenheit hinzu:

„Keinem von uns Beiden, die wir mit Ernst und Eifer studirten, hat die erworbene Rechtskenntniß hernach zu irgend einer Stellung im Lande verholfen. Den Gedanken, mich einem gelehrten Betriebe des römischen Rechts zu widmen, mußte ich fahren lassen, und durch Einführung des Code Napoleon in Hessen war uns ohnedem alle Freude an der Wissenschaft benommen, der Gewinn des mühsam Erlernten hingeschwunden; für Wilhelm sogar spurlos; ich habe aus freien Stücken mich noch in der Folgezeit mit dem altdeutschen Recht näher befaßt. Die Universität aber war uns als freiere Fortsetzung der Schule nur zu einem allgemeinen Bildungsmittel geworden."

Einen tiefen Eindruck namentlich auf Jakob machte Savigny, der, nur fünf Jahre älter, ihm eben so viel Achtung wie Vertrauen abnöthigte. Er nahm ihn im Januar 1805 mit nach Paris, um ihm bei seinen literarischen Arbeiten zu helfen; dort begann sein Studium der altdeutschen Poesie. Unterwegs lernte er Görres kennen, mit dem er später in literarisch wichtige Beziehungen kommen sollte.

Nach Kassel zurückgekehrt, erhielt er im Januar 1806 ein kleines Aemtchen: „Gegen die neumodische Pariser Kleidung mußte ich mich in steife Uniform mit Puder und Zopf stecken." Nun kam die französische Invasion, die Grimm in seinem patriotischen Gemüth tief und schwer empfand, obgleich sie ihm persönlich nicht zum Nachtheil einschlug. Durch J. von Müller erhielt er den 5. Juli 1808 die Stelle eines Bibliothekars mit verhältnißmäßig recht gutem Gehalt; sein Amt beschäftigte ihn wenig, er legte sich gemeinschaftlich mit seinem Bruder eifrig auf das Studium des Altdeutschen.

Als der Krieg 1813 ausbrach, und man die Manuscripte von Kassel nach Paris schleppen wollte, gelang es ihm, Manches zu retten; den Rest holte er 1814 und 1815 im Auftrage seines Kurfürsten und der verbündeten Mächte aus Paris wieder zurück. Auch am Wiener Congreß war er beschäftigt, und man suchte ihn überhaupt in die diplomatische Laufbahn einzuführen; er hatte aber keine Lust dazu, schlug auch eine Professur in Bonn aus, die man ihm anbot, lediglich weil das Heimathsgefühl zu mächtig in ihm war. Endlich im April 1816 erhielt er wieder die Stelle eines Bibliothekars mit 600 Thaler Gehalt. Mit diesem Gehalt hat er volle dreizehn Jahre gelebt! Sein Bruder erhielt daneben eine kleinere Stelle; ihr Zusammenleben wurde auch dadurch nicht unterbrochen, daß Wilhelm im Mai 1825 heirathete.

„In den langsam schleichenden Schuljahren," schreibt Jakob in der Denkrede auf seinen Bruder, „nahm uns ein Bett auf und ein Stübchen; da saßen wir, an einem und demselben Tisch arbeitend, hernach in der Studentenzeit standen zwei Betten und zwei Tische in derselben Stube, im späteren Leben noch immer zwei Arbeitstische in dem nämlichen Zimmer, endlich bis zuletzt in zwei Zimmern neben einander; immer unter einem Dach, in gänzlicher unangefochten und ungestört beibehaltener Gemeinschaft unserer Habe und Bücher, mit Ausnahme weniger, die Jedem gleich zur Hand liegen mußten und darum doppelt gekauft wurden. Auch unsere letzten Betten, hat es allen Anschein, werden wieder dicht neben einander gemacht sein; erwäge man, ob wir zusammengehören."

Endlich im Januar 1830, als sie bei einer Vacanz wieder schnöde übergangen wurden, entschlossen sie sich und nahmen Beide einen Ruf an die Universität Göttingen an. Der Staatsstreich und ihr Protest veranlaßte im December 1837 ihre Absetzung, Jakob wurde sofort ausgetrieben, er ging nach Kassel, wohin ihm Wilhelm bald folgte, bis sie Beide 1841 einem Ruf an die Berliner Akademie folgten. Dort konnten sie nun bis an

ihren Tod in unablässiger Arbeit und unablässigem Weiterstreben sich der Früchte ihres wohlerworbenen Ruhmes erfreuen.

Dies sind die äußeren Umrisse ihres Lebens; ich stelle hier einige Daten der Todesfälle zusammen: es war ein merkwürdig langlebiges Geschlecht. 1858, den 16. Febr. Creuzer, 87 Jahre; 1859, den 20. Jan. Bettine, 74 Jahre; den 6. Mai Humboldt, 90 Jahre, den 28. Sept. Ritter, 80 Jahre, den 16. Dec. W. Grimm, 73 Jahre; 1860, den 28. Jan. Arndt, 90 Jahre; 1861, den 22. Sept. Schlosser, 85 Jahre, den 25. Oct. Savigny, 82 Jahre; 1862, den 13. Nov. Uhland, 75 Jahre; 1863, den 20. Sept. J. Grimm, 78 Jahre.

III.

Indem ich nun zu den Einzelheiten übergehe, wiederhole ich, daß meine Hauptabsicht ist, denjenigen, welche sich nicht als Fachgenossen Grimm's fühlen, eine Andeutung zu geben, welcher Schatz auch für sie in diesen Arbeiten verborgen liegt. Die meiste Ausbeute liefert der erste Band, der zu diesem Zweck recht eigentlich zusammengestellt ist.

Die kurze Selbstbiographie wurde bald nach dem Abgange von Göttingen für ein hessisches Gelehrtenlexikon geschrieben. Was am lebhaftesten daraus hervortritt, ist die Pietät der Natur, ich meine jene Pietät, die ganz ohne Mitwirkung des Willens und der Sittlichkeit sich in der Phantasie, in dem Gedächtniß, ja, in den Sinnen ausprägt. Die Stube des Vaters, seine Schränke mit ihren sauber gehaltenen Büchern bis auf die roth und grün gehaltenen Titel vieler einzelnen darunter stehen ihm lebhaft vor Augen. Die alte Wanduhr ist in seiner Stube geblieben und ruft ihm beständig Erinnerungen aus der Kindheit zurück. In den Anmerkungen erzählt sein Neffe Hermann Grimm, daß sich unter seinen Papieren vieles Einzelne fand, das auf die Stimmung von Tagen und Stunden sich bezieht, deren Inhalt er einsam, fast nur um das Gefühl mit dem geschriebenen Wort zu beschwichtigen, in wenigen Reihen niederlegte.

„Sein Trieb, Facta zu sammeln, äußert sich auch hier in oft rührender Weise. Kleine Löckchen, die er den Kindern seiner Geschwister abschnitt, wickelte er sorgsam ein und setzte das Datum dazu; Blumen, die er abgepflückt, bewahrte er so, oft mit der Angabe, in welcher Stimmung er sie gepflückt, was er dabei gedacht und wie das Wetter gewesen. Von den frühesten Jahren hat er solche Andenken aufbewahrt."

Diese Bemerkung bezieht sich nicht blos auf das Gemüthsleben Jakob Grimm's, sie findet ebenso ihre Anwendung auf sein wissenschaftliches Treiben: er war nie im Stande, kalt zu arbeiten, er hob die Gegenstände seiner Forschung in sein Gemüth, sie standen fest und sicher darin wie die Wanduhr und die Schränke seines Vaters. Manches in der Operation seines Geistes erklärt sich nur aus dieser Naturpietät.

Charakteristisch ist ferner die Enge der Zustände, in die wir eingeführt werden. Gesprochen wurde in der Familie nicht viel davon, aber in Religion und Politik stand die Sitte fest. Das Christenthum war das reformirte, mit den Lutheranern glaubte man nicht recht vertraut umgehen zu dürfen; der Kurfürst galt für den besten, den es geben könne, Kassel für das gesegnetste unter allen Ländern: schon auf die Darmstädter sah man mit Geringschätzung. Diesem Gefühl hat J. Grimm in dem nur bruchstückweise mitgetheilten Aufsatz „Ueber das Heimweh" einen schönen Ausdruck gegeben: es hat auf sein Schicksal bis in das hohe Mannesalter bestimmend eingewirkt.

Zur Enge der Zustände gehört auch die Beschränktheit der Mittel, denen Grimm die beste Seite abgewinnt.

„Dürftigkeit spornt zu Fleiß und Arbeit an, bewahrt vor mancher Zerstreuung und flößt einen nicht unedlen Stolz ein, den das Bewußtsein des Selbstverdienstes gegenüber dem, was Anderen Stand und Reichthum gewähren, aufrecht erhält. Ich möchte Vieles von dem, was Deutsche überhaupt geleistet haben, gerade dem beilegen, daß sie kein reiches Volk sind: sie arbeiten von unten herauf und brechen sich viele eigenthümliche Wege, während andere Völker mehr auf einer breiten gebahnten Heerstraße wandeln."

Diese schlicht bürgerliche Gesinnung ist eine von den hervorstechenden Eigenschaf-

ten J. Grimm's. Als er einmal seinen alten Freund und Lehrer Savigny bei einer festlichen Gelegenheit in seinem Ministerhotel besucht, findet er sich dort nicht heimisch.

„Zu geschweigen, daß uns die alten Erinnerungen immer theurer sind als die neuen, wird mir Niemand verargen, daß ich an Ihnen im Marburger Oberrock zehnmal stärker hänge als im Ministerkleid, die frische Luft des Berges vorziehe der schwülen des Saales, die offene Ansprache der zurückgehaltenen."

An einem anderen Orte spricht er sich hart über das Adeln von Dichtern aus.

„Solche Erhebungen scheinen längst unedel, geschmacklos, ja ohne Sinn. Ein Geschlecht soll auf seinen Stamm wie ein Volk auf sein Alter und seine Tugend stolz sein, das ist natürlich und recht; unrecht aber scheint, wenn ein vorragender freier Mann zum Edlen gemacht und mit der Wurzel aus dem Boden gezogen wird, der ihn zeugte; daß er gleichsam in andere Erde übergehe, wodurch dem Stande seines Ursprunges Beeinträchtigung und Schmach widerfährt. Alle Beförderungen in den Adel werden ungeschehen bleiben, sobald der Mittelstand seinerseits stolz und entschlossen sein wird, jedesmal sie auszuschlagen."

Eng mit dieser bürgerlichen Gesinnung hängt der entschiedene Freimuth zusammen, der ohne Zögern nach dem treffendsten Wort greift, auch wenn es verletzen sollte. So schreibt er an Savigny:

„Bei Ihrer Ernennung zum Minister erschraken Ihre alten Freunde — Die innerliche Weise Ihres ganzen Wesens stand nicht im Einklang mit der vorschreitenden Kühnheit, dem wagenden Entschluß, welchen die öffentliche Lenkung verlangt. Sie waren von der Wissenschaft zu stark durchdrungen, als daß in praktischen Geschäften Sie vermocht hätten, ihr etwas abzubrechen oder zum reinen Silber des Wissens noch den Zusatz zu fügen, den die Scheidemünze der Praxis begehrt und bedarf."

Das Wort ist unzweifelhaft vollkommen richtig: ich hätte aber gern sehen mögen, was Savigny dazu für ein Gesicht machte.

Gern hätte Grimm dieses Wort auf sich selbst angewendet. Auch er war keine politische Natur, auch er hätte nie vermocht, das reine Silber des Wissens zum Gebrauch zu legiren. Daß ihn das Schicksal einmal — in dem Protest gegen den hannoverschen Verfassungsbruch — in eine hervorragende politische Stellung brachte, empfand er mit geheimem Unbehagen.

Ein Zeugniß dieses Unbehagens ist die Denkschrift, die er darüber veröffentlichte.

„Wer verabscheut mehr als ich Alles, was man politisches Treiben nennt! Es hat mich nie auch nur aus der Ferne berührt."

Er stellt den Motiven der Politiker, welche bei ihrem Handeln stets auf die zu erreichenden Zwecke sehen, sein und seiner Freunde Verhalten gegenüber, welches nur dem kategorischen Imperativ des Gewissens folgte. Das ist vollkommen correct empfunden, aber es giebt ihm keine Ruhe; er sucht der Frage von allen möglichen Seiten beizukommen, wenn auch mit Sträuben: „Wer mag neugierigen Blicken die Thür seines Hauses öffnen, wo er, sähe er sich unangetastet, lieber in schirmender Zurückgezogenheit geblieben wäre!" Er kommt bei diesem Tasten auf Gesichtspunkte, die wenig mit der Sache zu thun haben, auf die altdeutsche „Besiebenung" eines Acts, auf die Verpflichtung der verschiedenen Facultäten, die Wahrheit zu stützen. Er habe seine Vaterlandsliebe niemals hingeben mögen in die Bande, aus welchen sich zwei Parteien einander anfeinden; er erkenne die Vorzüge und Fehler beider Parteien, obgleich die Conservativen manche Waffe seinen Forschungen abgeborgt haben. — Mit einem Wort, er findet sich plötzlich auf den Markt gesetzt und fühlt, daß er nicht hingehört. Das ist der Eindruck, den dieser Aufsatz auf jeden Unbefangenen macht.

Er war kein Politiker, aber er hatte eine feste politische wie religiöse Gesinnung. Er war ein frommer und ein conservativer Mann, aber er glaubte mit allen Kräften seiner Seele an den Fortschritt der Menschheit, und fühlte mit ganzem Herzen den Zusammenhang seiner Arbeiten mit seinem Fortschritt.

Herrlich ist, was er in der „Rede über das Alter" sagt, die er in seinem 75. Jahre in der Akademie vortrug. „In

wem schon von früh an der Freiheit Keim lag, in wessen langem Leben die edle Pflanze fortgedieh, wie könnte anders geschehen, als daß sie im Herzen des Greises tief gewurzelt erschiene und ihn bis ans Ende begleitete? Je näher wir dem Rand des Grabes treten, desto ferner weichen von uns sollten Scheu und Bedenken, die wir früher hatten, die erkannte Wahrheit da, wo es an uns kommt, kühn zu bekennen. Nun ist uns in vielen Verhältnissen Gelegenheit geboten, eine freie Denkart zu bewähren, hauptsächlich aber zu äußern hat sie sich in den beiden Lagen, wo das menschliche Leben am innersten erregt und ergriffen ist, in der Beschaffenheit unseres Glaubens und der Einrichtung unseres öffentlichen Lebens. Einem freigesinnten alten Mann wird nur die Religion für die wahre gelten, welche mit Fortschaffung aller Wegsperre den endlosen Geheimnissen Gottes und der Natur immer näher zu rücken gestattet, ohne in den Wahn zu fallen, daß eine solche beseligende Näherung jemals vollständigen Abschluß finden könne, da wir dann aufhören Menschen zu sein."

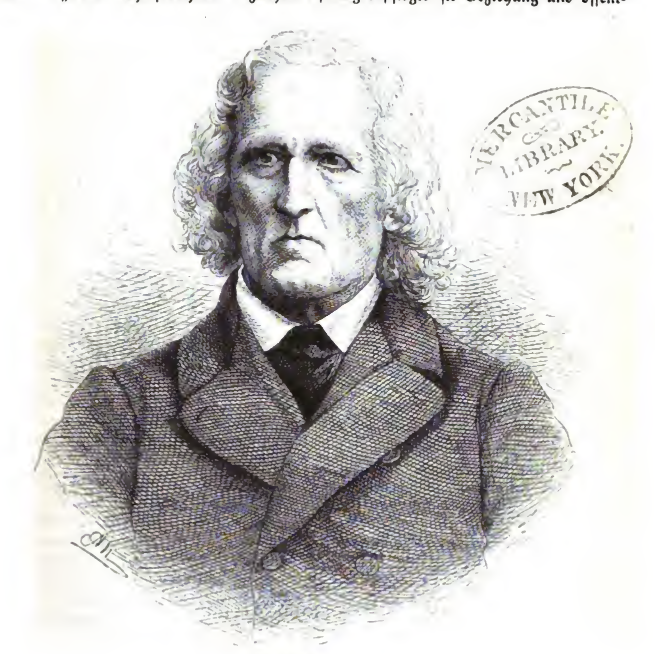
„Vielfach," heißt es in der Rede auf Schiller, „ist der Glaube unserer beiden großen Dichter schnöde verdächtigt und angegriffen worden, von Seiten solcher, welchen die Religion statt zu beseligendem Frieden zu unaufhörlichem Hader und Haß gereicht. Welche Verwegenheit heißt es, dem, der blinder Gläubigkeit anheim fiel oder sich ihr nicht gefangen gab, Frömmigkeit einzuräumen und abzusprechen; der natürliche Mensch hat wie ein doppeltes Blut Adern des Glaubens und des Zweifels in sich, die heut oder morgen bald stärker bald schwächer schlagen. Wenn Glaubensfähigkeit eine Leiter ist, auf deren Sprossen empor und hinunter zum Himmel oder zur Erde gestiegen wird, so kann und darf die menschliche Seele auf jeder dieser Staffeln rasten. In welcher Brust wären nicht herzquälende Gedanken an Leben und Tod, Beginn und Ende der Zeiten und über die Unbegreiflichkeit aller göttlichen Dinge aufgestiegen, und wer hätte nicht auch mit anderen Mitteln Ruhe sich zu verschaffen gesucht als denen, die uns die Kirche an die Hand reicht!" Grimm führt das bekannte Distichon von Schiller an und sagt hierzu: „Die Religion lebte in ihm, und die lebendige ist auch die wahre. Vor ihr kann nicht einmal von Rechtgläubigkeit die Rede sein, weil scharf genommen alle Spitzen des Glaubens sich spalten und in Abweichungen übergehen. Aus Männern, deren Herz voll Liebe schlug, in denen jede Faser zart und innig empfand, wie könnte gekommen sein, was gottlos wäre?"

Jakob Grimm war ein frommer Mann. Für mich hat die Frömmigkeit einen ganz bestimmten Begriff, vollkommen unabhängig von dem Umfang und Inhalt dessen, was man glaubt. Fromm ist, wer ein persönliches Verhältniß zu Gott hat, wer beten kann. Grimm konnte es. Als Nachtrag zu der Rede auf W. Grimm giebt der Sohn des Letzteren Proben von heißen Gebeten Jakob's in einer Krankheit seines Bruders, die bei der unbedingten Wahrheitsliebe des Mannes und bei der völligen Freiheit von aller Sentimentalität vollgültige Beweise sind. Auch dies Vermögen ging aus seiner Pietät hervor. Wer hätte nicht als Kind dem lieben Gott seine Sorgen anvertraut und anempfohlen? Dieser Gott der Kindheit stand fest in Grimm's Gemüth vermöge seiner Pietät, und war Realität für ihn wie der Wandschrank seines Vaters — es ist das wahrlich nicht scherzhaft gemeint.

Aber auch im Beten war Grimm fester Protestant. Im zweiten Band der Kleinen Schriften findet sich eine höchst interessante sehr gelehrte Abhandlung über das Gebet, über die Form und den Inhalt des Gebets bei den verschiedenen Völkern. Zum Schluß tritt da seine eigene Ueberzeugung hervor. „Ich glaube nicht, daß ein ärgerer Mißbrauch auf der Welt sei als die auferlegte Häufung der Gebete, die bedachtlos aus leerer Angewöhnung von Morgen bis zu Abend in fast allen Theilen der Erde laut und leise erschallen; ein schreiendes Beispiel ist der von den Dominicanern aufgebrachte zu Gebräuchen asiatischer Heiden stimmende Rosenkranz." Die Bitte muß eine wahre, einfache und warm aus dem Herzen quellende sein. Insofern hat die Umwandlung des Opfers in Gesang und Gebet einen Nachtheil gehabt: „Die feierliche Anstaltung und Bereitung des Opfers for-

derte Aufwand und Sorgfalt, das Gebet kann ohne Mühe über die Lippen treten."

Die Abhandlung „über Schule, Universität, Akademie" im November 1849 spricht am gedrängtesten seine Ansicht über die Bedeutung der Reformation aus. „Das Christenthum bezeichnet einen so durchdringenden Wendepunkt der Geschichte unseres Welttheiles, daß auch die Fortpflanzung des menschlichen Wissens in allen seinen Fugen davon berührt werden mußte. Der heidnische Glaube der alten Welt wurzelte volksmäßig, man könnte sagen durch eine stille Macht der Ueberlieferung in den Gemüthern, und bedurfte für die große Masse nicht der Lehre und des ausdrücklichen Bekenntnisses; alles andere Wissen wuchs neben ihm frei und unabhängig empor. Die christliche Kirche dagegen war von Anfang und zu allen Zeiten eine lehrende, die nicht blos ihren Glauben fest einzuprägen, sondern auch jegliche Wissenschaft auf ihn zu beziehen trachtete. Je straffer ihre Zügel sie anzog, desto strenger pflegte sie Erziehung und öffentlichen Unterricht zu leiten und auf allen Gebieten menschlicher Erkenntniß im Hintergrund eine Mauer zu errichten, vor welcher still zu stehen geboten, die zu überschreiten untersagt war. Das Christenthum that durch seine milde Wärme dem inneren Menschen Vorschub, machte ihn also für das Wissen an sich empfänglich; allein die Leiter der christlichen Gemeinde hemmten und beschränkten diese wohlthätige Wirkung, sie führten eine Reihe dunkler



Jakob Grimm.

Jahrhunderte herauf, in denen sich keine freiere Menschlichkeit entfaltete. Konnte auch im Geleit der Kirche und von ihr geschützt die Wissenschaft eine Strecke des Wegs zurücklegen, allmälig begannen beide sich zu scheiden und einander feindselig entgegen zu sehen. Die Wissenschaft will nur glauben was sie weiß, die Kirche nur wissen was sie glaubt. Nie hat es die Kirche gescheut und unterlassen, aus ihrer Geringschätzung alles menschlichen Erkenntnisses gegenüber den von ihr verfolgten Zwecken ein Hehl zu machen. — Jede Rückkehr zu den die Vorwelt befruchtenden Gedanken wurde für Ketzerei verschrieen, bis endlich eine solche Ketzerei zur Ehre unseres Vaterlandes durchschlug. Die Reformation verhält sich zur katholischen Kirche fast wie das Christenthum seines Stifters zu dem Glauben der eifernden jüdischen Priester. Diese ihrem Wesen nach unvollendete und unabgeschlossene Glaubensläuterung ist es, die auch, indem sie der Wissenschaft Ketten allmälig sprengte, dem Alterthum seinen lange verhaltenen Athemzug wieder löste. Man hat es ihr schwer aufgebürdet, mit einemmal die politische Einheit der Deutschen gebrochen und einen noch heute klaffenden Spalt zwischen Brüdern hervorgebracht zu haben. Wessen aber war die Schuld, der vorschreitenden Protestanten oder der zurückbleibenden Katholiken? Von jeher galt Fortgang für des Menschen würdiger als Stillstand."

Die nämliche protestantische Gesinnung spricht sich in Grimm's Reise nach Italien aus. „Gegenüber dem Papstthum stehen wir Protestanten oder lieber wir Deutschen feindselig. Doch ward ich mir keiner ungerechten Gesinnung bewußt, wenn ich die Geschichte der Päpste aufschlug und zornig ihre herben Uebergriffe in die Geschicke unseres Vaterlandes las." Auch die historische Rechtfertigung des mittelalterlichen Papstthums läßt er nur sehr bedingt gelten. „Ordnung soll in der Kirche wie überall sein, aber auch Gefühl der menschlichen Schranke, und nicht der Laien Recht von den Pfaffen verkehrt werden. Ich meines Theils hätte mich zehnmal lieber zu den Ghibellinen geschlagen als zu den Welfen: jene folgten, wenn auch unbewußt, einer gesunden Einsicht in gegebene aus sich selbst erwachsene Lebensverhältnisse, die päpstliche Partei einem blinden maßlosen Eifer."

Wie kam J. Grimm nach Rom? — „Daß man ausginge in die Fremde, und kein großes Geschäft in ihr zu verrichten hätte, erachtete ich für Abbruch am Gewissen und Greifen nach dem Ungewissen. Seit die Mailänder Palimpseste veröffentlicht, hatte meine Spannung nach dem Süden nachgelassen; lieber wollte ich lernen ohne zu reisen, als reisen ohne zu lernen." Eine Brustkrankheit veranlaßt seinen Arzt ihn hinzuschicken; ein Vortrag vor der Akademie war die köstliche Frucht davon. Ich hebe ein paar sehr eigene Ausführungen hervor.

„Verschiedentlich habe ich mir die Frage vorgelegt, wie es komme, daß von unseren Antiquaren zwei so ungleichartige Gegenstände als die Bildwerke der Griechen und Römer und die Gemälde der christlichen Kunst fast mit der selbigen Liebe umfaßt werden? — Ein wesentlicher, ja unausgleichbarer Unterschied der alten von der neuen Kunst liegt mir darin, daß Alles, was jene gestaltete, typisch ist, d. h. nach lang überliefertem Urbild entsprungen; die Bilder der neueren Kunst aber beinahe ganz in Phantasie und Willkür des Malers beruhen. Jene waren darum echt religiös; diese sind es nur anscheinend, weil die Kraft des einzelnen und des größten Meisters solch einen Typus zu erzeugen und zu ersetzen viel zu schwach ist. Alle alten Werke der Griechen zumal, auch die kleinsten und nur unvollkommen gelungenen, sind lehrreich, und man darf sie bis ins Einzelne studiren, während aus Gemälden, selbst Raphaelschen, für die Erkenntniß unserer wesentlich unbildlichen Glaubensgeheimnisse nichts zu entnehmen ist. Was ihnen gegeben war, konnten die Maler nicht malen, und was sie malten, war ihnen nicht gegeben. Es gebricht der modernen Kunst an einem vollen Hinterhalt, an lebendigem, festem Zusammenhang mit Religion und Mythus, den keine künstlerische Schwärmerei vergütet. Auch mich ergreift bei Raphael, Leonardo, Tizian das glühende Leben ihrer Bilder, die gleich den glücklichsten und wahrhaftesten Porträts wirken. Was ich in ihnen misse, würde auch ein aufrichtiger Katholik in ihnen nicht finden: mythische Treue und Zuverlässigkeit, die

erst den Mittelpunkt und die Seele des Gemäldes hergeben können."

Zu dieser Ketzerei fügt J. Grimm sofort eine zweite: auch die italienische Poesie sei nicht im Entferntesten mit der alten zu vergleichen. „Ist der Schein, der ehemals die französischen Classiker umgab, längst für uns verschwunden, so werden auch die italienischen einmal von der Stelle weichen müssen." Wohl bekennt er den außerordentlichen Wohllaut der italienischen Sprache, ihren Reichthum an Flexionen und Bewegungen: „aus solchem Lob der Sprache folgt jedoch keineswegs, daß mit ihr auch das Höchste in der Poesie ausgerichtet worden sei. Zum Dichten ist keine Sprache ungeschickt, ja in ihrer Weise jede befähigt, und wie ein schönes Gefieder nicht immer die Vögel anzeigt, welche am reinsten und süßesten singen, scheint aus ärmeren Sprachen gleichsam zum Ersatz für ein ihnen versagtes reich geschmücktes Gewand die Fülle der Poesie lauterer hervorzubrechen." Am höchsten stellt er Boccaccio und Macchiavelli; Ariost und Tasso „griffen in die verschwundene epische Zeit zurück, die kein lebendiger Volksmythus mehr trug, geschweige eingehen konnte." Wer gar an Tasso Freude findet, „dessen Herz hat tiefere Poesie nie empfunden." „Diese italienische Dichtkunst scheint also lange nicht dazu befugt, einen ästhetischen Maßstab für das Epische herzugeben, so wenig ihn die spätere der Franzosen für das Drama darzureichen im Stande war. Ein Element und gerade zur epischen Poesie das unerläßlichste, das ungebildeten slavischen finnischen Völkern im hohen Grade zusteht, aber auch deutschen nicht mangelte, ich meine das naive, scheint italienischen Dichtern und vielleicht ihrem Volk zu gebrechen: sie sind immer gern ironisch, zu Spott geneigt und vorbedächtig. Daher ist ihre spätere Literatur, festgerannt in Vorbildern allzufrüh erworbener Classicität, immer unfruchtbarer geworden."

Mit desto größerer Freude begrüßt er Skandinavien, wohin ihn einmal auch der Arzt schickte. „Unter den nordischen Völkern sind Wissenschaft und Kunst nicht anders als auf deutschem Fuß gefördert. Die Nordländer sind ruhig und gemessen, aber in alle Tiefen des menschlichen Geistes einzugehen fähig und geneigt. Wenn ich über den Malare fuhr, saßen die Leute still und spielten mit den Fingern: ein Nachen, der zehn Italiener faßte, würde von ausgelassenem Geschrei wimmeln. Man könnte mit einem Italiener Alles, was sich auf der Fläche oder in gewisser Höhe hielte, anmuthig verhandeln und durch die Feinheit seiner sinnigen Art ergötzt werden, doch weiter hinaus würde eine Schranke vortreten, über die ihn Rückhalt und Angewöhnung nicht kommen lassen. Im Süden verfließt das gewöhnliche Leben mit Lust und gemach, dem ernsten Norden traue ich dafür innere Blicke und Freuden zu, von welchen dort vielleicht keine Ahnung ist."

Trotz dieser Bevorzugung der Nordländer fehlt es Grimm nicht an Sympathie für das italienische Volk, und die eine Stelle glaube ich hervorheben zu müssen, weil sie 1844 geschrieben war, wo dergleichen Gedanken noch nicht in der Luft lagen.

„Das heutige Italien fühlt sich in Schmach und Erniedrigung liegen; ich las es auf dem Antlitz blühender, schuldloser Jünglinge. — Wenn Friede und Heil des ganzen Welttheils auf Deutschlands Stärke und Einheit beruhen, so muß sogar diese durch eine in den Knoten der Politik noch nicht abzusehende, aber dennoch mögliche Wiederherstellung Italiens bedingt erscheinen."

Jakob Grimm war keine politische Natur, aber sein Herz schlug warm für die Ehre und Größe seines Vaterlandes; auch in seinen rein literarischen Studien bricht diese Empfindung allerwegen durch.

„Wir Deutschen," heißt es in der Abhandlung über die Schule, Dec. 1849, „denen zu heiß drückender Schmach das ersehnteste Recht eines freien Volkes, das seiner ungehemmten Einheit, bisher noch vorenthalten wird, erblicken einem solchen Gebrechen gegenüber zwar geringfügigen, an sich dennoch großen Ersatz oder Trost in dem anerkannten Ruf, daß, was auf Wissenschaft und deren Förderung bezogen werden kann, Alles bei uns fast in höherem Grade vorhanden ist als bei den mächtigsten, einsichtsvollsten Völkern der Gegenwart. Wie viel Unherstellbares in unserem öffentlichen Leben uns mißlungen, wie viel auch des Gelingenden bald wieder verkommen und untergegangen sei,

alles noch rettbare Gedeihen scheint sich nach einer Seite hin geflüchtet zu haben. Vermag der Geist einen hinfälligen Leib aufrecht zu erhalten und zu fristen, so kann ohne Ruhmredigkeit behauptet werden, daß unsere Wissenschaft und errungene Literatur, das untilgbare Gefühl für Sprache und Poesie es gewesen sind, die in Zeiten härtester Trübsal und tiefster Ohnmacht des deutschen Reiches das Volk gestärkt, innerlich angefacht und erhoben, ja, den sonst nichts hätte aufhalten mögen, vor Untergang uns bewahrt haben! — Was würden wir ausgerichtet haben, hätte unserer Wissenschaft, d. h. der Erhebung des Geistes, auch ein stolzeres Bewußtsein der Stärke und Macht des Vaterlandes, als eines Bodens, von dem der Geist sich schwingen, auf den er weilend sich niederlassen könne, zum Grunde gelegen!"

Vielleicht den schönsten Ausdruck hat diese Doppelempfindung in der Rede zum Schillerfeste gefunden im Nov. 1859.

„Ach könnte doch an hehren Festen Alles fortgeläutet werden, was der Einheit unseres Volkes sich entgegenstemmt, deren es bedarf! — Wie erschüttert und aufgerührt von den mannigfaltigsten Eindrücken des Lebens war die Zeit, in welcher diese Dichter jung und freudig ihre Schwingen entfalteten! Unser darauf gefolgtes Geschlecht, wahr ist's, hat schwerere und größere Tage gesehen, wir waren gebeugt unter Feindes Joch, und unser Nacken ging wieder frei daraus hervor, unsere Geschicke liegen unerfüllt, aber wir stehen gestärkt und schauen in Zuversicht dem Künftigen entgegen. Damals lebten alle Gemüther noch sorglos auf schwankender Decke der Erwartungen, auf fluthender See heißer, unsicherer Wünsche."

Abweichend von seinem Bruder, hatte Jakob zuerst mit Begeisterung für Schiller begonnen, Goethe war ihm erst später aufgegangen. In jener Rede zeigt der Vergleich zwischen Beiden den großen Philologen.

„Unleugbar besitzt Goethe die größere Sprachgewalt, ja, eine so seltene und hervorragende, daß insgemein kein anderer unserer deutschen Schriftsteller es ihm darin gleich thut. Wo er seine Feder ansetzt, ist unnachahmlicher Reiz und durchweg fühlbare Anmuth ausgegossen. Eine Menge der feinsten und erlesensten Wörter wie Wendungen ist zu seinem Gebot und stets an den eigensten Stellen. Seine ganze Rede fließt überaus gleich und eben, reichlich und gemessen, kaum daß ein unnöthiges Wörtchen steht, Kraft und Milde, Kühnheit und Zurückhalten, Alles ist vorhanden. Hierin kommt ihm Schiller nicht bei, der fast nur über ein ausgewähltes Heer von Worten herrscht, mit dem er Thaten ausrichtet und Siege davonträgt; Goethe aber vermag der schon entsandten Fülle seiner Redemacht aus ungeahntem Hinterhalte, wie es ihm beliebt, nachrücken zu lassen. — Eben darin, daß Schiller in etwas engerem Kreise der Sprache sich bewegt, liegt doch sein stärkerer Einfluß auf das Volk mit begründet, denn seine Rede weiß Alles, was er sagen will, zierlich, ja prachtvoll auszudrücken und wird genau verstanden."

Wie wunderschön wird vom großen Dichter gesagt, er habe unsere Herzen gerührt, unseren Gedanken Wärme und kühlenden Schatten verliehen, einen des Lebens Geheimnisse aufdrehenden Schlüssel gereicht!

IV.

Für mich persönlich ist in dem wissenschaftlichen Treiben der Brüder die interessanteste Zeit die der jugendlichen Entwicklung, etwa bis zu den „Altdeutschen Wäldern"; die reiferen Werke der späteren Jahre — offenbar hat die bekannte Recension A. W. Schlegel's in den Arbeiten der beiden Brüder eine Krisis herbeigeführt — sind zwar nach der objectiven Seite hin viel gehaltvoller und entscheidend für das Aufgehen einer neuen Wissenschaft, aber das Persönliche, das Sinnige, das Ahnungsvolle tritt bedeutender in den Erstlingsschriften hervor, die dabei schon und zwar bei beiden Brüdern eine Frühreife des Denkens verrathen, über die man immer mehr erstaunt, je mehr man sich in sie vertieft.

Für diese Zeit ist noch viel zu thun: einigen Anhalt gewährt uns gegenwärtig der Briefwechsel von Görres; zur völligen Klarheit werden wir erst kommen, wenn der Gesammtbriefwechsel der beiden Brüder veröffentlicht sein wird, gewiß

eins der lehrreichsten Vermächtnisse einer bedeutungsvollen Zeit.

Es handelt sich unter Anderem darum, die Beiträge der beiden Brüder genau zu unterscheiden. Vieles allerdings arbeiteten sie gemeinsam, bei Manchem fand eine entschiedene Reserve statt. So schreibt z. B. einmal Görres die schöne Abhandlung in Creuzer's Studien, 1808, „Ueber die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältniß zur nordischen" Jakob Grimm zu. Dieser erwiedert nicht blos (S. 137), daß die Abhandlung von seinem Bruder ist, sondern setzt hinzu, daß er selber sie nur ganz flüchtig gelesen, zum Theil schon vergessen, und daß er ihr gar nicht in Allem beigepflichtet habe. Das war in der ersten Zeit ihrer gemeinsamen Studien über die altdeutsche Literatur.

Einigen Anhalt gäbe wohl der Stil. Bei Görres stehen immer die Briefe der beiden Brüder neben einander: der Stil unterscheidet sich so wesentlich, daß ich das Gefühl habe, ich könnte, ohne nach dem Namen zu sehen, jedesmal bestimmen, was dem einen, was dem anderen angehört. Aber ich weiß sehr wohl, daß dies Gefühl täuschen kann, und das Folgende soll nicht als Behauptung, sondern nur als Frage gelten.

Von sehr großem Einfluß auf ihre Studien war ihr Zusammenhang mit der Heidelberger Schule. Mit der großen Jenenser Katastrophe von 1804 trat in der deutschen Literatur eine centrifugale Bewegung ein, durch welche für einige Zeit Heidelberg zu einem der Brennpunkte gemacht wurde, nicht blos weil eine Menge tüchtiger Kräfte sich dort vereinigte, sondern weil diese Kräfte überwiegend nach dem gleichen Ziele strebten. Es war die Durchführung der Herderschen Ideen über die historische Bedingtheit von Sprache, Poesie, Religion und Recht und von der Bedingtheit der Geschichte durch Einflüsse der Natur. Die Studien der Brüder Grimm gingen in der nämlichen Richtung. Ihre besten Arbeiten aus jener Zeit erschienen in den „Studien", in den „Heidelberger Jahrbüchern", in „Trösteinsamkeit". Sie nahmen an den mythologischen Untersuchungen von Creuzer und Görres lebhaften Antheil und fühlten sich zu den verwandten altdeutschen Studien der Görres, Arnim und Brentano weit mehr hingezogen als zu denen ihrer strengeren Fachgenossen in Berlin und anderswo. Wilhelm Grimm stand damals zu Arnim und Brentano in einem näheren Verhältniß als Jakob. Das Specielle ist mir nicht bekannt; ich sehe nur aus den Briefen, daß bei dem Zusammensein in Halle und Berlin 1809 das Verhältniß schon als ein länger bestehendes aufgefaßt wird.

Nun erhellt durch den Briefwechsel, daß die schöne Recension über Fouqué's „Sigurd", deren Verfasser die Herausgeber der Kleinen Schriften (Bd. 5, S. 486) noch nicht kannten, von Wilhelm Grimm und Arnim gemeinschaftlich gearbeitet war; auf Arnim's Stil hatte ich bereits in der fünften Auflage meiner Literaturgeschichte conjicirt. Wenn nun die Herausgeber nicht die „Gedanken, wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten", in die Werke J. Grimm's aufgenommen und damit bekundet hätten, daß sie objective Gründe dafür haben, so würde ich aus subjectiven Gründen auf dieselben Verfasser vermuthen wie bei der Sigurdrecension. Es ist nicht sowohl die völlige Uebereinstimmung in den Hauptgedanken mit den Hauptgedanken in der anerkannten Abhandlung von Wilhelm, was mich bestimmt, denn diese Gedanken finden sich auch bei Jakob, sondern lediglich der Stil — freilich, wie ich wiederhole, ein unsicheres Kriterium. Ich hebe nur ein paar Sätze hervor.

„Treue ist in den Sagen zu finden. — Daher Alles, was wir in ihnen für unwahr erkennen, ist es nicht, insofern es nach der alten Ansicht des Volkes von der Wunderbarkeit der Natur gerade nur so erscheinen und mit dieser Zunge ausgesprochen werden kann."

Wenn Jakob Grimm das geschrieben hat, so ist er einmal von seiner gewöhnlichen Art sehr abgewichen. Daß er ferner in anderen Aufsätzen denselben Gedanken, aber in anderer Weise ausspricht, würde mich eher glauben lassen, daß die sachlich übereinstimmende, aber formal abweichende Ausdrucksweise einem Anderen angehört.

In die kritischen Abhandlungen dieser Periode führt uns der vierte Band. Eine ganze Zahl ist aus dem Jahre 1807;

Jakob war damals 22 Jahre alt. Die Sammlung beginnt mit einer Abhandlung über die Nibelungen.

„Die Poesie bedarf, um sich auszusprechen, durchaus nicht einer ausgebildeten Sprache; lebendig durchdrungen von ihrem großen Gegenstande, findet sie alle Zeit Worte, und dies mehr Angedeutete, das Unbeholfene, durch welches eine mächtige Empfindung bricht, sagt mehr als die durchdachtere Auswahl kunstreicher Worte."

In der Abhandlung „Von Uebereinstimmung der alten Sagen" finden sich bereits klar ausgesprochen die Theses, die den späteren Arbeiten der Brüder zu Grunde liegen.

„Die älteste Geschichte jedweden Volkes ist Volkssage. Jede Volkssage ist episch. Das Epos ist alte Geschichte. Alte Geschichte und alte Poesie fallen nothwendig zusammen. In beiden ist vermöge ihrer Natur die höchste Unschuldigkeit (Naivetät) offenbar. So wie es aber unmöglich ist, die alte Sage auf dieselbe Art zu behandeln, wie mit der neueren Geschichte verfahren werden muß (welche vielleicht mehr Wahrheit des Details enthält, wogegen in den Sagen bei allem Fragmentarischen eine hervorgreifende Wahrheit in Auffassung des Totaleindruckes der Begebenheit herrscht), so ungereimt ist es, ein Epos erfinden zu wollen; denn jedes Epos muß sich selbst dichten, von keinem Dichter geschrieben werden. Beweis ist die Menge mißlungener Arbeiten in allen Nationen. Aus dieser Volksmäßigkeit des Epos ergiebt sich auch, daß es nirgends anders entsprungen sein kann als unter dem Volke, wo sich die Geschichte zugetragen hat."

Bekanntlich kommen alle diese Sätze auf Herder'sche Vorstellungen heraus: aber wie energisch sind sie auf den Gegenstand angewandt, der Grimm hauptsächlich beschäftigt!

Sehr interessant ist ferner der „Beweis, daß der Minnesang Meistergesang ist". Wie gewöhnlich in dieser Zeit beginnt Grimm mit der Aufstellung seiner Theses.

„Der Meistergesang ist eine künstliche Form der Poesie. Er wird von einer gewissen Gesellschaft geübt, nach mancherlei Uebereinkunft und Befugnissen. Diese Form kann sich über jedweden Inhalt verbreiten. Sie ist nicht blos bei den späteren, bis jetzt einzig sogenannten Meistersängern anzutreffen, sondern viel früher."

Dann folgen die allgemeinen Bemerkungen.

„Es ist eine in der Geschichte der Poesie gegründete Bemerkung, daß, sobald jede Poesie aus ihrer Objectivität herausgeht, sie in eine grelle Subjectivität überzutreten pflegt; diese offenbart sich in dem Hange zum Lyrischen und folglich auch in der Liebe künstlicher Formen, in welchen sich der mannigfaltig geregte Sinn und die Gemüthsneigung des einzelnen Dichters am hellsten und unterschiedensten aussprechen kann. Denn so wie mit und in dem Anfange jeder Cultur, wodurch die Nation in zwei Theile gespalten wird, das Natürliche, Einfache, Nationelle oder Epische verschwindet und dem gebildet werdenden Theile matt, ja seiner unwürdig erscheint, so strebt hingegen die fortgeschrittene Cultur unaufhörlich, das verlorene Epische mit dem Lyrischen zu verbinden, d. h. sich dem dramatischen Princip zu nähern.

„So entstehen in Deutschland nach dem Vergange der epischen Nationalpoesie durchaus zu gleicher Zeit Minne- und Meistergesang, der eine den Inhalt, der andere die Form bezeichnend, beide aber wechselseitig in einander eingreifend und beide nur für den kräftigen Theil der Nation, d. h. den gebildeten (gewöhnlich den Adel) zugänglich. Eine unermüdliche Beschreibung der Minne, ihrer Qual und Fröhlichkeit hebt an in unaufhörlich veränderten Formen. Selbst alle starken Thaten werden endlich nur auf Minne und Frauen bezogen. Die aus der epischen Periode noch nicht verhallten Erzählungen oder neu mitgetheilte verwandeln sich in Minnelieder durch die weitläufigen Anrufungen und Beschreibungen der Liebe."

„Ob nun gleich seit dem 12. Jahrhundert in der Provence u. s. w. ähnliche künstliche Liebeslieder entstanden, so nahm doch die Richtung der erweckten Subjectivität hier einen ganz verschiedenen Gang, indem sich die Subtilität der fröhlichen Kunst hauptsächlich an den Inhalt hielt, an spitzfindige Liebesfragen, welche endlich vor förmlichen Liebeshöfen, also auch

an einem gewissen Ort verhandelt wurden, während bei den Alles schwer nehmenden Deutschen sich eine besondere Gesellschaft bildete, auf die Formalitäten der Poesie strenge zu achten. So ist es gekommen, daß, als einige hohe Dichter Italiens verschiedene der frühen künstlichen Versmaße fest gebildet, die übrigen bald in Vergessenheit fielen; da bei uns der Meistersängerorden weniger darauf ausging, die vorhandenen einfachen, wirklich vortrefflichen Formen zu erhalten, als solche ohne Unterlaß zu vermehren strebte."

Danach ergiebt sich die Eintheilung der Geschichte der Poesie nach Perioden, die mit einer Menge gelehrter Details erörtert werden.

Wir kommen ins Jahr 1808, wo Wilhelm seinen Essay über die Entstehung der altdeutschen Poesie veröffentlicht.

„Ueberall, wo wir zurückgehen auf die frühesten Zeiten eines Volkes, ist leicht zu bemerken, wie Poesie und Historie ungetrennt von einem Gemüth aufbewahrt und von einem begeisterten Munde verkündet wurden. Erst eine spätere wissenschaftliche Ansicht muß sie trennen, welche die Historie auf jene kritische Wahrheit beschränkt, die an sich nichts gewährt und nur dann Werth hat, wenn sie verbunden ist mit jener höher poetischen.

„Bei jeder Nation blickt in hellerem oder trüberem Lichte der Moment einer neuen Grundbildung durch; für die Deutschen war dieser Moment die Völkerwanderung. Wenig haben die Geschichtschreiber von den Thaten jener Zeit aufbewahrt; aber die Poesie trat an ihre Stelle. Was Fremden oder Geistlichen mit fremder Bildung in ihre trockenen Bücher aufzuschreiben unmöglich war, das lebte fort in Mund und Herzen eines Jeden unter dem Volke. Sie erzählten sich und den Nachkommen das Leben ihrer Väter, und bald entstand eine gewisse Classe, die sich eigens diesem Geschäft widmete: die Sänger. Sie waren gerade nicht die Dichter dieser Lieder, aber sie waren besonders fähig zu dem Absingen derselben. In Unwissenheit und Unschuld entfaltete sich die Poesie immer mehr und zog an sich, was neuere Begebenheiten, Volksglaube u. s. w. Großes und Reizendes darboten, Alles vermischend und verwechselnd. An jedem Orte mußte sie nach und nach einheimisch sein, und darum brachte sie das Entfernte herbei und setzte die Nähe in geheimnißreiche Ferne, Gegenden, Zeit und Völker umtauschend. Für die deutsche Volksdichtung bildete den Mittelpunkt die Nibelungensage. Sie beruht auf Wahrheit, und es liegt durchaus Geschehenes zu Grunde. — Gegen die Hypothese einer fremden Herleitung spricht die Unschuld und Bewußtlosigkeit, in welcher das Ganze sich gedichtet hat, die es gar nicht anders denken konnte; daher die Sicherheit, mit welcher immer das Beste ergriffen worden und daher Alles von so frischem Leben angehaucht ist und fest steht auf deutscher Erde. Es hat Alles ein so einheimisches Angesicht, keinen fremden Zug darin.

„Die ursprüngliche Form der Nibelungen wie überhaupt einer jeden Nationalpoesie war das kurze Lied (Romanze). Wen innere Lust und Kraft dazu antrieb, der besang die Helden der Nation, und weil er sich nicht anders bewegen konnte, nach einem gewissen Tact. So erzeugte sich das Lied mit Rhythmus und Reim. Ueberall war es ein anderes, wie Sprache, Sitten, Denkart oder die Sage verschieden war; denn kein Volkslied wird an verschiedenen Orten übereinstimmend gefunden. Die Classe der Sänger erweiterte solche Lieder und verband sie zu einem größeren Ganzen. Solche Gedichte wurden abgesungen von dem Volke bei Versammlungen und an den Höfen der Fürsten. Wie die Lieder des Volkes, so dauerten auch die größeren Gedichte fort, stets mit dem Fortgange der Zeit in veränderter Gestalt. Niemals standen sie in irgend einer fest, und es ist eine falsche Ansicht, die das Nibelungenlied im Ganzen ebenso, wie wir es jetzt haben, gleich anfangs und auf einmal wie das Werk eines Einzelnen entstehen läßt, so daß nur zu gewissen Perioden die Sprache etwas modernisirt worden sei: niemals hatte es eine bestimmte Form, sondern immer beweglich und anschmiegend mußte es fast in jedem Munde verschieden sein. Eben so wenig waren die Grenzen irgend eines einzelnen Gedichtes abgesteckt: da in diesem großen Kreise die ganze Welt, wie sie damals erkannt wurde, aufgestellt war, so blieb jedes Einzelne mit dem Ganzen

in Verbindung und hatte seine Stelle darin, wie es auch mit anderen zusammengerückt und verknüpft wurde. Darum deuten sie auf einander hin und ergänzen sich. — Erst zu der Zeit, wo die deutsche Schrift aufkam, im 12. und hauptsächlich im 13. Jahrhundert, konnten die Dichtungen fixirt werden durch eine zufällige, das Gedächtniß eines Einzelnen unterstützende Aufzeichnung. Fände sich das Nibelungenlied in früheren Zeiten aufgeschrieben, so würde es kürzer, unbehülflicher in Worten, aber in größerem und strengerem Stile sein. Denn das ist der Gang des menschlichen Geistes, daß er immer mehr nach Abrundung und Anmuth strebt, in welche die Großheit der ersten Idee allmälig versinkt."

1810 erklärte W. Grimm ausdrücklich gegen Görres, daß er bei dieser Ansicht von den Nibelungen stehen bleibe. Als die nämliche Ansicht 1816 in dem berühmten Werke von Lachmann ausführlicher begründet wurde, erklärte sich Jakob Grimm im Ganzen einverstanden; über die Details der Ausführung sprach er bei der Denkrede auf Lachmann sein Bedenken aus.

Es folgt nun bei W. Grimm die Darlegung, wie in Deutschland allmälig die heimische Poesie von der künstlichen ritterlichen verdrängt wurde. Sie ist eben so schön wie das Vorhergehende, es würde hier zu weit führen, darauf einzugehen. — Wenn ich wiederholt auf die Jugend der Verfasser hinweise — auch Wilhelm war, als er das schrieb, erst 22 Jahre alt — so liegt mein Motiv nicht blos in der wunderbaren Gelehrsamkeit jener Aufsätze: was steckt in diesen kurzen Sätzen, die wir heute freilich leicht nachsprechen können, für eine Fülle von Detailstudien! vielmehr hauptsächlich in der Herrschaft über die Sprache. Ueberall findet sich das treffende, das schlagende Wort, von der Jugend bleibt nur der poetische Hauch, der das Ganze durchduftet, der ihnen auch im Alter nicht verloren ging. Und zwar steht dies Poetische und das durchgreifend Wissenschaftliche nicht neben einander, es durchdringt sich in einer Weise, wie es in unserer Literatur kaum wieder vorgekommen ist.

Ich kann mich nicht enthalten, aus der Recension des „Sigurd" die eine Stelle anzuführen, welche offenbar Arnim angehört.

„Sehr nachdenklich machte uns das Hauptmotiv des Werkes, wie Grimhildis durch ein künstliches Vergessenmachen der Vergangenheit das Glück der Ihren neu begründen möchte und sie Alle dadurch vernichtet. Denn wie häufig ist nicht der Frevelmuth, der zu ganzen Nationen ausruft: was ihr in früherer Verfassung an Glück besessen und erstrebt, ist Alles nichts! Vergeßt eure alte Liebe und Treue, und ihr könnt ein neues Leben anfangen. Aber die ohnmächtige Täuschung verschwindet, und es möchten in diesen Zeiten gar Manche mit Sigurd ausrufen: ‚Weh' mir, ich wache; verpfändet ist meine Lieb', mein Wort gebrochen, nun hält mich Treue hier, reißt dort mich hin. Jetzt spür' ich es, mit argem Zaubertrank ward ich bethört!'"

In großem Stil faßt nun Jakob Grimm 1809 in der Recension der von Hagen herausgegebenen Altdeutschen Gedichte die Aufgabe der Geschichte der Poesie.

„Wer das Studium der alten Geschichte oder Poesie, d. h. der Sagen, vorgenommen hat, wird die Bemerkung machen, daß sie sich beständig localisiren. Die Namen der Länder und Menschen vergehen darin, außer einigen von wunderbarer Kraft, so daß sie nicht nur ausdauern, sondern durch fremden Anwachs noch reicher geworden sind. Die Anknüpfung, die Folge kann eine andere werden, aber die Thaten selbst und ihre Bedeutung bleiben stehen mitten im Wandel, sie sind auf dem lebendigen Grund des Lebens ihrerseits um so sicherer. Das ist das Lob der frühen Sage und der Tadel der späteren, namenreichen aber lebensarmen Geschichte. Wir verkennen aber nicht in der Nothwendigkeit beider Verschiedenheit das ewige Gesetz der menschlichen Dinge. Auf das Einverständniß, ja die ursprüngliche Selbstoffenbarung der Natur, welche in den alten Denkmälern wahrhaft, allein unvollständig und darum fast unbegreiflich erfaßt ist, folgt bei den glücklichen Völkern die Herrschaft des Geistes, der auf einem anderen Wege zur Freiheit und Wissenschaft gelangen will. Unzweifelbar scheint, daß neben der Fülle von Lebendigkeit auch die Gewißheit der Namen u. s. w. zu versichern, nur den Menschen gelungen ist,

deren unvergängliche Werke jene Frischheit nicht entbehren, dazu die für uns so tröstreiche und zu viel Anderem erforderliche Sicherheit der Sachen erhalten und denen die sich verbergenden Gänge des Schicksals nicht dunkel geblieben sind. Aber nur Wenigen ist diese Wissenschaft bereitet zum Lohn für ihre große Mühe, die alte Geschichte wurde in den Herzen Aller getragen.

„Die Geschichte der Poesie existirt freilich nur in dem neueren Sinn der Historie, sie ist rein wissenschaftlich und Reflexion; man könnte sagen, daß sie gewissermaßen dahinaus arbeitete, die Sagen dem modernen Begriff wieder anzunähern. Allein man würde darüber leicht in einen Irrthum fallen, weil sie ihre Arbeit blos für sich selbst unternimmt, nicht für die Geschichte überhaupt.

„Die Geschichte der alten Poesie soll nichts Anderes vorhaben, als die verschiedene Gestalt zu erläutern und zu beschreiben, worin die Sage erschienen ist, und sie soweit als möglich auf ihren Ursprung zurückzuführen. Die Geschichte soll nicht durch die Sage erklärt, ergänzt werden, die Geschichte kann aber helfen, die Sagen zu erklären. Es liegt uns viel weniger daran, zu wissen, welcher Sprache oder Form etwa ein Gedicht nachgebildet worden sei, oder welchen Urheber es gehabt, insofern dies nicht dazu beiträgt, über Alter und Gestalt der Sage selbst Aufschlüsse zu verschaffen, sondern es kommt darauf an, entweder die Ursprünglichkeit derselben oder ihre Veränderung sammt dem Verhältniß zum Ursprung klar zu sondern. Oft geschieht es, daß wir in einer neuen Form die alte Sage reiner



Wilhelm Grimm.

verwahrt sehen, als sie in einer alten ist, so daß die Gesetze der Aenderung keineswegs als regelmäßig zu betrachten sind."

Wo man zugreift, auch in den streng gelehrten Monographien ist die Ausbeute für den Gebildeten sehr reich. So in einer Anzeige von Rask's isländischer Grammatik, 1812. „Jede edle Sprache noch hat zwei gegenüberstehende Perioden gehabt, auf die der inneren, epischen Stärke folgte die andere ihrer glänzenden, weichen, drastischen Entfaltung. In jener zeigt sich der vollere Typus, ohne Uebermaß, still und rein erwachsen. Allein wie der Geist selbst, will und soll sich die Sprache dehnen und lüften, Aeste, Zweige und Laub überwachsen die alte Einfachheit, und mögen sich auf eine neue Weise stellen, ordnen und befestigen. Darum ist jetzt der innere Bau des Deutschen anmuthiger, weiter, allein kleiner und schwächer, als er vor fünfhundert oder tausend Jahren war." „Das Leben hat die Sprache seine Wege geführt, und es regt sich eine Gerechtigkeit dawider, daß man zurück messe."

Um den Stil zu vergleichen, hier eine Stelle, in der sich Wilhelm, in einem Brief an Görres, Mai 1812, über das Isländische ausspricht. „Das Glossar zur Edda ist eine mühsame Arbeit, dabei aber sehr unterrichtend, man lernt dadurch die Sprache recht im Detail kennen und bekommt die Declinationen und Conjugationen gut inne, die mannigfaltiger und schwieriger sind als in der verholzten und abgeschliffenen dänischen. Es ist eine sehr eigenthümliche Sprache, ein edles Wort für massiv und schwer würde sie gut bezeichnen; zu Verwickelungen, leichten Balletstellungen ist sie unfähig, und die Ausbildung der unserigen würde sie in dieser Natur nicht erlangen können; dagegen ist sie rein, klar und bei der äußeren Schwerfälligkeit von der größten inneren Beweglichkeit. Wie man von schönen Frauen gesagt, daß man den rothen Wein durch ihre Kehle habe laufen sehen, so drückt diese Sprache in ihren Umlauten und innerer Umbeugung die leisesten Töne eines Begriffs, für welchen wir schon längst nur ein Wort haben, sichtbar aus. Kindlich kann man sie darum nicht nennen, weil sie so starke Knochen, große Massen und helle Laute hat."

Jakob's „Gedanken über Mythos, Epos und Geschichte" aus dem deutschen Museum 1813 streifen (Bd. 4. S. 74 ff.) die höchsten Fragen der Religionsphilosophie an; sie wird, wie ich aus Görres' Briefwechsel II. S. 261—263. S. 268—269, ersehe, ursprünglich (Dec. 1811) durch Kanne's Pantheon angeregt; ich habe mich in der Allgemeinen Zeitung darüber ausgesprochen.

Hier nur noch einige Notizen über die späteren kleinen Schriften.

V.

Nicht in die erste Reihe unter den Abhandlungen rechne ich die über den Ursprung der Sprache Jan. 1851. Im Anfang sieht es so aus, als sollte die Theorie, welche Herder 1770 aufstellte, berichtigt werden. Zum Schluß dagegen heißt es:

„Enden kann ich nicht, ohne vorher dem Genius des Mannes zu huldigen, der was ihm an Tiefe der Forschung oder Strenge der Gelehrsamkeit abging, durch sinnvollen Tact, durch reges Gefühl der Wahrheit ersetzend, wie manche andere auch die schwierige Frage nach der Sprache Ursprung bereits so erledigt hatte, daß seine ertheilte Antwort noch immer zutreffend bleibt, wenn sie gleich mit anderen Gründen, als ihm dafür schon zu Gebote standen, aufzustellen und zu bestätigen ist."

Auch dies Zugeständniß scheint mir noch nicht zureichend. Ich finde nicht, daß Grimm, was den Ursprung der Sprache betrifft, andere Gründe aufgestellt hätte als Herder. Diese Frage läßt sich nicht durch Induction, sondern nur durch den Syllogismus beantworten, und sofern die Induction als Beihülfe angewandt werden darf, ist die Beobachtung eines heutigen Kindes, welches noch nicht sprechen kann, wichtiger als das Studium einer noch so alten Sprache. Es verhält sich ähnlich mit der Naturforschung, die Grimm als Vergleich heranzieht.

„Die Naturforscher," sagt er, „streben in die Geheimnisse des Naturlebens zu dringen, d. h. die Gesetze der Zeugung und Fortdauer der Thiere, des Keims und Wachsthums der Pflanzen zu ergründen. Nie habe ich vernommen, daß darüber hinaus ein seiner Aufgabe sich bewußter Anatom oder Botaniker auch die Erschaf-

fung der Thiere und Pflanzen hätte wollen nachweisen."

Das trifft nicht ganz zu. Wie viel oder wenig Werth man auf die Studien Darwin's legen möge, durch den Syllogismus entscheidet sich ganz unzweifelhaft, daß wenn es eine Zeit gab, wo die Erde organische Wesen nicht tragen konnte, mit Nothwendigkeit die Möglichkeit eines Uebergangs aus dem Anorganischen ins Organische angenommen werden muß. Freilich nur für denjenigen, der das göttliche Walten innerhalb der Natur sucht, und dieser Meinung scheint Grimm nicht zu sein, da er gleich darauf hinzusetzt:

„Die ewig sich erneuende Forterzeugung erfolgt vermöge einer in das erschaffene Wesen gelegten Kraft; während die erste Schöpfung durch eine außerhalb des Erschaffenen waltende Macht geschah."

Dieser Ansicht würde sich Herder als Philosoph nicht angeschlossen haben, wenngleich sein Amt ihn bestimmte, sich mitunter ähnlich auszudrücken.

Bietet die Abhandlung über den Ursprung der Sprache nichts wesentlich Neues, so enhält sie kostbare Bemerkungen über die Fortentwickelung derselben durch die drei charakteristischen Stadien. „Anfangs entfalteten sich die Wörter unbehindert in idyllischem Behagen, ohne einen anderen Haft als ihre natürliche vom Gefühl angegebene Aufeinanderfolge; ihr Eindruck war rein und ungesucht, doch zu voll und überladen, so daß Licht und Schatten sich nicht recht vertheilen konnten. Allmälig aber läßt ein unbewußt waltender Sprachgeist auf die Nebenbegriffe schwächeres Gewicht fallen und sie, verdünnt und gekürzt, der Hauptvorstellung als mitbestimmende Theile sich anfügen. Die Flexion entspringt aus dem Einwuchs lenkender und bewegender Bestimmwörter, die nun wie halb und fast ganz verdeckte Triebräder von dem Hauptwort, das sie anregten, mitgeschleppt werden, und aus ihrer ursprünglich auch sinnlichen Bedeutung in eine abgezogene übergegangen sind, durch die jene nur zuweilen noch schimmert. Zuletzt hat sich auch die Flexion abgenutzt und zum bloßen ungefühlten Zeichen verengt, dann beginnt der eingefügte Hebel wieder gelöst und fester bestimmt nochmals äußerlich gesetzt zu werden; die Sprache büßt einen Theil ihrer Elasticität ein, gewinnt aber für den unendlich gesteigerten Gedankenreichthum überall Maß und Regel." — Weitaus bedeutender sind diese Studien in dem folgenden Essay: „Ueber Etymologie und Sprachvergleichung" (August 1854) fortgesetzt.

In der Denkrede auf Lachmann (Juli 1851) theilt Grimm die Philologen, „die es zu etwas gebracht haben", in solche ein, „welche die Worte um der Sachen, oder die Sachen um der Worte willen treiben." Sich selbst rechnet er zu den ersteren, Lachmann zu den letzteren: „Bewußt oder unbewußt haftete seine Theilnahme an den Sachen nur insofern er daraus Regeln und neue Griffe für die Behandlung seiner Texte schöpfen konnte; das Uebrige blieb als störend und aufhaltend ihm zur Seite liegen. — Er scheute gleichsam seinen Geschmack sich an Sacherklärungen zu verderben. — Um der Wörter letzte Gründe war er unbekümmert, nur nicht um ihre bestimmte Gestalt, Kraft und Wirkung für die Zeit der behandelten Quelle, die er mit dem seltensten Talent und der glücklichsten Kühnheit erspähte."

Für Grimm war das Wort nur Mittel, zu den Sachen vorzudringen; aber es war ihm, wenn nicht das Einzige, wenigstens das Entscheidende: die Worte wurden ihm die Bilder, aus denen sich die Welt ihm gestaltete. — Eine der herrlichsten Proben seines Verfahrens ist „das Wort des Besitzes", durch welches er (October 1850) Savigny's berühmtes juristisches Werk philologisch ergänzte. — „Alle und jede Rechtsverhältnisse entfalten sich auf einem sinnlichen Boden, ohne welchen sie nicht denkbar erscheinen, so weit sie allmälig von ihm abgewichen sind. — Hinter allem Recht liegt ein natürlicher sittlicher Zustand, wie den Wörtern unserer Sprache eine ähnliche Vorstellung vorausgeht, aus der sie entsprungen sind." Nun folgt eine Reihe gedrängter Wortzusammenstellungen aus dem Begriff des Besitzes, und das Resultat: „Eigenthum und Besitz beginnen zuerst im Hirtenleben, also an der fahrenden Habe, später sobald Ackerbau entspringt, wenden sie sich auf die liegende, auf den breiten Grund und Boden. Da zeigt sich fast ein Gegensatz zwischen Griechen und Römern: die griechischen

von dem Weiden der Herde abstammenden Wörter scheinen alterthümlicher als die römischen, schon auf Haus und Feld zu beziehenden. — Der römische Sinn war von Uralters her dem Landbau zugewandt und das Haus des Bauers wurde Mittelpunkt alles Grundeigenthums. — Unseren Vorfahren war Alles Wonne und Weide, Trift und Trât, das Besitzen wurde ihnen erst durch die Römer zugebracht; unsere Markgenossenschaften der Hirten gehen dem Sondereigenthum an Grund und Boden voraus. — Selten ist auf die ersten Begriffe der Wortschöpfung zurück zu dringen, in vielen Fällen muß es uns an einer zweiten Stufe, oder gar, wie die Geologen sagen, an Tertiarbildungen genügen." Aber diese reichen auch aus für das Verständniß historischer Zeiten.

Ein schöner Beleg dieser philologischen Methode auf einem ganz anderen Gebiet ist „Frau Aventiure" (August 1842), die aus den Beziehungen der verschiedenen Völker für Geschichte, Ueberlieferung, Gedicht gleichsam den Wärmemesser für ihr poetisches Empfinden entnimmt. — „In alter Zeit wurde die Eingebung des Gesangs oder der Erzählung einem persönlich gedachten göttlichen Einfluß beigemessen. In der Edda ist Saga eine Göttin. — Bei den Romanen schweift Frau Aventiure, einen unsichtbar machenden Ring an ihrer Hand, mit ihrem Gesinde und dem wilden Märchen um, über Wald und Feld, sie kehren in den Hütten an das warme Feuer ein und erzählen gleich der göttlichen Saga. Noch jetzt herrscht unter uns die Vorstellung, daß das Märchen von einem Hause zum anderen wandere. — In der Poesie des 14. bis 16. Jahrhunderts langweilt uns das allzu häufige Anwenden der Allegorie, fast alle Tugenden, Laster und Leidenschaften werden als Frauen personificirt: doch läßt sich ihnen oft eine günstigere Ansicht abgewinnen durch die Erwägung, daß den Dichtern damals gar keine weltliche Mythologie zu Gebote stand, und hinter allegorischen Wesen noch Erinnerungen an heidnische Göttinnen verborgen liegen. — Das Alterthum hegte die würdigste Ansicht von Poesie und Sage. Von den Göttinnen selbst sind sie entsprungen und durch geheimnißvolle Wesen werden sie begünstigten Menschen, oft plötzlich und über Nacht, zugeführt. Das ist die anpochende, begeisternde abenteuerliche Muse."

Eine köstliche Humoreske ist die Abhandlung „Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache", October 1847. „Das Pedantische, glaube ich, wenn es früher noch gar nicht vorhanden gewesen wäre, würden die Deutschen zuerst erfunden haben. Man versetze sich in einen Kreis von Diplomaten, denen es obliegt, in verwickelter Lage die Geschicke der Länder zu wägen, und forsche, von welcher Seite aus in Kleinigkeiten hundert Anstände und Schwierigkeiten erhoben werden, in der Hauptsache der Verhandlung leichtestes Nachgeben und Ablassen eintrete: es kann keine andere als die der deutschen Gesandten sein, und unsere Nachbarn haben ihren Vortheil daraus zu ziehen lange schon verstanden. Eben das ist Pedanterie, im Geringfügigen eigensinnig zu widerstreben, und nicht zu gewahren, daß uns daneben ein großer Gewinn entschlüpft." „In der Sprache aber heißt pedantisch, sich wie ein Schulmeister auf die gelehrte, wie ein Schulknabe auf die gelernte Regel Alles einbilden und vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen."

Mit Recht macht Grimm auf das Unwesen aufmerksam, das aus unserer Virtuosität im Uebersetzen hervorgegangen ist. „Wir übertragen treu, weil wir uns in alle Eigenheiten der fremden Zunge einsaugen und uns das Herz fassen sie nachzuahmen, aber allzu treu, weil sich Form und Gehalt der Wörter in zwei Sprachen niemals genau decken können, und was jene gewinnt, dieser einbüßt. Während also die freien Uebersetzungen blos den Gedanken erreichen wollen und die Schönheit des Gewandes daran geben, mühen sich die strengen, das Gewand nachzuweben, pedantisch ab, und bleiben hinter dem Urtext stehen, dessen Form und Inhalt ungesucht und natürlich zusammenstimmen. Nachahmung lateinischer und griechischer Verse zwingt uns, die deutschen Worte zu drängen, auf die Gefahr hin, dem Sinn Gewalt anzuthun."

Nicht wenig wurde die Pedanterie der deutschen Sprache dadurch gefördert, daß unsere Gelehrten, als Frankreich, England und Italien sich schon lange in der Muttersprache ausdrückten, noch immer sich des Lateinischen bedienten. „Ich lese," heißt

es in „Schule und Universität", „lateinisch geschriebene Reden lebender Gelehrten mit der Empfindung, daß keine andere Zunge der Erde sich zu so bemessenem, gedrungenem und wohllautendem Ausdruck hergäbe, daß nirgend sonst so anständig, reingewaschen und wohlgefällig einhergeschritten werden könne; doch zugleich mit dem Gefühl, gewisse Stellen und Wendungen würde die heimische immer mit größerer Wärme und Wahrheit ausstatten, weil sie bei jedem Zug sich ihrer lebendigen Lage bewußt bleibt, und dies Bewußtsein in Anwendung eines fremden Idioms unausbleiblich sich erkältet. — Das ist der auf allem Vaterländischen ruhende Segen, daß man mit ihm Großes ausrichten kann, wie beschränkt seine Mittel scheinen. — Noch scheint die Zeit zwar uneingetreten, in welcher die classischen Sprachen auf der Schule da weichen müssen, wo die einheimische vorrückt: gleichwohl kündigen einzelne Vorboten diesen Rückzug an, wohin die öffentlichen deutschen Reden auf der Universität bedeutend gehören. Entscheiden wird ihn erst, daß es unserem Volk künftig gelinge, eins und mächtig zu werden, und der deutschen Poesie ein ins Volk gedrungenes Drama zu Theil geworden sei, wie die Engländer an ihrem Shakespeare haben. Dann glaube ich, wird der Augenblick herannahen, daß auch die deutsche Sprache dem ganzen Volk zu Fleisch und Blut gehe, und nicht länger nur verstohlen und matten Niederschlags, sondern mit vollem Segel in alle unsere Bildungsanstalten bleibend einziehen darf. Dann kann jeder praktische Gebrauch der classischen Sprachen und alle Zurüstung darauf erlassen bleiben, ihr historisches Studium desto angestrengter und so zu sagen uneigennütziger betrieben werden."

Am tollsten äußert sich unsere Pedanterie in den Höflichkeits- oder vielmehr Demuthsfloskeln. „Die Steigerung schwer zu sättigender Höflichkeit ist freilich nicht aus dem Volk, das sich zulängst dawider sträubte, hervorgegangen, sondern ihm von Oben, durch die vornehmen Stände zugebracht worden. Als unsere Könige und Fürsten, schmuckloser Einfalt ihres Alterthums uneingedenk, byzantinische Pracht und den Schauprunk verderbter Kaiserzeit annahmen" ꝛc. — Grimm vergißt den entscheidenden Punkt, die Unzahl der Personen, vor denen man sich in Staub werfen und als deren unterthäniger Knecht man „ersterben" mußte; in Frankreich war es doch nur Einer, und der lebte im Mittelpunkt der Civilisation. Die Kleinstaaterei hat unseren Geschmack ruinirt. — Nicht Alle sind frei, die ihrer Fesseln spotten. Die tollste, an Blasphemie streifende Pedanterie ist die Uebertragung der Unterthänigkeit auf das Jenseits, und Grimm, als loyaler Kurhesse, spricht wiederholt von der „höchstseligen" Kurfürstin.

Ich habe verschiedene Seiten dieses großen Lebens nicht geschildert, sondern angestreift; ich wende mich zum Schluß noch einmal zur Gemüthsseite.

Das Eigenthümliche bei Grimm's Gemüthstiefe war die vollständige Freiheit von aller Sentimentalität. Hermann Grimm — der herrliche Züge aus seinem Leben mittheilt — widerlegt den Mythus, als habe Jakob bei dem Tode seines Bruders sich wie ein Verzweifelnder geberdet: er arbeitete ruhig fort, aber der liebe Gestorbene stand ihm jeden Augenblick freundlich zur Seite. Ich erinnere mich, als Lachmann starb, wie der Kreis, in dem ich mich damals vielfach bewegte, durch manche Stellen der Denkrede schmerzlich berührt wurde, durch die literarische Polemik gegen einen eben geschiedenen Freund. Grimm hatte nicht das geringste Arg daran; er glaubte seinen Schmerz nicht zu entweihen, wenn er selbst einen humoristischen Schluß anfügte. „Den Jubiläen, die das Alter unserer Gelehrten mit Langerweile bedrohen, ist er noch großentheils entronnen. Den schlichten prunklosen Mann mit blondem Haar, im blauen Oberrock werden wir lange an unserer Tafel missen! Wie schonend, wenn es hätte sein sollen, wäre auch der Krückenträger an ihr gehegt und gehütet worden, der sich dann hätte angewöhnen müssen, still zu sitzen, nicht hinter allen Stühlen herum zu wandeln."

Stiller Friede, sinnige Freude an der schönen Gotteswelt war der Grundsatz seines Seins. So versöhnte er sich auch mit den scheinbaren und wirklichen Beschwerden des Alters.

„Im Alter zugleich mit der sinkenden Lebenskraft erhöht sich die Empfindung der Gesundheit. Das ist kein Widerspruch, da bei Allem, was seinem Verlust ent-

gegen geht, ein geheimer und glücklicher Trieb waltet, es bis zur letzten Frist aufrecht zu erhalten. — Mit welcher Andacht schaut der Mensch im Alter empor zu den leuchtenden Sternen, die seit undenkbarer Zeit so gestanden haben wie sie jetzt stehen, und die bald auch über seinem Grab glänzen werden. — Wie geschaffen für das Alter ist der einsame Spaziergang. — In jüngeren Jahren meint man wohl damit Zeit zu verlieren, nun bringt er keinen Verlust, sondern lauter Gewinn. Denn dazwischen gehen die eigenen mit sich getragenen Gedanken ungestört und unbeeinträchtigt immer fort: ich habe es wohl an mir erfahren, daß wenn entlegene Pfade mich über Flur und Acker führten, selbst unter verdoppeltem Schritt, gute Einflüsse mir zuflossen; waren irgendwo Zweifel zu Hause hängen geblieben, plötzlich wurden sie im peripatetischen Nachsinnen gelöst. Und unterwegs einem lieben Bekannten zu begegnen! Wie freute mich innig, im Thiergarten auf meinen Bruder, wenn er plötzlich von der anderen Seite herkam, zu stoßen, nickend und schweigend gingen wir neben einander vorüber. Das kann nun nicht mehr geschehen."

Als eine seiner letzten Aufzeichnungen theilt H. Grimm mit (3. Juni 1862): „Wenn ich schlaflos im Bette liege und wache, tröstet mich die liebe Helle, und flößt mir Gedanken ein und Erinnerungen."

Bilder aus dem Alterthum.

Von

Adolf Stahr.

2. Das Seekampfschauspiel auf dem Fucinus-See.

Zur Feier der Eröffnung des riesigen Werkes veranstaltete der Kaiser ein großes Fest, dessen Haupttheil das Schauspiel eines Seekampfes von bisher nie dagewesenem Umfange bilden sollte.

Tacitus' Schilderung dieses zur Feier der Eröffnung vom Kaiser veranstalteten Seekampfschauspieles lautet folgendermaßen: „Nach der Beendigung des Bergdurchstichs zwischen dem Fucinus-See und dem Flusse Liris wurden, um recht viele Besucher herbeizuziehen, Vorbereitungen zu einem Seekampfschauspiele auf dem See selbst getroffen, wie vor Zeiten Augustus ein solches auf einem jenseit der Tiber eigens hergerichteten Wasserbassin — aber freilich nur mit leichteren Fahrzeugen und geringerer Zahl derselben — veranstaltet hatte. Claudius dagegen rüstete drei- und vierrudrige Kriegsschiffe und neuntausend Mann aus, und besetzte den Umkreis des Sees mit Flößen, damit die flüchtenden Schiffe nicht allzu weiten Spielraum zum Fluchtrückzuge hätten, wobei jedoch der Umkreis hinlänglichen Raum umfaßte, um die Kraft der Rudermannschaft, die Kunst der Steuerleute, die Gewaltangriffe der Fahrzeuge, und was sonst bei einem Seetreffen vorzukommen pflegt, zeigen zu können. Auf den Flößen standen Manipeln und Reiter der Garde aufgestellt, mit Schanzthürmen vor sich, von denen das Geschütz der Ballisten und Katapulten spielen konnte. Den übrigen Theil des Sees nahmen Marinesoldaten auf Verdeckschiffen ein. Die Uferhügel und die Höhenzüge der Berge füllte amphitheatralisch eine unzählbare Menschenmenge, welche aus den benachbarten Municipalstädten, theilweise auch aus der Hauptstadt selbst, aus Schaulust oder aus Huldigung für den Kaiser zusammengeströmt war. Dieser selbst im strahlenden Imperatormantel und ihm nicht fern zur Seite Agrippina in golddurchwirkter Chlamys führten den Vorsitz. Gekämpft wurde, obschon die Kämpfenden schuldige Verbrecher waren, mit dem Muthe tapferer Männer, und nachdem viele Verwundungen vorgekommen waren, wurde ihnen der Kampf bis zur gegenseitigen Vernichtung erlassen."

So erzählt Tacitus (Ann. XII, 56) den Hergang des großartigen Seekampfschauspieles. Die geschilderte Festlichkeit sollte beschlossen werden durch ein großes kaiserliches Festmahl im Freien, das in einem offenen Pavillon an der Einmündung des Emissars hergerichtet war, von dem aus Kaiser und Kaiserin mit ihren Gästen das Schauspiel des Abflusses in Augenschein zu nehmen gedachten. Allein in Folge eines vom Architekten des Emissars gemachten Fehlers, dessen Abhülfe eine neue Arbeit zur Vertiefung des Abzugscanals

erfordert hatte, konnte die Schlußfeier erst später stattfinden. Und auch jetzt zeigte sich, daß der Canal noch nicht breit und tief genug angelegt war. Die Gewalt des abströmenden Wassers zerstörte die hergerichteten Festbauten und der Kaiser und sein Hof geriethen in Lebensgefahr, aus der sie nur mit Mühe gerettet wurden. (S. Agrippina von Ad. Stahr S. 138 bis 139).

Vergleichen wir jetzt die Berichte der beiden anderen römischen Schriftsteller über das von Tacitus erzählte Schauspiel des Seekampfes, so wird sich ergeben, wie unsicher und schwankend die Nachrichten sind, welche uns in den Schriften der Alten selbst über die offenkundigsten Ereignisse der Regierung des Kaisers Claudius wie überhaupt der Kaiser des Julischen Hauses überliefert worden sind.

3. Ave Imperator, morituri te salutant!

Der Riesenbau des Claudischen Emissars war, wie gesagt, dem Tacitus nicht wichtig genug, um auf eine Beschreibung dieses außerordentlichen Werkes und des bei der Arbeit beobachteten Verfahrens irgendwie näher einzugehen oder auch nur die Namen des oder der leitenden Baumeister und Techniker zu nennen, während er doch bei kriegerischen Vorkommnissen uns die ausführlichsten rhetorischen Schilderungen nicht erspart und es dabei auch nicht verschmäht, selbst ganz untergeordnete Centurionen und Hauptleute mit Namen anzuführen. Das Publicum nämlich, für welches er, wie überhaupt die römischen Historiker der Kaiserzeit schrieben, hatte für die Behandlung von solchen Dingen keinen Sinn. Dieses müßige, vornehme, „gebildete", und zwar vorzugsweise rhetorisch gebildete, hauptstädtische Publicum langweilte sich an der Lectüre von Büchern, in welchen großartige Arbeiten und Unternehmungen des Friedens und der Civilisation ausführlich beschrieben waren. Es gab allerdings solche Bücher in der damaligen Literatur; aber ihre Lectüre überließ der rhetorisch verwöhnte Römer den Fachleuten, den Künstlern und Handwerkern, den Architekten, Ingenieuren und Wasserbaumeistern, den Bildhauern und Malern, und anderen ähnlichen Berufsclassen, die ja sämmtlich, wie bekannt, in der allgemeinen Rangschätzung der römischen Gesellschaft eine sehr niedrige Stelle einnahmen.

Dagegen durfte, wie wir aus Tacitus sehen, neben der ausführlichen Schilderung von Kriegsereignissen und militärischen Operationen jeder Art Alles, was zur Scandalgeschichte des Lebens der vornehmen Welt und des Hofes von Rom gehörte, also alle Darstellung von Criminalprocessen und Stadtgeschichten, Ehebrüchen und Ehescheidungen, Vergiftungen, Verschwörungs- und Majestätsanklagen, kurz Alles, was wir jetzt als „Sensationsroman" behandelt zu sehen gewohnt sind, auf desto größere Theilnahme jenes exclusiven Lesepublicums rechnen. Jeder Zug, der in dieses Gebiet gehörte, jedes Sensationsgerücht, welches der müßige und böswillige Stadtklatsch in einer oft bis zum Ungeheuerlichen gesteigerten Vergrößerung und Uebertreibung verbreitete, ward dadurch im Gedächtniß und im Glauben der Gesellschaft festgehalten. „Die Kenntniß der wichtigsten und offenkundigsten Ereignisse wurde unsicher inmitten einer Gesellschaft, wo die Einen, was sie irgendwo gehört hatten, als ausgemacht wahr annahmen, während Andere wieder das ihnen bekannte Wahre absichtlich in sein Gegentheil verkehrten, und so das Eine wie das Andere im Laufe der Zeit weiter wucherte." Es ist Tacitus selbst, der dieses Geständniß und die Klage ausspricht.* Daher rührt die unglaubliche Zähigkeit und Dauer böswilliger und oft gradezu unsinniger Klatschgerüchte im römischen Alterthum, zumal in dem ersten Jahrhundert der Kaisergeschichte, wovon ich in meinen „Bildern aus dem Alterthum" aus der Zeit des Augustus und Tiberius zahlreiche Beispiele nachgewiesen habe. Fühlt sich doch Tacitus selber einmal gedrungen, dem lesenden Publicum seiner Zeit und seiner Werke die dringende Bitte ans Herz zu legen: „Daß es doch nicht weitverbreitete und trotz ihrer Unglaublichkeit begierig aufgefaßte und festgehaltene falsche Angaben der einfachen nicht zum Ungeheuerlichen entstellten historischen Wahrheit vorziehen möge!"** Und der besondere Fall, bei dessen Erwähnung dem

* Tacit. Ann. III, 19.

** Tacit. Ann. IV, 11 und dazu meine Anmerkung S. 276 bis 277.

Geschichtschreiber der Kaiserzeit dieser Stoßseufzer entschlüpft, ist freilich von der Art, daß man danach dreist annehmen darf, daß selbst das Tollste und Aberwitzigste, ja das geradezu Unmögliche, sobald es von der Gerüchtstradition einmal aus irgend einer Veranlassung oder Ursache in Umlauf gesetzt worden war, bereitwilligen Glauben im Publicum fand, und nicht nur durch private schriftliche Ueberlieferung der Gläubigen, sondern selbst durch die Erwähnung in den Geschichtswerken und Memoiren derjenigen fortgepflanzt wurde, welche es etwa, wie Tacitus in dem obigen Falle, zu widerlegen und in seiner Sinnlosigkeit aufzuzeigen suchten.

Ein schlagendes Beispiel der von Tacitus beklagten „Unsicherheit" aller historischen Nachrichten, selbst „über die offenkundigsten Ereignisse", und zugleich einen Beleg für die zähe Lebensdauer völlig unglaublicher und unglaubwürdiger erdichteter Nachrichten über die „offenkundigsten Thatsachen" bietet uns nun die Vergleichung der verschiedenen Berichte über das oben erwähnte, von Claudius zur Feier der Vollendung des Fuciner Emissars veranstaltete Schauspiel einer Seeschlacht.

Die sehr genaue Beschreibung derselben bei Tacitus wird bekanntlich durch zwei historische Schriftsteller mit einigen Zügen ergänzt: durch Sueton, Tacitus' jüngeren Zeitgenossen, und durch Dio Cassius, der über ein Jahrhundert nach Beiden lebte und schrieb. Ich setze die Berichte derselben wörtlich her. Der Erstere meldet im einundzwanzigsten Capitel seiner Biographie des Kaisers Claudius, in welchem er alles dasjenige aufzählt, was der gedachte Kaiser an Spendungen, Lustbarkeiten und Schauspielen dem römischen Volke während seiner dreizehnjährigen Regierung geleistet habe, von dem Schauspiele der Seeschlacht auf dem Fuciner See Folgendes:

„Noch ehe er den Emissar zur Ablassung des Fuciner Sees eröffnen ließ, veranstaltete er zuvor eine Naumachie. Allein als die Naumachiarier* ihn mit dem lauten Zurufe begrüßten: ‚Heil dir, Kaiser! Die in den Tod Gehenden grüßen dich!', und er darauf geantwortet hatte: ‚Heil euch!', da wollte nach diesem Antwortrufe, den sie als Begnadigung auffaßten, keiner von ihnen kämpfen. Claudius war anfangs geraume Zeit unschlüssig, ob er sie nicht sammt und sonders durch Feuer und Schwert umbringen lassen sollte. Schließlich jedoch sprang er von seinem Thronsitze herab, lief mit seinem häßlichen Wackelgange verlängs des Sees* hin und her und brachte sie endlich theils mit Drohungen, theils mit guten Worten zum Kämpfen. Bei diesem Schauspiele focht ein sicilisches und ein rhodisches Geschwader gegen einander, jedes zwölf Dreiruderer stark, und ein silberner Triton, der vermittelst einer Maschine sich mitten aus dem See emporgehoben hatte, blies mit der Trompete zur Schlacht."

Noch befremdlicher ist Dio Cassius' Bericht. Derselbe lautet:

„Claudius wünschte auf irgend einem (!) See ein Seeschlachtschauspiel zu geben. Er ließ also um denselben eine hölzerne Schrankenfassung führen und Zuschauergerüste herrichten, auf denen sich denn auch eine unzählbare Volksmenge versammelte. Alle Anderen erschienen in beliebiger Kleidung, Claudius selbst aber und der Prinz Nero im Feldherrngewande, Agrippina in einer ganz goldenen Chlamys. Die, welche diesen Seekampf ausfechten sollten, waren natürlich zum Tode verurtheilte Verbrecher, und zwar hatte jede von den beiden kämpfenden Parteien, von denen die eine die Rhodier, die andere die Sicilier hieß, je fünfzig Schiffe. Zu Anfang vereinten sich beide zu einem Geschwader und begrüßten den Claudius mit dem Zurufe: ‚Heil dir, Kaiser! Wir, die in den Tod Gehenden, grüßen dich!' Als sie aber kein Gnadenwort, das ihnen Aussicht auf Lebenserhaltung versprochen hätte, vernahmen, sondern trotzdem den Befehl erhielten, den Kampf zu beginnen, da versuchten sie es zunächst mit bloßem Durcheinanderhinfahren, ohne einander wesentlich etwas zu Leide zu thun, bis sie zuletzt gezwungen wurden, sich gegenseitig niederzumetzeln."

Wenn wir die mitgetheilten Berichte der drei Schriftsteller mit einander vergleichen, so springen uns sehr wesentliche

* Die zu diesem Seeschlachtschauspiele verurtheilten Kämpfer.

* Im Texte heißt es sogar per ambitum lacus, also um den Umfang des Sees herum, der gegen sieben Meilen im Umfange hatte!!

Abweichungen in die Augen. Als der sachlich einfachste und richtigste erscheint der Bericht des Tacitus, welcher aus den Aufzeichnungen des älteren Plinius, eines Augenzeugen des genannten Seekampfschauspiels, geschöpft haben wird. Denn Tacitus, der bei dem Tode des großen Encyklopädisten bereits über die Mitte der Zwanzig hinaus war und daher denselben noch persönlich gekannt hatte, stand auch mit dem Neffen und Erben desselben, mit dem jüngeren Plinius, in engster literarischer Freundschaftsverbindung. Sie theilten sich gegenseitig ihre Schriften mit, und Tacitus erbat und erhielt für sein Geschichtswerk von dem Freunde mehr als eine interessante Mittheilung, zu denen wir auch wohl die über die Eröffnungsfeierlichkeiten des Fucinus-Canals zählen dürfen. Tacitus' Bericht darf mithin als der am meisten beglaubigte, authentische gelten.

Von diesem Berichte weichen nun aber die beiden anderen mehrfach ab, wie sie auch unter sich in wesentlichen Angaben verschieden sind. Erstens: Tacitus nennt die Anzahl der kämpfenden Schiffe nicht; er sagt nur, daß es Drei- und Vierruderer, also Kriegsschiffe waren, und daß die Anzahl der bewaffneten Kämpfer 20000 betrug. Sueton seinerseits berichtet, daß die beiden Flotten aus Dreiruderern bestanden, und daß jede derselben zwölf Schiffe stark war. Dio Cassius endlich meldet von je fünfzig Schiffen, aus denen jede der beiden gegen einander kämpfenden Flotten bestanden habe.

Zweitens: Tacitus erzählt uns ferner, daß die kämpfenden Mannschaften, obschon aus verurtheilten Verbrechern bestehend (quamquam inter sontes), „mit dem Muthe tapferer Männer kämpften", und daß zwar „viele Verwundungen vorkamen", letztlich aber „der eigentliche Kampf auf Leben und Tod ihnen erlassen wurde" (ac post multum vulnerum excidioni exempti sunt). Dio Cassius dagegen weiß umgekehrt zu melden: daß die Kämpfer anfangs nicht an den Kampf herangewollt, und daß sie versucht hätten, denselben möglichst unschädlich für einander zu machen, indem sie sich mit bloßen Scheinmanövern des Aneinanderdurchfahrens begnügt hätten, „daß sie aber endlich gezwungenerweise einander niedermetzeln mußten". Sueton endlich schweigt ganz über das Endschicksal der Unglücklichen.

Drittens: Tacitus weiß nichts zu melden von dem pathetischen Zurufe: Ave Imperator, morituri te salutant! und von dem darauf antwortenden: avete vos! des Kaisers. Er weiß und meldet nichts von dem daraus hervorgehenden Mißverständniß und der darauf folgenden widerlich lächerlichen Scene des „um den See (!) mit seinen schwachen Beinen unter Drohungen und Bitten herumhumpelnden" Kaisers; nichts von seinem langen Hin- und Herüberlegen, ob er die gesammte Mannschaft „mit Feuer und Schwert umbringen lassen solle"; nichts endlich von dem aus dem See auftauchenden Triton, der mit der Trompete zum Kampfe geblasen habe.

Viertens: Tacitus und Sueton erwähnen nichts von der Anwesenheit des kaiserlichen Prinzen Nero, welche Dio Cassius hinzufügt.

Fünftens: Alle drei Historiker stimmen zwar überein in der Angabe der Benennung der beiden kämpfenden Geschwader als des rhodischen und des sicilischen, dagegen fehlt bei Dio Cassius die genauere Angabe der Veranlassung und der Oertlichkeit des Schauspiels. Denn statt des Fuciner Sees, auf welchem nach Tacitus und Sueton das Schauspiel stattfand, spricht er nur von „irgend einem See" (ἐν τινὶ λίμνῃ), auf welchem ein Seekampfschauspiel zu veranstalten dem Claudius die Lust angekommen sei (ἐπεθύμησεν). Daß Dio Cassius an den sieben bis acht deutsche Meilen im Umkreise haltenden Fuciner See bei seiner Beschreibung des Gefechtschauspiels nicht wohl gedacht haben kann, geht deutlich daraus hervor, daß er von einer „hölzernen Einfassung des Sees mit Zuschauergerüsten" spricht, die Claudius habe rings um den See errichten lassen — was wohl für ein Bassin wie dasjenige paßt, auf welchem Kaiser Augustus seiner Zeit in Rom selbst ein Seekampfschauspiel veranstaltet hatte, aber nicht für den gewaltigen Fucinus-See, bei dem nach Tacitus die Uferhöhen und Berge das Amphitheater bildeten, und Gerüste zum Sitzen außer für den kaiserlichen Hof und etwa für die Vornehmen Roms, die Senatoren, Ritter und hohen Beamten,

schwerlich für die zur Schau anwesenden Hunderttausende errichtet waren.

Aber auch Sueton hat von der Localität, um die es sich handelt, schwerlich eine Vorstellung gehabt, weil er sonst unmöglich das obige Geschichtchen von der dem Kampfe vorhergehenden Scene zwischen dem Kaiser und den auf den Flotten befindlichen zum Kampfe Verurtheilten weiter erzählt haben würde, welches wahrscheinlich in die Kategorie derjenigen boshaft erfundenen Züge gehört, die später dazu dienen sollten, das Andenken des schmählich vergifteten Kaisers herabzusetzen und ihn selbst als einen halb blödsinnigen Tropf lächerlich zu machen. Wie weit in diesem Bestreben die Klatsch- und Schandliteratur der Zeit Nero's und seiner fürchterlichen Mutter nach dem Tode des von ihnen heimlich aus dem Wege geräumten alten Kaisers gegangen ist, davon habe ich in meiner Abhandlung über das fälschlich dem Seneca zugeschriebene „Spottgedicht auf den Tod des Kaisers Claudius" ein schlagendes Beispiel gegeben.* Sueton war nach Allem, was wir über ihn wissen, ein beschränkter Kopf, ein fleißiger Anekdoten- und Klatschsammler und ein in sehr beschränkten Verhältnissen lebender stubenhockender römischer Literat, der vielleicht kaum jemals über den nächsten Umkreis der Hauptstadt hinausgekommen ist und jedenfalls den entfernten Fuciner See niemals mit Augen gesehen hat. Sich etwa den Hergang, den er und wie er ihn berichtete, plastisch vorzustellen, war nicht seine Sache. Thun wir es an seiner Statt, und wir werden zu dem Resultate kommen, daß derselbe, soweit er die oben bezeichnete Scene zwischen dem Kaiser und den zum Kampfe verurtheilten Verbrechern betrifft, für eine Fabel, weil für eine Unmöglichkeit gelten muß.

Die Anzahl der auf den beiden feindlichen Flotten eingeschifften Kämpfer betrug nach Tacitus 19000 Mann. Die 24 (oder nach Dio sogar 100) Kriegsschiffe beider Flotten waren, ehe noch der Kaiser mit seinem Gefolge erschien, bereits auf der Mitte des über anderthalb deutsche Meilen breiten Sees aufgestellt und, wie wir aus Tacitus sehen, noch obenein von einem weiten Kreise gewaltiger, mit Gardetruppen und Geschütz besetzter Flöße eingeschlossen. Wie war es da bei solcher Entfernung möglich, daß von den Schiffen aus die Worte des Zurufes: Ave Imperator, morituri te salutant! von dem Kaiser auf seinem an der Uferhöhe errichteten Throne hätten vernommen werden können?! Und wie war es möglich, daß die zwei Worte der kaiserlichen Antwort: Avete vos! herüberdringen konnten zu den Ohren der auf den Schiffen versammelten Tausende — ganz abgesehen von dem Lärmen und Geräusch, das eine Versammlung von Hunderttausenden von Zuschauern und Soldaten nothwendig mit sich bringt?!

Die einzige Möglichkeit, das romanhafte, aber wie so vieles Aehnliche historisch gewordene Morituri te salutant zu retten, wäre die Annahme, daß die 19000 Verurtheilten etwa vor dem Kampfe und vor ihrer Einschiffung in feierlicher Procession vor dem auf seinem Thron im Kaisermantel sitzenden Imperator vorbeigezogen wären. Aber auch diese Annahme ist nicht haltbar. Denn erstens meldet keiner der drei Schriftsteller etwas von einem solchen Aufzuge, und zweitens ist derselbe auch an und für sich aus mehr als einem Grunde in dem vorliegenden Falle undenkbar, da sicherlich die Ankunft des kaiserlichen Hofes zu dem Schauspiele nicht eher erfolgte, als bis alle Anstalten zum Beginne desselben getroffen worden waren.

Die ganze Scene also, welche Sueton und Dio Cassius so romantisch ausmalen, während der älteste gewichtigste und bestunterrichtete Zeuge, Tacitus, kein Wort von ihr meldet, ist und bleibt somit eine reine Erfindung späteren hauptstädtischen Anekdotenklatsches. Und mit ihr fällt denn auch das so berühmt gewordene: Ave Imperator, morituri te salutant! in dasselbe Reich des Fabelkrams.

Freilich haben aber gerade solche Dinge ein überaus zähes Leben. Den Beweis dafür liefert der Umstand, daß noch in unseren Tagen jene Anekdote nicht nur durchweg unbesehen als eine wirkliche historische Thatsache Geltung hat, sondern auch in zahlreichen neueren Büchern zu lesen steht: daß bei den römischen Fechterschauspielen der Kaiserzeit die „Gladiatoren" mit jenem Rufe vor dem den Vorsitz

* S. m. Agrippina, die Mutter Nero's, S. 307 bis 343.

führenden Kaiser in der Arena aufgezogen seien — obschon davon meines Wissens kein einziger alter Schriftsteller ein Sterbenswort gemeldet hat.

Die einzige Möglichkeit, den Berichten Sueton's und Dio's eine Art historischer Wahrheit zu erhalten, würde die Annahme sein, daß beide Schriftsteller die Vorgänge bei dem Eröffnungsfeste des Fuciner See-Emissars mit einem zu einer anderen Zeit in Rom selbst auf einem kleineren Bassin gegebenen Schiffskampfschauspiele, wie das von Augustus veranstaltete war, verwechselt haben. Und diese Möglichkeit ist für mich eine Wahrscheinlichkeit.

Literarisches.

Jahresberichte des Vereins für Erdkunde in Dresden.

Es liegen uns die Jahresberichte III bis X, von 1866 bis 1874, vor. Der Verein für Erdkunde zu Dresden wurde am 27. März 1863, also drei Jahre später als der Verein von Freunden der Erdkunde zu Leipzig, gegründet. Die beiden sächsischen Vereine sind neben der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin die thätigsten Vereine, davon geben die regelmäßig erscheinenden Jahresberichte einen beredten Beleg. Neuerdings sind in Deutschland noch geographische Vereine zu München, Hamburg und Halle entstanden, der Hamburger Verein hat seinen ersten Jahresbericht vor Kurzem ausgegeben.

Die wichtigste Abhandlung im dritten Jahresbericht der Dresdener geographischen Gesellschaft ist „Talysch", eine geographische Skizze von Häntzsche. Verfasser hat, irren wir nicht, längere Zeit als Arzt in Persien gelebt, und was er schreibt, beruht auf eigener Wahrnehmung. Aber was ist Talysch? dürfte wohl mancher Leser fragen. Talysch ist eine Landschaft, die zum Theil zu Persien, zum Theil zu Rußland gehört und südwestlich vom Caspischen Meere gelegen ist.

Der vierte und fünfte Jahresbericht enthält eine Abhandlung von Woldemar Schultz: „Natur- und Culturstudien über Südamerika und seine Bewohner, mit besonderer Berücksichtigung der Colonisationsfrage." W. Schultz war Officier in der königl. sächsischen Armee und nicht, wie Corvetten-Capitän Stenzel in einem Bericht an die Berliner Gesellschaft für Erdkunde sagt, preußischer Reserve-Officier, der in der Schlacht bei Königgrätz gefallen sei.

Als Oberlieutenant in der Leibbrigade des Königs von Sachsen nahm Schultz einen dreijährigen Urlaub zu einer wissenschaftlichen Reise nach Brasilien (von 1858 bis 1860). Nach seiner Rückkehr von Brasilien wurde Schultz Lehrer am Cadettenhaus in Dresden und starb als Hauptmann der sächsischen Armee im Juli 1866 infolge einer Wunde, die er in der Schlacht von Königgrätz erhalten hatte. Bei der großen Unkenntniß der brasilianischen Verhältnisse selbst in Kreisen, wo man es nicht erwarten sollte, möchten wir auf Schultz, der aus eigener Anschauung Land und Leute kennen gelernt hat, aufmerksam machen.

Der sechste und siebente Jahresbericht enthält zwei größere Aufsätze: „Beiträge zur Kunde der Hottentotten" von Theophilus Hahn. — „Zur Geschichte der Erdkunde in der letzten Hälfte des Mittelalters." Die Karten der seefahrenden Völker Südeuropa's bis zum ersten Druck der Erdbeschreibung des Ptolemäus. Von Heinrich Wuttke, Professor an der Universität zu Leipzig. In einem Nachtrage zum Jahresberichte sind noch eine Abhandlung: „Die Colonie am Pozuzu in ihren physischen, ökonomischen und politischen Verhältnissen", dargestellt von Dr. R. Abendroth, sowie die Karten zur Wuttke'schen Arbeit enthalten.

Wuttke's Arbeit liefert einen beachtenswerthen Beitrag zur Geschichte der Erdkunde. Auch Dr. Abendroth sind wir dankbar für den Bericht über seine Reise. Er ist nach Gerstäcker, der diese Colonie im Jahre 1861 besuchte, der erste deutsche Reisende, von dem wir Nachricht über diese vereinsamte Niederlassung haben. Von Hahn haben wir, seit er vor ca. drei Jahren zu einer Forschungsreise nach Südafrika sich aufmachte, nichts gehört.

Der achte und neunte Jahrgang enthält folgende Aufsätze: „Die Ureinwohner Australiens." Von Dr. H. Bediler. — „Bericht über eine Reise nach Algerien, 1867." Von J. Seiff. — „Zur Geschichte der Vermessungen und Kartographie der Elbherzogthümer." Von C. Gräf. — „Mittheilungen über Bangkok." Von Jan Lels in Alblasserdam.

Der zehnte Jahresbericht giebt uns wieder einen Aufsatz über Bangkok. Von J. Lels. — „Das Schwarzagebiet mit seinen Anhängseln." Von C. Gräf. — „Ueber den römischen Volkscharakter." Von H. Richter. — „Reise durch Cypern." Von S. Seiff.

Außer den hier aufgeführten größeren Aufsätzen, über die wir ein Referat uns leider versagen müssen, enthalten die verschiedenen Jahrgänge sehr interessante Referate über die einzelnen Sitzungen des Vereins. Für sehr nutzenbringend halten wir die pädagogische Section des Vereins.



Der Fenneck.

Von

F. Lichterfeld.

Meister „Reinecke“ ist zwar ein ganz nichtswürdiger Gauner und Strauchdieb, aber man kann ihm trotzdem nicht recht gram sein, denn er macht durch den genialen Humor, mit dem er seine Gaunereien ausführt, durch die blasirte Nonchalance, mit der er dem Bauer die Gans vor der Nase wegstiehlt, den angenehmen Eindruck eines in seiner Art abgerundeten Virtuosen, wie v. Tschudi sich ausdrückt. Seine Verschlagenheit, seine Jagdweisen, die Organisation seiner Augen sind mehr die der Katze als des Hundes, so daß er beide zu vermitteln scheint. Wenigstens besitzt er fast alle Laster derselben und überhaupt einen bewundernswerthen Universalismus des Talents, verbunden mit einer so ausgezeichneten Organisation des Körpers, daß er in dieser Beziehung fast selbst den Haushund übertrifft. Er ist feiner, vorsichtiger, berechnender, behender und elastischer als dieser, von großem Gedächtniß- und Ortssinne, erfinderisch, geduldig, entschlossen, gleich gewandt im Springen, Schleichen, Kriechen und Schwimmen. Wo seine Kraft nicht ausreicht, oder es ihm unbequem ist, Gewalt zu brauchen, da nimmt er zu der List seine Zuflucht. Daß er dem reinlichen Grimbart — um sich hinterher seiner Wohnung zu bemächtigen — die Losung vor die Thür setzt und ihn durch deren abscheulichen Geruch gleichsam ausräuchert, ist kennzeichnend für die gemeine Nichtswürdigkeit des Fuchscharakters; aber Humor liegt in dem Verfahren.

So übel beleumundet wie Meister Reinecke ist nun zwar unser kleiner Fenneck nicht, allein der Fuchs sieht ihm dennoch aus den Augen, und vielleicht ist er nur darum nicht so schlimm, weil es ihm als Bewohner der Wüste an Gelegenheit fehlt, sich auszubilden.

Im Juni 1874 kehrte der bekannte Afrikareisende Dr. Schweinfurth von einer Erforschungsreise der Oase Chargeh in der libyschen Wüste mit einer reichen botanischen, zoologischen und paläontologischen Ausbeute zurück und brachte auch eine Anzahl Wüstenfüchse lebend mit nach Europa. Acht davon kamen glücklich in Berlin an und wurden dem zoologischen Garten zum Geschenke gemacht, wo sie großes Interesse erregten. — Es sind aber auch äußerst niedliche und zierliche Geschöpfe, diese Kleinsten ihres Geschlechts, mit den großen Augen und den auffallend großen Ohren, die dem Kopf ein ganz

apartes Aussehen geben, dem der Fledermaus ähnlich. Der Fennek erreicht mit Einschluß der Standarte nicht ganz die Länge von 2 Fuß; der Körper ist ca. 15, der buschige Schwanz ca. 8 Zoll lang. Die Ohren haben Kopfeslänge, nämlich 3 Zoll 6 Linien, und sind 2 Zoll breit, am Innenrande lang behaart. Der breite Kopf spitzt sich schnell zur zierlichen Schnauze zu. Der Pelz ist sehr weich und — dem Aufenthalt in der Wüste angemessen — von blaßgelber Farbe, auf dem Rücken mit schwarzen und weißen Haaren gemischt, unten weißlich. Die Standarte hat etwas dunklere, fast ockergelbe Haare, eine schwarze Spitze und einen schwarzen Fleck an der Wurzel. Die sehr langen Bartborsten, die Augenbrauen und die Backenborsten sind glänzend schwarz. List, Verschlagenheit und Mordgier spiegeln sich auch in den Augen des Wüstenfuchses, aber gemildert durch eine gewisse Naivetät des Ausdrucks; die Physiognomie ist nicht so impertinent gaunerhaft wie bei Meister Reinecke. — Die Gier, mit welcher unsere Fenneks selbst ohne Hunger über die ihnen mitunter als besondere Leckerbissen gespendeten jungen Sperlinge herfallen, würde in größeren Verhältnissen Abscheu erregend sein; aber diese kleinen und zierlichen Wüstenfüchse machen das Mordgeschäft mit einer so harmlosen Unbefangenheit ab, daß trotz allen Bedauerns mit den Opfern desselben die Komik dabei doch überwiegt.

Der Fennek ist so ziemlich über alle Wüsten- und Steppengegenden Nordafrika's verbreitet, aber die scheue Vorsicht des kleinen Gesellen, sein sandgelbes Kleid und der Umstand, daß er erst bei einbrechender Dunkelheit auf den Raub auszieht, erschwert die Beobachtung seiner Lebensweise, und erst in neuerer Zeit haben wir ausführlichere Kunde über dieselbe bekommen.

Der schwedische Consul Skjöldebrand in Algier und der Afrikareisende Bruce gaben die ersten Nachrichten über den Wüstenfuchs. Die Beschreibung Beider war jedoch unvollständig, und die mit Bestimmtheit aufrecht erhaltene Behauptung des Letzteren, daß das Thier auf Bäume steige und sich von Früchten nähre, veranlaßte einen zoologischen Wirrwarr, der erst durch den Afrikareisenden Rüppel von Frankfurt a. M. endgültig entschieden wurde; vorher war der Fennek von Hermann den Eichhörnchen und von Geoffroy den nächtlichen Galagos oder Ohraffen mit dem Fuchskopfe beigezählt worden. Rüppel verschaffte sich auf seiner Reise nach der Wüste von Ambukol und Korti, 1824 und 1825, drei Exemplare des streitigen Thieres und erkannte an deren Schädel und Zahnbau die völlige Uebereinstimmung mit der Gattung Hund. Das Skelet ist namentlich dem des Fuchses völlig ähnlich, doch ist der Paukenknochen verhältnißmäßig größer, was zur Größe des Ohres in Beziehung steht.

Skjöldebrand nannte den Wüstenfuchs nach Rüppel's „Zoologischem Atlas“ (1826) „Zerda“, wie er bei den Mauren heißt (nach Anderen heißt er „Jerda“). Bruce gab ihm den arabischen Namen „Fennek“. — Statt ἀλώπηξ kommt bei einigen griechischen Schriftstellern wie Aristophanes, Lucian und Oppian auch der Name κερδώ (von κέρδος, Gewinn, List, Schlauheit) zur Bezeichnung des Fuchses vor; möglich, daß zwischen κερδώ und Zerdo oder Zerda ein etymologischer Zusammenhang besteht. — Der wissenschaftliche Name des Wüstenfuchses ist canis cerdo; Illiger nennt ihn megalotis cerdo und Griffith megalotis Brucei (Bruce's Großohr). Da aber seit Rüppel unzweifelhaft festgestellt ist, daß der Fennek dem Hundegeschlecht angehört, so ist es falsch, ihn noch ferner megalotis zu nennen. In dem Thierverzeichnisse der Londoner zoologischen Gesellschaft von Sclater ist der Fennek mit dem Linné'schen Namen canis cerdo aufgeführt.

Der Fennek ist ausschließlich Wüstenbewohner. Er verbringt den Tag in selbstgegrabenen Höhlen und kommt erst nach Sonnenuntergang zum Vorschein. Die Nägel der Vorderfüße sind nach Kretzschmar's Messung eine halbe Linie länger als die der Hinterfüße und lassen auf die Geschicklichkeit des Fenneks im Graben schließen. Diese ist in der That merkwürdig und rettet dem schlauen Burschen öfters das Leben; denn plötzlich ist er dem Auge seines Verfolgers entschwunden; er hat die günstige Gelegenheit wahrgenommen und sich nach Art der Gürtel- und Schuppenthiere in den lockeren Sand eingewühlt. — Der Fennek legt seinen

Bau gern in der Nähe eines Strauches oder Krautes an, um gleich beim Ausgang aus dem Kessel eine Deckung zu haben und wohl auch des festeren Bodens wegen. Der Kessel wird mit Fasern, Federn und Haaren ausgefüttert. Hier wirft die oder einem Tränkplatze zu, um den Durst zu stillen, dabei läuft er aber nicht geradenwegs über die Sanddünen, sondern sucht sich zur Deckung immer die Tiefen derselben aus. Bei seinen nächtlichen Raubzügen leisten ihm das scharfe Gesicht,



Fennels (Wüstenfüchse).

Füchsin nach Aussage der Eingeborenen im März 3 bis 5 blinde Junge, welche sie mit derselben zärtlichen Sorgfalt großzieht wie Frau Reinecke die ihrigen.

Wenn der Fennek seinen Bau verläßt, so eilt er, wie Dr. Buvry in Brehm's „Thierleben“ erzählt, zunächst einer Quelle die feine Nase und das feine Gehör vortreffliche Dienste. Hat er mittelst dieser Sinne irgend eine Wüstenlerche oder ein Steppenhuhn aufgespürt, so duckt er sich ganz auf den Bauch und schleicht nun auf Sammtpfoten näher, unsichtbar, unhörbar, mit schlauer Benutzung des Terrains; er

bemeistert seine Gier, um desto sicherer zum Ziele zu kommen, und erst wenn er seinem Opfer so nahe gerückt, daß es ihm nicht mehr entgehen kann, springt er zu. Kleine Vögel und deren Eier sind ihm Leckerbissen. Außerdem nährt er sich von Renn- und Springmäusen, Eidechsen und Kersen. Was sich regt und bewegt, das beißt er zunächst todt und hält dann mit Muße seine Mahlzeit. Zur Zeit der Heuschreckenschwärme ist er Entomophag oder Insectenfresser, zur Zeit der Dattelernte Vegetarianer. Auch Datteln gehören zu den Lieblingsgerichten des Wüstenfuchses. — Wie mir Dr. Schweinfurth erzählte, findet man die Kerne dieser Frucht oft weitab von den Dattelplätzen. Die Wüstenfüchse mußten also die Datteln mit fortgeschleppt und erst in der Nähe ihres Baues verzehrt haben, oder sie mußten sie mit den Kernen hinuntergeschluckt und diese dort später ausgeschieden haben. Wie ich mich bei den Gefangenen des Berliner zoologischen Gartens überzeugte, schlucken sie die Dattelkerne trotz der unverhältnißmäßigen Größe derselben dennoch mit hinunter und scheiden sie ohne Beschwerde wieder aus. Die Raubthiere kauen eben ihre Nahrung weniger, als sie dieselbe verschlingen; mancher Knochensplitter wird da mit hinuntergewürgt und kann, wenn er sich etwa im Mastdarme quer stellt, den Tod des Thieres zur Folge haben.

Man jagt den Fennek, indem man ihn entweder ausgräbt oder an den Ausgängen seines Baues Haarschlingen anbringt, in denen er sich fängt. An der libyschen Nilseite bauen die Eingeborenen nach Dr. Schweinfurth's Mittheilung kleine kegelförmige Strohhüttchen mit einer Oeffnung, welche groß genug ist, um den Fennek durchzulassen. An der Oeffnung ist eine Schlinge angebracht und mehr im Hintergrund als Köder eine Dattel. Von seinem feinen Geruche geleitet, schleicht der Fennek herbei und will sich der leckeren Speise bemächtigen, da sitzt ihm die Schlinge um den Hals. Ingrimmig beißt er um sich und sucht sich zu befreien; aber vergebens, denn die Schlinge läuft durch ein Rohrstück, welches beim Zuziehen sich an den Hals anschließt und den schwachen Kiefern des Gefangenen hinlänglichen Widerstand bietet. Oberhalb des Rohres könnte der Fennek die Fessel durchbeißen, aber daran denkt er so wenig wie andere Thiere in seiner Lage; er fühlt sich am Halse gefangen, und da sucht er das Hemmniß seiner Freiheit zu durchbeißen.

Gefangene Fenneks werden so zahm, daß sie ihrem Pfleger wie Hunde folgen, aber die scheue Aengstlichkeit ihres Naturells können sie natürlich nie ganz ablegen. — Lange halten diese Wüstenthiere in unserem nordischen Klima nicht aus; die Veränderung ihrer Lebensweise mag wohl mit beitragen zu ihrer Kurzlebigkeit in Gefangenschaft. — Die Stimme des Fenneks besteht in einem dünnen Gekläffe, das wie „Aehähäh" klingt und bei besonderer Erregung in ein Gekreische übergeht.

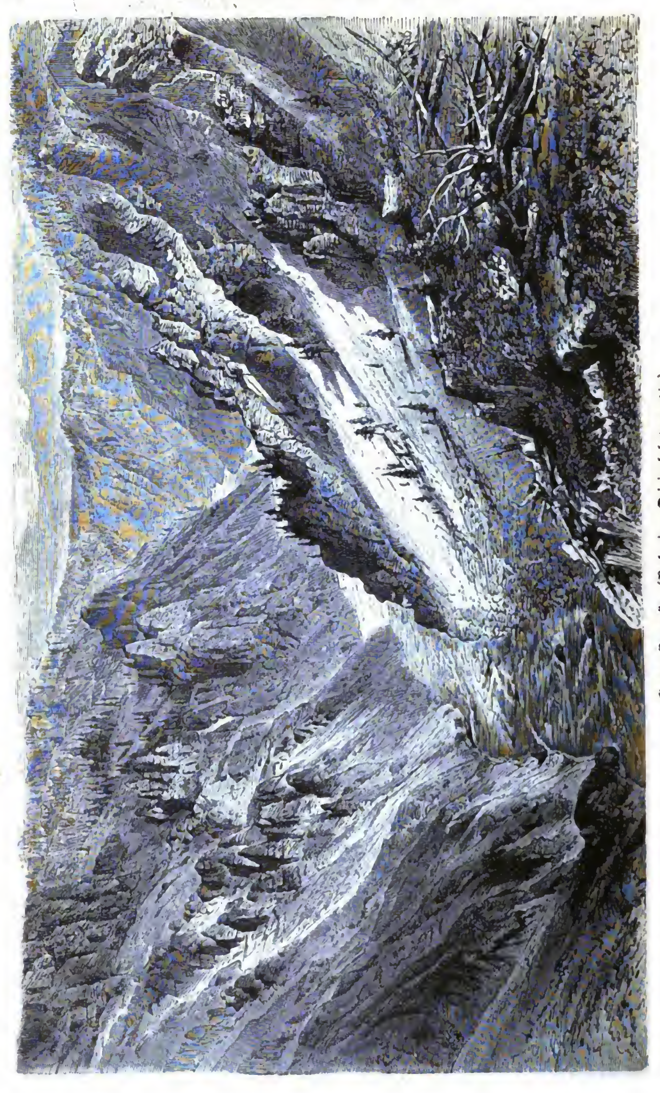
Wie Giebel in seiner „zoologischen, anatomischen und paläontologischen" Beschreibung der Säugethiere (1855) behauptet, soll der Fennek sich von den anderen Füchsen durch eine runde Pupille unterscheiden. Es ist das ein Irrthum, der auch von anderen Naturforschern getheilt wird. Die Pupille des Fenneks ist zwar breiter als bei Meister Reinecke und seiner Sippe, aber keineswegs rund, sondern oval oder vielmehr elliptisch. So und nicht anders wurde sie von verschiedenen competenten Beobachtern zu verschiedenen Zeiten erkannt und auch mehrfach abgebildet. Wie mir Dr. Bodinus nach einer wiederholten Besichtigung seiner Gefangenen mittheilt, nimmt die braune Iris des Wüstenfuchses gegen das Sehloch zu eine schwärzliche Farbe an; dadurch erscheint die Pupille breiter, als sie wirklich ist, und auf einer solchen Täuschung mag denn auch wohl der Irrthum beruhen, sie sei rund.

Im Herzen der Felsengebirge.

Von
Udo Brachvogel.

(Fortsetzung.)

Die drei Quellarme des Gardinerflusses sind in Schluchten von so pittoresker Wildheit eingebettet und namentlich bieten die Basaltformationen der mittleren ein



„Grand Canon". (Nach einer Originalphotographie.)



Oberer Fall des Yellowstone-Flusses. (Nach einer Originalphotographie.)

so eigenartiges, nur in der schottischen Fingalshöhle ein Seitenstück findendes Bild, daß diese Partie des Nationalparks in einem andern Theil der Welt allein als eine Naturmerkwürdigkeit ersten Ranges gepriesen und von der reisenden Menschheit aufgesucht werden würde. Die Quellen selbst liegen in dem ewigen Schnee der Hochkette, welche das Yellowstonegebiet von dem des Madison und Gallatin* trennt. In Gestalt von Staubbächen stürzen sie aus ihrer Wiegenhöhe in die tiefere Region hinunter, in der sie sich vereinigen, um endlich 5000 Fuß über dem Meeresspiegel in den Yellowstone zu fallen.

Dieser selbst hat hier soeben das dritte Cañon verlassen, ein prächtiger, mit Macht thalwärts brausender Fluß. Wir folgen seinem Lauf stromauf, um längst des oberen Randes jener dritten Steilschlucht (die beiden ersten, unterhalb der Mündung des Gardiner gelegen, befinden sich bereits außerhalb des reservirten Gebietes) etwa 20 Meilen vorandringend, dort anzulangen, wo er seinen bedeutendsten östlichen Zufluß, den East Fork, aufnimmt. Noch ein wenig weiter aufwärts stürzt ihm von Westen her der Wildbach des Tower Creek mit seiner aus der Mitte einer klippigen Riesenwand hervorschießenden Cascade zu, während in unmittelbarer Nachbarschaft der Mount Washburne in einer Höhe von 10,575 Fuß sein basalt- und eisgekröntes Haupt weit über das ganze Gebirgschaos umher erhebt. Die Schlucht, in welcher der Tower Creek, einem beständigen Katarakt gleichend, herniederjagt, hat um ihrer unheimlichen Wildheit halber den Namen the devil's den, „die Teufelsschlucht", erhalten, wie denn überhaupt dort, wo die Natur ihr Absonderlichstes und Unabsehbarstes bietet, der Namen gebende Mensch mit instinctiver Vorliebe immer und immer wieder zur Pathenschaft Satans seine Zuflucht nimmt. Um den letzten 150 Fuß hohen Wassersturz, mit welchem der Tower Creek sich fast unmittelbar in die Arme des Yellowstone wirft, thürmen sich Zinnen und säulenartige Zacken aus vulcanischer Breccie, gleich finstern Wächtern vor dem Eingange eines Heiligthums auf. Ihr dunkles Arabeskenwerk drängt dem Betrachter unwillkürlich die Vorstellung auf, daß es der gothische Gestaltungsgedanke gewesen sei, welcher der Natur vorschwebte, da ihre feurigen Gewalten dies Felsen- und Klippenwesen aus der Erde steigen ließen.

Unmittelbar oberhalb der Mündung der Tower Creeks treten die Uferwände und Abhänge dicht an den Fluß heran, bis sie sich zu dem Grand Cañon, der längsten und wildesten der vier ungeheuren Steilschluchten verengen, in welchem der Yellowstone von dem 7427 Fuß hoch gelegenen See aus sich durch die Gebirgsmassen der Rocky Mountains thalwärts wühlt. Das Grand Cañon ist etwa 15 Meilen lang und seine in scheitelrechter Jähe hinunterstürzenden Wände wechseln in ihrer Höhe zwischen 1200 und 1500 Fuß. Auf dem Grunde dieses gigantischen Schlundes, dessen gelb und roth leuchtende Wandungen von finster trotzenden Basaltsäulen und Pilastern unterbrochen und getragen, dem Zauber phantastischer Formen jenen nicht minder phantastischer Farbencontraste gesellen, schäumt der Fluß. In seinem vom ewigen Schnee der Felsengebirge in allen Jahreszeiten gleichmäßig genährten Wasserreichthum gleicht er einer einzigen Riesenstromschnelle. Den schmalen Streifen Himmel aber, welcher den Weg in seine Abgrunddämmerung hinabfindet, trinkt der weißschäumende zwiefach begierig in sich. Wer schwindelfrei von der oft haarscharfen Kante einen Blick hinunterwirft, vermeint durch den Dunst und Nebel eine silbern leuchtende ungeheure Schlange auf dem Grund einherrasen zu sehen. Mehr jedoch als den Blick hinunterzusenden ist kaum gestattet. Nur an wenigen Stellen ist es möglich, an dem klippigen Ufergefüge einen Gemsenpfad zur Sohle der Schlucht zu erzwingen. Auf ihm hinabgedrungen, mag der kühne Kletterer auf einem der Steinblöcke des Flußbettes selbst Fuß fassen und emporblickend am hellen Tage den Gruß der Sterne empfangen. Ein Pfad neben dem Wildstrom selbst ist nirgends gelassen. Nichts herrscht dort unten als er.

Aber er hat auch seinen Preis für diese Herrschaft zu zahlen gehabt! Hinunterstür-

* Der Madison, Gallatin und Jefferson sind die drei Quellflüsse des Missouri, deren Vereinigung im Territorium Montane unter 45 Grad 15 Minuten nördl. Breite und 112 Grad westl. Länge von Greenwich stattfindet.

zen mußte er sich in die grausige Tiefe, damit sie sein sei, hinunterschmettern in den Abgrund aus dem sonnigen wald- und wiesenreichen Hochthal, welches sich oberhalb des Grand Cañon ausbreitet und an dessen Südende der herrliche Alpensee liegt, der eine der vornehmsten Schönheiten des ganzen Wunderlandes ist. Es ist ein zwiefacher Wasserfall, durch welchen diese Niederfahrt zur Hölle ausgeführt wird. Für den stromabwärts Vordringenden bildet er die Ouverture zu der unheimlichen Großartigkeit des Grand Cañon, für den mit uns seinen Weg stromaufwärts Nehmenden ihren würdigen Abschluß. Kaum eine Meile von einander entfernt und durch eine einzige wasserfallartige Stromschnelle mit einander verbunden, hat der obere dieser Katarakte eine Höhe von 140, der untere, den eigentlichen Eingang zum Grand Cañon bildende, eine solche von 350 Fuß. Nur der Riesensturz des Niagara übertrifft diese Fälle, was die Masse des Wassers anbelangt. An Höhe erreicht er den unteren kaum zur Hälfte. Weithin hallt der Donner der niederrasenden Fluthen. Ein stetes Schleiergewölk steigt, die eigentlichen Geheimnisse des Sturzes verhüllend, aus der Tiefe empor. Seine Feuchtigkeit wird einer üppigen Sommervegetation an den zerbröckelnden Basaltwänden umher zum Lebenselement, und von der Sonne durchschienen wölbt sich des Regenbogens Zauberbrücke über die gähnende Tiefe.

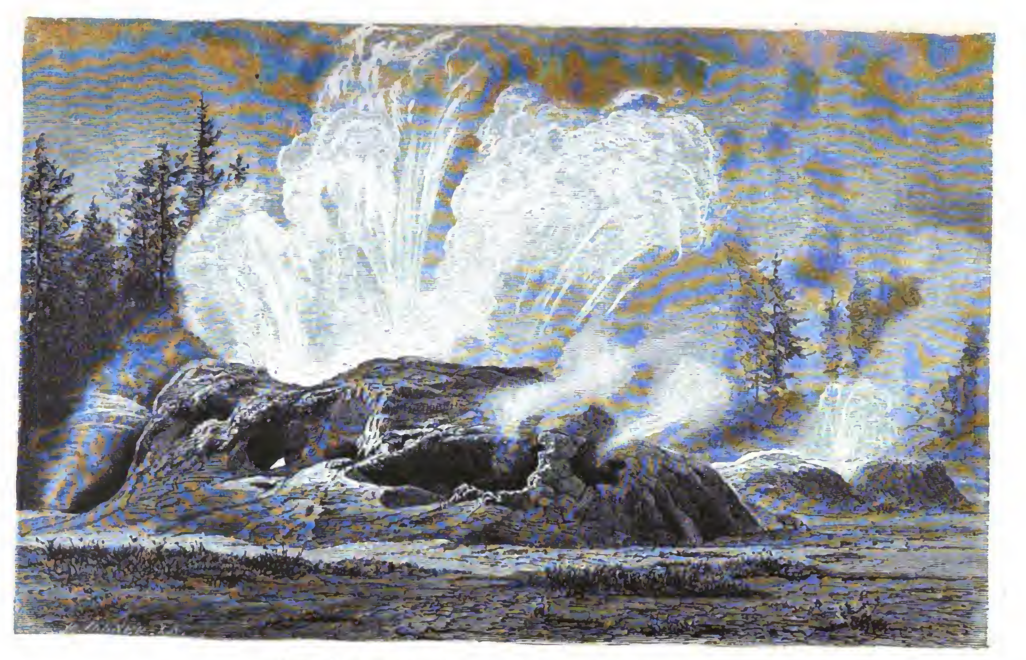
Oberhalb seiner Fälle fließt der Yellowstone breit und ruhig durch das bereits erwähnte Hochthal. Die Grenze desselben bildet nach Westen zu die immer nahe dem Fluß selbst sich hinziehende Wasserscheide gegen das Madisongebiet, welche im Mount Washburne ihren Höhepunkt erreicht, um im langgestreckten Elephantenrücken (Elephant's Back) am Nordwestende und im Flat Mount in der Südwestecke des Sees noch ein Mal bis nahezu 10000 Fuß anzusteigen. Nach Osten zu weicht die Hauptkette der Felsengebirge ein wenig weiter zurück, um erst wieder am Ostufer des Sees im Mount Doane, Mt. Stevenson, Mt. Langford in ihrer ganzen Majestät dicht heranzudringen. Dieses Hochbecken mit dem wundervollen Abschluß, den es nach Süden zu in dem großen, vielbuchtigen, inselreichen und krystallklaren Alpensee des Yellowstone Lake findet, ist vielleicht die Perle des ganzen Nationalparks. Denn nicht nur, daß hier in weitentrückter Hochgebirgseinsamkeit fast achtehalbtausend Fuß über dem Meeresspiegel das schönste Wassergebilde, wie ein lichter Juwel in zackig dunkle Fassung eingebettet ruht, auch das Leben der Pflanzenwelt breitet sich in Wiesen- und Waldgestalt über ein Reich vulcanischer Gewalten, welche noch heute in einer ganzen Welt von Thermen und Geysern leben, sieden und toben. Und wenn die letzteren an Großartigkeit auch hinter jenen zurückstehen, die wir später im Gebiet des Madisonflusses anzustaunen haben werden, so läßt sie doch die Umgebung, in welcher sie hier ihr Wesen treiben und die frappirende Nachbarschaft ihrer rastlosen Gluthen mit dem krystallenen Frieden des eisfrischen, unergründlichen Alpensees nicht minder merkwürdig, nicht minder einzig in ihrer Art erscheinen. Professor Hayden entwirft in seinem officiellen Bericht von diesem Theil des oberen Yellowstonegebietes, welches er das „Geyserbecken des Yellowstone“ nennt, folgendes Bild:

„Man könnte das ganze Becken als einen ungeheuren Krater bezeichnen, zusammengesetzt aus Tausenden kleiner vulcanischer Löcher und Spalten, aus denen das flüssige Erdinnere, Felsenstücke und vulcanischer Staub in unbegrenzten Massen herausgeschleudert worden sind. Hunderte der Einfassungen und Ueberwölbungen vulcanischer Oeffnungen sind übrig geblieben. Einige von ihnen steigen bis zu 9000 und 10000 Fuß über den Meeresspiegel empor, wie die Bergkegel Doane Langford, Stevenson und viele andere, welche nichts sind, als einstige Ausbruchscentren des ungeheuren Kraters. In der That, die heißen Quellen und Geyser dieser Region bezeichnen nur noch das letzte Stadium jener Periode wunderbarer vulcanischer Thätigkeit, welche im tertiären Zeitalter ihren Anfang nahm, und sie offenbaren nur noch die letzten Anstrengungen der einst so machtvollen, jetzt im Dahinschwinden begriffenen Kräfte, welche hier thätig waren.“

Die erste bedeutende Gruppe von heißen Quellen und Springquellen dieses oberen Beckens, zu dem man, von den Fällen stromaufwärts vorrückend, gelangt, sind



Unterer Fall des Yellowstone-Flusses. (Nach einer Originalphotographie.)



Grotto Geyser (Fire Hole Basin). (Nach einer Originalphotographie.)

die Schwefel- und Schlammquellen der Crater hills (Kraterhügel). Sie liegen auf der linken Seite des Flusses, aber nicht unmittelbar an seinem Ufer. Ueber eine halbe Quadratmeile bedecken sie und führen auch, der Zahl ihrer Haupterhebungen entsprechend, den Namen „der sieben Hügel“. Diese ganz aus weißen Niederschlägen gebildeten Erhebungen haben eine Höhe von 50 bis 150 Fuß. Es sind sämmtlich alte Krater, in denen noch heute ein unheimliches Leben herrscht. Einer derselben empfing von dem, an das Geräusch einer arbeitenden Hochdruckmaschine erinnernden Getöse, unter dem er mächtige Dampfstrahlen ausstieß, den bezeichnenden Namen „des Locomotiven-Schlots“ (Locomotive Jet). Am Fuß dieses Hügels quillt eine reiche Schwefeltherme. Ueberall ist der Boden von Dampfventilen durchlöchert. Unter dem Fuß des Dahinschreitenden erklingt es dumpf und hohl, — es ist offenbar ein Abgrund, über dem er wandelt. Auf allen Seiten sprudeln Quellen. Einige von ihnen sind siedende Springquellen (Geyser), andere dringen ruhig und nur mäßig warm aus dem Boden, noch andere sind Schlammvulcane. Der bedeutendste Geyser dieser Gruppe liegt am Südrande der sieben Hügel. Sein Becken hat einen Durchmesser von fünfzehn Fuß und er schickt sein Wasser zwei bis vier Fuß empor. Er ist zu allen Zeiten in so dicken und heißen Dampf gehüllt, daß man ihm nur von der Windseite nahen kann. Wie an den Quellen am Gardinerflusse bildet auch hier die Natur allerlei reizende Ornamente und schmückt das Innere der einzelnen Thermen, Becken und Schalen mit einer wahrhaft feenartigen Farbenpracht. Dennoch besteht das Merkwürdigste, wenngleich nicht Schönste dieser Gruppe in den Schlammquellen, welche hier in jeder Größe, von einem Zoll bis 20 Fuß im Durchmesser, zu Tage treten. Die größeren gleichen Kesseln voll brodelnden rothbraunen Zuckersafts. Dort, wo diese Quellen nahe an einander liegen, ist der Boden erhitzt und nachgiebig, so daß er das Gewicht eines Menschen nicht zu tragen vermag. Unter seiner weichen Kruste kocht und braut ein ganzes Chaos der heißen, zähen Masse, und der Einsinkende würde als eine Art moderner Laurentius enden müssen.

Während die Crater-Hill-Gruppe mit ihrem erhitzten und halbgeschmolzenen Boden und ihrer Unterströmung von glühendem Schlamm nicht am Fluß selbst liegt, breiten sich die zwei Meilen weiter oberhalb gelegenen eigentlichen Yellowstone-Schwefel- und Schlammquellen auf seinen beiden Ufern und oft hart an sie herantretend dahin. Sie finden sich über die Hügelböschungen bis zu Höhen von 50 bis 200 Fuß über dem Niveau des hier breit und ruhig dahinströmenden Wassers zerstreut. Bei einigen entweichen beständig Gase, den kochenden Schlamm, durch den sie sich durchzuarbeiten haben, in regelmäßigen Zwischenräumen zu einer Höhe von einigen Zollen bis 20 Fuß emporschleudernd. Dieser unablässige Proceß hat den Schlamm eine außerordentliche Feinheit gewinnen lassen, so daß er in einigen Kratern nicht nur die helle Farbe des Meerschaums, sondern, wenn getrocknet, auch in seinem Gefüge eine täuschende Aehnlichkeit mit ihm hat. Einer der merkwürdigsten Geyser dieser Gruppe ist der „Grottengeyser“, der in der Höhle eines beträchtlichen Hügels sprudelt. Der Eingang zu der Höhle ist drei Fuß hoch und man meint durch ihn in eine Art Hölle zu sehen. Dampf und Qualm erfüllen das ganze Innere und strömen aus ihm ins Freie. Das dumpfe Dröhnen der kochenden Fluth hallt in dem geschlossenen Raum so verstärkt wieder, daß man die Brandung des Meeres zu hören vermeint, wiewohl die hervorquellende Wassermenge, welche den ganzen Tumult verursacht, sich nur auf zehn Gallonen per Stunde beläuft. Derselbe Hügel, in welchem der Grottengeyser seinen Ursprung hat, giebt auch der merkwürdigsten aller Schlammquellen im ganzen Yellowstonegebiet das Dasein. Der Durchmesser ihres Beckens beträgt an dem oberen Rande 40 Fuß, verengt sich jedoch nach der Tiefe zu trichterförmig. Er empfing von seinen Entdeckern den Namen des „Riesenkessels“ (Giant's Chaldron), weil das ununterbrochene Kochen und Brodeln der Schlammmassen in ihren Tiefen von einem beständigen Dröhnen begleitet ist, welches die Erde weit umher erschüttert und auf zwei Meilen hörbar ist. Aber auch dem Auge macht sich dieser riesige Hexenkessel auf die Entfernung von Meilen durch die gewaltige Rauch-

säule bemerkbar, welche ihm in dichter Dunkelheit zu jeder Zeit entsteigt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieser Krater noch heute der Schauplatz der heftigsten Ausbrüche ist, da sich Spuren derselben an der ganz jungen Fichtenvegetation, die hier den Hügel bedeckt, nachweisen lassen. Einige der intermittirenden Springquellen dieser Region zeichnen sich durch die vollkommene Regelmäßigkeit aus, mit der ihre Ausbrüche erfolgen. So wurde von der Hayden'schen Expedition ein etwas abgelegener Schlammgeyser beobachtet, der genau acht Mal in 26 Stunden einen 15 bis 20 Fuß hohen Strahl schleuderte und dessen Eruptionen ein wie das andere Mal etwas über 15 Minuten 30 Secunden anhielten.

Wie hier der Fluß, und in noch viel höherem Grade bietet weiter oberhalb der See mit seinen kalten klaren Gebirgsfluthen das Schauspiel einer geradezu wunderbar-intimen Nachbarschaft mit den heißen Quellen, Geysern und Schlammthermen, die ihren Inhalt und ihr Leben direct dem Feuerschlunde des tiefsten Erdinnern zu verdanken haben. Ehe wir uns jedoch zu ihnen wenden, sei diesem herrlichen Alpengewässer selbst der ihm so sehr gebührende Tribut unserer Aufmerksamkeit und Bewunderung dargebracht. Es wurde schon gesagt, daß sein azurner Spiegel sich 7427 Fuß über dem seiner fernen Riesenbrüder, der Oceane, hindehnt. Die größte nordsüdliche Längenausdehnung seiner unregelmäßig gestalteten mit breiten und schmalen Buchten tief in das umliegende Hochland hineinschneidenden Fläche beträgt 80 Meilen. Sein südlichster Punkt liegt an der Spitze jenes Ausläufers, in welchen der obere Yellowstone in Gestalt eines Wildbachs hineinfällt. Seine nördlichste Ecke fällt mit dem Ausfluß des nämlichen Wildbachs in Gestalt eines vollen und stattlichen Gebirgsstroms zusammen. Die Breite des Hauptkörpers des Sees wechselt zwischen 40 und 60 Meilen. Nicht unpassend erscheint der Vergleich seiner Gestalt mit der einer Menschenhand und zwar so, daß der Hauptkörper nach Norden, die fingerartigen Ausläufer nach Süden hin liegen. Das erste Boot, welches die jungfräuliche Fläche dieses himmelnahen Seewunders durchschnitt, war die „Anie“, mit welcher die Theilhaber der Hayden'schen Expedition 7400 Fuß über dem Meeresspiegel auf allerlei lustige Entdeckungsfahrten aussegelten. Die größte bis jetzt gemessene Tiefe des Sees beträgt 300 Fuß, doch muß sein Niveau zur Zeit der vulcanischen Periode um mindestens 500 Fuß höher gelegen haben, wie aus den geologischen Funden, die man in jener Höhe an den nahen Bergriesen gemacht, hervorgeht. Das Westgestade des Sees wird von der Fortsetzung der Wasserscheidenkette des Mount Washburne gebildet, welche zu ihm in derselben Unmittelbarkeit wie zum Flußufer herniederfällt. Die Berge, deren höchster der bereits erwähnte „Elephantenrücken“ ist, sind hier mit einem dichten Fichtenwuchs bewachsen, der selbst an solchen Stellen nicht fehlt, die für Mensch und Thier gleich unnahbar sind. Dem Vordringen nach Westen von hier aus hat die Natur überhaupt unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Die dem amerikanischen Walde so verderblichen Herbstfeuer kennen selbst im Herzen der baumarmen Felsengebirge keine Schonung und schaffen an vielen Stellen ein Chaos halbverbrannten Holzwerks, während die in diesen hohen Gegenden heimischen Stürme die 100 bis 150 Fuß hohen Stämme wild durcheinander schleudern und so ein riesiges Netzwerk von Masten entstehen lassen, durch welches der Weg nur schrittweise, wenn überhaupt zu erkämpfen ist. Ein Seitenstück zu dieser dichten Nadelholzvegetation des Ufers findet sich im See selbst. Wiewohl sein Wasser selbst im Hochsommer eine Temperatur hat, die dem geübtesten Schwimmer einen längeren Aufenthalt in ihm unmöglich macht, ist doch der Pflanzenreichthum darin ein erstaunlicher. Im August und September werfen die Wogen, wenn sie der Sturm bewegt, dichte Schwaden von allerlei vegetabilischen Stoffen ans Ufer, während sich das Wasser am Lande häufig von zerriebenen Pflanzenresten dunkel gefärbt zeigt. Ja, an einzelnen Stellen wurde noch in einer Tiefe von 10 und 12 Fuß eine dichte, das Gestein überkleidende Algenvegetation beobachtet. Weniger vielgestaltig erwies sich bis jetzt das thierische Leben des Sees. Es beschränkt sich auf eine allerdings treffliche und in großen Mengen vorkommende Forellenart.

(Schluß folgt.)



Der Schwiegersohn der Frau von Roggeveen.

Dem Holländischen des Jan ten Brink

nacherzählt von

Adolf Glaser.

(Fortsetzung.)

Zehntes Capitel.

Der Garten der Frau von Roggeveen war etwas im veralteten Stile gehalten, wie es sich für ein vornehmes Haus in der Nähe des Wäldchens ziemte. Die Partien, welche zunächst des Hauses waren, zeigten die zierlichsten Anlagen, während in entfernteren Theilen parkähnliche Laubgänge und Baumgruppen sich befanden.

Man hatte darauf gerechnet, daß die Gesellschaft sich in den Garten begeben werde. Die meisten der Gäste standen in kleinen Gruppen in der Nähe der Blumenbeete, während die Lakeien ab und zu liefen, um den Kaffee zu präsentiren. Die Stimmen der lautsprechenden Damen und Herren klangen viel aufgeweckter, als beim Beginn des Diners.

Eugenie hatte mit Wilhelm einen Seitenpfad eingeschlagen. An dem ernsthaften Ausdruck ihres Wesens konnte man deutlich bemerken, daß sie eine für sie sehr wichtige Frage überlegte. Man konnte jedoch nicht sagen, daß der Ernst, der fast an Schwermuth grenzte, das Gesicht des jungen Mädchens entstellt hätte. Das gewöhnliche Lächeln der conventionellen Gespräche raubte ihr vielmehr das geistreiche Feuer, welches jetzt in ihren dunkelbraunen Augen glänzte. Sie blickte mehrmals mit einer gewissen Verlegenheit auf Wilhelm und neigte dann den Kopf wieder nach vorn.

Unser junger Freund fühlte sich sehr bewegt. Die prächtige Einrichtung bei seinem Onkel, die Menge der vornehmen Gäste, der entzückende Sommerabend und der prachtvolle Garten machten großen Eindruck auf ihn. Aber über dies Alles und mehr als Alles zusammen ergriff ihn die Gegenwart seiner Cousine Eugenie. Während seines ganzen Lebens zu Hause und auf der Universität hatte er wohl herzliches Wohlwollen und Freundschaft kennen gelernt, aber nur in seiner Phantasie waren zuweilen die Träume lieblicherer Gefühle von zärtlicher Neigung bei ihm aufgestiegen, wenn er das weitentlegene Zauberland seiner Illusionen aufsuchte, was er stets gern that.

Als das Geräusch der lautsprechenden Stimmen etwas weniger deutlich hörbar war, begann Eugenie:

„Das Gespräch mit Frau von Dornbach hat mich sehr interessirt. Wir haben diese Frau stets als ein Muster von gesellschaft-

lichem Talent, ja, ich möchte sagen, wie einen glänzenden Stern in unseren Kreisen betrachtet — und doch, seitdem ich Sie sprechen hörte, kam mir all das Außerordentliche und Glänzende an ihr vollkommen bedeutungslos und armselig vor. Ich muß Sie einmal ernstlich etwas fragen, Vetter Wilhelm."

Vielleicht hätte er darauf erwiedern müssen, daß seine Cousine ihm eine ungemeine Ehre erzeige, aber er war zu unerfahren in den schönen Wendungen der Höflichkeitssprache und schwieg daher mit einer unwillkürlichen Bewegung des Kopfes.

„Wenn ich mich nicht irre," fuhr Eugenie fort, „so schienen Sie wenig mit Frau von Dornbach übereinzustimmen und fanden etwas Abstoßendes in dem Gedanken, daß eine Mutter sich so wenig um ihre Kinder bekümmere."

„Ist das nicht natürlich?"

„Weshalb? Hat eine gebildete Frau nicht auch Pflichten der Welt gegenüber."

„Nur in so fern, als diese letzteren nicht mit ihren mütterlichen Pflichten in Kampf treten."

„In der Gesellschaft faßt man die Pflichten einer Mutter nicht so streng auf und man findet die jungen Frauen lächerlich, welche so ernsthaft darüber denken. Für Geld kann man jede Art von Erziehung kaufen, und sollte anfänglich etwas vernachlässigt werden, so wird es in irgend einer berühmten Erziehungsanstalt nachgeholt."

„Ein schönes System! Aber sollte es wohl möglich sein, für Geld ein Mutterherz zu kaufen? Sollte es möglich sein, für Geld die Liebe und Sorge der Eltern zu ersetzen, welche uns später als köstliche Erinnerung durch das ganze Leben begleiten?"

Eugenie hatte Wilhelm bis an das Ende des Seitenpfades geführt. Wie auf stillschweigende Verabredung kehrten sie zurück und gingen dann eine Weile den Pfad auf und ab.

Das Gespräch wurde fortgesetzt. Eugenie antwortete:

„Ich habe schon öfter darüber nachgedacht und je mehr ich dies thue, um so mehr sehe ich ein, daß es unserem Leben an Wahrheit und Natürlichkeit mangelt. Sie finden es doch nicht lächerlich, über solche Dinge nachzudenken, Vetter?"

„Lächerlich? Gewiß nicht! Daß wir nachdenken und uns über unsere Ueberzeugungen Rechenschaft geben, ist eine erste Pflicht. Ein gedankenloses Leben ist Thorheit — die Pflanzen würden alsdann besser daran sein."

„Das ist gerade der Gegenstand, über welchen ich mit Ihnen sprechen wollte. Unter unseren Freunden ist Niemand, der mir beim Nachdenken helfen möchte, und wenn ich einmal Jemand finde, der mir einen Wink geben könnte, so bin ich zu furchtsam, um Fragen zu stellen. Kürzlich sprach ich mit dem Baron von Dyrenvord — er ist heute nicht hier, weil er unwohl ist — und auch er pflichtet mir bei, daß wir in unserem gewöhnlichen Leben, welches aus Spazierengehen, Besuche machen, Plaudern und dergleichen besteht, etwas Wesentliches entbehren — daß wir eigentlich gar nicht leben! Ich möchte so gern leben und nicht nur vegetiren! Darum habe ich nachgedacht und viel gelesen. Verzeihen Sie mir, Vetter Wilhelm, daß ich Ihnen fortwährend mit meinem Geschwätz lästig falle, aber mit einem Verwandten darf ich ohne Scheu über Dinge sprechen, deren Berührung unsere vornehmen Freunde mir als ganz seltsame Ansichten verübeln würden."

„Darf ein junges Mädchen hier denn keine Ueberzeugung, keine eigene Meinung haben?"

„Ich fürchte es. So oft ich mir herausnahm, meine eigenen Gedanken auszusprechen, wurde ich von oben herab behandelt. Nur Herr von Dyrenvord geht gern auf meine Ideen ein, aber ich sehe ihn sehr selten und er bemerkt es nicht, daß ich ihn so gern über Kunst sprechen höre."

Wilhelm's linke Hand fuhr schnell durch seine langen braunen Haare und zum ersten Male fiel er Eugenie in die Rede, indem er sagte:

„Ich hörte vor Tische eine sehr vornehm aussehende Dame zu Ihrer Mama von ihrem Gemahl, dem Herrn von Dyrenvord, sprechen —"

„Richtig; die Dame, die bei Tische neben Papa saß."

„Hoffentlich ist ihr Gemahl weniger verletzend stolz als diese Baronin?"

„Der Baron ist ein sehr liebenswürdiger, zuvorkommender Mann, fast zwanzig Jahre

älter als seine Frau, was jedoch nicht der einzige Unterschied zwischen ihnen ist. Er ist in der Kunst sehr zu Hause und hat mir schon manchen nützlichen Wink gegeben."

„Aber Sie haben doch nicht allein über Kunst viel gedacht und gelesen?"

„Nein, gewiß nicht, obschon ich mich sehr für Kunst interessire. Aber es ist mir eben fast unmöglich, mit irgend Jemand über ernsthafte Dinge zu sprechen. Meine Mutter kennt keinen anderen Gesprächsstoff, als die Geschichte unserer Familie, und da wir die oft gehört haben, wird es ein wenig eintönig. Mein Vater lebt mehr in dem besondern Kreise seiner Freunde und meine Schwestern sind noch sehr jung. Eigentliche Freunde habe ich nicht und da mir Papa erzählt hat, daß Sie drei Jahre Theologie studirt haben, so möchte ich gern über Dieses oder Jenes Ihre Ansichten hören und namentlich auch wissen, wie Sie über religiöse Fragen denken."

Wilhelm hörte mit Aufmerksamkeit zu und Eugenie wollte eben eine bestimmte Frage an ihn richten, als einige Gäste in denselben Seitenpfad einbogen und ihnen begegneten. Fräulein Jeanne ging am Arm des Herrn von Vergennes und Frau von Dornbach hatte dem jungen Herrn von Hochkirch gestattet, ihr seinen Rockärmel als Stütze anzubieten. Man achtete nicht auf Wilhelm und Eugenie — Jeanne machte nur mit ihrem Fächer ein Zeichen der Begrüßung, darauf verschwanden alle vier im Hintergrunde des Baumgartens.

Kaum war der laute Klang ihres Gespräches verhallt, als Eugenie wieder mit großer Lebhaftigkeit das vorhin unterbrochene Gespräch aufnahm. Sie wollte von Wilhelm die Gründe wissen, weshalb er das Studium der Theologie verlassen habe, und der junge Mann suchte ihr seine Gründe in der Kürze darzulegen. Sie unterbrach ihn zuweilen durch Fragen, aber was er ihr über seinen Entschluß mittheilte, erhöhte nur die Achtung, die sein offenes und mannhaftes Wesen ihr bereits eingeflößt hatte. Er glaubte seinen Beruf nicht in der Theologie zu finden und es widerstand ihm, gerade in dieser wichtigsten Angelegenheit seines Lebens seine Ueberzeugung zu verleugnen.

Das Gespräch kam zu einem Abschnitt, an welchem die beiden jungen Leute ohne bestimmte Ueberzeugung den Pfad verließen und sich den Blumenbeeten näherten, wo die Gäste noch in bunten Gruppen vertheilt standen und Kaffee tranken. Abgesondert von den Uebrigen rauchten einige junge Herren ihre Cigarren. Frau von Roggeveen saß auf einer eleganten Gartenbank, wo sie einigen andächtigen Zuhörerinnen die Genealogien der vornehmsten Familien des Landes erklärte.

Eugenie wurde sofort durch ein paar Damen in Beschlag genommen. Wilhelm zog sich bescheiden zurück; ein Lakei bot ihm Kaffee an, er blieb einen Augenblick und übersah von ferne das vornehme Gewühl der Gäste. Eine sonderbare glückliche Stimmung ließ sein Herz laut klopfen. Er hatte nicht nöthig, einen Augenblick darüber nachzudenken — er war seiner Sache gewiß. Das Gespräch mit Eugenie hatte über sein Leben bestimmt. Der Klang ihrer Stimme, die Gluth ihres Auges übten noch fortwährend ihren Zauber auf ihn. Er sprach sein Gefühl nicht einmal vor sich selbst aus, er versuchte der Entdeckung, die ihn mit unsäglichem Entzücken erfüllte, keine Form zu geben. Er schlich zurück nach dem Pfade, wo er so süße Empfindungen kennen gelernt hatte und der rauschende Wind in den Baumgipfeln flüsterte: Eugenie! Er ging nach der weniger lichten Partie des Gartens, doch auch dort raschelte es in den Gebüschen: Eugenie! Er pflückte den Zweig eines Jasminstrauches und die zarten weißen Kelche der Blumen dufteten: Eugenie!

Plötzlich stand er still. Ein bitterer Gedanke ließ ihn erzittern. Er erinnerte sich der Mesalliance seines Vaters, wie es seine Tante nannte. Wer war er? Was hoffte er zu werden? War es nicht Thorheit, daß er an seine vornehme Cousine mit einem Gefühle dachte, wobei die zärtlichste Neigung sich ohne seinen Willen in namenlosem Reichthum offenbarte? In einem einzigen Augenblicke stürzte er von der höchsten Erregung in die äußerste Muthlosigkeit und wiederum flüsterte der Wind in den Wipfeln der Bäume: Eugenie!

So stand er in Gedanken versunken, länger als er vermuthete. Leise Schritte näherten sich und erweckten ihn. Von der anderen Seite der Gebüsche kam es näher,

und da er unwillkürlich durch das Grün sah, erkannte er seine Cousine Jeanne, die am Arme des distinguirten Franzosen ging. Sie flüsterten mit einander. Wilhelm beschloß, zu warten, bis sie vorüber waren, aber sie standen plötzlich beide in seiner unmittelbaren Nähe still, so daß nur die hohen Gebüsche ihn verbargen. Er rührte sich nicht und so mußte er jedes Geräusch und jedes Wort hören.

„Ich kann dies Gefühl nicht bezwingen! Keine Macht der Welt kann mir verbieten, Sie anzubeten, Jeanne!"

„O doch! Ich verbiete es Ihnen ganz ernstlich."

„Ich mißfalle Ihnen also?"

„Das sage ich nicht!"

„Danke! Danke! Ich athme wieder!"

„Ich wüßte nicht weshalb!"

„Aber haben Sie mir es nicht eben selbst gesagt!"

„Sie irren sich!"

„Nein, ich irre mich nicht! Seien Sie großmüthig, mein Engel! Wenn ich Ihnen nicht mißfalle, so darf ich Ihnen wohl sagen, daß ich vom ersten Augenblick an, wo Ihr Anblick mich mit Wonne erfüllte, Ihnen mein Herz gewidmet habe! Jeanne, antworten Sie doch!"

Herr von Vergennes schlang den Arm um die zierliche Taille seiner Dame und führte sie sanft weiter. Es schien Wilhelm, daß seine Cousine das Köpfchen mit den herrlichen schwarzen Flechten nach dem Vicomte wendete, während ihre flüsternde Stimme ganz unhörbar wurde. Wilhelm beeilte sich sofort, sein unfreiwilliges Versteck zu verlassen, und begab sich auf den Pfad, wo die Gäste auf und nieder wandelten.

„Wilhelm! ich suche Sie!"

Eugenie trat ihm am Ausgange entgegen. Sie legte arglos ihren Arm in den seinigen. Wilhelm's Herz klopfte heftig, aber er bezwang seine Erregung. Er nahm sich vor, in vollem Ernst die Aufwallungen seines Gemüthes zu unterdrücken und der Vermessenheit seiner Wünsche Stillstand zu gebieten. Eugenie richtete ihren geistvollen Blick wieder auf ihn und sprach:

„Wir können noch einen Augenblick mit einander reden und ich möchte so gern noch manches von Ihnen wissen, aber ich fürchte, daß ein studirter Mann über meine albernen Fragen lachen wird."

„Liebe Cousine," entgegnete Wilhelm, „reden Sie nicht von albernen Fragen! Sie wissen nicht, wie gern ich jedes Ihrer Worte höre."

Mit schalkhaftem Lächeln antwortete Eugenie:

„Die Luft der Residenz beginnt bereits ihren Einfluß auf Sie zu üben. Aber ich hatte Sie noch etwas Ernsthaftes zu fragen."

Und Eugenie vertiefte sich wieder mit Wilhelm in ein eingehendes Gespräch über die Lieblingsgegenstände ihres Nachdenkens. Während sie beide zuletzt einem großen Rosenbeete sich näherten, begegneten sie mehreren Gästen und die Ausrufe der fröhlich plaudernden Menge störten sie in ihrem eigenen Gespräche.

„Später habe ich Sie noch Mehreres zu fragen —" beschloß Eugenie — „und schon jetzt bin ich Ihnen sehr verpflichtet, Wilhelm! Ich hoffe, daß wir Sie oft sehen werden!"

„Mein Loos wird bald entschieden sein," entgegnete Wilhelm erbleichend. „Morgen werde ich mit dem Onkel das Nähere überlegen."

Eugenie reichte ihm freundlich die Hand.

„Mir scheint, es kann Ihnen nicht schlecht gehen, Wilhelm! Ich habe die beste Hoffnung für Ihre Zukunft."

Er drückte einen Augenblick ihre Hand mit Gefühl, und deutete auf eine prächtige weiße Rose, die Eugenie spielend in ihren Gürtel gesteckt hatte.

„So geben Sie mir diese Blume als Symbol Ihrer Hoffnung," flüsterte er.

Ohne einen Augenblick zu zögern, ergriff das Mädchen die Rose.

Bebend nahm Wilhelm das Geschenk in Empfang — als er sich umsah, war Eugenie verschwunden.

* * *

Frau von Dornbach war sehr unzufrieden über den jungen Herrn von Hochkirch. Sie hatte diesem jungen Manne die große Gunst erwiesen, ihr Gesellschaft leisten zu dürfen, da der Attaché sich unter einem Vorwande entfernt hatte, um eine der köstlichen Cigarren des Hausherrn zu rauchen, aber Herr von Hochkirch entledigte sich seiner Aufgabe als dienender Ritter mit sehr wenig Eifer und wußte fast nichts auf

das, was seine Dame sprach, zu antworten. Dazu kam noch, daß Frau von Dornbach mit Schrecken bemerkte, daß sie ihr prachtvolles Spitzentaschentuch verloren hatte. Herr von Hochkirch mußte nun auf allen kleinen und großen Pfaden des Gartens nach dem verlorenen Tuche suchen, während die Dame vorläufig unter den Kreis der Frau von Roggeveen ihre Zuflucht nahm.

Der junge Hochkirch suchte eifrig und bückte sich überall mit mehr Aufopferung, als man von seinen steifen Gliedmaßen hätte erwarten sollen. Ganz hinten im Garten glaubte er endlich etwas Weißes zu bemerken, aber er stand plötzlich still, als er auf einer Gartenbank, unter einem dicken Baume, zwei Gestalten in vertraulicher Haltung fand. Sie wendeten ihm den Rücken zu und bemerkten nicht, daß er leise bis dicht zu ihnen schlich.

Es war sein Freund, der Vicomte von Vergennes und Fräulein Jeanne von Roggeveen. Die Letztere hatte den Kopf an die Schulter des Freundes gelehnt. Sie sprachen so unhörbar, daß Hochkirch nichts belauschen konnte. Endlich standen sie auf.

„Auf ewig!" klang es deutlich mit der Stimme des Vicomte.

„Im Leben und im Tode!" antwortete das Mädchen.

Darauf schieden sie, ohne den Lauscher zu bemerken.

Elftes Capitel.

Die möblirten Zimmer des Herrn Vicomte Coppin de Vergennes prunkten im grellen Lichte einer Gaskrone und zahlreicher Kerzen.

Die geöffneten Fenster, die auf einen der schönsten Plätze der Residenz gingen, ließen die angenehme nächtliche Kühle eindringen und ein leichter Luftzug bewegte die Tüllgardinen, daß sie mit einem geheimnißvollen Geräusche hin- und herflatterten.

Die Pendule auf dem marmornen Kaminsims zeigte einige Minuten nach Mitternacht. Es war nur eine Person in den Zimmern anwesend — der Lakei.

Er saß mit festgeschlossenen Augenlidern nachdenklich in dem großen Raume, der als Salon diente. Er hatte sich vor einem eleganten Schreibtisch niedergelassen und schien zu erwarten, daß der geschlossene, cylinderförmige Deckel sich aus eigenem Antriebe öffnen werde, so unverwandt starrte er auf dies Möbelstück.

Wer den Mann so einige Augenblicke hätte beobachten können, würde einen sehr abstoßenden Zug in seinem mageren Gesichte wahrgenommen haben. Sein Mund war fest geschlossen und gab seiner ganzen Erscheinung einen drohenden Ausdruck. Im Uebrigen war er sehr elegant von Costüm und Gestalt. Sein schwarzer Rock war nur sehr wenig mit silbernen Tressen besetzt, graue Tuchgamaschen bedeckten seine dünnen Beine, die aufwärts in schwarzem Plüsch steckten.

Das Geräusch naher Fußtritte ließ ihn mit einem raschen Blick aus seiner Ueberlegung erwachen. Vorsichtig sah er sich im Zimmer um. Zwei Spieltische, mit brennenden Kerzen versehen, ein großer Vorrath von Erfrischungen, besonders von Weinen auf einem Marmorbüffet in einer Ecke, sonst an allen Seiten die größte Nettigkeit und Eleganz in Bezug auf die ganz neuen Möbel — alles dies überzeugte ihn, daß er die Ankunft seines Herrn mit Ruhe erwarten konnte.

Die Fußtritte hatten sich inzwischen genähert. Man konnte die Stimmen deutlich unterscheiden, welche sich in allerlei französischen Ausrufungen ergingen. Der Lakei öffnete die Thür des Zimmers, stellte sich an die Treppe und wartete. Mit raschen Schritten heraufsteigend zeigte sich bald der erste Besucher — ein junger Mensch mit kahlem Kopfe, schwarzem Frack und weißen Handschuhen. So erschienen fünf Gäste. Der Vicomte trat zuletzt herein. Der Lakei nahm die hellen dünnen Ueberröcke und die Stöcke in Verwahrung und die Herren versammelten sich im Salon. Unter lautem Sprechen und Scherzen ging man einen Augenblick in dem Raume auf und ab. Der Vicomte war in bester Stimmung und zeigte sich als den liebenswürdigsten Wirth, den man verlangen konnte. Der jugendliche Herr von Hochkirch ging mit einem geheimnißvollen Lächeln umher, da er noch ganz unter dem Eindruck seiner Erlebnisse im Garten der Frau von Roggeveen war. Er hatte sich fest vorgenommen, Nichts davon zu verrathen, aber soviel als möglich seinen ausgezeichneten französischen Freund zu

vertraulichen Mittheilungen zu veranlassen. Früher hatte er wohl selbst zuweilen an Fräulein Eugenie von Roggeveen gedacht, aber diese hatte ihn stets in so unverkennbarer Weise fern gehalten, daß er vollständig von seinen Ideen abgekommen war.

Die vier übrigen Gäste gingen plaudernd mit großer Heiterkeit fortwährend auf und ab. Zwei davon hatten das Diner der Frau von Roggeveen mitgemacht und wir erkennen in dem jungen Manne mit dem kahlen Kopfe den Attaché, welcher neben Frau von Dornbach seine ritterlichen Pflichten etwas ungenügend erfüllt hatte. Die beiden Anderen gehörten der Haag'schen Noblesse an, der Eine hieß Alfred von Haselbusch und der Andere Friedrich, Baron von Sonnenburg.

Gleich nach dem festlichen Diner hatten sich die Herren nach dem Casino verfügt und dort waren Alle durch den Vicomte eingeladen worden. Dieser hatte auf der Treppe des Roggeveen'schen Hauses seinen eifrigen Lakei angetroffen und demselben Befehl gegeben, Alles zu einem glänzenden Empfang in Bereitschaft zu halten.

Seit etwa acht Tagen war Herr von Vergennes in jenem distinguirten Freundeskreise aufgenommen worden, in welchem die Herren von Hochkirch und von Haselbusch die Oberaufsicht führten. Man widmete einen großen Theil der Nacht irgend einem interessanten Kartenspiele und obgleich man gewöhnlich in einem besonderen Zimmer des Casinos zusammen traf, so geschah es doch auch zuweilen, daß einer oder der andere der Herren die Gesellschaft bei sich empfing. Am vorigen Abend war dies nun bei dem Baron von Sonnenburg geschehen und es hatte sich dort wieder gezeigt, daß die Ankunft des glänzenden französischen Edelmannes das Interesse für das Spiel bedeutend gesteigert hatte. Es war unverkennbar, daß der Vicomte eine ungewöhnliche Fertigkeit in allen Arten des Spiels besaß und mit echt ritterlicher Sorglosigkeit auf die kühnsten Wagnisse einging, die dann meistens mit günstigem Erfolge für ihn ausfielen.

Die Revanche, welche er versprochen hatte, gab er nun mit unbeschränkter Gastfreundlichkeit. Der Lakei bewegte sich sehr höflich und äußerst geschickt zwischen den vornehmen Gästen, denen er Erfrischungen anbot. Der jugendliche Herr von Hochkirch lächelte sehr zufrieden, denn der ausgezeichnete frappirte Champagner seines distinguirten ausländischen Freundes übertraf die kühnste Erwartung.

Inzwischen formirte man einen Zirkel um einen der Spieltische. Der Vicomte sah sich nach seinem fünften Gast um, der gleichfalls bei dem köstlichen Diner der Familie Roggeveen erschienen war. Dieser stand bei dem marmornen Kamin und es schien ihm einen ungewöhnlichen Kunstgenuß zu gewähren, die beiden reizenden, glänzend braunen Bacchantinnen zu beobachten, die dort standen. Als man seinen Namen nannte, schaute er auf. Es war Herr Briland mit der blauen Brille und den grauen Haaren. Etwas überrascht wandte er sich um und mischte sich unter die jungen Leute. Er war mit den Herren von Hochkirch und von Haselbusch sehr befreundet und suchte sie im Glückspiele womöglich zu übertreffen.

Einige Augenblicke später war der Spieltisch besetzt. Briland saß dem Vicomte gegenüber und der Baron Sonnenburg gegenüber von dem Attaché. Hochkirch und Haselbusch standen dabei und folgten dem Kampfe mit Rath, That und klingender Münze. Man spielte eine einfache Partie Ecarté, wobei zufällig ein Paar die Karten zur Hand nahmen und die Uebrigen sich damit begnügten, Geldsummen zu dem ansehnlichen Einsatz der kämpfenden Parteien zu setzen.

Man spielte anfänglich ziemlich stillschweigend. Der Lakei schlich dabei fast unhörbar durch das Zimmer und füllte die Gläser, die neben den Spielern auf eleganten Tischchen einen sicheren Platz gefunden hatten. Er schlug die Augen stets äußerst bescheiden nieder und blickte nur von der Seite nach der vornehmen Gesellschaft. Auffallend war der Umstand, daß er, ohne durch einen der Gäste bemerkt zu werden, einen Blick auf die Karten des Herrn Briland warf. Noch auffallender, obgleich ebenfalls durch Niemand bemerkt, konnte es scheinen, daß er seinen Herrn, der dem Ostindier gegenüber saß, ohne irgend welchen Ausdruck flüchtig anblickte.

Herr Briland verlor mit der größten Ruhe — das Glück begünstigte wie gewöhnlich den Vicomte. Der alte Herr

nahm Revanche, während Herr von Vergennes sich mit dem Attaché zu messen versuchte. Inzwischen blickte sich Herr Briland suchend um und brachte endlich eine elegante Cigarrentasche zum Vorschein. Es bedurfte nur einer leichten Bewegung mit den Augenbrauen von Seiten des Vicomtes und der aufwartende Lakei bot höchst feierlich eine Kerze zum Anzünden an. Es schien beinahe, als wenn der Bediente mit Vergnügen zusah, wie der alte Herr die ersten Wölkchen von seiner Manilla in die Luft blies.

Jetzt hatte der Vicomte verloren und Briland gewann sein Geld zurück. Der sehr beträchtliche Einsatz wurde auf den Vorschlag des Attache erhöht — der Vicomte setzte sein Geld zu dem des Diplomaten. In demselben Augenblicke beeilte sich der Lakei das Glas des Baron von Sonnenburg zu füllen, der gerade seine Karten aufnahm. Der ausdruckslose Blick zwischen Herr und Diener folgte.

Herr von Hochkirch sah mit Bedauern, daß der Attaché gewann, denn er hatte einige Münzen auf den Einsatz des Herrn von Sonnenburg gewagt, die nun dem Vicomte zu Gute kamen. Um sich zu trösten, leerte er ein paar Gläser Champagner und sagte dann mit einem gewissen Humor:

„Ich weiß nicht, ob die Herren mir zustimmen werden, aber ich finde, daß Fräulein Jeanne von Roggeveen allerliebst aussieht.“

„Sie ist noch ein Kind!“ warf Briland leicht hin.

Herr von Haselbusch sah ihn verwundert an und sagte:

„Es thut mir leid, daß ich dem Feste nicht beiwohnen konnte. Roggeveen hat viel Erfolg mit der zweiten Tochter.“

„Sehr viel Erfolg!“ bestätigte Herr von Hochkirch.

„Prächtige Menschen!“ meinte der Attaché.

„Die Hausfrau war sehr animirt,“ sagte Briland.

Das Spiel wurde regelmäßig fortgesetzt. Der Vicomte sprach nur ein paar gleichgültige Worte und schien sich aus Lebensart jedes Urtheils zu enthalten. Baron von Sonnenburg, ein langer magerer Mensch mit aschblonden Haaren und einem dito Knebelbart, zuckte fast unmerklich die Achseln und sagte rasch:

„Die Herren werden mir es nicht übel deuten, aber ich mache mir nichts aus Frau von Roggeveen. Sie ist langweilig und bildet sich Wunder was ein auf den Namen und das Vermögen ihres Mannes.“

Man schwieg mehr aus Interesse für den Erfolg des Spieles zwischen Briland und dem Vicomte, als aus Hochachtung für Frau von Roggeveen. Nachdem die Karten wieder zum Nachtheil des Ostindiers entschieden hatten, frug dieser ganz unbefangen:

„Aber ist Roggeveen denn so vermögend?“

„Kein Zweifel!“ antwortete Sonnenburg. „Vor einigen Jahren hat er seinen Vetter Hillertsbergen beerbt, der auch weitläufig mit meiner Familie verwandt war, da ist ihm eine sehr ansehnliche Summe zugefallen.“

Niemand vermuthete, daß der Vicomte auf diese Worte achtete. Er hatte in einer Ecke des Zimmers die Augen seines Lakeien blinken sehen — er hatte es allein gesehen und unmerklich gewinkt. Dieser erschien wieder eiligst an dem Spieltische, um ganz geräuschlos die Gläser zu füllen und mit seinen eingesunkenen Augen seinem Herrn Telegramme zuzusenden.

Herr von Hochkirch sah mit einem unterdrückten Gefühl von Eifersucht nach dem Vicomte, der auf elegante tactvolle Weise die Karten fallen ließ und ein hübsches Sümmchen an Banknoten und Silber auf die zierlichste Art in ein kleines Besteck eingeordnet hatte. Herr von Vergennes bewegte sich stets elegant und geschmackvoll, er warf die Karten so rasch und geschickt durcheinander, griff die einzelnen Blätter so schnell mit den Spitzen seiner weißen Finger auf und wühlte mit der linken Hand so ungekünstelt durch den langen schönen braunen Bart, daß er dem jungen Hochkirch wie der Typus des vollkommensten Gentleman erschien.

Herr Briland fuhr mit der größten Ungezwungenheit fort, kleinere und größere Summen zu verlieren, und obgleich er mit derselben Ungezwungenheit seinen Durst mit goldgelbem Champagner aus eleganten Gläsern löschte, schien dies Alles nicht den geringsten Einfluß auf seine Gemüthsstimmung auszuüben. Nun sah er Herrn von Hochkirch einen Augenblick an und sagte dann:

„Was mir bei den Roggeveens nicht gefällt, ist die wunderlich hochmüthige Dame, die immer mit dem Hausherrn flüstert, die Baronin — wie heißt sie doch schnell.“

„Frau von Dyrenvord!“ antwortete von Hochkirch mit einem Lächeln, welches fein sein sollte.

Sämmtliche Herren schienen für einen Augenblick ihr Spiel zu unterbrechen, um den alten Vriland, seiner Naivetät wegen, anzustarren.

„Was denn!“ rief dieser; „es ist doch wohl nicht verboten, über Frau von Dyrenvord zu sprechen?“

„Durchaus nicht!“ antwortete Sonnenburg; „Frau von Dyrenvord ist eine sehr interessante Frau, die noch ganz gut aussieht.“

„So scheint Roggeveen auch zu denken!“

Auf diese Worte des offenherzigen Ostindiers folgte ein fröhliches Gelächter, das erste, welches man in dieser Nacht im Salon des Vicomte gehört hatte.

Vriland wurde ein wenig unruhig und sagte ziemlich barsch:

„Mit Ihrer Erlaubniß, Herr von Sonnenburg, ich glaube nicht, daß man meine Worte lächerlich finden kann.“

Baron von Sonnenburg zupfte mit drolligem Gesicht an seinem aschblonden Knebelbarte. Er wollte antworten, aber er brach plötzlich in ein homerisches Gelächter aus.

Der Ostindier war todtenbleich geworden. Er wollte eben den Mund öffnen und ein sehr ernsthaftes Wort der Entrüstung aussprechen, als der Vicomte ihm zuvorkam und mit größter Ruhe die Bemerkung machte:

„Es kann nicht von Lächerlichkeit die Rede sein, dazu wird Herr von Sonnenburg seine Beistimmung geben — nicht wahr, meine Herren? Aber wir sind nicht wenig überrascht, verehrter Herr Vriland, durch Ihre Combinationen zwischen unserem Gastfreund, dem Herrn von Roggeveen, und der stolzen Baronin. Die Reihe zu geben ist an Ihnen, Herr Vriland.“

Der alte Herr ergriff die Karten.

Er schwieg, aber er war sehr verdrießlich, weil er vermuthete, daß irgend ein ihm unbekannter Umstand die jungen Leute zum Lachen gebracht habe. Er beschloß daher, sich bald zu entfernen, da er seinem Aerger nicht Luft geben konnte. Die Gesellschaft war plötzlich sehr ernst geworden und ganz in das Spiel vertieft.

Vriland bekam glänzende Karten und vergaß für einen Augenblick seinen Verdruß.

Herr von Haselbusch ergriff die Gelegenheit zu der Bemerkung:

„Ich meinestheils stimme mit Herrn Vriland überein, daß die Baronin von Dyrenvord alle ihre Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit nur für die Familie von Roggeveen aufbewahrt. Ueberall, wo ich sie sonst getroffen habe, ist sie ungenießbar.“

Während Herr Vriland vorläufig einen hübschen Einsatz gewann und dadurch in Anspruch genommen wurde, rief der Attaché, der meistens geschwiegen hatte:

„Die Baronin ist eine geistreiche Frau, die sich in Gesellschaft ihres rücksichtslosen und wenig unterhaltenden Gemahles langweilt. Ich begreife nicht, warum sie kein Recht haben soll, sich mit unserem liebenswürdigen Freunde von Roggeveen fortwährend zu unterhalten.“

Herr Vriland, der sich ein wenig von seiner Entrüstung erholt hatte, antwortete:

„Ich habe nichts dagegen einzuwenden, daß wir die Leute aufsuchen, die uns am besten gefallen, aber bei Tische saß ich neben der Baronin und anstatt mir zu antworten, flüsterte sie hinter ihrem Fächer fortwährend mit Herrn von Roggeveen. Als darauf im Garten der Kaffee getrunken wurde und ich Jemand suchte, um mich mit ihm zu unterhalten, sah ich die Beiden auf ein paar Gartenstühlen im eifrigen Gespräche und sie schienen sehr wenig erfreut, als ich mich zu ihnen gesellte, um mit ihnen zu plaudern. Ich glaube nicht, daß man das irgendwo in der Welt angenehm finden kann.“

Die Herren schienen auf dem Punkte, von Neuem in lautes Lachen ausbrechen zu wollen, als von Hochkirch einfiel:

„Das ist doch nicht seltsam, Herr Vriland! Frau von Dyrenvord ist die jüngste Tochter des Grafen von Erkenrath und war in ihrer frühesten Jugend schon mit Roggeveen bekannt. Wenn ich Ihnen Alles sagen wollte, was ich darüber weiß, würde Ihnen die Sache eben so einfach erscheinen wie mir oder Herrn von Carnowitz.“

Mit diesem Namen wurde der Attaché bezeichnet, der darauf ziemlich steif und

verdrießlich sich verbeugte, ohne zu antworten.

Baron von Sonnenburg erhob den Kopf mit komischer Feierlichkeit und rief:

„Wenn Herr von Hochkirch mehr davon weiß, braucht er nicht zu schweigen. Unsere Gesellschaft verbürgt die genügende Discretion.“

Herr von Hochkirch machte ein sehr wichtiges Gesicht, während Alle, mit Ausnahme des Vicomte, der die Karten mischte, sich mit fragenden Blicken zu ihm wendeten. Aber Hochkirch schien nun alle seine Aufmerksamkeit auf das Spiel zu richten. Herr von Carnowitz warf darauf einen sehr ausforschenden Blick auf Hochkirch. Er legte seine Karten nieder, befestigte sein Lorgnette in der Ecke des linken Auges und sagte mit nachdrücklicher Feierlichkeit:

„Wir haben Herrn von Hochkirch die Versicherung gegeben, daß er auf unsere Discretion rechnen darf — Herr von Hochkirch hat sich einige geheimnißvolle Anspielungen in Bezug auf die Baronin von Dyrenvord erlaubt — mir scheint, daß seine Ehre es verlangt, uns Näheres darüber mitzutheilen.“

Herr von Hochkirch war gerade kein Held und der Ton des Diplomaten war sehr dringend. Man war im Kreise dieser Herren gewöhnt, wenig Umstände zu machen, da er nicht selten als Zielscheibe für allerlei witzige Einfälle gewählt wurde. Dies Mal schien er doch weniger dazu bereit zu sein, denn er zuckte ganz heiter die Achseln und rief aus:

„Die Sache hat mit meiner Ehre gar nichts zu thun.“

„Nichts zu thun! Sie hören es, meine Herren,“ rief von Carnowitz; „eine Beschuldigung gegen eine hochachtungswürdige Dame darf in unserer Gesellschaft nicht unaufgeklärt bleiben. Ich verlange von Herrn von Hochkirch genügende Aufklärung, sonst —“

Der Vicomte hatte mit schlecht verhehltem Mißvergnügen das Gespräch verfolgt und fiel nun plötzlich ein:

„Herr von Hochkirch wird uns sehr verpflichten, wenn er uns einige nähere Aufklärungen geben will.“

Hochkirch wurde sehr aufgeregt und antwortete:

„Was ich sagen kann, sollen die Herren wissen. Es scheint, daß keine große Harmonie zwischen Herrn und Frau von Dyrenvord herrscht. Von ganz genau unterrichteter Seite weiß ich, daß das Ehepaar sich im Hause lieber vermeidet als aufsucht. Außerdem findet die Baronin nichts darin, sich in Scheveningen und an anderen Orten fortwährend an der Seite des Herrn von Roggeveen zu zeigen.“

„Das wissen wir bereits Alle,“ antwortete von Carnowitz mit gemachter Strenge; „was geht es uns an, ob Herr von Hochkirch von gut unterrichteter Seite spricht; darum handelt es sich eben, zu beweisen, daß er mit gut unterrichteten Personen in Verbindung steht, sonst halte ich alle seine Behauptungen für gewagt, wenn nicht für unpassend.“

Hochkirch leerte sein Glas mit großer Eile und sagte dann:

„Es ist noch eine Dame im Spiele und darum sprach ich etwas geheimnißvoll. Wenn Sie es denn durchaus wissen wollen, will ich es sagen. Frau von Dyrenvord hat ein sehr hübsches Kammermädchen, die mir zuweilen vergönnt, incognito ihr Cavalier zu sein. Dieses Kammermädchen besitzt das volle Vertrauen ihrer Herrin und deshalb werden die Herren begreifen —“

Ein schallendes Gelächter brach nun von allen Seiten aus.

Der alte Ostindier lachte mit und fand die Sache vollkommen aufgeklärt. Am längsten und lustigsten lachte Herr von Carnowitz — der Vicomte am kürzesten. Der Letzte rührte dabei die Karten an, die indeß geruht hatten, und das Spiel ging weiter.

In dem Augenblick als Hochkirch von der Kammerjunger der Frau Baronin gesprochen hatte, stand der Lakei hinter ihm, um das Glas, das er so schnell geleert hatte, zu füllen. Wenn dabei Jemand auf den Diener geachtet hätte, würde er bemerkt haben, daß dieser erschrak und einen zornigen Blick auf Hochkirch warf. Dies Alles geschah jedoch so schnell und der Mann nahm so rasch den gewöhnlichen Ausdruck seines Gesichtes wieder an, daß es schwer gewesen wäre, jene Aufwallung zu bemerken.

Nachdem Hochkirch von allen Seiten manche scherzhafte Bemerkungen hatte hören und abwehren müssen, widmete

man sich wieder dem Spiele, während unter dem Einfluß des edlen Weines der Einsatz fortwährend erhöht wurde.

Herr Briland hatte sich kaum erholt, als ihm das Glück aufs Neue den Rücken zukehrte, so daß er in einer Stunde all sein baares Geld und die Banknoten aus seiner Brieftasche verlor. Vollkommen ohne Erregung sah er auf seine Uhr und rief:

„Halb vier! Für einen Mann in meinen Jahren ist es Zeit zu gehen. Ich habe mein ganzes Vermögen für heute Abend verspielt."

Der Vicomte, der fortwährend belangreiche Summen von Papier und Silber in sein kleines Besteck arrangirt hatte, erschöpfte sich in den höflichsten Anerbietungen. Aber der alte Herr hatte vom Spiel genug genossen und wollte sich entfernen. Er steckte seine sechste Manilla an und frug nach seinem grauen Ueberzieher.

„Der Tag bricht bereits an! Es wird kühl draußen sein," fuhr er fort; „und nun habe ich noch solch eine lange Reise nach meiner Villa. Könnte unser guter Freund mir nicht eine Droschke bestellen?"

Der gute Freund war der Lakei, der sich ehrerbietigst verneigte, als der Vicomte ihm sagte, daß er eine Droschke bestellen solle — und der darauf bescheiden bemerkte, daß es vielleicht zu spät sein werde. Herr von Haselbusch gab jedoch sofort eine Adresse, wo man Wagen zu jeder Stunde der Nacht haben konnte. Der Lakei verschwand. Briland war aufgestanden, er ging dampfend eine Weile durch das Zimmer, blickte aus dem Fenster und nahm endlich vor einem Tischchen Platz, auf welchem ein Photographienalbum lag.

Am Spieltische war man wieder eifrig beschäftigt. Herr von Haselbusch hatte den Platz des alten Briland eingenommen und eine Weile war das Glück dem Vicomte nicht günstig. Niemand nahm davon Notiz, daß Adolf, der Lakei, zurückgekommen war und die Droschke auf Herrn von Briland wartete. Endlich wendete sich Herr von Vergennes um und rief dem alten Ostindier zu:

„Ihr Wagen wartet!"

Briland machte vorsichtig das Album zu und antwortete:

„Interessante Bilder!"

„Nicht wahr? Die berühmtesten Schönheiten meines Vaterlandes haben dazu Modell gestanden."

„Ich werde sie mir ein andermal genauer ansehen. Adieu, Messieurs!"

Jeder begrüßte den lebenslustigen Ostindier.

Briland stieg eilig in den Wagen und als er seine grauen Haare gegen die Seitenwand der Droschke drückte, um nachzudenken, stiegen die Figuren aus dem Album in seiner Phantasie empor — ein wilder Reigen von Mänaden, die in schamloser Nacktheit die brutalste Wirklichkeit und die verdorbenste Einbildungskraft noch übertrafen.

Es war sieben Uhr Morgens, als man endlich das Spiel aufhob. Baron Sonnenburg und von Carnowitz hatten ziemliche Summen verloren, von Haselbusch und von Hochkirch konnten zufrieden sein; aber den Vicomte setzte sein Glück geradezu in Verlegenheit. Es mußte noch eine Droschke bestellt werden und dann ging man mit etwas erzwungener Heiterkeit auseinander.

Als Adolf, der Lakei, nachdem er die Herren hinausbegleitet hatte, wieder in den Salon trat, traf er den Vicomte gerade dabei, daß dieser den schönen Schreibtisch schloß. Adolf warf einen finsteren Blick auf den Vicomte. Dieser brachte die Hand an den Kopf und flüsterte:

„Dieser widerliche Tabacksdampf!"

Adolf antwortete nicht.

Der Vicomte murmelte einige Worte und ging auf das Seitengemach — sein Schlafzimmer — zu.

Der Lakei that auch einige Schritte vorwärts und sagte:

„Wir haben gute Geschäfte gemacht!"

„Selbstverständlich!"

„Meine Erkundigungen nach den Familien Roggeveen und von Dyrenvord sind vollkommen richtig!"

„Ich habe nicht daran gezweifelt. Ich werde meinem Programme folgen und Alles wird gut gehen."

„Sie sehen, daß ich mich nicht geirrt habe."

„Glücklicherweise nicht. Ich bin müde. Ich habe Kopfschmerz — ich muß schlafen — später mehr davon."

Der Ton, in welchem diese Unterhaltung geführt wurde, war sehr seltsam. Adolf hatte in einer Weise gesprochen, die weit über seinen Stand ging, und der Vicomte, der jenen ganz als seinen Diener behandelte, so lange Andere zugegen waren, sprach nun in einer Art von kühler Höflichkeit. Doch gewahrte der Letztere einen gewissen Abstand, den auch Adolf nicht zu überschreiten wagte. Als der Vicomte von Ermüdung redete, lächelte Adolf beinahe unmerklich.

„Wann beginnen wir heute?“ fuhr der Lakei fort.

„Wecken Sie mich gegen drei Uhr. Der widerwärtige Briland hat den ganzen Salon mit seinen Cigarren verpestet und ich werde nicht schlafen können vor Kopfschmerz.“

„Ist diesen Abend wieder Zusammenkunft?“

„Ja, im Casino!“

„Kein Diner?“

„Nein. Aber es ist Concert im Wäldchen.“

„Wir fahren also fort!“

„Natürlich. Adieu!“

So vertraulich der Stoff des Gespräches auch sein mochte, die Form war von beiden Seiten wenig herzlich. Der Vicomte drückte sich vorsichtig aus und gab sich die größte Mühe, nicht unhöflich zu werden. Adolf that, als ob er nichts bemerkte.

„Noch eins!“ sagte er schnell, als sein Herr in die Thür des Schlafzimmers trat; „ich muß heute meine Miethe bezahlen.“

Der Vicomte runzelte die Stirn und machte eine heftige Geberde. Plötzlich jedoch schien er sich zu besinnen und zeigte nach dem Spieltische, wo einige Häufchen Silbergeld liegen geblieben waren. Dann entfernte er sich schweigend.

Adolf näherte sich dem Spieltische.

Mit einem höhnischen Lächeln ergriff er die Silberstücke, zählte sie mit erstaunlicher Schnelligkeit und verbarg sie. Dann warf er einen Blick über den Salon, ließ ihn an dem Büffet mit den geleerten Flaschen, am Schreibtische haften und flüsterte allerlei vor sich hin, als spräche er gegen einen Abwesenden Drohungen aus.

Darauf verließ er den Salon und öffnete im Gang die Thür eines großen Schrankes. Seine Livree und die Gamaschen verschwanden in einem Augenblick. Ein einfaches schwarzes Röckchen und ein schwarzer Hut verwandelten ihn in einen ziemlich einfachen Bürgersmann. Er versäumte nicht, entsprechende Handschuhe anzuziehen und schlich dann leise die Treppe hinunter.

Das herrliche Sommerwetter stimmte ihn nicht sehr sanftmüthig. Er fuhr fort, drohende Worte zu flüstern und beeilte sich, die vornehmeren Straßen der Stadt zu verlassen, um in den engeren und abgelegeneren Theilen sein Quartier aufzusuchen. Auch er schien gleich seinem Herrn nach Ruhe zu verlangen und je näher er der stillen Seitenstraße kam, wo er wohnte, um so eiliger wurde sein Schritt. An der Straßenecke stand ein kräftiger Mann, der Besitzer einer Wirthschaft, der in Hemdsärmeln eine Pfeife rauchte.

„Guten Morgen!“ rief freundlich der Wirth.

Adolf nickte rasch und ging seinen Weg weiter.

„Es scheint ihm nicht zu gefallen — er schämt sich hereinzukommen,“ murmelte der Wirth; „ich möchte nicht mit ihm tauschen.“

„Ich auch nicht!“ sagte ein Arbeiter, der sich an der anderen Seite der engen Straße in der Hausthür zeigte.

Adolf zog einen Schlüssel hervor und öffnete in der Mitte der Straße die Thür, an deren Seite auf einem Messingschilde der Name: Schnuck stand. Dann trat er rasch ein und eilte die ziemlich finstere Treppe hinauf.

Im ersten Stock angekommen, ging plötzlich eine Thür auf, so daß er beinahe in unsanfte Berührung mit einem Herrn kam, der hinuntergehen wollte.

„Pardon!“ sagte Adolf sehr schnell und höflich, indem er die zweite Treppe hinaufstieg.

„Nehmen Sie es nicht übel!“ brachte Trostmann, der Maler und Bewohner des ersten Stockes, hervor, aber Adolf war bereits verschwunden.

Trostmann stand einen Augenblick verwundert still und dachte, während er bedächtig die Treppe hinabstieg: Diesen Mann habe ich schon gesehen! Wo mag ich ihm früher begegnet sein?

Zwölftes Capitel.

Die Hitze war bereits des Morgens drückend gewesen und sie wurde Mittag noch drückender.

Nichtsdestoweniger eilte Wilhelm Blankmann mit hastigen Schritten vorwärts. Er hatte eben die Wohnung seines Onkels verlassen. Herr von Roggeveen hatte Wort gehalten. Zwei Briefe an angesehene Männer in der Residenz waren Wilhelm übergeben worden.

Er ging mit sehr gemischten Beobachtungen durch die prächtige Lindenallee des Wäldchens. Was in der kurzen Zeit von vierundzwanzig Stunden mit ihm geschehen war, erschien ihm wie ein ganzer Lebensabschnitt. Zuerst der Empfang bei seinem Onkel, dessen Name, so lange seine Eltern lebten, in stillschweigender Uebereinkunft nie genannt wurde. Dann die erschreckliche Vornehmheit seiner Tante, die ihm weiß machen wollte, daß der einfache Name Blankmann einen aristokratischen Anstrich habe, und dann — Eugenie!

Noch immer klang der Ton ihrer Stimme in seinen Ohren, wie sie am vorigen Abend zu ihm gesprochen hatte, als sie ihm die weiße Rose schenkte. Es war, als ob eine Zauberkraft in der Rose verborgen sei, so lange hatte er dieselbe betrachtet, nachdem er in die einsame Stube seines Gasthofes zurückgekommen war. Tausend Phantasiebilder drängten sich in die bunte Reihe seiner Erinnerungen. Bald überströmte ihn das Gefühl einer grenzenlosen Befriedigung, dann wieder erwachte er zu banger Furcht vor seiner unsicheren Zukunft.

Herr von Roggeveen hatte eine Art Anstellung am Ministerium und erschien dort täglich einige Stunden des Vormittags. Daher kam es, daß Wilhelm seinen Onkel nicht mehr zu Hause getroffen hatte. In Folge der Verabredung vom vorigen Abend sollte er die Briefe abholen und später den Erfolg mittheilen. Wilhelm hatte daher Niemand von der Familie gesehen, und obschon hierin nichts Besonderes gefunden werden konnte, war es doch eine der Ursachen gewesen, die seine Gedanken beschäftigten, so daß diese sich nicht nur mit seinen eigenen Angelegenheiten und den Besuchen beschäftigten, die er den einflußreichen Freunden seines Onkels abstatten wollte.

Er nahm die Briefe hervor und überlas langsam die Adressen.

Der erste war gerichtet an Herrn Geheimerath von Hochkirch, einen Namen, den er zuerst aus Eugeniens Mund während des Diners vernommen hatte. Er wußte durch seinen Onkel, daß der Brief für den Vater des jungen Herrn bestimmt war, der sich für den Freund des glänzenden französischen Vicomte erklärt hatte. Der alte Herr von Hochkirch war eine große Autorität in Unterrichtsangelegenheiten, und Onkel von Roggeveen war überzeugt, daß er Wilhelm guten Rath, vielleicht sogar mehr verschaffen werde. Der zweite Brief war an den Baron von Dyrenvord gerichtet. Eugenie hatte diesen so lebhaft gerühmt, daß Wilhelm sich sehr darauf freute, den kunstliebenden Mann näher kennen zu lernen, wenn dessen Unwohlsein dies nicht verhinderte. Onkel von Roggeveen hatte Wilhelm darauf vorbereitet, daß der Baron ihn vielleicht nicht werde empfangen können, und hinzugesetzt, wenn der alte Herr von Hochkirch ihm keine Hülfe gewähren könne, so möge er den Brief an Herrn von Dyrenvord nur abgeben und einige Tage in der Residenz bleiben, um die Antwort zu erwarten. Er erinnerte sich dieser Verabredung und las die Namen an den Thüren der nächstgelegenen Häuser, da er nach der Auskunft, die ihm der Diener seines Onkels gegeben hatte, in der Nähe der Wohnung des Unterrichtsbeschützers sein mußte.

Endlich fand er das Haus, welches ziemlich unansehnlich aussah. Nachdem er geklingelt hatte, öffnete ein Dienstmädchen, das ihn mit mißtrauischen Blicken betrachtete und ihn einen Augenblick warten ließ, bis sie ihm endlich die Nachricht brachte, daß Herr von Hochkirch bereit sei, ihn zu empfangen.

Alles in dem Hause sah so veraltet und düster aus, daß es einen fast unheimlichen Eindruck machte. Der alte Herr von Hochkirch war ein mageres Männchen mit bleichen, scharfen Zügen, starken grauen, borstigen Augenbrauen, unter denen ein Paar bewegliche glänzende Augen scheu umherblickten. Er saß vor seinem Schreibtische in einem Lehnstuhle, erwiederte Wilhelm's Gruß mit einem Blicke von der Seite und ersuchte ihn mit leiser Stimme, sich zu setzen.

Wilhelm überreichte seinen Brief und setzte sich.

Herr von Hochkirch schob sein Mützchen nach dem Hinterkopfe, legte seinen linken Daumen und Zeigefinger an das Kinn und hielt mit der rechten Hand den Brief des Herrn von Roggeveen vor sein Gesicht. Wilhelm hatte inzwischen Zeit, sich einen Augenblick umzusehen, wobei er ein Durcheinander von Büchern und an der Wand die Porträts der Reformatoren bemerkte. Der alte Herr von Hochkirch legte inzwischen den Brief vor sich nieder und heftete einen schweigenden Blick auf den jungen Mann.

„Meine Freiheit —" begann Wilhelm.

„Durchaus nicht, Herr Blankmann!" fiel der alte Mann ihm mit klangloser Stimme in die Rede. „Herr von Roggeveen hat Sie mir sehr warm empfohlen und die Freundschaft dieser geachteten Familie ist mir viel werth, da mein einziger Sohn oft in ihrem Kreise erscheint. Sie haben Philologie studirt? Sie sind in der Lage, eine Stellung als Lehrer zu suchen. Glücklicherweise stehe ich mit vielen Schulen in Verbindung und könnte Ihnen wahrscheinlich leicht helfen. Vorher jedoch ein paar Fragen."

Wilhelm wollte auf diese kaum verständliche leise Rede eben antworten, als die flüsternde Stimme, so leise, als ob ein Schatten spräche, wieder begann:

„Wer waren Ihre Freunde auf der Universität?"

„Der junge Cronwinkel war mein bester Freund. Ich hatte aber noch viele Bekannte, unter andern Riedel, von Wenzel, Walther —"

Herr von Hochkirch zog die Augenbrauen in die Höhe und die Stimme aus dem Schattenreiche sagte:

„Walther's Vater ist mein hochgeschätzter Freund!"

„Auch ich kenne den Pastor Walther. Er war Prediger in meinem Geburtsorte."

„Das ist vortrefflich. Wer einen Mann wie Walther zum Lehrer gehabt hat, kann auf meine Zustimmung rechnen, um so mehr, da der Sohn desselben zu Ihren Freunden gehört."

Wilhelm wollte eben ehrlich bekennen, daß sein Umgang mit dem jungen Walther nicht besonders intim gewesen sei, als Herr von Hochkirch wiederum seine buschigen Augenbrauen in die Höhe zog, und während seine glänzenden Augen ruhelos hin- und herblickten, mit seiner Geisterstimme das Gespräch eifrig fortsetzte.

Er richtete zunächst mehrere Fragen an Wilhelm, worin er ihn über seine Ansichten in Bezug auf die Zustände der Schule ausforschte, dann sprach er seine eigene Meinung in längeren Auseinandersetzungen aus, und Wilhelm erkannte bald, daß sein Ideal darin bestand, die Schule ganz unter den Einfluß der Kirche zu stellen.

Wilhelm hatte eben eine kurze Entgegnung ausgesprochen, durch welche er allerdings die völlig entgegengesetzten Ansichten zu erkennen gab, was der alte Herr von Hochkirch mit sprachlosem Entsetzen bemerkte, als plötzlich das Dienstmädchen hereinkam und den Besuch des Pastor Walther ankündigte, der in die Residenz gekommen war, um sich mit seinem Freunde Hochkirch über eine wichtige Angelegenheit zu besprechen. Wilhelm griff hastig nach seinem Hute, da es ihm nur zu gut erinnerlich geblieben, was an dem Begräbnißtage seines Vaters vorgefallen war. Er wünschte jede Begegnung mit Pastor Walther zu vermeiden.

Herr von Hochkirch dagegen blickte mit ungemein glänzenden Augen umher und sagte sehr laut:

„Thun Sie mir den Gefallen und bleiben Sie noch einen Augenblick, Herr Blankmann. Wir können unser Gespräch gleich fortsetzen und ich zweifle nicht daran, daß wir in den Hauptpunkten vollkommen übereinstimmen werden."

Wilhelm war bereits im Begriffe zu gehen und beeilte sich, zu sagen: „Ich befürchte sehr, Herr von Hochkirch, daß wir durchaus nicht übereinstimmen werden. Ich danke Ihnen für die mir gegebenen Aufklärungen, die mir deutlich bewiesen haben, daß auf Ihren Schulen schwerlich ein Platz für mich sein wird."

„Wie geht es meinem geehrten Freunde, meinem würdigen Herrn von Hochkirch?" klang die laute Stimme des Pastor Walther, dessen künstlich um den Hals geschlungenes Tuch und die darüber hängenden vollen Wangen uns bereits früher aufgefallen sind.

Herr von Hochkirch stand von seinem Sessel auf und drückte die Hand des Predigers mit sichtbarer Freundschaft.

„Wir sprachen eben von Ihnen, Herr Pastor!“ sagte er. „Seien Sie mir willkommen in der Residenz!“

Pastor Walther sah Wilhelm forschend an. Dieser verbeugte sich rasch und wollte sich entfernen, da aber Herr von Hochkirch seinen Abschiedsgruß nicht zu bemerken schien, war er genöthigt, noch einen Augenblick zu verweilen.

So mußte er denn eine für ihn sehr peinliche halbe Stunde erleben, in welcher der Pastor Walther sich in sehr bitter tadelnden Worten darüber aussprach, daß Wilhelm dem Studium der Theologie abtrünnig geworden sei; dazwischen versuchte der alte Herr von Hochkirch noch ein letztes Mal, den jungen Mann für seine Pläne in Bezug auf die Schule zu gewinnen, aber Wilhelm entgegnete, daß er seine Ansichten niemals ändern werde und die Herren nicht länger aufhalten wolle. Er machte darauf eine rasche Verbeugung und verließ eilig das Zimmer.

Eine Weile saßen die Herren sprachlos sich gegenüber. Endlich sagte Herr von Hochkirch:

„Dieser junge Mann hat viel Charakter.“

Der Pastor lächelte und antwortete:

„Nichts als Eitelkeit! Beim Tode seines Vaters bot ich ihm meine Unterstützung an, aber er hat sie mit großer Anmaßung abgelehnt. Wir können diesen aufgeblasenen Menschen leicht entbehren.“

Nach diesen Worten schwieg der ehrwürdige Mann einige Augenblicke, da er nicht recht wußte, wie er auf den eigentlichen Zweck seines Hierseins kommen sollte. Endlich richtete Herr von Hochkirch die Frage an ihn, was ihn nach der Residenz geführt habe.

Der Pastor drückte seine beiden Wangen fest gegen die Halsbinde, so daß sie über die Ränder derselben vorstanden und begann:

„Mein Hauptzweck ist eine Frage an Sie. Was soll hier geschehen?“

„Hier geschehen?“

„Natürlich! Unser alter Freund Kupferberg sieht seinem Ende entgegen.“

„Er lebt noch!“

„Ganz recht. Aber wir müssen überlegen, was zu thun ist, wenn eine so starke Stütze unserer Partei zur ewigen Herrlichkeit berufen wird.“

„Gewiß, das müssen wir. Verlassen Sie sich darauf, würdiger Freund, ich werde all' meinen Einfluß geltend machen.“

Der Pastor erhob den Kopf, so daß Kinn und Wangen sich aus ihrem gedrückten Zustande erheben konnten und sagte dann mit flüsternder Stimme:

„Ihr Einfluß ist entscheidend, werther Freund! Und darum komme ich, um mich selbst anzuempfehlen. Bewirken Sie meine Ernennung zu der Stelle.“

Dreizehntes Capitel.

Im Sturmschritt eilte Wilhelm weiter und es kümmerte ihn wenig, daß die Hitze immer drückender wurde und ganz am Ende des Firmaments dunkle Wolken drohend aufstiegen.

Eine große Bitterkeit erfüllte sein Gemüth. Die Begegnung mit Pastor Walther hatte ihn verstimmt. Alle die Schwierigkeiten, welche das praktische Leben einem strebsamen jungen Manne entgegenstellt, erfüllten seine Phantasie, und nur das liebliche Bild Eugeniens gab ihm endlich wieder neuen Muth. Nachdem er so eine Weile gegangen war, konnte er sich nicht mehr zurecht finden und sah sich nach Jemand um, den er nach dem rechten Wege fragen könne. Er bemerkte ein kleines Mädchen, ein Kind von ungefähr zehn Jahren, mit einem freundlichen Gesichte und ziemlich ärmlich gekleidet. Nachdem er das Kind nach dem Wege gefragt hatte, lief es laut athmend eine Weile neben ihm her, bis es ihm die Richtung genau bezeichnen konnte.

Als Wilhelm dem Kinde freundlich dankte, sah es ihn fragend an und sagte:

„Wie spät ist es, mein Herr?“

Wilhelm sah auf seine Uhr und beantwortete die Frage etwas verwundert, indem er ihm sagte, wie spät es sei.

Das Kind lief offenbar enttäuscht nach einer anderen Richtung weiter.

Wilhelm brauchte nicht mehr lange zu suchen, um die Villa des Herrn von Dyrenvord zu entdecken.

Ein Diener mit grauem Haar und im schwarzen Frack benachrichtigte ihn, daß der Herr Baron zu Hause sei. Wilhelm folgte dem Bedienten durch den Garten in

das Haus und wurde in ein reich ausstaffirtes Zimmer geführt, worin fast vollkommene Finsterniß herrschte, da die Jalousien so dicht wie möglich geschlossen waren. Bevor Wilhelm dies Zimmer betrat, erblickte er im Gang ein junges Frauenzimmer, der Haltung nach zur Dienerschaft gehörig, sonst aber ganz die Erscheinung einer Dame, die ihn neugierig zu betrachten schien.

Der alte Bediente öffnete die Jalousien, so daß das bleiche Licht von dem überzogenen Himmel hereindringen konnte. Wilhelm war überrascht über die schönen Gemälde, die von allen Seiten seine Bewunderung erweckten. Ein lebensgroßes Porträt, welches einen stattlichen Mann in der malerischen Tracht der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts vorstellte, zog ihn am meisten an. Wie der funkelnde Brustharnisch anzudeuten schien, war es ein Kriegsmann; die ganze Figur drückte Kraft und Würde aus, von den hellblauen Augen bis zu der schöngefärbten Hand, die das Gefäß eines feinen Degens umfaßte.

Wilhelm war so sehr in den Anblick des Porträts vertieft, daß er die Schritte nicht hörte, welche aus dem Garten sich der Veranda näherten. Die zwei großen Glasthüren waren durch den Diener geöffnet worden, die Schritte kamen immer näher und der Baron von Dyrenvord trat herein. Wilhelm stand mit dem Rücken nach dem Eintretenden gewendet — das Geräusch eines Trittes auf dem glänzenden Parquetboden ließ ihn eilig umsehen, da erblickte er wieder dieselben hellblauen Augen wie auf dem Porträt, aber sie sahen ihn mit einem Ausdruck von Wohlwollen und Güte an, der dem Kriegsmann zu fehlen schien.

„Verzeihen Sie, Herr Baron," stammelte Wilhelm.

Der Baron winkte nur mit der Hand und bot seinem Besucher einen mit schönen Wappen gestickten Sammtsessel an. Ziemlich verlegen setzte Wilhelm sich nieder und brachte schnell seinen Brief zum Vorschein. Herr von Dyrenvord setzte sich vollkommen ruhig dem jungen Manne gegenüber und las. Wilhelm richtete unwillkürlich seine Aufmerksamkeit wieder auf das Porträt und bemerkte nun, daß der Ausdruck von Würde sich auch bei dem lesenden Edelmanne zeigte, wenn seine Züge in Ruhe waren.

„Es ist mir angenehm, Sie kennen zu lernen, Herr Blankmann," fing der Baron an. „Herr von Roggeveen ersucht mich, Sie diesem oder jenem meiner Bekannten zu empfehlen! Ich werde gern sehen, was ich thun kann, aber ich weiß nicht sofort etwas Passendes für Sie zu finden. Lassen Sie mich einmal nachdenken! Vielleicht fällt mir irgend etwas ein."

Ein dumpf dröhnender Donnerschlag ließ in diesem Momente Beide aufblicken.

„Das Gewitter kommt näher, es drohte schon lange!" sagte der Baron; „es ist so drückend hier im Saale, wollen Sie die Güte haben, mir nach einem anderen Zimmer zu folgen."

„Es ist schwer, von so viel Schönem zu scheiden", antwortete Wilhelm aufstehend, das Auge auf die Gemälde gerichtet.

„Sie lieben die Kunst?"

„Von ganzem Herzen!"

„Ich sah, wie Sie vorhin dies Porträt betrachteten. Es ist einer meiner Vorfahren. Ein werthvolles Stück von Govert Flink!"

„Meisterhaft!"

Der Baron lächelte und warf dem jungen Mann einen zustimmenden Blick zu. Schon bei der ersten Erscheinung hatte Wilhelm einen sehr günstigen Eindruck auf ihn gemacht, und obgleich Herr von Dyrenvord keine besondere Sympathie für die Familie von Roggeveen empfand, so schien ihm doch der junge Student, den Herr von Roggeveen so warm empfahl, ein angenehmer Mensch zu sein, und diese Voreingenommenheit steigerte sich durch Wilhelm's Interesse für die Kunst.

Und der Baron beachtete es nicht weiter, daß der Donner fortfuhr zu dröhnen, sondern zeigte Wilhelm, aufgeräumt und höflich wie immer, seine Kunstschätze. Ein Stück von Franz Hals und ein anderes von Jan Molenaer waren die vorzüglichsten Bilder, welche er besaß. Wilhelm folgte den Andeutungen des Herrn von Dyrenvord und entschuldigte sich dabei, daß er sich die Geduld desselben in unbescheiden langer Weise zu Nutzen mache.

Ein hastiger Tritt auf dem glatten Parquet ließ die beiden Herren umsehen. Die Frau Baronin näherte sich. Eine

Wolke von weißem Tüll, unter welchem kornblaue Seide funkelte, umhüllte ihre ganze Gestalt.

Der Kopf war stolz in die Höhe gerichtet, aber ihr Mund lächelte. Laut sagte sie:

„Das schlechte Wetter treibt mich aus dem Garten! Ich fürchte, daß es regnen wird und flüchte mich hierher."

Herr von Dyrenvord verwunderte sich. Seine Gemahlin sprach freundlicher, als bei dergleichen Enttäuschungen der Fall zu sein pflegte. Sie nahm sogar von dem tief sich verbeugenden jungen Manne Notiz und beantwortete seine Höflichkeit mit einer eleganten Kopfbewegung.

„Herr Blankmann, Marianne!"

„Ich glaube, daß ich das Vergnügen hatte, Herrn Blankmann gestern bei dem Diner der Frau von Roggeveen zu sehen."

Wilhelm verbeugte sich nochmals und dachte bei sich, daß die imponirende Dame vom vorigen Tage in ihrer eigenen Wohnung sich liebenswürdiger zeige, als außerhalb. Die Verwunderung des Barons stieg. Ein lautrauschender Regen fiel auf das Dach der Veranda. Der Baron schloß die schweren Glasthüren vor dem sich erhebenden Winde, dann öffnete er ein Paar Thüren, die nach den angrenzenden Zimmern führten. Frau von Dyrenvord ging schweigend voraus und geleitete die beiden Herren nach dem Gemach, wo ein angenehmes Halbdunkel und eine kühlere Atmosphäre herrschten.

„Herr Blankmann wird gewiß noch etwas warten, bis das Unwetter vorüber ist," sagte sie, indem sie auf einem eleganten rothen Divan Platz nahm. „Kannten die Herren sich schon von früher?"

Der Baron wußte, daß seine Gemahlin zuweilen im Kreise ihrer Freunde zuvorkommend und angenehm sein konnte, es überraschte ihn stets, aber er wunderte sich besonders, daß seinem jugendlichen Besucher solch ein Vorrath von unerwarteter guter Laune gespendet wurde.

„Herr Blankmann hat mir einen Brief seines Onkels gebracht!" antwortete er.

„Und der Herr Baron war so außerordentlich freundlich, mich seine herrlichen Gemälde bewundern zu lassen."

„Sind Sie auch Künstler, Herr Blankmann?" frug die Baronin.

„Ich möchte es gern sein, gnädigste Frau! Aber bis jetzt war ich Student und auch das kann ich jetzt nicht länger bleiben."

Die Dämmerung verbarg einigermaßen den Gesichtsausdruck der Baronin. Sie unterdrückte eine Versuchung zum Gähnen und fuhr fort, sehr liebenswürdig auf Wilhelm's Gespräch zu hören. Herr von Dyrenvord vermuthete, daß die Geschichte des jungen Mannes seiner Gemahlin wenig Interesse einflößen könnte und fiel daher rasch ein:

„Herr Blankmann will sich dem Unterrichtssache widmen und wünscht eine Empfehlung von mir."

Die Baronin hörte aufmerksam zu und bezwang alle Symptome der langen Weile. Inzwischen fuhr der Donner fort zu rollen und der Regen fiel in Strömen. Herr von Dyrenvord freute sich über die Heiterkeit seiner Gattin und wendete sich wieder zu dem jungen Manne, der nach seinen letzten Worten ein wenig verlegen geschwiegen hatte.

„Möchten Sie gern in einem anständigen Pensionat angestellt werden, Herr Blankmann?"

„Sehr gern, Herr Baron! Am liebsten möchte ich in den Anfängen der classischen Sprachen unterrichten."

„Aber Dyrenvord," fiel die Baronin ein, „sollte Herr Blankmann nicht an einem unserer Ministerien eine Stellung finden können? Das wäre doch —"

„Es könnte vielleicht glücken, aber auch mißglücken und überdies weiß ich nicht, ob Herr Blankmann dazu Lust hat."

Wilhelm hatte bereits mehrmals das hellbraune Haar von seiner Stirn zurückgestrichen und fiel nun eifrig ein:

„Ich hoffe, die Frau Baronin wird es nicht übel deuten, aber ich kann von meinem Plane nicht abgehen. Ich kann unmöglich die Früchte meiner dreijährigen Studien verloren geben."

Frau von Dyrenvord behielt das Interesse für den jungen Mann, und während der Baron im Stillen lächelte, sagte sie:

„Das begreife ich, Herr Blankmann! Aber wenn ich meine Meinung aussprechen darf, so finde ich das Unterrichtgeben für einen jungen Mann aus guter Familie doch sehr unangenehm, weil die Gesellschaft meistens sehr wenig Notiz von Leh-

rern nimmt. Man betrachtet sie als gute nützliche Menschen, aber man hält sie im Durchschnitt doch für langweilig und findet sie zuweilen sogar etwas lächerlich."

„Das mag so sein, gnädigste Frau! Ich habe bis jetzt noch zu wenig Erfahrung darin gemacht. Ich bin elternlos und habe kein Vermögen, ich besitze eine liebe Schwester und wünsche durch meine Kenntnisse für unser Beider Unterhalt zu sorgen."

Die Baronin dachte im Stillen, es sei schade, aus einem jungen Menschen mit so günstiger äußerer Erscheinung einen Schulmeister zu machen, aber sie sah auch sofort ein, daß ein so energischer Charakter schwer von seinen Plänen abzubringen sein würde.

„Wenn ich mich recht erinnere, würde ich wohl das Eine oder Andere für Sie finden können," bemerkte nun der Baron, „man hat mich zum Schulaufseher in einer unserer Provinzen ernannt und ich glaube, wenn ich Ihnen einen Empfehlungsbrief an einen Pensionsdirector geben würde —"

„Aber Dyrenvord! Wo das Personal vollständig ist, wird man Herrn Blankmann nicht placiren. Denke lieber an Herrn und Frau Günther, die uns ihr Emporkommen zu danken haben."

Mit neuer Verwunderung und dem wohlwollendsten Lächeln von der Welt antwortete der Baron:

„Richtig, Marianne! Du hilfst mir aus der Verlegenheit. Die Familie Günther wird Herrn Blankmann sehr gut placiren können. Der letzte Brief des guten Directors war voll von Reformplänen."

Wilhelm hatte mit einer gewissen Rührung zugehört und auf jedes Wort des Gespräches Acht gegeben. Die ungewöhnliche Freundlichkeit des Ehepaares erfüllte ihn mit großer Dankbarkeit. Aber er überlegte doch, daß das Annehmen einer solchen Wohlthat ihm große Verbindlichkeiten auferlegen mußte. Was aber sollte er thun? Er mußte seinen Weg durch die Welt finden, und er war arm! Die Vorschläge, die ihm gemacht wurden, waren nicht unehrenhaft, und da er gefragt hatte, mußte er auch auf Antwort gefaßt sein.

Frau von Dyrenvord, die dem Verlauf des Gesprächs mit Andacht gefolgt war, sagte nun wieder in etwas schleppenderem Tone:

„Das Gewitter ist vorüber! Ich höre keinen Regen mehr! Gewiß ist die Luft erquickend frisch draußen."

Der Baron schlug vor, daß man es in der Veranda versuchen könne. Wilhelm hatte noch mancherlei zu fragen, er glaubte jedoch, sich entfernen zu müssen. Herr von Dyrenvord hielt ihn aber mit der Versicherung zurück, daß er ihm gern noch Verschiedenes mittheilen wolle. So ging die Gesellschaft durch den Salon mit den Gemälden nach der geräumigen Veranda. Der Regen war in der That vorüber und es hellte sich wieder auf. Die Baronin grüßte Wilhelm sehr liebenswürdig, worauf sie in einem Augenblick verschwunden war.

Herr von Dyrenvord bat Wilhelm, noch ein wenig Platz zu nehmen und sprach dann sehr heiter und freundlich mit ihm. Das Resultat war, daß in einer blühenden Landstadt der Provinz Geldern eine stark besuchte Pensionsanstalt bestand, welche für Knaben aus angesehenen und begüterten Familien bestimmt war. Ein gelehrter und sehr humaner Mann, Doctor Günther, war der Vorsteher dieses Institutes und hatte viele Gründe, um sich für die Freundschaft des Barons erkenntlich zu zeigen. Wilhelm sollte einen Empfehlungsbrief empfangen und damit bewaffnet persönlich sein Glück versuchen.

Als der junge Mann dies Alles wußte, sprach er mit gerührter Stimme seinen Dank aus, indem er sagte:

„Sie haben mich, einen Ihnen gänzlich unbekannten Menschen, unaussprechlich verpflichtet, Herr Baron! Bis jetzt bewegte ich mich in einem kleinen Kreise, mein Leben war getheilt zwischen meinem Vater, den ich verloren habe, meiner Schwester und noch einem lieben Universitätsfreunde. Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen lästig gefallen bin, aber die unverdiente Güte, welche Sie mir erwiesen, erfüllt mich mit höchster Dankbarkeit."

Der Baron reichte Wilhelm vergnügt seine Hand und entgegnete lächelnd:

„Das Beste wird dann wohl sein, Herr Blankmann, daß Sie mir einen Platz in diesem kleinen Freundeskreise einräumen. Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit hören,

wie es Ihnen geht und im Uebrigen verlieren Sie weiter keine Worte. Grüßen Sie Doctor Günther von mir und sagen Sie ihm, daß er alles Andere in meinem Briefe lesen kann."

* * *

Herr von Dyrenvord ging mit raschen Schritten durch seinen reizend gehaltenen Garten.

Ein frischer Wind hatte die Hitze nach dem Gewitter verscheucht. Wohl jagten noch dunkle Wolken am Himmel, die westwärts forteilten, es rieselten noch einzelne Tropfen zwischen den Blättern, und zuweilen dröhnte noch ganz in der Ferne der Donner, aber immer leiser verhallend.

Der Baron schöpfte freier Athem und erinnerte sich an die aufgeweckte Stimmung seiner Gemahlin, was für ihn seit langer Zeit ein auffallendes Ereigniß war. Sie hatte dem jungen Manne in freundlicher Weise zugehört und dadurch war seine eigene günstige Meinung sehr verstärkt worden. Es war etwas Einfaches in diesem jungen Menschen, was dem Baron sehr gefiel. Er schien am vorigen Tag auf jenem glänzenden Diner bei den Roggeveens auch die Sympathie der Baronin gewonnen zu haben; der Baron selbst war wegen eines leichten Asthma-Anfalles davon ferngeblieben.

Bei einem bunten Geraniumbeet sah er plötzlich seine Gattin stehen, die eifrig beschäftigt war, einige der schönen Blumen zu pflücken. Als er sich näherte, trat sie rasch auf ihn zu und sagte:

„Die Angelegenheit dieses jungen Mannes kommt doch in Ordnung, nicht wahr, Dyrenvord?"

Der Baron stand still und betrachtete die elegante stolze Gestalt seiner Frau mit unaussprechlichem Wohlgefallen.

„Ja, Marianne!" antwortete er, „wenn es dir ein Vergnügen bereiten kann, werde ich sofort an Doctor Günther ein paar Worte schreiben. Ich glaube, daß der junge Blankmann unserer Empfehlung würdig ist. Er war durch mein Versprechen sehr ergriffen."

„Die Roggeveens interessiren sich sehr für ihn," entgegnete die Baronin, indem sie ihre Geranien ordnete und mit Wohlgefallen betrachtete. Herr von Dyrenvord pflückte einen Zweig gefüllter weißer Geranien und bot ihn lächelnd seiner Frau.

„Herrliche Blumen und ohne starken Geruch," flüsterte sie.

Darauf wandelte sie eine Weile an dem Arme des Barons. Dieser schwieg. Die Liebenswürdigkeit der Baronin berührte ihn eben so angenehm, als die frische Brise, die durch Sträuche und Bäume rauschte.

„Sieh, sieh, Marianne!" sagte er mit Empfindung, „da glänzen wieder die ersten Sonnenstrahlen aus den Regenwolken! Ist dies eine glückliche Prophezeiung?"

Die Baronin sah ihn einen Augenblick mit ihren dunklen Augen scharf an und lächelte dann sehr freundlich. Herr von Dyrenvord ergriff ihre Hand und hielt dieselbe eine Weile mit inniger Neigung fest. Darauf lächelte seine Gattin noch einmal und eilte fort.

Er starrte ihr nach, bis sie unter der Veranda verschwunden war.

Sonnenschein war überall; Sonnenschein auf den Blumen und Sonnenschein auf ihren Lippen.

Bewahre dies süße Lächeln, liebender Gatte, für die Jahre, die kommen werden! Dort steigen schon wieder dunkle Wolken herauf, um das Sonnenlicht zu verscheuchen, und darum wünschen wir dir ein treues Gedächtniß für dies erquickende zwiefache Lächeln!

Vierzehntes Capitel.

Es giebt unansehnliche Gegenden in der Residenz, welche sehr selten durch die vornehme Welt oder durch Fremde besucht werden. Anlockend sind diese engen Straßen und Wege nicht, in denen sich viele traurige, verfallene Giebelhäuser und zerbrochene Fensterscheiben zeigen, hinter welchen man die kleinen-Händler mit den nöthigsten Lebensbedürfnissen, oder das Gesicht eines eifrig arbeitenden Schuhflickers hervorblicken sieht.

Das zehnjährige Mädchen, welches heute Vormittag Wilhelm Blankmann zurechtgewiesen und ihn nach der Zeit gefragt hatte, lief mit einer gewissen Hast durch eine dieser traurigen Straßen, deren schlechtes Pflaster schon beweist, daß sie zu den am wenigsten bevorzugten Theilen

der Stadt gehören. Das Kind war armselig gekleidet, aber nachlässig oder unordentlich war seine Erscheinung nicht. Das Gesichtchen war freundlich und die dunklen Augen sahen sehr munter unter dem braunen Strohhütchen hervor, das einmal einen vornehmeren Kopf geschmückt zu haben schien. Das Mädchen lief ziemlich schnell an den kleinen Häuschen entlang und ging endlich in eines derselben hinein. An dem Fenster standen altmodische Glaskasten, worin Nadelbüchsen, Streichhölzer, Bleistifte und kleine Näschereien für die Straßenjugend zum Verkauf angeboten wurden. Sobald das kleine Mädchen eingetreten war, frug es lebhaft:

„Ist Vater noch nicht hier, Mutter?"

Eine bleiche Frau mit einer reinlichen weißen Haube erhob sich rasch von ihrem Stuhle und rief:

„Wo bleibst du denn so lange, Mädchen? Bist du nicht naß geworden bei dem schlechten Wetter? Wie kannst du so lange ausbleiben!"

„Ich konnte ja nicht anders, Mutter! Als es anfing, war ich zu weit fort und da bin ich nach einem Hause gelaufen, wo ich mich unterstellen konnte. Es wurde aber so arg, daß ich es abwarten mußte."

„Warst du denn nicht bange?"

„Nein — es waren ja noch mehr Menschen dort."

Die Frau bückte sich, um ihr Töchterchen zu umarmen. Sie war eben so wie dieses sehr reinlich gekleidet, obgleich Alles im Zimmer von Dürftigkeit sprach. Das Mädchen nahm das braune Hütchen vorsichtig ab und plauderte:

„Erst habe ich lange gewartet, Mutter! Bei der Klosterkirche und dann auf der Treppe bei dem Friseur, aber der Vater war nirgends zu sehen."

„Ach, Trudchen, Trudchen, ich bin so unruhig gewesen! Gott sei Dank, daß du nicht naß bist!"

Die Frau setzte sich wieder nieder und nahm die grobe Strickarbeit, die sie eben zur Seite gelegt hatte, auf. Trudchen stellte sich neben sie und strich das lange dunkelblonde Haar hinter die Ohren. Das Kind hatte ein artiges Gesicht und sah seine Mutter lächelnd an.

„Der Vater wird auch durch das Gewitter überfallen worden sein? Er wird nun wohl kommen. Du bist nun lange genug auf der Straße gewesen, gehe jetzt schnell an deine Arbeit," sagte diese.

Trudchen gehorchte ohne Widerspruch. Sie nahm einen Schemel aus der Ecke und trug ihn neben den Stuhl der Mutter. Dann brachte auch sie eine große Strickarbeit zum Vorschein und begann eifrig die Nadeln zu bewegen.

Bei der fleißigen Arbeit sprachen beide nicht viel.

Die Mutter schien ruhig und vergnügt, daß ihr Kind trocken nach Hause gekommen war, und beeilte sich, den Schaden einzuholen, den sie durch Spannung, Unruhe und daraus folgende Unthätigkeit sich unwillkürlich auf den Hals geholt hatte. Das zehnjährige Mädchen sah zärtlich lächelnd zu der Mutter auf und arbeitete eifrig weiter.

„O Mutter," begann es nach einigem Schweigen, „da war bei der Klosterkirche so ein freundlicher Herr, er hatte einen schönen grauen Rock an und frug mich nach dem Wege."

Die Frau ließ die Nadeln ruhen und sah ihr Kind neugierig an.

„Ja," fuhr Trudchen fort, „es war ein freundlicher Mensch, der den Weg nicht wußte, gewiß so ein Fremder."

„Und was sagte er?"

„Danke, liebes Kind!" sagte er, „und sonst nichts. Ich dachte, er werde mir einen Groschen schenken — aber, ja wohl!"

„Warum nicht gar, Trudchen, schäme dich mit deinem Groschen!"

Das Kind strickte eifrig weiter — es dachte an die Läden mit herrlichen Früchten und seufzte still.

Da klang der Tritt eines Mannes, der die Thür öffnete, und beide riefen:

„Vater!"

Der Lohndiener des Herrn von Roggeveen, der lange magere Theodor, erschien in der Stube.

„Guten Tag, Marie! Guten Tag, Trudchen!" sagte er etwas zerstreut. Die Mutter sah ihrem Manne aufmerksam in die Augen und Theodor blickte auf Trudchen, deren Kopf er streichelte.

„Welch' ein Wetter!" sagte er, indem er sich auf ein hölzernes Tischchen setzte, das als Verkaufstisch für den kleinen Laden diente.

„Wo bist du so lange geblieben?" frug die Mutter.

„Ich mußte drei Briefe für den Herrn besorgen und Messer schleifen und aufräumen helfen von gestern. Es gab einen Gulden extra."

Der Lohndiener brachte einen Gulden zum Vorschein; die Frau sah fröhlich auf und nahm das Geldstück bedächtig fort.

„Ich muß gleich nachher wieder fort," sagte Theodor, „um die Antwort auf die Briefe zu holen, aber am Abend bin ich wieder frei. Es ist Mittwoch Abend, die Leute müssen nach dem Wäldchen — der Kutscher ist um acht Uhr bestellt."

„Trudchen hat auf dich gewartet, Vater!"

„Ja, das glaube ich wohl! Aber als ich zu dem Friseur mußte, kam der französische Monsieur von neulich hinter mir her. Sie sind wohl ein Domestik von Monsieur de Roggeveen? sagte er und plauderte und plauderte, daß ich nicht klug daraus werden konnte, wohl eine Viertelstunde lang. Er ist ein feiner Mann und er lief mit mir auf und ab und wollte gern von mir wissen, ob Monsieur de Roggeveen nicht zu den reichsten Leuten der Stadt gehöre und mehr dergleichen. Du kannst dir denken, daß ich nur sagte, was mir gut schien und darauf hat er mir noch ein Trinkgeld gegeben, aber er weiß doch nicht, was ich weiß." Die Frau sah ihren Mann verweisend an, aber als der Lohndiener seine Hand in die Weste steckte, wo er ein Guldenstück fassen konnte, lächelte er im Stillen.

„Sei nur vorsichtig, Theodor," sagte Marie sehr ernsthaft. „Du hast nun den Verdienst bei Herrn Roggeveen, und wenn er merkte, daß du über ihn sprichst —"

„Was soll Herr Roggeveen merken? Ich spreche nicht über Herrn Roggeveen."

Marie strickte eifrig fort und sagte nichts, aber sie dachte, daß der fremde Herr ihren Mann doch sicherlich nicht umsonst beschenkt habe. Theodor war wohl sonst ein ordentlicher Mensch, aber er trank mehr, als ihr lieb war. Und immer schneller strickend, je mehr sie sich im Stillen ärgerte, beobachtete sie heimlich jede Bewegung des Lohndieners.

„Es wird Zeit, daß ich gehe," sagte Theodor, indem er seine Mütze ergriff und langsam aufstand.

„Ich hole dich nachher ab, Vater!" rief Trudchen.

„Wenn es nicht regnet," sagte die Mutter.

Der Lohndiener ging fort und besorgte die ihm aufgetragenen Commissionen. Frau und Tochter blieben noch eine Weile bei der Arbeit, und die erste beschloß, ihren Mann sehr ernsthaft vor dem Fremden zu warnen. Zu Trudchen sprach sie nicht davon, denn das Kind brauchte solche Dinge nicht zu wissen. Es war ein gehorsames gutes Mädchen, das den Vater gern abholte, wenn er von seinen Geschäften nach Hause kam und die Schulstunden nicht hinderlich dazwischen traten. Marie konnte auch diesmal das Kind nicht zurückhalten, denn obgleich die Sonne immer wieder durch Wolken verfinstert wurde, blieb es doch trocken und frisch draußen und das Kind verlangte wieder auf die Straße.

* * *

Als Wilhelm Blankmann Herrn von Dyrenvord verlassen hatte, war sein erster Gedanke, seinen Onkel mit dem glücklichen Erfolge seines letzten Besuches bekannt zu machen.

Als er an das Haus seiner Verwandten kam, benachrichtigte ihn der Diener, daß sämmtliche Damen durch die herrliche Luft nach dem Gewitter herausgelockt worden und der Herr selbst nach dem Casino gegangen sei. Der Diener setzte hinzu, daß Wilhelm später von der Familie zum Essen erwartet werde und daß er die Damen vorher im Wäldchen finden könne. Wilhelm richtete sofort seine Schritte dorthin, da ihm der Weg jetzt bereits bekannt war.

Welch' einen fröhlichen Brief wollte er seiner Schwester schreiben! Wie sollte sich Oberst Falkner über die ausführliche Beschreibung seiner Erlebnisse in der Residenz freuen! Alles, was ihm Unangenehmes begegnet war, schien aus seiner Erinnerung entschwunden. Die Empfehlung des Barons mußte gewiß günstig wirken und es war ihm gleichgültig, was Frau von Roggeveen über ihn dachte, wenn er nur seinem Ziele näher kam. Sein Onkel hatte ihm zugestimmt und Eugenie war viel zu verständig, um den Vorurtheilen ihrer Mutter beizustimmen.

Während er träumerisch in Gedanken versunken weiterging, hatte er nicht bemerkt,

daß einzelne Regentropfen niederfielen. Als es jedoch stärker in den Gipfeln der Bäume und der Blätter rauschte, gab er den Gedanken, die Damen aufzusuchen, vollständig auf, und schloß sich dem großen Strom von Spaziergängern, Wagen und Reitpferden an, der nach der Stadt zurückdrängte. Der Regen ließ wieder nach, obgleich die Luft von allen Seiten drohend aussah. Wilhelm wollte noch nach seinem Gasthof eilen, um sich umzukleiden, als er mitten zwischen die eilig fahrenden Equipagen gerieth. Er hielt sich möglichst dicht an den Häusern, aber plötzlich war er genöthigt, um einer vorfahrenden Equipage auszuweichen, in aller Eile mehr nach der Mitte der Straße zu eilen. In demselben Augenblick kam noch ein leichtes Eingespann in fliegendem Trabe die Straße herauf.

Wilhelm befand sich also plötzlich zwischen zwei Feuern. Mit einem Male stand er still. Ein kleines Mädchen, das vor ihm lief und in derselben Lage war, wollte erschreckt aus dem Wege springen, kam aber zu spät. Der Einspänner fuhr, ohne von dem Kinde Notiz zu nehmen, weiter, und das arme Geschöpf stürzte mit einem gellen Aufschrei zu Boden. Dies geschah nur wenige Schritte von unserem Spaziergänger entfernt. Mit der Schnelligkeit des Gedankens und fast instinctmäßig, wirft er sich dem Pferde entgegen. Der Kutscher sucht dasselbe zu halten.

„Elender,“ schreit Wilhelm, roth vor Entrüstung, „sieht Er das Kind nicht?“

„Zurück!“ donnerte der Kutscher.

„Zurück — das wollen wir einmal sehen!“ antwortete Wilhelm mit steigendem Zorn, indem er die Hand nach dem Zügel ausstreckte.

„Warte, Canaille!“ schreit der Kutscher, und führt mit der Peitsche einen knallenden Schlag nach Wilhelm's Kopf.

Glücklicherweise berührte die Peitsche nur dessen Hut, der in dem Augenblicke von seinem Kopfe flog, da er plötzlich zur Seite sprang, nachdem er mit dem Spazierstock einen wohlgezielten Schlag der Abwehr auf den Arm des Kutschers geführt hatte.

Mit einem wüthenden Fluche ergreift hierauf der Kutscher das dünne Ende der Peitsche, aber eine laute Stimme ruft befehlend:

„Keinen Scandal, Adolf, vorwärts!“

Es war, als ob das Pferd die Stimme verstand. In fliegender Eile fährt die Equipage fort. Der Kutscher kann die straffangezogenen Zügel nicht loslassen und hat daher keine Gelegenheit, seinen Plan auszuführen — aber er wirft Wilhelm noch einen Blick des tiefsten Hasses zu. Die Stimme, die aus dem Fenster des Coupees erklungen war, gehörte dem elegant gekleideten Vicomte de Vergennes. Wilhelm sah das Gesicht zwar nur einen Augenblick, aber er erkannte es sofort.

Eine Anzahl Vorübergehender umringte Wilhelm, der sich nach seinem Hute bückte und schwer athmend umhersah. Ein wohlgekleideter Herr hatte das Kind aufgehoben. Wilhelm bog sich mit Besorgniß über das blutende Köpfchen — er erkannte das Gesicht des kleinen Mädchens, welches ihn diesen Morgen gefragt hatte, wie spät es sei. Das Kind war von dem Schreck in Ohnmacht gefallen.

„Sie haben dem Kinde das Leben gerettet!“ sagte der menschenfreundliche Mann, „aber es ist ernsthaft verwundet! Was ist da zu thun?“

„Klingeln Sie hier, wir wollen das Kind hineintragen.“

Wilhelm blickte auf und bemerkte, daß er vor der Treppe eines sehr ansehnlichen Hauses stand. Die Gruppe der Neugierigen war bereits stark angewachsen und man hörte allerlei Ausrufe von Mitleid und Entrüstung. Wilhelm zog heftig an der Klingel. Die Thür ging langsam auf, ein ältlicher Mann mit einer weißen Jacke über einer gelben Livreeweste und braunen Gamaschen, blickte äußerst verwundert auf die Versammlung an der Treppe. Wilhelm sagte rasch:

„Hier ist ein Kind übergefahren worden und nun möchte ich gern ein Glas Wasser —“

„Der Herr und die gnädige Frau sind ausgegangen“ — antwortete der Mann ganz ruhig — „und wir können solch' einen Spectakel hier auf der Treppe nicht dulden.“

„Sofort ein Glas Wasser! Sofort!“ rief der Herr, der mit dem verwundeten Kinde in das Haus drang.

Der Bediente schien diesem Ton nicht Widerstand leisten zu können, er zog sich rückwärts. Wilhelm folgte dem men-

schenfreundlichen Herrn und die Thür fiel hinter ihnen zu. Die Gruppe der Umstehenden wuchs in wenigen Minuten in merkwürdiger Weise an, obschon, wie eine Frau mit sehr defecter Stimme bemerkte, „wieder kein Mensch von der Polizei zu sehen war."

Im Hause selbst ereignete sich das Folgende:

Man hatte das verwundete Mädchen auf eine elegante eiserne Bank gelegt. Eine ältliche Frau kam mit einer Wasserflasche und einem Riechfläschchen den beiden Herren zu Hülfe. Sie wusch das Köpfchen des Kindes vorsichtig ab, während der Lakei im Hintergrunde zwischen seinen Zähnen Verwünschungen murmelte.

„Das Kind erholt sich!" rief Wilhelm erfreut; „es öffnet die Augen."

Das kleine Mädchen, es war das fröhliche und fleißige Trudchen, welches Vater Theodor, den Lohndiener, hatte abholen wollen und wieder vom Regen überfallen worden war, hob das Köpfchen auf, während es die Hand mit einem schmerzlichen Zuge an den Hinterkopf brachte. Dann sah es mit schüchternem Erstaunen um sich und heftete endlich das Auge auf Wilhelm.

„Wie ist es, liebes Kind?" frug dieser, „hast du Schmerzen?"

„Ja, hinten am Kopfe," flüsterte die Kleine mit verlegener Stimme, aber freundlich lächelnd setzte sie hinzu: „Ich habe Sie heute Morgen gefragt, wie viel Uhr es sei."

„Ganz recht, liebes Mädchen. Hast du große Schmerzen?"

Trudchen nickte.

Der freundliche Herr, der das Kind hereingetragen hatte, sagte zu Wilhelm: „Ich glaube nicht, daß Gefahr dabei ist. Sollten wir nicht einen Chirurgen haben können?"

Auf diese Worte kam der Lakei rasch zum Vorschein und antwortete: „Wenn Sie sich die Mühe nehmen wollen, selbst zum Chirurgen zu gehen und das Kind gleich mitzunehmen, so wären wir hier den ganzen Spectakel auf einmal los."

Die alte Frau sah sich um und warf einen Blick der Verachtung auf den Diener in der weißen Jacke.

Hierauf flüsterte Wilhelm eine Weile mit dem hülfreichen Herrn und sie beschlossen, daß der letztere eine Droschke holen solle, um das Mädchen zu einem Wundarzte zu bringen und daß Wilhelm so lange bei dem Kinde bleiben solle.

Als der Herr vor die Hausthür kam, frug man ihn von allen Seiten nach dem Zustand des verwundeten Kindes. Seine Erklärung, daß die Verwundung nicht erheblich scheine, befriedigte die Neugierde so schnell, daß die Ansammlung vor der Thür sich sofort verminderte, und als er fünf Minuten später mit der Droschke zurückkam, blieb fast Niemand mehr übrig. Hätte sein Bericht beunruhigend geklungen und wäre im Geringsten zu vermuthen gewesen, daß das Unglück einen tödtlichen Ausgang nehmen werde, dann würde der Lakei drinnen den Spectakel wahrscheinlich sobald nicht los geworden sein.

Nun kam Wilhelm mit Trudchen an der Hand, der man ein breites weißes Tuch um das verwundete Köpfchen gewunden hatte, die Treppe herab. Beide stiegen ein; der freundliche Herr sagte zum Abschied:

„Ich darf das verwundete Fräulein nun wohl Ihrer Sorge überlassen? Meine Beschäftigung ruft mich nach Hause."

„Sehr wohl!" antwortete Wilhelm; „ich danke Ihnen für Ihre freundliche Hülfe."

„Mein Name ist Konrad Trostmann, Maler — und der Ihrige?"

„Wilhelm Blankmann, Student!"

„Ich werde Ihren Namen nicht vergessen! Sie haben durch Ihre Geistesgegenwart das Kind gerettet."

„Sprechen Sie nicht davon. Ohne Ihre Hülfe hätte ich nichts thun können."

Die beiden jungen Leute drückten einander herzlich die Hand.

Darauf gab Trostmann dem Kutscher die Adresse eines bekannten Wundarztes und eilte rasch fort.

Wilhelm sprach der kleinen Trudchen soviel als möglich Trost ein, da die Furcht vor dem Wundarzt ihr große Sorge machte. Das Kind verlangte nach seiner Mutter und verfiel nach und nach in ein heftiges Weinen. Bei dem Wundarzte mußten sie erst eine ganze Weile warten, während welcher Wilhelm seiner kleinen Freundin folgende Fragen vorlegte:

„Wie heißt du, liebes Mädchen?"

„Trudchen!" schluchzte die Kleine.

„Und dein Vater?“

„Theodor Müller?“

„Was thut dein Vater?“

„Mein Vater besorgt die Ausgänge für Herrn von Roggeveen.“

Während Wilhelm unwillkürlich verwundert aufblickte, ging die Thür auf und der Wundarzt trat herein.

Bei der Untersuchung preßte die Angst dem Kinde wieder einige Thränen aus, als aber der Chirurg die Versicherung gab, daß es wenig zu bedeuten habe, beruhigte sich das Kind und duldete schweigend die genauere Untersuchung der Wunde. Um die Aufmerksamkeit des Kindes abzulenken, ließ der Wundarzt sich in ein Gespräch mit Wilhelm ein und erzählte ihm verschiedene Unglücksfälle, die in Folge von Unvorsichtigkeit beim Fahren geschehen waren.

Dies Gespräch wurde plötzlich durch einen lauten Schrei des Kindes unterbrochen; der Chirurg hatte rasch die verletzte Haut mit einer Nadel zusammengebracht und das Kind hatte vor Schreck und Schmerz jenen Schrei ausgestoßen.

Es war jedoch bald wieder beruhigt, als der Wundarzt ihm sagte, daß es jetzt das Tuch weglassen und das Hütchen aufsetzen könne. Mit verwunderter Freude kam Trudchen dieser Erlaubniß nach und versicherte, daß der Schmerz am Hinterkopfe ganz verschwunden sei.

Darauf ergriff Wilhelm seinen Hut, um sich zu entfernen. „Die Kosten der Operation —?“ begann er höflich, aber der Chirurg sah ihm scharf in die Augen und frug:

„Ist das Kind Ihnen näher bekannt?“

„Nein!“ entgegnete Wilhelm. „Ich sah das Unglück geschehen, verhütete das Schlimmste und glaubte dann auch noch für weitere Hülfe sorgen zu müssen.“

„Nun wohl, dann wollen wir die Ehre mit einander theilen. Das ist Armenpraxis!“

Wilhelm mußte sich fügen. Er ergriff Trudchen, deren Züge fast vergnügt aussahen, bei der Hand und eilte nach der Droschke. Er dachte dabei an das Diner bei seinem Onkel Roggeveen und berechnete, daß er wahrscheinlich noch zeitig genug dort erscheinen würde. Trudchen bezeichnete die Wohnung der Eltern und der Kutscher kannte sofort die Gegend. Als sie im Wagen saßen, sah das Kind seinen Retter dankbar und freundlich an.

„Ja, Trudchen!“ sagte Wilhelm, „du hast dich sehr gut bei der Sache benommen und nun sollst du auch belohnt werden und dir etwas von mir erbitten.“

Das Kind senkte beschämt das Köpfchen und flüsterte nach einer Weile so leise, als wolle es Wilhelm ein Staatsgeheimniß vertrauen: „Ich möchte für Mutter Erdbeeren und Kirschen mitbringen.“

Wilhelm gab dem Kutscher den Auftrag, vor einem Obstladen anzuhalten. Dort kaufte er eine kolossale Düte voll Früchte, so daß Trudchen sie kaum tragen konnte. Nun war aller Schmerz und alle Angst vergessen — das Kind war so dankbar und glücklich, daß es kein Wort sprach, sondern nur Blicke der Verehrung auf seinen Wohlthäter richtete. Bald lenkte der Kutscher in die enge Straße, die ihm als Ziel der Fahrt bezeichnet war.

Wilhelm ließ halten und sagte dem Kutscher, daß er warten solle. Darauf ging er mit Trudchen, die ihren Schatz festhielt, langsam vorwärts und es kostete ihn wenig Mühe, die Wohnung der Mutter zu finden, da die gute Frau in ihrer Angst und Sorge um das ausbleibende Kind bereits in der Hausthür stand und mit einem Ausruf der Freude demselben entgegeneilte. Wenige Secunden darauf waren alle drei in der niedrigen Stube vereinigt, woselbst Marie die Geschichte des Unfalls durch vereinzelte Ausrufe ihres Kindes erfuhr. Sie kniete zu Boden und drückte Trudchen weinend in ihre Arme. Das Kind stimmte aus Rührung mit ein und ließ den kostbaren Schatz auf den Boden fallen. Wilhelm bückte sich, um das Obst zusammenzuraffen. Auf der Schwelle erschien Theodor mit seiner Mütze in der Hand, ohne recht zu begreifen, was eigentlich vorging.

Fünfzehntes Capitel.

Das Diner war bereit.

Frau von Roggeveen hatte oben am Tische Platz genommen. Jeanne und Sybille waren ihrem Beispiele gefolgt. Eugenie stand bei der Glasthür, die in den Garten ging, und sprach mit ihrem Vater einige Worte über das Wetter, da der Regen ganz aufgehört hatte und die Sonne wieder zum Vorschein kam.

„Ist Vetter Blankmann eingeladen?" frug Sybille, die über das Warten verdrießlich war. Niemand antwortete. Die gnädige Frau sah mit ernsthafter Würde auf die Pendule und sagte nach kurzer Pause:

„Es ist Zeit. Sybille, du kannst klingeln."

Das junge Mädchen eilte sofort zum Glockenzuge und bald darauf traten die beiden Lakeien ein. Heinrich setzte die Suppe vor das Couvert seines Herrn und Franz stellte sich mit wichtiger Miene an das Buffet. Alle nahmen ihre Sitze ein. Plötzlich erschallte die Hausglocke und gleich darauf hörte man einen leichten Tritt. Es war Wilhelm Blankmann, der gerade noch zur Suppe zurecht kam.

In seiner Haltung war eine gewisse Verlegenheit unverkennbar. Seine Tante beantwortete seine tiefe Verbeugung mit einem sehr steifen Kopfnicken; sein Onkel reichte ihm stillschweigend die Hand; Eugenie that dasselbe, während sich die beiden anderen Töchter darauf beschränkten, dem Beispiele ihrer Mutter zu folgen. Heinrich stellte einen Stuhl zwischen den Herrn und die Frau des Hauses — Wilhelm setzte sich und sagte so ruhig als möglich:

„Es thut mir außerordentlich leid, daß ich so ungeschickt bin, zu spät zu kommen, aber ich bin unerwartet aufgehalten worden."

„Hast du guten Erfolg gehabt, Wilhelm?" frug sein Onkel mit ermuthigender Stimme.

„Herrlichen Erfolg! Ich habe einen sehr glücklichen Tag gehabt, eine kleine Unannehmlichkeit im Anfang ausgenommen."

„Also haben Ihre Geschäfte Sie so lange in Anspruch genommen?" frug Frau von Roggeveen in besonders spitzem Tone.

„Ich sagte dir gestern davon, Adrienne," fiel Herr von Roggeveen rasch ein. „Wilhelm möchte bald eine Stellung finden und ich schmeichle mir, daß er sein Ziel bereits erreicht hat."

Der junge Mann hielt sich etwas verstimmt an seine Suppe. Er hielt es für gerathen, seine Erlebnisse nicht sofort mitzutheilen, denn er fürchtete halb und halb, daß seine Theilnahme für das Kind des Lohndieners ihm bei seiner Tante nicht zum Ruhme gereichen werde. Diese entgegnete jetzt:

„Und welche Art von Stellung hat Wilhelm für sich erwählt?"

„Ich wünschte in den classischen Sprachen Unterricht zu ertheilen," sagte Wilhelm schnell. Frau von Roggeveen erhob den Kopf mit einer Majestät, wie sie bei einem Sturmausbruche erforderlich war. Fräulein Jeanne lächelte und dachte an ihre Lehrer in der Pension — sie fand es im höchsten Grade lächerlich. Die Mama schüttelte den mächtigen Chignon und sagte mit einer ungemein wohlwollenden Stimme, die den losbrechenden Sturm noch verhüllte:

„Unterricht in den classischen Sprachen? Welche Art von Stellung wäre denn das? Ich glaube nicht, daß Lehrer zu dem Stande gehören, in welchem ein Blankmann sich bewegen sollte."

„Mit Ihrer Erlaubniß, Tante —" entgegnete Wilhelm bleich vor Erregung — „mir scheint der Lehrerstand ein sehr achtungswerther zu sein, da man dazu eine ernste wissenschaftliche Bildung nöthig hat."

„Es ist sehr möglich, daß ich mich irre," antwortete Frau von Roggeveen mit steigendem Verdruß, „es sind gegenwärtig so seltsame Anschauungen im Umlauf; wenn man mich fragen würde, wäre ich der Ansicht, daß ein Glied meiner Familie, in Wilhelm's Alter und Stellung, nichts Besseres thun könnte, als nach einem Rang beim Militär oder bei der Marine zu streben."

„Es ist nur die Frage, Tante," antwortete Wilhelm wieder so bedächtig und ruhig wie möglich, während Eugenie ihn mit Aufmerksamkeit im Auge behielt, „ob man den Beruf für eine militärische Stellung in sich fühlt. Aufgezwungene Beschäftigungen, die man nicht freiwillig erwählt hat, führen meistens zu Leiden und Sorgen, wie mich leider das Beispiel meines Vaters gelehrt hat."

Frau von Roggeveen lächelte und wenn Wilhelm sie besser gekannt hätte, würde er gewußt haben, daß dies für ihn ein höchst schlimmes Zeichen war. Adrienne Blankmann hatte einstens mit Hülfe ihrer Eltern ihren Bruder beinahe dazu gezwungen, Officier zu werden.

„Aber," fiel Jeanne mit freundlicher

Stimme ein, „Papa sagte uns neulich, daß Sie Pastor werden wollten, Vetter! Mir scheint, das wäre sehr comme il faut.“

„Wilhelm hat seinen Plan gefaßt,“ beeilte sich der Hausherr zu sagen, und während er einen Blick auf die Bedienten warf, setzte er hinzu: „Wenn ihr mir einen Gefallen thun wollt, so laßt dieses Gespräch fallen, denn bei Tisch über Geschäfte zu reden, dürfte vielleicht auch nicht comme il faut sein.“

Ein allgemeines Stillschweigen folgte. Das Wechseln der Teller und das Eingießen des Weines füllten die Pause aus.

Herr von Roggeveen wollte seinen Neffen nicht gern der spitzen Kritik seiner Gemahlin bloßstellen, da er deutlich bemerkte, daß Wilhelm alle Kräfte anwendete, um den höflichen und wohlwollenden Ton festzuhalten. Er frug daher jetzt:

„Wie hat Ihnen Herr von Hochkirch gefallen?“

„Das ist schwer zu sagen, lieber Onkel, denn ich habe es recht unglücklich getroffen. Herr von Hochkirch wollte mich über meine Ansichten in Bezug auf den öffentlichen Unterricht examiniren, und ich muß offen bekennen, daß ich leider nicht mit ihm übereinstimmen konnte.“

„Die Hochkirch stammen von einer sehr distinguirten Familie und der junge Hochkirch ist ein sehr liebenswürdiger Herr,“ bemerkte Frau von Roggeveen.

„Aber, liebe Adrienne! Wilhelm ist bei dem alten Herrn von Hochkirch gewesen — das alte krumme Männchen mit der leisen Stimme und der Schnupftabaksdose.“

„Der kommt nie in die Gesellschaft,“ erklärte die gnädige Frau.

„Sein Sohn scheint mir im Allgemeinen nicht sehr geistreich zu sein,“ bemerkte Eugenie mit schalkhaftem Lächeln.

„Nicht Jeder braucht ein Gelehrter zu sein,“ entgegnete Jeanne darauf.

Es schien, als ob diesen Mittag ein Verhängniß über Allem waltete, was gesagt wurde; Fräulein Jeanne hatte mit einer Heftigkeit gesprochen, die vielleicht nicht ganz zu ihrer soignirten Erziehung paßte. Unter diesen Umständen schritt die Mahlzeit rasch vorwärts, während die beiden Bedienten mit Aufmerksamkeit ihre Obliegenheiten erfüllten. Beim Dessert wurden sie weggeschickt und nun kam für kurze Zeit ein unbefangenes Gespräch in Gang, welches keine kritischen Bemerkungen veranlaßte.

Frau von Roggeveen erzählte, es sei horribles Wetter gewesen und sie seien im Wäldchen von einem förmlichen Platzregen überfallen worden. Darauf frug die jüngste Tochter:

„Wird heute Abende im Wäldchen Concert sein?“

„Gewiß, Kind!“ entgegnete Jeanne, „wir werden einen superben Sonnenuntergang haben.“

„Wie ist es Ihnen während des Gewitters ergangen, Wilhelm?“ frug der Hausherr.

„Ich habe es gut getroffen, Onkel. Ich war gerade bei dem Baron von Dyrenvord und die Baronin war so liebenswürdig, mir ihr sicheres Dach als Zufluchtsort anzubieten.“

Herr von Roggeveen nickte sehr bedächtig.

Die gnädige Frau schüttelte wieder ihren prachtvollen Chignon und begann:

„Wenn wir jetzt über Geschäfte sprechen dürfen, möchte ich wohl einmal wissen, was Neffe Wilhelm bei Herrn von Dyrenvord ausgerichtet hat.“

„Ich wurde ausgezeichnet empfangen,“ sagte Wilhelm. „Der Baron will mir einen Brief an den Director einer großen Erziehungsanstalt in Gelderland geben und da dieser dem Herr von Dyrenvord sehr zu Dank verpflichtet ist, so werde ich wohl bei ihm eine Stellung finden.“

„Bravo — das ist in Ordnung!“ rief der Hausherr.

„Und frug die Baronin Sie nicht, warum es Ihnen so besonders um eine Stellung als Lehrer zu thun ist?“ klang es sehr gedehnt aus dem Munde der Hausfrau.

„Die Baronin hat nur höfliche Fragen an mich gerichtet, Tante!“ war die ruhige Antwort.

Vergeblich versuchte Herr von Roggeveen ein Lächeln zu unterdrücken und seine Gemahlin bemerkte es sehr wohl. Eugenie fürchtete, daß ernstliche Unannehmlichkeiten folgen könnten und sagte deshalb schnell:

„Es ist schon ziemlich spät! Wie soll es mit dem Concert im Wäldchen werden?“

„Ja,“ fiel ihr Vater ein, dem die Ab-

leitung willkommen war, „wie soll es mit dem Concert werden?"

Fräulein Jeanne wollte um jeden Preis und aus guten Gründen dem Concert beiwohnen, ihre Mutter gleichfalls. Auch Sybille wünschte nicht zu Hause zu bleiben. Die elegante Equipage der Familie bot höchstens fünf Sitzplätze. Der Herr des Hauses entschied die Frage, indem er erklärte, daß seine Geschäfte ihn auf das Ministerium riefen und daß er seinem Neffen Wilhelm Blankmann die Aufgabe übertrage, seine Damen nach dem Concert zu begleiten. Wilhelm, der stillschweigend zustimmen mußte, erfuhr nun noch eine unerwartete Enttäuschung. Eugenie erklärte, daß sie nicht die geringste Lust verspüre, die Uebrigen zu begleiten.

* * *

Es war ein herrlicher Abend.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne färbten die leichten Westwölkchen mit einem warmen Carmoisin. Zwischen den hohen Buchen des Wäldchen sah man die rothe Gluth im Westen glänzen, während die langsam sinkende Abenddämmerung den Effect des glühenden Lichtes zwischen dem Halbdunkel unter dem blätterreichen Laubdache in malerischer Weise erhöhte.

Der Gewitterregen hatte die Atmosphäre erfrischt. Von allen Seiten strömten die Spaziergänger und rollten Equipagen herbei, um dem gewöhnlichen Concert beizuwohnen, und es schien fast, als habe sich die ganze Bevölkerung der Stadt versammelt. Wilhelm Blankmann war sehr erfreut, daß die Musik ihn der Pflicht überhob, mit seiner Tante und den nach allen Seiten grüßenden Cousinen ein Gespräch zu unterhalten.

Die elegante Equipage hielt in der Nähe des Gesellschaftszeltes. Frau von Roggeveen sprach hier und da ein Wort mit Jeanne, während sie sich ihrem Neffen gegenüber in ihre vornehme Verachtung und in ihren schöngeblümten Shawl hüllte. Wilhelm saß neben der schweigenden Sybille und dachte darüber nach, daß er zwar seinem Onkel sehr zu Dank verpflichtet sei, aber trotzdem die Abneigung seiner Tante gegen die Docenten der Philologie eben so wenig theilen könne, wie ihre Vorliebe für die Officiere und Diplomaten. Nach und nach folgten die Gedanken des jungen Mannes den harmonischen Klängen der Musik und er ertappte sich darauf, daß seine Lippen zuweilen halbe und ganze Verse flüsterten.

Ein lautes Geräusch von Stimmen erweckte ihn plötzlich. Frau von Roggeveen grüßte den Herrn von Carnowitz außerordentlich liebenswürdig, während Fräulein Jeanne den ehrerbietigen Handdruck des Vicomte von Vergennes erwiederte und der Baron von Haselbusch seinen Hut gegen Sybille und Wilhelm gewendet in die Höhe hielt. Die Begegnung schien allgemeine Zufriedenheit hervorzurufen und es folgte ein außerordentlich eifriges und animirtes Gespräch, bei welchem die Herren fast gar keine Notiz von Wilhelm nahmen. Die drei Herren hatten nicht sehr lange am Wagen stehend geplaudert, als man auf den allerliebsten Einfall kam, ein wenig im Wäldchen spazieren zu gehen und später auf einen Augenblick das Gesellschaftszelt zu besuchen. Die Damen wurden auf die höflichste Weise aus dem Wagen gehoben und der Zug setzte sich in Bewegung. Man mischte sich vorsichtig unter die Menge und wandelte dann eine Weile auf den besuchtesten Spazierwegen. Frau von Roggeveen wurde in der angenehmsten Weise durch den Vicomte unterhalten; in einer kleinen Entfernung folgte Jeanne, welche der Attaché und Herr von Haselbusch begleiteten. Somit blieb Wilhelm die Aufgabe übrig, seinem Cousinchen Sybille Gesellschaft zu leisten, was, eine gewisse alberne Anmaßung des Kindes in Betracht gezogen, nicht zu den angenehmsten Verpflichtungen gezählt werden konnte.

Der Vicomte von Vergennes gedachte des vergangenen Abends im Roggeveen'schen Hause und Frau von Roggeveen fühlte sich so glücklich, daß ein seliges Lächeln fortwährend ihre Lippen umspielte. Das Gespräch wurde bald sehr ernsthaft und streifte an die wichtigsten Fragen. Der Vicomte flüsterte sehr höflich und im ehrerbietigsten Tone, Frau von Roggeveen antwortete so gut sie konnte und bald folgte eine sehr vertrauliche Unterredung, welche ungefähr folgenden Inhalts war:

„Ich fühle mich bereits ganz heimisch hier," sagte der Vicomte, „in Folge der liebenswürdigen Aufnahme, die mir in

Ihrer Familie zu Theil wurde. Zuweilen denke ich ganz ernsthaft daran, mich hier niederzulassen und nur im Spätjahr, wenn die Jagdzeit kommt, für kurze Zeit auf mein Schloß in der Bretagne zu gehen."

„Es würde ein Gewinn für unseren Kreis sein, Herr Vicomte. Ich fürchte nur, daß unsere Residenz wenig wirklich Verlockendes für einen Mann von Ihrer Stellung und Ihrem Geschmacke bietet."

„Ach, Madame, ich würde hier wie im Paradiese leben, wenn Jedermann mir mit gleichem zuvorkommenden Wohlwollen begegnete, wie Sie."

„Wie meinen Sie das, Herr Vicomte?"

„Ich verstehe darunter etwas außerordentlich Wichtiges für mich. Nehmen wir einmal an, daß mir in den gastfreundlichen und distinguirten Kreisen, in welche ich hier eingetreten bin, eine junge Dame durch ihre Schönheit und die Noblesse ihres Wesens gefallen hätte; glauben Sie wohl, daß man mir dann mit der gleichen Zuvorkommenheit begegnen würde?"

„Ohne jeden Zweifel, Herr Vicomte; nach meiner Meinung muß jede Mutter aus gutem Hause sich glücklich schätzen, Sie zum Schwiegersohn zu bekommen."

„Ich danke Ihnen von ganzem Herzen, Madame. In Ihrem Familienkreise fühle ich mich vollkommen glücklich! Ihre drei Töchter —"

„Meine Töchter werden sich durch Ihre schmeichelhafte Meinung sehr geehrt fühlen!" antwortete Frau von Roggeveen, während ihr Herz vor Stolz schwoll und ihre Hand vor Aufregung auf dem Arme zitterte, den der Vicomte ihr in dem Gewühle höflich angeboten hatte.

„Ich bitte sehr um Verzeihung, Madame, wenn ich unbescheiden bin, aber ich kann Ihnen nicht verschweigen, daß Fräulein Jeanne einen außergewöhnlichen, entscheidenden Eindruck — ich wage beinahe nicht, meine Meinung auszusprechen."

„Ich begreife Sie, verehrter Herr Vicomte, Ihre Worte machen mich unaussprechlich glücklich."

Der Vicomte drückte nun voll Ehrerbietung die behandschuhte Hand, welche noch auf seinem rechten Arme ruhte. Man schwieg einige Augenblicke, wie durch den Eindruck des Gesprochenen überwältigt.

Frau von Roggeveen schien im Siegesjubel den Boden kaum zu berühren. Einen so vornehmen jungen Mann wie den Vicomte ihren Schwiegersohn zu nennen, war der Gipfel ihrer geheimsten Wünsche. Sie mußte sich Gewalt anthun, um ihre Freude nicht allzudeutlich zu erkennen zu geben und die Würde zu bewahren, die sich für die Mutter eines Sprößlings der Familien von Roggeveen und Blankmann geziemte.

Das Gespräch wurde nun vertraulicher. „In diesem glücklichen Augenblicke darf ich Ihnen nichts verschweigen, Madame! Ich glaube, daß Fräulein Jeanne mein Anerbieten nicht von der Hand weisen wird."

„Jeanne muß natürlich selbst entscheiden."

„Darüber bin ich völlig beruhigt. Ich hatte gestern den Vorzug, Ihre Fräulein Tochter darüber zu prüfen und ich bitte, die Angelegenheit weiter bei ihr verfolgen zu dürfen."

„Betrachten Sie unser Haus wie das Ihrige."

„Aber welcher Ansicht wird Herr von Roggeveen in der Sache sein?"

Die glückliche Mutter schien plötzlich zu erschrecken, denn sie antwortete erst nach einiger Zögerung:

„Ich weiß, daß mein Mann das Glück seiner Kinder sehr hoch schätzt und ich zweifle nicht im Geringsten, daß er sich durch Ihren Antrag geehrt fühlen wird. Sie können ihn recht bald darüber zu Rathe ziehen. Die einzige Schwierigkeit könnte deshalb erhoben werden, daß Jeanne noch sehr jung ist. Aber wir brauchen die Heirath ja nicht sofort zu vollziehen und könnten bis zum nächsten Jahre warten."

„Ach, Madame, welche schreckliche Prüfung legen Sie mir auf! Ein Jahr! Aber das ist ja eine Ewigkeit! Natürlich werde ich mich in alle Ihre Anordnungen fügen! Nur noch ein Umstand macht mir Sorge."

„Was kann das sein, Herr Vicomte?"

„Mein Vermögen ist nicht sehr ansehnlich; meine Familie hat in der Revolution viele Verluste erlitten, mein Schloß in der Bretagne und einige Landgüter sind mein ganzer Besitz."

„Unsere Familie ist nicht ganz ohne Vermögen, verehrter Vicomte. Die Mitgift meiner Tochter in Verbindung mit Ihrem Vermögen wird Sie vollkommen

in den Stand setzen, Ihrem Range gemäß zu leben."

Der Vicomte wiederholte seinen ehrerbietigen Handdruck. Man stand still. Die Gesellschaft war bei dem Zelte angekommen. Fräulein Jeanne wendete sich mit ihren beiden Begleitern zu ihrer Mutter — sie wünschte ein wenig auszuruhen. Die ganze Gesellschaft trat ein, während Baron Haselbusch dafür sorgte, daß Wilhelm Einlaß erhielt.

Die drei Herren hatten sich bis dahin durchaus nicht nach Wilhelm umgesehen. Als man nun in das Licht der bereits angezündeten eleganten Kronleuchter trat, sah der Vicomte mit einem gewissen Erstaunen unserem Freunde in das Gesicht. Sofort drängte er mit Frau von Roggeveen weiter und Jeanne, die den Arm des Attaché genommen hatte, folgte ihnen. Der Vicomte frug nun leise flüsternd:

„Wer ist der Herr, welcher sich in Ihrer Gesellschaft befindet, Madame? Ich glaube ihn gestern bei Ihrem Diner bemerkt zu haben."

„Ganz richtig, Herr Vicomte, es ist mein Neffe, Herr Blankmann, ein sehr junger Mensch, noch Student an der Universität zu Utrecht."

„Es würde mir angenehm sein, ihm vorgestellt zu werden."

„Machen Sie sich darüber keine Sorge! Er ist ganz zufällig in unserem Kreise und verläßt Haag in wenig Tagen."

Der Vicomte lächelte bei dieser Nachricht.

Er hatte Wilhelm heute Mittag während des Vorfalls mit dem Kinde sehr wohl erkannt und sein Lakai Adolf hatte ihm das Ereigniß mit der größten Unzufriedenheit berichtet. Es war offenbar, daß Herr Blankmann für das Kind Partei genommen hatte, welches zufällig gestrauchelt war, als seine Equipage — er verstand darunter den von ihm gemietheten Wagen — vorbeirollte. Frau von Roggeveen schien von dem unbedeutenden Vorfalle nichts zu wissen und deshalb beschloß der Vicomte, an diese Kleinigkeit gar nicht mehr zu denken.

Man suchte einen Platz unter der zahlreichen anwesenden Menge und bald hatte Herr von Carnowitz und der Vicomte einen passenden Tisch gefunden. Aber es fehlte an Stühlen und Herr von Vergennes beeilte sich, diesem Mangel abzuhelfen. Dies gelang ihm jedoch nicht sofort und während er sich unter der Menge durchdrängte, stieß er auf den Baron von Haselbusch, der mit Wilhelm und Sybille sich forschend nach den Anderen umsah. Der Vicomte deutete ihnen an, wo sie die Uebrigen finden konnten und wollte sich wieder seiner Aufgabe widmen, als Wilhelm, die Anderen verlassend, auf ihn zutrat und ihn höflich frug:

„Darf ich Sie einen Augenblick belästigen, mein Herr?"

Der Vicomte brachte sein Lorgnon schnell vor sein rechtes Auge und antwortete: „Worin kann ich Ihnen dienen?"

„Heute Mittag hat Ihr Kutscher ein armes Kind überfahren, welches am Kopf nicht unerheblich verwundet wurde. Ohne darauf zurückzukommen, daß Ihr Kutscher das Kind vielleicht getödtet hätte, wenn ich nicht zufällig dazugekommen wäre, wollte ich Sie nur fragen, ob es Ihnen nicht billig erscheint, den dürftigen Eltern des Kindes eine Entschädigung für die Pflege des Kindes zukommen zu lassen."

Herr von Vergennes betrachtete Wilhelm vom Kopf bis zu den Füßen und sagte dann mit hochmüthigem Lächeln:

„Junger Mensch, die Angelegenheit ist mir vollständig gleichgültig. Ich habe nicht die Ehre —"

„Mein Name ist keineswegs junger Mensch, sondern Blankmann, Herr von Vergennes. Gestern sah ich Sie im Hause meines Onkels und heute trafen wir uns wieder im Kreise meiner Verwandten, ich darf also voraussetzen, daß ich Ihnen nicht unbekannt bin. Das verwundete Kind ist das Töchterchen eines Dieners meines Onkels. Ich habe für das arme Geschöpfchen gesorgt, aber ich glaube, daß die Eltern verlangen können, für die Unvorsichtigkeit Ihres Kutschers entschädigt zu werden."

Der Vicomte lächelte nicht mehr. Er konnte seinen Zorn kaum mehr bezwingen — aber er überlegte schnell, was das Rathsamste unter diesen Verhältnissen sei.

„Ich verstehe nicht, was von mir verlangt wird," antwortete er sehr von oben herab. „Wenn Jemand in Nachtheil gerathen ist, kann er Schadenersatz erhalten. Was verlangen Sie für Ihren Günstling?"

„Ich verlange nichts, Herr von Ver-

gennes, aber ich erwarte, daß Sie als Mann von Ehre sich des Kindes annehmen werden."

Nach diesen Worten verbeugte Wilhelm sich und ließ den Vicomte stehen.

Das kurze Gespräch hatte den eleganten Vicomte sehr verstimmt. Während er allerlei Verwünschungen murmelte, erinnerte er sich, daß er einen Kellner suchte, um Stühle für die Damen zu besorgen und er beeilte sich nun, seine Aufgabe zu vollführen. Als er endlich mit dem Kellner und den Stühlen bei der Gesellschaft erschien, hatten die Herren von Haselbusch und Carnowitz bereits für die Damen gesorgt. Er setzte sich so ungezwungen wie möglich neben Jeanne und diese neigte ihren schönen Kopf zu ihm und flüsterte ihm freudestrahlend zu, daß ihre Mutter ihr bereits Glück gewünscht habe. Da gerade eine wunderbar schöne Composition von Beethoven vorgeführt wurde, so benutzten die Liebenden die Gelegenheit zu einem flüsternden Gespräche. Frau von Roggeveen schwelgte in den höchsten Sphären der seligsten Zufriedenheit, Alles war rosenroth und himmelblau in der Zukunft. Herr von Carnowitz lauschte aufmerksam auf die Musik, während Herr von Haselbusch an Erfrischungen dachte. Sybille war knurrig.

Das Concert war vorüber.

Die Damen von Roggeveen wurden durch ihre zuvorkommenden Cavaliere in den Wagen gehoben. Als Wilhelm Blankmann zum Vorschein kam, um einzusteigen, entfernten sich die Herren. Die gnädige Frau rief dem Kutscher mit einer Art drohender Stimme, schnell zu fahren und warf sich mit der höchsten Entrüstung in eine Ecke. Jeanne sah ihren Cousin ein paar Mal sehr verächtlich an, mit einem Gesichtsausdruck, als ob sie einen berühmten Verbrecher betrachtete — Alle schwiegen.

Wilhelm hatte sehr lange gesucht, bevor er in dem Gesellschaftszelte seine Verwandten wiedergefunden hatte, und als er sich zu ihnen gesellen wollte, waren die Damen plötzlich aufgestanden und umhergegangen. Er wußte nicht recht, woher diese feindselige Haltung kam. Seine Tante war zwar wenig von ihm eingenommen, weil er in classischen Sprachen Unterricht geben wollte, und sie ärgerte sich vielleicht, daß ein Mensch, der so wenig elegante Absichten hegte, sich in ihrer Gesellschaft befand. Sein Gespräch mit dem Vicomte konnte er nicht für die Ursache der veränderten Haltung ansehen, da er der Meinung war, daß dieser selbst sich hüten werde, den Vorfall weiter zu erzählen.

Wilhelm überlegte im Stillen, daß er bereits lange genug in der Residenz gewesen sei, um die Reize derselben kennen zu lernen, und beschloß, mit dem Briefe des Barons von Dyrenvord bewaffnet, den folgenden Tag abzureisen. Als man vor dem Hause im Wäldchen ausstieg, sah er ein, daß er seinen Onkel jedenfalls noch einmal sprechen mußte und dann lockte ihn auch die Hoffnung, Eugenie werde vielleicht nicht in die allgemeine Verachtung gegen ihn einstimmen. Im gewöhnlichen Eßzimmer brannte die Gaskrone und der Herr des Hauses stand dort, mit dem Hute in der Hand, im Begriffe nach dem Casino zu gehen, während Eugenie aus dem Garten kam mit einem Buche in der Hand.

Man bemerkte augenblicklich, daß etwas Wichtiges vorgefallen war. Frau von Roggeveen ließ ihren kostbaren, vielfarbigen Shawl von den umfangreichen Schultern fallen, löste die Bänder ihres Hutes und fiel wie unter dem Gewichte einer drückenden Last in einen Lehnstuhl nieder. Sie blickte mit unverhehlter Entrüstung auf ihren unglücklichen Neffen, der sehr wohl empfand, daß ihm irgend etwas drohte. Jeanne und Sybille sahen voll Erwartung auf ihre Mutter und Herr von Roggeveen heftete einen fragenden Blick auf Wilhelm.

Inzwischen hatte die Frau des Hauses mit stillem Verdruß an den knappen Fingerspitzen ihrer Glacéhandschuhe gezogen und es gelang ihr endlich mit unheilverkündendem Knistern und Reißen den einen derselben auszuziehen. Dann klang es scharf von ihren Lippen:

„Herr Neffe, ich bedanke mich für Ihre angenehme Gesellschaft — aber so lange ich hier im Hause noch etwas zu sagen habe, werden weder meine Kinder noch ich länger davon profitiren."

„Was bedeutet das, Adrienne?" frug Herr von Roggeveen sehr verwundert.

„Das bedeutet gar nichts," entgegnete die erzürnte Frau mit erzwungener Ruhe. „Ich bemerke nur, daß ich nicht länger

auf die angenehme Gesellschaft des Herrn Blankmann reflectire."

Wilhelm war heftig erschrocken. Todtenbleich stand er mitten im Zimmer. Unter dem heftigsten Klopfen seines Herzens antwortete er:

„Warum mir diese Worte gesagt werden, weiß ich nicht; was auch die Ursache davon sein mag, soviel steht bei mir fest, daß ich weder der Tante noch den Cousinen länger lästig fallen will. Morgen reise ich ab und werde dies Haus nicht wieder betreten."

Wilhelm begegnete dem Blicke seines Onkels, der ihn mit dem höchsten Erstaunen und halbverweisend ansah. Der junge Mann schlug die Augen nieder — von diesem hatte er nur Gutes erfahren, aber die scharfen Worte seiner Tante hatten ihn zu sehr beleidigt, als daß er etwas Besänftigendes seiner Erklärung hätte beifügen können.

„Aber, so sagt mir doch wenigstens was vorgefallen ist!" rief Herr von Roggeveen beiden Parteien zugleich zu.

„Ja, siehst du, Papa," begann nun Jeanne, „Mama ist indignirt über Cousin Blankmann, weil er heute Mittag den Kutscher des Herrn von Vergennes mit seinem Stocke geschlagen hat."

„Und nicht zufrieden mit solcher charmanten Handlungsweise hat er dem Vicomte, der heute Abend mit uns im Zelte war, allerlei Unverschämtheiten an den Kopf geworfen."

So sprach Frau von Roggeveen zur immer steigenden Verwunderung ihres Gemahls.

Wilhelm's Auge funkelte. Er trat auf seinen Onkel zu und indem er dessen Hand faßte, sagte er eindringlich:

„Heute Mittag, bevor ich hierher zu Tische kam, befand ich mich auf der Straße plötzlich zwischen zwei Equipagen. Ein kleines Mädchen lief vor mir und suchte eilig aus dem Wege zu kommen, als ein Pferd es über den Haufen warf. Ich suchte das Pferd aufzuhalten, und als der Kutscher mit seiner Peitsche nach meinem Kopfe schlug, wehrte ich den Schlag mit einem Stocke ab. Das Kind war am Hinterkopfe verwundet und ich habe Herrn von Vergennes heute Abend gesagt, daß es in der Ordnung wäre, wenn er die Eltern des kleinen Mädchens für die Unvorsichtigkeit seines Kutschers schadlos zu halten suche."

„Bravo!" rief eine laute Stimme.

Es war Eugenie.

Wilhelm sah überrascht auf. Frau von Roggeveen erhob sich etwas aus ihrem Sessel und fiel beinahe schreiend ein:

„Bravo! Allerdings Bravo! Weil irgend ein schmutziges Straßenkind sich eine Beule an den Kopf fällt, muß ein Scandal in Scene gesetzt werden, als ob es sich um wer weiß was handle. Bravo! Ich kann es von meiner ältesten Tochter nicht anders erwarten, denn ich bin es ja gewohnt, daß sie sich allen meinen Ansichten widersetzt und wer weiß, was ich noch über diese saubere Geschichte zu hören bekommen werde!"

„Allerdings, Adrienne," fiel hier Herr von Roggeveen ein, „du sollst noch mehr zu hören bekommen. Wenn ich Wilhelm recht verstehe, so hat er sich sehr brav, vielleicht etwas zu rasch, aber doch sehr brav verhalten. Jeder muthige junge Mann würde gethan haben wie er, und es kommt nicht darauf an, ob sich ein Vicomte von Vergennes in der Equipage befand, es ist hinreichend, daß ein unsinniger Kutscher auf dem Bocke saß."

Frau von Roggeveen flog förmlich aus ihrem Sessel auf.

„Und wer sagt, daß der Kutscher unsinnig gehandelt hat. Wenn ein voreiliger junger Mensch eine Ehre darin sucht, auf offener Straße Scandal zu veranlassen, so liegt doch die Frage sehr nahe, weshalb er das Bettelkind nicht aufgehoben und beiseite geschafft hat, ohne sich um die Equipage zu bekümmern."

Wilhelm hatte sich vollkommen gefaßt. Das einzige Wort Bravo aus Eugeniens Munde hatte ihn für alle Beleidigungen entschädigt. Da auch der besonnene Ton seines Onkels seine Selbstbeherrschung nur befestigt hatte, so antwortete er ruhig auf die letzten Worte seiner Tante:

„Erlauben Sie mir, Tante, Sie daran zu erinnern, daß das Kind im nächsten Augenblicke getödtet worden wäre. Nur indem ich den Kutscher nöthigte, sein Pferd anzuhalten, gelang es einem anderen vorübergehenden Herrn, das kleine Mädchen wegzuziehen und aufzuheben."

„Ich bewundere Ihren Heldenmuth," entgegnete Frau von Roggeveen ironisch

lachend — „Ihr Antheil für das Straßenkind veranlaßte Sie zu einer öffentlichen Schlägerei und ließ Sie einen anständigen Mann an einem öffentlichen Orte in der unverschämtesten Weise überfallen."

Nun erröthete Wilhelm und seine Stimme zitterte, als er antwortete: „Lassen Sie uns in Bezug auf Unverschämtheiten keine Abrechnung halten, Tante. Ich würde sonst sehr im Vortheil sein. Mein Onkel will, daß die Sache zu keinen weiteren Unannehmlichkeiten führen soll und ich füge mich seinem Wunsche. Morgen verlasse ich die Stadt und ich spreche wohl zum letzten Male zu Ihnen. Aber ich kann die eine Bemerkung nicht unterdrücken, daß Sie wenig Achtung vor dem Leben derjenigen Menschen zu haben scheinen, die Sie in die Kategorie der Straßengeschöpfe verweisen, und weiter muß ich mir noch die Bemerkung erlauben, daß ich das lebenslängliche Stillschweigen meines Vaters über seine Familie heute zum ersten Male vollkommen begriffen habe."

Frau von Roggeveen warf den Kopf mit weitgeöffneten Augen zurück. Mit großer Kraft riß sie den zweiten Handschuh in Stücken von ihrer Hand und schleuderte diese von sich.

„So ist es recht, Herr Blankmann," sagte sie mit gedämpfter Stimme und rasch Athem holend, „Sie wagen es, mich in meinem eigenen Hause zu beleidigen und versichern dabei, daß Sie jede weitere Unannehmlichkeit in der Sache verhüten wollen. Es ist gut. Auch ich werde mich zurückhalten. Das Einzige aber, was ich noch beizufügen mich gedrungen fühle, ist die Bemerkung, daß Sie die Ehre Ihres Namens sehr gering anzuschlagen scheinen und daß meine lebenslängliche Ansicht über die beschränkte kleinbürgerliche Richtung Ihres Vaters glänzend gerechtfertigt ist."

Was Wilhelm, dem ein schnell aufsteigender Zorn aus den Augen sprühte, geantwortet haben würde, hätte jedenfalls den gespannten Zustand noch erhöht, wenn nicht in demselben Augenblicke ein bescheidenes Klopfen an der Thür die Aufmerksamkeit abgelenkt hätte, während zu gleicher Zeit die lange Gestalt des Lohndieners Theodor auf der Schwelle erschien. Nachdem derselbe sehr ehrerbietig in seinem gewöhnlichen unterthänigen Ton gegrüßt hatte, sagte er: „Ich wollte hören, ob die Herrschaften noch etwas zu befehlen hätten." Sämmtliche Anwesenden veränderten sofort ihre Haltung. Jeanne ergriff den Arm ihrer Mutter und schien mit dieser das Zimmer verlassen zu wollen. Der Herr des Hauses antwortete zerstreut:

„Ich danke, Theodor! Heute giebt es nichts mehr."

„Doch, Theodor!" sagte Jeanne mit einem Ausdruck, der Niemand entging — „Herr Blankmann will morgen mit dem ersten Zuge abreisen, vielleicht hat er Jemand nöthig, ihm den Koffer zu tragen."

Theodor heftete bei diesen Worten seine Augen auf Wilhelm und erkannte ihn sofort. Er that zwei Schritte vorwärts und rief: „Ach, verehrter Herr, wie froh bin ich, daß ich Sie sehe! Mein Kind hat sich recht erholt und schläft jetzt wie eine Rose."

Als er dies gesagt hatte, hielt er verlegen inne und fiel sich selbst in die Rede mit den Worten: „Ich bitte um Verzeihung, gnädige Frau, aber ich hätte heute mein einziges Kind verloren, wenn der Herr hier es nicht gerettet hätte."

Wilhelm hob die Hand auf, um ihn zum Schweigen zu bringen, aber Herr von Roggeveen frug schnell: „Ihr Kind war es, Theodor, das heute beinahe übergefahren wurde?"

„Ganz recht, gnädiger Herr! Ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll, dem Herrn zu danken, der so viel für mein Kind gethan. Zuerst hat er es in ein Haus getragen, dann ist er in einer Droschke mit ihm zum Doctor gefahren und endlich hat er die Kleine mit einer großen Düte Kirschen zu uns gebracht. Meine Frau war ganz außer sich vor Dank und Freude."

„Ist das Kind schwer verwundet?" frug Eugenie.

„Glücklicherweise nicht, gnädiges Fräulein. Aber sie wäre wohl ums Leben gekommen, wenn dieser Herr ihr nicht beigestanden hätte."

„Es ist gut, Theodor!" entgegnete Herr von Roggeveen, „warten Sie draußen noch eine Weile, ich werde Ihnen das Nähere sagen."

Theodor lächelte und sah fortwährend auf Wilhelm.

„Darf ich den Herrn morgen nach der Eisenbahn bringen?" wagte er nun zu sagen.

Theodor verbeugte sich mit einem dankbaren Blick auf Wilhelm und verschwand.

Frau von Roggeveen hatte während dieser ganzen Zeit im Begriffe gestanden, das Zimmer zu verlassen, während Jeanne sie leise am Arme festhielt. Sobald der Lohndiener fortgegangen war, sah sie mit der höchsten Verachtung um sich her und ging rasch auf die Thür zu. Jeanne und Sybille geleiteten sie. Niemand sprach. Als man ihre Tritte im Gange nicht mehr hörte, erhoben die drei Zurückgebliebenen mit einem Gefühl der Erleichterung den Kopf. Wilhelm blickte wieder zu Boden, er schämte sich der Heftigkeit, womit er gesprochen hatte, während er seinem Onkel doch so hoch verpflichtet war. Herr von Roggeveen bemerkte dies sofort und ohne Zögern sagte er: „Nun Wilhelm, halten Sie sich gut! Das ist einmal nicht zu ändern. Wäre es nicht gerade die Equipage des Herrn von Vergennes gewesen, so würde Ihre Tante Ihnen die Rettung des Kindes weniger verdenken! Wir sind an alle diese Dinge schon so gewöhnt, daß wir uns gar nichts mehr daraus machen. Thun Sie desgleichen! Nun aber muß ich noch nach dem Casino und sage daher Adieu. Wenn ich Ihnen in irgend etwas dienen kann, so rechnen Sie auf mich. Schreiben Sie mir offenherzig und verschweigen Sie mir nichts, denn ich bin Ihr Onkel und Vormund, vergessen Sie das nie!"

Der Ton des Herrn von Roggeveen war sehr herzlich gewesen. Er drückte Wilhelm mit Wärme die Hand, während dieser, von seinen Erfahrungen überwältigt, nach Worten suchte. Aber Alles ging so schnell vor sich, daß er eben das erste Wort sagen wollte, als sein Onkel bereits aus dem Zimmer verschwunden war. Als er verwirrt aufblickte, stand Eugenie vor ihm, die dunklen Augen ruhig und freundlich auf ihn heftend. Sie sah eben so reizend aus, als da Wilhelm sie am vorigen Tag zum ersten Male sah. Ihre schlanke Gestalt war wieder in ein weißes Kleid gehüllt und in den breiten Gürtel hatte sie eine frische purpurrothe Rosenknospe gesteckt. Eine kleine Weile sprach keines von beiden.

Wilhelm erwachte jedoch schnell zu dem Bewußtsein, daß er nun gehen müsse, aber er fühlte sich wie mit tausend Banden an den Fleck gefesselt, wo er stand. Eine kindische Besorgniß band ihm die Zunge, endlich seufzte er mit tiefer Niedergeschlagenheit:

„Lassen sie mich Abschied von Ihnen nehmen, Cousine Eugenie! Aber vergönnen Sie mir zuvor, Ihnen für das Wort der Zustimmung zu danken, welches Sie mir vorhin zugerufen haben. Es war eine große Erhebung für mich nach den vielen Unannehmlichkeiten, die mir zugefügt worden waren."

„Sie haben ritterlich gehandelt, Wilhelm, und darum mußte ich Ihnen meine ganze Sympathie zeigen. Ich weiß sehr wohl, daß Mama davon nichts hören will, aber ich habe mich in dieser Hinsicht emancipirt."

Eugenie lächelte verlegen. Sie trat ungern öffentlich gegen ihre Mutter auf und hatte bisher ihre Meinung immer für sich behalten.

„Wie wohlthuend war es mir," sagte Wilhelm jetzt, „daß ich Sie in dem peinlichen Streite auf meiner Seite wußte. Morgen früh verlasse ich die Stadt und sehe dies Haus und vielleicht auch Sie, Eugenie, niemals wieder. Ihre Mama will mir nicht wieder begegnen, weil sie erkannt hat, daß ich der Sohn aus kleinbürgerlichen Verhältnissen bin."

„Sie übertreiben, Wilhelm!"

„Wäre es doch so! Aber ich bin überzeugt, daß sie mir für immer den Krieg erklärt hat. Dort liegt noch der zerrissene Handschuh, durch den sie mich herausgefordert hat."

Bei diesen Worten bückte er sich und hob den Handschuh auf.

„Es thut mir leid, wahrhaft leid," fuhr er fort, während seine Stimme zitterte. „Ich hätte so gerne den Frieden bewahrt. Von früh auf vernahm ich von meinem Vater, daß seine Familie ihn verstoßen habe, weil er die Frau, die er liebte, meine Mutter, heirathete und ich empfand im Stillen eine Abneigung gegen diese Verwandten. Durch den Tod meines Vaters wurde ich genöthigt, mich denselben zu nähern und ich waffnete mich mit aller möglichen Vorsicht, da ich fürchtete, daß man mich sehr von oben herab behandeln

werde. Aber sogleich beim Eintreten empfing ich den herzlichen Händedruck meines edelmüthigen Onkels und während ich fürchtete, daß ich kaum einen Augenblick geduldet würde, drang Ihr Lächeln und Ihr herzliches Wohlwollen tief in mein Gemüth."

Wilhelm beugte den Kopf; er fürchtete unbescheiden zu werden.

Eugenie hatte die purpurne Rosenknospe aus ihrem Gürtel genommen und schien ganz in das Anschauen derselben versunken zu sein.

„Ich möchte fast annehmen, daß Sie Anlage zur Poesie haben, Wilhelm?" sagte sie mit sehr ernsthafter Stimme. „Die einfachsten Dinge der Welt, die gewöhnlichste Freundlichkeit, die Verwandte einander schuldig sind, werden in Ihren Augen sehr bemerkenswerthe Dinge."

„Gerade die einfache Freundlichkeit erobert die Herzen, Eugenie. In der Einsamkeit, die ich nach meines Vaters Tode plötzlich empfand, war es mir so erquickend, ein herzliches Wort zu vernehmen, wie ich es gestern Abend von Ihnen vernahm."

„Es ist wahr! Sie sollten eigentlich mein Beichtvater werden! Aber da Sie uns nun so schnell verlassen müssen —"

„Und da ich sicher weiß, daß ich in dies Haus nie wieder eintreten werde."

„Schon wieder! Aber mein Vater und ich werden Sie doch immer gern zurückkehren sehen."

„Das ist mein schönster Gedanke, aber ich will hier keine Disharmonie bringen und darum werde ich mein Wort halten, Eugenie, und Ihrer Mama niemals wieder mit meiner Gesellschaft lästig fallen."

Eugenie unterbrach das Spielen mit der Rosenknospe. Ein leichtes Erröthen färbte ihre sonst etwas blassen Wangen.

„Disharmonie, Wilhelm! Die brauchen Sie uns nicht zu bringen! Die herrscht hier so lange ich denken kann. Und darum begreife ich sehr gut, daß Sie unser Haus eher fliehen, als aufsuchen werden. Lassen Sie uns über diese traurige Geschichte schweigen und nehmen Sie an, daß es drückender sein mag, sich mitten unter den nächsten Verwandten einsam zu fühlen, weil Sie sich unter einander nicht verstehen können, als durch den Tod unserer nächststehenden Lieben vereinsamt zu werden."

Es klang eine gewisse Wehmuth in den Worten des jungen Mädchens und Wilhelm wurde tief davon gerührt.

„Ich muß gehen —" flüsterte er, während er ihr mit schüchterner Ehrfurcht in die Augen blickte — „es schmerzt mich, zu wissen, daß meine liebe Cousine sich einsam fühlt, aber der Gedanke thut mir wohl, daß in dieser Hinsicht eine gewisse Uebereinstimmung in unserem Loose besteht."

Die beiden jungen Leute schwiegen. Eugenie heftete das Auge unwillkürlich auf das Zifferblatt der Pendule.

„Es ist wirklich zu spät, um noch länger zu plaudern!" rief sie mit ihrer gewöhnlichen lebendigen Stimme, „ich wünsche Ihnen recht glückliche Reise! Und Sie sollen doch mein Beichtvater sein, denn ich werde Ihnen zuweilen mit einem Briefe lästig fallen, wenn es Noth thut. Und nun, Adieu, Adieu!"

Wilhelm hatte ihre beiden Hände gefaßt. Bebend drückte er dieselben an seine Lippen.

Eugenie rauschte plötzlich weg durch die geöffnete Thür in den Garten.

Er stand athemlos und tief ergriffen allein in dem großen Zimmer, aber er hielt die purpurne Rosenknospe als ein kostbares Pfand fest in seinen Fingern.

Sechzehntes Capitel.

Die Julisonne funkelt nicht mehr. Der grüne Sommerschmuck von Busch und Baum ist längst entfernt. Die Herbststürme sind über die Felder gegangen, die kräftigen Buchen und Eichen sind entblättert und der Boden ist mit dürren Blättern bedeckt. Der Winter war mit früher Kälte eingezogen und überall hatte sich eine dicke Lage Schnee über das Land gelegt. Die niederen Bauernwohnungen trugen eben so gut ihren weißen Mantel wie die Thürme der Dorfkirchen, und die leeren Blumenbeete in den Gärten der Landhäuser sind eben so dicht verhüllt wie der arme Dorfkirchhof.

An einem trägen Decembermorgen, als bleiche Sonnenstrahlen tausend Funken aus dem reinen Schnee entlocken und einen schönen Wintertag versprechen, erklingt die Schelle eines Fuhrmannspferdes auf der Landstraße, während die Räder des Wa-

gens dumpf erdröhnen. Der Fuhrmann ruft seinem treuen Klepper ein ermuthigendes Wort zu, während er lustig aus seiner Pfeife dampft. Er fährt zwischen der nächsten Eisenbahnstation und dem blühenden Landstädtchen Tannenthal. Die Entfernung beträgt dreiviertel Stunden und an beiden Seiten des Weges sieht man eine Menge Landhäuser mit hübschen Gärtchen und Tannenwäldchen.

Nicht weit von Tannenthal hält der Fuhrmann vor einem großen Gebäude, welches zwei Stockwerk hoch ist und sehr solide in etwas alterthümlichem Style erscheint. Ueber dem Haupteingang steht in zierlichen Buchstaben auf einem breiten Sandstein der Name Rastburg. Um das Haus erstreckt sich ein gut erhaltener Garten, der malerisch durch eine hohe Baumanlage begrenzt ist. Das Haus ist von dem Pensionsvorsteher Doctor Günther bewohnt.

Der Fuhrmann sieht nach, ob es bereits acht Uhr ist und bemerkt zu seiner Beruhigung, daß eine rothwangige Dirne in der Bauerntracht der Gegend durch den Schnee gewatet kommt, um an der Gartenpforte laut schreiend ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Es war ein Auftrag, daß er mehrere Koffer und Schachteln von der Eisenbahnstation abholen und nach Rastburg bringen solle, aber ja vorsichtig, damit Alles wohlbehalten abgeliefert werde, da ein großes Fest in der Anstalt bevorstehe.

Der Kutscher fuhr weiter und knallte mit der Peitsche. Die Dirne lachte fröhlich und ging durch den Schnee zurück nach dem Hause.

Es war die Zeit, wo sämmtliche Schüler sich in dem großen Frühstückssaale versammelten. Sie standen dort bereits in Gruppen versammelt und sprachen halblaut mit einander, denn einer der Lehrer saß bereits am Frühstückstische und las die Zeitung. Die Zahl der Jungen war nicht besonders groß, es waren vielleicht nur vierzehn Namen, aber wenn diese aufgerufen wurden, so machte man die Bemerkung, daß sich darunter die vornehmsten und angesehensten Familiennamen des Landes befanden.

Der Lehrer, welcher an dem Tische saß, hatte kein besonders einnehmendes Aeußere. Sein Gesicht war so glatt rasirt, daß nur ein dunkelblauer Schein um Mund und Kinn zu sehen war. Die Jungen schienen sich im Stillen über ihn lustig zu machen; so oft er jedoch aufblickte, herrschten großer Ernst und Ruhe unter ihnen. Von Zeit zu Zeit klang eine kleine Ermahnung in französischer Sprache, wobei die Stimme des schwarzhaarigen Erziehers scharf und gellend klang.

Am Frühstückstische war noch Jemand zu bemerken — eine junge Dame. Es war wohl der Mühe werth, ihre blühende Gestalt zu betrachten. Sie war etwa zwanzig Jahre alt, und ihr angenehmes blühendes Gesicht wurde durch eine Fülle von langen hellblonden Locken umrahmt. Sie beschäftigte sich mit dem Arrangement des zwar einfachen, aber sehr anständigen Frühstückstisches und richtete von Zeit zu Zeit ihr hellblaues Auge nach einer altmodischen Uhr, deren lautes Ticken hörbar wurde, so bald die jungen Leute einen Augenblick stille waren.

Nun schlug die Uhr acht und es entstand eine Bewegung unter den Jungen. Zu gleicher Zeit wurde eine Thür geöffnet und es traten noch mehrere andere Personen ein. Die wichtigste von diesen schien ein kleines zierliches Herrchen zu sein mit kahlem Schädel, worüber mit großer Kunstfertigkeit einige Reste von hellgrauem Haar vertheilt waren. Ein dichter vollkommen weißer Backenbart, ein sehr feiner zugeknöpfter schwarzer Rock und außergewöhnlich weiße wohlgepflegte Hände verliehen seiner Erscheinung etwas Modernes und verstärkten den Eindruck jugendlicher Frische und Lebendigkeit, welcher durch jede seiner Geberden erweckt wurde.

Die jungen Leute verbeugten sich ehrerbietig und ungezwungen, als er erschien. Der schwarzhaarige Erzieher war aufgestanden und hatte etwas steif auf Französisch gegrüßt. Sobald der zierliche alte Herr die Hand auf die Rücklehne eines Sessels gelegt hatte, begaben sich die jungen Leute, die zwischen zwölf und achtzehn Jahren alt waren, an den Frühstückstisch. Ohne vielen Lärm nahmen sie ihre Plätze ein, und nachdem der zierliche alte Herr einer Dame, die jugendlicher gekleidet war, als es ihr zukam, zugenickt hatte, widmeten sich die Anwesenden dem Frühstück. Mit dem ältlichen Herrn waren noch mehrere

Herren ins Zimmer getreten. Neben der bereits erwähnten Dame, die trotz ihrer jugendlichen Kleidung fünfzig Jahre alt sein konnte, saßen noch zwei junge Mädchen, jünger als die hübsche Vorsteherin des Frühstückstisches, aber beide gleich dieser mit freundlichen Gesichtern, um welche sich eine Fülle von hellblonden Locken zeigte. Bei genauer Beobachtung würde man jedoch den Preis der Schönheit der älteren zuerkannt haben, wegen des schönen Augenaufschlags und der zarten weißen Hautfarbe.

Außer der Familie des Hauses saßen noch zwei Lehrer am Frühstückstische. Der Eine davon, Herr Scharf, hatte seinen Platz mitten unter den Jungen und beobachtete das Betragen derselben aufmerksam, wobei er es nicht an corrigirenden Bemerkungen fehlen ließ. Neben der schönen Tochter des Hauses saß endlich der dritte Lehrer, unser Freund Wilhelm Blankmann. Ein halbes Jahr ist vergangen, seit er aus der Residenz abreiste mit einem Briefe des Barons von Dyrenvord, einem Gemisch von frohen und düsteren Eindrücken und einem Lebensideal im Herzen, welches ihn in seinen täglichen Bestrebungen bestärkte, aber auch wegen der tausend Schwierigkeiten, die der Erreichung seines Ziels im Wege standen, zur Verzweiflung brachte.

Doctor Günther, der kleine zierliche Herr mit dem weißen Backenbart, und seine Frau, die Dame mit der jugendlichen Toilette, hatten ihn auf ungewöhnlich freundliche Weise empfangen. Für sie war jeder Wunsch des Barons von Dyrenvord ein Gesetz und da gerade die Stellung des Lehrers in den classischen Sprachen dadurch so gut als vacant war, daß Herr Günther selbst sich nicht mehr damit bemühen wollte, so war Wilhelm sofort mit einem Gehalte angestellt worden, der seine Erwartungen bedeutend übertraf; er widmete sich denn auch seiner Aufgabe mit dem größten Eifer, und wer ihn jetzt beobachtet hätte, wie er seine Tasse aus den Händen von Fräulein Franziska empfing und sich höflich verbeugte, der würde in seiner Haltung nichts bemerkt haben, was auf eine unangenehme schlimme Erfahrung schließen ließ.

Inzwischen war das Frühstück ernst und ruhig vorübergegangen.

Die beiden jüngeren Damen, welche von ihrer Mutter mit den schönen Namen Flora und Mathilde angeredet wurden, sprachen mit frischen klangvollen Stimmen über die Kälte und den Schnee; auch einige der ältesten Schüler brachten sehr bescheiden ihre Ansichten über dieselben Gegenstände zu Tage. Einer der größten und auffallendsten derselben, dessen dunkler Teint und feurige schwarze Augen seine ostindische Abkunft verriethen, verhielt sich sehr ruhig und ließ nur seine Blicke fortwährend umherschweifen, wobei sie nur zuweilen etwas länger auf der hübschen Franziska hafteten. Dann schien er in die Betrachtung seines Messers versunken zu sein, welches neben seinem Teller lag, und er richtete den Kopf nicht eher wieder in die Höhe, bis Doctor Günther sich ein paar Mal geräuspert hatte, was stets als Ankündigung galt, daß der Director etwas mittheilen wollte.

Herr Günther legte die beiden weißen Hände auf die Seitenlehnen seines Sessels und blickte den Kreis seiner Familie, Lehrer und Schüler mit einem vielverheißenden Lächeln an.

„Es wird Niemand unbekannt sein —“ begann er mit etwas übertrieben feierlicher Stimme, „daß wir heute den zweiundzwanzigsten December, den letzten Tag vor den Winterferien, erreicht haben. Viele meiner Schüler wünschen diese Ferien zu benutzen, um die schönen Weihnachtstage bei ihren Eltern zu verbringen. Ich kann diesen Wunsch nur billigen. Bevor Ihr Euch jedoch auf die Reise begebt, meine Freunde, wünsche ich noch, uns gemeinschaftlich eine Zerstreuung hier zu bereiten. Im Namen meiner Frau habe ich das Vergnügen, Sie Alle zu einem geselligen Beisammensein für morgen Abend einzuladen, wo einige Bekannte aus der Umgegend und aus Tannenthal bei uns einkehren werden.“

Die jungen Leute verbeugten sich mit fröhlichen Gesichtern. Ein zufriedenes Gemurmel verbreitete sich um den Tisch. Man wußte seit Jahren, daß Doctor Günther gewohnt war, am letzten Abend vor den Winterferien eine schöne Soirée zu geben, aber die feierliche Ankündigung machte jedes Mal einen ungewöhnlichen Effect. Bald darauf erhob sich der Director und sämmtliche Schüler standen eben-

falls auf. Wilhelm Blankmann folgte ihnen, während sie mit höflicher Verbeugung das Zimmer verließen.

Unter dem gastfreien Dach von Rastburg fanden sich des Morgens ungefähr zwanzig lernbegierige Knaben aus Tannenthal ein, welche das Institut als Tagesschüler besuchten. Tannenthal lag so nahe, daß man eigentlich mehr Schüler von dort hätte erwarten können, aber Doctor Günther hielt das Honorar etwas hoch, um den aristokratischen Anstrich seiner Anstalt zu bewahren.

An diesem Morgen waren die Schüler etwas zerstreuter als sonst. Die Winterferien und die Soirée — man durfte es den Knaben nicht übel nehmen. Die zwei obersten Klassen hatte Wilhelm Blankmann für diesen Vormittag zu besorgen, bei der dritten war der Franzose Monsieur Clamard erschienen, in der vierten bekämpfte Herr Scharf die Unkenntniß der Tannenthalschen Jugend in Bezug auf Algebra. In der untersten Klasse war ein Lehrer, den man im Frühstückszimmer vergeblich gesucht haben würde, weil er, wie die Knaben, gleichfalls aus Tannenthal kam. Es war ein ältliches Herrchen mit gelocktem greisen Haar und runzligem Gesichte. Herr Krüger gab seit Jahren im Zeichnen Unterricht und war bei der Tannenthalschen Jugend wegen seiner Gutherzigkeit und freundlichen Gesprächigkeit sehr bekannt.

So war nun Alles fleißig an der Arbeit und Doctor Günther ging in seinem Privatstudirzimmer auf und ab, indem er sich mit innerer Behaglichkeit die Hände rieb und sich im Bewußtsein seiner wohlgeordneten Verhältnisse zufrieden fühlte. Es war nicht immer so gewesen und gerade in einem sehr schwierigen Zeitpunkt seines Lebens hatte der Baron von Dyrenvord ihn aus peinlicher Lage gerettet und den Ankauf von Rastburg ermöglicht. Alle diese Dinge gingen ihm gerade wieder einmal durch den Kopf, als die Thür seines Zimmers leise geöffnet wurde und seine Frau freundlich lächelnd eintrat.

„Ich störe dich doch nicht, Männchen?“ frug sie, indem sie langsam an den Schreibtisch kam.

„Nein, Pauline!“ antwortete er freundlich, während er ein Buch zur Seite legte, „was giebt es?“

„Ich muß dir allerlei mittheilen in Bezug auf unsere Soirée,“ versetzte Frau Günther, indem sie sich niedersetzte, „erstens will ich dir sagen, daß ich das Meinige gethan habe, um die Mädchen morgen Abend recht hübsch auszustatten, Franziska soll zum ersten Male ihr lilaseidenes Kleid anziehen, Flora ein hellblaues und Mathilde wollte ich in hellroth erscheinen lassen.“

„Aber die Kosten, liebe Pauline, die Kosten!“

„Lasse mich das nur arrangiren. Unsere Töchter müssen einmal in den Vordergrund treten! Wir geben nur eine Soirée jedes Jahr, unsere Töchter sind hübsche Mädchen und wir müssen etwas für sie thun. Denke nur an die mageren Kinder des Pastors Rothenhof, an das elende Ding vom Notar und an die bleichen Baronessen von Croy, wenn sie uns die Ehre anthun zu erscheinen. Unsere Mädchen können sich ruhig sehen lassen. Du weißt, Männchen, daß Franziska von allen Seiten von Verehrern umringt ist. Da ist einmal der junge Baron von Croy, ein hübscher und sehr vornehmer junger Herr — dann unser Postdirector in Tannenthal, dann Herr Blankmann und der junge Verkolen.“

„Pauline! Pauline! welche Illusionen! Unser Freund Blankmann ist viel zu schüchtern, um Franziska den Hof zu machen, und der junge Ostindier, der erst in der vierten Klasse sitzt, hat wahrhaft etwas Besseres zu thun.“

„Ich nenne Herrn Blankmann nur, um ihn nicht zu übergehen, aber Verkolen meint es ernsthaft und wir wissen mit voller Sicherheit, wie ungewöhnlich vermögend sein Vater in Ostindien ist.“

„Liebe Frau, sei doch verständiger! Wie könnte ich es jemals billigen, daß ein junger Mensch, der meiner Erziehung anvertraut ist, seine Zeit damit zubrächte, meinen Töchtern Schmeicheleien zu sagen. Wenn ich das Geringste derart bemerkte, würde ich Verkolen mein Haus lieber verlassen sehen.“

Frau Günther blickte enttäuscht zu Boden. Sie dachte, daß ihr Mann die Welt nicht so gut kenne wie sie, und hielt es daher für besser, den Gegenstand nicht weiter zu berühren. Nachdem Beide eine Weile geschwiegen hatten, begann sie wieder: „Für die Musik habe ich gesorgt,

Männchen. Herr Krüger wird seine Violine mitbringen und sich mit Südhof besprechen, der ein Cello beifügen kann. Diese Beiden werden uns die nöthige Tanzmusik verschaffen."

„Aber die Kosten, Pauline. Südhof wird es nicht umsonst thun und Krüger kann doch nicht den ganzen Abend Musik machen als unser Gast! Das würde unpassend sein!"

„Aber warum bist du nur auf einmal so entsetzlich strenge? Wir geben doch nur eine Soirée —"

„Nun ja, liebe Frau, aber wir hatten uns doch vorgenommen sparsam zu leben, damit wir unsere Schuld an Baron Dyrenvord nach und nach abtragen und Rastburg später ganz als unser Eigenthum betrachten können."

„Auch ich finde diesen Plan vortrefflich, aber die Mädchen stehen mir doch höher und ich werde keine Gelegenheit versäumen, sie in der Welt vorwärts zu bringen. Das kostet natürlich Geld, aber es rentirt sich auch."

Doctor Günther schwieg. Eine leichte Wolke von Besorgniß zeigte sich auf seinem glatten Gesichte. Er sah seine Frau ruhig an, als erwarte er noch weitere Mittheilung.

Bald begann Frau Günther wieder mit dem einnehmendsten Lächeln: „Für das Souper habe ich die größte Sorge getragen. Da man in Tannenthal nichts haben kann, so erwarte ich Eins und das Andere aus Arnheim. Ich muß dich doch lesen lassen, was mir Wilder diesen Morgen geschrieben hat."

„Der Arnheimsche Zuckerbäcker?"

Als Antwort reichte Frau Günther ihrem Gatten einen geöffneten Brief. Der Director von Rastburg wühlte mit seiner weißen Hand in seinem weißen Backenbart und las den Brief mit gerunzelter Stirn.

„Wie ist es möglich!" rief er mit verdrießlichem Kopfschütteln aus. „Ich dachte, daß Alles bezahlt sei und nun noch über hundert Gulden!"

„Solcher Kleinigkeit willen!"

„Kurz und gut, Pauline, so kommen wir nicht vorwärts, wenn wir auch doppelt so viel Pensionäre hätten. Es ist in der That sehr traurig!"

Bei diesen Worten legte Doctor Günther die Hände wie aus Gewohnheit auf die Armlehnen seines Sessels. Seine bessere Hälfte, welche eine lange Rede über Sparsamkeit und unnöthige Ausgaben erwartete, beschloß, der Gefahr muthig unter die Augen zu treten und fuhr fort:

„Für den Hausflur und das Portal habe ich eine Anzahl großer Blattpflanzen bestellt, ebenso für den Speisesaal, wo wir tanzen werden. Der Gärtner will sie mir gerne besorgen, wenn ich die Rechnung vom vorigen Jahr ausgleiche. Es werden etwa fünfzig Gulden oder darüber sein."

Doctor Günther sah seine Gemahlin sehr verdrießlich an.

„Aber liebes Männchen, du mußt nicht unzufrieden aussehen, es handelt sich um unsere einzige Soirée im Jahr. Dies einzige Mal müssen wir ein wenig flott auftreten, wir können dafür das ganze Jahr sparsam sein. Vergiß nicht, daß unsere Mädchen auch einmal ein Vergnügen haben müssen; es bietet sich in Rastburg so gut wie gar keine Gelegenheit dazu."

Der Director blickte nachdenklich auf seine Bücher. Er hätte gern etwas erwiedert, aber es kam nicht dazu, denn es wurde gerade in diesem Augenblick laut geklopft. Der alte Hausknecht mit seinem rothen Gesichte öffnete die Thür ein wenig und rief mit lauter Stimme:

„Herr Krüger läßt Ihnen sagen, daß die Jungen wieder so aufrührerisch sind und ob Sie nicht einmal zusehen wollten."

(Forts. folgt.)

Vittorio Alfieri.

Von

Wilhelm Dilthey.

Es giebt für Jemanden, der sein Auge an geschichtlichen und psychologischen Phänomenen geübt hat, wenig so Bezauberndes, als in einem fremden Lande, das man liebt, seine großen Schrift-

steller zu lesen, dieselbe Luft athmend, die sie einst geathmet, von denselben großen Eindrücken umgeben, Charaktere um sich, welche die Familienähnlichkeit mit ihnen sichtbar an sich tragen. Unter den Orangenwäldern und den Ruinen Italiens träumend, lesend, sinnend, habe ich mich in Alfieri versenkt; es sind dieselben entzückenden Gärten und Villen, in denen lustwandelnd er seine berühmten Werke geschrieben; es sind dieselben italienischen Naturen, die er zu gewaltigen tragischen Personen erhöht hat; indem ich sein Leben lese, das er selber geschrieben, glaube ich den Athem seiner großen Natur zu empfinden.

Dieses Leben Alfieri's, von ihm selber geschrieben, gehört zu den anmuthigsten und interessantesten Büchern, die in irgend einer Sprache geschrieben sind. Alfieri ist in Bezug auf die am meisten bezaubernden Züge des italienischen Charakters, wie Carlyle das zu bezeichnen pflegt, ein representative man, ein typischer, d. h. sie in großen, klaren Zügen darstellender Charakter. Plato hat entwickelt, daß die Grundzüge des Menschen mit einer größeren und gewaltigeren Schrift in die Natur und Geschichte des Staates eingegraben seien; mit solchen gewaltigeren Zügen schreibt die Natur, wo sie große Menschen bildet, und von ihnen lesen wir ab, was verworren und schwach entwickelt in der Menge sich regt.

Von dieser Thatsache hat Alfieri selbst, wie er denn ein eminent philosophischer Kopf ist, ein ganz klares Bewußtsein, und sie ist es, welche ihn zu seiner Darstellung seines eigenen Lebens und Charakters bestimmt hat. „Ich beabsichtige, mich über viele jener Einzelzüge zu verbreiten, welche, richtig verstanden, zum Studium des Menschen im Allgemeinen beitragen können; denn von diesem Gewächs können wir nicht besser die Geheimnisse im Einzelnen durchschauen, als indem Jeder sich selbst beobachtet. So ist denn auf das Studium des Menschen im Allgemeinen das Ziel dieses Werkes in erster Linie gerichtet.“ Er entwickelt den echt philosophischen Gedanken, daß wir nichts so intim kennen als uns selber, daß von nichts Anderem also ein so tiefes Studium möglich ist. Sein Buch hat einen echt philosophischen Charakter.

I.

Alfieri ist seinem Ursprunge nach ein Piemontese wie Cavour und wie die größten Politiker und festesten Charaktere des neuen Italien. Die Mutter war aus einer savoyischen Familie, der Maillard de Tournon, der Vater ein stolzer Piemontese von altem Adel und von Vermögen, der fern von dem Hof und dem Ehrgeiz in Asti saß und dort, fünfundfünfzig Jahre alt, sich mit einer jugendlichen Frau vermählte. Er ist geboren, wo der schäumende Wein der Italiener wächst, in Asti, den 17. Januar 1749. Der Vater starb, die Mutter heirathete wieder und so entwickelte sich der Knabe ganz selbständig.

Ich liebe nicht gerade Kinder- oder Erziehungsgeschichten; selbst ein solcher Virtuose auf diesem Gebiet, als Dickens ist, hat etwas Unbefriedigendes in diesen Partien. Nicht als ob die Entwicklung eines jugendlichen Geistes des Interesses ermangelte, aber dies Gemisch aus eigenen abgeblaßten Erinnerungen und Beobachtungen von Außen, welches hier geboten werden kann, behält stets etwas Unbefriedigendes. Die psychischen Vorgänge in Kindern sind uns fast so räthselhaft in späteren Jahren als die in Thieren. Alfieri hebt mit seinem Blick einige psychologische Züge heraus, welche hinlänglich sicher und genau festgestellt werden können, und vermeidet es, ein Seelengemälde entwerfen zu wollen, welches doch nie auf Wahrhaftigkeit Anspruch erheben könnte. So erzählt er zunächst seine erste Kinderinnerung; wer weiß nicht, wie einem Blitz gleich irgend ein späterer Eindruck das Dunkel dieser schlafenden Vorstellungen aus der Kinderzeit erhellt, so daß ein Streifen von Licht eine Anzahl solcher Vorstellungen zu erhellen scheint; die anderen aber bleiben unbewegt in ihrem Dunkel. Dieser Vorgang nimmt Alfieri's tiefes psychologisches Interesse in Anspruch. Ein Oheim bildete seine älteste Erinnerung, dessen alterthümliche Schnabelschuhe allein ihm im wachen Gedächtniß geblieben waren.

„Viele Jahre danach, das erste Mal, daß mir gewisse schnabelförmige Schuhe vor die Augen kamen, wie sie mein Oheim getragen, der nun schon lange todt war, und wie ich sie nicht mehr gesehen hatte,

seitdem ich zu denken begonnen, rief mir der plötzliche Anblick dieser schon lange außer Brauch gekommenen Stiefel mit einem Schlag alle jene ersten Empfindungen zurück, die ich erfahren beim Empfange der Liebkosungen und des Confects meines Oheims: seine Bewegungen, seine Art sich zu betragen und der feine Geschmack des Confects stellten sich mir auf das Deutlichste und mit Einem Schlage vor die Einbildungskraft. Ich habe diesen Kinderzug niedergeschrieben, da er dem gewiß nicht ganz unnützlich ist, der über den Mechanismus unserer Ideen speculirt und über die Verknüpfung unserer Vorstellungen mit unseren Empfindungen."

Dann nach seinem fünften Jahre gedenkt er als der ersten sehr starken Aeußerung seiner Gefühle des heftigen Schmerzes, in den ihn die Trennung von seiner Lieblingsschwester versetzte; auch hier macht er eine schöne psychologische Beobachtung, er findet diesen Schmerz dem völlig ähnlich, in dem er sich im Jünglingsalter lange nachher von einem geliebten Mädchen trennte und von einem sehr geliebten Freunde.

„Bei der Erinnerung dieses meines ersten Schmerzes im Gemüth habe ich später hierin den Beweis dafür gefunden, daß sämmtliche Zuneigungsarten im Menschen, wie verschieden sie sonst auch seien, dieselbe Sprungfeder haben."

Ich übergehe die anderen Kindheitserinnerungen. Alfieri beginnt mit seinem Uebergange zur „Akademie" in Turin im neunten Jahre seine zweite Lebensepoche. Nun geht es mit der Post nach Turin, und der übermüthige kleine Junker bezahlt doppeltes Futter an den ersten Postillon, „damit hatte ich denn auch das Herz des zweiten Postillons gewonnen, er fuhr dann wie der Blitz, indem er mir nur von Zeit zu Zeit durch Augenzwinkern und Lächeln andeutete, ich würde ihm auch dasselbe durch den Conducteur verabreichen lassen; dieser aber, alt und beleibt, hatte sich schon auf der ersten Station erschöpft mit seinen Erzählungen dummer Geschichten, um mich zu trösten, und nun schlief er hartnäckig oder schnarchte wie ein Ochse. Mir aber machte das Dahinfliegen der Postkalesche ein Vergnügen, desgleichen ich nie genossen hatte. So kam ich nach Turin."

In Turin durchlief er dann die Akademie, in der damals wenig gelernt worden zu sein scheint. Ich hebe das Bild hervor, das er von dem Unterricht in der „Philosophie", d. h. der sogenannten aristotelischen Logik giebt. Es war nach der Mahlzeit; „wir Schüler alle, eingewickelt in unsere betreffenden Mäntel, schliefen sänftiglich, und man vernahm von sämmtlichen Philosophen keinen Laut als die Stimme des schläfrigen Professors, der ebenfalls eigentlich schlummerte, und die verschiedenen Töne der Schnarcher, die einen hoch, die anderen tief, die anderen in Mittellage: und das Ganze machte ein wundervolles Concert."

Sehr bemerkenswerth ist, welche Eindrücke es waren, die in dieser Zeit zuerst in dieser leidenschaftlichen Natur dichterische Ideen erwachen ließen. Es war die Musik. Das Verhältniß Alfieri's zur Musik ist sehr analog dem, welches ein deutscher Dichter zu dieser Kunst hatte, der die am meisten verwandten Züge mit Alfieri zeigt. Ich meine Heinrich von Kleist. Beide waren Junker vom reinsten Geblüt, der eine aus dem nüchternen Norden Italiens, der andere aus dem nördlichen deutschen Beamten- und Militärstaat; Beide waren aufgewachsen in einer Art von Mißachtung aller intellectuellen Leistungen; in Beiden war die Leidenschaft, der glühende Affect die Seele ihrer Dichtungen; von diesem wurden Beide zu jenen Dramen geführt, in denen mächtige Leidenschaften gewissermaßen austönen. Dies bestimmte für Beide sowohl die düstere Färbung ihrer Weltansicht, als die Neigung zu der tiefinnerlichen Kunst der Affecte. Alfieri erzählt, wie ihn die Musik einer opera buffa, der ersten Oper, die ihm entgegentrat, ergriff.

„Der Schwung und der Wechsel in dieser göttlichen Musik machten mir den lebhaftesten Eindruck, indem sie so zu sagen eine tiefe Spur von Harmonie in meinem Ohr und meiner Einbildungskraft zurückließ, indem sie jede innerste Fiber in mir erregte, unter solchen Anzeichen, daß ich mehrere Wochen versenkt blieb in eine außerordentliche, aber nicht unangenehme Melancholie. Von daher entsprang mir denn eine völlige Unlust und Abneigung gegenüber meinen gewöhnlichen Studien, aber zur selben Zeit ein

eigenthümliches Aufwallen von phantastischen Ideen, unter deren Einfluß ich hätte Verse machen können, hätte ich sie zu machen gewußt. Und dies war das erste Mal, daß eine solche von Musik in mir hervorgebrachte Wirkung sich mir bemerklich machte, auch blieb sie lange eingeprägt in meinem Gedächtniß, weil sie sehr viel stärker war als jede andere, die ich vordem erfahren. Keine Sache erregt mir mehr Affecte, mannigfaltigere, ergreifendere. Und beinahe alle meine Tragödien sind von mir ausgesonnen worden entweder bei dem Anhören der Musik oder wenige Stunden danach."

Das ist derselbe affectvolle Mensch, der gleich darauf erklärt: „Frische Luft und Bewegung sind immer meine Lebenselemente gewesen; die mächtigste Sprungfeder in mir die Liebe zum Lob und zum Ruhm."

In dieser Zeit machte er denn auch sein erstes Sonett.

Das Studienjahr der Physik und Ethik verlief nicht besser als das der Philosophie. Obwohl er Physik bei dem vorzüglichen Physiker Beccaria hörte, faßte er für sie nicht das geringste Interesse. Mit fünfzehn Jahren kam er dann in die oberste Classe der Akademie, auf deren Freiheiten er sehnlich gewartet hatte. Diese Freiheiten bestanden aber, da man für den fünfzehnjährigen vornehmen Junker eine schärfere Bewachung eintreten ließ, in einem beständigen Wechsel von Versuchen, Ausgänge aus den Mauern der Akademie sich auf eigene Hand zu suchen, und längeren Zeiten strengen Arrestes. Und da der kleine Junker so obstinat war, zu erklären, im ersten Moment, in dem er den Arrest verließe, würde er sich wieder seines Rechtes bedienen, sich in Turin frei zu bewegen, blieb er schließlich gänzlich im Arrest drei Monate hindurch. Nun erschien denn völlig sein unbeugsamer Eigensinn; „ich ließ mich nicht mehr kämmen, kleidete mich nicht mehr an und war wie in einen Waldmenschen verwandelt. Es war mir verboten, die Kammer zu verlassen; aber man ließ ein paar Freunde von draußen mich besuchen, die treuen Genossen meiner heroischen Unternehmungen zu Pferde. Aber ich blieb jederzeit taub und stumm, lag immer ausgestreckt und antwortete Niemandem eine Silbe, was man mir auch sagte. Und so blieb ich ganze Stunden, die Augen an den Boden geheftet, thränenschwer, ohne daß ich doch eine einzige Thräne hätte vergießen können."

Und nun welche Contraste in dieser stürmischen Natur. Im Begriff, lieber zu Grunde zu gehen, als den Schulmeistern nachzugeben, wird er durch die Hochzeit seiner Schwester mit dem Grafen von Cuniscana befreit; durch die Vermittlung des Grafen entläßt man ihn aus dem Arrest und gesteht ihm die Freiheiten zu, die er gefordert hatte.

„Auch kam es durch diese Hochzeit zum Ankauf meines ersten Pferdes, das ich mit auf das Landgut des Grafen brachte. Es war dies Pferd ein wunderschönes sardinisches Thier, weiß, von edler Gestalt, vor Allem der Kopf, der Hals mit seiner Mähne und die Brust. Ich liebte es mit einer Art Tollheit, und noch jetzt kann ich mich nicht an dasselbe erinnern ohne die lebhafteste Gemüthsbewegung. Meine Leidenschaft für dasselbe ging bis zu solchen Anzeichen, daß mir meine ganze Ruhe geraubt war, Appetit und Schlaf genommen, so oft es irgend unpäßlich war, was oft genug geschah, weil es sehr feurig und zugleich zart war, und wenn ich es unter mir hatte, hinderte mich meine leidenschaftliche Liebe zu ihm gar nicht, es zu quälen und übel zu behandeln."

Und kaum nun im Besitz seiner Freiheit, sieht man den kleinen Junker von der Akademie, der damals fünfzehn Jahre alt war, sich acht Pferde halten, eine Carosse bauen lassen, in immer neuem Putz auf neuen Pferden Turin und seine Umgegend mit jungen vornehmen Engländern durchrasen. Man wird an Jugendgeschichten von Leonardo da Vinci und Lord Byron erinnert. In dieser Zeit hat er zwei Jahre hindurch kein Buch geöffnet außer ein paar französischen Romanen und der einen oder anderen Schrift von Voltaire.

So verließ er die Akademie und trat im September 1766 in ein Regiment in Asti, aber Subordination war nicht in seinem Sinn, ungebundenes Reiseleben stand ihm vor der Seele. Aber der siebzehnjährige Junge wußte wohl, daß kein Vormund der Welt ihn würde haben allein Europa durchreisen lassen. So schloß er sich denn einem englischen Bä-

renführer an, der schon einen Flamänder und einen Holländer mit sich durch Europa führte, und obwohl mühsam, erlangte er vom König, der schon mit einigem Argwohn diesen obstinaten Charakter verfolgte, den Urlaub zu seiner ersten großen Tour. Mit ihr tritt er nach seiner Theilung der Lebensabschnitte in die dritte Epoche seines Lebens, in sein Jünglingsalter.

II.

Die Menschen des Affects, die groß wurden durch intellectuelle oder künstlerische Werke, sind einen ganz verschiedenen Weg gegangen. Die einen verbrachten ihre Entwicklung im ungestümen Kampf ihres beschaulichen Vermögens und ihrer stürmischen Leidenschaft. Solche Naturen waren Rousseau, Goethe, Schiller, Schopenhauer. Dann aber giebt es einige, welche in ungebrochener stürmischer Lebensfreude ihre Jünglingsjahre begannen, wenig angerührt von der Reflexion. Eine solche Natur war Alfieri.

„Den Morgen des 4. October 1766 begann ich mit meinem unaussprechlichen Entzücken, nachdem ich die ganze Nacht phantasirt hatte in thörichten Gedanken, ohne nur die Augen zu schließen, die so lange ersehnte Reise. Wir waren im Innenwagen mit vier Herren, eine Kalesche mit zwei Dienern, zwei andere auf dem Kutschersitz unseres Wagens und mein Kammerdiener zu Pferde als Courier. Es war das mein neuer Kammerdiener Franz Elia, der schon etwa zwanzig Jahre bei meinem Oheim in Diensten gestanden hatte und mit ihm gereist war, zweimal in Sardinien, alsdann in Frankreich, England und Holland. Ein Mensch vom feinsten Kopf, einer ungewöhnlichen Thätigkeit, der mehr als unsere anderen vier Diener zusammengenommen werth war, er wird von Stund' an der erste Held in der Komödie dieser meiner Reisen sein, ja ich finde, daß er in ihr geradezu der einzige und wahre ‚Steuermann' ist, wenn man die gänzliche Unfähigkeit von uns anderen in Acht nimmt, von denen die Einen Kinder waren, die Anderen vor Alter kindisch geworden."

Was für eine Reise war das. Alfieri's einziges Vergnügen bestand darin, zu Pferde oder im Wagen die Gegenden zu durchjagen; er meint, von einer Art Unvermögen, an irgend einem Orte zu bleiben, sei er damals besessen gewesen. Dazu kam ein Zug, der ganz aus seiner stolzen Natur entsprang und an die Empfindungsweise seines Landsmannes Cavour erinnert; er ist bezeichnend für jene Zeiten. Er kauderwelschte bald Englisch, bald Französisch; war er doch aus einer zweisprachigen Landschaft und einer zweisprachigen Stadt: das Italienische stellte er sich an gar nicht zu verstehen. Er selbst mag seine Beweggründe darstellen.

„Indem ich den Grund hervorsuche, finde ich ihn in einer mir eigenen falschen Eigenliebe, ich hatte seit mehr als zwei Jahren mit Engländern gelebt, hatte jederzeit ihre Macht und ihren Reichthum rühmen hören und ihren politischen Einfluß gesehen, und auf der anderen Seite sah ich das ganze Italien todt, die Italiener getheilt, schwach, erniedrigt und Sklaven: und so schämte ich mich ausnehmend, Italiener zu sein und zu erscheinen. An keiner ihrer praktischen Angelegenheiten wollte ich Antheil nehmen oder von ihr Kunde haben."

Als man ihm in Mailand auf der Ambrosianischen Bibliothek ein eigenhändiges Manuscript des Petrarca zeigte, warf er es hin „als ein echter barbarischer Allobroger", indem er erklärte, daß ihm an dergleichen nichts läge. Dennoch bewegte es ihn mächtig, als er in Florenz vor dem Grabmal des Michel Angelo stand.

„Bei dem guten Andenken eines solchen Mannes machte ich die Ueberlegung, daß unter den Menschen keine wahrhaft großen aufstehen als nur die wenigen, die irgend etwas, das für immer dasteht, von sich zurücklassen. Aber eine solche isolirte Reflexion, in der Mitte einer ungeheuren Zerstreuung des Geistes, wie die war, in der ich beständig lebte, war nur ein Tropfen im Meer."

Einen Monat blieb er in Florenz damals, um Englisch zu lernen, während das toscanische Italienisch in seiner Herrlichkeit spurlos an ihm vorüberging, ein merkwürdiges Beispiel jener Hartnäckigkeit der Italiener des norditalischen Gebirges; an ihm, der bestimmt war, in dieser Sprache der größte neuere Poet zu werden. Doch kam auch er klopfenden Herzens nach Rom, er schlief die Nacht nicht

vor dem Tage, an dem er die heilige Stadt der Italiener betrat, mit ihren immensen Erinnerungen, die doch auch sein Herz höher klopfen machten. So durchreiste er sein Vaterland und wußte sich zuletzt auch von seinem Bärenführer und den zwei anderen Knaben in Neapel zu befreien, da ihm nichts mehr im Sinne lag, als in völliger Freiheit zu reisen; er nahm den sardinischen Minister in Neapel so für sich ein, daß dieser ihm bei dem Könige diese Gunst bewirkte; ja, er machte diesem einen solchen Eindruck von Talent und Sicherheit, daß derselbe auf eine diplomatische Laufbahn Alfieri's bedeutende Hoffnungen setzte, was denn dessen Phantasie mitten in seinem gedankenlosen Treiben ganz wohl gefiel.

„Ich verschloß diese Wünsche ganz in mich selbst, äußerte sie gegen Niemanden, wer es auch sein mochte, und begnügte mich inzwischen damit, eine regelmäßige und schickliche Lebensweise in Allem einzuhalten, welche vielleicht über mein Alter war. Aber in diesem diente mir meine Natur noch mehr als mein Wille, da ich immer ernst in meiner Art mich darzustellen und zu benehmen war, ich könnte sagen geordnet mitten in meiner Verworrenheit. Ich lebte aber inzwischen gänzlich und in Allem unbekannt mit mir selber; traute ich mir doch keine wahre Fähigkeit für irgend eine Sache der Welt zu, hatte ich doch keinen entschiedenen Antrieb als zu einer beständigen Melancholie, fand ich doch niemals Friede noch Ruhe und wußte nie, wonach mich eigentlich verlangte. Ich folgte blind meiner eigenen Natur, obwohl ich sie in Nichts erkannt oder studirt hatte."

Von Italien ging er 1767 nach Frankreich. Einer der Gründe, die ihn zu der Reise nach Frankreich bestimmt hatten, war der Wunsch, das Theater zu genießen; nun gewahrte er aber schon in Marseille, daß die Eindrücke des französischen Theaters ihm nicht in jeder Beziehung genugthaten. Und zwar hatte er an der Komödie eine viel reinere Freude als an der Tragödie; er, der bestimmt war, die italienische Tragödie eigentlich zu begründen.

„Indem ich jetzt darüber nachdenke, scheint es mir, daß eine der vorzüglichsten Ursachen dieser meiner Gleichgültigkeit gegen die Tragödie daraus entstand, daß es in allen französischen Tragödien ganze Scenen, ja, häufig auch solche Acte giebt, welche Nebenpersonen Raum geben und dadurch nur den Sinn und das Herz erkalteten, indem sie ohne alle Nothwendigkeit die Handlung verlängern oder sie, um besser zu reden, unterbrechen."

Einen anderen Grund erblickt er in den einförmigen Versen und der unmelodischen Sprache der französischen Tragödie. Auch entstand in ihm selbst nicht der flüchtigste Gedanke daran, selbst für das Theater zu schreiben. An einem nebeligen und kalten Tage des August 1767, in einer seiner melancholischen Launen betrat er Paris und richtete sich in einem Hotel des Faubourg St. Germain ein, und so lange er damals in Paris war, sah er die Sonne nicht.

„Nun waren," fügt er charakteristisch hinzu, „meine moralischen Urtheile, die mehr dichterisch als philosophisch waren, stets nicht wenig von dem Einfluß der Witterung abhängig. Dieser erste Eindruck von Paris wirkte so stark auf mich, daß noch heute (nach 23 Jahren) er mir dauernd vor den Augen und der Einbildungskraft steht."

Auch das drückte auf seine Stimmung, daß der sardinische Gesandte gerade nicht anwesend war: denn der Junker von achtzehn Jahren ließ sich überall sofort zunächst durch den Gesandten seines Königs bei Hofe vorstellen. Viel besser gefiel ihm England, wo die Freiheit und Gerechtigkeit in der Staatsverwaltung ihn anzog, und Holland, in dessen Stille zuerst die Beschäftigung mit Büchern und Ideen sich in ihm erhob.

Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte 1769 der junge Alfieri nach Turin zurück, körperlich gereist, aber in seiner wissenschaftlichen Entwicklung beinahe auf der Stelle, auf welcher er bei der Abreise gestanden hatte. Dennoch war wenigstens ein Gefühl von Leere, ein Bedürfniß, sich geistig auszubreiten, in ihm wach geworden. Er hatte in Genf Rousseau, Montesquieu, Helvetius gekauft, in diese vertiefte er sich nun. Seine eigene leidenschaftliche Empfindung erfüllte ihn mit einer, wie mir scheint, gesunden Abneigung, als er Rousseau's neue Heloise las.

„Ich fand in diesem Buch eine solche

Manierirtheit, Spitzfindigkeit, Affectation von Gefühl bei wenig wirklichem Gefühl, große Wärme, die vom Kopf ausgeht, in doch größerer Kälte des Herzens, daß ich nicht im Stande war, den ersten Band zu beenden."

Eben so gesund war seine Begeisterung für Montesquieu.

„Aber das Buch der Bücher für mich, welches mich manche Stunden wahrhaft durchjagen ließ von Entzücken und Glückseligkeit, war Plutarch, das Leben der wahrhaft großen Männer. Und jede von diesen Biographien, wie den Timoleon, den Cäsar, Brutus, Pelopidas, Caton und Andere, las ich wenigstens vier- oder fünfmal mit einer solchen Verzückung von Ausrufungen, Thränen und Gemüthsbewegungen, daß, wenn Einer im benachbarten Zimmer mich vernommen hätte, er vermuthet hätte, ich sei toll geworden. Indem ich gewisse große Züge solcher außerordentlicher Menschen las, sprang ich oft auf in heftigster Bewegung, oder außer mir und vor Schmerz oder Wuth rannen meine Thränen, mich in Piemont geboren zu sehen, und in Zeiten und unter einer Regierung, wo man nichts Großes zu reden oder zu thun vermochte."

Schiller hat in seinen Räubern eine Stelle, welche der Ausdruck derselben mächtigen und schmerzlichen Gemüthsbewegungen ist: er spricht dort fast wörtlich denselben heftigen und schmerzlichen Affect angesichts des Plutarch aus. Die Tragödie, welche Heroen darstellt, die Tragödie von Schiller und Alfieri, entspringt aus einer großen Seele, welche selber heldenhaft ist und ein Heldenleben zu leben vermocht hätte in anderen Zeiten, in anderer geschichtlicher Lage. Und hier erkennt man den Zusammenhang der Naturgrundlage mit der geschichtlichen Mission dieser beiden großen Tragödiendichter: einem zerstückelten Vaterlande, in dem keine Bühne für politische Handlung war, hielt Jeder von ihnen auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, Heldenthum und Größe der Seele vor, die in ihnen war und gern in Handlungen entströmt wäre: da sie nicht Helden werden konnten in ihren Zeiten, führten sie ihr Volk heroischen Zeiten entgegen.

In solchen Beschäftigungen wuchs nun seine Schweigsamkeit, Schwermuth, seine Verachtung jedes gemeinen Vergnügens. Verschiedene Anschläge wurden gemacht, ihn in die regulären Bahnen seiner Standesgenossen zu lenken, aber sie gingen in Rauch auf. Eine Heirath mit einer vornehmen Erbin hatte er schon acceptirt, aber die Erbin zu ihrem und seinem Glück schlug ihn aus; eine diplomatische Carriere gefiel ihm auch ganz gut, aber mit der reichen Heirath war auch die Basis der diplomatischen Laufbahn ihm unter den Füßen weggezogen. So begann er denn wieder sein altes unruhiges Reiseleben; er vermochte jährlich über 2500 Zechinen aus seinen Gütern zu verfügen, und so schien er sich reich genug zu sein, seine persönlichen Bedürfnisse damit sein Leben lang zu befriedigen.

Auf den Plutarch folgten von Neuem die Erfahrungen von Höfen und Ländern, diesmal bis Rußland und Schweden. Er scheint sie nun mit anderen Blicken betrachtet zu haben. Seine junkerliche Unbefangenheit war nicht mehr dieselbe, er hatte seinen Plutarch nicht umsonst gelesen. Die zwei größten handelnden Menschen, welche er damals in Europa sehen konnte, waren Friedrich der Große und Katharina von Rußland. Friedrich sah er mit einer Art von leidenschaftlichem Abscheu, und den Anblick von Katharina mied er gänzlich. Die absolute Regierung und der Militarismus als ihre Grundlage waren der Gegenstand seines heftigsten Hasses geworden.

Im Mai 1769 hatte er die Reise begonnen. Außer dem Plutarch begleiteten ihn beständig die Essays von Montaigne; als er die eingefügten Stellen las, fand er nicht allein, daß er sein weniges Latein ganz vergessen hatte, selbst die Stellen aus italienischen Dichtern übersprang er, weil auch die kleinsten Stücke ihn Mühe gekostet haben würden, sie genau zu verstehen.

„Beim Eintreten in die Staaten des großen Friedrich fühlte ich meinen Abscheu vor dem infamen militärischen Metier sich verdoppeln und verdreifachen, da es die einzige Basis des Absolutismus ist. Ich wurde dem König vorgestellt. Ich fühlte, als ich ihn sah, gar keine Regung von Bewunderung oder Respect, sondern nur Indignation oder vielmehr Wuth: Gemüthsbewegungen, welche sich jeden Tag

in mir nur verstärkten und vervielfältigten bei dem Anblick so vieler und verschiedener Dinge, die nicht so standen, wie sie hätten stehen sollen, die falsch waren und Angesicht und Ruf des Wahren für sich in Anspruch nahmen. Der Minister des Königs, der mich vorstellte, fragte, warum ich, als in Diensten meines Königs, nicht an diesem Tag Uniform angelegt hätte. Ich antwortete: weil es mir scheine, daß an diesem Hof überflüssig genug Uniformen seien. Der König sagte nur die vier herkömmlichen Worte; ich beobachtete ihn tief, indem ich meine Augen respectvoll in die seinen senkte, und dankte dem Himmel, daß er mich nicht als seinen Sklaven hatte geboren werden lassen. Ich ging aus dieser großen Caserne Preußen im November mit so viel Abscheu, als sich ziemt."

In Rußland stellte er sich der „berüchtigten Autokratin Katharina" gar nicht vor.

„Und schließlich habe ich denn wirklich nicht das Angesicht dieser Königin gesehen, welche die Fama in unseren Tagen so sehr in Anspruch genommen hat. Indem ich nun nach dem wahren Grunde einer solchen unnöthig scheuen Aufführung suche, bin ich bei mir selber überzeugt, daß er in einer reinen Intoleranz von unbeugsamem Charakter und dem reinsten abstracten Tyrannenhaß lag, der sich dazu auf eine Person richtete, welche unter der Beschuldigung des furchtbarsten Verbrechens stand, der Anklage von verrätherischem Meuchelmord eines waffenlosen Gatten. Und ich erinnerte mich sehr wohl, gehört zu haben, daß unter den vielen Vorwänden, welche von den Vertheidigern eines solchen Verbrechens vorgebracht wurden, auch der angeführt wurde, daß Katharina II. beim Antritt der Herrschaft außer so vielen Schäden, die ihr Gemahl dem Staate zugefügt, auch theilweise die Rechte der Humanität herstellen wollte, die so grausam verletzt waren durch die allgemeine und gänzliche Sklaverei des russischen Volkes, indem sie eine gerechte Verfassung gäbe. Aber da ich es in einer dergestalt gänzlichen Sklaverei seit den fünf oder sechs Jahren der Herrschaft dieser philosophirenden Klytämnestra sah, und da ich den fluchwürdigen Soldatengeist sich auf dem Throne von Petersburg vielleicht noch entschiedener festsetzen sah als auf dem von Berlin: so war das ohne Frage der Grund, der mich eine solche Verachtung vor diesem Volk, einen solchen Abschen vor seinen verbrecherischen Herrschern empfinden ließ."

So war um diese Zeit schon aus dem piemontesischen Junker der leidenschaftliche Republikaner geworden durch den Einfluß der alten Heldengeschichte seines Vaterlandes und Griechenlands, der in den Tragödien hervortritt. Tyrannenhaß erfüllte seine ganze Seele. Dieser hat eine besonders stolze Form bei den Mitgliedern alter Geschlechter wie bei Lord Byron und Alfieri; sie fühlen sich den europäischen Dynastien gegenüber ein wenig ihres Gleichen; ihr Haß empfängt durch ihre Stellung etwas von persönlichem Zorn, von stolzem Krieg.

Menschen, welche von dem Leben, von Reisen, von Erkenntniß der Welt aus ihr selber ausgehen, und denen nur wenige Bücher durch die Hand gehen, sind doch nicht so abhängig, als man denkt, von einem Zufall, der ihnen dies oder jenes Buch entgegenbringt. Alfieri ist von zwei Büchern am meisten bestimmt worden: von Plutarch und von Montaigne. So verschieden sie sind, entsprachen sie zusammen dem idealistischen und doch zugleich nachdenklich und ein wenig düster forschenden Zuge seiner Natur. Andererseits pflegen sie dann, was ihnen so entspricht, viel stärker in sich aufzunehmen, viel stärker davon angeregt zu werden in ihrer eigenen Productivität als diejenigen, die methodisch die Ideen der verschiedensten Schriftsteller gegen einander abwägen. Ohne es zu wissen, hatte Alfieri in Plutarch die Stoffe und die Grundideen seiner meisten Tragödien, in Montaigne die Stimmung, so zu sagen, seines Charakters allmälig ausgebildet.

III.

Die Lebensereignisse standen bevor, welche Alfieri bestimmen sollten, sich intellectueller Vertiefung und dichterischer Production zuzuwenden. Ein so stürmischer, jeder Erziehung ermangelnder, von jeder äußeren Schulung unabhängiger Charakter konnte nur durch den natürlichen Verlauf der Leidenschaften selber zur intellectuellen Ruhe gelangen. Es

giebt Naturen von heftigen Leidenschaften, welche durch eine ernste intellectuelle oder moralische Erziehung geraden Weges auf echte und bleibende Lebensziele gerichtet werden, denen sie aus ganz eigenem Antriebe zustreben. Solche waren auf ganz verschiedenen Gebieten Platon, Fichte, der Minister v. Stein und einige große englische Staatsmänner. Es giebt andere Naturen von heftigen Leidenschaften, welche durch die Noth, die Rücksichten des Ehrgeizes, der Familie, der öffentlichen Meinung großen Zielen stetig zugewendet werden. Beinahe alle leidenschaftlichen Naturen sind in dem einen oder dem anderen der beiden Fälle oder öfter noch nach der Lage der Welt in beiden zugleich. Alfieri war ohne alle Erziehung, nach außen gänzlich unabhängig, ganz früh in der Zeit der höchsten Gewalt der Leidenschaften Herr seines eigenen Schicksals. Das große Drama der Leidenschaften und ihres Schicksals spielt sich daher ganz rein in seinem Leben ab. Dies ist in erster Linie das Interesse, welches dies Leben einflößt, ein unvergleichliches, welches noch weit über das Interesse an ihm als einem hervorragenden italienischen Dichter hinausreicht. Spinoza hat die innere Entwicklung der Leidenschaften und schließlich die Befreiung von ihnen zum Gegenstand seines unsterblichen Werkes gemacht, das eine andere Art von divina comedia ist, durch Hölle und Fegefeuer in das Paradies geleitend. Ein Beispiel zu den ewigen Gesetzen, die er fand, ist Alfieri's Leben. Es ist einer jener seltenen Fälle, in denen ein psychologisches Grundverhältniß ganz ungestört sich darstellt. Es ist, was Baco einen hervorragenden Fall für die inductive Forschung nennt.

Die Affecte in Alfieri treten wechselnd hervor: eine unbändige Sucht, sich unter seines Gleichen auszuzeichnen, rastlose Unruhe, die ihn von Ort zu Ort treibt, ein unbedingtes Bedürfniß der Unabhängigkeit. Jeder von ihnen hat seine Geschichte, und ein tragisches Genie, ein Genie des feinsten und tiefsten Verständnisses von Leidenschaften schreibt in seiner Selbstbiographie in anmuthigsten Zügen ihre Geschichte. So wie sein stolzes Unabhängigkeitsbedürfniß zuerst in seiner Schulzeit ihn bis zur Tollheit störrisch macht, dann, da er Soldat wird, sich gegen die Subordination empört, auf Reisen ihn seinem guten Bärenführer unerträglich macht, endlich vermöge erster umfassender Generalisationen ihn mit Haß gegen die absoluten Höfe Europa's erfüllt, der dann in den wunderlichsten Formen hervorbricht. Alle Affecte in ihm aber gingen unter, wie es schien, zu der Zeit, als die Liebe sich in ihm erhob. Die Verwicklungen, die aus ihr entstehen, zeigen ein tragisches Antlitz neben einem komischen, wie die Alten die Bühne darstellten und die tragische Dichtkunst, wie sie Euripides und Aristophanes an einander koppelten, um das Drama des Lebens und seiner Leidenschaften in seiner Totalität auszusprechen. Diese Verwicklungen sind ganz verknüpft mit der Entfaltung seines Genius: er selber stellt in ihnen die Macht der Leidenschaften über sein Gemüth dar in drei großen Acten gewissermaßen, im vierten dann die Peripetie, die er als liberazione vera bezeichnet: wie Spinoza auf die „menschliche Knechtschaft“ durch die Affecte die Befreiung folgen läßt, so zählt Alfieri bis zur „dritten Fesselung in den Banden der Liebe“, der dann die „wahre Befreiung“ folgt, die auch bei ihm in der intellectuellen Betrachtung liegt. So berühren sich der Denker und der Dichter.

Die drei Geschichten in ihrem aufsteigenden Gange ihm nachzuerzählen, werde ich nicht wagen. Man hat nur die Wahl, sie ganz zu übersetzen, da sie wie Novellen des Cervantes klingen, oder über sie nur sehr summarisch zu erzählen. Denn das Wesentliche ist nach meinem Gefühl eben ihre Doppelbeleuchtung: in den großen Verwicklungen dieser menschlichsten und gewaltigsten aller Leidenschaften ist das Tragische und das Komische jedesmal unabtrennbar verknüpft, und so sieht es Alfieri. Er sieht es wie ein Shakespeare, natürlich geringerer Art. Er sieht es hier tiefer als in irgend einer seiner Tragödien. Denn Niemand vermöchte irgend eine andere Geschichte so tief und wahr zu sehen als die seines eigenen Lebens.

Anmuthig und leise hebt die erste Geschichte an, mehr eine tiefe, selige Träumerei, eine jener Träumereien ohne Abschluß, ja selbst ohne die Absicht eines Abschlusses, deren ewiger Typus Straßburg und Sesenheim in „Dichtung und

Wahrheit" ist. — Dies war auf der ersten Reise Alfieri's, und an dem Punkte der Lebensgeschichte, an welchem wir jetzt stehen, da Alfieri die nordischen Staaten auf seiner zweiten Reise verläßt und den Boden Englands betritt, hebt eine zweite Geschichte an von wildem und stürmischem Charakter, echte Leidenschaft und eigensinnige Tollheit seltsam verbunden: jede Spur von Rücksicht auf seine eigene Zukunft ist in ihr untergegangen, und erst als seine Ehre selber getroffen wird, erhebt sich in ihm Stolz und Bewußtsein seiner Person, und er zerreißt seine Fesseln. Er wandelt in ihnen wie ein Schlaftrunkener am Abgrunde des Tragischen und ist zugleich komische Person. Schon bei seinem ersten englischen Aufenthalte war er einer vornehmen englischen Dame von solcher Schönheit begegnet, daß der Gedanke an sie ihm den englischen Boden selber lieber machte, ohne daß seine Empfindung mehr als eine glückliche Träumerei gewesen wäre.



Vittorio Alfieri.

„Aber bei dieser Rückkehr, da ich schon etwas die Ideen eines Edelmannes angenommen hatte und in dem für Liebe empfänglichsten Lebensalter stand, auch noch nicht völlig wiederhergestellt war von dem ersten Sturme dieser unseligen Krankheit, so fiel ich nun in dies andere Netz und versetzte mich in eine Leidenschaft von solchem Wahnsinn, daß ich jetzt noch am ganzen Leibe zittere, wenn ich daran denke."

Alfieri liebt diese Wendung, welche in der That geeignet ist, die Stärke der Affecte auszudrücken: daß nach vielen Jahren die Vorstellung des Gegenstandes noch das Gemüth erschüttert und zittern macht. Es giebt in David Copperfield eine ähn-

liche Stelle: wo Dickens in dieser Art von Biographie den furchtbaren Tod seines Jugendfreundes erzählen will, berichtet er, wie schon beim Beginn seiner Erzählung der Gedanke an diese Stelle derselben vor ihm beängstigend gestanden, wie ein Bergesgipfel sich aufthürmend, den er nicht überklimmen zu können glaubte. Wunderbar schildert er dann seinen Zustand vor der Katastrophe.

„Der Zustand meiner Seele war so thöricht und so wahnsinnig, daß ich mich ganz und gar nicht darum kümmerte, was etwa sich ereignen könnte, indem ich doch eigentlich Alles im Geiste voraussah."

Ein Duell, ein entsetzlicher Proceß, eine noch entsetzlichere Enttäuschung und das Furchtbarste von Allem: die Erfahrung an ihm selber, daß selbst die klarsten demüthigendsten Einsichten keine Macht über seine Leidenschaft hatten; endlich entfloh er.

Damals, in Seelenzuständen, in denen kaum irgend ein Gegenstand von außen ihn zu beschäftigen die Macht gehabt hätte, auf der Reise von England nach Paris und Spanien, vertiefte er sich zuerst in die großen Dichter und Schriftsteller seines Vaterlandes, welche unvergängliche Darstellungen der menschlichen Leidenschaften und Triebfedern und ihrer Geschichte hinterlassen haben. Dante, Petrarca, Ariost, Tasso, Bocaccio und Macchiavelli wurden seine Lieblinge.

„Es war mein Mißgeschick, doch vielleicht ein Glück für Andere, daß ich gar kein Mittel und keine Möglichkeit hatte, in Versen meine verschiedenen Gedanken und Affecte festzuhalten; denn in dieser Einsamkeit und beständigen Bewegung würde ich eine wahre Sündfluth von Versen ausgeströmt haben: so unendlich waren meine melancholischen und moralischen Reflexionen, wie auch die bald schrecklichen, bald fröhlichen, bald gemischten und kindischen Bilder, die meinem Geist erschienen. Aber da ich gar keiner Sprache mächtig war und keinen Gedanken daran hatte, ich müßte oder könnte irgend etwas in Prosa oder in Versen schreiben, begnügte ich mich, es in meiner Seele zu bewegen, und das eine Mal unaufhaltsam zu weinen, ohne zu wissen, worüber, das andere Mal ganz ebenso zu lachen: zwei Dinge, die man, wenn kein schriftstellerisches Werk aus ihnen entspringt, für reine Tollheit (pazzia) hält, und die es auch sind; wenn aber solche Werke daraus entspringen, als Poesie betrachtet werden, und es auch wirklich sind."

Das ist die Poesie, wie ein italienisches Naturell sie empfindet.

Diesen Gemüthszustand stellt am besten ein Vorgang dar, den er selber später nur dadurch verstand, daß seine Gemüthsbewegungen, genährt durch einsames Brüten über seinen Erlebnissen und Ideen, einen solchen Grad erreicht hatten, daß der geringste Anlaß ausreichte, eine Explosion herbeizuführen. Sein Kammerdiener Elia, aus treu seinem Hause ergebener Familie, an Jahren und Erfahrung ihm weit überlegen, hatte ihn durch alle Abenteuer seiner Reisejahre begleitet und ihn behütet, wie nur bei südlichen Nationen Diener ihre Herren hüten; es ist dort ein anderes familiäres Verhältniß zwischen Herren und Dienern, wie jedes gute italienische Lustspiel es zeigt. Da dieser eines Abends beim Ordnen der Haare ihm eins oder ein paar ausriß, schleuderte er ihm einen Leuchter an den Kopf, so daß eine tiefe Wunde entstand. Der Diener springt auf ihn zu, er selber greift nach dem Degen, und nur die durch den Tumult herbeigezogenen Spanier trennen sie. Dann läßt er den Italiener ruhig neben sich im Zimmer schlafen wie sonst, obwohl er wohl weiß, wie bedroht sein Leben ist, und sämmtliche Spanier ihn schon in Gedanken verloren gaben. „Diese Mischung von Wildheit und Edelmuth von uns Beiden wird nicht leicht Einer verstehen können, der nicht Erfahrung über die Sitten und das Blut von uns Piemontesen hat."

So kehrte er nach Turin zurück. Als sein Vormund ihm wieder den Vorschlag einer diplomatischen Carriere machte, antwortete er ihm, er habe die Könige in der Nähe gesehen, und er würde auch den Großmogul nicht repräsentiren wollen, geschweige denn den kleinsten aller Könige Europa's; da der Vormund königlicher Kammerherr war, kam er nie wieder auf dies Thema zurück. So richtete er sich denn ein schönes Haus in Turin ein, trieb da sein Wesen mit vornehmen Genossen und „fiel zum dritten Mal in die Netze der Liebe".

„Meine neue Flamme war eine Dame,

ausgezeichnet von Geburt, aber nicht von allzu gutem Ruf in der vornehmen Welt, und etwa neun oder zehn Jahre älter als ich."

Er empfand seine Liebe zu ihr als eine Art von Knechtschaft, je länger, desto mehr. Er empfand das Unwürdige und unterlag ihm doch. Zweimal unternahm er, sich zu befreien, das zweite Mal erst gelang es ihm, und in diesen Zeiten großer Kämpfe und tiefsten Mißvergnügens mit seiner Lage entstanden seine ersten Versuche, in einer dichterischen Welt auf kurze Zeit die wirkliche zu vergessen.

Wie er zuerst dazu kam, etwas vom Tragödiendichter in sich zu empfinden, ist ganz in seiner Manier. Die Dame lag lange krank, und er war stündlich um sie, ohne daß ihr Zustand ihm gestattet hätte, viel mit ihr zu reden.

„In einer dieser gewiß wenig erfreulichen Sitzungen von Langeweile ergriffen, griff ich nach fünf oder sechs Blättern Papier, die mir in die Hand fielen, und fing so an, aufs Gerathewohl, ohne irgend einen Plan entworfen zu haben, eine Scene zu skizziren, soll ich sagen, von einer Tragödie oder Komödie, von einem Act oder fünfen oder zehn? Aber Alles in Allem waren es eben Worte in der Manier eines Dialogs und in der Manier von Versen zwischen einem gewissen Photino, einer Dame und einer Kleopatra. Und mir scheint, indem ich ihn heute untersuche, dieser mein plötzlicher Einfall um so seltsamer, als ich etwa sechs oder mehrere Jahre kein italienisches Wort mehr geschrieben, selten und wenig und mit langen Zwischenräumen etwas gelesen hatte."

Er hat die Probe mitgetheilt, wie er sagt, nicht ohne bei dem Abschreiben zu lächeln, und er bemerkt mit Recht, daß in diesem Versuche die betreffende Königin eben so gut hätte einen beliebigen anderen königlichen Tragödiennamen tragen können; er gab dem Stoffe diesen Namen, da er in einem Vorgemache vor einiger Zeit Antonius und Kleopatra dargestellt und diese Scene in seinem Gedächtniß gehaftet hatte. In der That unterscheidet sich das Bruchstück, das Alfieri mittheilt, wenig von ganz gewöhnlichen französischen Tragödien, ihren Helden und ihren Vertrauten. Alfieri sah später sehr wohl ein, daß die Kleopatra ein sehr mangelhafter tragischer Stoff sei; aber wie die ersten Scenen aus der Empfindung seines eigenen Zustandes entsprungen waren, hielt diese Empfindung ihn auch lange danach noch fest bei diesem Stoff. Ein Jahr ruhte das Fragment.

„Es kam dann ein Tag, an dem inmitten meiner fast ununterbrochenen Thorheit und meiner Einsamkeit, wie ich die Augen aufschlug, mir sofort wie ein Licht die Aehnlichkeit meines Herzenszustandes mit demjenigen des Antonius aufging und ich zu mir selber sagte: dieses Unternehmen fortsetzen, es anders machen, wenn es so nicht bleiben kann, aber Alles in Allem in dieser Tragödie die Affecte entwickeln, welche mich zerreißen, und sie in diesem Frühling von den hiesigen Schauspielern aufführen lassen! Kaum hatte ich diese Idee gefaßt, als ich (als hätte ich in ihr das Mittel meiner Heilung gefunden) anfing, Blätter abzuändern, zuzufügen, Alles in Allem wie ganz toll mit dieser meiner mißrathenen Tragödie Kleopatra zu wirthschaften."

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Die Volkskraft Deutschlands und Frankreichs. Statistische Skizze von A. Freiherrn von Fircks. Berlin, Verlagsbuchhandlung für Militär-Literatur.

Im Frühjahre 1874, sagt der Verfasser in der Einleitung, erschien in einer schweizerischen Zeitschrift ein längerer Aufsatz, welcher mit Unterstützung statistischer Daten zu erweisen suchte, daß Frankreich unbeschadet seiner geringeren Volkszahl und der ebenfalls geringeren Geburtsziffer seiner Bevölkerung dennoch über ein zahlreicheres, für den Kriegsdienst brauchbares Contingent jährlichen Nachwuchses verfüge als Deutschland. Soweit mir bekannt, hat dieser Aufsatz in der deutschen Presse keine Widerlegung erfahren, obschon die hohe Bedeutung der behaupteten Thatsache in volkswirthschaftlicher, wie insbesondere auch in militärischer Bedeutung unschwer zu erkennen ist. Sehr richtig bemerkt Fircks: „Nach der volkswirthschaftlichen Seite liegt der Schwerpunkt dieser Frage darin, daß jeder vorhandene Capitalwerth durch menschliche Arbeit erzeugt werden muß, und daß die Uebertragung alles sächlichen, wie alles persönlichen Capitals aus

der Vergangenheit in die Gegenwart und aus der Gegenwart in die folgende Zeitperiode nicht sowohl durch Aufbewahrung, als vielmehr durch fortgesetzte Wiederhervorbringung bewirkt wurde und auch ferner wird geleistet werden müssen." Auf officielle deutsche wie französische statistische Daten gestützt, führt Verfasser in schlagender Weise den Beweis, daß wir in der Bevölkerung Frankreichs das Bild eines alternden und abgelebten Volkes vor uns haben. Das durchschnittliche Alter der Bevölkerung ist bis auf 31½ Jahre gestiegen, während dasselbe in Deutschland p. p. 29 Jahre beträgt. Der Nachwuchs nimmt an Zahl und Lebenskraft mehr und mehr ab, die noch nicht im heirathsfähigen Alter stehende Jugend bildet einen unverhältnißmäßig geringen Bruchtheil des ganzen Volkes. Sterblichkeit und Auswanderung nehmen zu. Es steht daher eine weitere Abnahme der Volkszahl und gleichzeitig die relative Verminderung der männlichen Personen zu erwarten. Die Zahl der in beiden Ländern alljährlich als kriegsdienstfähig bezeichneten jungen Männer, welche in Frankreich auf 163000, in Deutschland auf 166000 Köpfe angegeben wird, ist nicht geeignet, das Resultat der vergleichenden Untersuchung über die Bevölkerungsverhältnisse zu widerlegen oder auch nur weniger wahrscheinlich zu machen; denn man hält in Frankreich notorisch ein geringeres Maß körperlicher Entwicklung für ausreichend zum militärischen Dienst, als in Deutschland der Fall ist.

Nachgelassene Erzählungen von Robert Heller. Mit einem Vorwort von Heinrich Laube. 5 Bände. Bremen, Kühtmann.

Es ist eine Pflicht der Freundschaft und Dankbarkeit, welche Heinrich Laube erfüllt, indem er die Erzählungen eines seiner eifrigsten Anhänger in dieser Ausgabe dem Publicum empfiehlt. Die Persönlichkeit Robert Heller's, des langjährigen Redacteurs beim Feuilleton der Hamburger Nachrichten, lebt noch als das Bild eines gemüthvollen Lebemannes in weiten Kreisen. Er war eine unbestrittene Autorität in Theatersachen und ein unbedingter Anhänger und Vertheidiger aller Bestrebungen seines Freundes Laube. Es ist daher nicht mehr als Recht, daß dieser den verstorbenen Heller nun auch in seiner wirklich sehr schätzenswerthen Eigenschaft als vortrefflicher Schriftsteller dem Publicum wieder auffrischt, denn die liebenswürdige und geistvolle Art des gewissenhaften und mit gutem Humor begabten Erzählers verdient dies in vollem Maße.

Asche zu Asche. Ein Präludium zur Leichenverbrennung. Von H. R. Haweis. Uebersetzt von Moritz Busch. Leipzig, J. J. Weber.

Stark tendenziös gehalten, beabsichtigt diese Schrift, den Gedanken der Leichenverbrennung oder Feuerbestattung einem größeren Publicum nahe zu legen. Alle Gründe für die Verbrennung sind in möglichst helles Licht gestellt, alle Nachtheile, welche die Beerdigung für die Gesundheit der Bevölkerungen hat, alle Schattenseiten derselben nach jeder Seite hin sind in abschreckender Weise geschildert. Wie weit die Einseitigkeit des Verfassers geht, beweist u. A. der Ausspruch, den er einem juristischen Bedenken gegen die Verbrennung entgegenstellt. Er sagt: „Was hat es (gegenüber den üblen Einflüssen der Friedhöfe) zu bedeuten, ob ein beliebiger Schulze oder Müller hier oder dort mehr vergiftet wird oder nicht." In so frivoler Weise darf eine Frage dieser Art doch wohl nicht behandelt werden. Auch der Umstand, daß der Verfasser seine Leser glauben läßt, die Feuerbestattung sei im deutschen Reiche bereits eingeführt, spricht nicht für die Reinheit seiner Argumente. Die Uebersetzung ist gut, doch wäre in solchem Falle eine ganz freie Bearbeibeitung wohl angemessener, wenigstens dürfte die vorliegende Schrift in Deutschland auf manchen Widerspruch stoßen, da sie eben nicht ernst und würdig genug für die Frage erscheint, die sie erörtern soll.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 34 der dritten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 226.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Juli 1875.



In einem stillen Hause.

Novelle

von

Karl Frenzel.

(Schluß.)

III.

Ohne Ereigniß waren die nächsten Tage still vorüber gegangen. Der Senator schien sich von seinem Unfall ganz erholt zu haben; achselzuckend nahm er die Versicherungen der Freude und Freundschaft derer auf, die thöricht genug waren, ihm zu seiner schnellen Wiederherstellung Glück zu wünschen. Erwin gegenüber hüllte er sich in ein vorsichtiges Stillschweigen und erinnerte weder an die Fremde, die im Hause der Boltenhagen wohnte, noch an Agathe; er that, als hätte er weder von der Einen noch von der Anderen jemals gesprochen, und als ihm der Neffe erzählte, daß er dem Großkaufherrn Hellmuth „pflichtschuldigst" seinen Besuch gemacht habe, schnippte er mit den Fingern und sagte spöttisch: „Auch dem Hellmuth! Wie wirst du dich in der Gesellschaft gelangweilt haben! Nichts als Holz und Pech aus Finnland und wieder Pech und Holz!" Gegen den Doctor spielte er den Liebenswürdigen; er sei am Ende reich genug, um sich den Luxus zweier Hausärzte erlauben zu können, den einen, um sich von seiner Kunst heilen zu lassen, den anderen, um sich über ihn lustig zu machen. Mit einer verbindlichen Wendung gab er zu verstehen, daß er dem jüngeren Manne die erstere und dem älteren die zweite Rolle zuertheile.

Für Erwin erwies sich die Gegenwart der Geliebten, ihre beglückende Nähe als

bestes Mittel, bängliche Gedanken zu zerstreuen und sich mit seiner Lage zu versöhnen. Beinahe täglich war es ihnen gegönnt, sich auf einsamem Waldpfad zu begegnen. Das Wetter blieb andauernd heiter, der Himmel blau und von sanftem Sonnenschein verklärt, der herbstliche Hauch mit seiner leisen Melancholie über der Landschaft gab den Spaziergängen und den Gesprächen der Liebenden etwas besonders Stimmungsvolles und Beruhigendes. Der Genuß der holden Gegenwart ließ, nachdem Elsbeth sich einmal an den Gedanken gewöhnt hatte, in Erwin den Neffen des alten, ihr unheimlichen Senators zu sehen, weder die Erinnerungen aus der Vergangenheit noch die Furcht vor der Zukunft aufkommen. Von den Enthüllungen des Doctors über ihre Mutter schwieg Erwin zu der Geliebten, alle Erklärungen auf eine friedlichere Stunde hinausschiebend.

Während die Beiden sich ihres stillen Glücks freuten und an die Verborgenheit ihrer Liebe glaubten, schlich ihnen schon der Verräther nach. Andreas' eingeborener Trieb zum Aushorchen und Verdächtigen war seit Erwin's Eintritt in das Haus noch durch die Feindschaft geschärft worden. Er erblickte in dem neuen Bewohner der Räume, die er bisher mit ununschränkter Machtvollkommenheit beinahe als die seinen betrachtet hatte, einen persönlichen Feind, nicht den Verwandten seines Herrn. Andreas hatte, wie er sich selbst gestand, wenn er „seine paar Heller“ im Geiste berechnete, sein Schäfchen gut zu scheeren verstanden und erwartete von der etwaigen Dankbarkeit des Senators in seinem Testamente nicht mehr als ein mageres Legat, um so weniger aber wollte er bei Lebzeiten seines Herrn sich aus seiner Stellung verdrängen lassen. Erwin je eher je lieber aus dem Hause zu treiben, ihm den Aufenthalt darin unerträglich zu machen, war Andreas' eifrigstes Bemühen. Er schreckte nicht davor zurück, den Samen des Argwohns, der Feindschaft zwischen Oheim und Neffen auszustreuen, in seinem Sinne war es Nothwehr, die er übte, eine Pflicht der Selbsterhaltung. Daß er nur die Gedanken seines eigenen boshaften Herzens Erwin unterschob, merkte er nicht. Bald genug hatte er dagegen das Ziel der täglichen Spaziergänge des jungen Mannes herausgebracht. Welch' unerwartete Entdeckung stand ihm dabei bevor! Als er Elsbeth zum ersten Male auf dem Waldpfade hinter dem Boltenhagen'schen Garten begegnete, fuhr er zusammen und starrte ihr mit offenem Munde nach. Das ist ja wie die Auferstehung von den Todten, murmelte er, die Jadwiga, wie sie leibte und lebte! Jetzt wußte er, was den Senator von dem Feste in Nacht und Nebel hinausgejagt. Andreas für sein Theil war ein hartgesottener Sünder, er glaubte nicht an Gespenster und hatte für Jadwiga nie etwas Anderes als Abneigung empfunden. Es erregte seine Schadenfreude, den Senator in Angst und Sorge zu sehen, und als er nun gar, wenige Minuten darauf, Erwin und das Ebenbild Jadwiga's in vertraulichem Geflüster belauschte, mußte er an sich halten, nicht einen Luftsprung zu thun und in ein Hohnlachen auszubrechen.

Aber er war nicht der Mann, eine solche Wissenschaft voreilig zu offenbaren oder zu verwerthen. Eines Abends paßte er seine Zeit ab und brummte, während er die Läden der Fenster schloß und die Vorhänge niederließ, scheinbar mehr für sich als für den in seine Zeitung vertieften Senator hin: „Sind der junge Herr Fichtner auch gerade kein Stubenhocker, immer draußen, nie im Hause, muß ihm wohl unsere Gesellschaft nicht behagen.“

„Deine gewiß nicht, denn du giebst ihm kaum Antwort auf seine Fragen. Jung und Alt paßt nicht zu allen Stunden zusammen.“

„Es giebt aber auch junge Leute, die nicht jeden Tag im Walde zusammenkommen sollten.“

„Im Walde? Was schneidest du für Gesichter? Du hast irgend eine Nachricht, die mich ärgern soll.“

„Ich würde mir eher die Zunge abbeißen, als dem Herrn Senator Verdrießliches sagen. Wenn einer stumm sein kann, ich kann's. Der Herr Senator haben nur zu befehlen und ich bin auch blind.“

„Was wirst du mit deinen blöden Augen gesehen haben? Hat der Erwin ein Liebchen? He, bist du eifersüchtig?“

„Bewahre; wär's nicht wider den Respect, würde ich in meinem dummen Schädel denken, daß vielleicht der Herr Senator“ —

„Basta! Schweig' Er!" rief Brömse und schlug mit der Faust mächtig auf den Tisch.

Andreas duckte den Kopf, als sauste ein Schlag durch die Luft und wollte sich, dem Erzürnten den Rücken zukehrend, leise nach der Thür stehlen.

„Stillgestanden!" rief Brömse wieder. „Seh' Er mich an! Und kurz und grad die Wahrheit auf Alles, was ich frage."

Er war aufgestanden und machte ein- und noch einmal den Gang durch das Zimmer hin und her, die Hände auf dem Rücken, in dem grausammetnen langen Schlafrock mit den rothen Aufschlägen und Schnüren, das Käppchen auf den weißen Haaren — eine stattliche, gebietrische Gestalt. Andreas hatte sich an die Thür gelehnt, dem Anschein nach demüthig und unterwürfig, nur wenn der Herr an ihm vorüber war, schielte er ihm nach und verzog den Mund zum Grinsen.

„Mit wem hat Er meinen Neffen gesehen?"

„Mit einem fremden Fräulein aus dem Hause der Boltenhagen."

„Wann?"

„Jeden Tag um die dritte Nachmittagsstunde."

„Hat Er gehört, was sie mit einander sprachen?"

„Würde sich für mich nicht geschickt haben. Es ist zufällig auch mein Spazierweg."

„Und er kennt das Frauenzimmer?"

„Sie heißt Elsbeth Reineck. Das hat mir der Diener der Boltenhagen gesagt; das Gesicht ist mir sehr bekannt."

„Aber das kann ja nicht sein!" schrie Brömse auf und preßte beide Fäuste gegen die Stirn. Ein Gedanke, der nur lose mit dem Gespräch zusammenhing, hatte ihn ergriffen. „Nicht wahr, Andreas, das kann nicht sein? Es giebt merkwürdige Aehnlichkeiten, unerklärliche, von weither — so rede doch!"

„Was wollen der Herr Senator wissen?"

„Dummkopf! Hältst du das Mädchen für ihre Tochter?"

„Ach so! Wie aus den Augen geschnitten, sagte ich, als ich das fremde Fräulein zum ersten Male sah. Aber ich habe mich erkundigt, es ist eine sehr reputirliche Familie, die Reinecks, gar nichts von Komödiantenthum und Vagabundenthum, Alles fein säuberlich wie bei uns. Der Boltenhagen'sche Diener kennt die Verwandten des Fräuleins von vergangenem Jahre, seine Herrschaft und die Reinecks sind in demselben Bade gewesen. Jedennoch" —

„Warum stockst du?"

„Die Schlange, heißt es, wechselt alle sieben Jahre die Haut, das Weibervolk noch öfters. Heute liederlich, morgen tugendhaft. Der Herr Senator sollten doch nachforschen, welche Braut Ihnen der Herr Neffe ins Haus führt" —

„Das werd' ich," sagte Brömse kurz, mit blitzenden Augen, vor denen Andreas wieder in sich zusammenkroch. Er stand noch immer aufrecht in der Mitte des Zimmers, den Arm mit geballter Faust nach oben streckend, als der Diener sich schon längst, einen Ausbruch seines Zornes fürchtend, entfernt hatte. „Jadwiga's Tochter," murmelte der Alte. „So hätte ein Anderer dies Herz zu fesseln verstanden, dies flatterhafte, undankbare, treulose Herz! So wäre sie dennoch glücklich geworden, nachdem sie mich elend gemacht und betrogen! Und nun sollte meine Rache der Segen sein, den ich ihrer Tochter spende? Lacht sie nicht da, die Hexe?" fuhr er auf und wandte sich nach der Fensternische, wo die lang herabhängenden weißen Gardinen sich leise bewegten. „Wenn ich sie vor mir hätte — mit diesen Händen könnte ich sie erwürgen, oder" — Er schüttelte sich schaudernd: „Oder vor ihr niederknieen und ihr die Füße küssen — alter Narr! alter Geck!" und er fiel in seinen Sessel zurück und knirschte und stöhnte und fluchte und lachte durch einander.

Als Erwin am anderen Tage mit dem Oheim von einem Besuche heimkehrte, war er nicht wenig erstaunt, in der Vorhalle vor seinen Gemächern die Mägde in eifrigster Arbeit des Reinigens und Putzens zu finden — ja noch mehr, die bisher so feierlich und fest verschlossene Bogenthür nach den Hinterzimmern stand weit offen und gestattete Jedem den Zutritt. Trotz der Staubwolke, die ihm entgegendrang, wollte sich Erwin die einzige Gelegenheit nicht entgehen lassen, die Räume zu betrachten, in denen Elsbeth's Mutter eine Weile gelebt. Die Fenster dieser Gemächer gingen nach dem Hofe und einem kleinen Gärtchen hinaus, in dem freilich eine

Gruppe hochwipfliger Kastanienbäume und die Brandmauer des Nebenhauses jede Aussicht ins Freie hinderten. Drei Gemächer durchschritt Erwin, eins immer kostbarer und zierlicher, wenn auch im altmodischen Geschmack, eingerichtet, als das vorangehende. Der erste Raum bildete eine Art Saal, mit einer Nische dem Fenster gegenüber, in der unter einer trefflichen Copie der Rafael'schen Cäcilie ein Clavier stand. Die Wände waren gefällig, in hellen und tiefen Farben, mit anmuthigen Gestalten und Arabesken im pompejanischen Stil gemalt. Damals, vor einigen zwanzig Jahren noch eine große Seltenheit, lagen persische Decken über den Tisch und den Divan gebreitet. Mit Gobelintapeten war das folgende kleinere Gemach ausgestattet; in Glasschränken war eine Fülle chinesischen Porzellans, schöner Silberarbeiten und anderer werthvoller Kunstsachen angehäuft, die Sessel und die Tische darin von eben so ausgezeichneter Ausführung wie von kostbarem Material: das Ganze wie ein Schmuckkästchen. Das Zimmer, das sich daran schloß, hatte zum Schlaf- und Ankleidezimmer gedient; mit blauer, jetzt ausgeblaßter Seide waren die Wände bespannt; eben trugen die Mägde die geschnitzte Bettstelle hinaus. Auf dem Toilettentische stand ein venetianischer Spiegel in silberner Einfassung von zwei Amoretten gehalten.

Wer hätte so viel Geschmack, so viel Liebesleidenschaft in dem Alten gesucht! dachte Erwin. Seine Neugierde wuchs, mehr von der wunderlichen Geschichte zu erfahren, die hier gespielt. Wie verloren blickte er in den halb erblindeten und mit feinem Spinnengewebe bedeckten Spiegel, als könnte ihm darin das Bild der Vergangenheit erscheinen.

Da klopfte ihm Brömse auf die Schulter.

„Glaubst wohl, du bist in der Hexenküche, mein Junge?" schmunzelte er, „und hoffst in dem Trödelding da eine Helena zu erblicken?"

„Ich bin ein Realist, Onkel, ich halte nichts von den Phantasie-Helenas," antwortete rasch gefaßt Erwin. „Uebrigens habe ich auch noch nicht den bewußten Trank im Leibe."

„Ist auch vielleicht gar nicht nöthig! Zwei blaue Augen, blonde Locken thun dieselben Dienste. Ja — was mir einfällt! Was sagst du denn zu meinem Pathenkind Agathe."

„Eine sehr liebenswürdige Dame. Aber kalt, Onkelchen, kalt und durchaus Kaufmannstochter!"

„Das giebt die besten Ehefrauen. Die Liebe bringt Noth und Tod. Aengstige dich nicht," spottete er, „so weit ist es noch nicht. Ich wünsche nur, daß du der Dame, obgleich sie in Holz und Pech macht, freundlich entgegenkommst — ich gedenke nämlich den Damen ein Fest zu geben."

„Sie ein Fest und den Damen! Das ist zum Todtlachen! Der berufenste Weiberfeind —"

„Schnickschnack! Ich bin der reiche Brömse. Wenn ich einlade, sagt man nicht nein. Du siehst, daß ich die Staatszimmer dazu einrichten lasse. Gelt, sind hübsche Sachen hier? Besonders für Frauenaugen. Noch von den Zeiten meiner seligen Mutter her. Wie sie kommen werden, um sich das Brömse'sche Haus einmal anzuschauen! Alle im schönsten Putz, die neugierige Frau Heloise Boltenhagen voran."

„Sie sind verwandelt, mein Onkel! Was ist nur über Nacht geschehen?"

„Ja, wir alten Herren von ehedem bleiben länger jung und frisch als die moderne Jugend. Ich werde mit der Frau Heloise eine Française eröffnen im blauen Frack mit goldenen Knöpfen. Du wirst zugeben, daß ich der Boltenhagen eine Satisfaction schulde, weil ich so schnöde und ohne Abschied von ihrem Feste davongegangen. Und dann —"

„Sie sagen das so feierlich und geheimnißvoll, als sollte hinter dem dann etwas Ungeheuerliches hervorspringen."

„Ein Fest ist wie eine Schlacht unberechenbar, der Zufall führt die Kugeln. Hier löst sich ein Verhältniß, dort knüpft sich ein neues an. Vielleicht schließt mein Fest mit einer Verlobungsfeier."

„Das wäre!" sagte Erwin mit erzwungener Lustigkeit und blickte den wunderlichen Alten forschend an, als müsse es ihm so gelingen, seine wahren Absichten zu erkennen.

Brömse dagegen zwinkerte mit den Augen, rieb sich die Hände und rief dazwischen den Mägden zu:

„Flink! Flink! Aufgepaßt! Nichts zerbrechen! Ihr könnt es nicht wieder

flicken!" Und dann wieder zu Erwin gewandt, fuhr er fort: „Eine Vernunftheirath sag' ich. Von dir ist gar nicht die Rede, mein Junge! Ich bin auch noch da! Nur um eins möchte ich dich bitten, daß du dir morgen einmal unsere Hafenstadt ansiehst."

„Onkel, Sie haben einen Schelmenstreich, eine Verrätherei vor!"

„Richtig! Ich ziehe nämlich die Halle mit in mein Festprogramm, Tischler und Tapezierer sind bestellt — ich will dir den Lärm und die Störung ersparen, indem ich dich fortschicke."

„Und an welchem Tage soll denn das Fest stattfinden?"

„Wenn wir fertig werden, am Sonnabend. Ich bin abergläubisch, Sonnabend oder Mittwoch, das sind meine Glückstage. An einem dieser beiden Tage werde ich auch sterben."

„Hoffentlich erst nach fünfundzwanzig Jahren!"

„Natürlich! Erst die Verlobung — und dann —"

Weiter war nichts aus ihm herauszulocken; er fing an, über die Zugluft zu klagen, und entfernte sich aus den Räumen, in denen es in der That immer unbehaglicher wurde. Dabei bemerkte Erwin, daß aus dem Gemache mit den Gobelins eine verborgene Thür nach einer schmalen Treppe sich öffnete, die in den ersten Stock zu den Wohnzimmern Brömse's hinabführte. Kein Zweifel blieb ihm mehr, daß es der Alte gewesen, der ihn in der ersten Nacht seines Verweilens in diesem Hause mit Stöhnen und Seufzen aufgeschreckt habe; quälende Erinnerungen mochten Brömse hierher getrieben haben nach diesen Stätten seines Glückes und Elends. Ob er jetzt mit seinem Fest eine bestimmte Absicht verfolgte oder nur einer plötzlichen Laune nachgab, vermochte Erwin nicht zu ergrübeln, aber der Vorschlag, den nächsten Tag in der kleinen Hafenstadt, die zugleich als ein schön gelegenes, von Buchenwäldern malerisch umgebenes Seebad eines gewissen Rufes genoß, zuzubringen, hatte sein Anziehendes und Erwin willigte ein.

Am Abend desselben Tages wurde Frau Heloise durch den Besuch des Senators Brömse, der nicht nur als ein unerwarteter, sondern als ein ungewohnter Gast eintrat, überrascht. Sie saß mit Elsbeth zusammen; das junge Mädchen am Clavier, ein Schumann'sches Lied singend, Heloise vor sich hinträumend, eine Stickerei in der Hand, ohne einen Stich daran zu thun. Die Lampen waren noch nicht angezündet, Dämmerung herrschte im Zimmer, als der Senator gemeldet wurde. Elsbeth wollte davoneilen, aber Heloise bat sie, zu bleiben, und schon stand auch der alte Herr auf der Schwelle. Nun kam das Halbdunkel doch Allen gleich zu statten, es verbarg Jedem die Befangenheit, das Erröthen der Anderen. Brömse war, wenn er nur wollte, ein Mann voll Höflichkeit und Galanterie gegen die Damen, die dadurch, daß sie ein wenig Rococo war, noch einen besonderen Duft erhielt. So lange hatte er sich im Geiste mit dem Bilde Elsbeth's beschäftigt und sich gleichsam im Voraus an ihren Anblick gewöhnt, daß er die gegenseitige Vorstellung, ohne mit den Wimpern zu zucken, ertrug. Es wäre ihm doppelt angenehm, das Fräulein begrüßen zu können, bemerkte er, weil er zugleich seine Bitte um Entschuldigung anzubringen vermöchte, daß er neulich ihren Triumph versäumt habe; ihr freilich könne an dem Beifall eines alten Mannes wenig gelegen sein, aber er wolle doch nicht in ihren Augen als ein Verächter der Schönheit gelten. Darüber wurden die Lampen hereingetragen, und in ihrem hellen Lichtschein konnte sich Brömse überzeugen, daß die Aehnlichkeit Elsbeth's mit Jadwiga fast eine vollkommene war. Allein doch nur in dem Schnitt des Gesichtes, in der Farbe des Haares, in dem kleinen, trotzigen Munde, in dem feuchten, schmachtenden Blicke der Augen; sonst zeigte sich Elsbeth in der Ruhe ihrer Haltung, der Kühle ihrer Entgegnung, mit ihrer tiefen und klangvollen Stimme, in dem Eindruck von ernster Sinnigkeit, den ihre ganze Erscheinung hervorrief, eher als das Gegenstück der leidenschaftlich bewegten Jadwiga. Im Verlauf der Unterhaltung, an der Elsbeth nur mäßigen Antheil nahm, wußte Brömse mit großer Geschicklichkeit und einer schmeichelhaften Wendung gegen die Hausfrau den Wunsch vorzubringen, der ihn hergeführt. Er sei es müde, in der Stadt als Weiberfeind verschrien zu werden, und wolle noch einen letzten Versuch

zur Rettung seines guten Rufes machen; Frau Heloise solle ihn nicht auslachen, er gedenke den Damen seiner Bekanntschaft eine Ueberraschung zu bereiten. Nun aber seien doch Zweifel in ihm aufgestiegen, ob er und sein Neffe die Rechten wären, ein Fest zu veranstalten, das sich vor einem solchen Verein von Schönheit, Anmuth und Würde sehen lassen könne; seine unterthänige Bitte ginge darum an die beiden Damen, ob sie ihm morgen eine Nachmittagsstunde schenken und die Karthause eines alten Hagestolzen freundlich in Augenschein nehmen wollten? Das Haus sei beglückt, das eine Herrin habe; wo sie fehle, müßten die Bewohner sich nach einer wohlthätigen Fee, einer Lady Patroneß umschauen.

In ihrem munteren abenteuerlustigen französischen Sinne war Frau Heloise gleich bereit, ihm seine Bitte zu bewilligen. Der Gedanke, die erste Frau zu sein, die — nach, wer wußte es genau? wie vielen Jahren — ihren Fuß in diese halbwegs märchenumwobene Karthause setzte, reizte sie mit unwiderstehlicher Gewalt — Brömse hatte wieder einmal „die untergeordnete Natur des Weibes“ richtig berechnet. Ohne Anstand war sie in seine Falle gegangen und diente ihm jetzt noch obenein, das Widerstreben Elsbeth's, die ihre Begleitung bei dem Besuch ablehnte, mit beredter Zunge zu besiegen. Das geheime Gefühl, das in ihr nein sagte, wurde nicht allein von der wiederholten Bitte Brömse's und den Vorstellungen der Freundin übertönt: es schwieg vor der klugen Ueberlegung des Verstandes, daß, nachdem der Senator einmal den ersten Schritt gethan, sie einen zweiten, wenn nicht zur Aussöhnung, doch zur Annäherung thun müsse. Vielleicht war es gar Erwin, der auf diese Weise eine Vermittelung anbahnte.

Als Brömse in den Wagen stieg, zog er seine Uhr.

„Gerade vierundvierzig Minuten,“ sagte er vor sich hin, „eine kurze Frist, um zwei Weiber zu bethören! Sie kommen — morgen um diese Zeit werde ich es wissen, ob sie Jadwiga's Tochter ist.“

Drinnen im Hause klang das fröhliche Lachen Frau Heloisens, die behauptete, seit ihrer Brautschaft nicht ein solches drolliges Abenteuer in Aussicht gehabt zu haben als diesen Besuch in dem stillen Hause am Markt.

„Mir ist banglicher ums Herz,“ gestand Elsbeth, von den Scherzen der Freundin in die Enge getrieben, und gerieth so halb wider Willen, halb im Bedürfniß nach Mittheilung auf den abschüssigen Weg der Bekenntnisse.

Die kluge Heloise hatte längst gemerkt, daß ein besonderer Grund der Spannung zwischen dem alten Herrn und dem jungen Mädchen vorhanden sein müsse; nun klärte sie das Geständniß Elsbeth's von ihrer Liebe zu Erwin darüber auf. Ihre Fröhlichkeit steigerte sich dadurch noch, sie fand, daß sie den Beruf habe, die Liebenden zu beschützen, und versprach siegesgewiß, in dieser Sache bald Ordnung zu schaffen.

Zur bestimmten Stunde fuhren die Damen vor der Karthause vor. Andreas empfing sie mit grinsender Freundlichkeit an der Thür, auf der Treppe kam ihnen der Senator entgegen im blauen Frack, mit weißer Halsbinde.

„Wenn wir Fürstinnen wären,“ rief ihm Frau Heloise zu, „könnten Sie uns keine größere Ehre erweisen, Herr Senator!“

„Nur Schuldigkeit, gnädige Frau,“ versicherte er dagegen. „Ehre, wem Ehre gebührt.“

Die Damen müßten mit ihm allein fürlieb nehmen, sein Neffe habe feige das Weite gesucht. Heloise warf der Freundin, der die Gluth in die Wangen stieg, einen verständnißvollen Blick zu. Bei einem kleinen Imbiß — in zierlichen Gläsern reichte Andreas spanischen Wein und Kaffee in chinesischen Tassen herum — setzte Brömse den Damen seinen Festplan aus einander; er verstand es, diesen an sich so gleichgültigen und langweiligen Dingen eine so humoristische Wendung zu geben, in die Liste derer, die er einzuladen gedachte, so viel sein ironische Randglossen einzuflechten, daß Heloise aus ihrer muthwilligen Stimmung nicht herauskam, und Elsbeth allmälig aus ihrer Zurückhaltung zu einer lebhafteren Betheiligung an dem Gespräche überging. Nachdem die Damen, wie er sich ausdrückte, in seiner Zelle warm geworden waren, bat er sie, ihnen sein Haus und besonders die Festräume zeigen zu dürfen. So geschickt spielte er

den jovialen alten Herrn, daß aus Elsbeth's Gemüth jeder Verdacht entwich. Oben hatte indessen die Halle schon ein Feiertagskleid angelegt. Buntfarbige Draperien, Blumen- und Laubguirlanden bedeckten die Wände und umschlangen die Thüren. Die Gemächer, blank und hell geputzt, vom Nachmittagssonnenschein warm beleuchtet, entlockten den Freundinnen einen Ausruf freudiger Ueberraschung.

„Welche Geheimnisse birgt Ihr Haus!" rief Heloise einmal über das andere und hatte Elsbeth immer eine neue Herrlichkeit zu zeigen.

Der Alte lachte wie Einer, der sich eines gelungenen Scherzes freut.

„Aber das Ganze hat kein Mann eingerichtet," wandte sich Heloise zu ihm um, während Elsbeth zu einem zierlichen Mosaiktisch getreten war, auf dem mancherlei Kleinigkeiten durch einander lagen und standen, und wie gebannt davor stehen blieb. „Sie halten eine Fee unter Verschluß, Herr Senator!"

„Pst!" machte er und winkte sie zu sich. Heloise folgte seinem Winke nach dem ersten Zimmer, sie glaubte den Zusammenhang zwischen der Einladung, dem bevorstehenden Feste, diesen geschmückten Räumen zu errathen — in die Betrachtung der vor ihr ausgebreiteten Gegenstände versunken, die für sie eine nur zu beredte, schmerzlich ergreifende Sprache führten, merkte Elsbeth das Zurückbleiben der Freundin nicht.

„Wollen Sie mir beichten?" fragte leise Heloise.

Brömse hatte ihre Hand ergriffen.

„Mein Neffe," antwortete er im hastigen Flüsterton, „liebt Ihre Freundin."

„Und Sie werden's nicht hindern, Herr Senator, Sie werden's nicht!"

„Wozu wäre der bunte Trödel hier, wenn nicht —"

„Bravo, Herr Senator! Sie sind doch besser als Ihr Ruf."

„Der reine Komödienonkel! Aber lassen Sie mich jetzt eine halbe Stunde mit dem Mädchen allein."

„Was hat sie nur? Ein Papier in der Hand?"

„Nehmen Sie an, es sei so etwas wie mein Testament. Sie begreifen, daß ein alter Mann wie ich so Manches auf dem Herzen hat —"

„Was nur für das Ohr der künftigen Tochter gehört. Ich fahre zu meinem Schwiegervater und hole Elsbeth nach einer Stunde wieder ab. Ich denke, sie wird mir für meine Enthaltsamkeit Dank wissen."

Leichtfüßig, geräuschlos verließ sie den Saal, die Halle, schlüpfte die Treppen hinunter — mit gespanntem Ohr horchte Brömse hinaus, zusammenfahrend, als die Hauspforte klang, aufathmend, als der Wagen davonrollte, und dabei die Augen unverwandt auf Elsbeth gerichtet, die ihm den Rücken zukehrte und nun, von ihrer Bewegung übermannt, in einen Sessel mit einem halblauten ängstlichen Seufzer niedersank.

Sie hatte in dem Tagebuch ihrer Mutter gelesen, das diese hier während ihrer Liebes- und Leidenszeit niedergeschrieben. „Aus einem Gefängnisse" stand auf der ersten Seite.

Die Arme über einander geschlagen, hatte Brömse in derselben Stellung beinahe unbeweglich ausgeharrt, bis das Rollen des Wagens fern und ferner verklang, entschlossen, Elsbeth nicht aus dem Zimmer zu lassen. Sein Gesicht war bleich geworden, jede Muskel hart gespannt, wie von Stein erschien er. Nur die Augen funkelten drohend. Langsam zog er jetzt die Thür an sich und näherte sich dem Sessel, in dem Elsbeth, in der Rechten die losen Blätter, welche ihre Mutter bald mit ihren Klagen, bald mit den Ausbrüchen tollster Lustigkeit angefüllt hatte, schlief. Ueber sie hin blickte er auf das Tischchen — auf die schlechte Lithographie, die, auf ungesatteltem Pferde durch einen Circus jagend, ein junges Mädchen in polnischer Tracht darstellte; auf die Reitpeitsche mit goldenem Knopf, in dessen Mitte ein Rubin glänzte; auf eine zersprungene Armspange; auf die dürftigen Ueberreste eines Schleiers, den das Feuer hier und dort zerfressen — als er die Hand auf den Sessel legte, zitterte etwas in seinem Auge — eine Thräne des Schmerzes oder des Zornes. Die Bewegung mochte den Sessel erschüttert haben.

„Heloise!" rief Elsbeth und schaute auf.

Ihre Blicke begegneten denen des Alten, die sich mit dämonischem Ausdruck auf sie richteten.

„Sie kennen diese Schrift?“ fragte er barsch mit heiserer Stimme.

Dieser Ton gab Elsbeth die verlorene Geistesgegenwart wieder, sie erhob sich, die Papiere in der Rechten zerknitternd, von dem Sessel und stand ihm aufrecht gegenüber.

„Darüber hab' ich wohl keine Antwort zu ertheilen. Wo ist Heloise geblieben?“

„Sie bittet Sie, eine Weile mit meiner Gesellschaft fürlieb zu nehmen; sie ist zu ihrem Schwiegervater gefahren.“

„So bin ich Ihre Gefangene?“

„Wenigstens werden Sie dies Zimmer nicht eher verlassen, als bis Sie mir einige Fragen beantwortet haben.“

„Ich Ihnen? Und mit welchem Recht stellen Sie dies Ansinnen an mich?“

„Nehmen Sie an mit dem Recht des Stärkeren!“

„Einem Mädchen gegenüber!“ Sie preßte die Lippen trotzig auf einander und schien seinen Angriff erwarten zu wollen. Mehr noch als sonst mochte in diesem Augenblick, wo ihre gewohnte Ruhe mit der Empörung ihres Gemüthes kämpfte, ihr Antlitz ihn an das ehemals geliebte ihrer Mutter erinnern: er wich einen Schritt vor ihr zurück und sagte dann stockend wie Einer, der gewaltsam an sich hält:

„Verzeihen Sie mir, Fräulein Reineck, wenn ich meine Worte, wenn ich meine Mittel schlecht gewählt habe, Sie zum Reden zu bestimmen. Aber was wir einander zu sagen haben, taugt nicht für fremde Ohren und braucht keine Zeugen.“

„Ich wüßte nicht, daß wir einander etwas zu sagen hätten,“ entgegnete sie mit vornehmer Kühle; sie glaubte, daß ihre Selbstbeherrschung auch ihn zur Mäßigung zwingen würde.

„Doch, Fräulein Reineck, doch! Denn Sie lieben meinen Neffen, und die Frage muß mir erlaubt sein, ob Sie die Tochter jener Frau sind, die — deren Tagebuchblätter Sie in der Hand haben?“

„Wähnen Sie, daß ich mich meiner Mutter schäme, weil sie eine Kunstreiterin war?“

„Ihre Tochter!“ murmelte er und wandte die Augen, die so lange und so ängstlich an ihr gehangen hatten, zur Erde, als hätte ihre Erklärung seinem Herzen einen neuen schmerzlichen Stoß gegeben.

„Ja, ich bin Jadwiga's Tochter,“ wiederholte Elsbeth, „derselben Jadwiga, die Sie in diesen Räumen gefangen gehalten, die Sie gemißhandelt, die Sie jetzt noch in ihrem Kinde zu kränken und zu schrecken suchen.“

„Sie hat mich Ihnen als ein Ungeheuer geschildert,“ lachte er bitter. „Das ist der Dank für so viel Liebe! Das ist der Dank!“

„Wenn Ihnen meine Mutter Dank schuldig war, Sie selbst haben sich durch Ihr Benehmen darum gebracht. Man kann sich Liebe nicht erzwingen, noch erkaufen.“

„Und wir sollen es gelassen dulden, daß sie uns Liebe vorheucheln, unser Herz umgarnen, uns toll machen —“

„Schmähen Sie meine Mutter nicht!“ entgegnete sie heftig. „Sie hat Ihnen nichts vorgespiegelt, dazu war sie zu rein und zu stolz. Sie haben sie mit blinder Leidenschaft verfolgt und gemartert; ein Zittern befiel sie, sobald sie Ihrer gedachte.“

„Hat sie Ihnen das Alles erzählt? Sie hat Sie gelehrt, mich zu hassen, zu verabscheuen!“

„Sie liebte mich viel zu sehr, als daß sie zu mir von Ihnen, von ihrer unglücklichen Vergangenheit gesprochen. Sie hatte in meinem Vater den Mann gefunden, der sie liebte und verstand; an seiner Seite war sie glücklich, und nur nach seinem Tode in einer Stunde der Schwermuth hat sie mir Ihren Namen genannt.“

„Sie war glücklich, und ich —!“ stöhnte er. „Einen ewig brennenden Schmerz hat sie mir hinterlassen, mein Leben hat sie zerrüttet und wagt es, mein Andenken zu vermehren! Fort mit der Larve, Heuchlerin! Zeige dein wahres Gesicht, Zigeunerin!“

Er war wie außer sich und redete in seiner Aufregung auf Elsbeth ein, als sähe er nicht sie, sondern Jadwiga sich gegenüber.

„Eine sanfte Tugend, ein idyllisches Stillleben — sie, der kein Roß zu wild, kein Sprung zu keck war! Der es eine Lust war, einen Mann um den anderen zu betrügen!“

„Genug!“ rief ihm Elsbeth über und

über erglühend zu und machte einen Schritt nach der Thür. „Ich will nichts weiter hören.“

„Nun sollst du Alles hören, Alles!“ schrie er dawider und ergriff sie am Arm.

„Auch wie Sie die Mordwaffe gegen meine Mutter erhoben? Will der Mörder noch sein Opfer schmähen!“

„Verruchte! Ja, du bist ihr Kind!“ knirschte er mit den Zähnen und hielt wie in einer eisernen Zange ihren Arm mit seiner Hand gepackt. „Aber nicht das Kind einer Heiligen!“

Nur mit einander beschäftigt im lauten Wortwechsel, hatten sie nicht darauf geachtet, daß erst leiser, dann lauter an der Thür gerüttelt worden war — jetzt sprang sie von einem heftigen Stoße getroffen auf.

Erwin erschien auf der Schwelle.

Hatte die Kraft des Alten nachgelassen oder die Verzweiflung Elsbeth's Stärke verdoppelt — sie riß sich von ihm los und stürzte mit einem Aufschrei des Jubels und der Befreiung an die Brust des Geliebten.

Onkel und Neffe standen feindselig einander gegenüber; mit dem linken Arm umschloß Erwin wie zum Schutz Elsbeth, den rechten hatte er erhoben, um Jeden niederzuschlagen, der sich ihr nahen sollte. Dem Alten schüttelte der Zorn die Glieder, seine Augen drohten aus ihren Höhlen zu springen — als brauche er auch seinerseits eine Waffe, hatte er bei dem Eindringen Erwin's die Peitsche von dem Tisch ergriffen und schwang sie sausend durch die Luft.

„Laß sie los, Bube!“ schrie er, seiner Sinne nicht mehr Meister. „Sie ist mein, die Verrätherin!“

Es war grotesk und schauerlich zugleich.

Aber Erwin achtete des Tobenden nicht; rasch entschlossen führte er Elsbeth aus dem Gemach und warf die Thür hinter sich krachend ins Schloß. Wenige Minuten nachher verließ er, die Geliebte am Arm, das unheimliche Haus. Weder Andreas, noch eine der Dienerinnen hatte sich in der ganzen Zeit sehen lassen.

Und gerade so still und ausgestorben lag die Karthause da, als Erwin eine Stunde darauf zurückkehrte; er wußte Elsbeth sicher in dem Schutze der Frau Heloise, die außer sich vor Schrecken und Sorge über das Schicksal der Freundin in bitterster Selbstanklage wegen ihrer Leichtgläubigkeit nach ihrem Hause gekommen war. Auch Erwin's Entschluß stand fest, nicht eine Nacht wollte er länger unter diesem Dache zubringen. Nur seine Sachen wollte er schnell zusammenpacken und von dannen gehen. Der Oheim war ihm verhaßt und fürchterlich geworden, unheimlich mischten sich Gespenstisches und Wahnwitziges in dem Wesen und Gebahren des Alten. Mit schwankenden, widerspruchsvollen Gefühlen stieg er die Treppe hinauf. In der Vorhalle, deren halb vollendeter Schmuck ihm wie ein Spott auf seine Stimmung und die Vorfälle erschien, die sich eben hier abgespielt hatten, brannte wie an jedem Abend die Ampel mit ihrem Dämmerlicht. Ihm war es, als schliche ihm ein Unsichtbares nach — und er blickte scheu hinter sich, obwohl er wußte, daß er nichts gewahren würde. In seiner Stube fing er hastig an, das Nothwendigste zusammenzuraffen und, um die Ordnung unbekümmert, in den Koffer zu werfen. Der Boden brannte ihm unter den Füßen. Nur zu bald, nur zu genau hatten sich die Ahnungen erfüllt, die seine Seele bei dem Eintritt in dieses Haus verdüsterten. Zwischen ihm und dem Oheim hatte sich eine jähe Kluft aufgethan. Ein finsterer Schatten war in das Leben der Geliebten gefallen, ohne seine Schuld, trotz aller Vorsicht, die er angewandt, das Peinliche von ihr fern zu halten — oder war seine Liebe eine Schuld? Wer wollte sagen, ob Elsbeth je den schrecklichen Eindruck überwinden würde? Welch ein Leben führen wir doch! Kinder des Ungefährs, mit dem stolzen Anspruch auf Freiheit und Selbstbestimmung, werden wir gleich den willenlosen Staubatomen, die der Wind aufjagt, in der Verkettung der Dinge hingerissen; wie der Handelnde seine That, büßt der Thatlose seine Ruhe, umsonst stehst du abseits, die Verwicklung des Zufalls ergreift auch dich, mit deinem Glück zahlst du die Sühne für den Frevel der Anderen. Ja wohl ist Alles eine gesetzmäßige Folge von Ursache und Wirkung — nur schade, daß diese unendliche Harmonie für den Einzelnen so oft in grausamen Dissonanzen ausklingt, und ihr tiefster Sinn

eben wegen ihrer Unendlichkeit Allen verborgen und unbegreiflich bleibt!

Halb mit seiner Arbeit beschäftigt, halb hinaushorchend, ob er nicht einen Ueberfall gewärtigen müsse, träumte Erwin so vor sich hin. Plötzlich fuhr er zusammen. Der schleichende Schritt, dessen Geräusch er schon längst im Ohre gehabt, näherte sich seiner Thür.

„Wer geht da?“ fragte er laut.

Der Alte trat ein.

So kurz die Frist war, die seit ihrem Zusammentreffen vorübergegangen, so verwandelt erschien er Erwin. Oder machte es nur die veränderte Tracht, der lange Schlafrock, das schwarze Käppchen auf den Haaren, die Filzschuhe, die er trug, daß er um Jahre gealtert und gebrochen aussah? Statt der zornigen, kräftigen Haltung war jetzt etwas Schlotterndes an ihm. Nur die Augen hatten ihren stechenden Ausdruck bewahrt.

„Du packst ein? Muttersöhnchen! Graut es dich, weil du einmal in das furchtbare Antlitz des Lebens geblickt hast? 'S giebt auf Erden nicht immer Orangenblüthenduft zu riechen. Du erlaubst, daß ich mir einen Stuhl nehme.“

„Sie sind in Ihrem Eigenthum, ich muß um Entschuldigung bitten, daß ich noch hier bin.“

„Du willst mich bestrafen, indem du fortgehst —“

„Im Gegentheil, ich hoffe Sie dadurch von einem Lästigen zu befreien.“

„Wie geht es der — dem Fräulein? Wetter noch einmal, warum reizte sie mich!“

„Umgekehrt sollte ich wohl Rechenschaft von Ihnen fordern wegen Ihres mehr als seltsamen Benehmens, wenn —“

„Wenn ich nicht ein alter Mann und dein Erbonkel wäre!“

„Ihrem Erbe entsage ich, wie Feuer würde es mir auf der Seele brennen.“

„Es ist gutes Geld, ehrlich verdientes Geld, ich versichere dich! Du wirst es brauchen können, noch dazu mit einer jungen Frau. Sind kostbare Spielzeuge, die Weiber! Und zerbrechen so leicht! Wie Glas!“

„Freilich, wenn sie rohe Hände anfassen —“

„Natürlich werden die deinen zarter sein. Wenn ich es nur abwarten könnte!“

Erwin überflog noch einmal das Zimmer, ob er irgend einen ihm wichtigen und werthen Gegenstand übersehen und vergessen hätte — dann schloß er den Koffer.

„Mit Ihrer Erlaubniß suche ich mir nun eine andere Wohnung,“ sagte er kalt.

„Recht so! Das nenn' ich Charakter. Aber du hättest, wenn du schon Alles von mir verschmähst, auch den seidenen Fetzen zurücklassen sollen, den du vorhin so sorglich verstecktest.“

„Das Tuch,“ antwortete Erwin erröthend. — „Es ist das Tuch von Elsbeth's Mutter —“

„Vielleicht hätte ich ein besseres Anrecht darauf. Doch du möchtest ein Andenken haben — ich schenke es dir.“

„Auch ohne dieses Zeichen würde ich wohl nicht vergessen, was sich hier ereignet hat.“

„Weißt du es denn? Ammenmärchen! Willst du mich nach dem verurtheilen, was dir die Tochter der Beleidigten erzählt hat?“

„Elsbeth hat mir nichts erzählt: eine Frau Trude Röpke hat kurz vor ihrem Tode Alles bekannt.“

„Und das ist dir zu Ohren gekommen?“ sagte langsam Brömse und schlug die langen Schöße seines Schlafrockes über einander. „So, so! Das ändert die Sache. Du glaubst eine Zeugenaussage zu haben —“

„Ich wünschte nur, wir endigten diese Unterhaltung —“

„Nicht, wo es dir beliebt, mein Junge! Wo du dich im Recht und mich im Unrecht wähnst. Ist es ritterlich, mir einen blutigen Schimpf anzuthun und mir die Genugthuung zu verweigern?“

„Welche Genugthuung fordern Sie? Mit dem Degen, mit der Pistole? Das ist lächerlich. Ihr Alter schützt Sie vor meinem und mich vor Ihrem Angriff.“

„Du wirst mich hören,“ unterbrach ihn der Alte mit starker Stimme und stand auf. „Es wird noch immer Zeit sein, wenn du nachher aus dem Hause des Blaubarts entweichst. Ich bin es müde, von euch Allen mit scheuen Seitenblicken verfolgt zu werden. Was kümmert mich eure Moral, eure Zimperlichkeit! Du sollst den Brömse kennen lernen. Nachher

— vielleicht stehe ich nachher auch mit der Pistole zu Diensten!"

Mit großen Schritten, die etwas Unheimliches hatten, da sie geräuschlos über den Teppich gingen, wandelte er im Gemache hin und wieder; nur mit Anstrengung hielt er sich stattlich und aufrecht; in den heftigen Bewegungen seiner Hände verrieth sich seine Unruhe und Unsicherheit.

„Wein her, Andreas!" rief er in die Vorflur hinaus. „Setz' dich mir gegenüber, Junge! Und wenn du mich für toll hältst, Respect vor der Tollheit!"

Erwin kämpfte umsonst gegen den Bann an, den das Seltsame fest und fester um ihn spann. Wenn es magnetische Einflüsse giebt, gegen die sich der Betroffene vergeblich sträubt, hier war eine solche Wirkung. Ob die Neugier, wie dies enden werde, ob Mitleiden mit dem Alten, ob die Lust am Grauen seinen Entschluß lähmten und ihn dem Willen Brömse's unterwarfen, vermochte er nicht zu unterscheiden. Ehe er es sich versah, saß er mit dem Oheim am Tische, Andreas hatte zwei Flaschen Wein hereingetragen und sie schweigend auf die Platte gestellt. Die Lampe verbreitete einen milden, mäßigen Schein, gerade genug, um die Gesichter der Beiden hell zu beleuchten und das Zimmer umher im phantastischen Halbdunkel zu lassen. Ein gemüthliches Bild — zwei stille Trinker in einem behaglichen Raume, der Junge, sein Glas mit raschem Zuge leerend, der Alte, es bedächtig gegen das Licht haltend und dann an die Lippen setzend, ein Feinschmecker, der den Genuß sich selber steigern und langsam auskosten will — da ist nichts, was an Außerordentliches und Abenteuerliches gemahnt.

„Wie die Zeit läuft und wie doch Alles wiederkehrt," sagte Brömse und stellte sein Glas vor sich hin. „Da saß vor dreiundzwanzig Jahren auch solch ein Milchbart wie du mir gegenüber, ich weiß nicht, ob auf deinem oder meinem Stuhl, und nach der Sitzung ging er in die Winternacht hinaus und erschoß sich. Hoffe, daß es diesmal nicht so tragisch ausgeht."

„Ich denke, Sie wollten mir von sich erzählen."

„Ich bin dabei. Auf diese Weise wurde ich mit der Jadwiga bekannt. Mein bester Freund hat sich ihretwegen erschossen. Aus Liebe. Begreifst du, daß ich die Liebe hasse?"

IV.

Einen Augenblick schien der Alte sich an dem Eindruck zu weiden, den seine Worte hervorgebracht hatten, dann fuhr er fort: „Ja, mein Kind, jede Medaille hat zwei Seiten und dir hat man bisher nur die eine gezeigt. Die eine, wo Jadwiga ein Engel und Brömse ein Teufel ist. Waren weder das Eine noch das Andere, sondern beide nur Menschen von Fleisch und Blut. Du wirst doch nicht ungeduldig?"

„Wie könnt' ich? Sie haben Genugthuung gefordert und ich gebe sie."

„Dafür wirst du das letzte Wort haben, den Wahrspruch in diesem Liebesproceß. Also, ich war vierzig Jahre alt geworden, ohne mich sonderlich um die Weiber zu kümmern. In der Jugend hatte ich eine schwärmerische Neigung für ein kleines Mädchen gehabt, die, als sie herangewachsen, einen Anderen heirathete. Aus ihrer Treulosigkeit, wie ich ihren durchaus vernünftigen Entschluß damals nannte, nahm ich die Berechtigung her, das ganze Geschlecht zu fliehen, zu verachten — und so weiter, was willst du mehr! Ich kann nicht sagen, daß ich schlecht dabei gefahren. Meine Geschäfte, meine Reisen, allerlei Liebhabereien füllten mich aus. In der Stadt gab es keine Schöne, die mich fesselte, an anderen Orten hätte, selbst wenn die Neigung vorhanden gewesen wäre, die Kürze meines Aufenthalts jedes ernsthaftere Verhältniß gehindert: ich fange schwer Feuer. Ich glaubte es wenigstens. So rückte ich gelassenen Sinnes den Vierzigern näher, mit Vergnügen malte ich mir schon mein Zukunftsbild als Mann von fünfzig Jahren, auf der Schattenseite des Lebens, mit altmodischer Galanterie und Schwärmerei für Backfische aus, ganz und gar Rococo! Die Geschichte deiner Mutter hatte auch nicht beigetragen, meine Ansicht von der verderblichen und lächerlichen Leidenschaft der Liebe zu ändern; mehr und mehr verhärtete ich mich im Gegensatz. Um so empfänglicher war mein Herz für die Empfindung der Freundschaft. Ein junger Mann in deinem Alter, mit vielen schönen Anlagen und mannigfaltigen Kenntnissen, leider phantastischen und

unruhigen Gemüths, hatte es mir angethan. Er war ein jüngerer Sohn aus einem unserer Patriciergeschlechter, mit historischen Studien beschäftigt, aber mehr ein Poet, als ein Gelehrter. Vielleicht war es gerade der Gegensatz unserer Anschauungen, der uns zu einander zog. Mehrere Jahre hatten wir mitsammen hingelebt, fast im täglichen Verkehr — Orestes und Pylades können nicht treuer zu einander gehalten haben — als ich eine gewisse Veränderung in seinem Benehmen und Wesen bemerkte. Tage lang, Wochen lang war er abwesend, in Hamburg, angeblich zur Durchforschung des Archivs. Es war mitten im Winter, bei kaltem Wind und Schneewetter; ich warnte ihn vergebens, seine schwächliche Gesundheit nicht so rücksichtslos bei den Fahrten hin und her auszusetzen. Aber er lachte nur und hörte mich kaum an. Es ist eine dumme Behauptung, daß nur die Liebe eifersüchtig sei, wahre Freundschaft ist es nicht minder, sie hat den ganzen Scharfsinn und kennt alle Qualen der Eifersucht. Einmal reiste ich ihm nach und kam schnell genug hinter den Grund seiner Hamburger Fahrten. Es waren keine Actenstöße, die ihn hinüberzogen, sondern zwei Mädchenaugen, er war in eine Kunstreiterin, Mademoiselle Jadwiga, verliebt. Meinen Schmerz, meine Wuth beschreibe ich dir nicht. Mit allen Sprüchen der Weisheit, mit allen Beschwörungen der Freundschaft, mit den Waffen des Spotts, mit den Erinnerungen an seinen Vater, seine Mutter bestürmte ich ihn — Alles umsonst! Der früher so sanfte, träumerische und liebenswürdige Mensch war wie von einem dämonischen Taumel ergriffen — von jenem Sturmwind, der in Dante's Hölle die Seelen der Liebenden dahintreibt. Die Sirene, die ihn bezaubert, mochte ich nicht sehen, sie erregte mir ebenso den Unwillen wie den Abscheu. Da Ermahnungen und Vorstellungen bei Franz nichts fruchteten, suchte ich ihn durch Beweise von der Leichtfertigkeit und Treulosigkeit seiner Angebeteten, die ich für den Abschaum des Geschlechts erklärte, zu heilen. Die Herbeischaffung der Beweise fiel mir nicht schwer, aber sie machten nicht die geringste Wirkung auf den Verstörten. Da erfuhr ich die verderbliche Gewalt der Liebesleidenschaft; was mir als häßlichster Fleck erschien, der in meinen Augen auch eine Göttin verunstaltet hätte, war für ihn nur ein Zauber mehr, seine Verblendung zu vergrößern. Daß sie Vielen gefiel oder, was schlimmer ist, gefallen wollte, stachelte seine Eitelkeit, der Vorgezogene zu sein. Hinter der Liebe zu dem Weibe verbirgt sich nur zu oft die Selbstliebe, die thöricht ganz in sich verlorene Selbstbespiegelung.

„Der arme, gute, schwärmerische Franz! Er war nicht der Mann, das Herz und die Gunst eines solchen Weibes zu gewinnen. Dabei kann ich ihr nicht einmal vorwerfen, daß sie ihn mit besonderen Künsten an sich gezogen, ihm besonders die Leimruthe gelegt hätte. Plötzlich war er ihr Gefangener, sie wußte selbst nicht, wie und wodurch er es geworden. Sie behandelte ihn wie ein Schooßhündchen, heute überhäufte sie ihn mit Liebkosungen, morgen stieß sie ihn von sich. So sehr ihn mein Eindrängen in seine Verhältnisse empört hatte, zuletzt dankte er es mir, er hatte wenigstens einen Vertrauten, dem er sein Glück und sein Elend mittheilen konnte. Denn wie alle weibischen Männer gerieth er bald in jenes Schwanken und Bangen zwischen Liebe und Ehre. Heute wollte er sich losreißen, morgen wollte er lebenslang als Sclave zu ihren Füßen sitzen. Das ging so eine Weile in Eintönigkeit hin und wieder; ich glaube, die Liebesbewegungen gleichen den Schwingungen des Pendels und machen stets denselben Weg zwischen Verachtung und Vergötterung auf und ab. Darüber war der Frühling gekommen und die Kunstreitergesellschaft brach ihr Zelt ab und wanderte nach Süden. Ich athmete auf und hoffte, daß mit der zunehmenden Entfernung zwischen Franz und Jadwiga der Zauber sich schwächen würde. Er hielt aber, was ich nicht berechnet hatte, die Entfernung von ihr gar nicht aus, nach wenigen Tagen war er ihr nachgereist. Fahr' hin, sagte ich trotzig. Mit einem solchen Thoren wollte ich nichts mehr zu schaffen haben. Längere Zeit hörte ich nichts von ihm. Eines Tages, im Septembermonat, trat er wieder in mein Haus, bleich, entstellt, verstört, liebeskrank. In seiner Tollheit hatte er dem Mädchen einen Heirathsantrag gemacht, sie hatte ihn, was ich nur loben konnte, abgewiesen und ihm fortan jede Zusammenkunft verweigert.

Dieser verständige Entschluß, statt ihn abzukühlen, steigerte nur seine Hitze. In einem Zustand seelischen Jammers, der jeder Beschreibung spottet, hatte er sich ihr nachgeschleppt, vor ihren Thüren gewartet, geschrieben, geseufzt, gestöhnt — er mag ihr wie ein Gespenst vorgekommen sein, sie verließ die Gesellschaft und entzog sich seinen Nachstellungen. Krankheitsgeschichten soll man kurz erzählen. Alle Tröstungen, alle Mahnworte waren umsonst verschwendet, er vermochte den verhängnißvollen Bann nicht zu brechen, oder hielt es, da sein Leben nach seiner Meinung inhaltsleer geworden, auch nicht mehr einer Anstrengung des Willens werth, sich zu befreien. Ihm war Alles ekel, schal und unerquicklich bis auf die Eine, die sein Elend verschuldet. Jadwiga blieb der Inbegriff des Schönen und ach! des Dämonischen Im Kunstwerk, sagte er mir unter vielen, geistreichen und tollen, Aussprüchen am letzten Abend, wo wir hier zusammen saßen, im Kunstwerk ist die Schönheit zur Ruhe gekommen und in dieser Ruhe, die etwas vom Schlafe oder vom Tode hat, erfreut, erhebt und läutert sie uns, die lebendige Schönheit dagegen verzehrt wie ein loderndes Feuer ihre Verehrer — sprach's und ging in die Nacht hinaus und erschoß sich im Walde. Ein Märtyrer der Liebe — Abgeschmackt!"

Der Alte hüstelte und nahm einen Schluck Wein, schlug seinen Schlafrock über einander und blinzelte wie schläfrig den Neffen an. Erwin schauerte es; die Geschichte an sich, der bald schwerfällige, bald abspringende Vortrag übten wider seinen Willen eine fesselnde, wenn auch nicht angenehme Wirkung auf ihn aus. Schon erschien ihm Brömse's Handlungsweise in einem anderen milderen Lichte; wie tragisch war es doch, den alten Mann über einen Jüngling als Märtyrer der Liebe spotten zu hören, während in ihm selbst die Wunden der Leidenschaft nach fünfundzwanzig Jahren blutend wieder aufbrechen!

„Und so," sagte halb fragend, halb bedauernd Erwin, um die unheimliche Stille zu beendigen, „lernten Sie Elsbeth's Mutter kennen?"

„Wenigstens ihren Namen, die Umrisse ihres Wesens und ihrer Erscheinung — nicht von der günstigsten Seite, wirst du mir zugeben, als durchaus dunkles, fragwürdiges Geschöpf! Zu vergessen war das Unglück meines armen Freundes nicht, ja im ersten Schmerz hatte ich den abenteuerlichen Plan gefaßt, an seiner Statt den Spuren der Kunstreiterin zu folgen, um endlich, ans Ziel gelangt, den Unseligen an ihr zu rächen. Wetter noch einmal, du wirst bald erfahren, wie ich sein Rächer geworden. Es ist eine Ironie, daß einem die Augen übergehen. Den Plan führte ich selbstverständlich, zur Besinnung zurückgekehrt, nicht aus; ich setzte dem Gestorbenen ein Denkmal der Freundschaft und allmälig milderte die Zeit die grellen Farben der düstern Begebenheit. Doch durchzuckte es mich ganz eigenthümlich, als ich nach einem Jahr den Namen der weltberühmten Reiterin Mademoiselle Jadwiga in der Personenliste eines umherziehenden Directors las, der von dem hochlöblichen Senat unserer guten Stadt die Erlaubniß erbat, seine Bude auf dem Markt aufschlagen zu dürfen, um Magistrat, Patricier und Bürgerschaft mit seinen Künsten zu unterhalten. Ich gestehe, daß mich die Lust anwandelte, das Gesuch abzuschlagen und den Feuerbrand von unsern Häusern fern zu halten. Aber ich verwarf die Regung als unedel; warum soll der Director für die Schuld eines Weibes büßen, von der er nichts weiß; für eine Schuld, die zur Hälfte vielleicht nur in deiner Einbildung besteht! Der überlegende Verstand, die Gerechtigkeit des Senators, der auch nicht den Schein des Vorwurfs, als räche er in seiner amtlichen Stellung die Beleidigungen, die dem Privatmanne widerfahren, auf sich dulden wollte, waren klüger als die unbewußte Stimme in uns, die immer das Richtige trifft. Zu spät hab' ich mein Unrecht erkannt! Nur der ist glücklich, der blindlings dem Unbewußten gehorcht: es ist das Lebensprincip selbst, was in großen Entscheidungen in uns spricht. Wie könnte es uns irreführen? Der Verstand irrlichterirt, niemals der Dämon in uns.

„So konnten sie denn ungehindert den Einzug halten, stattlich, mit Herold und Trommelschlägern voran, die Männer zu Pferde, die Damen in offenen, mit Laubguirlanden geschmückten Wagen. Hier, meinem Hause grad gegenüber, dort, wo

jetzt der Marktbrunnen rauscht, errichteten sie ihre Bretterbude, eine rothweiße Fahne wehte von der Spitze des Daches nieder. Ich hatte es verschworen, den Circus zu betreten; in mir war ein fanatischer Haß dagegen entzündet — weißt du, wie die ersten Christen das heidnische Theater haßten. Wenn das Feuer des Himmels darauf fiele! dachte ich oft, wenn der wilde Lärm der Musik, das Gestampf und Gewieher der Rosse, die Schüsse, die in dieser und jener Pantomime abgefeuert wurden, der immer von Neuem sich wiederholende Beifall des Publicums in mein Studirzimmer drangen und jede Arbeit unmöglich machten. Und damit nicht genug, die ganze Stadt war voll vom Ruhme der Kunstreiter. Es sei die beste Gesellschaft, die seit zehn Jahren hier ihre Vorstellungen gegeben. Als die Perle aller Mitglieder wurde Mademoiselle Jadwiga gepriesen. Ihr Lob schallte aus jedem Munde. Sie war die verwegenste Reiterin, ihre Kunststücke auf ungesatteltem Pferde sollten Schwindel erregen und wieder ritt sie die hohe Schule auf einem arabischen Roß mit einer Sicherheit, Vollendung und Anmuth, die unvergleichlich waren. Die Amazonenkönigin, wenn sie unter uns erschienen, wäre neben ihr eine armselige Küchenmagd gewesen. So lautete das einstimmige Urtheil ihrer Verehrer und die Zahl derselben war Legion. Ich huldigte damals noch der Ansicht, daß man die Menschen mit Vernunftgründen bekehren könne, und eiferte gegen die Circusspiele und die unsinnige Bewunderung, die Alt und Jung diesen entarteten Männern und Weibern entgegenbrachte, in einem Ton, daß ich in den Geruch eines Muckers kam. Doch trug ich Scheu, den theuren Namen meines Freundes in den Kampf wider diese Vagabunden zu führen. Der Brömse fängt an alt zu werden, ein Querkopf war er immer, hieß es; seine Schwester hat er verstoßen, weil sie einen Lehrer geheirathet, jetzt flucht er wie ein Capuziner gegen die Kunstreiter. Und Jadwiga sollte an der Wirthshaustafel, als das Gespräch sich auf meine Philippika wider sie und ihre Genossen gewandt hatte, lachend geäußert haben: das ist auch etwas Großes, mich und meine Kunst als Teufelswerk zu verwünschen, wenn man nicht den Muth hat, mich einmal zu Pferde zu sehen! Darin hatte die Hexe Recht; ich fürchtete mich, ihr zu begegnen, weil ich nicht sicher war, meinen Unwillen, meine Verachtung niederzukämpfen, und weil auf der andern Seite der Senator Brömse sich doch vor einer Kunstreiterin keine Blöße geben durfte. Das Merkwürdigste bei alledem war es für mich, daß auch einige der achtbarsten Frauen sich günstig über Jadwiga aussprachen. Es sei ja zu bedauern, daß ein so schönes Mädchen in eine solche Gesellschaft gerathen und ein solches eben so unpassendes wie gefährliches Handwerk ausübe, aber der Mensch könne sich nicht immer sein Schicksal gestalten, und so viel es mit ihrer Beschäftigung sich vereinigen lasse, wahre das Fräulein ihre Reinheit und wisse die Männer in Schranken zu halten. Züge von Güte, von feinfühliger Wohlthätigkeit wurden von ihr erzählt: als ob Satan nicht Kirchen gebaut, erwiderte ich darauf. Da zuckte ein Blitz hernieder — was ist ein Blitz, mein Junge? Trink aus, trink aus! Vielleicht zersplittert der feurige Strahl das Glas in dem Augenblick, wo du es zum Munde führen willst — der Wein ist verschüttet, das Glas in Scherben — halte dein Herz fest, Junge, halt es fest. Ist ein Menschenherz von stärkerem Stoffe, als das Glück von Edenhall?“

Es war, als suche er jetzt, bei der Erzählung seines Mißgeschicks, wie einst in der Wirklichkeit, nach Ausflüchten und Wendungen, den Eintritt der Entscheidung hinauszuschieben; als scheue er sich, die Schatten vergangener Tage heraufzurufen, wie er sich damals gefürchtet, die Feindin in dem Glanz ihrer Schönheit und Kunst von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Ein Mitleiden mit dem Alten, der grausam in schmerzlichen Erinnerungen wühlte, beschlich Erwin: „Lassen wir's,“ wollte er sagen.

Da hatte Brömse sich zusammengerafft und hob das auf die Brust gesunkene Haupt wieder empor: „Was ist es denn auch? Könige sterben, Reiche vergehen — und da sollten wir ein besonderes Aufheben von unseren kleinen Leiden, unserem Leben und Sterben machen? Wir, die Schatten sind und Träume leben! Die Kunstreitergesellschaft hatte Glück, Mademoiselle Jadwiga zog allabendlich die

schaulustige Menge in den Circus, mehrmals schon hatte der Director, auf die Bitte eines hochverehrlichen Publicums hin, seine Abreise aufgeschoben, seinen Aufenthalt verlängert. Endlich aber mußte er seinen anderweitigen Verpflichtungen nachkommen. Der zweite Weihnachtsfeiertag war zur Abschiedsvorstellung bestimmt. Großartige, noch nie dagewesene Schaustellungen in bengalischer Beleuchtung verkündigten die Zettel. Von meinem Fenster aus konnte ich es beobachten: der Andrang der Menge war außerordentlich. Zum ersten Mal gönnte ich den Vagabunden ihren reichlichen Verdienst von Herzen, morgen zogen sie fort. Ich fühlte mich bei diesem Gedanken wie von einer schweren Last, die mir auf Herz und Hirn geruht, erleichtert; bisher hatte ich stets die Empfindung gehabt, es stelle etwas Unsichtbares, eine geheimnißvolle Gewalt von jener Bretterbude her meinem Leben nach — nun brachte mich jede forteilende Minute der Befreiung von diesem Alpdruck näher. Dennoch trieb mich eine eigene Unruhe in meinem Zimmer auf und ab; die Einsamkeit, mir sonst so lieb und vertraut, betrübte mich, kein Buch vermochte mich zu zerstreuen, immer tiefer versank ich in melancholische Betrachtungen. Die unendliche Leere meines Lebens, die Nichtigkeit der Welt gähnten mich an — ein riesiger Abgrund, der den an seinem Rande Schwindelnden hinabzieht und verschlingt, wie er nach einander, in furchtbarer Wandellosigkeit, Alles verschlingt. Ich hatte mich in einen Sessel geworfen und so liegend und vor mich hinträumend, ohne die leiseste Empfindung eines körperlichen Schmerzes, überkam mich die Süßigkeit des Erlöschens. Von dem Circus drüben tönten nur die gewohnten Klänge der Musik, die schmetternden Trompeten, die gellenden Trommeln zu mir, als plötzlich durch sie hindurch ein Angstgeschrei schallt, nicht von einem, nicht von zehn, sondern von hundert, von tausend Menschen und im nächsten Augenblick mein Gemach von einem dunkelrothen Feuerschein erfüllt ist. Auffahren, emporspringen, hinuntereilen war eins für mich. Der Circus stand in Flammen, dabei heulte der Wind durch die Gassen, über den offenen Platz — in meiner Aufregung malte ich mir wohl die Gefahr für das Rathhaus und die Marienkirche größer aus, als sie es in Wirklichkeit war. Dazu das Gebrüll und Gestöhne der eingeschlossenen Menge, die, in wüthender Eile, dem Tode zu entfliehen, nur sich selbst die Ausgänge sperrte und die Rettung erschwerte. Die Frau ist hindurch in das Freie gedrungen, aber der Mann ist noch drinnen, Brüder rufen nach ihren Schwestern, Kinder nach ihren Eltern und nun erfaßt das Feuer auch noch die hölzernen Buden, die dicht vor den Arkaden des Rathhauses stehen — die Sturmglocken der Thürme fangen an zu läuten, um die Hülfe und die Feuerwehr von den nahgelegenen Ortschaften herbeizurufen. Ich bin bei einer Spritze beschäftigt und leite den Wasserschlauch, als einer mit wildzerzaustem Haar, mit versengten Kleidern vor mir stehen bleibt: „Ihr seid's, Herr Senator Brömse, Ihr seid der Hexenmeister! So oft habt Ihr das Feuer des Himmels auf mein Dach herabbeschworen, bis es herniedergefallen! Drinnen liegt die Jadwiga vom Pferde gestürzt und muß elendiglich verbrennen. Ihr seid der Anstifter!" Und nun noch Verwünschungen, bis ihn der Menschenstrom von mir hinwegreißt — es war der unglückliche Director der Kunstreitergesellschaft. Ich stand, als wäre der Blitz dicht vor mir in die Erde geschlagen. Unsinn! wollte ich mich aus meiner Betäubung aufraffen. Ich ein Wettermacher! Ich der Anstifter des Verderbens — und doch klang es mir fort und fort in das Ohr, wie mit Posaunenschall: Drinnen liegt die Jadwiga zerschmettert! Ich bin kein Mörder, ruft dagegen etwas in mir, will keiner sein — ergreift mich und treibt mich gradwegs nach dem Eingang des brennenden Circus. Wie das Weitere gekommen, ob mich ein Gott geführt, ob viele unbeschreibliche kleine Ursachen sich zu einem großen Glücke vereinigten: ich vermöchte es nicht zu sagen. Aber ich brach mir Bahn durch die Hinausstürzenden. Ueber mir brannte der obere Theil des Bretterhauses lichterloh; unten in der Rennbahn suchten wenige muthige Männer zu retten, was zu retten war. Als ich mich zu ihnen hindurchgearbeitet, hatten sie eben ein Frauenzimmer vom Boden aufgehoben, in zerrissenem phantastischen Gewande, mit wehendem Schleier an der polnischen Mütze — ach! nicht mehr die

schöne, die strahlende Jadwiga, sondern entstellt, beschmutzt, mit Füßen getreten, blutrünstig das Gesicht, mit gebrochenem Arm, bewußtlos, ein Bild des Jammers. — Ich half sie hinaustragen, wir wußten nicht, ob wir eine Leiche oder eine Lebendige trugen. Mein Haus war das nächste, seine Thür war weit geöffnet. — Ich ließ sie hinüberschaffen. So kam Jadwiga zu mir oder ich zu ihr. — Nicht wahr: ein Ding, das einen Haken hatte!"

„Ach!" seufzte Erwin wie erleichtert auf. War es nur die Befreiung von dem Schrecken der Erzählung, die sich darin aussprach, oder die noch unbestimmte dunkle Freude, daß er dem Alten doch bisher zu viel des Schlimmen zugetraut habe?

Nach einer Weile fuhr Brömse fort — er war wieder aus dem hastigen, erregten Ton seiner letzten Schilderung in die Breite und Gleichmäßigkeit seiner früheren Darstellung gefallen —: „Das Unglück aber war so gekommen. Bei dem Eintritt einer Cavalcade im polnischen Costüm, an deren Spitze Jadwiga ritt, hatte es einen heftigen Zugwind in der Bude gegeben und eine der Draperien hatte Feuer gefaßt, vermuthlich von den Fackeln her, welche die Pagen in dem Zuge zu muthwillig geschwungen. Im Nu verbreitete sich die Flamme; von dem hellen Schein erschreckt, bäumt sich Jadwiga's Pferd hoch auf, wirft sie ab und zugleich geht der Ruf des Entsetzens: „Feuer!" durch den Raum. Nun denkt Jeder nur an sich und die eigene Rettung, Menschen und Pferde stürzen erbarmungslos über die im Sande Liegende hinweg. Ein Wunder, daß wir sie lebend hinausbrachten. Monatelang lag sie auf dem Krankenlager, wiederholt hatten die Aerzte sie aufgegeben, aber ein Etwas in ihr, die Kraft der Jugend, der unbezwingliche Wille zum Leben rettete sie aus jeder Krisis. „Ich will nicht sterben!" sagte sie in jedem lichten Momente, den ihr das Fieber ließ — nicht klagend, nicht weinerlich, nein, mit einer Energie des Ausdrucks, als könnte sie in der That mit den feindlichen Geistern kämpfen und sie bezwingen. Daß in der ersten Zeit ihrer Anwesenheit in meinem Hause all' meine Gedanken um sie kreisten und von den entlegensten Punkten zu ihr, wie von einer magnetischen Kraft hingezogen wurden, erschien mir selbstverständlich und unverfänglich. Sie war mein Gast, sie rang mit dem Tode — ein doppelter Grund für meine Theilnahme, meine unablässige Sorge. In der Stadt fand mein Verfahren allgemeine Billigung, ich habe da die schönste Gelegenheit versäumt, populär für immer zu werden. Man wollte in dem barmherzigen Samariter den strengen, mürrischen, für geizig und aristokratisch ausgeschrienen Brömse nicht wieder erkennen. Anfangs war die Nachfrage nach dem Befinden der Verunglückten groß und laut; als aber Wochen vergingen, ehe eine entscheidende Antwort ertheilt werden konnte, stumpfte sich die freundliche Unruhe ab; das Ereigniß gerieth in Vergessenheit und Jadwiga auch. Ich glaube, daß im März des neuen Jahres, als sie zum ersten Male aufstehen durfte, außer ihrem Arzte und mir und der Dienerschaft im Hause nicht zwanzig Menschen in der Stadt sich noch um ihr Schicksal kümmerten. Ihr Director gewiß nicht — der war drei Tage nach der Feuersbrunst zu mir gekommen, hatte seine schlimmen Worte abgebeten und darauf die Stadt verlassen. Er hielt Jadwiga bei mir gut aufgehoben und dachte nicht daran, sein Geld für die Curkosten eines Mitgliedes fortzuwerfen, das im günstigsten Falle erst im Herbst wieder hätte „arbeiten" können.

„Sie stammte von der deutsch-polnischen Grenze; ihr Vater war ein polnischer Gutsbesitzer; ihre Mutter, eine Deutsche, hatte sie zu ihrem Unglück in der Jugend verloren. Zwölfjährig, mit dürftiger Schulbildung, war sie sich selbst überlassen worden, vom Vater vergöttert, der, ein leidenschaftlicher Reiter und Jäger, dieselben Neigungen auf sein Kind vererbt hatte und seine Freude und seinen Stolz darin fand, die Tochter zu der kühnsten und anmuthigsten Reiterin zu erziehen. Umher, bei den polnischen Edelleuten und Bauern, auf dem eigenen Hofe eine echt polnische Wirthschaft, ein tolles Leben in den Tag hinein, eine stets weiter um sich greifende Verwilderung — endlich mußte das Gut verkauft werden, Vater und Tochter traten in eine Kunstreitergesellschaft. Jahre waren seither vergangen, voll Elend und Traurigkeit, aber das leichte Blut hatte Jadwiga über Gefahren und Kümmernisse hinweggeholfen. Der

Tod des Vaters, an dem sie mit heftiger Zärtlichkeit gehangen, war im Grunde der einzige Schmerz ihres Lebens gewesen und zugleich befreite sie dieser Tod von der ersten und letzten Sorge, die sie bisher noch gekannt. Jetzt besaß sie in ihrer Welt schon einen weit verbreiteten, fest begründeten Ruf — mit dreiundzwanzig Jahren, mit ihrer Schönheit, ihrer Kunst und immer schwungfähigen Natur, wie hätte sie vor der Zukunft bangen können! „Ich reite noch vier oder fünf Jahre," sagte sie einmal, „dann habe ich mir eine hübsche Summe erworben und gehe ins Kloster zu den Carmeliterinnen! Gar zu gern möchte ich einmal Nonne spielen!" Als sie nun nach ihrer Krankheit sich allmälig in das fremde Haus, die neuen Verhältnisse finden lernte; erfuhr, wie sie zu mir gekommen; was ich und die Anderen für sie gethan, — rief sie: „Es ist ein schöner Traum, weckt mich nicht!" Meine Pflicht wär' es gewesen, sie langsam in die Wirklichkeit zurückzuführen. Aber, was willst du? Ich war viel verzauberter, als sie. Das ist das Schlimmste an der Liebe, daß sie niemals ihr wahres Gesicht zeigt, sondern immer neue Masken anlegt. Jeden, der mir in den ersten Tagen ihrer Genesung gesagt, daß ich verliebt wäre, wie nur je der rasende Roland, würde ich ausgelacht haben. Hätte ich sie fortschicken können? Da wo gerade die zarteste Pflege nöthig war, wo jeder Rückfall ihr den Tod gebracht hätte? Und wohin? In die öde, kalte, heimathslose Fremde! Dazu gesellte sich die Selbstliebe. Ich hatte etwas gefunden, wofür ich sorgen mußte, um das ich bangen konnte — sie erschien mir wie ein Vermächtniß des Freundes. Es steckt in uns Allen eine verfluchte Heuchelei; Keiner will in die letzte Tiefe seines Herzens hinabschauen, vielleicht hat er auch nicht die Augen dazu. Und so, halb aus Selbstsucht, halb aus Samariterlaune, wie ich es mir erklärte, wurde ich immer enger von dem Netz umstrickt, das sich aus ihren Blicken und ihrem Wesen um mich spann. Anfangs lag ihr wohl jede Absicht, mich zu fesseln oder ihr kokettes Spiel mit mir zu treiben, fern. Sie verlangte nur nach einem, nach ihrer Gesundheit. Gewiß — sie kannte ihren Zauber, aber zunächst ließ sie ihn unbewußt und absichtslos wirken. Um so schlimmer, um so verderblicher für mich! Was sie that oder sagte — es mochte noch so gering und unbedeutend sein, hatte seinen eigenen Reiz. Es war Zierlichkeit und Holdseligkeit darin. So gefällig stand ihr die Unerfahrenheit in den tausend kleinen Vorkommnissen des Lebens zu Gesicht! So verführerisch war der Leichtsinn und die Sorglosigkeit ihres Herzens! Nicht mich allein, auch den Arzt, die Dienerinnen bezauberte sie und wußte sie zu gewinnen, so vielfältige und wechselnde Launen sie hatte. Wenn sie es gewollt, würde sie sogar den grimmen Andreas um die Finger gewickelt haben, aber sie mochte ihn nicht leiden. Dachte sie je darüber nach, daß sie einen Feuerbrand in meine Brust geworfen? Gab sie sich Rechenschaft von ihrer Lage, von unserer Stellung zu einander? Ich bezweifle es — sie ließ sich von der wohligen Welle tragen. Wohin? Das war die Sache der Wellen, nicht die ihrige. Zunächst hatte sie diesen und jenen Wunsch, und als sie merkte, daß ich jeden erfüllte und nur darauf sann, ihr neue Ueberraschungen zu bereiten, wurde sie kühner. Sie wollte ins Freie — wir fuhren aus; sie wollte nach Hamburg — wir reisten dorthin. Die Menschen blickten mich verwundert an — aber was macht in unserer Gesellschaft das Geld nicht gerade? Zur selben Zeit hatten wir, ich und mein Compagnon, einen für jene Tage außerordentlichen Gewinn in unserem Geschäft gehabt; die Hüte wurden noch einmal so tief vor mir gezogen und Niemand wagte es, mir von Jadwiga zu reden. Ich war immer eine verschwiegene, zurückhaltende Natur, mein Haus meine Burg; die Dienerschaft wußte, daß ich das geringste Geschwätz über meine Gewohnheiten mit Entlassung bestrafen würde — und so umgab mein Treiben, Jadwiga's Dasein ein tiefes Geheimniß. Zu Hülfe kam mir, daß sie sich selbst nach Ruhe sehnte. Das Stillsitzen und Träumen that ihr wohl; in ihrem ewig unruhigen, aufregenden Künstlerdasein hatte sie solche Stunden stillen Genusses nie gekannt, sie las, sie schrieb, am liebsten spielte sie Clavier. Ohne Schule, voll Fehler, aber melodisch, herzbestrickend. Nichts drängte sie in die Welt vor unserem Hause hinaus; von ihrem letzten Abenteuer hatte sie eine Furcht vor fremden Gesichtern behalten; auf den Platz, wo die

Reiterbude gestanden, konnte sie nicht ohne Zittern herabblicken.

„Der Erste, der sich Muth faßte und mir die Augen über meinen Zustand öffnete, war Andreas. „Der gnädige Herr," meinte er, „könnten jetzt Ihren Pflegling entlassen, fliegen kann sie wieder, und hier kostet sie unchristlich viel Geld." Ich hatte einen Schlag vor den Kopf bekommen, so hart, daß ich nicht einmal dem Unverschämten begegnen konnte, wie es ihm gebührte. Auf das Herz, an die Schläfen drückte ich meine Hände. Da wußt' ich es, daß ich sie liebte. Ueber mir tönten die Klänge ihres Claviers. Mach' ein Ende, sagte ich mir. Doctor, frag' ich den Arzt, kann Jadwiga reisen? Ohne Gefahr wieder ihre Kunst aufnehmen? „Gewiß, Herr Senator, aber —" Was? — „Darf ich als Seelenarzt und als Freund reden, schicken Sie das Mädchen lieber heute als morgen fort oder heirathen Sie es!" Das war also das Entweder-Oder. Mich erschreckte das eine Aeußerste wie das andere. Sie heirathen! Ein Brömse eine Kunstreiterin! Dem Geschlecht des achtundvierziger Jahres wird solche Betrachtung als Ausgeburt patricischen Hochmuths gelten, aber sie war doch einmal in mir. Daß es nicht so wie bisher zwischen mir und ihr bis zum Ende der Tage fortdauern könnte, hatte ich mir oft genug gesagt, allein ihr holder Leichtsinn hatte mich angesteckt. Noch sind wir im Hafen; fahren wir hinaus auf das hohe Meer, so werden uns auch da Wind und Sonne günstig sein. In jedem Falle mußte ich sie fragen, sie hatte doch auch eine Stimme in dieser Sache. Es war ein Maiabend, die Sonne blickte rothgoldig ins Fenster. Sie hatte sich zu meinen Füßen niedergehockt und erzählte von ihrer Kindheit. Das liebe, sanfte Gesicht, die wallenden Locken, die hellen Augen, die so schelmisch und so schmachtend zugleich unter den langen Wimpern hervorlauschten — ich sehe es wieder vor mir, ich erliege dem alten Zauber. Die Menschen meinen, Jadwiga, fing ich an, daß die Zeit da sei, wo wir uns trennen müßten. „Die Menschen?" fragt sie, und wirft den Kopf zurück. „Kümmern sie dich?" Mich nicht! „Aber du willst mich fortschicken?" und sie schaut mich groß und forschend eine Weile an, senkt den Kopf auf die Brust, verschluckt einen Seufzer, springt auf, schlingt ihre Arme um meinen Hals und ruft zwischen Lachen und Weinen: „So leicht wirst du mich nicht los! Warum hast du die Hexe ins Haus genommen? Ich gehe nicht!"

Erwin machte eine rasche Bewegung: „Aber so war ja Alles in Ordnung —"

„Gelbschnabel!" zuckte der Alte mit den Schultern; es war, als hätte die prosaische Bemerkung ihm seinen Liebestraum zerstört. Die sarkastische Stimmung gewann die Oberhand über die sentimentale. „Alles in schönster Ordnung, wir hätten uns an demselben Tage trauen lassen können und als Mann und Frau behaglich weiterleben. Leider waren wir nicht so weltklug, und als wir in die Geleise der Alltäglichkeit einlenken wollten, hatten wir den glücklichen Augenblick verpaßt, und wie wir uns da ansahen, erkannten wir uns nicht wieder. Philosophisch ausgedrückt: die Liebe betrügt zwei Ichs mit der Vorstellung, sie könnten nur ein Ich sein. Früher oder später muß sich die Unmöglichkeit dieses Wahns herausstellen, zwei Seelen schmelzen nie zusammen. Jede bleibt ein Etwas an sich und hat ein Besonderes für sich. Dauerhaft sind allein die Neigungen, die von Anfang an gar nicht auf eine Verschmelzung, sondern nur auf eine Annäherung der Persönlichkeiten ausgehen und ihre Stärke in dem verständigen Anschluß beider an einander finden. Und damit lass' ich den Vorhang fallen. Der zweite Act des Stücks war nur für sie und mich. Ich langweile dich nicht damit und komme zum Schluß. Trotz der Scheu, die sie in der Stadt vor mir hatten, war das Gerede wider mich laut und lauter geworden. Ein Brömse durfte keinen Anlaß zum öffentlichen Aergerniß geben, und da ich Jadwiga doch nicht ziehen lassen wollte, machte ich ihr einen Heirathsantrag. Zu spät und wahrscheinlich höchst ungeschickt. Sie merkte, daß er nicht recht von Herzen kam und sagte nein. Genug der Opfer hätte ich ihr schon gebracht, der Herbst sei im Anzuge: sie werde still aus der Stadt verschwinden und hoffe bei ihrem alten Director, der in Wien Vorstellungen gebe, ihren ehemaligen Platz wieder einzunehmen. Bei dieser Eröffnung fing mein Verstand zu wirbeln an und ist, wie ich fürchte, seitdem nie

mehr zur völligen Ordnung zurückgekehrt. Sie liebte mich nicht mehr, aber warum nicht? Hatten mich zwei Monate so ganz verändert? Oder hatte sie mich gar nicht geliebt? Buridans Esel konnte sich doch vom Hungertode retten, wenn er entschlossen in eins von den beiden vorgehaltenen Heubündeln biß; mir jedoch standen nur zwei Giftbecher zur Verfügung; welchen ich auch wählte, der Tod war mir immer gewiß. Sie mußte trotz meiner Vorsicht Verbindungen mit der Außenwelt unterhalten, einer ihrer früheren Liebhaber mochte sich ihr genähert haben — nun ging die Umwandlung, die ich nicht zugestehen wollte, doch in mir vor sich. Aus einem Liebenden wurde ich zu einem Eifersüchtigen. Alle die Eigenschaften und Grillen meines Charakters, die ihrem Wesen entgegengesetzt waren, und die so lange unter dem Schleier der Liebe verborgen geruht, erhoben sich wie eben so viele Köpfe der Hydra. Was sagte vorhin ihre Tochter? Ich hätte ihrer Mutter das Leben in diesem Hause zur Hölle gemacht — ja wohl! Die liebe Unschuld wußte nicht, daß es einst für uns Beide ein Paradies gewesen. Nun war der Ueberdruß, die Langeweile, das Einerlei eingetreten; der Unterschied der Jahre, der Erziehung, der Anschauung zwischen uns gelangte zur Geltung, und während sie mit ihren dreiundzwanzig Jahren nach neuem Glück, nach neuen Eroberungen trachtete, wollte ich mit meinen zweiundvierzig festhalten, was ich hatte. Wo ist das Recht, wo das Unrecht? Jeder handelte nach den Grundbedingungen seiner Natur, jeder war in einem gerechten Kampfe für seine Selbsterhaltung begriffen. Es gab tragische Scenen — wenn die Götter mitleidig wären, würden sie solchen bejammernswerthen Streit zwischen zwei edlen Menschen durch einen Blitzstrahl rasch entscheiden, der Tod des Einen erhielte wenigstens des Anderen Leben. In solchen verzweifelten Lagen hoffen wir, Gläubige oder Ungläubige, auf ein Wunder und vergessen ganz, daß diese thörichte Erwartung nur immer mehr unsere Thatkraft und unseren Willen lähmt. Mit Bitten und Thränen, auf ihren Knien beschwor sie mich, sie ziehen zu lassen: und wenn das Flehen nichts half, versuchte sie es mit Zorn und Wildheit — aber das Eine wie das Andere entflammte meine Leidenschaft nur um so heftiger. Ich hatte kein Recht sie festzuhalten; ich mußte fürchten, daß sie die öffentliche Gerechtigkeit zu ihrer Hülfe anrufen werde — ich behandelte sie wie eine Gefangene. Du wirst sagen: nicht sie, ich hätte als ein Verrückter eingesperrt werden sollen. Zu meinem Glücke war ich eben noch der Stärkere. Die wilden Scenen, die zwischen uns spielten, schienen endlich ihre Kräfte erschöpft zu haben, eine Art Waffenstillstand trat ein. Von Leidenschaft verblendet, wie ich es war, rechnete ich auf eine Rückkehr ihrer früheren Gefühle für mich. Ich erneuerte meinen Antrag und daß sie ihn nicht so schroff wie das erste Mal von sich wies, bestärkte mich in der Hoffnung, daß ich sie zuletzt doch noch überreden und zähmen würde. Die Schlange! Da sie verzweifelte, mir die Einwilligung zu ihrer Entfernung abzuschmeicheln oder abzutrotzen, fing sie an, List zu gebrauchen und sann auf Flucht. Sie gewann die Haushälterin für sich und ihren Plan; es war natürlich, daß alle Weiber gegen mich Partei nahmen. Verbindungen nach außen wurden angeknüpft, in einer halben Stunde konnte sie jenseits der Grenze unseres Stadtgebiets sein. Unter ihren früheren Genossen war ein junger, entschlossener Mann, Monsieur Achille nannten sie ihn in ihrem Kauderwelsch, der tauchte plötzlich wieder in der Stadt auf. Hatte sie ihn gerufen, kam er aus eigenem Antrieb? Genug, Andreas erkannte ihn. Als wir Beide aber genauer nach ihm forschten, war er wieder verschwunden. Sie zuckte auch nicht mit den Wimpern, als ich ihr die Geschichte mittheilte. „Was geht mich Monsieur Achille an?" lachte sie mich aus. Du willst mit ihm entfliehen. „Wenn ich fliehen wollte, thät' ich es allein." Du betrügst mich! „So wahre dich," meinte sie und ging aus dem Zimmer. In derselben Nacht entfloh sie mit der Trude."

„Und Sie? Und Ihr Andreas?" unterbrach ihn Erwin. „War es so leicht, aus diesem Hause zu entkommen?"

„Mehr als leicht, es stand offen. Am Abend wurde ich zu einem mir bekannten Anwalt gerufen, er hätte mir etwas Wichtiges mitzutheilen. Ich hätte nicht gehen sollen; aber der Mann war mein politischer Gegner im Rath und da er außer-

dem eine schmerzhafte Krankheit hatte, die ihm das Gehen sauer machte, wollte ich der Höflichere sein. Die Unterredung verlängerte sich in die Nacht: Monsieur Achille war bei dem Anwalt mit einer Klage gegen mich wegen widerrechtlicher Festhaltung der Mademoiselle Jadwiga aufgetreten. Der Anwalt spielte mir gegenüber den Großmüthigen, er hatte die Mittel in den Händen, mich politisch und moralisch zu vernichten, aber er wollte sie nicht benutzen, sondern mich nur überreden, die peinliche Angelegenheit ohne Lärmen aus der Welt zu schaffen. Nun gab ein Wort das andere, ein Vorschlag kreuzte den anderen. Derweilen ängstigte mein Ausbleiben Andreas, er fürchtete, ich sei mit Monsieur Achille irgendwo zusammengerathen, die Weiber bestärkten ihn in dieser Vermuthung — er beschließt, mich aufzusuchen. Kaum ist er aus dem Hause, machen die beiden Frauenzimmer sich auf den Weg. Trude hat sich in den Besitz eines Nachschlüssels gesetzt, Jadwiga zieht die Kleider einer Dienstmagd an. Unbemerkt kommen sie durch die einsamen Straßen, die Thorwache öffnet der Trude Röpke, die zu ihrem erkrankten Vetter hinaus will, verschlafen das Thor — als ich mit Andreas wieder in mein Haus trat, hatten sie eine Stunde Vorsprung. Leichtsinnig und übermüthig wie sie war, hatte sie es nicht einmal für nöthig gehalten, ihre Flucht zu verbergen. Die Thüren ihrer Zimmer standen offen, auf dem Tische lag ein Brief: „Jadwiga grüßt den gestrengen Herrn Senator Brömse und dankt ihm noch einmal für die Rettung ihres Lebens. Aber er hätte sich nicht mit der Hexe einlassen sollen, zuletzt fliegt sie doch durch den Schornstein." Die Wuth übermeisterte mich, wie eine Blutwolke schwamm es mir vor den Augen. Ihr nach! schrie es in mir; Liebe und Haß, Rache und Verachtung, der Wunsch, sie lieber zu vernichten, als in den Armen eines Anderen zu lassen, verschmolzen zu einem unnennbar bitteren Gefühl. Das, mein Junge, ist die Neige im Becher der Liebe. Seit jener Nacht weiß ich, daß es nichts Fürchterlicheres auf Erden giebt, als betrogene Liebe. Trotzdem ich dem Anwalt das Versprechen gegeben, in drei Tagen die Angelegenheit mit Jadwiga so oder so, durch Heirath oder Trennung zu ordnen, vergaß ich alle guten Vorsätze, alle Einwände — ihr nach! Ich war wie das entfesselte Feuer, das nach Nahrung dürstet. Andreas stachelte meinen Grimm; daß ihn die Trude überlistet, ging ihm an die Ehre. Mit dem Instinct des Hundes witterte er ihre Spur: sie wird bei ihrem Vetter im Dorfe sein. Ich griff nach meinen Pistolen, komm! herrschte ich ihn an. Ich war entschlossener als Othello. Wir gingen nicht, wir liefen, es war eben eine Jagd und das Wild dicht vor uns. Hätte im Walde jenseit des Thores oder nur im Dorfe ein Wagen auf die Flüchtige gewartet, so wäre es natürlich für uns unmöglich gewesen, sie einzuholen. Sie hätten, als wir uns dem Hause näherten, längst auf Oldenburger oder Lauenburger Gebiet sein können und wir hätten das Nachsehen gehabt. Aber ihr — nein, mein Verhängniß hatte es anders beschlossen. Nachher hat mir Trude gestanden, daß mit Monsieur Achille die Verabredung durch Vermittelung des Vetters getroffen war, aber statt um elf Uhr sollte er erst um Mitternacht mit dem Wagen eintreffen, die Fliehenden waren um eine Stunde zu früh gekommen. Sie saßen in der großen Stube des Bauernhauses, durch die Fensterladen schimmerte das Licht. Als ich stürmisch die Thür aufriß, im Mantel, den Hut auf dem Kopfe, schrieen die Trude und der Vetter auf — Jadwiga, die auf der Bank am Ofen gekauert, wurde leichenblaß. Mit einem Sprunge war ich bei ihr, ich rüttelte sie heftig an der Schulter: Du folgst mir, augenblicklich! „Ich will nicht," erwiederte sie trotzig und biß die Lippen zusammen, obgleich sie unter dem Druck meiner Hand zitterte; „tödte mich gleich, dann ist's auf einmal aus." „Laßt sie, Herr," sagte zugleich der Bauer zu mir. „Thut kein Unrecht, sie ist ein freies Mädchen und ich beschütze sie." Das war zu viel, ich ballte die Faust gegen ihn. Diesen Augenblick benutzte die Listige, aalglatt entwand sie sich mir und sprang zur Thür, während ich den Bauer fortzustoßen suchte. Da lag er, von einem Schlage getroffen, auf der Diele, ich hatte die Pistole in der Hand, die Finger am Drücker — und da, und da wurde Wolfgang Brömse ein Mörder!"

„Ein Mörder!" fuhr Erwin dazwischen. „Sie stand auf der Schwelle, sie glaubte

sich schon gerettet — aus der Ferne kam durch die stille Nacht Pferdegetrappel und Wagengerassel näher — da saß der Schuß in ihrer Schulter und das höhnische Nixengelächter endete in einen Todesschrei. Als sie auf dem Boden lag, blutüberströmt, stürzte ich neben ihr auf die Kniee und hob sie auf. „Ich wußt' es ja, daß du mein Mörder sein würdest," stöhnte sie und schloß die Augen."

Eine lange düstere Pause trat ein — fast unberührt stand der Wein vor ihnen, Keiner wagte den Anderen anzuschauen.

„In Wirklichkeit hab' ich sie nicht wiedergesehen, diese Augen," sagte dann Brömse. „Niemals wieder, aber vor meinem Geiste waren sie immer da, immer brechend im Todeskampf, mit diesem unbeschreiblichen Ausdruck von hinschmachtender Zärtlichkeit und Grauen, der mich wahnsinnig gemacht hat. Nie wieder hab' ich jene Stimme gehört und doch, in wie vielen Nächten hat mich ihr Ruf: Mörder! und ihr spöttisch unheimliches Gelächter aus dem Schlaf geschreckt. Ja, Mörder — ich hatte sie freilich nicht zu Tode getroffen, aber sie hatte meine Absicht nur zu deutlich in meinen Mienen gelesen. Ich wollte sie tödten, die treulose Verrätherin, weil — verfluchtes Betrugspiel, das die Leidenschaft mit unserem Willen treibt! — weil ich sie liebte. Was nun weiter geschah, ist bald erzählt. Andreas und Trude rissen mich von der Verwundeten weg; Andreas, der draußen vor dem Hause Wacht gehalten, hatte ebenfalls das Heranrollen des Wagens gehört und merkte, daß Alles verloren war. Im ersten Schrecken wähnten wir sie Alle todt, willenlos und schon mit der Angst Kain's im Herzen, ließ ich mich von dem Diener hinausziehen. Hinter einer Hecke verbargen wir uns, als der Wagen vor dem Hause vorfuhr. Ich wollte mit letzter Kraft auf Achille losstürzen, aber ich brach zusammen. Mit unsäglicher Mühe schleppte mich Andreas hierher — ich war irrsinnig. Monate vergingen, ehe ich aus dieser Nacht wieder emportauchte. Die alten Leute in der Stadt, die mich vordem gekannt, sagen noch heute: ganz richtig sei es nie wieder mit mir geworden. Werden wohl Recht haben! Und sie, wo ist sie geblieben? fragte ich, als nach dem Urtheil der Aerzte mein Verstand fein säuberlich und gemächlich den Alltagstrab ging, obgleich mir mein Inneres wie ein ausgebrannter Krater vorkam. Ich ließ die Trude kommen. Allein das Weib wußte nichts oder wollte nichts sagen. Jadwiga sei nicht todt gewesen, Achille hätte ihr einen Verband angelegt, sie in den Wagen tragen lassen und so seien sie hinausgefahren in Nacht und Nebel, in die sternenlose Finsterniß. Wenn sie nicht selbst dabei gewesen, würde sie schwören, es sei ein Traum gewesen, Herbstnachtsgespuke. Als ob das ganze Menschenleben etwas Besseres und Wirklicheres wäre! Nachforschungen hätten mich vielleicht auf Jadwiga's Spur geführt, aber mir war es süß und wie eine Art Beruhigung, sie mir so entschwunden zu denken. Ein Meteor, das plötzlich aufleuchtet, eine kurze Weile schimmert und dann für immer dahin ist. Ob es ausgelöscht ist, ob es Anderen glänzt? Keine Möglichkeit, es zu erkunden, keine! Vor mancher Reiterbude habe ich seitdem gestanden und mit klopfendem Herzen den Zettel gelesen — den Namen Jadwiga fand ich auf keinem wieder. Hier jedoch hatte sie geweilt, geathmet, geweint und gelacht; jedes Ding in diesen Zimmern hatte sie berührt, ihres Fußes Eindruck trug der Teppich — dies war Wahrheit. Ich ließ die Gemächer in der Ordnung, wie sie dieselben verlassen, kein Fremder hat sie betreten. Des Nachts, wenn die Traurigkeit und die Erinnerung über mich kamen, stieg ich hinauf, zündete die Kerzen in den Armleuchtern an und malte mir die Bilder der Vergangenheit, das ganze süße Weh von Neuem aus. Oder ich setzte mich an das Clavier und suchte ihre Weisen nachzuspielen. Unter diesen Bildern, bei diesen Klängen zu sterben — mit allen Kräften meines Herzens hab' ich solchen Tod herbeigesehnt. Statt dessen bin ich alt und grau geworden, die Menschen hassend und von ihnen gehaßt, freundlos und freudlos stehe ich da. Nun bist du gekommen und ich hoffte, durch dich wieder mit der Welt, wenigstens für meine letzte Stunde, versöhnt zu werden. Ich wollte dein Glück, du solltest dieser grausamen, heimtückischen Liebe nicht zum Opfer fallen. Aber sie ist stärker wie ich, unbarmherzig verfolgt sie mich bis ans Ende und trifft mich tödtlich zum zweiten Male aus jenen Augen, die mein Verderben und mein Verhängniß sind.

Basta, basta, alter Schwätzer! Da hast du deine Genugthuung. Wenn wir uns mit Pistolen in den Händen gegenüber gestanden, hättest du höchstens mein Herz durchbohren und damit der Komödie ein längst gewünschtes Ende machen können. So hab' ich selbst die Wunden meiner Brust aufgerissen — Wetter noch einmal, ich denke, die Thränen deiner Elsbeth sind reichlich damit bezahlt. Und wenn du nun gehen willst, in der Victoria jenseits des Markts wirst du am besten aufgehoben sein!"

Damit erhob sich Brömse von seinem Stuhl, zog seinen Schlafrock fester um sich und ging langsam, ohne auch nur noch einen halben Blick auf den Neffen zu werfen, der verloren in die Betrachtung des Menschengeschicks, eines Entschlusses unfähig, dasaß, zur Thür. So seltsam, so ergreifend hatte sich Erwin die Liebesgeschichte des Oheims nicht gedacht. Wie verwandelt erschien der Alte vor ihm. Etwas wie Unmuth über sich selbst und seinen Trotz, der Brömse zur Erzählung gezwungen, ein tiefes Mitleid über die Schmerzen, die jener dabei empfunden haben mußte, regten sich in ihm und drängten ihn, aufzuspringen, dem Alten um den Hals zu fallen, ihm seine Heftigkeit abzubitten — aber zugleich war ein unaufgelöster und nicht aufzulösender Grund von Unheimlichkeit in dem Wesen Brömse's, in den Vorfällen, die er geschildert, der Erwin ein schwer zu überwindendes Grauen einflößte. Und während er noch so, von diesen Gefühlen vorwärts getrieben, von jenen festgehalten, schwankend saß, hatte der Alte die Thür geöffnet. Aus der festlich geschmückten Vorhalle fiel heller Lichtschein in das Gemach, Brömse fuhr zurück und faßte nach dem Thürpfosten — schon war indessen Erwin zu seiner Unterstützung bereit.

In der Mitte der Halle gerade unter der Ampel stand Elsbeth, eben war sie die Treppe hinaufgeeilt. Die Capuze ihres schwarzen Seidenmantels, die sie über den Kopf gezogen, war zurückgefallen. Vom raschen Gange waren ihre Wangen geröthet, ihre Locken flogen. Als sie die beiden Männer, den alten und den jungen, so neben einander sah, stutzte sie: ein anderes Schauspiel mochte sie erwartet haben. Aber sie faßte sich muthig, und beide Hände Erwin entgegenstreckend, sagte sie: „Da bin ich. Meinetwegen soll in diesem Hause kein Streit sein."

„Es ist kein Streit mehr, Geliebte."

„So hätte mich der alte Diener getäuscht, der zu mir gelaufen kam und mich im Namen meiner Mutter beschwor, zurückzukehren, um einen ernsten Zwist zwischen dir und —" nun stockte sie und wider ihren Willen blitzten ihre Augen herausfordernd.

„Dem alten Unhold auszugleichen?" ergänzte Brömse. „Hat selbst diesem Sünder das Gewissen geschlagen? Dann ist es Zeit, daß wir Alle Buße thun und bekennen, daß Niemand ohne Schuld sein Leben lebt."

Erwin drückte ihre Hände an sein Herz: „Ich wußt' es ja, daß du mich in dieser Stunde nicht allein lassen würdest. Aber vergieb auch dem Oheim; uns ist es leichter geworden, als ihm; er hat nur aus Liebe gesündigt."

„Ich bin nicht gekommen, zu zürnen und zu klagen," sagte Elsbeth leise, und als der Alte seine Arme öffnete, sank sie ihm schluchzend einen Augenblick ans Herz. Kaum daß seine Lippen ihre Haare streiften, er fuhr nur sanft über ihre Locken hin, als fürchte er den magnetischen Strom zu fühlen, der ihm einst aus den Haaren der Mutter entgegengeweht.

„Seid glücklich!" sprach er. „Wir alten Leute müssen großmüthiger sein als die Götter, fremdes Glück anschauen und nicht neidisch werden."

Erst als er Elsbeth am nächsten Tage wiedersah, hatte er Kraft und Fassung genug gewonnen, um sie nach dem späteren Geschick Jadwiga's fragen zu können. Auch nach jener Katastrophe im stillen Hause, von der Elsbeth doch nur gleichsam die Umrisse wußte, war das Glück seinem Liebling treu geblieben. Von der Wunde erholte sie sich bald; im Winter des nächsten Jahres entzückte sie das Publicum der belgischen Hauptstadt durch die Kühnheit und die Anmuth ihrer Reitkunst. Dort lernte sie Reineck kennen; ein liebenswürdiger, ernster Mann, nicht ohne Vermögen, im Alter ihr nahe und in den Gemüthsstimmungen ihr verwandt, bot er ihr Herz und Hand an. Aus Liebe zu ihm entsagte sie dem unstäten Leben und der gefährlichen Kunst des Circus. Klug

wie er war, führte er sie nicht gleich in die engen und durch die Sitte streng begrenzten Verhältnisse der bürgerlichen Gesellschaft ein. Ein Jahr lang reiste er mit ihr in Deutschland und Frankreich umher, so lernte sie allmälig die freie Ungebundenheit und die beständige Aufregung ihres früheren Daseins, fast ohne daß sie es merkte, vergessen und verschmerzen. Auch so bot ihr jeder Tag neue Anregung, und die mannigfaltigen kleinen Abenteuer der Reise hielten ihren Geist in angenehmer Spannung. Als sie nach der Heimath Reineck's zurückkehrten, wurde Elsbeth geboren und die Sorge und die leidenschaftliche Liebe für ihr Kind verschlangen alle wild beweglichen Launen und Tollheiten Jadwiga's. Sie wurde ruhig, als sie wahrhaft festen Boden unter den Füßen fühlte; die Hexe verschwand, als das Bewußtsein der Pflicht in ihr erwachte.

Was anfänglich nur ein halb listiger, halb boshafter Einfall Brömse's gewesen war — das Fest, das er den Damen geben wollte, zum Beweise, daß sie ihm mit dem Beinamen eines Weiberfeindes Unrecht thäten, kam nun doch zur vollen Geltung, weit über alles Erwarten und Verstehen — denn die älteren Damen erklärten, daß sie die Welt und den Senator Brömse nicht mehr verständen — zur heitersten Befriedigung der Jugend. Frau Heloise hatte den Triumph, ihre Freundin als die Braut Erwin's bewundert und beneidet zu sehen, und durch die so lang verschlossenen, traurigen Räume des stillen und finsteren Hauses am Markt ging wieder der frische Hauch des Lebens und der Hoffnung.

Regnard.

Von

Adolf Laun.

Das Ende des siebzehnten und der Beginn des achtzehnten Jahrhunderts weist im lustspielreichen Frankreich eine Reihe von Komödiendichtern auf, die mehr oder weniger die von Molière eröffnete Bahn beschritten und sich nach seinem Muster bildeten: Regnard, Dancourt, Legrand, Dufresny, Baron, Le Sage &c.

Unter ihnen nimmt nach dem Urtheil der französischen Kunstrichter, besonders Voltaire's, Regnard die erste Stelle ein, er ist, wie groß die Kluft auch sei, die ihn von seinem Meister trennt, der beste Schüler und ein unmittelbarer Nachfolger desselben. Seine Stücke haben sich lange auf der französischen Bühne erhalten und sind auch zum Theil in Uebersetzung und Nachbildung auf die deutsche gekommen. Lessing, der sie in Hamburg aufführen sah, erwähnt ihrer mit Lob in der Dramaturgie.

Seine Stoffe sind für uns veraltet, seine Charaktere zur Schablone geworden, wie die Molière's, aber gleich diesem hat er, wenn auch in viel geringerem Grade, Eigenschaften, die noch heute unseren Lustspieldichtern zum Studium und zur Nachahmung dienen könnten, wenn sie ihre Aufmerksamkeit dieser bei uns fast vergessenen dramatischen Literatur zuwenden wollten, die, unendlich reich, der directen Verwerthung wenig, aber der anregenden Beobachtung, besonders in sprachlicher und technischer Hinsicht sehr viel bietet. Regnard gewährt aber auch in culturhistorischer Hinsicht Interesse, und zwar ein doppeltes.

Einerseits sind seine dramatischen Schöpfungen ein treuer Spiegel seiner Zeit und ihrer Sitten, und andererseits ist er selber ein Repräsentant der Weltanschauung und Lebensauffassung, welche in der letzten Zeit Ludwig's XIV. und unter der Regentschaft die vornehme und bevorzugte Gesellschaft beherrschte. Die epikuräische Leichtfertigkeit, die ungebundene, alles ernsten Strebens bare, nur dem Genuß gewidmete Lebensweise, die er führte, war damals eine viel verbreitete, freilich, so viel Abenteuer, wie er, haben nur wenige der damaligen Lebemänner bestanden, kein anderer hat als Sclave in Algier in Ketten geschmachtet, gleich dem Cervantes, kein anderer ist nach Lappland an die Küste des Eismeers gewandert. Sein Leben, voll romantischer Episoden, ist so ungewöhnlich und interessant, daß es eine Skizze verdient.

Jean François Regnard, geboren zu Paris 1655, war der Sohn wohlhaben-

der Eltern und genoß einer vorzüglichen Erziehung, die jedoch sein Wissen nicht sehr förderte. Er war ein wilder, ausgelassener Knabe und lernte, wie er selbst in einem Gedichte gesteht, weder Griechisch noch Hebräisch, machte dafür aber schon im zwölften Jahre Verse. Nach dem Tode seines Vaters war er im Besitz eines bedeutenden Vermögens und warf sich in den Strudel des Pariser Lebens, wo er, jung, schön, geistreich und von elegantem, einnehmendem Wesen, ganz an seinem Platze war, aber vom Drang ins Weite getrieben, nicht lange verweilte. Er ging nach Italien und fröhnte dort der Leidenschaft, die ihn sein Leben lang beherrscht hat, dem Spiel. Er kam mit einem Gewinn von 10,000 Thalern nach Paris zurück, war aber bald darauf schon wieder in Italien. In Bologna verliebte er sich in eine schöne Französin aus der Provence, die mit ihrem Manne de Prade auf einer Vergnügungsreise begriffen war, und wurde der stete Begleiter des Ehepaars, dem er nach Rom folgte. Ein Geschäft rief ihn zeitweilig nach Paris zurück, unterwegs wurde er in Florenz krank und schiffte sich in Genua nach seiner Genesung auf einem englischen, nach Toulon segelnden Fahrzeug ein. Er war nicht wenig erstaunt, auf demselben seine Freundin mit ihrem Manne zu treffen, die aus Civita Vecchia kamen. Das Schiff wurde von zwei Corsaren angegriffen und mußte sich, nachdem der Capitän im Kampfe gefallen war, ergeben (am 4. Oct. 1678). Man brachte die Gefangenen nach Algier; die Provenzalin, von ihrem Manne getrennt, wurde für tausend, Regnard für fünfzehnhundert Livres verkauft. Beide fielen in die Hände eines harten, strengen Patrons, bei dem sich Regnard als Maler und geschickter Kochkünstler bald nützlich zu machen wußte. Achmet-Talem, so hieß der Besitzer der beiden durch ihr Schicksal verbundenen Liebenden, nahm sie auf einer Geschäftsreise mit nach Konstantinopel, wo sie zwei Jahre in harter Gefangenschaft verweilten. Wieder in Algier angekommen, machte Regnard mit seiner Provenzalin einen Fluchtversuch, der entdeckt wurde und ihm schlimm bekommen wäre, wenn Achmet-Talem ihn hätte entbehren können. Aber da trat ein anderes Ereigniß ein, das ihm den Tod zu bringen drohte. Eine von Talem's Haremsfrauen faßte eine glühende Leidenschaft für ihn. Regnard, seiner Geliebten treu, wies sie zurück und rief dadurch die Rache der Verschmähten hervor. Diese bezichtigte ihn verleumderischer Weise eines Verhältnisses mit einer anderen von Talem's Frauen, indem sie eine Intrigue veranstaltete, die ihrer Anklage Recht zu geben schien. Talem, in Wuth gerathen, übergab Regnard den Gerichten, und diese würden ihn zum Gepfähltwerden verurtheilt haben, vorausgesetzt, daß er nicht die Religion Muhamed's im letzten Augenblick angenommen hätte. Aus dieser äußersten Noth befreite ihn der französische Consul Dussault; derselbe hatte gerade damals für Beide das längstersehnte Lösegeld aus Frankreich erhalten, Talem, durch das Gold gelockt, zog seine Klage zurück und Regnard reiste mit seiner Freundin, die gleichzeitig Kunde vom Tode ihres Mannes erhalten hatte, nach Paris. Dort, nach Beendigung der Wittwentrauer, sah er der Heirath mit ihr entgegen. Da, plötzlich, im Moment, wo seine Wünsche erfüllt werden sollten, erschien der Todtgeglaubte wieder. Zwei Mathurinermönche hatten ihn freigekauft. Regnard, in Verzweiflung, beschloß nun Paris zu verlassen und nicht eher zurückzukehren, als bis er von seiner Liebe genesen wäre. Sein Wandertrieb führte ihn ohne bestimmtes Ziel in die weitesten Fernen.

Obiges sind die biographisch constatirten Ereignisse seiner Algierischen Gefangenschaft. Er hat sie unter allerlei romantischer Verbrämung in seiner hübschen, noch heute lesbaren Novelle La belle Provençale erzählt; sie ist correct, verhältnißmäßig einfach und natürlich geschrieben und erinnert an Cervantes' schöne Erzählung des Gefangenen im Don Quichote. Dergleichen Ereignisse, Seeräubereien und Gefangenschaften kamen in damaliger Zeit noch vor und gaben vielfach Stoff zu Romanen und Dramen. Regnard führt in der Novelle seine Geliebte, der er Schönheit, Reiz und einen hochedlen Charakter leiht, unter dem Namen Elvire, und sich selbst unter dem Namen Selmis ein. Das Bild, das er von sich entwirft, zeugt nicht von übermäßiger Bescheidenheit. „Selmis", sagt er, „ist ein Cavalier, der beim ersten Anblick gefällt. Wer ihn

einmal gesehen hat, vergißt ihn nie, man hat nicht erst zu suchen, was an ihm liebenswürdig ist, wohl aber sich in Acht zu nehmen, daß man ihn nicht zu sehr liebt."

Am 26. April 1681 machte sich Reguard auf den Weg, durchreiste Flandern und Holland, verweilte einige Zeit in Amsterdam und begab sich dann nach Oldenburg, wo er den König von Dänemark, an den er Empfehlungen hatte, zu finden hoffte, aber nicht mehr traf. Er reiste dann über Hamburg nach Kopenhagen und lebte einige Zeit daselbst am Hofe. Von da begab er sich nach Stockholm und wurde vom Könige von Schweden sehr freundlich aufgenommen. Auf Anregung desselben, der ihn auf Lappland, als ein damals noch wenig bekanntes Land voll sonderbarer Eigenthümlichkeiten hinwies, und ihm jegliche Förderung versprach, schiffte er sich mit zwei abenteuerlustigen französischen Edelleuten, den Herren de Corberon und de Fercourt, die schon in Indien gewesen waren, am 23. Juli 1681 in Stockholm ein und erreichte Tornea. Die Reisenden fuhren unter allerlei Fährlichkeiten den gleichnamigen Fluß hinauf und gelangten bis in die Nähe des Eismeers. Doch hier möge die bezügliche Stelle aus Regnard's Voyage de Laponie mitgetheilt werden:



Regnard.

„Sobald wir diese Insel verlassen hatten, erreichten wir den See Tornoträsch,

aus dem der Fluß Torno hervorgeht. Seine Länge dehnt sich etwa vierzig Meilen von Osten nach Westen aus, aber seine Breite ist nicht bedeutend. Vom September bis Johannis ist er zugefroren und gewährt den Lappen eine unerhörte Menge von Fischen. Die Gipfel der ihn umgebenden Berge sind so hoch, daß sie dem Auge entschlüpfen, und der sie stets bedeckende Schnee macht, daß man sie von den Wolken nicht unterscheiden kann. Diese Berge sind alle kahl und haben kein Holz, dennoch sind sie voll von Wild und Vögeln. Um diesen See lassen sich die Lappen nieder, wenn sie aus Norwegen, wohin sie die Hitze und die Fliegen für einige Zeit getrieben haben, zurückkommen. — Wir ruderten sieben oder acht Lieues auf diesem See weiter an einem Berge entlang, der alle anderen an Höhe überstieg. Dort war das Ziel unserer Reise, und dort pflanzten wir unsere Säulen auf. Wir brauchten vier Stunden, um den Gipfel auf Wegen zu ersteigen, die noch nie ein Sterblicher betreten hatte. Oben sahen wir die ganze Ausdehnung Lapplands und das Nordmeer bis zum Nordcap, wo es sich nach Westen wendet, vor uns. Das heißt doch, sich an der Achse des Nordpols reiben und ans Ende der Welt gelangt sein. Dort gruben wir folgende Inschrift in den Felsen, die wohl nur von Bären gelesen werden wird:

Gallia nos genuit; vidit nos Africa; Gangem
Hausimus; Europamque oculis lustravimus omnem;
Casibus et variis acti terraque marique,
Hic tandem stetimus, nobis ubi defuit orbis.

Frankreich hat uns geboren; wir haben den Ganges und Afrika besucht und ganz Europa durchwandert. Wir haben mannigfache Abenteuer zu Land und zu Wasser bestanden und haben erst an diesem Orte, wo die Welt für uns aufhört, innegehalten.

Dieser Berg wird von jetzt an unter dem Namen Metavara, den wir ihm gegeben, bekannt sein. Dies Wort ist zusammengesetzt aus dem lateinischen meta (Ziel, Ende) und vara, welches im Finnischen so viel heißt als Fels. Das war der Punkt, wo wir inne hielten.“ So weit Regnard. Der französische Reisende la Motraye fand die Inschrift noch 1718, siebenunddreißig Jahre später, daselbst unversehrt.

Regnard kehrte darauf nach Stockholm zurück, theilte dem Könige die Beobachtungen und Resultate jener Reise mit, fuhr dann über das Baltische Meer nach Danzig und begab sich nach Javarow, wo der König von Polen weilte. Derselbe empfing ihn mit Freuden und ließ sich von ihm seine Erlebnisse erzählen. Darauf durchreiste Regnard noch die Türkei, Ungarn und Deutschland und traf nach zweijähriger Abwesenheit, von seiner Liebe, wie es scheint, völlig geheilt, wieder in Paris ein.

Das Leben, das er von nun an fünfundzwanzig Jahre lang führte, war ein dem früheren ganz entgegengesetztes. Er hat seitdem Paris und seine Umgebung nicht wieder verlassen. Seine Lebensweise bietet das Bild einer bequemen, der Geselligkeit, dem Luxus, der Liebe, dem Spiel, den Freuden der Tafel und geistreicher Unterhaltung gewidmeten Junggesellenexistenz. Er kaufte sich ein Schatzmeisteramt, das ihn, wie die später hinzukommenden Aemter, wenig in Beschlag nahm, und empfing in seinem stattlichen Hause in der Rue Richelieu eine vornehme, leichtfertige und geistreiche Gesellschaft, die er durch seinen Witz, seine Unterhaltungs- und seine Erzählungskunst entzückte. Den Sommer brachte er auf seinem eleganten Landsitz Grillon zu. Auch dort beehrten ihn die vornehmsten Seigneurs, die Prinzen von Condé und Conti, der Marquis von Effiat, der Präsident von Lamoignon und viele Andere, die an seinen ländlichen Vergnügungen und Jagden theilnahmen. Seine Gedichte enthalten mancherlei Schilderungen seines epikuräischen Wohllebens und seiner Weltanschauung, unter Anderem folgendes Glaubensbekenntniß, das seine ganze Philosophie umfaßt.

Les dames, le jeu ni le vin
Ne m'arrachent point à moi-même,
Et cependant je bois, je joue et j'aime.
Faire tout ce qu'on veut, vivre exempt de chagrin,
Ne se rien refuser, voilà tout mon système.
Et de mes jours ainsi j'attraperai la fin.

Die Damen, Spiel und Wein,
Sie werden nie mir selber mich entreißen,
Doch spiele, lieb' und trink' ich fort und fort.
Thun was man will und frei von Kummer leben,
Sich nichts versagen, das ist mein System.
Und so werd' ich ans Ziel des Lebens kommen.

Die Offenheit dieses Geständnisses läßt nichts zu wünschen übrig und findet ihre Bestätigung sowohl in seinen Schriften wie in seinem Leben. Merkwürdig ist dabei, daß er bei diesen fortwährenden Zerstreuungen Muße fand, so viel zu

schreiben. Man muß annehmen, daß ihm seine poetischen Schöpfungen weder viel Zeit, noch viel Mühe kosteten, das sieht man ihnen auch an, und darin beruht einerseits ihr Mangel, andererseits aber auch der Reiz ihrer Frische und Unmittelbarkeit.

Das Leben auf diesem Landsitz muß sehr anziehend gewesen sein. Regnard schildert es öfter in seinen Lustspielen und zerstreuten Gedichten, und sein Freund, der Dichter Gacon, hat uns eine poetische Beschreibung seines Schlosses und der hübschen Anlagen hinterlassen, aus denen hervorgeht, daß Regnard, ein anderer Pückler-Muskau, viel Sinn für landschaftliche Schönheit gehabt hat. In demselben, an das noch heutiges Tages sein Name geknüpft ist, schrieb er die meisten seiner Komödien, seiner Gedichte und seiner Reiseberichte. Er starb daselbst am 4. Sept. 1709 im Alter von vierundfünfzig Jahren, ohne je verheirathet und krank gewesen zu sein; er hätte bei seiner robusten Gesundheit, die die Strapazen der Tafel eben so gut ertrug, wie die der Jagd, noch lange leben können, wenn er nicht eine Unvorsichtigkeit begangen hätte. Eines Tages, so wird erzählt, nachdem er den ganzen Sommer unter den gewöhnlichen Belustigungen auf seinem Schlosse Grillon zugebracht hatte, fühlte er sich von zu starkem Essen belästigt und fragte, da er gleich Molière keinen Glauben an die Aerzte hatte, einen seiner Bauern nach dem Mittel, womit er die Pferde curirte. Er ließ sich ein solches bereiten und verschlang es, empfand aber nach zwei Stunden die furchtbarsten Schmerzen und verschied, ehe die herbeieilenden Diener ihm Hülfe bringen und einen Arzt aus der Nachbarschaft rufen konnten. Nach einer anderen, wahrscheinlicheren Erzählung nahm er ein gewöhnliches Hausmittel, das ihm nicht geschadet haben würde, wenn er nicht gleich darauf auf die Jagd gegangen und, sehr erhitzt, ein Glas eiskalten Wassers getrunken hätte. Jedenfalls steht fest, daß er an den Folgen einer Indigestion eines plötzlichen Todes gestorben ist.

Regnard hat sehr verschiedene Werke hinterlassen, aber sein Ruhm beruht allein auf seinen Komödien. Seine kurzen Reisebeschreibungen sind klar und einfach stilisirt, gehen aber über den oberflächlichen Touristenbericht nicht hinaus, das einzige Interesse, das sie gewähren, beruht darauf, daß sie die damaligen Zustände der verschiedenen Länder in der Auffassung eines eingefleischten Franzosen und Parisers schildern, und daß Regnard sich in ihnen selber malt. Wissenschaftlichen und ethnographischen Werth, für die damalige Zeit, hat nur seine Reise nach Lappland, die ausführlich und eingehend gehalten, manches Interessante über Land und Leute bietet und die Sitten des Volkes anschaulich schildert. In seinen vermischten Gedichten ist kein poetischer Schwung, keine lyrische Ader, wohl aber Witz und Satire. Sie sind ganz im Stil der Zeit und beruhen meist auf Nachahmungen der Alten, besonders des Horaz; seine epikuräische Lebensauffassung, sein Skepticismus kommt darin besonders zu Tage.

Für das Theater, das er sehr liebte und fleißig besuchte, hat er außerordentlich viel geschrieben. Er begann damit, in Verbindung mit Dufresny eine Reihe von Possen fürs italienische Theater — die Sprache und Lustspielweise der Italiener war ihm sehr geläufig geworden — zu verfassen. Es ist überflüssig, die Titel derselben, die von seinem leichten Talent und seiner Geschicklichkeit im Durchführen einer Intrigue zeugen, zu nennen, sie hatten zu ihrer Zeit die Vogue, sind aber jetzt der Vergessenheit anheimgefallen, nur das von ihm entworfene Ballet „der Carneval von Venedig“ wird noch mitunter aufgeführt. Später wendete er sich der französischen Bühne zu und schenkte ihr einige Lustspiele, die mehr oder weniger im Stile der Molière'schen höheren Komödie gehalten, ihm seinen Ruhm gesichert haben. Was Schärfe der Beobachtung, Energie der Charakteristik und Tiefe der Intention anbetrifft, können sie sich mit ihrem Muster nicht messen. In Leitung der Intrigue, in Schürzung und Lösung des Knotens ist Regnard jedoch mitunter glücklicher als Molière, wenigstens ist die Handlung seiner Stücke, freilich auf Kosten der Wahrscheinlichkeit, oft reicher an Spannung und Ueberraschung und hat eine buntere Fülle von Incidenzien; kurz sie ist im heutigen Sinne interessanter. Dagegen fehlt ihm Alles, was Molière so groß macht: die ernste Grundlage, auf welcher seine Stücke aufgebaut sind, und die sittlichen Ziele, die er mit ihnen

verfolgt. Molière will, über die Schranken des Conventionellen hinausblickend, sein Jahrhundert belehren und warnen und sein Volk, indem er ihm seine Verirrungen und seine Thorheiten in handgreiflicher Weise vor Augen stellt, wieder auf den rechten Weg lenken; seine Satire ist die des sittlichen Unwillens, sie hat einen ernsten, idealen Hintergrund. Nichts der Art finden wir bei Regnard, er will nur sein Publicum unterhalten und zum Lachen bringen, während Molière es zugleich zum Denken zwingt. Seine Absicht gelingt dem Regnard dabei vortrefflich, er hat eine bewundernswürdige Frische und Natürlichkeit und jenen freien Schwung, den die Franzosen verve nennen. Wie lebhaft und witzreich ist sein Dialog, wie tanzt und springt sein leicht gebauter, wenn auch nicht immer ganz correcter Vers dahin, welch komischen Klang haben die schlagenden Reime derselben in Rede und Gegenrede, wie ist er voll von Pointen und Anspielungen, wie epigrammatisch spitzt er sie zu! Vor Allem aber, welchen Situationswitz enthalten die einzelnen Scenen, wie zwingen sie zum Lachen! Freilich darf man dabei nicht reflectiren und muß seine moralischen Bedenken zu Hause lassen, sonst ist es mit dem Spaß vorbei, denn häufig beruht die Komik der Motive und Scenen auf Dingen, die nicht nur unser heutiges Anstandsgefühl, sondern auch unser sittliches Bewußtsein verletzen. Bei Molière tritt uns auch Manches entgegen, was uns derb und cynisch erscheint, was, besonders in Auffassung der ehelichen Treue, unserem Zartgefühl zuwider ist, aber stets empfinden wir dabei, daß Allem eine sittlich satirische Absicht zum Grunde liegt. Bei Regnard ist dies nicht der Fall, bei ihm ist es der moralische Indifferentismus, der ihn am Verwerflichen so viel Komisches finden und es ihn so lustig darstellen läßt. Die damalige sittliche Rücksichtslosigkeit, die Lockerung aller socialen Verhältnisse malt sich in diesen Komödien eben so sehr, wie seine eigene leichtfertige Lebensanschauung. Freilich zeigt sich dabei eine gewisse Harmlosigkeit und Naivetät, die Manches wieder gut macht und die wir dem Raffinement vorziehen, mit dem das moderne Lustspiel, auf Sensation speculirend, die moderne Corruption darstellt und dabei die Miene annimmt, als male es so sinnlich, nur um zu bessern.

Regnard's berühmteste Stücke sind „Der Spieler“ und „Der Universalerbe“ (le légataire universel). Im ersteren ist die Leidenschaft des Spiels, die der Verfasser aus eigener Erfahrung kannte, in anschaulichster Weise dargestellt, aber nicht, wie später oft geschehen, von der tragischen, sondern von der komischen Seite. Diese beruht darauf, daß der Spieler zugleich ein Liebender ist, und Spiel und Liebe sich in ihm so bekämpfen, daß jedesmal, wenn die Schale des Glücks in der einen steigt, die der anderen sinkt. Die Charakterzeichnung ist außerordentlich treu und wahr und entwirft ein treffendes Sittenbild jener leichtsinnigen Epoche, wo Wohlleben, Galanterie und Glücksjägerei durch Spiel und selbst durch Betrug in den höfischen Kreisen herrschte und das bürgerliche Leben zu vergiften drohte.

Der „Universalerbe“, an Molière's „Kranken in der Einbildung“ erinnernd, gilt für Regnard's zweitbestes Lustspiel. In ihm zeigt sich seine komische Kraft, seine unverwüstliche Laune und sein Situationswitz im glänzendsten Lichte. Freilich bekommt man dabei auch Dinge zu sehen und zu hören, die nicht allein den Anstand, sondern auch das sittliche Gefühl verletzen. Hier vor Allem bedarf der Zuschauer einer großen Abstractionsfähigkeit, um vom Eindruck des Frivolen und Widerwärtigen zu dem des Lustigen, an dem das Stück überreich ist, zu gelangen.

Im „Zerstreuten“, der Anfangs geringen, aber später großen Erfolg hatte und auch in Nachahmungen auf die Bühne des Auslandes, auf die deutsche durch Kotzebue, gekommen ist, sind alle Züge, die einen sonst vernünftigen, selbst edlen und ideal gestimmten Mann, der mit der Schwäche fortwährenden Zerstreutseins behaftet ist, in komische Verlegenheiten bringen, zusammengehäuft. Das Bild ist freilich überladen und unwahrscheinlich, entfaltet aber äußerst wirksame Situationen, in denen auch die scharfgezeichneten anderen Charaktere, besonders die des schelmisch humoristischen Bedienten zur Geltung kommen. Die nach dem Vorgange des Plautus entworfenen Menechmen, die später oft nachgeahmt wurden, auch von Picard, dessen gleichnamiges Stück Schiller

unter dem Titel „Der Neffe als Onkel" übersetzte, haben ihre Komik in der fortwährenden Verwechselung zweier gleichgestalteter Zwillingsbrüder und in den lustigen Situationen, zu denen diese Verwechselung führt, aber freilich auch große Ansprüche an die Glaubensfähigkeit des Zuschauers macht. Daß Regnard hier ganz in seinem Elemente ist und ein lustiges Quiproquo aufs andere häuft, läßt sich erwarten.

Sein „verliebter Democrit" zeichnet sich nur durch einige drastische Scenen aus, hat aber bei weitem nicht den Schwung und die Leichtigkeit der anderen Regnard'schen Schöpfungen.

Alle diese Stücke sind im Verse geschrieben, und das ist es, was sie trotz ihrer Derbheiten und Cynismen in eine gewisse poetische und ideale Sphäre erhebt. In der Prosa wäre vieles in ihnen nicht zu ertragen gewesen. Wenn wir dies hervorheben, so geschieht es, weil wir der Meinung sind, die Zucht des Verses würde nicht allein dem neueren französischen, sondern auch dem neueren deutschen Lustspiel, wenn es sich unter dieselbe begeben wollte, in technischer und sprachlicher Hinsicht sehr nützlich sein und dasselbe vor Allem von der ländläufigen Salopperie und Trivialität des Dialogs befreien. Das Studium des versificirten Lustspieles im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, dem kein anderes, auch das neuere französische nicht, an technischer Sorgfalt und sprachlicher Vollendung gleichkommt, ist nicht allein anziehend, sondern auch fruchtreich, auch das Regnard's, von dem Voltaire sagt: Wer an ihm keinen Gefallen findet, ist nicht würdig, Molière zu bewundern.

Homerische Anklänge
im Culturleben der Völker.

Von

Friedrich Mohr.

Seit dreitausend Jahren blühen jene beiden Riesenblumen der Dichtkunst, die homerische Ilias und Odyssee, und die Gebildeten aller Völker haben hohe geistige Genüsse aus denselben gesogen. Es ist als ein besonderes Glück anzusehen, daß uns gerade diese beiden Gedichte trotz des Mangels der Buchdruckkunst und durch den Verfall von Griechenland und Rom, durch die Stürme der Völkerwanderung und durch die Nacht des Mittelalters hindurch ganz und unverletzt erhalten worden sind. Zuerst wurde dieser Sänger der Vorwelt von Mund zu Mund getragen, und war lediglich dem Gedächtniß anvertraut. Als die Gesänge nach Jahrhunderten gesammelt, geordnet und der Schrift anvertraut wurden, schwanden sie aus dem Gedächtniß. Auch hier ward die Schrift der Untergang der Tradition.

Der Reiz der homerischen Gesänge liegt in der wunderbaren Schönheit der Dichtung, in dem kolossalen Aufbau des Planes und seiner meisterhaften Durchführung, in der Klarheit der Charaktere, der Mannigfaltigkeit der Situationen, der Vollendung der Beschreibungen, in der zartesten ethischen Entwicklung der sanftesten Gefühle und des vollendetsten Heldenmuthes, kurz in hundert Dingen, die man nicht einzeln aufzählen kann. Aus diesem Grunde haben diese Dichtungen von den ältesten Zeiten an dem griechischen Volke den größten Hochgenuß bereitet und eine göttliche Verehrung gefunden. Alexander der Große ließ sich auf seinen Feldzügen diese Gesänge in einer goldenen Kapsel nachführen. Der Dichter verschwindet gänzlich in seinen Gesängen, und so wie man nichts von seinen Lebensverhältnissen weiß, und es nicht bestimmt feststeht, ob es einer oder mehrere waren, eben so wenig kann man aus seinen Worten einen Schluß auf seine Person ziehen. Man kann nur vermuthen, daß er wegen seiner tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens, wegen seiner Lebenserfahrung, die er seinen Helden Nestor und Odysseus in den Mund legt, ein bejahrter, vielerfahrener Mann, und wegen seiner Beschreibung der Schlachten ein Krieger gewesen sei. Bewunderungswürdig ist auch die Unparteilichkeit, womit er Ruhm und Tadel, Erfolg und Mißgeschick zwischen den Griechen und Trojanern vertheilt, so daß man auch daraus nicht einmal seine Nationalität erkennen kann. Die Griechen sind in überwiegender Zahl vorhanden,

dürfen also auch mehr Helden aufweisen, allein Hektor ist keinem der griechischen Helden nachgestellt. Er weicht nur an Körperkraft dem Achilleus, steht ihm aber an geistiger Größe, an Patriotismus weit vor. Hektor hat allerdings Grund zu patriotischer Erhebung, während diese Achilleus vollkommen abging, da er Agamemnon nur aus sehr fernliegenden Gründen Heeresfolge leistete. So hat denn auch Achilleus während der Belagerung von Troja eine Menge Raubzüge in der Umgebung ausgeführt, aus deren einem er die Briseis mitbrachte, welche die Veranlassung der Entwicklung des großen Epos abgab. Hektor wendete seine ganze Kraft auf die Vertheidigung seines heimathlichen Bodens. Die Ilias ist im eigentlichen Sinne das einzige Epos, welches existirt. Schon die Odyssee tritt weit dagegen zurück. Ihr Held Odysseus ist zwar ausgezeichnet durch persönlichen Muth, Schlauheit und Ausdauer im Unglück, allein seine einzige Heldenthat ist der Freiermord. Dagegen führt uns die Dichtung in die wunderbarsten Abenteuer, die aber niemals über die Grenzen des Schönen hinausgehen und mit einem unwiderstehlichen Reiz den Hörer fesseln. Dahin gehören die Lotophagen, die Laestrygonen, der Cyklop, die Circe, die Sirenen, die Scylla und Charybdis, die Insel des Aeolus; selbst in die Unterwelt führt uns der Gesang hinab.

Die Aeneis ist nur eine matte Nachahmung Homer's, und es liegt ihr die Absicht zu Grunde, die Geschichte des römischen Volkes auf den Sohn einer Göttin zurückzuführen und diesen möglichst zu verherrlichen. Dabei sind aber die Heldenthaten des Aeneas sehr unbedeutend und treten auch erst am Ende des Gedichtes ein. Im Großen und im Kleinen ahmt Virgil den Homer nach. Aeneas erzählt seine Schicksale der Dido, wie Odysseus dem Alkinoos; beide Helden gehen in die Unterwelt, um über ihre Zukunft Wahrheit zu erhalten; die Sybille und Anchises prophezeien dem Aeneas, wie Tiresias und die Mutter des Odysseus dem letzteren; Dido wendet sich als Schatten verdrossen von Aeneas, ohne ihn anzureden, wie Ajax vom Odysseus. Eigentliche Heldengedichte den Ansprüchen nach sind die Lusiaden des Camoens, die Henriade und in der äußeren Aehnlichkeit das verlorene Paradies von Milton und Klopstock's Messias. Diesen liegt unbedenklich die Absicht unter, dem eignen Volke den Ruhm eines Heldengedichtes nach dem Muster des Homer zu sichern. Schon zu Virgil's Zeit war die wirkliche Welt nicht mehr in der Lage, eine solche Durchflechtung von Wahrheit und Dichtung gläubig aufzunehmen, wie viel weniger in den späteren Zeiten. So ist denn die Ilias das einzige Gedicht seiner Art geblieben und wird es für alle Zeiten bleiben.

Bei dieser ungetheilten Anerkennung konnte es nicht fehlen, daß der Inhalt der homerischen Gesänge sich tief in das Culturleben der Völker einbürgerte. Die Personen und Sachen sind zu einem Gemeingut geworden, und viele sind zu Begriffen geworden. Sie wurden dadurch zu geflügelten Worten. Dieser Ausdruck selbst kommt dreizehnmal bei Homer vor und ist aus den Gymnasien in das Leben transspirirt. Unter uns ist das geflügelte Wort erst durch einen Ausdruck des Reichskanzlers Fürst Bismarck recht geflügelt und durch die gleichnamige Schrift Georg Büchmann's flügge geworden. Viele gebrauchen die Bezeichnungen des Homer, ohne ihn jemals gelesen zu haben. So sprechen wir von einem Nestor, ohne an den pylischen Greis, von einer verlockenden Circe, ohne an die ääische Göttin, von einer Stentorstimme, ohne an den homerischen Schreier zu denken. Es dürfte deshalb nicht unpassend sein, die Abstammung dieser Ausdrücke näher aufzusuchen.

Mit dem Worte **Nestor** bezeichnen wir den ältesten, ehrwürdigsten Greis in einer Rathsversammlung, einem Senate, unter den regierenden Fürsten.

„Nestor mit holdem Gespräch, der tönende Redner von Pylos,
Dem von der Zunge ein Laut, wie des Honigs Süße dahinfloß;
Diesem waren schon zwei der redenden Menschengeschlechter
Abgewelkt, die vordem ihm zugleich aufwuchsen und lebten
Dort in der heiligen Pylos; und jetzt das dritte beherrscht er.“
(Voß.)*

Nestor ist ein blühender Greis von über 70 Jahren, wohlwollend, rathend und thatend, immer zur Versöhnung len-

* Ilias 1, 248.

kend, klug und welterfahren, dabei aber rüstig und tapfer und in den Vorderreihen der Schlacht. Als Agamemnon in Verzweiflung über den schlechten Fortgang der Belagerung verstellt zur Heimkehr räth, richtet ihn Nestor mit zusprechendem Rathe wieder auf, und der König spricht zu Nestor:

„Wahrlich im Rath besiegst du, o Greis, die Männer Achaia's,
Wenn doch, o Vater Zeus, und Pallas Athen' und Apollon
So mitrathende Zehn wir wären im Volk der Achaier,
Bald dann neigte sich uns des herrschenden Priamus Veste."

(Voß.)*

Nestor ist der erste in den Waffen, als Agamemnon mitten in der Nacht Rath bei seinen Gefährten sucht. Wenn man nach üblicher Weise Kaiser Wilhelm den Nestor unter den europäischen Herrschern nennt, so ist dieser Vergleich für beide sehr ehrenvoll, denn Nestor hat den Ruhm von dreitausend Jahren voraus, und Kaiser Wilhelm die größere That.

Eine zweite Persönlichkeit ehrwürdiger Art ist uns als **Mentor** überliefert.

„Mentor ein Freund und Genoß des tadellosen Odysseus,
Dem er, scheidend in Schiffen, vertraut die sämmtliche Herrschaft."

(Voß.)**

Unter der angenommenen Gestalt dieses Mentor begleitet Athene den Telemach nach Pylos und Lakedämon. Wir nennen jetzt einen liebevollen Leiter und Warner der Jugend einen Mentor, einen schützenden Gefährten auf Reisen, den die Engländer mit travelling tutor bezeichnen, auf deutschen Hochschulen auch wohl „Bärenführer" genannt. Noch bekannter als durch Homer wurde Mentor durch den Telemach des Fenelon.

Wir sprechen von einer **Stentor**stimme, wenn wir ein weit tönendes Organ eines Redners bezeichnen wollen. Dieser Stentor ist eine ganz unbekannte Persönlichkeit und kommt auch bei Homer als Person nicht vor, sondern wird nur vergleichsweise angeführt.

„Da blieb stehen und rief die schneeweißarmige Here
Stentorn gleich von Gestalt, dem ehernstimmigen Helden,
Welcher so laut stets schrie, wie fünfzig Männer zusammen."

(Uschner.)*

Einen wahren **Proteus** nennen wir einen Menschen, dessen Charakter uns immer anders erscheint, der nach äußeren Umständen verschiedene Masken im bildlichen Sinne annehmen kann. Das Bild ist von dem Meergreis Proteus genommen, welchen Menelaos in Aegypten wider seinen Willen festhielt, um von ihm den Verlauf seiner Irrfahrt zu erfahren. Dessen Tochter Eidothea hatte den Menelaos vorher unterrichtet, daß er mit seinen Gefährten den Meergreis ergreifen und unter allen Gestalten festhalten müßte

„Da nun schrien wir und sprangen hinzu, mit den Armen den Meergreis
Fest umschlingend; indeß er vergaß der betrüglichen Kunst nicht,
Sondern er ward zum Löwen zuerst mit mächtigem Barte,
Dann zum Drachen und Pardel nachher und gewaltigen Eber;
Ward dann fließendes Wasser und Baum mit ragendem Gipfel,
Doch wir hielten beständig ihn fest, ausdauernden Herzens."

(Jacob.)**

Als der Meergreis nicht mehr entrinnen konnte, ergab er sich und prophezeite dem Menelaos seine glückliche Rückkehr. Mit liebenswürdiger Unbefangenheit muthet der Dichter dem Hörer zu, sich deutlich zu machen, wie Menelaos das fließende Wasser festgehalten habe.

Die Zauberin **Kirke** oder **Circe**, wie wir gewöhnlich sprechen, ist ein reizendes Weib, welches durch den Zauber seiner Reize junge Männer in ihr Netz zu locken und sie bis zum Verlust ihrer Vernunft zu bethören versteht. Homer läßt sie aus schädlichen Kräutern Tränke bereiten, durch deren Genuß die Bezauberten in Löwen, Wölfe und Schweine verwandelt werden, nachdem die Zauberin sie mit einem goldenen Stabe berührt hat. Die Verwandelten sind nicht wild, wie Löwen und Wölfe, sondern zahm in den Ställen und Kosen der Kirke. Es liegt der Dichtung offenbar eine Allegorie zu Grunde, aber ohne die Prätension zu lehren und zu warnen. In ähnlichem Sinne sind auch

* Ilias 2, 370.
** Odyss. 2, 225.

* Ilias 5, 784.
** Odyss. 4, 454.

Sirenen aufzufassen, an denen Odysseus vorbeifahren mußte. Schon das Wort, von σειρά, die Kette, abgeleitet, deutet das Verstrickende, Verführende an. So wie jeder Jüngling an dem Alter vorübergehen muß, in welchem ihm der Sirenengesang gefährlich ist, ebenso muß das Schiff an der Insel vorüber steuern, worauf die Sirenen hausen. Kirke verkündigt dem Odysseus:

„Zu den Sirenen gelangst du zuerst, die alle die Menschen,
Welche des Weges zu ihnen gelangt, mit Zauber verlocken.
Wer nun, ohn' es zu wissen, sich naht und hört der Sirenen
Zaubergesang, den wird sein Weib und die lallenden Kinder
Bei der Zurückkunft nimmer umstehn und sein sich erfreuen." (Jacob.)*

Sie sind gefährlicher als die Kirke, denn während diese nur um den Verstand bringt, rauben die Sirenen Leib und Leben,

„denn gethürmet in Haufen
Liegen mit schwindender Haut rings moderender Männer Gebeine."

Odysseus verstopfte seinen Gefährten die Ohren mit geknetetem Wachs, und er selbst ließ sich an den Mast anbinden, bis das Schiff aus dem Bereiche ihrer Stimmen war. So blieb denn auch Odysseus der einzige Mensch, welcher das Lied der Sirenen ungestraft gehört hat. Das Lied selbst ist reizend und schlau auf den Odysseus berechnet:

„Komm doch, Odysseus, komm, du erhabener Ruhm der Achäer!
Halt doch an mit dem Schiff, um unsere Stimme zu hören,
Denn noch nie fuhr einer vorbei in dem dunkelen Schiffe,
Eh' er die liebliche Stimme von unserm Munde vernommen.
Aber erfreut dann fährt er davon und bereichert an Weisheit.
Uns ist Alles bekannt, was nur in der Ebene Troja's
Argos Söhne und die Troer nach göttlichem Willen erduldet.
Alles bekannt, was irgend geschieht weit über die Erde." (Jacob.)**

Der letzte Vers erinnert sehr an die Worte der biblischen Schlange: eritis sicut deus, scientes bonum et malum. In unserem Leben bezeichnen wir mit Sirenengesang jede Verlockung, wenn auch nicht immer von schönen Mädchen ausgehend. „War's nicht dieser, der mir das Sirenenlied trillerte?" sagt Moor vom getödteten Spiegelberg.

Auch das homerische Gelächter ist bei uns zu einem geflügelten Worte erwachsen, und erscheint häufig in Feuilletons, Sitzungsberichten und bei ähnlichen Gelegenheiten. Es bezieht sich dies auf jene Stelle am Ende des ersten Gesanges der Ilias, wo Hephästos den Göttern den Wein kredenzt. Zwischen Zeus und Here war ein heftiger Wortstreit entstanden, weil Here vermuthet, daß ihr Gemahl der Thetis Hülfe zugesagt habe, um den Achilleus auf Kosten der Griechen zu ehren. Zeus wird sehr unangenehm und droht der Here mit Schlägen,* wenn sie nicht ruhig wäre, worauf diese, auf frühere Erfahrungen gestützt, sich ruhig niedersetzt. Hephästos tröstet nun seine Mutter, er könne ihr gegen Zeus nicht helfen, denn schon früher, als er bei einer ähnlichen Gelegenheit eingesprungen wäre, hatte ihn Zeus an der Ferse gefaßt und vom Olymp herab zum Fenster hinausgeworfen. Einen ganzen Tag sei er geflogen und am Abend auf der Insel Lemnos niedergefallen.

„Sprach's, da lächelte freundlich die lilienarmige Here,
Und sie empfing mit Lächeln vom Sohn den Pocal in der Rechten.
Dieser indeß goß auch für die übrigen Himmlischen alle
Rechtsher ein und entschöpfte dem Krug süßduftenden Nektar.
Unauslöschliches Lachen erregt es den seligen Göttern,
Wie sie Hephästos sahen im Saal so geschäftig umhergehn.*

Die ganze Stelle ist ein interessantes Culturbild, da sie uns zeigt, daß es unter den olympischen Ehegatten auch zu Thätlichkeiten kam, und daß die Götter über etwas lachten, was gar nicht lächerlich war.

Wenn wir, um einer Gefahr zu entgehen, in eine andere gerathen, so nennen wir dies aus der Skylla in die Charybdis kommen.

Auf der einen Seite des Engpasses, durch welchen Odysseus fahren mußte, hauste die Skylla, ein Meerungeheuer.

* Odyss. 12, 38.
** Odyss. 12, 185

* Ilias 1, 567.

In einem himmelhohen, senkrechten Fels, glatt als wäre er behauen,

„War eine Grotte eingesprengt
Vom Thau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier hausete der Wurm und lag
Den Raub erspähend Nacht und Tag"

oder um mit Homer zu reden:

„Aber darin haust Skylla, mit grauvoll bellendem Winseln;
Dieses Geheul zwar klingt, als wär's von saugenden Hunden,
Doch sie selbst ist ein entsetzlich Gethier."
(Jacob.)*

Sie hat zwölf Füße, sechs weit ragende Hälse und jeder von ihnen trägt ein erschreckliches Haupt mit dreifach stehenden Zähnen, fest und dicht aneinander gedrängt; voll schwarzen Verderbens. Mit jedem Haupte entriß sie dem Odysseus einen Genossen. Auf der anderen Seite des Engpasses war die Charybdis, jener Meeresstrudel, der auch von Schiller in seinem Taucher verherrlicht wurde. Die Beschreibung der Charybdis bei Homer ist prachtvoll.

„So nun fuhren wir dort voll Angst in die Enge des Meeres,
Hier von Skylla bedroht, und da von der grausen Charybdis,
Welche die salzigen Fluthen des Meers zum Entsetzen hinabschlang.
Stieß sie es aus, dann, so wie am mächtigen Feuer ein Kessel,
Wogt es in wallenden Wirbeln empor, und hinüber die beiden
Felshöhen spritzte der Schaum hoch auf und benetzte die Gipfel.
Aber so oft sie des Meeres Salzfluth dann wieder hinabschlang,
Schaute man ganz in die Brandung hinab, und es brüllte der Felsen
Ringsum fürchterlich, während der Grund sich drunten enthüllte.
Schwarz von Sand, und bleichend ergriff das Entsetzen die Freunde."
(Jacob.)**

Während Alle voll Schrecken auf die Charybdis schauten, wurden auf der anderen Seite sechs Gefährten von der Skylla geraubt. Dies ist in dem sprüchwörtlich gewordenen Hexameter ausgedrückt:

„Incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdim."

Auch die Qualen des **Tantalus** sind zu einem geflügelten Wort erwachsen, und die englische Sprache hat ein eignes Verbum daraus gebildet, „tantalize", allenfalls auch deutsch durch „tantalisiren" wiederzugeben. Jener Tantalus, „den die Welt als einen ehemals hochbegnadigten der Götter kennt", den, wie die Dichter singen, „Uebermuth und Untreu zur Schmach des alten Tartarus hinabstürzten", wurde von Odysseus im Hades angetroffen. Er erzählt davon:

„Dann auch Tantalus sah ich von schrecklichen Qualen gepeinigt,
Wie er im See stand, der ihm das Kinn mit dem Wasser umspülte.
Da nun stand er und durstet und kam zum Trinken doch niemals.
Denn, wie oft er sich bückte, der Greis, und begehrte zu trinken,
Schwand ihm beständig das Wasser versiegt und rings um die Füße
Sah er den dunkelen Boden; ein Dämon trocknet es immer.
Bäum' auch neigten ihm über das Haupt von den Gipfeln die Früchte,
Birnen, Granaten und Aepfel mit prachtvoll lockenden Früchten,
Liebliche Feigen dazu und mit grünlichen Früchten Oliven.
Richtet indessen der Greis sich empor, mit der Hand sie zu fassen,
Schleudert ein Wind sie zurück hoch auf zu den schattigen Wolken."
(Jacob.)*

Eine vergebliche Arbeit, die zu keinem Ziele führt, pflegt man eine **Sisyphusarbeit** zu nennen. Odysseus erzählt dem Alkinoos:

„Auch den Sisyphus sah ich umhäuft von schrecklicher Drangsal
Eines Marmors Schwere mit großer Gewalt fortheben.
Angestemmt mit Hand und mit Fuß, arbeitet er machtvoll
Ihn von der Au aufwälzend zur Anhöh'. Glaubt er ihn aber
Schon auf dem Gipfel zu dreh'n: da mit einmal stürzte die Last um;
Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.
Dann von vorn' arbeitet er angestrengt, daß der Angstschweiß
Rings aus den Gliedern entfloß, und Staub umwölkte das Antlitz.
(Voß.)**

An dieser Stelle ist noch die große Kunst des Uebersetzers zu bewundern, welcher die bildsame Natur des epischen Hexameters dazu benutzt hat, ganz gleich dem griechischen Texte den Bau des Ver-

* Odyss. 12, 85.
** Odyss. 12, 234.

* Odyss. 11, 582.
** Odyss. 11, 393.

ses dem Sinne anzupassen. Jener Vers, in welchem das Heben des Blockes beschrieben wird, hat zwei Cäsuren, gleichsam als wenn Sisyphus zweimal ausgeruht hätte, um Athem zu schöpfen:

„Angestemmt | mit Hand und mit Fuß | arbeitet er machtvoll.

Vergleichen wir damit einige andere Uebersetzungen, so finden wir bei

Wiedasch: „Setzte sich fest | anstemmend zugleich | mit den Händen und Füßen.
Jacob: Und da schob er | entgegengestemmt | mit den Händen und Füßen.
Uschner: Und nun wälzt er zwar | mit Händen sich stemmend und Füßen.

Offenbar hat Voß den Preis gewonnen, und darauf folgt Jacob. Der malerische Vers bei Voß: „Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor", ist zwar metrisch sehr berühmt geworden, allein das Donnergepolter steht nicht im griechischen Texte.

Wiedasch hat: „Wieder zur Erde herunter entrollt ihm der tückische Steinblock."
Uschner: „Und in die Ebene wieder entrollte der gräuliche Steinblock."
Jacob: „Und zu dem Grunde hinunter entrollte der tückische Felsblock."

Eine Penelopearbeit nennt man, wenn man absichtlich seine Arbeit wieder zerstört, um nicht damit fertig zu werden. Die treue Gattin des Odysseus, die sinnige Penelope, wurde von den Freiern gedrängt, in eine neue Ehe einzutreten, während sie noch auf die Rückkehr ihres verschollenen Gatten hoffte. Sie gab vor, erst ein großes Leichentuch für ihren noch lebenden Schwiegervater Laertes weben zu wollen, und dann die Hochzeit zu feiern. Um nun nicht fertig zu werden, löste sie Nachts bei Fackelschein das Gewebe des vorigen Tages wieder auf, bis sie von den Freiern dabei überrascht wurde, denen es untreue Mägde verrathen hatten.

Eine Chimäre nennen wir ein Hirngespinnst, was nicht existiren kann. Der Ausdruck stammt von dem Ungeheuer, welches Bellerophon zu bekämpfen auszog, um nach dem Plane des Königs Proteus demselben zu erliegen.

„Vorn ein Löwe, von hinten ein Drach', in der Mitt' eine Ziege
Und ihr entströmt als Athem ein graunvoll loderndes Feuer."
(Jacob)*

* Ilias 6, 181.

Das Wort Chimaira bedeutet eigentlich nur eine Ziege, von welcher nach der Beschreibung nur der mittlere und ungefährlichere Theil des Thieres abstammen soll.

Auch das Leben der Phäaken ist uns zu einem Begriffe geworden. Die Phäaken waren die Bewohner der Insel Scheria, des heutigen Korfu; ein harmloses Völkchen, welches heiterem Lebensgenuß mit Gesang, Wein und Tanz ergeben war. Es war diese Insel der letzte Ort, welchen Odysseus auf seiner zehnjährigen Irrfahrt berührte, und von wo er wohlbehalten, reich beschenkt und schlafend an das Ufer von Ithaka abgesetzt wurde. Die Phäaken betrieben Schifffahrt und dabei die Entsendung verirrter Fremdlinge. Johannes von Müller nennt sie die Holländer des Alterthums. Schiller hat ein Xenion mit der Ueberschrift: Donau in **:

„Mich umwohnt mit glänzendem Aug' das Volk der Phäaken,
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Herd sich der Spieß."

Nach der Ueberschrift scheint er damit auf Oesterreich zu deuten.

Weniger haben sich zu einem Begriffe ausgebildet die Laestrygonen, ein rohes Volk von riesenmäßigen Leibern, die Lotophager, ein gutmüthiges Völkchen, welches den Fremden seine Lotosfrucht zu essen gab, worüber diese Heimath und Familie vergaßen, die Cyklopen, einäugige Riesen auf Sicilien, welche als Kannibalen geschildert werden, die Windsäcke des Aeolus, welche im ersten Buch der Aeneis eine Verwendung gefunden haben.

Die Achillessehne, die Verbindung des Wadenmuskels (Gastrocnemius) mit der Ferse, welche genau beschrieben ist, wo Achilles den Leichnam des Hektor hinter dieser Sehne durchsticht und an den Wagen anbindet, hat sich als Tendo Achillis in der Anatomie erhalten; dagegen ist die Achillesferse als einzige verwundbare Stelle am Leibe des Achilles nicht homerischen Ursprunges. Die classische Stelle lautet:

„Sprach's und an Hektor, dem Held, unwürdige Thaten verübt' er;
Beiden Füßen nunmehr durchbohrt er hinten die Sehnen
Zwischen Knöchel und Fers' und durchzog sie mit Riemen von Stierhaut,

Band am Sessel sie fest und ließ nachschleppen die Scheitel;
Selbst dann trat er hinein und erhob die prangende Rüstung,
Treibend schwang er die Geißel und rasch hinflogen die Rosse."
(Voß.)*

Von allen Culturvölkern hat keines so viele Veranlassung, die homerischen Gesänge zu kennen und zu genießen, als das deutsche, denn seine Sprache ist allein geeignet, eine Uebersetzung im Metrum des Urmaßes zu geben. Und so besitzen wir mehr als ein halbes Dutzend vorzüglicher Uebersetzungen. Johann Heinrich Voß hat hier Bahn gebrochen, und seine Uebersetzung ist noch immer mustergültig. Er hat sich nur zu sehr in den Bau der griechischen Sprache hineingearbeitet, und zuweilen dem Genius der deutschen Sprache Gewalt angethan, wodurch seine Hexameter etwas geschraubt, verrenkt erscheinen, etwa wie die Glieder der Ritter auf altdeutschen Bildern. Dies haben nun spätere Uebersetzer zu verbessern gesucht und zum Theil auch erreicht. Jedoch wird ein späterer Uebersetzer die Aufgabe immer schwerer finden, wenn er neu erscheinen will, und die besten natürlichen Redeformen schon vorweg genommen findet, wie oben an zwei Proben nachgewiesen ist. Keine Sprache kann den Hexameter in demselben Sinne gebrauchen, wie die deutsche bei der Uebersetzung des Homer. Man denke sich einen französischen oder englischen Hexameter. Selbst die Neugriechen haben den epischen Hexameter ganz verloren und bedienen sich nur der jambischen Versmaße. In ähnlicher günstiger Lage sind wir bei Shakespeare, den wir ebenfalls in einem Dutzend vortrefflicher Uebersetzungen besitzen. Wir haben hierin noch einen Vorzug gegen England, denn wir besitzen in der Schlegel'schen, Bodenstedt'schen Uebersetzung diesen Dichter in dem reinsten, jetzt üblichen Hochdeutsch, während der ursprüngliche Text des Shakespeare schon sehr veraltet ist und gar nicht mehr unverändert auf die Bühne gebracht werden kann. An den englischen Theatern verkauft man die umgearbeiteten Texte, wie sie jetzt gespielt werden. Der alte Text des Macbeth würde den Engländern etwa so vorkommen, als wenn wir eine Tragödie mit der Sprache der Nibelungen auf die Bühne bringen wollten. In dieser Bildsamkeit und Anschmiegung der deutschen Sprache an jedes beliebige Metrum liegt ein wesentlicher Grund der universellen Bildung unseres Volkes. Kein Volk der Erde hat sich die geistigen Schätze aller Zeiten und Völker in einem solchen Maße angeeignet und zugänglich gemacht, als das unserige, und dies verdankt es wesentlich seiner reichen aber auch schweren Sprache. Shakespeare wird in Deutschland mehr gelesen und unendlich mal mehr zur Aufführung gebracht, als in England selbst. Die Uebersetzungen bilden einen Theil unserer Literatur, wobei wir gern die Ehre des Gedankens dem Urheber lassen und nur die der Form beanspruchen. Es ist deshalb auch ganz verwerflich, wenn die Lehrer in den oberen Classen der Gymnasien den Schülern den Gebrauch, selbst den Besitz einer Uebersetzung verbieten. Das Verständniß des Homer ist ja nach kurzer grammatischer Behandlung ungemein leicht, und es bleibt dann nur übrig, den Inhalt in schönem Deutsch wiederzugeben.

* Ilias 22, 395.

Literarisches.

Unter dem Titel **„Traum und Wahrheit"** hat Frau Helene von Hülsen im Verlage der Decker'schen Geheimen Oberhofbuchdruckerei einen Roman erscheinen lassen, der ohne aufregende Effecte in einfacher Entwicklung die Geschichte eines edel fühlenden Frauenherzens erzählt. Solche Bücher kann man nicht genug zur Lectüre im häuslichen Kreise empfehlen, wo es sich darum handelt, mit der Unterhaltung zugleich die Grundsätze religiös sittlicher Lebensauffassung in jungen Gemüthern zu befestigen. In ähnlicher Weise wirken auch die unter dem Titel **„Wechselnde Lichter"** von F. L. Reimar (Bremen, J. Kühtmann) in drei Bänden erschienenen Novellen. Von einer pseudonymen Schriftstellerin herrührend, sind auch diese sinnigen und dabei recht spannend durchgeführten Erzählungen im besten Sinne des Wortes empfehlenswerth.



Zur Geschichte des Chroms.

Von

August Vogel.

Der Mineralkörper, von dessen eigenthümlichem Verhalten ich kurzen Bericht erstatten möchte, verdankt den Namen Chrom — von χρῶμα, Farbe — seiner merkwürdigen Eigenschaft, in den mannigfachsten Farbennuancen aufzutreten. Wenn wir absehen von der verschwenderischen Farbenpracht der vegetabilen Natur, wie sie uns in den zahllosen Heerschaaren der Blumen und Blüthen begegnet, — ein Körper des unorganischen Reiches wird wohl kaum in dieser Beziehung dem Chrom zur Seite gestellt werden können.

Es ist gewöhnlich, daß man bei Behandlung der Eigenschaften eines Metalles von dem Verhalten als solchem, d. h. von dessen metallischer Form ausgeht; so wird z. B. wenn von Silber, Gold, Kupfer u. a. die Rede ist, zunächst das Metall selbst beschrieben, um dann in zweiter Linie zu den Verbindungen überzugehen. Aber mit dem Chrom müssen wir von vornherein schon in etwas anderer Weise verfahren; seine Bedeutung als Metall ist eine untergeordnete, man bekommt es selten zu sehen und wenn nicht einige seiner Verbindungen ein hohes technisches Interesse gewährten, so wäre es wohl kaum gerechtfertigt, hier diesen Körper zum Gegenstand der Betrachtung zu machen.

Die Entdeckungsgeschichte des Chroms bietet manches Auffallende, so daß Einzelnes berührt zu werden verdient.

In den mineralogischen Cabineten befand sich schon viele Jahre vor der Entdeckung des Chroms ein Mineral, über dessen Zusammensetzung nichts Sicheres bekannt war. Man wußte wohl, daß es eine Bleistufe sei und hatte das Mineral wegen seines Fundortes als „rothen Bleispath von Sibirien" bezeichnet. Die erste Nachricht über dieses Cabinetsstück findet sich in einem Schreiben an Buffon 1766, „de nova Minerae plumbi specie crystallina rubra." Man war geneigt, die Stufe als krystallisirtes Minium zu betrachten, mit welcher Annahme allerdings der auffallend große Sauerstoffgehalt dieser Bleiverbindung (38 Procent) nicht übereinstimmte, — ein Umstand, der schon den ersten Analytikern dieses Minerals, welche darin neben Blei noch Schwefel, Arsen und Silber nachgewiesen hatten, zu gegründeten Bedenken Veranlassung gegeben.

Vauquelin war der Erste, welcher den rothen Bleispath mit Salzsäure und Alkohol behandelte, wodurch eine pracht-

voll grüne Flüssigkeit entstand. Da diese auffallende Farbenveränderung nicht vom Blei oder den anderen in diesem Minerale nachgewiesenen Metallen herrühren konnte, so mußte selbstverständlich auf das Vorhandensein eines neuen bisher ganz unbekannten Körpers geschlossen werden. Vauquelin's eigene fortgesetzte Untersuchungen ergaben, daß das Blei in dem sibirischen Bleierz an eine eigenthümliche Säure gebunden sei, welche sich als das Oxyd eines neuen Metalles erwies.

Die französische Schule der Chemie, la Chimie française, hochberühmten Andenkens, — sie ist es also, der wir neben so zahlreichen anderen Entdeckungen auch die Entdeckung des Chroms verdanken. Man hat jener „Chimie française“ vielleicht nicht mit vollem Rechte den Vorwurf einer planlosen Versuchsanstellung gemacht; aber gerade die Ausführung so überaus zahlreicher Versuche, wobei der Experimentirende allerdings nicht von einer Idee geleitet war, hat die mannigfachsten Erfolge veranlaßt. Wohl war es rein zufällig, daß Vauquelin das sibirische Bleierz mit Salzsäure und Alkohol behandelte, und doch, ohne diesen ersten Versuch wäre uns der Einblick in die Natur und Eigenschaften der neuen Metallverbindung noch lange verschlossen geblieben.

Der rothe Bleispath aus Sibirien ist ein seltenes Mineral; wäre das Vorkommen des Chroms auf diese Stufe beschränkt geblieben, — von einer technischen Verwendung desselben hätte wohl niemals die Rede sein können. Zum Glück aber wurde in der Folge reichlicher Chromgehalt in einem unscheinbaren Steine entdeckt, welcher die längste Zeit als arme Eisenstufe wenig Beachtung gefunden hatte. Dies ist der sogenannte Chromeisenstein, er findet sich in Nordamerika, in England und mit etwas geringerem Chromgehalte auch in Schlesien. Der Chromeisenstein — er besteht aus Eisen, Chrom und Sauerstoff — dient als Ausgangspunkt für alle Chrompräparate im großen Maßstabe. Die Darstellung geschieht, indem man das gepulverte Erz mit Salpeter und Pottasche in Tiegeln schmilzt. Das Chrom wird hierbei zu Chromsäure oxydirt, welche sich mit dem Kali des Salpeters und der Pottasche zu chromsaurem Kali oxydirt, und sich nach dem Auslaugen der geglühten Masse mit kochendem Wasser in gelben Krystallen absetzt.

Nachdem einmal die Eigenschaften des Chroms etwas bekannter geworden waren, wurde dessen Vorkommen, wie denn das immer so geht, noch in manchen anderen Mineralien nachgewiesen; man fand es im Smaragd, Spinell und Serpentin.

Unter den Chromverbindungen, welche technischen Gebrauch gefunden, ist vor allen das Chromoxyd zu erwähnen. Es ist von lebhaft grüner Farbe und eignet sich als vollkommen feuerfest sehr gut zur Porcellan- und Glasmalerei, ja selbst zur Oelmalerei. Freilich hat es nicht das Feuer des giftigen Schweinfurtergrün, dafür aber auch den Vortheil der Unschädlichkeit. In der Darstellung grüner Glasflüsse spielt es eine wichtige Rolle, wie denn auch die Fabrication künstlicher Edelsteine, namentlich des Smaragds, durch richtige Anwendung von Chromoxyd einen bedeutenden Höhepunkt erreicht hat.

Am wichtigsten in der Technik ist das Chromgelb und Chromroth geworden, beides Chrombleiverbindungen. Sie dienen in den prachtvollsten Nuancen zu Anstrichen. Durch Vermischen mit weißen Körpern, z. B. mit Kreide, Talk, Thon, Gyps u. s. w., entstehen daraus zahllose andere Farben, als: Neu-, Kaiser-, Königs-, Parisergelb; durch Vermischen mit Berlinerblau aber die unter den Namen Oelgrün, Neapelgrün, grüner Zinnober bekannten wohlfeilen grünen Anstrichfarben. Die Anwendung des Chromzinkes, ebenfalls von gelber obgleich nicht so intensiver Farbe, beschränkt sich leider auf Wasserfarben, in Oel deckt es nicht. Wohl hat es vor dem bleihaltigen Chromgelb in der Zimmer- und Tapetenmalerei den Vorzug, daß es durch schwefelhaltige Dünste, welche in jedem bewohnten Raume sich befinden, nicht verändert, während das Chromgelb aus Bleisalzen bereitet durch die unvermeidliche Bildung vo 1 schwarzem Schwefelblei unansehnlich wird.

Und die Reihe der Farbenmuster, welche das Chrom darbietet, ist lange noch nicht zu Ende; doch würde es zu weit führen, wollten wir die Verbindungen des Chroms mit Mangan, Zinn, Kupfer, Eisen, Cadmium, Quecksilber, Baryt, Kalk — sie alle geben zu Farbmaterialien Veranlassung — in Betracht ziehen. Nur noch

eine merkwürdige Eigenschaft des Chroms, dessen Verhalten zu vegetabilischen Pigmenten, mag kurz erwähnt werden.

Unechte Farben, d. h. solche, die der Einwirkung des Lichtes und der Seife nicht widerstehen, wie z. B. die sehr veränderlichen Farben der Rothhölzer und des Blauholzes, werden durch Zusatz von chromsaurem Kali in echte verwandelt. Welchen Werth dies für die Kattundruckerei hat, bedarf nicht besonderer Erwähnung. Der chemische Vorgang hierbei beruht auf einer Zersetzung von beiden Seiten; die Chromsäure giebt an den Farbstoff Sauerstoff ab und wird zu Chromoxyd, welches in den meisten Fällen mit dem nun durch Sauerstoffaufnahme veränderten Farbstoff in Verbindung tritt. Mit dieser Eigenschaft des Chroms hängt auch dessen in neuerer Zeit vortheilhaft gefundene Anwendung in der Photographie zusammen.

Zum allgemeinen Nutzen und Frommen soll endlich noch von einer rein praktischen Anwendung unseres Stoffes Mittheilung gemacht werden. Wir verdanken nämlich dem um die Verbreitung gemeinnütziger chemischer Kenntnisse so hochverdientem Dr. F. Runge die Vorschrift zu einer sehr preiswürdigen Dinte für Stahlfedern; sie entsteht, indem man einem Blauholzabsude $^{1}/_{1000}$ chromsauren Kalis zusetzt. Vor der gewöhnlichen Dinte hat sie den Vorzug, daß sie die Stahlfedern nicht angreift und außerdem, daß die Schriftzüge auf einem damit beschriebenen Papier durch längeres Liegen im Wasser nicht zerfließen.

Aus den wenigen Mittheilungen erkennen wir denn, in wie hohem Grade das Chrom seinen Namen verdient, denn das färbende Vermögen dieses Stoffes tritt in einer Fülle und Mannigfaltigkeit hervor, wie es in der Chemie kaum ein zweites Beispiel giebt. Meines Wissens ist aber gerade das Chrom bis jetzt noch nicht zum Gegenstande der Besprechung in weiteren Kreisen gewählt worden. Ich gebe der Hoffnung Raum, es werde diese kurze Notiz durch ihre wenigen Andeutungen die Aufmerksamkeit sachverständig populärer Schriftsteller auf solch auffallende stiefmütterliche Behandlung hinlenken.

Im Herzen der Felsengebirge.

Von

Udo Brachvogel.

(Schluß.)

Auf dem Ost- und Südostufer des Yellowstonesees fallen die Gebirge weniger jäh und unvermittelt hernieder. Sogar eine Art Sumpfniederung bildet das Gestade hier an verschiedenen Stellen, die von ungeheuren Massen Wasser- und Sumpfgeflügels belebt sind. Von den sie mit ihren Brut- und Nistplätzen bedeckenden Pelikanen, führt eine derselben den Namen des Pelikan Roast, wie auch der daneben dem See zufließende Bach der „Pelikans Creek“ heißt. Auch hier fehlt es nicht an thätigen heißen Quellen und Schlammvulcanen, noch weniger an erloschenen Kratern und unterirdischen Ventilen. Aber dieselben verschwinden neben dem vulcanischen Leben, welches sich längst des Westgestades, vor allen Dingen auf dem der Südwestecke des Sees entlang gelegenen Gürtel der Thermen und Schlammquellen des Yellowstonesees (wie diese Gruppe zum Unterschiede von jener des Yellowstoneflusses, der Krater Hills und des Gardinersflusses bezeichnet wird), in reichster Mannigfaltigkeit darstellt. Eine drei Meilen lange und eine halbe Meile breite Abdachung dehnt sich daselbst zwischen dem Wasser und dem Ufergebirge aus, welche den unter ihr hausenden feurigen Mächten die bequemste Bühne für eine weitere stattliche Reihe ihrer wunderbaren Kraftproductionen darbietet. Diese Gruppe ist nicht nur die umfangreichste im ganzen Yellowstonebecken, sie wird auch dadurch zur merkwürdigsten, daß Eis und Feuer sich nicht mehr begnügen, friedlich in unmittelbarer Nachbarschaft mit einander zu existiren, sondern daß sie sich förmlich vermengen, eines das andere durchsetzen, in vollkommener Raum- und Luftgemeinschaft mit einander leben. Zwar fehlen hier die eigentlichen Springgeyser, wie wir sie am Yellowstonefluß und in der Krater-Hill-Gruppe beobachteten und wie wir sie in ihrer ganzen Großartigkeit im Madisonbecken noch kennen zu lernen haben. An ihre Stelle treten jene Quellen,

die Professor Hayden sehr bezeichnend „pulsirende Quellen“ nennt, weil ihnen die Kraft zu wirklichen Eruptionen fehlt und sie diese durch regelmäßige pulsartige Ansätze zu Wasser- oder Schlammejectionen ersetzen. Von ihnen aber und von gewöhnlichen Wasser- und Schlammthermen mögen sich hier leicht dreihundert finden, deren einige einen Durchmesser von 50 und eine Tiefe von 30 bis 40 Fuß haben. Die merkwürdigsten unter ihnen sind diejenigen, welche in den See selbst hineinreichen. Sie haben sich mitten durch seine eisige Fluth ihre Kieselkrater gleich weißen Kegeln aufgebaut, darin sie unbekümmert um das eisige Element, welches sie einschließt, in siedender Hitze aufwallen und aufkochen. Auf dem Rande eines dieser Kegel stehend, konnte ein besonders unternehmendes Mitglied der Hayden'schen Expedition seine Angel in den See werfen, und die daran gefangene Forelle sofort in den dicht daneben wallenden Siedekessel halten, um sie zum zweiten Mal gesotten emporzuziehen. Verschiedene Quellen dieser Gruppe arbeiten mit solcher Kraft, daß die Stöße, mit denen sie das Erdreich umher erschüttern, im Umkreis von Meilen wahrgenommen werden, während das Geräusch, welches ihre rastlos dem Boden entkochenden Fluthen verursachen, die Luft mit jenem gewaltigen Getöne erfüllen, in dem die Natur sich nur noch im Rauschen des Weltmeers und im Brausen des Sturmes den stolzen Hymnus auf die eigene Gewalt zu singen pflegt.

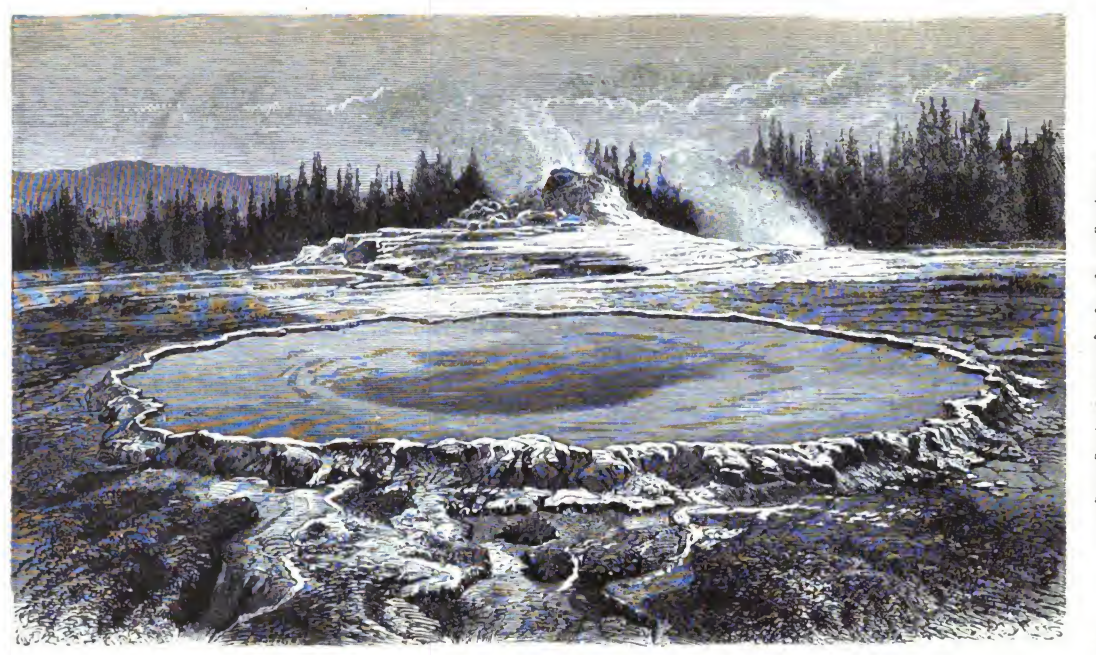
Wir sagen jetzt dem Yellowstonegebiet mit seinem Alpenseejuwel, seinen Katarakten und Cañons, seinen Berg- und Felsenriesen und seinen Thermen, Geysern und Schlammvulcanen Lebewohl, um über die Hochgebirgsscheide der Mount Washburnekette in die westliche Hälfte des großen amerikanischen Nationalparks, in die Quellenregion des Madisonflusses hinabzusteigen. Drei Arme sind es, die sich in ähnlicher Weise zu der Bildung dieses südlichsten Missouriquellflusses vereinigen, wie er selbst weiterhin mit dem Jefferson und Gallatin zu seinem Hauptstrome zusammenströmen soll. Der mittlere dieser drei Arme, der eigentliche Madison, führt den ein ganzes Programm in sich schließenden Namen Firehole River: „Feuerlochfluß“. Ein ganzes Programm — denn schon die Indianer, denen man die ersten Berichte über jene Gegenden zu verdanken hatte, sprachen von ihm und seinen Ufern als dem großen „Feuerloch“, dem „brennenden Thal“ oder „dem siedenden Bergkessel“. Und so sehr schienen die naiven Rothhäute den Weißen, welche daselbst 1871 und 1872 den officiellen Taufact zu vollziehen hatten, damit das Richtige getroffen zu haben, daß sie den bezeichnendsten jener Namen beibehielten. Und sie hätten wirklich keinen besseren erfinden können. Denn ein wie gewaltiges und vielgestaltiges Zeugniß von den vulcanischen Mächten, denen dieser Theil der Rocky Mountains seine Physiognomie verdankt, auch das Yellowstonethal ablegt, — das eigentliche Revier, in welchem hier die Gluthgeheimnisse des Erdinnern in vollster Entfesselung zu Tage treten, erschließt sich erst in den beiden Geyserbassins des Firehole. Ein elementares Leben, wie es sich hier zusammendrängt, weist keine Stelle der bekannten Erde zum zweiten Mal auf. Wie ein unabsehbarer, viele Quadratmeilen bedeckender Kalkofen, dessen Qualm die ganze Gegend umher erfüllt, so stellt sich dieses Reich der Geyser dar, neben deren Zahl das allgepriesene Wunder Islands in seiner Vereinzeltheit ebenso verschwindet, wie es in seinem Umfang neben den Gebietern der hier versammelten Grandezza von Wasservulcanen zur Unbedeutendheit eines gewöhnlichen Springquells herabsinkt.

Die beiden Geyserbassins liegen etwa 5 bis 6 Meilen von einander entfernt, hart am Fluß und auf beiden Ufern desselben. Und zwar bedeckt das untere etwa 30 Quadratmeilen, während sich das obere auf den zehnten Theil dieses Raumes beschränkt, in ihm jedoch die größten und merkwürdigsten Geyser umschließt, die je ein menschliches Auge erblickte.

Das untere Bassin umfaßt etwa tausend Krater. In allen Größen und Thätigkeitsstadien stellen sie sich dar, vom mächtigen Riesengeyser bis zum versiegenden winzigen Schlammvulcan und zum zerbröckelnden Sinterkegel, einst die Hülle wildesten Aufruhrs, heute nur noch ein Bild der Verwitterung und des Todes. Das ganze Bassin sondert sich in sieben verschiedene Gruppen, deren jede ihre Merkwürdigkeiten, ihre neuen Wunder aufweist.



Caſtle Geyſer (Fire Hole Basin). (Nach einer Originalphotographie.)



Castle Geyser und heiße Quellen (Fire Hole Basin). (Nach einer Originalphotographie.)

Viele der Quellen haben sich mit den von den Gardinerflußthermen her bekannten Umwandungen und Einfassungen aus weißen Kalk- und Kieselniederschlägen umgeben, die oft die gefälligsten und phantastischsten Gestalten gewonnen haben. So befindet sich in der ersten Gruppe eine große Quelle, deren zartblaues, 128 Grad F. warmes Wasser vom Winde bewegt in allen Farben des Prisma leuchtet und ganze Reihen von Regenbogen über ihre schneeigen, mit eisblumen- und korallenartigen Gebilden bedeckten Ränder breitet. Und solcher Quellen in verschiedenen Größen werden zu Dutzenden gezählt. In einer anderen Gruppe fällt der „Thud-Geyser“ oder „Puffer“ besonders auf, der seinen Namen von dem eigenthümlichen Getöse empfing, mit welchem er das Aufsteigen und Fallen seiner 20 Fuß hohen Wassersäule begleitet. Der „Fontainen-Geyser“, der einen drei Fuß dicken Strahl 30 bis 60 Fuß emporschleudert, hat um seinen kegelförmigen Krater eine flache Riesenschale von 150 Fuß Durchmesser gebildet und füllt dieselbe bei seinen Ausbrüchen dermaßen an, daß die über ihre Ränder abfließende Fluth das ganze Becken wieder mit halbkreisförmigen Schalen und Schälchen einfaßt. Eine besondere Merkwürdigkeit ist es auch, daß die heißen Quellen des unteren Fireholebassin an den zerklüfteten Wänden des Flußufers und seiner Nebenthäler bis zu deren Scheiteln hinaufreichen, dort aber meistens nicht wasserreich genug auftreten, um als Bäche oder Rinnsale bis zum Fluß selbst hinunter gelangen zu können. In der vierten Gruppe wurde von der Hayden'schen Expedition die Temperatur von 95 Quellen und Geysern gemessen und dieselbe von 112 bis zu 196 Grad Fahrenheit befunden. Verschiedene von ihnen, deren Krater und Becken sich durch besonders auffallende Formen auszeichneten, erhielten auch besondere Namen, so die „Muschel-Quelle“, der „Horn-Geyser“, der „Höhlen-Geyser“. Die umfangreichsten Quellen enthält die siebente Gruppe, darunter eine das Plateau eines 50 Fuß hohen Hügels bedeckende, deren Fluth nach jedem Ausbruch die Ränder des gegen 150 Fuß im Durchmesser haltenden Beckens überströmt und über eine Reihe von Stufen und Stüfchen, die ihre Niederschläge daselbst angesetzt, abfließt. Noch kolossaler ist ein dem Flusse ganz nahe gelegenes Becken, das bei einem Durchmesser von 250 Fuß 20 bis 30 Fuß hohe Wände hat. Ungeheure Dampfwolken liegen über dem Ganzen und jeder Ausbruch, der unter donnerähnlichem Getöse seine Sturzwellen aus der Tiefe emporschleudert, führt dem Fluß eine breite schäumende Wassermasse zu. Auch an Schlammvulcanen ist kein Mangel. In allen Größen, von dem Umfang einer Hand bis zu solchen, deren Becken 50 und 60 Fuß im Durchmesser haben und aus denen oft fünf und sechs Schlammstrahlen zu gleicher Zeit emporgeschleudert werden, finden sie sich in allen Gruppen den Wassergeysern benachbart.

Den besten Ueberblick über das untere Geyserbassin des Firehole gewinnt man vom Gipfel der Twin-Buttes (Zwillingskegel), eines in zwei Spitzen auslaufenden Berges, der sich im Westen des Fireholethales zu beträchtlicher Höhe erhebt. Eine herrliche Rundsicht lohnt die Mühen der Besteigung. Eine Menge kleiner Seen und Teiche, im Hochsommer trotz der hier dem Pflanzenwuchs so kurz bemessenen Zeit mit gelben, großblüthigen Wasserlilien bedeckt, schimmern aus dem Bergchaos des Westens herüber. Zahlreiche Gebirgsbäche bilden Cascaden, deren eine weiß wie der Schnee, aus dessen ewigen Lagern sie ihr Wasser empfängt, den Namen des „Elfenfalls“ erhielt. Von einer überhängenden Klippe sinkt das reizende Fluthenspiel in einer Tiefe von 250 Fuß in ein Becken, welches von hochstämmigen Tannen umrahmt ist. Ostwärts zieht sich das Fireholethal hin — eine rauchende und qualmende Wahlstatt, auf der die freigewordenen Dämonen der Unterwelt ihren kochenden Grimm im Angesicht des ewigen Firmamentes kühlen. Wie das Rauchgewölk, welches über großen Fabrikstädten zu liegen pflegt, breitet sich eine stetige Dampfschicht darüber hin. Oft reißt der Wind breite Lücken in die wallenden Massen. Aber erneute Ausbrüche schließen die entstandenen schnell wieder und in der alten Dichtheit fluthen die breiten Dunstschleier dahin. Grüne Wald- und Gestrüppstreifen erstrecken sich von den Rändern des Flusses an den Höhen empor und mildern das düstere und öde Wesen, welches diesen Bergabhängen mit

ihren Klippen- und Zackengewirr aufgeprägt ist, in freundlicher Weise. Wieder und immer wieder aber kehrt das Auge zu den Schauspielen zurück, welches die arbeitenden Geyser gewähren, deren emporgeschleuderte Wasser- und Dampfsäulen im Sonnenlicht wie fluthgewordenes Silber blitzen und deren Kochen, Rollen und Donnern meilenweit die Wildniß überhallt.

Indessen, wo bleiben diese Sprudel- und Springquellen mit allen ihren tanzenden Wassermassen und der Musik ihres Donnerrollens neben den Wundern, welche Vulcan selbst mit Hülfe aller seiner Cyklopen auf dem kleinen, nur drei Quadratmeilen messenden Raum des oberen Geyserbassins des Firehole angehäuft hat?! Man höre die Schilderung Professor Hayden's von dem Anblick, der ihm und seinen Begleitern zu Theil wurde, als sie eben ihren Fuß auf den Boden dieser vulcanischen Zauberregion gesetzt hatten.

„Gleich nach unserer Ankunft wurden wir Zeugen eines wirklich wunderbaren Schauspiels. Ein dumpfes Donnern rollte unter dem Boden hin. Nach allen Richtungen zitterte die Erde und plötzlich ballte sich dort, wo der Hauptsitz des infernalischen Getöses zu sein schien, eine dichte, schnell zu einer mächtigen Säule erwachsende Dampfmasse empor. Ihr folgte stoßweise ein Wasserstrahl, der etwa 6 Fuß im Durchmesser, allmälig zu der enormen Höhe von 200 Fuß emporstieg, während der Dampf mindestens 1000 Fuß hoch aufschoß. Es ist unmöglich, die Erregung zu schildern, welche sich während der Entfaltung dieses Phänomens unserer bemächtigte. Hätten wir uns hier heimisch machen und uns an die unheimlichen Vorzeichen gewöhnen können, welche diesen Gewaltäußerungen einer ungeheuern Natur vorherzugehen pflegen, so wäre es uns auch wohl möglich geworden, neben der Großartigkeit der Erscheinung die wunderbare Leichtigkeit zu bewundern, mit der die gigantische Wassermasse zwanzig Minuten lang in ihrer schwindelnden Höhe gehalten wurde. So vermochten wir nur athemlos dem grandiosen Schauspiel zuzuschauen, ohne uns über seine Einzelheiten Rechenschaft zu geben. Nach dem Ausbruch schwindet das Wasser in seinem Becken um mehrere Zoll, und die Temperatur sinkt auf 150 Grad Fahrenheit. Die Fluth selbst strömt aus zwei Oeffnungen und zwar ist es die kleinere, deren Durchmesser zwischen $2^1/_2$ und 4 Fuß beträgt, dem Hauptstrahl als Ausgang dient."

Dieser Geyser empfing mit Recht den Namen des „Großen", des Grand Geyser, und seine Ausbrüche scheinen alle sechzehn Stunden stattzufinden. In seiner Nachbarschaft und gleichsam unter seinem Schutz liegt, einer Familie gleich, ein mittelgroßer Geyser, um den sich drei kleinere lagern, deren Ausbrüche mit dem Muttergeyser zugleich stattfinden. Eine Anzahl anderer Quellen erzwangen förmlich durch die Form der Krater und Becken, welche sie aus ihren Niederschlägen um sich erbaut haben, die Namen, welche ihnen beigelegt wurden, so die „Badewanne", die „Punschbowle", der „gezahnte Becher" &c. Hier kommen auch jene die Gipfel abgeplatteter Hügel bedeckenden Quellen häufig vor, welchen Professor Hayden den Namen „Central Springs" gab. Sie schmücken sämmtlich ihre Ränder mit Gebilden von wunderbarer Feinheit und Schönheit, die bald Schwämmen, bald Korallen, bald phantastischen Blumen und Federn gleichen. Erklettert man einen solchen Hügel und schaut über den Rand in die klare Tiefe hinab, so vermeint man in ein Licht- und Farbenmärchen zu blicken. Die Lebhaftigkeit und der Reichthum des Regenbogenspiels, welches sich hier entfaltet, hängt freilich von der Sonne ab. Wenn aber diese zur Mittagszeit ihre vollsten Strahlen herabsendet und ein leichter Luftzug die Oberfläche der Fluth bewegt, so übertrifft das Farbenleben alle Begriffe. Die größte dieser „centralen Quellen" ist der auf dem entgegengesetzten Ufer auf stattlicher Anhöhe gelegene Castle (Schloß)-Geyser. Es ist in der That das Bild einer Schloßruine, welches die 20 Fuß hohen, gerade ansteigenden, oben zinnenartig ausgezackten Kraterwände, die dieser Geyser im Lauf der Zeit um sich herumgebaut hat, bieten. Die Quelle selbst steigt in Gestalt einer klaren, ewig wallenden Fluth aus einem tiefen Trichter auf, dessen innere Wände sie mit schneeweißen Niederschlägen aus Kieselerde in Form der prächtigsten Arabesken überkleidet hat. Ihre Zeiten als Geyser ersten Ranges scheinen übrigens längst vorüber zu sein. Die



Yellowstone-See. Südöstlicher Arm. (Nach einer Originalphotographie.)

Mud Geyser (am Yellowstone-Fluß). Nach einer Originalphotographie.

Springfluthen, welche sie entsendet, steigen heute nur noch zur Höhe von 10 bis 15 Fuß, während jene Eruptionen, denen ihr mächtiger Krater seine Entstehung verdankt, mindestens zehnfach gewaltiger gewesen sein müssen.

In desto vollerer Kraft stehen noch heute der „Riese", die „Riesin" und der unter dem Namen des „alten Zuverlässigen" berühmt gewordene Geyser. Der Krater des Riesen hat die Gestalt eines abgebrochnen gigantischen Horns und die Hayden'sche Expedition beobachtete einen seiner Ausbrüche, welcher, eine Stunde und zwanzig Minuten anhaltend, den Wasserstrahl 140 Fuß hoch trieb, während Lieutenant Doane von dem Washburne'schen Unternehmen gar von einer Eruption berichtet, bei welcher ein 5 Fuß dicker Wasserstrahl drei Stunden lang in einer Höhe von 90 bis 200 Fuß seinen himmelstürmerischen Tanz ausführte. Noch kolossaler ist die Riesin. In der Mitte einer kaum merklichen Abdachung, welche sich gegen die Südgrenze des ganzen Wassers hin ausbreitet, öffnete sich vor Professor Hayden und den Seinigen plötzlich ein ovaler Schlund mit einem Durchmesser von 18 bis 25 Fuß, gezackten Rändern und rauhen Seitenwänden, deren Bekleidung aus grauweißen Niederschlägen bis zu einer Tiefe von 100 Fuß sichtbar war. „Wasser," heißt es in dem Bericht, „konnten wir nicht erspähen, nur tief unten gurgelte und kochte es. Plötzlich begann es zu steigen, kochend und schäumend mächtige Dampfwolken herauszustoßen, so daß unsere Gesellschaft schleunigst die Flucht ergriff. Als die Fluth noch etwa 40 Fuß vom oberen Rande entfernt war, schien sie sich zu beruhigen. Herzueilend erblickten wir sie im Kampf mit sich selbst, wallend und aufspritzend, und bisweilen kleine Strahlen bis zur Erdoberfläche entsendend. Gleich darauf aber schien sich ihrer ein ungeheurer Krampf zu bemächtigen. Sie stieg, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß sie uns kaum Zeit zur Flucht von ihrem Rande nach einem sicheren Standpunkt ließ." Die Ausbrüche der Riesin treiben zuerst eine bis 50 und 60 Fuß hohe Wassergarbe aus der Tiefe empor, über welcher sich alsbald eine zweite aufbaut, um ihrerseits wieder von einer dritten überragt zu werden, bis endlich ein fünf- und sechsstöckiger Zauberbau aus lebendigen Fluthen in einer Höhe von 200 und mehr Fuß vor den staunenden Blicken aufgerichtet steht. Der Riesin ganz nahe, hat der Bienenstock-Geyser seinen 3 Fuß hohen Krater aufgebaut, aus welchem er sein wunderbares Spiel bis zu derselben Höhe treibt, in welcher die Riesin ihre Fluthen zu tummeln pflegt, während der nach Süden hin den Abschluß dieser Reihe von Geyser-Granden bildende Old faithfull, die Zuverlässigkeit, welche ihm diesen Ehrennamen eintrug, in geradezu unfehlbarer Weise bewährt. Je ein Mal in der Stunde und zwar pünktlich auf dieselbe Minute beginnt er sein etwa 15 Minuten anhaltendes Spiel, bei dem er eine 6 Fuß starke Wassersäule 100 bis 150 Fuß emporjagt, um sie von dort in Gestalt eines blendenden Sprühregens zur Erde zurückstäuben zu lassen.

So reiht sich, so drängt sich Wunder an Wunder auf diesem verhältnißmäßig so engbemessenen Raum des oberen Firehole-Bassin! Man müßte, statt eine kurze Skizze zu geben, ein Buch füllen, um mehr als nur das Höchste und Grandioseste dieser Wirklichkeit gewordenen Märchenwelt in den Kreis einer eingehenden Schilderung zu ziehen. Was sie bietet, läßt sich mit nichts vergleichen, als mit sich selbst. Von Allem, was man in dieser Art bisher gekannt, reicht nichts (selbst den Geyser Islands und die Wasservulcane Californiens nicht ausgenommen) nicht nur nicht daran hinan, — es bleibt so weit dahinter zurück, daß es fortan seine Existenzberechtigung als Naturwunder verliert. Die Schöpfung selbst scheint hier am Ende ihres Witzes angekommen zu sein, als sie sich dieses „Bis hierher und nicht weiter" stellte.

Auch unser Streifzug durch den amerikanischen Nationalpark des Yellowstone und Madison-Gebietes finde hier seinen Abschluß. Seine Fortsetzung würde nichts enthüllen, was unser bewunderndes Grauen vor den unterirdischen Mächten, deren eigentlichster Herrscherthron hier gestanden, und die noch heute die Sprache des entketteten Chaos zu uns sprechen, zu steigern vermöchte. Lange genug haben sie ihr kolossalisches Geheimniß gewahrt. Freuen wir uns, daß es ihnen endlich entrissen worden! Und lassen wir uns diesen Triumph nicht durch das Wort der Wissenschaft ver-



Giant Geyser (Fire Hole Basin). (Nach einer Originalphotographie).

kümmern: daß das, was der Menschheit endlich zugänglich geworden und wovor sie jetzt in athemlosen Erstaunen steht, nichts Anderes sei, als nur ein dürftiges Nachspiel, ein verhallender Epilog zu dem ungeheuerlichen Elementardrama, welches sich die Natur im Herzen unnahbarster Felsengebirgswildnisse Jahrtausende lang zur eignen Verherrlichung aufgeführt hat!

Licht und Schatten unter Palmen.

Charakterbilder aus dem tropischen Amerika

von

Franz Engel.

1. Cuartel.*

„Hay cuartel!“ — — So raunt es von Mund zu Mund durch das ganze Land, ob auch kein Waffenherold noch den gefürchteten Ruf erhob, kein gebietender Arm demselben schon geharnischten Nachdruck verlieh; die Winde tragen die bange Warnung über Wald und Feld, die verborgensten Schlupfwinkel fangen sie auf, und wie der Vogel vor des Falken Stoß, so flieht vor ihr der erschreckte Mensch und trägt sie hinauf zur einsamen Savanenhöh', wo der Sonnenstrahl im kalten Nebel erblaßt, und von der Höhe hinab in das tiefe Thal, wo der zitternde Gluthglast des gewaltigen Taggestirnes auf dem glänzenden Firniß der Palmen liegt.

Niemand weiß, woher die Schreckensbotschaft kommt: — und doch vernimmt und empfindet sie Jeder; gleich dem geisterhaften Brausen durch den blattstillen Wald, das, vom Auge ungesehen und doch von dem Gehöre vernommen, dem Ausbruche des Unwetters vorangeht, treibt sie fort; sie liegt gleichsam in der Luft, wie die unausgesprochene Ahnung eines drohenden Verhängnisses. Auch die Gewitterschwüle lastet, noch ehe der Blitz aus dem Gewölke fällt und der Donner den Aufruhr der Elemente verkündet, schwer auf der verschmachtenden Creatur; — so, ehe noch die Waffe aufgenommen, lastet auf dem Frieden der Gemüther die raunende Stimme des Landes: „Hay cuartel!“

Immer gleich haucht der Wald seine würzigen Düfte, breitet die Flur ihren immergrünen, fruchtschweren Teppich über die warme Erde aus; am süßen Nectar leuchtender Clabellinen und himmelblauer Passionsblumen saugt sich der funkelnde Kolibri satt; an der Hütte Dach lehnt, vom ewigen Sommer flüsternd, der Banane Blatt; die milden Lüfte und blinkenden Wellen der Wasserschlucht haschen lüstern nach dem honigsüßen Blumenstaub der Königspalme; Sonnenauf- und Sonnenuntergangsgluth umfluthet das Morgen- und Abendfirmament; und voll hehrer Majestät und Ruhe leuchtet das Tag- und Nachtgestirn auf die nimmer entlaubte Erde nieder.

Aber die Menschenseele, ein Spiegel und Echo zwar der umgebenden heiteren oder ernsten Naturfärbung, ist getrübt durch den Hauch der Leidenschaft, welcher das Menschenwesen durchweht; unter ihrem Banne finden das Lächeln des Himmels und die fröhlichen Anklänge der Erde nicht Wiederschein, noch Wiederhall; — — aus der Wasserschlucht, aus dem Schatten des Brotfruchtbaumes entfloh der lachende Freudenlaut; stumm dehnt sich unter den Sternen der freie Plan, über welchen Cinco und Chucha gerauscht und Tanz und Spiel gejauchzt; Kranz und Blumen nahm der Sturm aus dem schwarzen Haar, und durch das verschlungene Gebüsch brach in hastiger Flucht der Arm sich Bahn, der noch eben verlangend nach des braunen Mädchens behender Gestalt gehascht. Der Becher der ewigen Lethe zersprang, und die Saiten rissen, welche die lachende Freude gelockt. Vom gelben Malvenhügel spähen ängstliche Blicke ins Thal hinab, denn aus jeder Waldschlucht, von jedem Felshange ruft es, wie warnender Hahnenschrei: „Hay cuartel!“

Gelähmt ruht die Hand, welche das wuchtige Eisen schwang, und ungepflückt fällt vom Baume die faulende Frucht; die winzige Habe des Hauses liegt im Busch versteckt, die kleine Baarschaft unter Sand und Steinen verscharrt, und ungeduldig scharren Pferd und Rind an der fesselnden Halfter im dichten Schilf- oder Waldge-

* Cuartel: das Quartier; im Sprachgebrauche so viel als: Aushebung, gewaltsame Einstellung, überhaupt Kriegszustand.

hege. Scheu, wie ein Schatten, vom Gebüsche gedeckt, huscht des Mannes Gestalt durch den hellen Tag; durch den beweglichen Laubspalt späht das Auge, auf den Blattfall lauscht das Ohr, jedes brechende Reis mahnt die haftlose Sohle zur eiligen Flucht. Mißtrauisch folgt der Blick des Weibes, das vor der verlöschenden Herdflamme niederkauert, dem vorüberziehenden Wanderer; wenn er ein Freund des Hauses oder ein Fremder ist, der unverletzbare Gastfreundschaft auf dem fremden Boden findet, so schleicht behutsam hinter des Weibes Rock der verschüchterte Mann hervor; vorsichtig prüft er den rastenden Fremdling und, das Wort nicht wagend, macht er zögernd ein fragend Zeichen; jener versteht die stumme Frage und theilnehmend antwortet er mit der Mahnung: „Eile in den Wald, hay cuartel!"

Einen Augenblick noch weilt der Wanderer; an seinem mittheilenden Munde hangen, je wie die Worte fallen, verwirrt oder beruhigt, vernichtet oder ermuthigt die lauschenden, forschenden Mienen; — oder die Schreckenskunde trifft unerwartet und ungeahnt, wie ein Pfeil aus dem Hinterhalte, ins arglose Herz, das, noch trunken von aller sorglosen Lust, plötzlich im tiefsten Elend erwacht. Unverwelkliche Kränze legte der Tropenhimmel auf die Wiege der Sterblichen nieder; — und der Mensch flocht Noth und Thränen auch in dies sein Wiegengeschenk.

Weiter zieht der Wanderer seine Straße; das geheiligte Gastrecht schützt seine Schritte auf dem schwankenden Boden. Zu seinen Füßen dehnt sich das üppig schwellende Thal; langsam wälzt sich der Silberstreif des Stromes, von Piroguen durchfurcht, durch das lichte und dunkle Blattgehänge; weiter hinab liegt, in den sammtnen Ufersmaragd eingebettet, die belebte Hafenstadt; auf ihren rothen Dächern schwimmt, wie flüssig Gold, der Sonnenstrahl; immergrüne Flurteppiche und flatternde Blumenfestons umkleiden das weiße, blinkende Gemäuer; und über Fluß und Stadt und Flur und Wald wölbt sich der reinste Himmellasur, und zieht den trunkenen Blick des berauschten Auges in seine unergründliche Tiefe hinein, wie das Meer die Strahlen des Lichtes trinkt.

Da hinein setzt der Wanderer seinen Fuß; stiller Friede, heitere Ruhe umathmen ihn; leicht heben sich seine Gedanken, und er sieht in seine eigne Seele, wie in den klaren Spiegel eines lächelnden Bildes hinein. Eine Erdenstätte ist es, wo der Altar seines Priesters harrt und der Opferstock sich aufthut, die Dankesgaben empfundener Glückseligkeit zu empfangen. — Aber Gift träufelt der Priester in den Opferbecher, und in Wehe klingt das Hosianna der Freude aus!

Der Wanderer steht betroffen: — händeringend fleht das Weib um den geraubten Gatten; die Mutter wirft sich, zornig wehrend, vor den gehetzten Sohn; der geschmähte Greis ruft des Himmels Rache um die zertrümmerten Stützen seines hülflosen Alters an; fluchend in seiner Fessel ballt der Mann die ohnmächtige Faust; in der Halfter hängt, wie das Vieh gebunden, der trotzige Jüngling; Jugendkraft und Lebenslust krümmen sich unter den Fußtritten der Habsucht und Willkür; Elternfreude und Weibeslust tritt wildes Gelüste ruchlos zusammen; die schwellenden Fruchtgärten liegen zerstampft unter der Menschenhetze; hier legt sich die Schlinge um die eingefangene Beute, dort hetzt die Meute das Menschenwild in den Wald, wo es hungernd und entblößt mit den Bestien seine Freistatt theilt.

So flüchtet der Mensch vogelfrei von Lager zu Lager, von Zuflucht zu Zuflucht, bis er keinen Ausweg mehr findet; zusammengekoppelt, wie eine Herde Schlachtvieh, wird der Paria zum Gladiatorenspiele menschenverachtender Häuptlinge in den Zwinger geschleppt; erschöpft von den physischen und geistigen Leiden wirft sich der Elende auf die harten Steine nieder, wie ihn der Scherge aufgefangen, halb nackt, unbedeckt, ohne den Trost des Abschiedes von den in Ungewißheit über ihn zurückgebliebenen Angehörigen; auf nackter Erde gönnt ihm sein Zwingherr einen kurzen Schlaf, um morgen ad majorem tyrannidis gloriam unter der heuchlerischen, lästernden Fratze der Freiheit ans Kreuz geschlagen zu werden.

So mischt der Menschenwahn sein Gift in das überschäumende Füllhorn der segenspendenden Natur; so tritt der Staubgeborene mit seiner an ihn geknüpften Qual die Blumen nieder, die eine gütige Gott-

heit ihm huldreich um die Schläfen wand; so entladet sich die ahnungsbange Schwüle der Gemüther in dem Angstrufe: „Hay cuartel!“

Auf Markt und Straßen unter freiem Himmel, in den Gefängnißhöfen, in Kirchen und ausgeräumten Gewölben, wie und wo sie eingetrieben, kauern die kläglichen Gestalten gruppenweise nieder: — halbe Knaben, halbe Greise, Söhne und Väter, und zwischen ihnen der kraftvolle Mann, von der Seite seines wehklagenden Weibes gezerrt; stumpfsinnig liegen sie auf der Erde oder schreiten umher mit gesenkten Blicken, von Elend umnachtet oder von Verzweiflung zerfleischt, mit zornig geballter Faust oder mit cynischem Spotte über den eignen Jammer auf der Zunge. Die Gefängnißmauer oder eine Kette von Bajonnetten umzäunt das Lager; „Freiwillige der Freiheit“ oder „Vertheidiger des Rechts und des Altars“ nennt die schwülstige Phrase der Willkür dies zusammengehetzte Menschenwild mit einem Cynismus, der nichts Gleiches kennt. Der Spott der vorübergehenden Vornehmen, die eisige Gleichgültigkeit der Bandenführer ist das Salz, das der „freie“ Staat diesen seinen „freien Bürgern“ in die Wundenmale reibt; seine Gleichheit scheidet die Menschen in Edle und Aussätzige; edel macht die Geburt, die Hautfarbe, die Arbeitsenthaltung, der Besitz; aussätzig macht die Arbeit, die Productivität, die Bedürftigkeit und das Pigment, mit welchem die Natur die Haut des Menschen färbt; und die Macht ist das Recht. So hier, wie dort, — unter Kronen, unter Tiara's, unter brandrothen Gleichheits- und Freiheitsbäumen. Der weiß und reich Geborene mit schwielenlosen Händen verschmäht die Ehre, mit Gut und Blut einzustehen für Freiheit, Altar und Gesetz; nur der in Dürftigkeit und zur schändenden Arbeit geborene farbige Mensch ist berufen und auserwählt zu diesem Ruhme, und nur er entsetzt sich bei dem lustigen Hallali: „Hay cuartel!“

Mitleidig lockert sich die Postenkette; hier öffnet sie sich einem Mütterchen, das ihrem Sohne mit einer wärmenden Decke nacheilt; dort schlüpft die Tochter hindurch, die dem Vater einen erquickenden Trunk in die Hände drückt; und zum Freunde findet die Freundin den Weg, ihn, der ihren Liebkosungen entrissen, mit nährender Speise zu atzen. So nahen sie sich scheu, — und doch unerschrocken; stumm, — und doch beredt; zerschlagen, — und doch tröstend; elend, — und doch aufrichtend; schwach, — und doch stark; verlacht, — und doch siegreich; eingeschüchtert, — und doch löwenherzig der Stätte des Elends, der Barbarei, der Segen in Fluch wandelnden Leidenschaft, sie: die Tröstenden, die Erwecker und Erhalter, die ewig Duldenden und ewig Thatenden, die Lichtspendenden, die Opfertragenden, das gute Wesen auf Erden, — die Frauen. Die Verzweiflung schmilzt unter ihren Sonnenblicken; der Fluch erstirbt unter ihrer erbarmenden Liebe; der Stumpfsinn treibt Leben unter ihrem Opfermuthe; die cynische Entartung richtet sich auf an ihrer sittlichen Kraft; die Verläumdung, die Verstoßung, die Verlassenheit schleicht hinweg vor ihrem richtenden und rettenden, versöhnenden Angesichte. Vor den Kerkerfenstern, vor den Mauern und Portalen der Leidensstätten, vor der Spitze der Bajonnette kauern sie nieder, und wie der Vogel seine Jungen atzt und die Sonne den Tag mit Licht und Wärme füllt, nähren, erwärmen, durchleuchten sie das hungrige und entblößte und von der Nacht des Elends umdunkelte Leben; taub gegen den Hohn, blind gegen Gefahr, trotzig gegen Drohung und Frevel verrichten sie ihre heilige Mission auf Erden; so hier, wie dort, unter den Ruthenstreichen der Civilisation, wie unter der Geißelung der rohen Mächte.

Während so unten in der Stadt, — der ewig sommerlich umgürteten, — der Wanderer betroffen steht vor dem Zwiespalt des erschaffenen Wesens: dem selbst zerfleischenden Menschenhader hier und dem lächelnden Frieden der umgebenden Natur dort, eilt oben auf dem gelben Malvenhügel mit angstbeflügelter Sohle das braune Mädchen zur Schwelle ihres Hauses zurück; nicht die scharfblättrigen Farren, noch die ritzenden Dornen und das schneidige Riedgras hemmen den hastigen Lauf. Auf dem Berghange saß Chinka, die Lust und Zierde der Spiele und Tänze, und spähte hinab in das Thal, wie das Adlerweib, das seinen umstellten Horst bewacht; unten in der Wasserschlucht theilt sich das bräunlich wogende, säuselnde

Schilfrohr aus einander und in der geöffneten Furche blitzt und blinkt es verrätherisch im Sonnenlichte; schwere Hufe stampfen das Steingerölle, das die Wellen aus dem Fels gebröckelt, und lärmend erhebt sich der grünschillernde Papageienschwarm, der durstig an die tränkende Quelle niederfiel; klirrend streift ein beweglicher Gegenstand das Schluchtgestein, Rosse schnauben und knirschen in die Zügel, — und diese halb verhüllten, halb aufgedeckten Geräusche, die Waffenblitze, die aufgescheuchten Vogelschwärme, vor Allem doch die sehende Kraft der spähenden Angst und Liebe offenbaren mit Gewißheit dem lauschenden Mädchenherzen: „Hay cuartel!"

Und als ob die Fangschlinge schon die Luft durchschneide, schnellt Chinka von ihrem Sitze auf und flüchtet, der Gazelle gleich, welche das todtbringende Blei gestreift, über den Malvenhügel, durch das Clabellinengebüsch, durch das Bananenfeld über des Hauses Schwelle, hält sprachlos inne am rauchenden Herd, treibt den gespannt lauschenden Freund aus seinem Versteck mit dem aus zusammengeschnürter Kehle hervorgestoßenen Angstrufe: „Hay cuartel!"

Nicht ungestümer hebt sich der aufgescheuchte Hirsch auf, dessen Hufe mehr in der Luft, als auf der Erde haften, wenn er sich durch die Flucht der kläffenden Meute entzieht, wie der aufgeschreckte Freund über die gastliche Schwelle stürzt, unaufhaltsam zur bergenden Schlucht hinab; nach einigen lang ausholenden Schritten gleitet er schattenhaft an den steilen Abhang nieder und versinkt geräuschlos in die Tiefe. Aber schon saß die lauernde Meute dem aufgejagten Wilde auf der Ferse; sie erspähte seine Flucht und folgt gierig seiner Spur; es ist umstellt und gefangen in seinem eignen Netze, und das weiße Nachtgestirn leuchtet feucht hernieder auf ein neues Opfer des Cuartel.

Stumm auch liegt im weißen Licht der Sterne der gelbe Malvenhügel; die rauschende Maracca entfiel der Hand, die heiße Lust wandelte sich in stöhnende Klage, die wallende Gluth des Herzens in schneidende Fieberkälte; regungslos lehnt gegen den Baum, wie ein Grabstein, eine weiß verhüllte Frauengestalt; zur Schlucht starrt sie, wie in eine Gruft hinab; denn die Schlucht verschlang, wie eine Gruft, den Freund ihrer Seele, den Gefährten ihrer Lust und Freuden, den Geliebten ihres heißen Herzens. Die Klage irrt seinem Schatten nach: — denn todt ist unter der heißen Sonne die Welt, wenn sie nicht lieben und küssen, nicht schlürfen und genießen kann.

Unten auch in der ewig sommerlich umgürteten Stadt kehrte tiefe Stille ein; silberduftige Nebel umwallen die Tropenane, aber die Stachel des Zorns und Hasses bohren qualvoll im Menschenherzen. Mit schußfertigem Gewehre umschreitet der Wachtposten die Gefängnißmauern, in welche die Söhne des Landes zusammengetrieben sind, wie der Pampasguancho seine wilden Heerden in die Hürden treibt. Die Elenden schlafen, von Erschöpfung niedergedrückt, oder die kummervollen Bilder der aufgeregten Einbildungskraft nehmen ihre Seele und schlaftrunknen Sinne gefangen. Halblaut jammert, in einer dunklen Ecke niedergekauert, der unbärtige Knabe nach seiner sorgenden Mutter: „O, mein Mütterchen, wo suchst du deinen Sohn? Weinend wohl sitzest du auf der Schwelle deines Hauses und rufst seinen Namen in die dunkle Nacht hinaus! Und er kommt nicht des gewohnten Weges daher mit den Bananen und der Yukka und empfängt nicht aus deiner Hand die wärmende Charote und das frisch geröstete Casavabrot. In den Cannko ging er, den Esel mit Früchten zu beladen; da kamen die Soldaten und banden ihn und führten ihn und das Eselchen hinfort und warfen ihn hinter Schloß und Riegel! O, mein Mütterchen, weine um deinen Sohn; morgen vielleicht schon liegt er auf der Savane kalt und todt!"

Neben dem wehklagenden Knaben lehnt an der Wand finster und schweigsam der vollgereifte Mann; er achtet nicht des Jammers um sich her; eigner Jammer füllt sein Herz übervoll. Seine Gedanken suchen nach einem geliebten Bilde auf dem gelben Malvenhügel; die Arme preßt er auf die Brust und schlingt sie durch einander, als wolle er sie zusammenringen unauflöslich; und er senkt die Stirn und stöhnt in die umschlungene Leere der Arme den Namen, der oft kosend auf seinen Lippen gespielt.

Ihn aber hört der Knabe, dessen Sinne noch beweglicher, und er streckt sich und flüstert leise zu ihm hinauf: „Freund, das Mondlicht dringt durch den Mauerspalt!“

„Du hast Recht, Knabe, auch ich sehe es!“ flüstert der Angeredete eben so heimlich zurück.

„Kamerad, — die Steine sind nur locker eingefügt; lehne dich schützend gegen die Wand, und bald wird die Oeffnung groß genug sein für dich und für mich!“

„Arbeite, mein Freund, meine Covija deckt dich; mach' leise, mach' schnell!“

Beide Gefährten schleichen geräuschlos unter dem dunklen Schatten des Manghobaumes an der Mauer entlang; gedeckt von den breiten Schultern des Einen, legt der Andere die Hand in den Spalt, durch den das Mondlicht in den Schatten fällt; leicht und geräuschlos giebt der lose Mörtel dem behenden Drucke der Hände nach; der Länge nach kriecht der Eine nach dem Andern durch die schmale Oeffnung. Schon athmen sie frei auf, — da springt hinter dem Mauerpfeiler plötzlich ein schlaftrunkener Posten von seinem Sitze auf; das Scharren und Schleifen über den losen Mörtel erweckte ihn aus seinem Halbschlummer. Mit dem Kolben seines langen Flintenrohres drückte er die kriechende Gestalt fest auf den Boden nieder; schon will er Lärm schlagen, — da tritt ihm der andere Flüchtling eilends unter die Augen; der Lärmruf bleibt ihm in der Kehle stecken; erschrocken starrt er dem Flüchtling ins Gesicht; „Ramon!“ — „Antonio!“ rufen Beide einander mit stockender, flüsternder Stimme an.

„Lauf, mein Bruder, schnell, — ich habe nichts gesehen!“

„Auch meinen Kameraden hier gieb frei!“

„Gut, auch der! Schnell fort! Die Heiligen mit dir, mein Brüderchen!“

Und die beiden Befreiten eilen lautlos über Straßen und Hecken fort. Aber eine zweite äußere Postenkette umspannt die Stadt mit eisernen Klammern; schon setzen sie den Fuß ins Freie und holen aus zur unaufhaltsamen Flucht; da schlägt sie das Knacken des Gewehrschlosses und der weithin schallende, gebietende Haltruf jählings zu Boden.

Schattenlos und bloß liegt die weite, mondhelle Ebene; nirgend bietet sich dem angstvoll spähenden Auge ein Versteck, eine schützende Brustwehr gegen den niederfahrenden Todesstreich. — Aber nur einen Augenblick liegen sie, von Furcht betäubt, thatlos; dann drücken sie sich noch platter als zuvor auf die Erde und schleichen sich, gleich dem Reptile, durch die Gräser und Stauden. Kaum jedoch wandten sie das Gesicht, da kracht hinter ihnen ein Doppelschuß.

„Barmherziger Gott, — ich sterbe, mein Freund!“ — Es ist ein Todesschrei, der sich losringt aus der durchlöcherten, röchelnden Brust des niedergestreckten Knaben; und mit dem letzten Seufzer nach dem Mütterchen und Gottes Erbarmen ist Alles, Alles vorbei an Erdenlust und Erdenqual.

„Virgen santa bendita! Sie sei dir gnädig!“ — ruft, schreckgelähmt, der Fluchtgefährte; doch das Rasseln des eisernen Ladestockes schnellt ihn aus seiner Betäubung auf, und mit der Kraft der Todesangst flieht er, wie der angeschossene Hirsch, durch den wallenden Silberdunst, immerzu, immerzu, über Stein und Gestrüpp, durch Busch und Wald, durch Berg und Thal. Er fühlt es nicht, daß ihm das Blut von der Hüfte rieselt und als dünner rother Faden auf dem Boden folgt; die zweite Kugel riß eine Furche durch das Fleisch; aber die Erschütterung des Wesens verläugnet den Schmerz. Endlich nimmt den Flüchtling die dunkle, rettende Schlucht auf.

Sabbathstille liegt auf der feuchten Erde weit und breit unter den leuchtenden Sternen der Tropennacht; lautloses Schweigen auch hält die Hütte auf dem gelben Malvenhügel umfangen; — doch plötzlich thut sich das Clabellinengebüsch aus einander, und über die am Baume lehnende, weiß verhüllte Gestalt bricht kraftlos ein blutender, keuchender Mann zusammen. Die weiße Hülle fällt von dem schwarzen Haare und dem dunkel umrahmten Angesichte, und mit einem Schrei voll Angst und Freude zugleich fangen zwei ausgebreitete Arme den Ohnmächtigen auf, betten sein schweißkaltes Haupt in den weichen Schoß und bergen und streichen und liebkosen es, bis endlich die lauten Rufe, die zärtlichen und klagenden Liebkosungen den Bewußtlosen zurückrufen ins warme Leben.

Aber wirr und wild, noch die Todesangst im Herzen, fährt er auf, bis sein unstäter Blick sich in die brennende, bannende Gluth zweier flehender Augen senkt und die Schattenbilder von seinem Geiste fallen. Zugleich auch findet er die volle Fassung und ruhige Ueberlegung wieder; ohne Rast und Säumniß schreitet er auf den dunklen Wald zu und schleift das Mädchen, das sträubend an seinem Halse hängt, mit sich fort auf seiner neuen Flucht.

„Chinka, zieh mich nicht in die Gefangenschaft zurück; höre, Mädchen, die sausende Fangschnur über uns! An dem großen Higuerote in der Tigerschlucht erwartet dich dein Ramon, — der arme Ramon seine barmherzige Verpflegerin!"

Dann windet er sich aus ihren Armen, und wie eine nächtliche Traumerscheinung, die an dem Auge vorüberzog, entschlüpft und schwindet er wieder, wie er kam, hinter dem Clabellinengebüsch.

Das Mädchen bleibt zurück; Nacken und Busen streifte sich bloß im Ringen und Sträuben der Angst und Freude; doch, es achtet nicht des feuchten, gefürchteten Sereno, des Nachtthaues; denn die Seele zog dem Flüchtlinge nach und empfindungslos blieben die Sinne zurück. Bald ordnet es die verworrenen Bilder der letzten stürmischen Minuten in seinem Geiste, und das Herz ist helle wie der Tag: denn Ramon, der Freund der Seele, der Geliebte des heißen Herzens ist frei, ist gerettet!

Voller Hast flieht Chinka über die Schwelle des Hauses zurück, als ob der Häscher ihren Fersen folge, aus dem gefolterten Herzen den Verrath zu pressen. Dem Schutzheiligen der Flüchtlinge und Verfolgten bringt sie eine geweihte Kerze dar, wirft sich auf die Palmenmatte und vergräbt in die weichen Wellen des langgelösten schwarzen Haares das fieberheiße Angesicht.

In den dunklen Gründen des Waldes findet Ramon, gemeinsam mit den Bestien, eine Zuflucht vor — den Menschen. Seine wunden Glieder, seinen schleppenden, von Elend geschwächten Gang, seinen verfinsterten Blick, sein geächtetes, sieches Leben richtet auf und heilt und tröstet in der Stille und Verborgenheit der Engel der Barmherzigkeit auf Erden: das Weib. Draußen aber in der Helle und dem Geräusch des Tages feiert unter lärmendem und aufgebauschtem Prunk und Schwall seine Machttriumphe: das Cuartel.

Wie der eine Tag vergangen, kehrt der andere wieder, geschmückt mit Licht und Farben und Frohlocken schüttend über Himmel und Erde; immer dieselben goldnen Lüfte, dieselbe Fülle des Lichtes, derselbe Duft und Schimmer erwärmen das Herz, berauschen die Sinne. — Aber auf der schwellenden üppigen Tropenaue liegt, durch die Brust geschossen, starr und kalt ein armer, aus den Mutterarmen gerissener, unbärtiger Jüngling; entzückender Morgenduft, Tropensonnenaufgangsgluth streift das blasse, schmerzentstellte Antlitz; und in den Jubelrausch der erwachten Creatur, in alles duftige und schimmernde, Glück und Fülle triefende Wesen ringsumher floh über die blauen Lippen der letzte Angstruf des scheidenden Menschenlebens: „Hay cuartel!"

Der Erdmagnetismus.

Von

August Kurz.

Wer kennt nicht den Compaß und seine Bedeutung für den Seemann? Eine horizontale Magnetnadel, ungehindert* drehbar um die verticale, durch ihren Schwerpunkt gehende Axe, stellt sich in Augsburg so ein, daß ihr eines Ende auf 13 Grad westlich vom geographischen Norden hin-

* Die auf einer Stahlspitze ruhenden Nadeln unterliegen dem Reibungswiderstande so sehr, daß ihre Ruhestellung leicht um 1 Grad unsicher werden kann. Bei der empfindlicheren Fadenaufhängung muß darauf gesehen werden, daß nicht die Torsion die magnetische Einstellung beeinträchtige. Diese Torsion zeigt z. B. ein an gewöhnlichem Bindfaden aufgehängtes Gewicht an durch seine drehende Bewegung um die Fadenaxe; es sind dies Torsionsschwingungen, welche erst nach längerer Zeit mit einer bestimmten Stellung (Orientirung) des Gewichtes enden, ähnlich wie die Schwingungen des gewöhnlichen Pendels mit der bekannten (verticalen) Ruhelage. Das Torsionspendel ist durch die Torsion bewegt, das gewöhnliche Pendel durch die Schwerkraft.

weist. Man sagt da: die Declination (des magnetischen Meridians vom geographischen Meridian) beträgt 13 Grade, und nennt jenes Ende den Nordpol, das andere den Südpol der Nadel. (S. auch Fig. 3).

Die Schwingungen, welche die Nadel um diese Ruhelage ausführt, wenn sie aus derselben gebracht worden war, erinnern an das gewöhnliche Pendel. Und die Analogie mit diesem einfachen Apparat ist so vollständig, daß sie unsere Forschung nach dem Ursächlichen der von uns zu studirenden Erscheinung gleich mit dem Resultate lohnt: die auf die Declinationsnadel wirkende Kraft (Kraft heißt uns Ursache solcher Bewegungen) ist nach dem magnetischen Meridian gerichtet in der durch die Ruhelage der Magnetnadel bestimmten Geraden; wie die Schwerkraft vertical längs der Ruhelage des Pendels gerichtet ist.

Daß man über solch schöner Analogie, die das Neue, Unbekannte an Altes, Bekanntes knüpft, sich zu einem Vorurtheile hinreißen lasse, als ob durchaus solche Analogien zwischen magnetischer Kraft und Schwerkraft maßgebend wären — davor bewahrt uns gleich die Erfahrung mit zwei Magnetnadeln (oder -Stäben), daß die magnetischen Erscheinungen eben so sehr Anziehungs- als Abstoßungserscheinungen sind (während die Schwerkraft nur Anziehung bewirkt). Bekanntlich stoßen sich die gleichnamigen Enden (Pole) zweier Magnetkörper ab, die ungleichnamigen ziehen sich an.

Legt man unterhalb oder oberhalb der ruhenden Declinationsnadel einen Magnetstab parallel und mit verwendeten Polen, so sind die an der Nadel absichtlich erregten Schwingungen rascher als ohne die Nähe des Magnetstabes wegen der Anziehung der befreundeten Stabpole auf die Nadelpole. Also der Stab verstärkt, unterstützt nun die von uns gesuchte Kraft, welcher wir von nun ab den Namen „erdmagnetische Horizontalkraft“ oder „horizontaler Erdmagnetismus“ geben wollen, weil ihr Sitz in der Erde gedacht werden mag, und sie auf die horizontale Nadel (in vorhin gefundener Richtung) wirkt.

Legt man dagegen den Stab um, so daß seine Pole nun bei gleich gebliebener Entfernung des Stabes von der Nadel gleich gerichtet (also feindlich) sind den Nadelpolen, so zeigt die Nadel jedenfalls eine verlängerte Schwingungsdauer, ja, es kann sogar eine volle Umwendung der Nadel (um 180 Grad) eintreten im Sinne der freundlichen Pole. Der Magnetstab schwächt dann die Wirkung des horizontalen Erdmagnetismus auf die Nadel, beziehungsweise hat er letztere sogar schon siegreich überwunden.

Wann dieser Fall eintrete, hängt von der gegenseitigen Entfernung des Stabes und der Nadel ab. Wir wissen, daß die Schwerkraft zwischen den Himmelskörpern oder zwischen Erde und fallendem Steine ihrer Größe nach abhängt von der Masse der beiden sich gegenseitig anziehenden Körper und von ihrer Entfernung; den Grad dieser Abhängigkeit besagt das Newton'sche Gravitationsgesetz. Und dieselbe Abhängigkeit herrscht auch zwischen den magnetischen Massen und ihren Entfernungen, wie aus eigenen Messungen constatirt wurde (Coulomb).*

Dieses Gesetz führt uns, wenn wir die Entfernung des Stabes von der Nadel langsam und stetig variirt denken, zum Resultate: die erdmagnetische Horizontalkraft ist der Größe nach identisch mit der Wirkung eines Magnetstabes in besagter Stellung und gemessener Entfernung. Wir kennen damit auch die Größe der gesuchten Kraft; der horizontale Erdmagnetismus ist durch den Magnetstab meßbar,

---

* Nach dem Newton'schen Gesetz ist die Anziehungskraft zwischen zwei schweren Massen, z. B. Erde und Mond, diesen Massen direct und dem Quadrat ihrer Entfernung indirect proportional. Würde also die Erde etwa die Hälfte ihrer Masse verlieren, so würde für den gleichen und gleich weit entfernt bleibenden Mond die Anziehungskraft auf die Hälfte herabsinken; oder wenn nichts an den Massen geändert wird, aber der Mond sich in zweimal so großer Entfernung befände, so würde die genannte Anziehungskraft viermal so klein werden.

Auf den Magnetismus angewandt, unterscheide man wohl die magnetische (eine unwägbare) Masse von der vorhin genannten. Dieselbe — man nennt das unbekannte Etwas auch mit dem Namen der zwei magnetischen Flüssigkeiten, der nördlichen und südlichen — wird in der aus Stahl geformten Nadel durch passendes Streichen mit einem starken Magnetstabe hervorgerufen. Wird dieselbe Nadel stärker magnetisirt, so zeigt sie raschere Schwingungen (kürzere Schwingungsdauer) in Gemäßheit des Newton'schen oder Coulomb'schen Gesetzes. Das Maximum des Magnetisirens derselben Nadel wird wohl auch mit dem Namen „Sättigungszustand“ benannt.

gewissermaßen greifbar geworden. So berechnete Gauß das magnetische Moment der Erde als ungefähr 8000 Trillionen mal so groß gegenüber demjenigen eines einpfündigen Magnetstabes (von 1 Fuß Länge, im Sättigungszustande).

Nunmehr können wir zur „Inclinationsnadel“ übergehen, d. i. eine Magnetnadel drehbar um die horizontale durch ihren Schwerpunkt gehende Axe. Diese Nadel stellt sich in Augsburg nicht horizontal zur Ruhe, sondern ihr Nordpol neigt stark nach abwärts; die schwächste Neigung, das Minimum, beträgt 64 Grad und wird dann erreicht, wenn man die Schwingungsebene der Nadel mit dem magnetischen Meridian coincidiren läßt (also wenn die Drehaxe zum magnetischen Meridian senkrecht steht). Diese Neigung der Nadel zum Horizont (von 64 Grad) heißt Inclination. (S. Fig. 1).

Die aus diesem Thatbestande zu ziehenden Schlüsse ergeben sich nach dem früheren leicht: die volle erdmagnetische Kraft hat die Richtung der Inclinationsnadel; auf die Declinationsnadel kann vermöge ihrer Aufhängungsweise nur der horizontale Antheil (die horizontale Componente) der vollen Kraft wirken.* Die Größe der vollen erdmagnetischen Kraft verhält sich zur Größe ihrer horizontalen Componente wie die längste Seite eines rechtwinkligen Dreiecks vom Winkel 64 Grad zur kürzesten Seite. Es ist dies die gewiß vielen Lesern bekannte Regel von der Zusammensetzung und Zerlegung von Kräften nach dem Parallelogramm; als populäres Beispiel wird häufig der Fährmann erwähnt, welcher, seinen Nachen quer zur Flußrichtung antreibend, doch nur in schräger Richtung dem jenseitigen Ufer nahe kommt, weil seine Kraft und die dazu senkrechte Kraft des Wassers sich zu einer solch schrägen Mittelkraft vereinigen.* (S. Fig. 2).

So viel über die Richtung und Größe des Erdmagnetismus in Augsburg, oder, wie man die drei Elemente des Erdmagnetismus zu nennen pflegt: Declination, Inclination und Intensität. Es ist nun an der Zeit, eine Rundreise anzutreten auf der Erdoberfläche und zuzusehen, ob und wie diese drei Elemente mit dem Ort etwa variiren. Das Ob beantworten wir in richtigem Vorgefühle mit Ja; die magnetischen Massen, seien sie nun ganz im Inneren der Erde zu suchen oder auch außerhalb derselben, sind nicht gleichheitlich vertheilt; auch die ponderablen Massen, z. B. Wasser und Land auf der Erdoberfläche, sind es nicht. Aber doch kann uns vorübergehend ein Ideal mit Nutzen beschäftigen: man denke sich einen hinreichend starken, aber compendiösen Magnetstab im Erdmittelpunkte befindlich, welcher die Ursache der vorgeführten Erscheinungen an den Magnetnadeln auf der Erdoberfläche sein soll, also ungefähr wie man sich beim Studium der Massenanziehung, z. B. des Mondes durch die Erde, die gesammte Masse der Erdkugel in ihrem Mittelpunkte, dem Schwerpunkte, vereinigt denkt. Der Südpol dieses Erdmagnetstabes soll nach dem geographischen Nordpol orientirt sein. Dann wird es uns keine Mühe kosten, zu bestätigen, daß auf allen Orten der Erdoberfläche die Declination Null sein würde, oder der magnetische Meridian überall mit dem betreffenden geographischen Meridian derselbe wäre; daß ferner auf dem ganzen Aequator die Inclination Null betrüge (geographischer und magnetischer Aequator); daß an den beiden geographischen Polen die Magnetnadel senkrecht stünde (geographische und magnetische Pole), und zwar am Nordpol der Erde der Nordpol der Nadel und am Südpol deren Südpol nach unten gerichtet; daß zwischen dieser größten Inclination (90 Grad) und der vorhin genannten kleinsten (0 Grad) die Inclination nach

* Von den angedeuteten Abwärtsneigungen, die in Augsburg sämmtlich größer als 64 Grad sind, ist noch das Maximum besonders interessant; es beträgt 90 Grad, d. h. die Nadel steht da vertical, mit dem Nordende nach unten, und zwar wenn die Schwingungsebene der Inclinationsnadel um 90 Grad gegen den magnetischen Meridian verdreht wird, oder also wenn die Drehungsaxe mit der Ruhelage einer Declinationsnadel übereinstimmt. Dann kann nämlich nur die verticale Componente des Erdmagnetismus zur Geltung kommen. Ebenso ergeben sich alle intermediären Stellungen der Inclinationsnadel aus dem Kräfteparallelogramm.

* Im oben gebrauchten Bilde kann die schräge Richtung (zum Flusse) mit der totalen Kraft des Erdmagnetismus verglichen werden, die Längsrichtung des Flusses mit der horizontalen Componente des Erdmagnetismus und die Querrichtung mit der verticalen Componente, welche auch in der vorigen Anmerkung erwähnt ist.

einem einfachen Gesetze mit der geographischen Breite des Ortes variiren würde (die geographischen Parallelkreise wären Linien gleicher Inclination oder Isoclinen). Auch die Intensität würde auf dem Aequator dieselbe sein und überhaupt, wie schon die Inclination, nur von der geographischen Breite abhängen, so daß alle Parallelkreise auch Linien gleicher Intensität oder sogenannte Isodynamen wären.*

Die Wirklichkeit kommt diesem Ideal in so weit nahe, als der magnetische Aequator sich nicht weit vom geographischen entfernt (beide haben zwei Durchschnittspunkte gemein); als die magnetischen Pole in den Polarregionen zu suchen sind; als auch die Intensität vom Aequator gegen die Pole hin ungefähr vom Einfachen aufs Zweifache anwächst. Am meisten unterscheiden sich die magnetischen Meridiane von den geographischen, da Declinationen bis zu 40 Grad beobachtet werden; verbindet man die Orte auf der Erdoberfläche, welche eine gleiche Declination der Magnetnadel aufweisen, mit einander, so erhält man die Isogonen. Ueber den weiteren Verlauf dieser und der vorhin genannten Curven lohnt sich der Anblick der betreffenden Karte eines physikalischen Atlas in ähnlicher Weise wie beim Studium der Geographie. Wir scheiden hiermit von der Hypothese jenes centralen Erdmagneten, nachdem wir sie als der Wahrheit nicht genügend erkannt haben, aber ohne den Nutzen zu vergessen, den sie als erste Annäherung gewähren mag. Wir setzen auch keine andere Ansicht an ihre Stelle, constatiren vielmehr die darob restirende Lücke* und gehen über zu einem anderen Momente, dem Einfluß der Zeit auf den Erdmagnetismus.

Wenn die Veränderlichkeit der Stärke unserer künstlichen Magnete bekannt ist, so kann die aus der Geschichte und Statistik des Erdmagnetismus zu entnehmende Nachricht wohl nicht überraschen, daß derselbe in Richtung und Größe mit der Zeit sehr merklichen Aenderungen unterworfen ist.

Hiermit stehen wir am Anfange von Räthseln, zu deren Aufhellung es Zeiträume bedarf, denen gegenüber ein Menschenalter sehr wenig bedeutet. Aber gerade durch das Studium dieser Variationen können wir hoffen, daß wir oder eigentlich unsere Nachkommen zu einer tieferen Einsicht über die Wesenheit des Magnetismus gelangen werden. Kleine Anfänge dazu werden wir bald im Folgenden wahrnehmen.

Am weitesten zurück datiren die Pariser Beobachtungen, nach welchen die Declination, jetzt 17 Grad westlich, war

im Jahre	1805	22 Grad	westlich
„ „	1663	0 „	„
„ „	1580	$11^1/_2$ „	östlich

und in Betreff der Inclination verzeichnet Paris

im Jahre	1873	67 Grad
„ „	1671	75 „

Auch die Intensität variirt, aber weni-

* Nennt man ι die Inclination und φ die geographische Breite des betreffenden Beobachtungsortes, so wäre nach obiger Annahme

$$\tan. \iota = 2 \tan. \varphi,$$

also auf der geographischen Breite von 45 Grad würde die Inclination 64 Grad betragen. Und die Intensität in der geographischen Breite φ wäre proportional

$$\cos. \varphi . \sqrt{1 + 4 \tan.^2 \varphi}.$$

sie würde also vom relativen Werthe 1 am Aequator zum Werthe 2 an den beiden Polen variiren. Eine einfache Ableitung dieser Resultate findet sich von dem geistesverwandten Mitarbeiter und Nachfolger des Gauß, Wilhelm Weber, in seinen „Bemerkungen über die Wirkungen eines Magnets in die Ferne", Poggendorff's Annalen der Physik und Chemie, Band 55 (Jahr 1842).

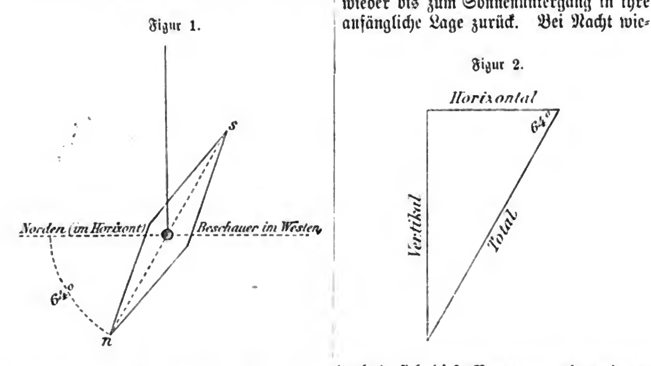
* Es war ein aprioristisches Verfahren, mit einem im Erdmittelpunkte gedachten, nach den Erdpolen orientirten Magnetstabe die Erscheinungen des Erdmagnetismus, Declination, Inclination und Intensität, erklären zu wollen. Umgekehrt, a posteriori, könnte man aus diesen drei an einem einzigen Beobachtungsorte gemessenen Elementen die Richtung der Axe eines solchen hypothetischen Erdmagnetstabes berechnen, die aber von den wirklichen magnetischen Polen der Erde viel abweicht. Würde man zwei von einander hinreichend fern gelegene Beobachtungsorte zu Gründe legen, so würde auch die willkürliche Annahme des Concentrationspunktes wegfallen, und die Rechnung selbst würde diesen liefern. Bei vier Beobachtungsorten könnte man die Lage und Stärke von zwei solchen Erdmagnetstäben bestimmen. Nach Gauß müssen wenigstens acht möglichst gut vertheilte Beobachtungsorte zu Grunde gelegt werden, um vier solche innere Magnete zu berechnen, welche dem seinerzeitigen Beobachtungsnetze annähernd gut entsprechen.

Daraus ist also ersichtlich, daß die wirkliche Vertheilung der magnetischen Massen im Erdinneren unserer Rechnung verschlossen bleibt.

ger merklich, und rührt eine strenge, für alle Zeiten vergleichbare Messung derselben erst von dem schon einmal genannten deutschen Physiker und Mathematiker Gauß (1837) her.

In Augsburg beträgt jetzt die durchschnittliche jährliche Abnahme der Declination 7 Minuten, also in nahe 9 Jahren 1 Grad; und die Abnahme der Inclination jährlich 2 bis 3 Minuten. Für Deutschland, und insbesondere München, dürfen wir uns auf diesem Gebiete der Thätigkeit des Directors der Sternwarte, Herrn von Lamont, rühmen.*

Das hiermit erwachsene Bedürfniß, den sechzigsten Theil eines Grades, die Bogen-



minute, ja noch den sechsten Theil dieser an der Magnetnadel zu constatiren, hat Gauß an seinem „Magnetometer“ befriedigt durch Befestigung eines Spiegels auf dem sich drehenden Magnetkörper; in diesem Spiegel beobachtet man mittelst auf Zimmerlänge entfernten Fernrohres das Spiegelbild einer festen Scala; der bei einer Drehung der Nadel ablesbare Bogen ist dadurch im Verhältniß der genannten Zimmerlänge zur Länge der Nadel oder des Zeigers überhaupt vergrößert, wovon wir uns durch eine elementare optisch-geometrische Betrachtung überzeugen könnten.*

Mit solchem Rüstzeuge verfolgt man die Launen der Magnetnadel, die nämlich außer den vorhin genannten säcularen Variationen noch mancherlei kleine Schwankungen aufweist. Diese letzteren sind nun großentheils schon als periodische erkannt, und wir unterscheiden heute:

1. Die täglichen Variationen, bei uns 5 bis 10 Bogenminuten ausmachend. Das Südende der Nadel flieht von Sonnenaufgang an vor der Sonne bis $1^1/_2$ Stunden nach Mittag; dann kehrt die Nadel wieder bis zum Sonnenuntergang in ihre anfängliche Lage zurück. Bei Nacht wiederholt sich diese Bewegung mit geringerer Amplitude.

2. Eine jährliche Periode hängt mit dem hohen und niederen Stande der Sonne

* Magnetische Karten von Deutschland und Baiern, nach den baierischen und österreichischen Messungen, unter Benutzung einiger älteren Bestimmungen entworfen und herausgegeben von Dr. J. Lamont. München 1854. Druck von Hübschmann. In Deutschland sieht man daselbst Declinationen bis zu 4 Grad darüber und darunter im Vergleich zu München und Inclinationen bis zu 4 Grad über die Münchener Inclination.

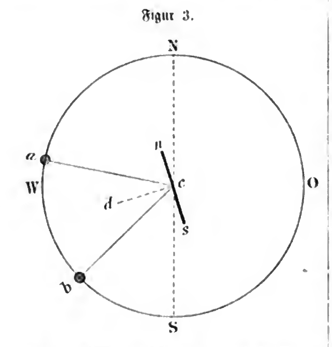
* In der Mitte eines Circus mit 360 gleich weit abstehenden Säulen sei ein schmaler Spiegel vertical aufgestellt. Ich stelle mich an die gerade vor dem Spiegel stehende Säule und sehe das Spiegelbild von dieser und mir selbst. Lasse ich alsdann den Spiegel um 1, 2, 3 Grad u. s. w. drehen, so kommen nach einander die Spiegelbilder der 2., 4., 6. u. s. w. Säule zu meiner Ansicht (die eine der beiden nächststehenden Säulen als 1. genommen). Wenn z. B. die 6. Säule einen Lichtstrahl auf den Spiegel wirft, der von demselben in mein Auge zurückfällt, so steht die 3. Säule gerade vor dem Spiegel (im sogenannten Einfallslothe). Diese Verdoppelung der im Spiegel gesehenen Bogen war oben im Text noch nicht erwähnt worden. Dagegen entspricht die dort genannte Zimmerlänge nunmehr dem Radius des Circus oder dem Abstande des Spiegels von einer Säule; die Drehung des Spiegels geschieht durch

im Sommer und Winter zusammen. Im Sommer sind nämlich die unter 1 erwähnten Variationen größer als im Winter.

3. Noch eine jährliche Periode, welche mit der Stellung der Erde in ihrer Bahn um die Sonne zusammenhängt. Dieselbe ist also gleichzeitig für beide Hemisphären der Erde, während letztere in voriger Nummer jeweils entgegengesetzte Phasen zeigen müssen.

4. Besonders bemerkenswerth ist noch eine elfjährige Periode: nimmt man nämlich das Mittel der täglichen Variationen für jedes Jahr, für München z. B. im Jahre 1843 7 Minuten, so wächst dieses

Figur 3.



fünf bis sechs Jahre fort bis zu ungefähr 11 Minuten, nimmt alsdann wieder ab bis zum Jahre 1854 auf 7 Minuten; und von da beginnt die elfjährige Periode von Neuem.

5. In der neuesten Zeit hat man noch eine Periode von $26^1/_3$ Tagen aufgefunden, wovon weiter unten noch geredet werden wird.

6. Erwähne ich noch vorübergehend den Einfluß des Mondes auf den Gang der Magnetnadel; ferner daß man einen Zusammenhang zwischen diesem Gange und den Variationen des Barometerstandes gewittert hat; endlich die Störungen, Stöße der Nadel zur Zeit der Nordlichter (welche Altmeister Humboldt darum magnetische Gewitter genannt hat) und auch bei Aenderungen des elektrischen Gleichgewichtes unserer Atmosphäre.

Zeigt diese gedrängte Uebersicht schon eine Mehrheit von Anknüpfungspunkten zwischen dem Magnetismus und anderen Naturerscheinungen, so habe ich sie doch hauptsächlich der lieben Sonne wegen gegeben, von welcher die ersten drei Nummern schon gesprochen, von welcher aber namentlich noch in Betreff der Nummern 4 und 5 jetzt gehandelt werden möchte.

Nämlich die elfjährige Periode von oben zeigt sich auch bei den Sonnenflecken. Wir wissen ja, daß die Sonne, die hohe, göttliche, von den Dichtern besungene, doch darin mit uns Menschen sympathisirt, daß auch sie Flecken, fehlerhafte Stellen zeigt; dieselben sind stetem Wechsel unterworfen; bald sind es mehr, bald weniger Flecken, und die Häufigkeit derselben, die Fleckenzahl ist von derselben elfjährigen Periode wie die obige Periode der magnetischen Variationen.

Noch weiter: aus der Bewegung der Flecken, aus ihrem Verschwinden am Sonnenrande und aus dem Wiederauftauchen derselben oder ungefähr derselben Fleckenconfiguration am entgegengesetzten Sonnenrande hat man eine sechsundzwanzigtägige Umlaufszeit der Sonne erschlossen. Und dieselbe Periode hat man (Nummer 5) in neuester Zeit bei der Declination, Inclination und Intensität des Erdmagnetismus nachgewiesen. Die Magnetnadel giebt also, wenn man will, die Rotationszeit der Sonne an, beinahe wie der Zeiger der Sonnenuhr die Rotation der Erde anzeigt.

Also die Sonne ist nicht blos das Gravitationscentrum der Planeten und die Spenderin von Licht und Wärme, sie influirt auch auf den magnetischen Pulsschlag der Erde. Getreu der strengen Naturforschung haben wir unsere mangelhafte Kenntniß über den Sitz des Erdmagnetismus schon früher constatirt und mit letzterem Namen angedeutet, daß er nur zur Benennung diene, ohne ein Präjudiz zu involviren. Ohne diese Vorsicht, wenn also mit dem Erdmagnetismus blos die Erde gemeint gewesen wäre, müßten wir jetzt an dieser Bezeichnung rütteln, müßten etwa Erd- und Sonnenmagnetismus

seinen Träger, die Magnetnadel, während bei einer gewöhnlichen Bussolennadel (Compaß) die Stellung der Nadelspitze auf einem kleinen, von dieser bestrichenen Theilkreise abgelesen wird. (S. Fig. 3).

sagen.* Man hat schon Hypothesen geäußert zur Erklärung des Sonneneinflusses auf die Magnetnadel. Der Werth solcher Hypothesen überhaupt kann ein zweifacher sein; erstens daß dadurch eine größere Gruppe sonst disparater Erscheinungen unter einen Hut gebracht wird, was auch fürs Gedächtniß bequem ist; zweitens, was noch wichtiger, führt die Prüfung und der Widerstreit gegen die Hypothese auf manche fruchtbare Untersuchung und hilft so die tiefere Einsicht vermitteln. Für uns treffen solche Vortheile nicht zu, daher wir uns auf die Kenntniß des Sachbestandes beschränken. Dieselbe stammt aus den letzten drei bis vier Decennien, einer kurzen Zeitspanne, innerhalb welcher man mit dem Wachsthume des Pfleglings zufrieden sein kann.

Zum Schluß noch eine Erwägung. Zugegeben den Nutzen des Compasses, was nützt uns sonst die Kenntniß des Erdmagnetismus? hörte ich fragen. Ich konnte die Bedeutung der Magnetnadel als Meßinstrument für die den Telegraphendraht durchzuckenden elektrischen Ströme anführen, ferner die magneto-elektrischen Ströme und dergleichen Bekanntes; ich konnte andeuten, daß wir gar nicht wissen, was noch weiter in diesem praktischen Sinne Nützliches aus den obigen Forschungen — wenn diese sonst nur eitel Spiel wären — erwachsen werde, wie ja auch die Tante des Watt nicht wußte, was der mit dem Theekessel spielende Knabe einst mit der Dampfmaschine leisten würde; oder wie Galvani sein Experiment mit den Froschschenkeln verkannte. Aber ich betonte vielmehr in meiner Antwort, daß die wissenschaftliche Forschung, sei es auf welchem Gebiete immer, ihre Richtschnur nicht in solchen praktischen Rücksichten zu suchen braucht, daß dieselbe ihre Berechtigung in sich selbst, in ihrem idealen Zwecke trägt, ohne daß sie der praktischen Früchte sich begeben müßte, die ihr am rechten Orte fast von selbst in den Schoß fallen. Da bin ich angekommen bei der Herrschaft des Geistes und darf mit der Beruhigung schließen, daß hierüber schon sehr viel Gutes und Schönes gesagt und geschrieben worden ist.

* Indessen gilt da, was der bahnbrechende Forscher Gauß in seiner „Allgemeinen Theorie des Erdmagnetismus“ im Jahre 1838 sagte: „Zweifelhaft ist allerdings, ob die regelmäßigen und unregelmäßigen stündlichen Aenderungen in jener Kraft nicht ihre nächsten Ursachen außerhalb des Erdkörpers haben mögen, und es steht zu hoffen, daß die jetzt auf diese Erscheinungen allgemein gerichtete Aufmerksamkeit der Naturforscher uns darüber in Zukunft bedeutende Aufschlüsse geben werde. Allein man darf nicht vergessen, daß diese Aenderungen vergleichsweise nur sehr klein sind, und daß also eine viel stärkere, beharrlich wirkende Hauptkraft da sein muß, deren Sitz wir in der Erde selbst annehmen.“

Literarisches.

Hochalpenstudien. Gesammelte Schriften von F. F. Tuckett. Uebersetzung von August Cordes. 2 Theile. Leipzig, A. G. Liebeskind.

Tuckett nimmt unter den Alpensteigern und Alpenforschern eine hervorragende Stelle ein, denn er besitzt die Bildung, für die Wissenschaft thätig zu sein; durch seine Recognoscirungen, Höhenmessungen und anderen wissenschaftlichen Beobachtungen (z. B. über Ozongehalt in verschiedenen Höhen 2c.) hat er den Beweis geliefert, daß er auch die Energie und Geschicklichkeit besitzt, das Gesehene und Erforschte zum Allgemeingut zu machen.

Der Inhalt des ersten Bandes ist: Die Jagdgründe Victor Emanuel's. Ein nächtliches Bivouac auf der Grivola. Ausflüge in den Grajischen Alpen im Juni und Juli 1862. Eine Nacht auf dem Gipfel des M. Vito. Notizen über den Uebergang des Alten Weißthor nebst der Besteigung der Signalkuppe. Erforschungen in den Alpen der Dauphiné. Der Col de la Reuse de l'Arolla von Chermontone nach Prerayen 2c. Ueber die „Schmutzbänder“ auf dem unteren Grindelwald-Gletscher. Ueber die neue Zurückweichung des unteren Grindelwald-Gletschers, nebst einigen Bemerkungen über ähnliche Oscillationen während der Neuzeit. Ein Rennen ums Leben.

Der zweite Band enthält: Beiträge zur Topographie der Ortler und Lombardischen Alpen. Summarische Uebersicht neuer Expeditionen im Jahre 1865, 1866 und 1867. Bernina-District, Alpen von Venetien, Tirol und der Lombardei. Ein nächtliches Abenteuer im Sulden-Thal. Eine Besteigung des Aletschhorn. Der Col Vicentino, Bosco del Consiglio und Monte Cavallo. Anmerkungen über die Phosphorescenz des Schnees und Eises. Ozongehalt in verschiedenen Höhen. Höhenbestimmungen mittelst des Thermo-Barometers 2c.



Der Schwiegersohn der Frau von Roggeveen.

Dem Holländischen des Jan ten Brink

nacherzählt von

Adolf Glaser.

(Fortsetzung.)

Siebzehntes Capitel.

Als Herr Krüger diesen Morgen um neun Uhr in das zum Zeichenunterricht bestimmte Zimmer trat, fand er die acht Knaben der letzten Klasse ziemlich laut und beweglich.

Der Spaziergang durch den Schnee hatte ihn etwas erstarrt, da er gewöhnlich ohne Mantel oder Ueberzieher, nur mit seinem abgetragenen Rock, den Kampf mit dem rauhen Wetter bestand. Die Jungen ließen sich durch sein Eintreten nicht viel stören, er nahm schweigend ein grünes Halstuch ab und zog seine dünnen Handschuhe aus, während er hastig an den Ofen trat, um sich zu erwärmen.

Nachdem er eine Weile das lebhafte Gespräch seiner Schüler geduldet hatte, dessen Gegenstand die bevorstehenden Ferien und die zu erwartende Gesellschaft bildeten, forderte er sie zur Arbeit auf. Er theilte die Zeichenvorlagen aus und beantwortete ruhig die Fragen und Ausrufe seiner Klasse. In seiner Stimme lag etwas ungewöhnlich Herzliches, etwas, was eine gedrückte Stimmung und zugleich ein liebevolles Gemüth verrieth. Die Jungen wurden gewöhnlich durch seine gutmüthige Zuvorkommenheit beschämt und ohne ein besonderes Interesse für den Zeichenunterricht zu haben, zeigten sie doch soviel Eifer, wie von zwölf- bis vierzehnjährigen Knaben erwartet werden konnte.

Diesen Morgen bemerkte Herr Krüger, daß seine jugendlichen Freunde sehr wenig Neigung zeigten, mit Aufmerksamkeit seinen Anweisungen zu folgen, aber er überlegte, daß die Ferien in den nächsten Tagen beginnen sollten und hielt es nicht mehr der Mühe werth, mit besonderer Strenge zu verfahren. Die Stunde würde denn auch ohne eigentliche Störung verlaufen sein, hätte die Aufgeregtheit der Knaben nicht einen Zielpunkt gehabt und zwar ein kleines rothhaariges Kerlchen unter ihnen, der gewöhnlich der Anstifter allerhand dummer Streiche war. Er hieß Heinrich von Croy und war der jüngste Sohn eines pensionirten Rittmeisters, der den geselligen Kreisen von Tannenthal ein besonderes Lustre verlieh. Der rothhaarige Junge war Tagesschüler in dem Institut Rastburg und es wurde sehr häufig von den Lehrern über sein Betragen geklagt. Er zeigte sich heute besonders ausgelassen, sobald Herr Krüger ihm den Rücken

wandte; er warf dann allerlei kleine Gegenstände nach seinen Kameraden und wenn der Lehrer aufsah, war er der Eifrigste von Allen bei der Arbeit.

Endlich aber wurde es dem kleinen Leithammel zu eng auf seiner Schulbank und er sprang von seinem Platze auf, um sich dem Ofen zu nähern.

„Heinrich, bleibe vom Ofen fort!“ warnte Herr Krüger, aber mit den Worten: „Es wird so kalt hier!“ hatte sich der durchtriebene Heinrich an dem Rohre des Ofens etwas zu schaffen gemacht und dasselbe verschoben. Herr Krüger vermuthete nichts Schlimmes, aber die Jungen verstanden den Streich um so besser. Als der rothhaarige Heinrich noch einmal darüber klagte, daß es kalt sei, näherte sich der gutmüthige Zeichenlehrer dem runden eisernen Ofen, öffnete das Thürchen und stocherte mit dem Haken in dem Steinkohlenfeuer.

Das hatte gerade in dem Plane des Leithammels gelegen.

Bei dem zweiten kräftigen Stoß mit dem Haken geschah das Unvermeidliche, worauf der ganze Streich abgesehen war. Das losgelöste Rohr fiel mit lautem Geräusch herab, während eine Wolke von Ruß und Rauch das Zimmer erfüllte. Unter den Jungen entstand ein lautes Jauchzen, während sie ihre Plätze verließen und sich in einiger Entfernung gruppirten. Der sonst so wohlwollende Krüger war in diesem Augenblicke wie verändert. Er faßte mit beiden Händen in sein greises Lockenhaar, während seine sanften Augen funkelten und seine gerunzelten Züge mit Röthe bedeckt waren.

„Verfluchter Junge!“ stieß er hervor und stürzte auf Heinrich von Croy zu. Dieser suchte sich ihm zu entziehen und so entstand unter dem Lärm der übrigen Jungen eine seltsame Jagd, die auch noch nicht aufhörte, als der Uebelthäter die Thür erreicht und sich in den Gang geflüchtet hatte. Der Lärm vermehrte sich so sehr, daß die Thüren der übrigen Schulzimmer geöffnet wurden und die anderen Lehrer sich in die Angelegenheit einmischten.

Um den Ofen in Ordnung zu bringen, mußte Johann, der Hausknecht, gerufen werden, was fast sämmtliche Schüler neugierig an die Thüren lockte. Nach und nach wurde die Ordnung wieder hergestellt. Die Fenster des Zeichenzimmers wurden geöffnet, wodurch die kalte Decemberluft eindrang. Die Knaben reinigten ihre Zeichnungen vom Staub und Herr Krüger stand mitten im Zimmer tief betrübt über den Vorfall und zugleich über die Heftigkeit, zu welcher er sich hatte fortreißen lassen.

Mit kräftigen Schritten trat nun der Director Günther, welchen Krüger in der ersten Verwirrung hatte rufen lassen, in das Zimmer herein. Nachdem er die Mittheilungen des Herrn Krüger vernommen hatte, schüttelte er mehrmals mit dem Kopfe und frug nach Heinrich von Croy. Als ob gar nichts geschehen wäre, trat dieser von seinem Platze, wohin er in aller Stille zurückgekehrt war, hervor. Darauf sagte der Director sehr laut:

„Ungehörigkeiten wie diese dürfen in meinem Institute nicht mehr vorfallen. Heinrich wird sofort nach Hause gehen. Das Weitere wird sich finden. Ich ersuche Herrn Krüger, strenger darauf zu achten, daß nicht die geringste Störung vorkommt, und ich halte mich überzeugt, daß diese Warnung nicht in den Wind geschlagen wird.“

Doctor Günther war offenbar aus seiner gewöhnlichen freundlichen Stimmung gebracht, denn er sprach sehr steif und abgemessen. Herr Krüger hatte den Kopf gebeugt. Es schien, als ob er noch etwas sagen wolle, denn seine Lippen bebten, aber der Director besichtigte die Arbeiten der Jungen und ging dann schweigend fort.

Um zwölf Uhr benutzte Wilhelm die freie Pause, um seinen Freund Krüger zu begleiten. Wilhelm hatte von Anfang an zu dem bescheidenen kleinen Zeichenlehrer mit dem leidenden Gesichtsausdruck eine Art mitleidiger Zuneigung gefaßt und dieser empfand die Freundlichkeit des jungen Lehrers mit dankbarer Anerkennung.

Nun gingen sie schweigend neben einander. Wilhelm betrachtete in der Stille die schöne Winterlandschaft. Die Sonne schien eilig entfliehen zu wollen, während sie ihre kalten Strahlen über die Schneemassen ausgoß. Der Himmel war hell und kein rauher Windhauch störte den Genuß des Spazierganges, obgleich die Decemberkälte sich kräftig geltend machte

und noch strengeren Frost ankündigte. Der Rauch stieg aufrecht aus den Schornsteinen der Landhäuser und Bauernhöfe, an denen sie vorbeikamen. Mit den Flügeln schlagend strichen zuweilen einzelne große Raben unter den mit Schnee belasteten Tannenbäumen des Weges dahin.

Vergeblich suchte Wilhelm die Aufmerksamkeit des Zeichenlehrers dafür zu gewinnen; dieser lächelte düster und schweigend. Was diesen Morgen geschehen war, in Verbindung mit den Worten des Directors, drückte ihn ganz nieder.

„Nun, lieber Freund —“ begann Wilhelm nochmals, „Sie müssen sich das nicht so zu Herzen nehmen. Wer wird sich eines solchen Vorfalls wegen den ganzen Tag verderben.“

Krüger schüttelte den Kopf und sagte dann in seinem eigenthümlichen gutmüthigen Tone:

„Nein, lieber Blankmann, das nimmt kein gutes Ende! Der Director war sehr ungehalten. Er hat den Jungen aus der Schule geschickt und bei dem nächsten Vorfall dieser Art schickt er mich selbst fort. Ich bin zu gut gegen die Jungen und wenn ich heftig werde, lachen sie mich aus. Früher ging es besser, aber ich bin in der letzten Zeit so aufgeregt, so unruhig — mein armes Kind leidet so sehr unter der so rasch eingetretenen Winterkälte.“

„Ihr Kind, Krüger?“ frug Wilhelm sehr verwundert.

„Ja, Blankmann! Ich habe früher nie mit Ihnen davon gesprochen und man wird es Ihnen wohl auch nicht erzählt haben, denn ich gelte nicht viel im Institute, obgleich — ich will nicht undankbar sein; Fräulein Franziska ist immer sehr freundlich und die Damen erkundigten sich diesen Morgen noch nach Adelheid.“

Wilhelm schwieg unter dem Eindruck seiner Verwunderung. Er kannte den kleinen, gutmüthigen, freundlich plaudernden Zeichenlehrer bereits seit einem halben Jahre und niemals hatte dieser durch ein einziges Wort seinen häuslichen Kummer erwähnt; er schien sogar meistens fröhlich und sorglos gestimmt.

„Sie verwundern sich, lieber Freund, daß ich Ihnen meine tägliche Sorge verschwiegen habe!“ rief Herr Krüger mit einem kurzen bitteren Lachen aus — „aber was ist natürlicher! Sie sind jung und kennen noch so wenig die dunklen Seiten des Lebens. Ich wollte durch die Erzählung meines traurigen Looses Ihre heitere Stimmung nicht verderben. Junge Leute schrecken gewöhnlich vor Leiden zurück und suchen die sonnige Seite des Lebensweges. Ich kann es Ihnen nicht verdenken.“

„Aber deshalb brauchen Sie mir nichts zu verbergen, lieber Krüger; ich werde an Ihrem Unglück von Herzen Theil nehmen.“

Der Zeichenlehrer ergriff Wilhelm's Hand und drückte diese lange Zeit mit glänzenden Augen.

„Ach,“ fuhr er fort, „was ich Ihnen erzählen kann, ist sehr trübe, aber Sie sollen es wissen. Ich habe eine Tochter, Adelheid; sie ist zwanzig Jahre alt, ein Engel mit wunderbar blauen Augen und einer Stimme wie Musik. Sie ist mir Alles auf der Welt. Ich habe keinen einzigen Blutsverwandten, nur meine Adelheid. Wenn ich abgemattet und niedergeschlagen von meinen Stunden nach Hause komme, klingt die Stimme meines Kindes wie das Echo aus einer besseren Welt in mein Ohr. Wie glücklich und zufrieden könnte ich mit solch einer Tochter leben — aber, lieber Freund! Es ist schrecklich zu sagen — die Auszehrung —“

Der arme Vater stand auf dem beschneiten Wege still. Er schluchzte sichtbar und brachte die Hand an seine Augen.

Wilhelm sah ihn gerührt an; solch ein tragisches Schicksal hätte er nimmer in der Existenz dieses unansehnlichen und sonst so sanftmüthigen Mannes verborgen geglaubt.

„Ist denn keine Hoffnung? Es sind schon schlimmere Krankheiten geheilt worden!“ sagte Wilhelm flüsternd.

Krüger stand unbeweglich. Als er den Kopf wieder erhob und Wilhelm anblickte, waren seine Züge noch bleicher und leidender.

„Hoffnung,“ antwortete er — „Hoffnung bleibt immer, aber ich schmeichle mir damit nicht. Adelheid ist wie ihre Mutter. Sehen Sie, Blankmann, das ist auch eine traurige Geschichte, aber Sie wollen ja einmal meine Erlebnisse kennen lernen. Meine verstorbene theure Frau, meine unvergeßliche Adelheid, hatte ein Brustleiden, woran ich nie zweifeln konnte. Wir waren sehr glücklich, unaussprechlich

glücklich, theurer Freund! Es ist die alte Geschichte — Liebe, aufrichtige Liebe machte unser Haus zum Paradiese! Ich war Künstler und hatte in meiner Jugend zu Düsseldorf durch meine ersten Bilder einige Erwartungen geweckt. Ich kam oft in das Haus eines angesehenen Mannes — eines Majors mit einem adligen Namen, wo ich den Söhnen und Töchtern Zeichenunterricht gab. Die älteste Tochter war meine Adelheid; nun wissen Sie Alles. Es wäre besser gewesen, wenn ich sie nie lieb gehabt hätte. Aber das schien unvermeidlich, denn Adelheid wendete sich mir unter Tausenden zu. Es begann alsdann ein furchtbarer Kampf. Der stolze Major fluchte seiner Tochter, daß sie solch einen armseligen Zeichenlehrer lieb haben könnte. Wir entflohen — und kamen in diese Gegend, o, welch ein Himmel erschloß sich mir in den wenigen Jahren, als sie an meiner Seite lebte. War es der Zorn ihres Vaters, die Verachtung ihrer Verwandten, das Heimweh — ich weiß nicht — aber die geliebte Frau verzehrte sich in Gram — sie wurde schwächer und leidender, namentlich nach der Geburt unserer einzigen Tochter. Selbst die Beweise der innigsten Liebe — und Sie glauben mir wohl, lieber Freund, daß ich sie ihr jeden Tag und jede Stunde gab — keine Sorge, und keine zarteste Aufmerksamkeit konnten ihr Leben verlängern. Sie starb — und damals schon dachte ich, daß die Bitterkeit meines Looses sich nicht mehr steigern könne."

Wieder schwieg Herr Krüger. Er hatte mit Feuer gesprochen, langsam waren die beiden Freunde fortgewandelt. Wilhelm sah den alten Mann mit heimlichem Mitgefühl an, denn es klang in dessen Stimme ein Nachhall von so viel tiefem Schmerz, daß unser Freund unwillkürlich zusammenschauerte.

„Es sind nun bereits fünfzehn Jahre vorübergegangen —" fuhr Krüger fort, „seitdem meine Frau verschied. Ihren letzten Wunsch habe ich erfüllt; sie wollte vor ihrem Tode ihre Heimath noch einmal sehen und dort an den Ufern des Rheins ist sie gestorben. Als ich dann mit meiner fünfjährigen mutterlosen Adelheid hierher zurückkehrte, glaubte ich vor Jammer zu vergehen. Seitdem lebte ich allein für mein Kind. Mein Zeichenunterricht gab uns unser Auskommen, wenn ich auch gern mehr für Adelheid gethan und ihr eine sorgenlose Zukunft gesichert hätte. Mit welcher Freude sah ich Adelheid zu einem lieben, klugen und fröhlichen Mädchen heranblühen. Erst vor drei Jahren begann sie zu kränkeln, dann war sie einmal längere Zeit krank und nun ist sie täglich leidend, und das Alles muß ich mit ansehen, ohne dagegen etwas thun zu können."

„Aber was sagt Ihr Arzt dazu?"

„Ja der Arzt! Wenn sie im Frühjahr nach einem milderen Klima könnte gebracht werden, je südlicher desto besser, dann wäre viel Hoffnung für ihre Genesung. Großer Gott! Die Aerzte haben gut sprechen, aber woher sollte ich armer Teufel das Geld nehmen, um mein Kind an die Ufer des mittelländischen Meeres zu bringen? Was kann ich thun, da ich auf dem Punkte stehe, von Rastburg weggeschickt zu werden? Sehen Sie, dies ist mein Schicksal und die Ursache, weshalb ich nicht besonnen bleiben kann."

Der alte Mann hatte mit einer Bitterkeit gesprochen, die fast an Verzweiflung grenzte. Wilhelm Blankmann hatte Tact und Mitleid genug, um zu begreifen, daß solcher Schmerz nicht durch Worte geheilt werden kann und darum ging er sprachlos neben seinem armen Freunde.

Sie waren in dem Städtchen Tannenthal angekommen und verfolgten die breite Straße, woselbst Herr Krüger in einen Laden trat, um eine kleine Erfrischung für Adelheid zu kaufen. Unterdessen hatte Wilhelm sich einen Plan gemacht, und als der bekümmerte Vater wieder zu ihm kam, begann Blankmann das Gespräch damit, daß er die Andeutung fallen ließ, er wollte sich einmal an den Baron von Dyrenvord wenden, der so viel Interesse für das Institut des Doctor Günther habe und sich daher wohl des Zeichenlehres annehmen werde. Die wenigen Worte versetzten den alten Krüger sofort in eine bessere Stimmung.

„Kommen Sie, Blankmann," versetzte er viel heiterer, „der Weg durch den Schnee wird Sie wohl durchkältet haben. Haben Sie so viel Zeit, um ein wenig bei mir einzutreten."

„Zeit? Gewiß. Um drei Uhr habe ich noch eine Stunde für die zwei mittle-

ren Klassen. Ist das Ihre Wohnung, Krüger?"

Sie standen vor einem einfachen Häuschen. Krüger nickte zustimmend und öffnete die Thür. Dann legte er die Finger an die Lippen und schlich leise vorwärts. Ohne Geräusch öffnete er am Ende des Ganges eine Thür, blickte nach innen und winkte Wilhelm alsdann näher.

Sie traten in ein kleines, aber heiteres Zimmer, wo Alles Ordnung und angenehme Geselligkeit athmete. Es war nicht gerade prächtig eingerichtet, aber die Möbel waren gut erhalten und man bemerkte überall das Bestreben nach einer bescheidenen Eleganz. In der Nähe des Fensters befanden sich allerlei schöne Blattpflanzen und dicht bei diesen saß in liegender Haltung auf einem großen, sehr niedrigen Armstuhl ein junges Mädchen.

Sobald Krüger eintrat, erhob sie sich mit sanftem Lächeln, aber der alte Mann eilte auf sie zu und nöthigte sie, sich wieder zu setzen; er kniete auf einem Fußbänkchen neben ihr und indem er sie umarmte, flüsterte er:

„Hast du dich recht einsam gefühlt, liebe Adelheid? Wie ist es dir ergangen?"

„Gut, Vater, sehr gut," antwortete die kranke Tochter mit einer so lieblichen Stimme, daß Wilhelm überrascht aufsah. Es war wirklich Musik in der Stimme, wie Krüger gesagt hatte.

Adelheid war auffallend zart und klein. Ihr einnehmendes Gesicht war gegenwärtig traurig abgemagert. Wenn sie sprach, überflog die Wangen oft ein plötzliches Roth. Ihre großen dunkelblauen Augen waren außerordentlich schön und funkelten in ungewöhnlicher Gluth. Das lange dunkelbraune Haar war durch ein einfaches blaues Band zusammen gehalten — ihre ganze Erscheinung machte einen angenehmen rührenden Eindruck.

Der alte Krüger stand auf.

„Mein guter Freund, Herr Blankmann," sagte er so heiter als möglich, „von dem ich dir öfter erzählt habe, kommt einmal zu uns, um dich zu besuchen, Adelheid."

Darauf reichte er ihr das Päckchen mit der gekauften Leckerei. Das leidende Mädchen öffnete es mit freudigem Lächeln und sprach mit der schön klingenden Stimme:

„Mein Vater verwöhnt mich, Herr Blankmann! Er denkt immer an mich und ist immer um mich bekümmert. Ich bin heute sehr wohl, lieber Vater, und der Husten plagt mich weniger als gestern. Wenn es so fort geht, können wir in den Frühjahrsferien die verabredete Reise mit einander machen."

„Das ist herrlich, Adelheid," antwortete der Zeichenlehrer, und bemühte sich einen heiteren Ton fest zu halten. „Wenn ich dich nur nicht so oft und so lange allein lassen müßte."

„O, ich wende die Zeit sehr gut an; ich lese alle Bücher, die Franziska mir gebracht hat, und zuweilen kommt Bertha aus der Küche, um nach dem Ofen zu sehen und mit mir zu plaudern."

„Strenge dich nur nicht an, Kind! Das viele Lesen taugt nicht, sagt der Doctor — —"

In diesem Augenblicke ertönte die Hausglocke.

„Da wird er gerade kommen!" flüsterte Adelheid, während sie die kleinen Finger an den Kopf brachte, um die braunen losgegangenen Haare zurückzustreichen.

Die Zimmerthür wurde vorsichtig geöffnet und nicht der erwartete Arzt, sondern Fräulein Franziska Günther, die älteste Tochter des Institutdirectors, trat fröhlich lächelnd herein. Sofort lief sie auf Adelheid zu und nachdem sie ihren schönen grauen Muff zur Seite gelegt hatte, kniete sie bei der Kranken nieder und küßte dieselbe mit Herzlichkeit auf die bleichen Wangen.

„Es ist heute so frisch und sonnig draußen —" sprach Franziska schnell, „und darum bin ich nur rasch hierher gekommen, um zu erfahren, wie es Ihnen geht, Adelheid. Ihr Vater schien heute Morgen besorgter als gewöhnlich —" und sich umwendend begrüßte sie Herrn Blankmann flüchtig und frug:

„Ist es nicht so, Herr Blankmann?"

„Sie irren, Fräulein Franziska," fiel Krüger in die Rede, während er wie ein Kind erröthete — „das war Zufall, denn ich bin heute sehr heiter, weil Adelheid sich so gut hält."

Franziska setzte sich neben der Kranken nieder. Sie bildeten ein überraschendes Paar, einen auffallenden Gegensatz. Die leidende und die blühende, gesunde Schön-

heit reichten einander schwesterlich die Hand. Franziska sah in ihrem Wintercostüm allerliebst aus und die zarte Farbe ihres Gesichts, von den blonden Locken umrahmt, hob sich neben Adelheid besonders vortheilhaft hervor.

„Ei, ei!“ sagte Franziska wohlgelaunt — „hat Sie Herr Blankmann einmal besucht? Das finde ich freundlich von ihm!“

„Mein Vater hat zuweilen von Herrn Blankmann gesprochen, aber heute hat er ihn zum ersten Male mitgebracht,“ antwortete Adelheid mit leichtem Erröthen.

Wilhelm war, Franziska gegenüber, ein wenig verlegen, da er stets eine große Abneigung gegen alle Besuche an den Tag gelegt hatte. Die blonde Tochter des Directors bemerkte dies sehr wohl, und um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, sagte sie, während sie ihren Muff vom Tische nahm:

„Sehen Sie hier, Adelheid, bringe ich Ihnen die Bücher, die Sie gewünscht haben. Sie werden Ihnen sehr gefallen! Und dann habe ich noch einige von den ausgezeichneten Birnen aus unserem Garten mitgebracht — ich habe sie besonders für Sie aufgehoben.“

Adelheid lächelte in fast kindlicher Freude und drückte einen feurigen Kuß auf Franziska's Hand.

Der alte Zeichenlehrer sah dies Alles voll stiller Zufriedenheit und dankte Franziska, indem er ihr einen Blick zuwarf, aus dem sein volles, gutes Herz strahlte.

„Adelheid muß morgen auch etwas haben, um sich zu amüsiren, denn wir können Sie nicht entbehren, Herr Krüger. Wir zählen auf Sie!“

„Ach!“ stammelte dieser — „ich würde so gern bei meinem kranken Kinde bleiben. Sie begreifen wohl, Fräulein Franziska, daß ich nicht zu dieser fröhlichen Gesellschaft passe, ich bin zu alt.“

„Ist morgen Abend wieder ein Fest bei Ihnen?“ frug Adelheid mit glänzenden Augen.

„Ja, liebe Adelheid! Es ist unsere gewöhnliche Soirée vor den Winterferien. Früher waren Sie auch immer dabei! Wir werden musiciren und tanzen. Zum Schluß werden wir ein kleines Souper haben, ich hoffe, daß Alles gut ablaufen wird.“

Die Leidende erhob den Kopf. Ein helles Roth färbte ihre eingefallenen Wangen.

„O Franziska!“ rief sie ganz entzückt aus, „wie herrlich wird das werden! Musik und Tanz! Wie gern würde ich dabei sein; bei Ihnen ist immer Alles so fröhlich und so prächtig. Ich sehe es noch, wie es vor drei Jahren war! Alles mit grünen Blattpflanzen und Blumen. Welch ein Genuß, stark und gesund zu sein! Aber ich habe die beste Hoffnung. Wenn es so weiter geht wie jetzt, werde ich im Frühjahr viel besser sein und kann dann zu Ihrem nächsten Fest auch kommen, das heißt, wenn Sie mich haben wollen.“

Franziska drückte ihr bewegt die Hand. Herr Krüger machte sich am Ofen zu schaffen, um sein Gesicht abwenden zu können, aber plötzlich warf er den Haken weg und flog auf seine Tochter zu.

Adelheid kämpfte gegen einen hartnäckigen Hustenanfall. Mit bebenden Lippen stand der besorgte Vater dabei und unterstützte sanft ihren Kopf. Franziska that ein paar Tropfen Medicin in ein Glas Wasser und nachdem die Kranke davon getrunken hatte, legte sich der Husten.

„Sie spricht zu viel!“ flüsterte Wilhelm, während er der Tochter seines Directors in der Stille zuwinkte, daß es Zeit zum Fortgehen sei. Franziska folgte diesem Winke. Sie umarmte Adelheid noch einmal herzlich und sagte flüsternd zu dem Zeichenlehrer:

„Sie müssen sicher kommen, Herr Krüger! Und — vergessen Sie ihre Violine nicht.“

Wilhelm nahm bewegt Abschied, während der alte Mann seine Tochter beobachtete, ob der Husten nicht zurückkehrte. Krüger winkte Beiden zerstreut zu und schien ihren Weggang nicht zu bemerken. Seine Augen waren fest auf seine Tochter gerichtet.

* * *

Wilhelm beeilte sich, in Gesellschaft von Fräulein Franziska nach Rastburg zurückzukehren. Sie sprachen anfänglich von Adelheid, aber bald ging das junge lebenslustige Mädchen auf die bevorstehende Festlichkeit über. Wilhelm antwortete nicht viel. Es hatte ihn unangenehm berührt, als sie so sehr darauf gedrungen

hatte, daß der Zeichenlehrer das Fest besuchen solle. Er fürchtete, es möge hauptsächlich um die Violine zu thun sein. Franziska führte das Gespräch weiter und war sehr freundlich gegen Wilhelm.

„Das wird also Ihre erste Soirée auf Rastburg sein, Herr Blankmann?"

„Und die ersten Ferien, die morgen beginnen," antwortete er zerstreut.

„Tanzen Sie gern?" fuhr Franziska fort, die ihr Thema nicht fallen lassen wollte.

„Ich habe bis jetzt noch so wenig Gelegenheit gehabt, mir hierüber eine Ansicht zu bilden, daß ich nicht recht weiß, was ich antworten soll. Ich glaube aber, daß man sehr glücklich, sehr jung und sehr hüsch sein muß, um gern zu tanzen."

„Was könnte Sie aber alsdann abhalten, unseren Ball morgen Abend mitzumachen?"

„Einmal fürchte ich, daß meine geringe Kenntniß des Tanzes mich hindern wird, und dann ist meine Stimmung dazu nicht sehr geeignet."

Franziska dachte einen Augenblick nach und sagte dann mit einem freundlichen Blick, um welchen Mancher Wilhelm beneidet haben würde:

„Ich glaube, daß ich wirklich recht albern gewesen bin, Herr Blankmann; ich vergaß, daß Sie in diesem Jahre Ihren Vater verloren haben."

„Ich danke Ihnen, Fräulein Günther! Auch dies stimmt mich zum Ernste; nichtsdestoweniger —"

„Die allgemeine Sitte will es so," entgegnete Franziska, „daß man während der Trauer um nahe Blutsverwandte alle rauschende Geselligkeit vermeidet."

„Was allgemeine Sitte ist, bestimmt mich weniger, als mein eigenes Gefühl," entgegnete Wilhelm, worauf Franziska ihn mit der größten Verwunderung und selbst mit einer Art von Vorwurf anblickte.

Das Gespräch ging jedoch weiter, denn das junge Mädchen war neugierig, Einiges über die Ansichten Wilhelm's zu vernehmen. Franziska war ein äußerlich wohlerzogenes Mädchen, welches um keinen Preis irgend einem Vorurtheile die Stirn geboten hätte. Sie war daher noch mehr verwundert, als das Gespräch auf die äußeren Formen der Religion kam, und Wilhelm sich einigermaßen freisinnig darüber aussprach. Sie konnte zwar die Ansichten, welche ihr hier entgegentraten, nicht widerlegen, aber sie hielt Wilhelm bereits für einen gefährlichen Zweifler, dessen Einfluß überall Unheil bringen müsse.

Man näherte sich inzwischen Rastburg. Franziska sah Wilhelm noch einmal ernsthaft ins Gesicht, als wolle sie auf die edleren Gefühle in seiner Brust einwirken, und sagte dann mit gerührter Stimme:

„Ich glaube nicht, daß ich Sie vollkommen verstehe, Herr Blankmann, aber ich mag Ihnen nicht verschweigen, daß ich erstaunt darüber bin, wie man an Sittlichkeit unter den Menschen glauben kann, ohne den heiligenden Einfluß des Gottesdienstes hochzuschätzen. Werfen Sie einen Blick in Ihr eigenes Innere und ich bin überzeugt, daß Ihr sittliches Gefühl, oder mit anderen Worten die Stimme Ihres Gewissens über diesen Punkt Ihnen gewiß nicht vollkommen beistimmen wird."

„Der Hinweis auf mein Gewissen würde Ihnen vortrefflich zu Statten kommen, wenn Ihr Gewissen und das meinige ganz dieselbe Sprache redeten," entgegnete Wilhelm, „aber unsere beiden Gewissen sind sehr verschieden, weil wir eben verschiedene Menschen sind, mit ganz abweichender Erziehung und Entwicklung."

„Aber ich sollte doch glauben, daß die Stimme des Gewissens in Bezug auf die Frage, was sittlich gut oder böse ist, vollkommen gleichlautend sprechen müsse?"

„In allen Fragen — nein; in den meisten — ja. Die Auffassung von gut oder böse und unser persönliches Urtheil über das Sittliche oder Unsittliche unserer Handlungen sind beide sehr abhängig von unserem physischen und geistigen Zustand. Ueber viele Dinge hat die Erfahrung vergangener Jahrhunderte ein festes Urtheil ausgesprochen und die Schlußsumme allgemeiner Erfahrung hat sich im Volksgewissen festgesetzt. Aber in tausend kleinen Einzelheiten weicht die Auffassung des einen Menschen von der des anderen ab, und da die Stimme unseres Gewissens zum großen Theile auch von unserem intellectuellen Standpunkt abhängt, so beweist die Berufung auf unser Gewissen, wie auf ein übersinnliches Zeugniß, durchaus nichts."

Die beiden jungen Leute traten nun durch die Pforte des Gartens von Rastburg. Franziska war ein wenig unruhig und aufgeregt. Sie hatte weniger nach den Argumenten des jungen Lehrers gehört, als vielmehr danach getrachtet, ihre eigene Ueberzeugung zu vertheidigen.

„Nun, Herr Blankmann," sagte sie mit rothen Wangen von der frischen Kälte und der Aufregung — „ich werde noch einmal über Alles nachdenken, aber ich versichere Sie im Voraus, daß ich die Möglichkeit von zweierlei Gewissen und zweierlei Urtheil über gut und böse nicht leicht annehmen werde."

Wilhelm Blankmann sah sie mit Heiterkeit und Vertrauen an.

„Ich würde Ihnen noch einen Beweis für meinen Standpunkt geben können," antwortete er, „wenn ich nur nicht fürchten müßte, Ihnen wehe zu thun."

„Da bin ich doch neugierig," rief Franziska lächelnd, „darf ich Sie bitten, mir nichts zu verschweigen; ich werde mich gut halten."

„Sie wollen es und ich wasche daher meine Hände in Unschuld. Morgen soll hier eine Soirée stattfinden. Sie haben unseren guten Krüger eingeladen, um seine Violine mitzubringen, und nichts wird Sie abhalten, fröhlich nach seinem Spiel zu tanzen. Mir hat Krüger heute Mittag seine Geschichte erzählt, die Sie wahrscheinlich nicht kennen — und nun will ich Ihnen geradezu erklären, daß ich, im Hinblick auf Adelheid — es nicht wohl über mein Gewissen bringen kann, mit Ihnen fröhlich zu sein."

Fräulein Franziska trat in die Hausthür und antwortete nichts. Fühlte sie sich getroffen?

Wilhelm fürchtete es, aber er fand keinen Grund, sich zu entschuldigen und sie nahmen schweigend von einander Abschied — Wilhelm, um seine Lehrstunden fortzusetzen, Franziska, um ihrer Mutter ihre neuesten Erfahrungen mitzutheilen.

Das letztere hatte die Folge, daß Frau Doctor Günther Wilhelm von der Liste der Verehrer ihrer ältesten Tochter strich und daß sie sich vornahm, ihren Gemahl nachdrücklich vor den Gefahren zu warnen, welche für das Institut aus der Anwesenheit eines jungen Mannes ohne Religion, wie Herr Blankmann, entstehen konnten.

Achtzehntes Capitel.

Der eisige Ostwind strich pfeifend an den Flußufern entlang. Ueberall lag der Schnee wie eine weiße Decke über dem Lande, von einer trägen Mittagssonne leicht beschienen. Langsam fuhr das Dampfboot seinen geregelten Gang durch das Wasser, an dessen Rändern sich bereits die Spuren des entstehenden Eises in drohender Weise hervorstreckten.

Ein junger Mann, der sich dicht in seinen Ueberzieher gehüllt hatte, ging auf dem Hinterdeck des Dampfbootes auf und ab und heftete seine Blicke auf die aus der Ferne hier und da auftauchenden Thürme der nahegelegenen Ortschaften. Wie er den Kragen seines Rockes zurückschlägt, erkennen wir Wilhelm Blankmann, der sich auf der Reise von Tannenthal nach Breda befindet, um die Winterferien bei dem Obersten Falkner zu verbringen. Er fand es angenehm, in der freien Luft zu bleiben, da unten in der Cajüte unerträglich warm geheizt war, durch zwei Handelsreisende, die laut renommirend Domino spielten, während noch ein paar Bauern und Bäuerinnen dabeisaßen, welche kein Wort zu reden wagten, in voller Bewunderung der Commis voyageurs.

Am vorigen Abend hatte Wilhelm der großen Soirée des Doctor Günther mit sehr gemischten Empfindungen beigewohnt. Zuerst war er überrascht gewesen durch den außerordentlichen Glanz des Festes. Das Portal, die Gänge, der Tanzsaal und der Empfangssaal von Rastburg waren ganz mit Blattpflanzen und Orangenbäumen ausgeschmückt gewesen. Alles war glänzend erleuchtet von zahllosen Wachskerzen und vielerlei Lampen. Am meisten aber hatten die Töchter des Directors in ihren hellfarbigen seidenen Kleidern seine Aufmerksamkeit angezogen. Die jungen Günther'schen Damen gaben in Bezug auf modische Toiletten den Freundinnen der Frau von Roggeveen, deren er sich von dem Diner daselbst erinnerte, nichts nach.

Auch hatte er mit einem gewissen Bedauern bemerkt, daß nicht nur Franziska, sondern auch Flora und Mathilde ihm mit höflicher Kälte begegneten, die er vielleicht gar nicht bemerkt haben würde, wenn er die Ursache derselben nicht in dem Gespräche mit der ältesten Tochter hätte fin-

den müssen. Doctor Günther dagegen war bescheidener und wohlwollender gegen ihn gewesen, als je zuvor. Während die jungen, fröhlichen Pärchen durch das zum Ballsaal verwandelte Eßzimmer schwebten, hatte er sich lange Zeit mit Wilhelm unterhalten. Doctor Günther war ein Kenner der alten Classiker und Wilhelm bedauerte, als Herr Clamard mit seiner weißen Halsbinde und übertriebenen Feierlichkeit störte.

Alles, was am vorigen Abend geschehen war, stieg noch einmal deutlich in seiner Erinnerung auf. Am meisten hatte Wilhelm sich zu seinem Freunde Krüger hingezogen gefühlt, der mit bekümmertem Gesichte und in seinem abgetragenen Rocke erschienen war und seinen Violinkasten still in eine Ecke gestellt hatte. Mit großer Freude vernahm Wilhelm, daß Adelheid sich während des ganzen Tages ziemlich wohlgefühlt hatte, daß kein Hustenanfall den armen Vater beunruhigt hatte und daß dieser daher, im Gefühl seiner Verpflichtung und seiner Abhängigkeit von Doctor Günther, gewagt hatte, mit seiner Violine nach Rastburg zu kommen.

Den ganzen Abend hatte ihn Wilhelm dann in seiner Ecke sitzen sehen und neben ihm einen Herrn mit einem schwarzen Bart, welcher der Organist von Tannenthal war und Violoncell spielte. Während der gute Krüger allerlei Walzer und Polkas fidelte, bemerkte Wilhelm den düsteren Ausdruck seines Gesichtes und die Runzeln seiner Stirn mit Theilnahme, und dachte daran, wie im Herzen des schwergeprüften Vaters ein Schmerzensschrei über die tödtliche Krankheit seiner Tochter aufstieg. Es war noch etwas Besonderes geschehen, was Herrn Krüger persönlich betraf. Ein corpulenter Herr mit grauem Schnurrbart und altmodischer Uniform, der Rittmeister von Croy, war mit seinem rothhaarigen Jungen, der sich am vorigen Tage in der Zeichenstunde so ungezogen betragen hatte, auf Krüger zugetreten und hatte allerlei Entschuldigungen vorgebracht. Herr Doctor Günther hatte sich der Gruppe beigesellt, und das Resultat schien zu sein, daß der Taugenichts wieder unter die Schüler des Instituts aufgenommen wurde.

Es gab noch andere Einzelheiten, deren sich Wilhelm nach und nach erinnerte. Frau Doctor Günther war steif und stolz gewesen wie ihre Töchter, ja sogar noch in höherem Grade. Sie war im gewöhnlichen Leben eine freundliche wohlwollende Dame, aber bei ihren Soiréen und Diners versetzte sie sich in eine außergewöhnlich hochmüthige Stimmung, die glücklicherweise nicht länger dauerte, als zweimal vierundzwanzig Stunden nach der Festlichkeit. Sie schien diesen Abend noch einen besonderen Grund zur äußersten Vornehmheit gefunden zu haben, obwohl Wilhelm diese Ursache nicht entdecken konnte. Frau Doctor Günther war ein wenig enttäuscht gewesen, weil Karl von Croy, der älteste Sohn des Rittmeisters, ein vielversprechender Postbeamter zu Tannenthal, ihrer Tochter Franziska nicht genug den Hof machte. Weder Wilhelm noch die Frau des Directors wußten, daß Karl von Croy um die magere Verwandte des Notars, welche bei diesem zu Besuche war, angehalten hatte, aber alle Anwesenden hatten bereits lange vernommen, daß die magere Verwandte des Notars die einzige Tochter eines reichen Couponabschneiders zu Amsterdam war. Im Uebrigen hatte Wilhelm sehr wohl bemerkt, daß die schönen Kleider der jungen Günther'schen Damen in Verbindung mit ihren hübschen Gesichtern eben so viel Bewunderung als Neid erregt hatten. Die Bewunderung hatte er besonders bei den Schülern der Pension bemerkt, namentlich bei einem jungen Manne aus der vierten Classe, dessen dunkle Gesichtsfarbe, schwarze Haare und feurige Augen auf seinen Ursprung aus Ostindien deuteten. Er hatte bemerkt, wie dieser sehr bescheiden — und aus der Ferne sich Franziska näherte, und obgleich die junge Dame in der freundlichsten Weise mit ihm verkehrte, hatte der junge Ostindier doch nur ein einziges Mal den Muth, sie um einen Tanz zu bitten. Aus alledem ging deutlich hervor, daß der junge Verkolen — dies war der Name von Franziska's Anbeter — eine ehrerbietig schüchterne, aber sehr ernsthafte Neigung für die älteste Tochter des Hauses empfand. Doctor Günther hatte übrigens von Zeit zu Zeit einen beobachtenden Blick nach den jungen Leuten geworfen, und dadurch war die Schüchternheit des jungen Verkolen beinahe in linkische Blödigkeit ausgeartet.

Zeichen von Eifersucht hatte Wilhelm bei den ärmlichen Baronessen von Croy sehr gut unter der Maske des einnehmendsten Lächelns verborgen gefunden, während die magere Verwandte des Notars mit ihren glänzenden Juwelen in der Stille hinter ihrem Fächer über den Mangel an Diamantenschmuck bei den Töchtern des Pensionsdirector spöttelte. Den am wenigsten angenehmen Theil der Soirée hatte Wilhelm in Uebereinstimmung der Mehrzahl der Gäste in den Kunstleistungen des Herrn Clamart entdeckt, welcher eine Zeit lang sehr steif und correct auf dem Clavier gespielt hatte, währenddessen sich einige junge Leute erlaubten, mit einander zu flüstern. Nachdem er einmal angefangen hatte, wollte er von Aufhören nichts wissen, und er würde wahrscheinlich die jungen Damen zur Verzweiflung gebracht haben, wenn Frau Doctor Günther ihn nicht auf geschickte Weise vom Clavier fortgeschafft hätte.

Das Souper hatte in Bezug auf äußerlichen Glanz und Reichthum an seinen Weinen jede Erwartung weit übertroffen, was durch den Lehrer Scharf in einem etwas übertriebenen Trinkspruch auf das Institut Rastburg besonders hervorgehoben wurde. Herr Scharf hatte dabei das Unglück gehabt, seiner Nachbarin, der ältlichen Tochter des Pastors Rothenhof, durch sein allzu hastiges Gebahren, ein volles Glas Wein in den Schooß zu werfen, ein Vorfall, auf den Niemand weiter zu achten schien, der aber doch, wie Wilhelm deutlich bemerkte, bei allen Damen großes Aergerniß erregte. Dieser Eindruck war dadurch verwischt worden, daß Pastor Rothenhof, ein kräftiger Mann mit blühenden Wangen und einer tiefen Bruststimme, die Freunde aufforderte, den Damen im Hause Rastburg einen herzlichen Heiltrunk zu weihen.

So hatte das Fest fortgedauert, während Krüger in der Stille verschwunden war, nachdem er Wilhelm die Hand gedrückt und den Namen seiner Tochter dabei geflüstert hatte. Doctor Günther hatte mit Würde und großer Liebenswürdigkeit seine Gäste so lange als möglich zusammengehalten und zahllose kleine Ansprachen beantwortet. Die magere Verwandte des Notars, in Verbindung mit der ältlichen Tochter des Pastors Rothenhof, denen sich sofort die Fräuleins von Croy anschlossen, hatten zuerst von Aufbrechen gesprochen. Die erwähnte Verwandte hatte bei dieser Gelegenheit den Arm des Herrn von Croy genommen, hatte Frau Doctor Günther und ihren drei Töchtern aufs Herzlichste die Hand gedrückt und sich für die charmante Soirée bedankt, mit dem Hinzusetzen, wenn sie jemals nach Amsterdam kämen, möchten sie das Haus ihres Vaters nicht vergessen.

Es war ein Glück, daß weder die Familie Günther, noch auch Wilhelm vernehmen konnten, was die Fräuleins von Croy und die Juwelen tragende Amsterdamerin von den Anmaßungen dieser Leute, von den lächerlichen Toiletten dieser albernen Schulmeisterstöchter und so weiter sprachen, wie es öfter nach prächtigen Soupers oder Diners durch die lieben Gäste zu geschehen pflegt, nachdem sie mit dem süßesten Lächeln von der glücklichen Hausfrau und dem entzückten Hausherrn Abschied genommen haben.

Alle diese Gestalten, alle diese neuen Bekanntschaften und Freunde schwebten eine Weile vor Wilhelm's Geiste, während er auf dem Verdeck des Dampfbootes mit langsamen Schritten auf- und abging. Die flachen beschneiten Ufer hatten nichts Anziehendes für seinen Blick, und die geringe Abwechselung, welche die weißen Dächer der Bauernhöfe, oder die schwarzen Raben, die hier und da aufflogen, in die Eintönigkeit der Landschaft brachten, fesselten ihn in so geringem Maße, daß er sofort seinen Gedanken über Vergangenheit und Zukunft wieder nachhing. Denn Wilhelm pflegte auch zuweilen an die Zukunft zu denken. Als er am vorigen Abend spät in sein Stübchen in Rastburg eintrat, hatte er sein einfaches Reisekofferchen für den folgenden Morgen zurecht gemacht. Darauf hatte er sich an seinen Schreibtisch gesetzt und eine Brieftasche, seinen größten Schatz auf der Welt, hervorgeholt.

Der Gedanke an diesen Augenblick ließ ihn nun inmitten seines Spaziergangs stille stehen; er tastete nach seiner Brieftasche und brachte sie dann wirklich zum Vorschein. So wie jetzt hatte er auch am vorigen Abend, in Gedanken versunken, das Portefeuille in der Hand gehalten. Als er es öffnete, faßte er zuerst ein kleines Päckchen: die Reliquien seines kurzen

Aufenthaltes im Haag, eine sorgfältig getrocknete weiße Rose und eine desgleichen purpurne Rosenknospe. Er hatte beide von seiner Cousine Eugenie erhalten und er schämte sich des Gefühls unaussprechlicher Zärtlichkeit nicht, womit er jetzt die Zeichen einer glücklichen Vergangenheit beschaute. Während des ganzen halben Jahres, welches er zu Rastburg verlebte, hatte er sich an Eugenie und seine hoffnungslose Neigung für ein so vollkommenes Mädchen, dessen Mutter seiner gewiß nur mit hochmüthigem Haß gedachte, erinnert. Aller Ueberlegungen überdrüssig, hatte er sich zuweilen über alle Schwierigkeiten hinweggesetzt und sich mit der süßesten Hoffnung auf die Zukunft getröstet.

Eine geringe Thatsache war dabei für ihn von unschätzbarem Gewichte. Er hatte nach seiner Ankunft bei Doctor Günther seinem Onkel im Haag getreue Mittheilung über seine Erlebnisse gemacht. Es war eine kurze und herzliche Antwort gekommen und darauf hatte er noch einige Briefe mit Herrn von Roggeveen gewechselt. Einer derselben enthielt ein Schreiben von Eugenie. Mit jubelndem Herzen hatte Wilhelm die Buchstaben verschlungen, und obgleich der Brief gar nichts Besonderes enthielt, war er doch ein Ereigniß in seinem Leben. Eugenie hatte ihm mit freundlichen Worten mitgetheilt, daß dringende Geschäfte ihren Vater verhinderten, ihm diesmal ausführlich zu antworten, und daß sie daher als Geheimschreiberin ihres Vaters auftrete. Sie hatte ihm darauf von einigen neuen Büchern berichtet und das Hauptsächlichste von dem erzählt, was in der Stadt und bei der Familie Roggeveen vorgefallen war. Es schien deutlich aus dem Briefe hervorzugehen, daß der Vicomte von Vergennes eine wichtige Person im Hause von Wilhelm's Verwandten geworden war. Eugenie meldete, daß der französische Edelmann ein Vorbild der feingebildetsten Höflichkeit sei, daß sie ihn aber nichtsdestoweniger sehr ungern sehe. Er wäre zwar noch nicht verlobt mit ihrer Schwester Jeanne, aber es schiene etwas Derartiges beabsichtigt zu werden. Der Vicomte hatte mit Herrn von Roggeveen eine Unterredung gehabt, worüber Eugenie nichts berichten konnte, da man ihr kein einziges Wort davon gesagt hatte. Jedenfalls gesellte sich der Vicomte überall zu ihnen und war von Jeanne unzertrennlich. Eugenie hatte mehrmals bemerkt, daß er gewöhnlich kam, wenn er erwarten konnte, daß der Herr des Hauses abwesend sein werde. Aber ihre Mutter empfing alsdann den eleganten Herrn um so liebenswürdiger, und Jeanne hatte sich bei solchen Gelegenheiten glücklicher und aufgeregter gezeigt, als es für ein wohlerzogenes Mädchen schicklich schien. Von sich selbst hatte Eugenie sehr wenig geschrieben. Nur die Versicherung, daß sie sich sehr viel mit Lectüre beschäftige und viel allein sitze, um das Vergnügen ihrer Mutter und Schwester in der Unterhaltung mit dem Vicomte nicht zu stören.

Aus alledem ersah Wilhelm deutlich, daß seine Cousine fortfuhr, in Freundschaft seiner zu gedenken, mehr aber nicht. Unzählige Male hatte er diesen einen Brief überlesen — denn es war bei diesem einen Brief von Eugenie geblieben und in den letzten Monaten empfing er auch von seinem Onkel keine schriftlichen Nachrichten mehr — oft hatte er versucht, etwas Anderes aus diesem Briefe heraus zu lesen, aber er kam immer zu demselben Resultate. Endlich fing er an, sich vorzuwerfen, daß er ein Thor gewesen sei und daß seine Cousine Eugenie ihm freundschaftlich als Cousine im Namen ihres Vaters geschrieben habe und mehr nicht.

Seine Antwort hatte er mit großer Sorgfalt abgefaßt. Er hatte es natürlich nicht gewagt, viel von sich selbst zu reden, sondern nur auf einige Hauptpunkte in Eugeniens Brief geantwortet; darauf hatte er eine Beschreibung des Instituts Rastburg gegeben und von der Familie Günther und von seinen Amtsgenossen geschrieben. Scherzend hatte er auch von drei schönen Töchtern des Hauses erzählt und von den zahlreichen Anbetern, die diese junge Damen sich überall erwarben. Zum Schlusse hatte er Eugenie ernsthaft vor dem Vicomte von Vergennes gewarnt, da er bei seiner kurzen Bekanntschaft eine große Abneigung gegen diesen eleganten Herrn gefaßt habe. Diese Antipathie könnte nicht unnatürlich erscheinen, fügte er hinzu, da er durch seine Begegnung mit der Equipage und dem Lakai des Vicomte, in Verbindung mit allerlei Folgen davon, die kaum errungene Freundschaft seiner Tante völlig wieder verloren habe.

In allen seinen Handlungen habe dieser stolze Edelmann so wenig wirklich Edelmüthiges und Großes erkennen lassen, daß er glaube, vollkommen gerechte Gründe für seine Abneigung zu besitzen. Auf diesen Brief hatte weder Eugenie noch sein Onkel geantwortet. Häufig hatte er sich darüber während der beiden letzten Monate Sorge gemacht. Zuweilen fürchtete er, daß er einen zu freimüthigen Ton angeschlagen habe, dann wieder glaubte er, ihr Stillschweigen habe in Gleichgültigkeit seinen Grund. Er beunruhigte sich täglich darüber, aber gelangte zu keinem befriedigenden Beschluß. Schreiben war trotzdem in der letzten Zeit seine liebste Thätigkeit geworden. Es ging Vieles in seinem Kopfe und Herzen vor, das er Niemand mittheilen mochte, und so benutzte er seine freien Stunden, wenn er von seinen Studien und Arbeiten müde war, um seine Gedanken und Gefühle niederzuschreiben. Er versuchte es bald in Versen, bald in Prosa und führte endlich ein Tagebuch, wie es tausendmal durch andere junge Leute geschehen ist, die ein großes Geheimniß zu bewahren und dabei Phantasie genug haben, um den flüchtigen Gebilden ihrer Einbildung auf dem Papier Form zu geben.

Inzwischen trieb das Dampfboot seine Räder durch das schäumende Wasser und Wilhelm näherte sich der Station, wo er es verlassen mußte. Einer der Geschäftsreisenden hatte sich einmal auf dem Verdeck gezeigt und Wilhelm ein freimüthiges Wort über die Kälte zugeworfen, worauf dieser kaum antwortete. Er starrte in die weißen Schaumwolken, welche das Rad des Dampfbootes emporwarf. Es war ein Bild seiner Träume und Phantasien — auch sie sollten verschwinden, wie bunte Seifenblasen, die eine Secunde geglänzt haben, um dann aus einander zu fliegen, ohne eine Spur zu hinterlassen.

* * *

Längs der Landstraße von Breda nach Ginheim sieht man allerlei hübsche und gut unterhaltene Landhäuschen, theils zierliche Villen, theils einfache Wohnhäuser. Die Thurmglocken der alten Festung Breda hatten bereits die fünfte Nachmittagsstunde verkündigt, es war dunkel geworden und die dicken Wolken, die den Himmel um Mittag bedeckt hatten, begannen sich in einen feinen anhaltenden Schneeregen aufzulösen und es schien, als ob der Wind immer stärker werde, denn er brauste von Zeit zu Zeit mit hohler Stimme unter den entblätterten Bäumen und an den gutgeschlossenen Thüren und Fenstern der Landhäuser entlang. In der dichten Finsterniß konnte man auf der Landstraße nicht einmal die großen Haufen Schnee gewahr werden, welche durch die Windstöße an allen Seiten zusammengehäuft wurden.

In einer dieser Villen, welche bei Tageslicht ein höchst angenehmes und einladendes Aeußere zeigte, wurde in diesem Augenblicke ein Fensterflügel geöffnet. Man schob die Gardine zurück und blickte hinaus. Nachdem sie lange in die dichte Finsterniß gestarrt hatte, verschwand die Gestalt mit dem Lichtschein, der aus dem Fenster nach Außen strömte. Diese Gestalt gehörte einem jungen Mädchen, welches in diesem Augenblicke allein in der Küche der Villa mit allerlei häuslicher Arbeit beschäftigt war. Ein helles Feuer brannte in einem altmodischen Herde. Ein kolossaler Wasserkessel stand darauf und sang ein fröhliches Kochlied, als wolle er das Toben des Windes zum Schweigen bringen. Die junge Dame eilte mit raschem Schritt in der Küche hin und her; sie ordnete mancherlei Dinge auf dem Tische und blickte mit ungewöhnlicher Aufmerksamkeit in eine blecherne Kuchenform, womit sie, wie es schien, große Pläne hatte. Butter, Eier, Mehl, Zucker, Zimmt und noch viel mehr Ingredienzien brachte sie mit einem fröhlichen Lächeln zusammen.

Bei dem Scheine einer kleinen Lampe und dem hellflammenden Herdfeuer kam ihre hübsche Gestalt auf das Vortheilhafteste zwischen den vielen Küchengeräthschaften zum Vorschein. Sie war groß und wohlgebaut, das hellblonde Haar hatte sie in reichen glänzenden Flechten um die Stirn und den Hinterkopf geordnet. Die Profillinie ihres Gesichtes besaß etwas Edles und Sanftmüthiges, aber wenn sie die großen braunen Augen öffnete und den kleinen Mund erschloß, war ihr Gesicht von Heiterkeit und Lebenslust strahlend. Sie war gewiß nicht älter als sechzehn Jahre, obgleich der Ernst ihrer Bewegungen, während sie in ihrer Küche wirth-

schaftete, eine gewisse Entwicklung und Selbständigkeit andeutete, die ein reiferes Lebensalter vermuthen ließen. Sie hatte eine hohe Schürze sorgfältig über ihr einfaches, aber geschmackvolles blaues Kleidchen festgesteckt, und die Aermel zurückgeschlagen, bevor sie sich mit der Bereitung des Kuchens beschäftigte. Leise für sich selbst singend, mischte sie alle ihre Grundstoffe zusammen und trug Teller und Schüsseln herbei, um das wichtige Werk so gut als möglich vorzubereiten.

Zuweilen lauschte sie nach dem Winde und schüttelte sorgenvoll das blonde Köpfchen. Aber bald sang sie wieder leise mit dem summenden Kessel, während sie den Teig in einer großen Schüssel zurecht machte. Es war erheiternd zu sehen, mit welchem Eifer sie Alles that.

Nun zögerte sie einen Augenblick, um nachzudenken, was Alles bei dem Kuchenbacken zu beobachten sei, und sobald sie zweifelte, lief sie nach einem dicken Buche, welches geöffnet auf dem Tisch lag und woraus sie manchen belangreichen Wink zu entnehmen schien.

So fing das wichtige Werk bereits an gefördert zu werden, als sie die Hausthür der Villa aufschließen hörte und Schritte im Hausflur vernahm. In demselben Augenblicke erschallte eine laute kräftige Baßstimme:

„Louise! Wo bist du, Kind?"

Louise öffnete rasch die Küchenthür und antwortete: „Hier, Onkel! In der Küche!"

Schnelle Schritte tönten durch den Gang und auf der Schwelle von Louisens Küche zeigten sich zwei Herren. Das junge Mädchen schien nur auf einen der Besucher gerechnet zu haben, denn sie erröthete, als sie einen fremden Herrn sah und wickelte ihre kleinen, mit Mehl bestaubten Hände in ihre Schürze.

„Genire dich nicht, Kind," rief der Aelteste von den Zweien, ein langer magerer Mann mit kerzengerader militärischer Haltung. „Ich bringe dir hier den besten Freund deines Bruders mit, Herrn Franz Cronwinkel! Du weißt doch, daß Herrn Cronwinkel's Vater eine halbe Stunde von hier ein hübsches Landhaus besitzt? Und dies —" fuhr der alte Mann fort, indem er scherzend auf das junge Mädchen zeigte, „dies ist die einzige Schwester Ihres Freundes Wilhelm Blankmann, die hübsche und brave Louise, die hier so etwas wie Haustyrann ist."

Der Sprecher hatte seinen schweren militärischen Mantel abgelegt und trat auf das Feuer zu. Die Flammen des Herdes beschienen seine ungebeugte, obschon etwas zusammengesunkene Gestalt und erhellten die kräftigen und entschlossenen Züge des Obersten Falkner. Franz Cronwinkel hatte fröhlich lächelnd sein Beispiel nachgeahmt. Louise stand hoch erröthet vor ihrer Schüssel und sprach leise zu sich selbst.

„Sei nur nicht böse, liebes Kind, daß wir so in deine Küche kommen! Es ist hübsch kalt draußen und unsere Füße sind ganz steif vom Schnee!"

Während Oberst Falkner sein verlegenes Pflegekind mit diesem Trostgrund zu beruhigen suchte, betrachtete unser braver Freund Cronwinkel, der mit seiner kurzen breiten Figur noch ganz derselbe geblieben war, aus der Entfernung Louisens liebliches Gesicht mit großem Wohlgefallen.

„Aber Onkel, es ist vorn im Zimmer warm; warum wollen Sie den Herrn nicht lieber dorthin führen?"

Louise hatte in geschäftiger Weise ihre Arbeit wieder aufgenommen, als sie diese Worte sagte, und blickte ihren Pflegevater so verweisend wie möglich an. Der Oberst Falkner drohte ihr mit der Hand und antwortete:

„Weil ich dich sofort mit Wilhelm's gutem Freunde bekannt machen wollte. Wenn unser Junge nun kommt, muß die Freundschaft zwischen euch schon geschlossen sein. Ich hatte das Vergnügen Herrn Cronwinkel soeben im Casino zu treffen, wie es bereits vor ein paar Tagen geschah; ich habe es dir damals sofort erzählt, weil dich Alles interessirt, was Wilhelm betrifft. Da ich nun glaube, daß Wilhelm gegen halb neun Uhr hier sein wird, denn er hat versprochen, noch heute sicher in Breda zu sein, und Herr Cronwinkel einen kleinen hübschen Schlitten hat, so wollen wir ihn von Breda abholen, aber erst möchten wir uns von dir eine warme Tasse Thee ausbitten. Hast du noch lange zu thun, liebe Louise?"

„Ja, Onkel!" antwortete das junge Mädchen sehr ernsthaft — „da die Herren mich so unerwartet und ohne irgend

welche Ankündigung überfallen haben, so müssen sie nun auch ein wenig warten. Herr Cronwinkel hat nun doch einmal gesehen, daß ich beschäftigt bin, einen Kuchen zu machen und darum werde ich damit fortfahren, denn er wird zur Ehre von Wilhelm's Ankunft gebacken und da darf nichts daran versäumt werden."

Cronwinkel's Augen glänzten vor Vergnügen. Während er seinen langen eleganten Kinnbart mit den Fingern drehte, sagte er schnell: „Ich würde es mir niemals verzeihen können, wenn Fräulein Louise sich stören ließe. Was sollte Wilhelm sagen, wenn der Kuchen nicht glückte."

„Das wird nicht geschehen, Herr Cronwinkel," antwortete Louise kurz ab — „ich passe gut auf und wenn ich das thue, nicht wahr, Onkel? geräth Alles."

Der Oberst nickte in der fröhlichsten Laune und frug: „Wo ist Hannchen?"

„Ach! Ich habe sie nun gehen lassen, Onkel! Morgen ist Weihnachten. Sie wollte so gern einmal zu Hause sein!"

Aber liebe Louise! Wir bekommen heute Abend Besuch."

„Besuch?"

„Ja, denn wenn wir Wilhelm abgeholt haben, bleibt Herr Cronwinkel den Abend über bei uns."

„Nun, Onkel, das hat ja nichts zu sagen; Alles, was die Herren nöthig haben, kann ich selbst sehr gut zurecht machen."

In diesem Augenblicke wurde ziemlich stark an der Hausglocke gezogen. Oberst Falkner verließ die Küche, um zu öffnen. Louise hatte die Kuchenform in der Hand, um sie inwendig mit Butter zu versehen. Cronwinkel wärmte seine Hände und folgte allen ihren Bewegungen mit stillem Vergnügen. Plötzlich erklangen fröhliche Ausrufe im Hausflur, man näherte sich mit schnellen Schritten, die Küchenthür flog rasch auf und mit einem Freudenruf sprang Wilhelm Blankmann auf seine Schwester zu. Louise ließ sofort Alles im Stiche und warf sich an den Hals ihres geliebten Bruders. Niemand sprach. Sie waren ein gutes halbes Jahr getrennt gewesen und Beide hatten in diesem halben Jahre vieles erlebt. Eine stille Thräne floß über die Wangen des entschlossenen Mädchens, als sie endlich den Kopf erhob. Wilhelm ergriff ihre beiden Hände und blickte sie voll Heiterkeit an.

„Da bin ich schon, Louise!" rief er. „Um dich zu überraschen, komme ich so früh als möglich. Aber Kind, was bist du groß, was bist du hübsch, was bist du lieb geworden!"

Louise legte ihm die Finger auf die Lippen und verbarg ihren Kopf an seiner Schulter. Darauf sah Wilhelm auf und entdeckte Cronwinkel.

„Sieh, Franz, mein bester Franz!" jubelte er laut.

Die beiden jungen Leute wechselten schnell einen herzlichen Händedruck. Die Ueberraschung, alle drei bei einander zu finden, berührte Wilhelm so ungewöhnlich, daß er sie eine Weile schweigend anstarrte. Er wußte, daß Cronwinkel in den Winterferien nach Breda kommen würde, denn die Freunde hatten einige Briefe gewechselt, aber daß der Oberst Falkner und sein liebster Freund bereits zusammengetroffen waren, hatte er nicht vermuthen können. Louise hatte sich am schnellsten gefaßt und sagte in entschlossenem Tone:

„Nun sind bereits drei Herren in der Küche! Sollte es nicht besser sein, Onkel, wenn ich jetzt einen Augenblick Ruhe hätte?"

Die Herren schienen übrigens noch etwas bleiben zu wollen.

Wilhelm mußte erklären, warum er so früh kam und wie er den Weg nach der Villa des Obersten gefunden habe. Und während Frage auf Frage folgte, war Louise wieder eifrig mit ihrem Kuchen beschäftigt. Schließlich schlich sich Wilhelm heimlich hinter sie, um ihr schnell einen Kuß auf die von Verlegenheit und Anstrengung getötheten Wangen zu drücken, und darauf eilten die drei Freunde rasch zur Küche hinaus.

Das vordere Zimmer der Villa schien schon lange auf die Gesellschaft zu warten. Das Feuer in dem offenen Kamin knisterte und flammte so lustig, als ob es Wilhelm's Ankunft feiern wolle. Ein helles Lampenlicht verbreitete sich durch das hübsche Gemach und spiegelte sich in dem silbernen Theeservice, das mit Sorgfalt und Geschmack geordnet war. An den hell tapezierten Wänden waren nur zwei große militärische Stahlstiche, Kriegsscenen vorstellend, als Verzierung angebracht.

Wilhelm stand neben Cronwinkel bei dem Kamin. Oberst Falkner ging mit

kurzem militärischen Schritt und erhobenem Haupte durch das Zimmer. Es lag ein Glanz von Vergnügen auf dem sonst so strengen Gesichte des alten Officiers. Er hatte die Kinder seines braven verstorbenen Freundes gerade in derselben Zeit in seiner Wohnung versammelt, wo er früher zu Jenem reiste, um das Christfest und den Neujahrstag zu feiern. Er konnte mit vollkommener Ruhe an den entschlafenen Freund denken. Während ihres Verkehrs hatte Uebereinstimmung in Beider Loose mit ihren traurigsten Lebenserfahrungen ein sehr festes Band zwischen den beiden Freunden gebildet. Der Tod hatte dies Band wohl getrennt, aber die beiden Kinder des Majors Blankmann blieben die Vertreter der alten Freundschaft. Er hatte sein ganzes Leben einsam durchgebracht und die Anwesenheit der jungen Leute brachte ihm nun ein stilles Glück. Indem er plötzlich auf Wilhelm zutrat, sagte er mit hohem Ernste:

„Nun bist du wieder zu Hause, mein Junge!“

„Zu Hause, Onkel! Gott sei Dank, ja! Bei Ihnen bin ich zu Hause!“

„Und du bleibst die ganzen Ferien?“

„Wenn Sie es wünschen —“

„Wir wünschen es alle drei, unsere brave Louise, unser Freund, Herr Cronwinkel, und ich selbst, ich selbst vor Allen!“

„Wie viele Jahre haben wir zusammen die Weihnachtstage bereits verlebt, bester Onkel, als unser Vater noch —“

Oberst Falkner schüttelte Wilhelm stillschweigend die Hand und setzte seine Wanderung fort.

Eine Zeit lang konnte man nichts Anderes hören als das Knistern des Holzes und der Kohlen im Kamin. Cronwinkel rieb sich tüchtig die Hände und sagte lächelnd:

„Und weißt du auch, Wilhelm, wie es kommt, daß du mich hier antriffst?“

„Nein, Franz!“

„Unverschämtheit, nichts als Unverschämtheit!“

Oberst Falkner machte während seiner Wanderung eine abweisende Geberde.

„Ja!“ fuhr Cronwinkel fort — „als du mir in deinem letzten Briefe, der wahrhaft kurz genug war — als du mir darin schriebst, daß du die Winterferien beim Oberst Falkner zubringen werdest, habe ich sofort nach meiner Ankunft in Breda nach dem Obersten gefragt. Da der Oberst jeden Tag ins Casino kommt, brauchte ich nur so dreist zu sein, mich selbst vorzustellen und so siehst du mich hier.“

„Herr Cronwinkel übertreibt,“ entgegnete der alte Officier. „Ich hatte das Vergnügen, den alten Herrn Cronwinkel ein paar Mal auf dem Casino zu sprechen. Wir haben natürlich über euch zwei jungen Leute gesprochen, da ich nun den Utrechtschen Studenten nicht persönlich kannte, war es sehr nett von ihm, daß er mich alten Mann anredete. So konnten wir einen Plan verabreden, um dich zu überraschen — aber du bist uns zu schnell gewesen.“

Die Thür wurde nun leise geöffnet. Louise erschien. Sie hatte ihre Küchenkleidung abgelegt und trug ein kokettes schwarzes Schürzchen über ihrem blauen Kleidchen, was ihr allerliebst stand. Jeder freute sich im Stillen über ihre Erscheinung. Wilhelm aber reichte ihr sofort noch einmal die Hand und rief:

„Aber, Louise, Kind! Ich kenne dich beinahe nicht mehr! Von einem kleinen Mädchen bist du fast eine Dame geworden.“

„Ein kleines Mädchen!“ antwortete Louise laut lachend. „Ich muß dich bitten, etwas mehr Achtung vor deiner Schwester zu haben. Im November habe ich meinen sechzehnten Geburtstag gefeiert. Hast du das vielleicht schon wieder vergessen?“

„Und Louise ist meine treue und tüchtige Haushälterin gewesen,“ rief der Oberst.

„Ach, Onkel! Ich würde selbst nichts thun können, wenn Sie mir nicht überall zur Hand gingen.“

„Seit Louise bei mir im Hause ist, Wilhelm,“ fuhr der Oberst fort — „geht uns Alles prächtig von der Hand. Es ist hier noch nie so gemüthlich und häuslich gewesen —“

Aber Louise wollte nicht gelobt werden. Sie eilte schnell auf den alten Officier zu und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Oberst Falkner lauschte mit der größten Andacht und legte freundlich lachend seine Hand auf ihre Schulter. Es war eine sehenswerthe Gruppe — das sechzehnjährige

blonde, bewegliche, schlanke Mädchen, und der bejahrte greise Soldat in seinem fest zugeknöpften halb militärischen Rock, während sie Beide in ein scheinbar höchst wichtiges Gespräch vertieft waren. Ohne ein Wort zu sprechen, eilten sie zum Zimmer hinaus.

Als sie nach einer kurzen Pause zurückkamen, trug der Oberst in der einen Hand ein Kohlenbecken und in der anderen einen dampfenden Wasserkessel, während Louise sich an den Tisch setzte, um den Thee zu bereiten. Die beiden jungen Leute erboten sich eifrig, ihr zu helfen, aber das junge Mädchen blieb ihrem ersten Cavalier getreu. Nachdem die Herren sich um den Kamin gesetzt hatten, begann ein fröhliches Geplauder, welches in halbverwirrten Fragen und Antworten, namentlich über Wilhelm's Erlebnisse in Rastburg und im Haag, bestand. Während Wilhelm so viel als möglich alle Fragen erwiederte, neckte ihn Louise mit allerlei fröhlichen Einfällen, aus denen er zu seiner großen Freude bemerkte, welche günstige Veränderung mit seiner Schwester vorgegangen war. Sie hatte sich in dem verflossenen halben Jahre zu einer erwachsenen Jungfrau entwickelt. Der Ausdruck ihrer Gesichtszüge, wenn sie sprach, war frisch, reizend und lebendig im höchsten Grade, aber sobald sie schwieg, schwebte ein Anflug von Ernst über diesem blühenden Wesen, wodurch sie auffallend schön wurde. Louise war stolz darauf, dem alten Obersten das Haus so angenehm wie möglich zu machen und ihn seine Einsamkeit vergessen zu lassen.

Wilhelm bemerkte mit großer Freude, daß seine Schwester auf die beiden anderen Anwesenden den günstigsten Eindruck machte. Oberst Falkner ließ sich in Allem durch sie leiten und war voll Lob über ihr haushälterisches Geschick. Und Cronwinkel, der sie eben erst kennen lernte, fand das größte Vergnügen darin, sich mit ihr in kurze lustige Scharmützel einzulassen, wobei Louisens Geistesgegenwart und ihr natürlicher Verstand meistens den Sieg auf ihre Seite brachten.

Wilhelm sorgte für den Kamin und war gerade damit beschäftigt, das fröhlich flammende Feuer frisch zu beleben, als Cronwinkel ausrief:

„Denkst du noch an den Abend, Wilhelm, als wir in Utrecht zum letzten Male zusammen kamen."

Wilhelm lächelte flüchtig und frug:

„Siehst du die Familie Jacobsen noch zuweilen?"

„Nicht oft! Herrn Jacobsen seh' ich zuweilen in großer Feierlichkeit an mir vorübergehen. Ich glaube, er verfügt sich alsdann in den Vorstandsrath der Gemeinde. Aus alter Beziehung kaufe ich meine Hüte und Mützen bei dem achtbaren Mann und dann folgt immer ein Gespräch über die Herren, die bei ihm gewohnt haben."

„Und wie geht es seinen Damen?"

„Ich habe nur die schöne Therese auf der Straße ein paar Mal gegrüßt. Sie schien sich über deine Abreise noch immer nicht getröstet zu haben."

„Die schöne Therese! Davon habe ich ja noch nie etwas gehört!" rief Louise lebhaft aus.

„Das kann ich mir denken," antwortete Cronwinkel lachend — „Wilhelm hat wahrscheinlich ein Geheimniß daraus gemacht. Aber ich werde Ihnen denn doch einmal erzählen, daß die Töchter des Herrn Jacobsen, in dessen Hause, wie Sie wissen, Wilhelm in Utrecht gewohnt hat — daß diese Damen in sehr bescheidener und sehr verehrungsvoller Weise Wilhelm den Hof gemacht haben. Als er Abschied nahm, hat sich die schöne Therese mit Thränen in den Augen in ihr Zimmer geflüchtet."

„Und wie geht es mit Walther?" fiel Wilhelm ein, der sich den Anschein gab, als bemerke er die scherzenden Geberden Louisens nicht.

„Mit Walther gehe ich wenig um. Er scheint mehr von lustigen Gelagen, als vom Studiren zu halten. Er hält sich zu sonderbaren, ausgelassenen Freunden."

„Pastor Walther hat eine schöne Anstellung erhalten" — fiel der Oberst ein — „ich las heute in der Zeitung, daß er zum Prediger im Haag ernannt ist."

„Bei Vaters Tod hat der Mensch mich genug geärgert, und im Haag, wo ich ihn zufällig sah, war ich nahe daran, ihm gründlich die Wahrheit zu sagen," antwortete Wilhelm, worauf Cronwinkel versetzte:

„Sein Sohn bietet keinenfalls ein Beispiel christlichen Lebenswandels."

„Aber was sagt denn der fromme Herr Jacobsen dazu?“ frug Wilhelm.

„Walther scheint sich mit den Damen gut zu vertragen: wenigstens wohnt er noch immer dort,“ erwiederte Cronwinkel.

Während die jungen Männer so miteinander sprachen, hatte Louise ihr Theegeschirr aufgeräumt und bewegte sich flink im Zimmer hin und her. Sie winkte hierauf dem Obersten Falkner geheimnißvoll, worauf wieder ein flüsterndes Gespräch folgte und Beide wieder eine Weile verschwanden. Die Stimmung der jungen Leute war eine außerordentlich behagliche. Wilhelm fühlte sich zum ersten Mal wieder ganz glücklich und frei. Cronwinkel, der mit seinem liebsten Universitätsfreunde allerlei Pläne machte, wie sie die Winterferien recht vergnügt verleben wollten, fühlte sich ebenfalls ganz heimisch und trug nicht wenig dazu bei, um durch allerlei schnurrige Einfälle die allgemeine Heiterkeit zu erhöhen.

Louise fuhr fort, das Zimmer von Zeit zu Zeit zu verlassen und mit einem glücklichen Gesichtsausdruck bald wieder zu kommen. Sie hatte auch sehr geheimnißvoll ihren Pflegevater bald wieder um einen Rath zu fragen und stellte dann ein Spieltischchen mit Lichtern in die Nähe des Kamins. Niemand durfte ihr helfen, als der Oberst. Als sie Alles bereit gestellt hatten, sagte sie:

„Und nun, meine Herren! fordere ich Sie auf, Ihr Glück mit den Karten zu erproben. Der Onkel macht gern seine Partie; ich weiß noch sehr gut, wie es bei uns zu Hause war, wenn Onkel Falkner zu Weihnachten kam. Mein lieber Papa machte jeden Abend den Spieltisch zurecht und wir mußten ganz still sein, um die Herren nicht zu stören.“

„Heute Abend darf gesprochen werden,“ sagte der Oberst.

Hierauf setzten sich alle vier um den Spieltisch. Zuvor schenkte Louise aus einer großen Bowle, welche sie mit Hülfe des Obersten aus der Küche hereingetragen hatte, drei hübsche altmodische Gläser voll duftenden Glühwein und die Herren stießen fröhlich mit den Gläsern an, um Wilhelm's Willkommen zu trinken. Louise nippte an dem Glase des Obersten und versprach, später besser Bescheid zu thun.

Herr Falkner war ein sehr feiner Spieler und sah höchst ernsthaft nach den Karten. Die jungen Leute gaben sich alle Mühe. Cronwinkel spielte fast eben so gut wie der Oberst. Louise war so aufmerksam wie möglich, aber Wilhelm spielte sehr leichtsinnig. Er mußte sich mehrmals seiner Uebereilungen wegen entschuldigen und bei solchen Bemerkungen schien es, als ob der Oberst etwas von seiner aufgeräumten Stimmung verliere, doch dauerte dies so kurz, daß Niemand, außer Louise, es bemerkte.

Nach und nach legte Wilhelm größere Geschicklichkeit an den Tag; namentlich wenn er mit dem Oberst zusammen spielte; aber er lachte herzlich, als einmal durch einen Fehler des Obersten selbst das Spiel verloren wurde. Langsam wichen jedoch seine Gedanken wieder von dem Spiele ab und er begann allerlei zu erzählen von Rastburg und seiner dortigen Thätigkeit. Seine Erlebnisse im Haag waren Louise und dem Obersten aus seinen Briefen bekannt. Unter der allgemeinen Heiterkeit verlief ein großer Theil des Abends, während der Oberst mit Louise prächtige Spiele gewann und die beiden jungen Leute große Summen an Zahlpfennigen verloren.

Auch von seinem Freunde Krüger und von der kranken Adelheid hatte Wilhelm gesprochen und das Interesse für diese Beiden wurde so allgemein, daß selbst der Oberst Falkner die Karten zur Seite legte. Lange und ausführlich erzählte Wilhelm Alles, was er wußte, und jeder schien von dem Kummer des armen Zeichenlehrers ergriffen. Louise überlegte einen Augenblick, indem sie den Kopf auf die Hand stützte, und sagte dann rasch:

„Mir scheint, daß Wilhelm nach dem Haag gehen sollte, um den Baron von Dyrenvord für den guten Herrn Krüger zu gewinnen. Die arme Kranke kann hier in diesem Lande den Winter nicht verleben.“

„Ich wollte dem Baron schreiben“ — antwortete Wilhelm — „aber ich glaube selbst, daß es besser ist, persönlich mit ihm zu sprechen.“

„Du kannst ja ein paar Tage früher über Haag zurückreisen, dann gehen wir zusammen,“ sagte Cronwinkel.

„Glaubst du, daß der Baron von Dyrenvord helfen wird?“ frug der Oberst.

„Ich bin davon überzeugt."

„Dann würde ich Louisens Rath befolgen, obgleich wir dich dadurch ein paar Tage früher entbehren müssen."

„Inzwischen finde ich doch" — fiel Cronwinkel ein — „daß der gute Herr Krüger wohl ein wenig selbst die Ursache seines Schicksals ist. Er hätte besser nachdenken müssen, als er voraussah, daß der Vater seiner Schülerin niemals in eine Heirath willigen werde. Er hätte sich zurückziehen müssen und seine Geliebte nicht in ein fremdes Land bringen dürfen, wo sie an Heimweh hinsiechte und einer kränklichen Tochter das Leben gab."

„Nein, Herr Cronwinkel," sagte Louise schnell — „das war unmöglich; die beiden Leute hatten einander lieb."

„Ja — aber, Fräulein Louise! die Liebe brachte ihnen sehr wenig Glück."

„Im Gegentheil! Sie vergessen die glücklichen Jahre, welche der gute Herr Krüger mit Frau und Tochter durchlebte. Er hatte seiner Adelheid einmal Treue gelobt und dies Gelöbniß mußte ihm heilig sein."

„Aber wenn das Gelöbniß Beide nothwendigerweise unglücklich machen mußte, wäre es denn nicht verständiger gewesen, dasselbe zu lösen."

„Nein, Herr Cronwinkel! Sie würden Beide tief unglücklich gewesen sein, eine wahrhafte Liebe überwindet jedes Hinderniß."

Louise hatte aus voller Ueberzeugung gesprochen.

Wilhelm und Cronwinkel lächelten zustimmend. Nur Oberst Falkner hatte die Arme über die Brust gekreuzt und starrte nachdenkend, halb wehmüthig, in den Kamin. Dann wandte er sich ernsthaft zu Louise und sagte mit bewegter Stimme:

„Ich will hoffen, daß du Recht hast, Kind! Es kommt allerdings zuweilen ganz anders im Leben."

Louise sah ihren Pflegevater ängstlich und besorgt an. Mit bebenden Lippen frug sie:

„Habe ich Ihnen wehe gethan, Onkel?"

„Nein, liebes Kind! Ich fürchtete, daß du zu viel Gewicht auf edelmüthige Illusionen legen möchtest und darum warnte ich. Ein alter Junggeselle, wie ich, hat kaum ein Recht in solchen Dingen mitzureden — aber dennoch könnte ich so manches aus meinem und meiner Freunde Leben erzählen, was den Beweis liefern würde, daß meine Besorgniß nicht übertrieben ist."

Louise lächelte wieder, und indem sie Wilhelm mit einem schalkhaften Blick zuwinkte, antwortete sie:

„Es würde vielleicht sehr nützlich sein, lieber Onkel, wenn Sie uns einmal etwas von Ihren Erlebnissen erzählen wollten."

„Ja, Onkel," rief Wilhelm, „wir sitzen hier nun doch so gemüthlich bei einander."

Oberst Falkner erzählte sehr gern von seiner Jugend, das wußte Louise und darum ermuthigte sie ihn besonders. Der alte Kriegsmann faßte mit der Hand an die Stirn und schwieg noch einen Augenblick. Darauf flüsterte ihm Louise wieder etwas ins Ohr, Beide standen dann plötzlich auf, während Louise ihn scherzend beim Arm nahm und laut ausrief:

„Gleich kommt die Erzählung, nur noch einen Augenblick Geduld, meine Herren."

Louise wollte ein kleines Abendessen zurechtstellen. Immer lebhaft plaudernd, wußte sie den Tisch so verlockend mit allerlei vielversprechenden Schüsseln zu versehen, daß der Oberst sich veranlaßt fühlte, einen Augenblick mit Wilhelm und Cronwinkel über die Geschicklichkeit seiner Pflegetochter zu flüstern. Aber während dieser Vertraulichkeiten zog Louise ihn am Arm hinweg und die jungen Leute blieben wieder eine kurze Zeit allein.

Bald darauf erklang Louisens helles Lachen auf dem Hausflur. Die Thür wurde feierlich geöffnet und Oberst Falkner trat mit einer großen Schüssel herein, worauf er einen prächtigen Kuchen trug. Louisens Werk war vollkommen, über Erwartung gelungen.

„Und nun zu Tische!" rief der Hausherr.

Louise sah Alles mit freudestrahlenden Augen an, aber sie durfte dies auch thun, denn der Tisch war, Wilhelm's Ankunft zu Ehren, reichlich bestellt und festlich verziert.

Oberst Falkner füllte die Gläser.

„Unser Willkommen den beiden Freunden!" rief er, nicht minder befriedigt als Louise.

Man lachte, man scherzte und stieß mit den Gläsern an. Dann machte sich die kräftige Eßlust der jungen Leute geltend.

Unaufhörlich richtete Louise allerlei Fragen an die Herren, und Cronwinkel unterhielt die Gesellschaft durch Studentengeschichten, die an der Universität bereits lange ausgedient hatten, aber auf Louise und den Obersten sehr erheiternd wirkten.

Zuletzt brachte der Oberst noch eine Extraflasche, um auf Louisens Gesundheit zu trinken. Als darauf die Herren ihre Cigarren angezündet hatten, klopfte Louise mit ihrem Dessertmesserchen gegen ihr Glas und sagte feierlich:

„Ich bitte um das Wort für Onkel Falkner, um uns seine Geschichte zu erzählen."

Louise wollte ihrem ritterlichen Pflegevater das Vergnügen verschaffen, einmal über seine Jugend zu sprechen, da sie mußte, daß er dies ungemein gern that. Oberst Falkner lehnte sich nachdenklich in seinen Lehnstuhl zurück und schwieg geraume Weile. Den jungen Leuten einen ernsthaften Blick zuwerfend, sprach er alsdann:

„Meine Erzählung ist kurz und einfach, aber es kann vielleicht nützlich sein, daß ihr sie hört. Louise sagte vorhin, daß aufrichtige Liebe über alle Hindernisse triumphirt. Somit würde es genug sein, wenn ein ehrliches Herz feurige Liebe empfindet, um endlich alle Schwierigkeiten zu überwinden; aber Liebe und Freundschaft fordern eben nicht ein einziges braves Gemüth, sondern zwei Herzen, die zusammen für dieselben Wünsche und dieselben Interessen klopfen. Vielleicht scheint es thöricht, daß ein alter Junggeselle, wie ich, derartige Theorien aufstellt, aber ich habe viel darüber nachgedacht und es könnte leicht einmal die Zeit kommen, wo euch meine Mittheilungen von Werth sein könnten. Ich hatte einmal einen Freund, einen jungen Officier. Ich will ihn Friedrich nennen. Es ist bereits drei- oder vierundzwanzig Jahre her. Friedrich war ein tüchtiger Soldat von günstiger äußerer Erscheinung, und überdies weiß ich sicher, daß sein Charakter unantastbar, seine Absichten ehrlich und edelmüthig waren. Mein Freund wurde nach Amsterdam verlegt. Er hatte dort einige Verwandte, welche er zuweilen besuchte, und außerdem pflegte er manchen Abend in Theatern und in Concerten zuzubringen. In einem ausgezeichneten Concerte sah er eines Abends ein Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit. Andächtig betrachtete er den ganzen Abend aus der Ferne und unbemerkt die anziehende Gestalt, die einen förmlichen Zauber auf ihn ausübte. Ihre dunklen funkelnden Augen und ihr schönes braunes Haar schwebten ihm unaufhörlich vor den Gedanken."

Oberst Falkner zögerte einen Augenblick. Scheinbar wollte er einen Zug aus seinem Glase trinken — er war jedoch so tief in seine Erinnerungen versunken, daß er mit dem Glase in der Hand vor sich hinstarrte.

Die jungen Leute störten ihn nicht.

Plötzlich fuhr er fort:

„Friedrich behielt das Bild dieses reizenden Mädchens in seiner Erinnerung und hoffte von Tag zu Tag vergeblich, ihr wieder zu begegnen. Er besuchte häufig Concerte und Theater, aber umsonst. Nach zwei Monaten trat er bei einem seiner Verwandten in das Zimmer und fand dort zu seiner unaussprechlichen Ueberraschung die schöne Unbekannte. Adrienne — ich will sie nur Adrienne nennen, war in der Unterhaltung ebenso bezaubernd, wie in ihrer ganzen Erscheinung. Friedrich verlebte einen der glücklichsten Abende seines Lebens. Er konnte seine Bewunderung nicht verbergen und von dieser Zeit an begegneten sich die jungen Leute mehrmals im Hause von Friedrich's Verwandten. Adrienne schien den jungen Officier gern zu sehen — kurzum, nachdem sie einander fünf Wochen lang beinahe täglich gesprochen hatten, bekannte Friedrich ihr seine Liebe und empfing aus ihrem eigenen Munde die Bestätigung ihrer Neigung. Adrienne schenkte ihm ihr Herz vollkommen freiwillig, ohne irgend welche Zögerung.

„Da habt ihr nun zwei junge Leute, die einander aufrichtig lieb hatten, aber die Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten sollten nicht ausbleiben. Adrienne's Eltern waren gänzlich ohne Vermögen, Friedrich war Premierlieutenant geworden, aber es konnte noch Jahre dauern, bevor er den Hauptmannsrang erhielt. Zwar besaß er ein kleines Vermögen, aber es reichte nicht aus, um die Bürgschaft zu stellen. Zu stolz, um bei Freunden oder Verwandten Hülfe zu suchen, überlegte er, auf welche Weise er sein kleines

Capital vergrößern könnte. Hätte er diesen Stolz zu unterdrücken gewußt — Adrienne wäre vielleicht seine glückliche Gattin geworden."

Zum zweiten Mal schwieg der alte Krieger. Die Erinnerungen aus seinen vergangenen Lebensjahren stiegen in so großer Menge vor seiner Einbildung auf, daß er einen Augenblick seine Gäste vergaß. Er erholte sich jedoch rasch, und indem er das Glas, das er fortwährend zwecklos in seinen Fingern gehalten hatte, leer trank, fuhr er fort:

„Friedrich und Adrienne waren ein Jahr lang verlobt. Der junge Officier schränkte sich ein, sparte, arbeitete mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte und es schien wirklich, daß er seinen Zweck erreichen sollte, obgleich es nicht leicht ist, durch eigene Anstrengung ein Capital zusammenzubringen. Adrienne ermuthigte ihn fortwährend und ein Lächeln von ihr war seine schönste Belohnung. Plötzlich aber veränderte das geliebte Mädchen die Haltung ihm gegenüber. Es war bei einer Festlichkeit, wozu sie Beide eingeladen waren. Schon bei Tisch war Adrienne so zerstreut gewesen, daß sie Friedrich kaum geantwortet, ja nicht einmal auf ihn gehört hatte. Der junge Officier wollte zuerst kein Gewicht darauf legen. Als sich jedoch einige Tage später dieselbe Erscheinung wiederholte, stieg ein entsetzlich folternder Gedanke in ihm auf. Adrienne ist unzufrieden. Aber warum und worüber — das konnte Friedrich durchaus nicht vermuthen. Er schwieg, er litt, er schämte sich der Thränen, die er in der Einsamkeit vergoß. Jeden Tag wurde Adrienne ihm fremder — endlich kam die Erklärung, die über sein ganzes Leben entscheiden sollte. Er fand an diesem unseligen Abend in seiner Wohnung einen Brief von Adrienne's Vater. In sehr höflichen, äußerst ruhigen Worten kündigte ihm dieser an, daß er im Hinblick auf die Zukunft seiner Tochter eine längere Verlobung nicht zugeben könne, daß es ihm leid thue, aber daß es besser sei, unter den gegebenen Umständen die Verbindung aufzulösen."

Oberst Falkner holte tief Athem, das sonst so ruhige Auge funkelte. Mit etwas unsicherer Stimme fuhr er fort:

„Und was war nun die eigentliche Ursache von Adrienne's veränderter Haltung? Ihr werdet es kaum glauben, lieben Freunde. Bei jener Festlichkeit, von der ich sprach, hatte sie einen sehr reichen und angesehenen jungen Mann kennen gelernt, welcher nicht ruhte, bis sie ihm die Hand schenkte, die sie Friedrich versprochen hatte. Der unglückliche Officier eilte nach ihrer Wohnung; vergeblich, man ließ ihn nicht vor. Er schrieb eine Menge Briefe, ehrerbietige, bittende Briefe, nichts half. Das Glück seines Lebens war geschwunden, sein Haar wurde frühzeitig grau, aber er beugte das Haupt nicht. Er vermeinte zuweilen durch das nagende Leid, durch den täglichen Schmerz zu Grunde zu gehen, aber im Gefühle seines Rechtes hob er das Haupt wieder empor. Sein ganzes Leben hat er einsam durchgebracht. Ein einziger treuer Freund hat seinen Kummer mit ihm getheilt, aber die Jahre gingen vorüber und Friedrich ist allein geblieben — allein mit seiner verwüsteten Hoffnung."

Die Stimme des alten Kriegers, die von Zeit zu Zeit durch innere Rührung laut erklang, war langsam gesunken und bei seinen letzten Worten fast unverständlich geworden. Er beugte den Kopf und schloß die Augen. Alle schwiegen aus Ehrfurcht vor seinem Schmerz.

Plötzlich richtete er sich wieder auf. Louise war an seiner Seite niedergekniet. Sie hatte leise seine Hand ergriffen. Mit Augen voll Thränen sah sie ihn an.

„Es fehlt noch etwas an Ihrer Erzählung, Onkel," flüsterte sie mit bewegter Stimme — „Friedrich's einziger Freund ist gestorben, aber die Kinder dieses treuen Cameraden leben noch, nicht wahr? Friedrich's Haus und Herd werden in Zukunft nicht mehr einsam sein, denn die Kinder seines Freundes werden die seinigen sein bis zu ihrem letzten Athemzuge."

Neunzehntes Capitel.

Das Jahr 1865 hatte soeben mit Schnee und Frost angefangen, aber bald darauf kam wieder Nebel, Thauwetter und unangenehme Feuchtigkeit.

Selbst in den Straßen der eleganten Residenz ist es nichts weniger als angenehm zwischen den nassen Schneehaufen,

durch welche Pferde und Wagen eine wässerige Spur ziehen. Die Pflastersteine werden wieder sichtbar und die Glöckchen an den Köpfen der Pferde können ruhig fortbleiben. Es ist ein solch unangenehmer Januarmorgen, daß Niemand sich hinauswagt, der nicht dazu verflichtet ist.

Alles, was im Ueberflusse lebt, Alles, was fortwährend auf neuen Genuß speculirt, Alles, was glänzt, sobald es sich über die Schwelle seiner Wohnung begiebt, zieht sich nun verdrießlich auf Sophas und Sessel zurück und blättert gähnend in dem neuesten französischen oder englischen Roman. Alles, was arbeitet, drängt sich durch den schmelzenden Schnee nach seiner Werkstätte, wo Einige gut erwärmte Räume finden, während Andere auch ferner von Kälte und Feuchtigkeit geplagt werden, Alle zusammen aber, die Freien sowohl wie die Arbeiterbienen beklagen sich bitter über das häßliche Wetter und sind sehr geneigt, auf den unwirthlichen Himmel zu schelten.

In einer kleinen wenig belebten Seitenstraße einer untergeordneten Gegend der Stadt sah es an diesem Morgen besonders eintönig aus. Der Nebel und das Thauwetter hielten die Menschen in den Häusern zurück und so war die Gegend ganz besonders ruhig, obgleich sie überhaupt nicht allzu sehr durch lebhaften Verkehr sich auszeichnete. Der Schnee blieb dort meist am längsten liegen, denn die Wagen schienen die engen Straßen grundsätzlich zu vermeiden.

In den oberen Stockwerken wohnten meistens alte Jungfern, die an den Fenstern einige armselige Zimmerpflanzen zogen und meistens mit der Katze auf dem Arm nach außen starrten, ob sich in der Straße etwas Neues begebe. Etwa um halb elf Uhr an diesem nebeligen Januarmorgen ging etwas Wichtiges vor sich. Eine sehr elegante Equipage ließ den nassen Schnee in der stillen Straße emporspritzen, so daß die alten Jungfern eiligst über ihre Blumentöpfe hinausblickten, was da vorgehe. Der elegante Wagen wurde durch einen eleganten Kutscher gefahren, der einen schwarzen Mantel trug, während ein Knabe von ungefähr fünfzehn Jahren, gleichfalls schwarz gekleidet, aber mit einem Goldrand an seinem Hute, neben ihm auf dem Bocke saß. Der Junge deutete auf ein Haus mitten in der Straße und die vornehme Equipage hielt dort still.

Die alten Jungfern ließen die Katzen von ihren zärtlichen Armen springen und verwunderten sich, jede für sich, daß Fräulein Schnuck, die Weißwaarenhändlerin, Besuch bekam. Der Junge mit dem Goldbordenhut war nämlich vom Bock gestiegen und hatte bei Fräulein Schnuck geklingelt. Die Erwartung der Zuschauerinnen stieg aufs Höchste. Selbst im dritten Stockwerke von Fräulein Schnuck's Behausung blickte ein bleiches Gesicht mit verwirrten Haaren heraus, aber es zog sich eilig zurück, um nicht gesehen zu werden.

Nachdem der Diener gefragt hatte, ob Herr Trostmann, der Maler, zu Hause sei, und eine günstige Antwort darauf erfolgt war, wurde die Wagenthür geöffnet und es stieg zuerst der Baron von Dyrenvord heraus, um dann mit großer Sorgsamkeit eine schlanke junge Dame und ein kleines Mädchen von sechs oder sieben Jahren über die beschneiten Stufen in das Haus zu geleiten.

Konrad Trostmann war unterdessen beschäftigt, sein Atelier ein wenig aufzuräumen, denn er erwartete Besuch und wollte denselben so würdig als möglich empfangen. Man konnte es ihm wohl ansehen, wie ihn der Gedanke etwas aufregte, daß er den Besuch seines Freundes und Gönners, des Barons von Dyrenvord, von Julie, dem einzigen Töchterchen des Barons, und von der Gouvernante, Miß Macdonald, empfangen sollte. Er hatte sein Arbeitszimmer so elegant, so nett wie möglich in Ordnung gebracht. Auf einer Staffelei stand sein letztes vollendetstes Gemälde, welches die besondere Veranlassung dieses Besuches war. Ueberall hatte er Studien, Skizzen in Oel, Copien, Gemälde von Freunden und eine Menge vortrefflicher Abgüsse von berühmten Antiken aufgestellt. Mappen mit Aquarellen und allerlei Probeblättern lagen zur Seite auf einander gehäuft. Es war zwar nicht Alles so glänzend und vollständig von Staub befreit, als man es in einem bürgerlichen Wohnzimmer erwarten konnte, aber man kam hier eben in ein Atelier, hatte Trostmann zu sich selbst gesagt, während er sich mit einem Anflug von

Bedauern erinnerte, wie oft ihm Fräulein Schnuck angeboten hatte, sein Atelier einmal gründlich zu reinigen und wie oft er sich dagegen gewehrt hatte.

Der Künstler hatte inzwischen seine alterthümlichen Möbel etwas geordnet. Es war ein Durcheinander verschiedener stilvoller Stücke, die in einer gewissen malerischen Unordnung vertheilt waren. Allerlei kleine Gegenstände, besonders alte Waffen, hingen oder standen an der Wand, wo sie eben Platz fanden.

Trostmann selbst war ein Feind alles abgemessenen Wesens und er trug sich in seinem Atelier ebenso wie draußen. Vielleicht hatte er zu dieser Gelegenheit sein langes glänzend schwarzes Haar ein wenig geordnet und einen Rock ohne Farbenflecke angezogen. Sobald er die Equipage bemerkt hatte, eilte er in das Nebenzimmer, welches er scherzend seinen Salon nannte. Es war eine höchst einfache, durch Fräulein Schnuck zum Vermiethen möblirte Stube, was natürlich sagen will, daß es daselbst ziemlich bunt und geschmacklos aussah, mit grünen Uebergardinen und feuerrother Tischdecke.

Die kleine Julie trat zuerst in das Zimmer und gab Trostmann mit einem gewissen Ernste die Hand. Sie hatte eine kindliche Sympathie für den Künstler, weil sie ihn oft bei ihrem Vater sah und immer bemerkt hatte, daß der Baron durch sein Gespräch aufgeheitert wurde. Miß Macdonald verbeugte sich höflich wie immer, aber sie reichte Trostmann die Hand, ohne ihren hellen Glacéhandschuh auszuziehen. Die englische Gouvernante hatte mehrmals Gelegenheit gehabt, den Künstler kennen zu lernen, da die Baronin sich sehr selten um Trostmann's Besuche bekümmerte und Herr von Dyrenvord seine Tochter Julie und deren Gouvernante gern bei sich in seiner Bibliothek sah.

„Guten Morgen, Trostmann!" rief Herr von Dyrenvord mit lauter lustiger Stimme, „trotz dem sibirischen Zustand der Straßen sehen Sie uns hier Alle zusammen bei Ihnen, wie wir gestern verabredeten."

„Es trifft sich schlecht mit dem Lichte!" antwortete Trostmann und nöthigte seine Gäste in das Atelier zu treten.

„Es ist hier etwas enge," begann der Künstler wieder, als die Gesellschaft im Atelier beisammen war, „aber mit einiger Nachsicht werden Sie doch Gelegenheit haben, Mancherlei zu sehen."

Nachdem er dies gesagt hatte, schob er zwei Lehnstühle vor die Staffelei und verharrte in schweigender Erwartung. Der Baron setzte sich, gleichfalls schweigend. Miß Macdonald folgte seinem Beispiele. Julie blieb an der Seite ihres Vaters stehen. Es verging eine Pause, während welcher Niemand sprach. Trostmann beobachtete heimlich den Eindruck, den sein Werk machte. Miß Macdonald heftete von Zeit zu Zeit ihr Auge mit fragendem Ausdruck auf den Künstler. Sie wollte wissen, was sein Bild vorstellte, da sie den Gegenstand nicht begriff und nicht begreifen konnte.

Endlich reichte Herr von Dyrenvord Trostmann mit Herzlichkeit die Hand und rief, während seine Augen voll Genugthuung glänzten:

„Sie haben meine Erwartungen weit übertroffen, theurer Freund, weit! Ihre Auffassung ist meisterhaft! Welch ein Reichthum an Figuren um den Festtisch! Dort im vollen Lichte das Haupt unseres Vondel! Vortrefflich! Vortrefflich!"

Trostmann war tiefer ergriffen, als sein Gesicht verrieth. Er hatte genügende Erfahrung von der feinen Kunstkennerschaft und dem gebildeten Geschmack des Barons, darum hatte er dessen Urtheil mit einer gewissen Spannung erwartet. Während der Arbeit hatte er sich mit dem Gelingen derselben geschmeichelt, aber zuweilen war seine freudige Stimmung einer gewissen Enttäuschung gewichen. Darum klopfte sein Herz nun freudig bei dem Lobe des Herrn von Dyrenvord.

„Ein sehr schönes Gemälde," sagte endlich die Gouvernante — „aber ich möchte gern etwas mehr über diese Mahlzeit und diese fröhlichen, blühenden alten Holländer mit ihren prächtigen Pokalen und malerischen Costümen wissen."

Trostmann trat mit einem vorübergehenden Erröthen an den Lehnstuhl der Miß Macdonald und erklärte ihr den Gegenstand seines Gemäldes in kurzen deutlichen Worten.

„In demselben Jahrhundert, in welchem Ihr Milton lebte, hatten wir hier in Holland einen großen Dichter, der zugleich ein großer Bürger war und Jost

van den Vondel hieß. Er war sechsundsechzig Jahre alt geworden und hatte eine glänzende dichterische Wirksamkeit hinter sich. Viele Jahre, bevor Milton sein „Verlorenes Paradies“ dichtete, hatte er den Fall des Erzengels Lucifer dramatisch behandelt. Vondel blieb in bürgerlicher Einfachheit in Amsterdam, wo in jener Zeit durch große Kriegsangelegenheiten und den weltumfassenden Handel wenig Zeit für die Dichtkunst übrig blieb. Und darum beschlossen einige Künstler, die Mitglieder der sogenannten Sanct-Lucasgilde, ihren großen Stadtgenossen durch eine festliche Mahlzeit zu feiern, wobei ihm ein erster und einziger Lorbeerkranz überreicht wurde. Der stattliche Herr auf dem Ehrenplatz ist der Bürgermeister von Amsterdam und rechts von ihm —“

„Sitzt der Dichter! Welch ein edles, welch ein ehrwürdiges Haupt!“ rief Miß Macdonald voll unverhohlener Bewunderung aus.

„Die Auffassung ist ausgezeichnet,“ bemerkte Herr von Dyrenvord, „die Gestalten besitzen Charakter und sind historisch treu.“

Trostmann feierte eine glückliche Stunde und gab noch allerlei Erklärungen über Einzelheiten seines Bildes. Miß Macdonald ersuchte ihn dann, ihr noch einiges aus dem Leben des großen Dichters zu erzählen. Herr von Dyrenvord hatte Julie bei der Hand genommen und ihr verschiedene merkwürdige Gegenstände in Trostmann's Atelier gezeigt. Während dieser fortfuhr, mit lebhaftem Interesse von Vondel zu sprechen, hatte der Baron eine Mappe mit Aquarellen ergriffen, und Julie, die von ihrem Vater schon frühzeitig das Interesse für Kunstwerke geerbt hatte, betrachtete mit ihm geduldig und aufmerksam jedes einzelne Blatt. Plötzlich ließ sie einen lauten Ruf der Bewunderung hören.

„O, wie hübsch!“ rief sie, indem sie ein Blatt in die Höhe hielt. „Das Porträt von Miß Macdonald!“ Wirklich zeigte der Frauenkopf, welcher in schwarzer und weißer Kreide auf dem Blatte leicht skizzirt war, eine treffende Aehnlichkeit mit den ernsthaft schönen Zügen der Gouvernante.

Juliens Ausruf brachte unter den Freunden eine Art Panik hervor. Herr von Dyrenvord, der überrascht auf die Zeichnung geblickt hatte, wollte dieselbe schnell zur Seite legen, aber die Gouvernante hatte den Kopf umgewendet und die Skizze gesehen. Der Maler erbleichte, und um sich zu retten, sagte er scherzend:

„Es ist ein Studienkopf, vielleicht eine zufällige Aehnlichkeit.“

Der Baron hatte die Zeichnung bereits den Blicken entzogen, aber Julie war damit nicht zufrieden.

„Ach, Herr Trostmann, solch ein schönes Porträt! Das wäre mir das Liebste von Allem, was hier im Zimmer ist!“

Miß Macdonald hatte sehr ergriffen geschwiegen und Julie schweigend und mit niedergeschlagenen Augen einen Wink gegeben. Das geistreiche Kind schüttelte das Köpfchen mit den langen glänzenden natürlichen Locken und blickte Trostmann an. Herr von Dyrenvord suchte ein schönes Aquarellbild von einem bekannten niederländischen Meister hervor und der Maler begann die Einzelheiten der Zeichnung zu loben. Das Gespräch mit der Gouvernante wurde nicht wieder angeknüpft. Nach kurzem Verzug nahm sie ruhig und ernst Abschied von Trostmann, während sie ihm ohne bemerkbare Erregung für den Kunstgenuß dankte. Julie machte allerlei heimliche Zeichen gegen den Künstler, worüber der Baron lächeln mußte, während er sich mit diesem beeiferte, Julie und Miß Macdonald nach dem Wagen zu begleiten.

Herr von Dyrenvord ließ den Wagen jedoch fortfahren und beauftragte den Kutscher, wieder zurückzukommen, dann ging er mit Trostmann nach dessen Atelier zurück. Es war deutlich, daß eine kleine Spannung bestand und daß Trostmann etwas verlegen war. Der Baron setzte sich aufs Neue vor das wohlgelungene Gemälde des Sanct-Lucasfestes und starrte in Gedanken darauf. Die Augen auf das Kunstwerk gerichtet, sagte er freundlich und ohne Verwirrung:

„War es Zufall oder Absicht?“

„Es war eine Kriegslist.“

Trostmann hatte sich auf ein Taburet gesetzt und sah mit über die Brust gekreuzten Armen nach den Spitzen seiner Schuhe.

„Meinen Sie es ernsthaft, Freund?“

„Ich meine es von ganzer Seele!“

„Bedenken Sie sich noch einmal, Trostmann! Sie hat die erste Jugend bereits hinter sich; sie ist eine Fremde; sie sehnt sich, nach ihrem Vaterland zurückzukehren und sie hat versprochen, bei mir zu bleiben, bis Julie zwölf Jahre alt ist — sie ist arm!"

„Sie ist schön, voll Geist, Herr von Dyrenvord! Wenn sie nach England will, werde ich sie begleiten; wenn sie arm ist, werde ich sie durch meine Arbeit und durch meine Liebe reich machen."

„Illusionen, bester Freund. Mit den kühnsten Plänen werden Sie nichts ausrichten, wenn Sie nicht erst sie selbst gewonnen haben. Und fühlen Sie schon lange so?"

Der Baron stand auf und näherte sich Trostmann mit heiterem Gesichte.

Der Maler ließ den Kopf auf die Brust sinken und flüsterte:

„Sobald ich sie kennen lernte, begann es. Es war mir unmöglich, nicht an sie zu denken. Solch ein Mädchen hatte ich nie gesehen! Jede Geberde, jede ihrer Bewegungen ist malenswerth, edel und voll Ausdruck. Aber ich hielt mich zurück und verrieth nichts, denn ich wollte die herzliche Freundschaft, die Sie mir täglich erzeigen, nicht dadurch vergelten, daß ich der Gouvernante Ihrer einzigen Tochter den Hof machte. Seit längerer Zeit schon habe ich das Geheimniß treu bewahrt. Daß ich ihr Gesicht nach meiner Erinnerung so ähnlich wie möglich zeichnete, war eine stille Huldigung, die ihr nichts schaden konnte. Heute, da ich Sie erwartete und die Hoffnung hatte, daß sie vielleicht in meinem Atelier erscheinen werde, versteckte ich ihr Porträt unter den anderen Zeichnungen. Es war thöricht und unverständig —"

Herr von Dyrenvord legte seine Hand auf die Schulter des Künstlers.

„Hören Sie, Herr Trostmann!" sagte er mit hohem Ernste, „es ist sehr gefährlich, wenn man sich in Ihrem Zustande Träumen und Hoffnungen hingiebt. Es handelt sich um das Glück eines ganzen Lebens. Sie müssen Miß Macdonald eine deutliche Erklärung darüber geben, wie ihr Porträt unter Ihre Zeichnungen gerathen ist. Sie müssen erfahren, ob sie Ihre stillen Huldigungen gut heißen wird. Sie ist sehr feinfühlend und könnte sich durch den Vorfall gekränkt fühlen. Sprechen Sie also mit ihr und entführen Sie mir die beste Freundin meiner Tochter, wenn es nicht anders sein kann."

Der Maler ergriff die beiden Hände seines Freundes und drückte sie in großer Bewegung.

„Ich kann warten," sagte er. „Ich will nicht, daß Julie von ihr getrennt wird vor der festgesetzten Zeit, und wer weiß, ob sie mich nicht mit Entrüstung zurückstößt!"

Der Baron ging langsam im Atelier auf und ab.

„Mit Entrüstung? Nein, das glaube ich nicht! Dazu besitzt sie zuviel Tact. Ich kann Ihnen nicht voraussagen, wie sie darüber denken wird, aber wenn ich bedenke, wie aufmerksam sie Ihnen stets zuhörte — denn bei meinen Diners war Ihr Stuhl häufig neben dem ihrigen. Hätte ich es nur gewußt!"

Und Herr von Dyrenvord rieb sich fröhlich lachend die Hände.

Ein sehr bescheidenes Klopfen klang an der Thür des Ateliers. Trostmann sprang auf, um die unwillkommene Störung zu entfernen.

Vor der Thür stand Fräulein Schnuck, eine ältliche, in Schwarz gekleidete Dame mit kokettem Häubchen.

„Ach, Herr Trostmann!" flüsterte sie. „Der Herr von oben fragt, ob nicht Gelegenheit ist, den Baron von Dyrenvord eben einmal zu sprechen?"

„Wer ist der Herr?"

„Nun, Herr Philipp Duvernet, der hier oben wohnt."

„Ich kenne den Mann nicht. Was ist er für ein Mensch?"

„Ich kann das so genau nicht sagen. Er bezahlt seine Miethe regelmäßig, aber ich sehe ihn nicht häufig."

„Und er fragt nach Herrn von Dyrenvord?"

„Ja, Herr Trostmann. Er hat den Wagen gesehen?"

Trostmann dachte einen Augenblick nach und sagte dann:

„Lassen Sie ihn in das Vorzimmer eintreten." Indem er hierauf die Thür schloß, sagte er mit leiser Stimme zu dem Baron: „Ein Mann, der hier oben wohnt, der Ihren Wagen gesehen hat und der sich Duvernet nennt, bittet einen Augenblick um Gehör."

Herr von Dyrenvord zuckte mit den Achseln und antwortete etwas verdrießlich:

„Eine Bettelei, Trostmann! Befreien Sie mich von dieser Belästigung."

Der Maler öffnete die Thür, die nach seinem Salon führte. Dort stand ein anständig gekleideter Herr vor ihm, der sich tief verbeugte und ihm eine Karte überreichte. Trostmann nahm die Karte an und erkannte den Mann, der ihm seit einem halben Jahre von Zeit zu Zeit auf der Treppe begegnet war. Im vollen Tageslicht erschien das magere scharfe Gesicht des Besuchers nicht sehr vortheilhaft. Als Trostmann die Karte gelesen hatte, glaubte er, daß er einen Geschäftsagenten, vielleicht den Vertreter irgend einer Weinhandlung vor sich habe. Er sagte daher:

„Herr von Dyrenvord hat mir aufgetragen Ihnen mitzutheilen, daß er verhindert ist, Ihnen Rede zu stehen. Kann ich vielleicht Ihren Auftrag —"

Der Mann, der sich Philipp Duvernet nannte, schielte unbemerkt nach der offenstehenden Thür des Ateliers. Er verbeugte sich fortwährend und fuhr fort:

„Ein sehr wichtiges Geschäft nöthigt mich, zu versuchen, ob ich den Herrn Baron nicht selbst sprechen kann, aber wenn Sie —"

„Ich bin bereit, dem Herrn von Dyrenvord Ihr Verlangen mitzutheilen, aber ich fürchte sehr, daß dies zu nichts führen wird, da der Herr Baron seine bestimmten Lieferanten und festen Beziehungen hat."

Duvernet blickte auf, wodurch seine düsteren, dunklen Augen sich eine kurze Weile zeigten; dann antwortete er mit unangenehmem Lächeln:

„Es ist keine gewöhnliche Geschäftssache, die mich zu diesem Besuche veranlaßt; ich habe eine sehr wichtige und confidentielle Veranlassung. Ich hörte mancherlei Gerüchte in Bezug auf den Herrn Baron, aber Gespräche und Gerüchte beweisen nichts. Ich wollte Beweise, greifbare Beweise und dann erst gedachte ich, mich anzumelden."

„Haben Sie diese Beweise?" frug Trostmann rasch.

Der Mann, der sich Duvernet nannte, verbeugte sich zustimmend.

Bisher waren Beide stehen geblieben. Jetzt bat Trostmann, daß Duvernet sich setze und sich näher erkläre.

„Es ist eine Angelegenheit von der größten Wichtigkeit für den Baron," sagte dieser, „und ich will Ihnen die Sache kurz aus einander setzen. Die Gemahlin des Barons unterhält einen Briefwechsel und ein geheimes Einverständniß mit einem anderen angesehenen und gleichfalls verheiratheten Mann dieser Stadt. Es würde für den betrogenen Gatten sehr wichtig sein, wenn er die Beweise des Betrugs in Händen hätte — und diese Beweise kann ich liefern."

Trostmann blickte den seltsamen Geschäftsmann sehr ruhig an und erwiederte: „Angenommen, daß diese Geschichte auf den Baron angewendet werden könnte, so würde doch Alles auf die Echtheit Ihrer Beweise ankommen."

„Ganz richtig," entgegnete Duvernet, indem er eine Brieftasche hervorzog. „In diesem Portefeuille befindet sich ein Brief, welcher durch Zufall in meine Hände gelangt ist. Eine vertraute Dienerin, welche ich nicht nennen werde, hat den Brief verloren und ich begriff sofort, welchen Werth derselbe habe. Auf diese Weise ist er in meine Hände gelangt."

„Die Sache ist sehr sonderbar," entgegnete Trostmann, „aber der Werth Ihrer Mittheilungen wird sich erst dann herausstellen, wenn Sie mir noch einige weitere Aufklärungen gegeben haben."

„Meine ferneren Aufklärungen werden davon abhängen, was Sie für den Brief bieten."

„So. — Aber was verlangen Sie für den Brief?"

„Ich verlange das Geld von dem Baron von Dyrenvord und nicht von Ihnen, Herr Trostmann. Wollen Sie es für ihn bezahlen, so kann es mir recht sein — aber der Brief kostet hundert Gulden."

Trostmann überlegte, was er thun sollte. Sein Beschützer schwebte in der Gefahr, daß ihm durch unberufene Hände der gefährliche Brief unter die Augen gebracht würde, was er um jeden Preis verhüten wollte. Er beschloß daher den Brief zu kaufen und sich einen Revers ausstellen zu lassen, daß die ganze Angelegenheit geheim gehalten werde. Er öffnete seinen Schreibtisch und hatte gerade die nöthigen Bank-

scheine in der Hand, als sehr laut an der Thür geklopft wurde. Beide Männer sahen überrascht auf. Trostmann hielt das Geld noch immer in der Hand und öffnete, ohne zu zögern.

„Herr Trostmann, ich komme doch nicht ungelegen!“ rief eine laute Stimme, während augenblicklich darauf Wilhelm Blankmann hereintrat und dem Maler die Hand entgegenstreckte.

Trostmann ergriff diese Hand ohne Zögern, aber er sah Wilhelm mit unsicherem Blicke an, da er sich wohl ihrer früheren Begegnung erinnerte, sich jedoch nicht auf seinen Namen besann. — —

Wir müssen unsere Leser an dem rauhen Januarmorgen einige Stunden zurückgeleiten und begegnen dann zwischen zehn und elf Uhr ein paar jungen Leuten beim Eingang in die Hauptstraße, als sie einander herzlich die Hand reichten.

„Also heute Nachmittag um fünf Uhr! In unserem Gasthof!“

„Und heute Abend mit dem letzten Zuge nach Utrecht.“

„Adieu, Franz!“

„Viel Glück zu deiner Expedition, Wilhelm!“

Franz Cronwinkel hatte seinen Freund Wilhelm Blankmann nach dem Haag begleitet, damit sie so lange als möglich zusammen bleiben und einen Abend mit einander in Utrecht verleben konnten.

Wilhelm wollte nun versuchen, ob er seinen Beschützer, den Baron von Dyrenvord, antreffen könne. Er beeilte sich, nach dem ihm bekannten Hause zu gelangen, aber dort erfuhr er zu seinem Bedauern, daß der Baron gerade ausgefahren sei und daß man ihn in dringendem Falle bei dem Maler Herrn Trostmann, der in einer abgelegenen Straße Nummer soviel wohne, sicher sprechen könne.

Der Name Trostmann hatte Wilhelm angenehm berührt. Er erinnerte sich an den stürmischen Tag des vergangenen Sommers, als er bei seinem Abenteuer mit dem überfahrenen Kinde den jungen Maler als einen liebenswürdigen und wackeren Mann kennen gelernt hatte. Er beschloß daher sofort zu ihm zu gehen und war überzeugt, daß weder Herr von Dyrenvord noch Trostmann ihm diese Freiheit verübeln würden, da es sich um einen edlen Zweck handelt und er den Wohlthätigkeitssinn und die Zuvorkommenheit beider Herren kannte.

Außerdem kam es ihm aber auch darauf an, keine Zeit zu verlieren. Das Haus seiner Verwandten blieb ihm selbstverständlich verschlossen, aber er hoffte, daß es ihm gelingen würde, seinen Onkel Roggeveen entweder auf dem Ministerium oder im Casino zu sprechen. Während er den Weg nach Trostmann's Wohnung suchte, mußte er wieder die Hauptstraße passiren und im Vorübergehen vor einem großen Buchladen zogen die Titel einiger neuerschienenen Werke seine Aufmerksamkeit auf sich. Eine neue Ausgabe des Thucidides durch einen deutschen Professor schien ihm wichtig genug, um darauf zu reflectiren. Er wollte eilig in den Laden eintreten, um sich mindestens nach dem Preise zu erkundigen. Er trat daher näher, und beachtete zuerst nicht, daß ein elegantes Coupé vor der Thür hielt. Im Begriff einzutreten, wich er plötzlich einen Schritt zurück. Sein Herz klopfte plötzlich heftig und das Blut strömte ihm in die Wangen. Seine Cousine Eugenie stand vor ihm. Sie verließ den Buchladen mit einem eben gekauften Werke in der Hand und winkte dem Lakai, die Wagenthür zu öffnen. Aus einem unbestimmten Gefühle von Schüchternheit wollte Wilhelm zurückbleiben, aber gerade in dem Augenblicke, als Eugenie den hübschen Fuß auf den Wagentritt setzte, erblickte sie Wilhelm. Lächelnd blieb sie stehen und reichte ihm herzlich die Hand. Wilhelm konnte sein Erröthen nicht bezwingen und antwortete stammelnd auf ihre lebhaften Fragen.

Eugenie stieg nun eilig in das Coupé, während sie Wilhelm zuflüsterte, daß er einen Augenblick warten solle. Der Diener schloß die Wagenthür. Sofort wurde das Fenster herabgelassen und das geistvolle Gesicht des jungen Mädchens winkte unseren Freund herbei. So blieben sie eine kurze Weile um zu plaudern, während sowohl der Lakai wie der Kutscher diesen Aufenthalt sehr langweilig fanden.

„Wie glücklich trifft es sich, daß ich Sie hier sehe,“ sagte Wilhelm leise und vorsichtig, „schon mehrere Wochen bin ich unruhig gewesen, weil — ja eigentlich weiß ich nicht, ob ich es Ihnen sagen darf.“

„Sprechen Sie nur, Wilhelm! Wenn ich Ihnen Auskunft geben kann —"

„Gewiß! Darf ich meine liebenswürdige Cousine also fragen, ob mein Brief ihr mißfallen hat? Ihr Schreiben hat mich so überaus angenehm überrascht und später hörte ich weder von Ihnen noch von Onkel mehr etwas."

Eugenie schüttelte mit ruhigem Lächeln den Kopf.

„Nein, Wilhelm," antwortete sie schnell, „Ihre Briefe waren uns sehr willkommen, aber die Schuld liegt an Papa. Er versprach Ihnen zu antworten, aber bei seiner Trägheit im Schreiben hat er es bis jetzt versäumt."

„Ich gehe nun wieder auf ein halbes Jahr nach Rastburg. Was könnte mir dort erwünschter und erquickender sein, als ein paar Zeilen von Ihrer Hand."

„Ich werde sehen —" flüsterte Eugenie, indem sie verlegen die Augen niederschlug — „viel Schönes kann ich Ihnen nicht melden —"

„Bleibt Alles beim Alten?"

„Es wird täglich unangenehmer. Der Vicomte beherrscht Mama und Jeanne. Papa bekümmert sich nicht viel darum, da er seine Zustimmung zur Verlobung von allerlei Nachrichten abhängig macht, die er aus Frankreich erwartet. Inzwischen duldet es Mama, daß der Vicomte fortwährend in vertraulichem Gespräch mit Jeanne sich immer mehr die Herrschaft über das junge Mädchen anmaßt. Papa hat die Anfrage nicht gerade abgeschlagen, aber jeden Gedanken an Verlobung unbestimmt hinausgeschoben."

„Ich habe Ihnen geschrieben, was ich darüber denke. Es thut mir leid für Ihre Schwester."

„Auch mich dürfen Sie beklagen, Wilhelm! Ich habe mir die Ungnade von Allen, Papa ausgenommen, auf den Hals geladen und dieser ist zurückhaltender und schweigender als je. Mein einziger Trost ist meine Lectüre."

Und Eugenie zeigte Wilhelm das soeben erhaltene Werk.

„Das neue Heft von „Chronik und Kritik," rief Wilhelm. „Ich habe es noch nicht in Händen gehabt. Es macht außerordentliches Aufsehen."

„Gestern wurde während eines feierlichen Diners bei uns lange darüber gestritten. Und Mama wollte wissen, daß die katholische Partei dahinter stecke."

„Und wurde über diese Ansicht nicht gelächelt?"

„Nein, Alle blieben ernsthaft. Ich mochte nicht widersprechen, da ich es noch nicht gelesen und darum kein Urtheil hatte."

„Schreiben Sie mir doch Ihre Meinung darüber. Es wird für mich ein Festtag sein in Rastburg."

Eugenie zog ihren Kopf zurück und reichte Wilhelm die kleine Hand, ohne direct zu antworten.

Nur einen Augenblick hielt Wilhelm die Hand in der seinigen.

Dann nickte seine Cousine ihm zum letzten Male freundlich zu und gab dem Kutscher ein Zeichen.

Das Coupé rollte fort und Wilhelm blieb überrascht, erfreut und verwirrt vor dem Buchladen stehen und sah dem Wagen nach.

* * *

Die Scene in Trostmann's Atelier hatte sich rasch verändert.

„Vor einem halben Jahre haben wir uns kennen gelernt," sagte Wilhelm heiter zu dem überraschten Maler — „als das arme Kind durch den rohen Kutscher überfahren wurde. Mein Name ist Wilhelm Blankmann."

„Willkommen, Herr Blankmann! Ich stehe sofort zu Ihren Diensten. Ich habe nur ein kleines Geschäft mit Herrn Duvernet, den Sie hier sehen, zu ordnen."

Beide Freunde wendeten sich unwillkürlich nach der bezeichneten Persönlichkeit.

Duvernet war von seinem Stuhl aufgestanden und starrte mit todtbleichen Zügen den Eintretenden an. Er hatte Wilhelm sofort erkannt und während seine Haltung Frechheit und verbissene Wuth ausdrückte, verwünschte er heimlich dessen Ankunft.

Kaum hatte Wilhelm den Mann ins Auge gefaßt, als er bewegungslos still stand und sich mehrmals das braune Haar aus dem Gesichte strich.

„Wie heißt dieser Mann?" fragte er.

„Philipp Duvernet, hier ist seine Karte."

Der Maler reichte ihm die Karte, aber Wilhelm wies dieselbe mit einer schnellen Geberde ab, indem er die Hand gegen den

Franzosen ausstreckte, der einen Schritt nach der Thür ging, und eiligst rief:

„Wenn dieser Mann sich Duvernet nennt, so betrügt er Sie; ich erkenne ihn nun sofort wieder. Es ist der Lakai des Herrn von Vergennes — er heißt Adolf, er schlug mit der Peitsche nach meinem Kopfe, als er das arme Kind überfuhr — dasselbe Kind, von dem ich eben sprach. Wie kommen Sie in solche Gesellschaft?"

Wilhelm's Worte machten eine wunderbare Wirkung. Trostmann eilte nach seinem Schreibtisch und legte das Geld wieder hinein. Dann trat er auf den Lakai zu und zeigte ihm die Thür. Dieser blieb noch einen Augenblick stehen. Darauf brach er plötzlich in die lauten wüthenden Worte aus:

„Es ist Alles vollkommen wahr, was der Straßenheld sagt."

Bei dem Worte Straßenheld sprang Wilhelm auf ihn zu, aber Trostmann warf sich zwischen Beide. In demselben Augenblicke trat Herr von Dyrenvord, durch den Lärm der streitenden Stimmen in seinem Kunstgenuß gestört, in das Zimmer herein.

Inzwischen schrie der erbitterte Lakai:

„Es ist Alles vollkommen wahr, was der Straßenheld sagt. Ich bin der Kutscher und Bediente des Vicomte und doch bin ich Duvernet. Ich werde den Skandal in die Oeffentlichkeit bringen und den Namen des Barons von Dyrenvord lächerlich machen! Ich werde der Welt zeigen, wer Herr von Roggeveen ist, ich werde —"

Aber Trostmann hatte die Thür geöffnet.

Mit fester Haltung griff er den Verkäufer von Liebesbriefen beim Arm und während Wilhelm aufgeregt auf den Schurken losstieß, war dieser genöthigt, mit vielen Drohungen und Scheltworten so schnell als möglich die Treppe herabzufliegen und unmittelbar darauf sein Heil in der Flucht zu suchen.

Keuchend kam Wilhelm zurück.

Herr von Dyrenvord starrte die jungen Leute mit der äußersten Verwunderung an.

„Was ist hier geschehen?" frug er erstaunt —. „Was bedeutet das, Trostmann, —?"

„Ein Verläumder, Herr von Dyrenvord! Ein Geschäftsmann in Klatschereien aus der chronique scandaleuse, der uns für Geld wichtige Mittheilungen machen wollte. Prellerei, sonst nichts! Als mein Freund Blankmann glücklicherweise hier hereinkam, war ich im Begriffe mich betrügen zu lassen und erfuhr noch zur rechten Zeit, daß wir den Lakai eines gewissen Herrn von Vergennes vor uns haben, einen Erzschelm, der sich auch Duvernet nennt. Man sollte die Polizei benachrichtigen und diesen Herrn von Vergennes warnen."

„Allerdings! Aber wie kam mein Name und der des Herrn von Roggeveen in den Mund dieses Elenden?"

„Aus Rachsucht. Er fing an, von vielen ansehnlichen Familien dieser Stadt allerlei zu erzählen und wollte seine Behauptungen mit Beweisstücken bekräftigen, als seine Verläumdungen an den Tag kamen. Sobald er Sie sah, nannte er aus Böswilligkeit Ihren Namen."

„Aber warum hat er von Herrn von Roggeveen gesprochen?"

„Wahrscheinlich um mich durch den Namen meines Onkels zu kränken!" fiel Wilhelm gefaßt ein.

Der Baron schöpfte Athem. Er reichte den beiden jungen Leuten aufgeheitert die Hand.

„Ich bin herzlich froh," sagte er, „daß die Sache nichts weiter zu bedeuten hat. Man hört seinen Namen nicht gern von solchen Individuen nennen. Aber erzählen Sie mir doch, Herr Blankmann, wie ich so unverhofft zu dem Vergnügen komme, Sie zu sehen, und Sie, Freund Trostmann, theilen mir wohl später etwas Näheres über das Vorgefallene mit."

Dem Maler wurde eine große Last von den Schultern genommen.

Herr von Dyrenvord vermuthete nichts vom eigentlichen Verlauf der Sache.

* * *

Wir müssen noch einmal etwas weiter ausholen und einen festlichen Abend erwähnen, der kurz vor den geschilderten Ereignissen in einem großen Saale der Residenz veranstaltet wurde. Es bestand nämlich eine Gesellschaft, welche sich die Aufgabe gemacht hatte, kleine dramatische und musikalische Aufführungen zu veranstalten, und diese Vereinigung gab jedes

Jahr einige Maskenfeste, zu denen dann zuweilen auch Gäste eingeführt wurden. Selbstverständlich fand sich bei diesen Gelegenheiten eine sehr gemischte Gesellschaft zusammen, und so sah man denn auch bei dem letzten Maskenabend das Kammermädchen Caroline, welches das Vertrauen der Frau von Dyrenvord in so hohem Grade besaß, in dem koketten Costüm einer Schäferin, am Arme des als spanischen Ritter verkleideten Philipp Duvernet erscheinen. Er hatte ihr Herz durch ein auffallend starkes goldenes Armband von etwas zweifelhafter Echtheit gewonnen, aber da er die flatterhafte Gesinnungsweise Carolinens kannte, so war er nichts desto weniger sehr eifersüchtig und seine durch den Argwohn verschärften Augen hatten das Mädchen bereits seit Wochen überall beobachtet und verfolgt.

Anfänglich war er auf die Idee gekommen, daß Caroline in einen Liebeshandel mit dem Lohndiener Theodor Müller verwickelt sei, bald aber überzeugte er sich, daß den Zusammenkünften dieser Beiden ganz andere Motive zu Grunde lagen, und mit jenem Scharfsinn, der seiner Natur eigen war, kam er gar bald dem wahren Zweck dieser Zusammenkünfte auf die Spur.

Weniger leicht beruhigte er sich in Bezug auf Carolinens Verhältniß zu dem jungen Herrn von Hochkirch und gerade an dem erwähnten Vereinsabend mußte er es erleben, daß Caroline dreist genug war, sich sogar in seiner Gegenwart die Huldigungen des vornehmen jungen Herrn gefallen zu lassen.

Der alte Herr Vriland, der sich gern in den verschiedensten Kreisen unterhielt, war nämlich Ehrenmitglied des erwähnten dramatisch-musikalischen Dilettantenvereins, und der Vorstand desselben hatte ihn in einer so feierlichen und dringenden Weise eingeladen, daß er sein Erscheinen zusagen mußte. Als Frau von Dornbach dies erfuhr, hatte sie die größte Lust, ihren Vater zu begleiten, und sie wußte es zu veranstalten, daß der alte Herr sich noch einige Einlaßkarten geben ließ, die er dann an seine jungen Freunde, die Herren von Hochkirch, Haselbusch, Carnowitz und den Vicomte von Vergennes vertheilte. Auf diese Weise durfte man hoffen, sich wenigstens unter Bekannten zu befinden. Die Herren von Hochkirch und Haselbusch waren denn auch bereits anwesend, als Herr Vriland mit seiner Tochter erschien. Da vorauszusehen war, daß bei diesem Maskenfeste auch getanzt würde, so hatte Frau von Dornbach eine elegante Straßentoilette, bestehend aus einem hochgehenden Seidenkleide angelegt. Sie glaubte damit ausgedrückt zu haben, daß sie nicht zu tanzen gedenke; da ihr Kleid jedoch von hellsilbergrauer Farbe war, so traute sie den anwesenden Gästen jedenfalls zuviel Unterscheidung in Bezug auf die Toilette zu.

Herr von Hochkirch hatte in der niedlichen Schäferin bald seine Freundin Caroline erkannt und näherte sich ihr mit der zuversichtlichsten Unbefangenheit, was Herr Philipp Duvernet mit verbissener Wuth geschehen lassen mußte. Sein Ingrimm steigerte sich noch, als Caroline dem Herrn von Hochkirch zum Tanze folgte und ihrem spanischen Ritter inzwischen ihren Fächer und ihr Notizbuch in Verwahrung gab. Während die schöne Schäferin mit dem aristokratischen jungen Herrn im Walzer dahinschwebte, suchte Duvernet eine Art von Zerstreuung im Durchblättern des Notizbuches seiner Schönen und da fand er denn zu seiner Ueberraschung, außer einigen Briefen Carolinens, auch ein Billet ohne Adresse und ohne Unterschrift von einer zarten Damenhand geschrieben, und es konnte für ihn kein Zweifel bleiben, von wem dieser Brief war und was er zu bedeuten hatte. Mit außerordentlicher Schnelligkeit ergriff er das Papier und verbarg es in seinem schwarzsammtnen Kleide.

Inzwischen hatte die lebenslustige Frau von Dornbach beim Anhören der lebhaften Tanzmusik Lust zum Tanzen bekommen, und es bedurfte nur einer Andeutung ihrerseits, um Herrn von Haselbusch zu veranlassen, sie zu einer Quadrille zu engagiren. Man war nur in Verlegenheit wegen eines vis-à-vis. Plötzlich wendete sich Herr von Haselbusch zu einem eintretenden Paare, worin er den Vicomte von Vergennes und eine Dame im weißseidenen Domino erkannte. In einem Augenblicke war die Sache abgemacht. Die Gesellschaft flüsterte sehr geheimnißvoll. Dann reichte der weiße Domino Frau von Dornbach seine Hand und man nahm unter den Tanzenden Platz.

Bald nach dem Tanze beschloß Herr Briland, sich mit seiner Gesellschaft zu entfernen, da Frau von Dornbach die immer größer werdende Lebhaftigkeit fürchtete. Zuvor aber hielt es der alte Herr für nöthig, der Gesellschaft seinen Dank auszusprechen. Er erstieg die Estrade und nachdem er seine blaue Brille zurechtgesetzt hatte, erging er sich in einer ziemlich breitspurigen Rede über die Vorzüge des Vereins.

Während er noch sprach, wendete sich der Vicomte von Vergennes zu seinem weißen Domino und flüsterte:

„Briland wird langweilig, am Ende redet er noch eine halbe Stunde; wollen wir uns nicht in aller Stille entfernen?“

Dieser Vorschlag schien der sorgfältig maskirten Dame sehr zu behagen. Sie schlichen Beide unbemerkt weg. Der weiße Domino wickelte sich in einen weißen Pelzmantel, worauf Vergennes sich gleichfalls in einen prächtigen Pelz steckte und sich ins Freie wagte, um einen Wagen herbeizurufen. Während drinnen im Saale laute Zurufe erklangen und bis heraustönten, beeilte sich das Paar, sich zu entfernen.

„Wäldchen! Herr von Roggeveen!“ rief der Vicomte und langsam arbeitete sich die Droschke durch den Schnee.

Sobald der weiße Domino in dem Wagen saß, warf er den Mantel von den Schultern, die Capuze vom Kopfe und riß mit einer gewissen Aufregung die weiße seidene Maske vom Gesicht. Beim Schimmer der Gaslaternen hätte man ohne große Mühe das reizende Gesichtchen und die herrlichen schwarzen Flechten von Fräulein Jeanne von Roggeveen zu erkennen vermocht.

„Endlich!“ flüsterte sie, indem sie beide Arme um den Hals ihres Begleiters schlang und das hübsche Köpfchen gegen seinen Pelzkragen lehnte.

„Es war wohl ein wenig gewagt —“ fuhr sie fort — „aber Mama fand die Idee so reizend und dann wollte ich dich nicht allein gehen lassen, mein Emil!“

Vergennes hatte die Arme um ihre Taille geschlungen und lachte. Jeanne richtete den Kopf auf und starrte ihn eine Weile an. Bewunderung, feurige Liebe und Stolz strahlten aus ihren Blicken. Plötzlich erhob sie sich, und sich an seine Brust werfend, bedeckte sie sein Gesicht mit feurigen Küssen.

(Forts. folgt.)

Vittorio Alfieri.

Von

Wilhelm Dilthey.

(Schluß.)

So entstand Alfieri's Tragödie als eine Art von Selbstbekenntniß seines leidenschaftlichen Inneren, wie aus dieser glühenden Natur die erste Schöpfung hervorgehen mußte, nicht ein Kunstwerk, sondern eine formlose, aber mächtige Aeußerung seiner Affecte, seiner Leiden, seines Geschickes.

Und eigenthümlich war sie mit dem verflochten, was er seine „wahre Befreiung“ nennt. Im Gefühl des Unwürdigen seiner Leidenschaft hatte er schon damals, aber umsonst, einen Fluchtversuch gemacht. Nun schloß er sich in sein Haus gänzlich ein, brütete über seinen Ideen. Damals hat er denn auch, um sich selber zu binden in seinem Entschlusse der Welt gegenüber, während der Zeit des Carnevals auf einem Maskenball als Improvisator eine förmliche Anklageacte gegen die Liebe in Versen vorgetragen. Er erzählt denn auch diese Geschichte als ein „authentisches Denkmal seiner Unerfahrenheit in Allem, was sich ziemt und schickt“.

So entstand die Cleopatra terza, die Ausarbeitung der genannten Tragödie, welche 1775 niedergeschrieben und im selben Jahre zu Turin aufgeführt wurde. Was er davon mittheilt, ist wie eine Scene am Turiner Hofe; Fürstengewohnheiten, Tyrannenhaß, die politischen Ideen, die in seiner feurigen Seele gährten. Die Tragödie gefiel dem Publicum, „und von diesem verhängnißvollen Abend ab drang mir in alle Adern eine solche Hitze, ein ungestümes Verlangen, eines Tages verdienterweise echten dramatischen Ruhm zu erlangen, daß nie ein Liebesfieber mich mit solcher Gewalt bestürmt hatte.“

An diesem Punkte überschlägt er die

Mittel, welche ihm damals zur Verfügung standen. „Ein entschlossener, obstinater, ungebändigter Geist, ein Herz bis zum Ueberfließen voll von Affecten jeder Art, unter welchen in bizarrer Mischung überwogen die Liebe mit all ihren Tollheiten und ein tiefer, wilder Abscheu gegen jede Art von Tyrannei." Keine Kenntniß der tragischen Kunst außer schwachen Erinnerungen an das französische Theater, vor Allem keine wahre Kenntniß der Sprache, in welcher er dichtete. Und wie ihm hiervon die Einsicht aufging, faßte er einen Entschluß, der ein Ausdruck seiner gewaltigen Willenskraft war. „In dem Alter, in welchem ich mich befand, denkend und empfindend wie ein Mann, mußte ich wieder lernend mit den Elementen beginnen wie ein Schulknabe." So begann er zuerst in Turin, dann im Sommer dieses Jahres 1775 begab er sich in ein ganz kleines Dorf am Fuße des Monginevro, las und commentirte für sich die großen italienischen Schriftsteller, vor Allem die ältesten. Es war ihm wie eine Entdeckung, daß ihr Studium einen Reichthum, eine Kürze, Eigenthümlichkeit, eine Macht des Colorits zu verleihen vermöchte, dergleichen keiner der Schriftsteller Italiens aus den letzten Generationen zeigte. Und so ward ihm zum Segen, daß er Italienisch nicht aus den Autoren seiner Zeiten aufwachsend gelernt hatte, sondern es nun, einer fremden Sprache gleich, aus den großen kraftvollen Schriftstellern der gewaltigen italienischen Zeiten lernte. Dies Italienisch war adäquat seinem eigenen männlichen und leidenschaftlichen Geiste. Von da ging er zur lateinischen Sprache zurück und bemächtigte sich nun derselben durch hartnäckigsten Fleiß in wenigen Monaten. Dann aber begab er sich nach Toscana, um dort den lebendigen Klang des schönsten Italienisch auf sich wirken zu lassen. Zweimal in diesen Jahren begab er sich zu diesem Zwecke in die ersten Städte Toscana's und in Siena schloß er damals eine Freundschaft, die für ihn von höchstem Werthe war.

„Mehr als einmal habe ich von dem trefflichen Francesco Gori Gandellini in Siena in verschiedenen meiner Schriften geredet, und das süße und theure Andenken an ihn wird nie aus meinem Herzen schwinden. Eine große Aehnlichkeit unserer Charaktere, dasselbe Denken und Empfinden und ein beiderseitiges Bedürfniß, das von denselben Leidenschaften überströmende Herz auszuschütten, vereinten uns zu einer wahren und warmen Freundschaft. Dieses heilige Band reiner Freundschaft war und ist allerwege nach meiner Art zu denken und zu leben ein Bedürfniß ersten Ranges; aber meine zurückgezogene und strenge und rauhe Natur macht mich und wird mich, so lange ich lebe, wenig geeignet machen, sie Anderen einzuflößen, und über alles Maß darin zurückhaltend Anderen die meinige darzubringen. Daher habe ich denn im Laufe meines Lebens nur außergewöhnlich wenige Freunde gehabt, aber ich rühme mich, daß sie alle vorzüglicher und der höchsten Achtung würdiger als ich selber waren. Und zwar habe ich in der Freundschaft nie etwas Anderes gesucht als gemeinsame Bekämpfung der beiderseitigen menschlichen Schwächen, so daß Verstand und Wohlwollen des Freundes in mir die nichtlöblichen verminderten und verbesserten, oder im Gegensatze dazu die wenigen löblichen verstärkten und erhöhten, aus welchen der Mensch Nutzen für sich und Ehre für Andere zu ziehen vermag. Eine solche Schwäche ist die, Autor werden zu wollen. Und in Bezug auf diese vor Allem haben die edlen und begeisterten Rathschläge von Gandellini mir sicher nicht kleine Hülfe und Antrieb gewährt. Das lebhafteste Bedürfniß, welches mich ergriff, mir die Achtung dieses seltenen Mannes zu verschaffen, gab mir plötzlich gewissermaßen eine ganz neue Elasticität des Geistes, eine Lebhaftigkeit des Intellects, welches mich keine Ruhe finden ließ, bevor ich Werke geschaffen hatte, die mir seiner würdig erschienen."

Die Bedingungen erfüllten sich nun, unter welchen er sein Leben verbringen, seine Werke schreiben sollte. Seine innere Befreiung war vollendet. Die Traditionen seines Standes, die thörichte Gewalt seiner Affecte, die Fehler seiner Erziehung hatte er hinter sich gelassen und aus seiner großen Seele war unter der Einwirkung der Alten ihm eine Lebensaufgabe erwachsen, wie sie in Zeiten, in denen ein heldenhaftes Leben ihm verschlossen, allein für ihn geeignet war. Mit hellen Augen erkannte er nun, welche Elemente der äußeren Welt geeignet waren, ihn mit

vollem Herzen dieser Aufgabe leben zu lassen, welche in Widerspruch mit derselben standen und, wie eng sie auch mit seiner Existenz verbunden waren, schlechterdings beseitigt werden mußten. Mit einer seines Namens würdigen Energie schnitt er in die gegebenen Verhältnisse.

IV.

Man muß sich die Lage des damaligen Europa vergegenwärtigen: der Absolutismus hatte in diesen siebziger Jahren in Europa seinen Höhepunkt erreicht. Alfieri, wie er dachte, sah überall Tyrannen, in Paris, Petersburg, Berlin, den schlimmsten, weil er klein war, in Turin. Und er war an diese Dynastie als piemontesischer Junker von ansehnlichem Grundbesitz und Officier seiner Armee angeschmiedet. Dabei leuchteten in England, und heller in Nordamerika die Strahlen der aufgehenden Sonne der Freiheit. Dies war die Zeit, in welcher die absolute und tyrannische Fürstengewalt edlen Naturen in Europa am meisten unerträglich wurde.

Alfieri hat sein Gefühl dieser europäischen Tyrannenwelt gegenüber damals in einer Brandschrift: „Della tirannide" ausgesprochen. Sie war die Aeußerung einer Seele, die von Kindheit ab „die Pfeile dieser entsetzlichen und ganz allgemeinen Unterdrückung empfunden hatte". Sie war nicht ausgerüstet mit dem Material historischer Begründung, welches er ihr später zu geben vermocht hätte; nichts desto weniger that er gut, sie in späteren Jahren ganz so zu veröffentlichen, wie sie damals geschrieben war. Denn die ganze glühende Leidenschaft pulsirte in ihr, von der er gegen den europäischen Absolutismus erfüllt war. „In diesem glühenden Alter war urtheilen und schließen nichts Anderes in mir als reines gewaltiges Empfinden." Dieselbe Leidenschaft pulsirt in der „Virginia", die er damals schrieb; er selber sagt, sie sei mit seinem Herzblut geschrieben; in den anderen republikanischen Tragödien, die er bald darauf concipirte. Sie war die Seele seines Lebens.

Und seltsam! Auch das häusliche Glück, das er sich nunmehr gründete — wenn man es so bezeichnen darf — stand in Einklang mit der Grundempfindung seiner großen Seele, dem Haß gegen die Unterdrückung und zeigt die gewaltige subjective Willkür in diesem Charakter. Die Liebe zwischen Alfieri und der Gräfin von Albany ist ein Theil jener merkwürdigen Geschichte von Leidenschaften, wie Petrarca's Liebe zu Laura, Goethe's zu Frau von Stein, an welche jederzeit das Interesse des Publicums sich halten wird. Die Gräfin Albany war um diese Zeit in Florenz erschienen, 25 Jahre alt damals, „ein süßes Feuer in den schwärzesten Augen, gepaart, was so selten vorkommt, mit der weißesten Haut und blonden Haaren, gab ihrer Schönheit einen eigenthümlichen Zauber, von dem man getroffen und besiegt werden mußte"; sie liebte die Künste und Literatur und pflegte sie. Alfieri sah sie im Theater. Es war noch nicht lange her, daß seine Verwandten bei einem seiner Besuche in Turin ihn mit einem jungen Mädchen bekannt gemacht hatten, die alle die Eigenschaften besaß, welche ein Edelmann in seiner Lage sich wünschen konnte, und die ihm nicht abgeneigt erschien. „Aber acht Jahre mehr, die ich nunmehr zählte, das ganze Europa, das ich inzwischen gut oder schlecht gesehen, die Liebe zum Ruhm, die mich ergriffen hatte, die Leidenschaft für die Studien, die Nothwendigkeit, frei zu sein oder mich frei zu machen, damit ich ein unerschütterlicher und wahrhafter Schriftsteller sein könne: alle diese anspornenden Kräfte trieben mich voran, und es rief laut in meinem Herzen, daß unter einer Tyrannei schon übergenug und zu viel ist allein zu leben, daß man aber unter ihr Gatte oder Vater weder werden kann noch darf." Und so eilte er weg von Turin nach Verona, von da nach Florenz, wo ihm die schöne Fremde begegnete. Diese Liebe stand in Einklang mit allen großen Affecten seines Lebens. „Da ich am Ende von zwei Monaten sah, daß diese meine wahre Geliebte der Art war, daß ich in ihr, anstatt wie in allen anderen Durchschnittsfrauen ein Hinderniß des literarischen Ruhmes, eine Störung in nützlichen Beschäftigungen, eine Störung in meinen Gedanken zu finden, vielmehr einen Sporn und ein Beispiel in jedem edelsten Thun finden durfte: da, in seinem vollen Werth einen solchen Schatz erkennend, gab ich mich ihr hin, ohne Rast, ohne Rückhalt, grenzenlos." Von da ab begann er, an

der Befreiung der Gräfin Albany von den unwürdigen Sclavenketten, die sie trug, zu arbeiten. Es begannen große Opfer für ihn und überschwängliche Seligkeiten.

Um so energischer verfolgte er nun den Gedanken, sich von all den Banden frei zu machen, welche in seiner Lage als piemontesischer vornehmer Grundbesitzer und dem persönlichen Verhältniß zu dem „kleinen Tyrannen“, das damit verknüpft war, lagen. Er bedurfte eines jährlich erneuerten Gesuchs, um im Auslande leben zu dürfen. Er bedurfte der Censur für jede Schrift, die er im Königreich drucken lassen wollte, einer besonderen Erlaubniß, wenn dies außerhalb desselben geschehen sollte. Nun waren aber die Schriften, die eben damals entstanden, der Art, daß sie auf solche Weise überhaupt niemals zum Druck gelangen konnten. Er mußte wählen, entweder piemontesischer Vasall oder freier Schriftsteller zu sein. Es gab einige andere Mittel, sich von seinem piemontesischen Grundbesitz frei zu machen, er aber wählte das radicalste und offenste. Seinen ganzen Grundbesitz ließ er als Geschenk seiner Schwester übertragen und erhielt von dieser 14 000 Lire jährlicher Rente, oder, wie er etwas darauf die Sache fixirte, ein Capital von 100000 Lire und eine jährliche Rente von 9000. Es ist ganz im Stil seiner Tyrannenfurcht, daß er das Capital alsdann in einer französischen Leibrente anlegte, „nicht als ob ich dem allerchristlichsten König mehr getraut hätte als dem sardinischen König“, aber weil ihm, wenn er so sein Einkommen in zwei Hälften unter den beiden Tyrannen anlegte, die Gefahr seiner Lage auch auf die Hälfte reducirt schien. Der König von Sardinien bestätigte den Vertrag, Alfieri meinte, sie seien beide außerordentlich zufrieden mit dem Handel gewesen, den sie so gemacht: „Er mich zu verlieren, ich mich selber wiederzufinden.“

Zu dieser Zeit gab er nun auch, zunächst veranlaßt durch eine vorübergehende Befürchtung für einen Theil seines Einkommens, die letzten Gewohnheiten des piemontesischen Junkers auf. Er vertheilte seine Pferde unter seine Freunde, schenkte seine Hof- und Prunkkleider an seinen Kammerdiener; von da ab trug er ganz gleichmäßig einen einfachen blauen Anzug in den Morgenstunden, einen schwarzen vom Diner ab. Zugleich nahm er die äußerste Mäßigkeit an, Wein und Kaffee berührte er nicht mehr und beschränkte sich auf ganz einfache und gesunde Speisen in gleichförmiger Folge. Er selber findet, daß er damals einen Anfall von Geiz gehabt habe, den er erst später überwunden; indessen begann er schon damals eine ungeheure Bibliothek sich anzulegen, die beinahe Alles umfaßte, was in italienischer Sprache sich erhalten hatte.

Nun kamen Tage tiefster Ruhe, Jahre vollster und fruchtbarster Arbeit. In den Jahren 1778, 1779, 1780 schrieb er eine ganze Reihe von Tragödien und die höchst merkwürdige Abhandlung del principe e delle lettere „über den Fürsten und die Literatur“. Die meisten dieser Tragödien haben antike Stoffe und diese Stoffe waren seinem Stil und seiner Denkweise ohne Frage am meisten angepaßt. Seine Biographie zeigt die merkwürdige Thatsache, daß er selten eine Tragödie in einer Folge der Zeit zu Ende führte. Er entwarf den Plan, legte sie zurück, scheint auch oft prosaische Ausarbeitung und Versification ganz getrennt und in verschiedenen Zeiten durchgeführt zu haben, wie Goethe bei seiner Iphigenie. Sie zeigt die andere merkwürdige Thatsache, daß er bei Stoffen, welche Neuere vor ihm behandelt hatten, die Maxime streng durchführte, erst nach der Vollendung seiner eigenen Dichtung die Tragödien Anderer zu lesen.

Inzwischen lagen in seiner Liebe für die Gräfin Albany Ursachen zu großen Stürmen, welche nunmehr über sein Leben kamen. Sie war sehr unglücklich verheirathet; Alfieri lebte neben ihr in Florenz auf gesellschaftlichem Fuße. Inzwischen wurden die Verhältnisse der Gräfin nicht mehr zu ertragen. „Es ist genug zu sagen, daß ich die Dame meines Herzens von der Tyrannei eines unsinnigen und beständig betrunkenen Herrn befreite, ohne daß ich in irgend einer Weise ihren Ruf compromittirt oder von irgend einer Seite das Decorum Aller verletzt hätte.“ Im Verlauf dieser Verhältnisse brachte er das Jahr 1781 in sehr bewegten Stimmungen in Rom und Neapel zu.

In der ewigen Stadt vollendet er die erste Serie seiner Tragödien, vierzehn der

Zahl nach. Dort wagte er zum zweiten Male, nach dem Versuch seiner Jugend, nun seine Tragödien zur Aufführung zu bringen. Es spielte da eine Privatgesellschaft im Palast des spanischen Gesandten und die dort auftretende Herzogin von Zagarolo schien ihm ganz geeignet, vor einer vornehmen Gesellschaft eine seiner Tragödien zur Aufführung zu bringen.

Die Tragödien Alfieri's sind auf dem Boden der alten und der französischen Schule erwachsen. Aber sie unterscheiden sich von der letzteren und selbst von denen der Griechen und des Seneka durch einige bemerkenswerthe Eigenschaften, die der Ausdruck der großgearteten Seele dieses Dichters sind. Als sie zuerst im Druck hervortraten, traf sie vor Allem der Vorwurf der Härte, der Dunkelheit, der Excentricität. Diese Vorwürfe bezeichnen genau den Punkt, an welchem Alfieri absichtlich sich von den Traditionen des französischen und italienischen Theaters schied. Dieses Theater mit seinen Vertrauten, seinen in die ernste politische Tragödie eingeschobenen Galanterien, seiner Diction, welche in der Schönheit der einzelnen Empfindung und des einzelnen Gedankens gewissermaßen ruhte, stand im Widerspruch mit der Natur Alfieri's, welche heldenhaft und aus einem Gusse war und nicht anders schaffen konnte, als in demselben Stil. Demgemäß ist die Seele seiner Tragödie die heftigste Leidenschaft, und zwar ganz fern von den conventionellen Empfindungen der französischen und bisherigen italienischen Tragödie, Leidenschaft, welche den vulcanischen Bewegungen der siebenziger Jahre in Europa entsprechend war; in erster Linie ein unbezeichenbarer Haß gegen die absoluten Regierungen fast aller europäischen Länder, und ein großer Theil seiner Stoffe stellt diesen Affect in die Mitte seiner Tragödie; alsdann männlicher Stolz, Unabhängigkeitssinn und eine Liebe, welche, wie in der Medea und der Cleopatra, in ihren vulcanischen Ausbrüchen nichts gemein hat mit der höfischen Empfindung des Corneille, Racine und ihrer Nachfolger. Dem entspricht, daß die Tragödie alsdann in ihrer Composition so geartet ist, daß sie mit einer bewundernswürdigen einheitlichen Gewalt dem Affect Ausdruck giebt; also er ließ ganz wenige Personen auftreten und führte die Handlung zwischen ihnen auf ihre allereinfachste Gestalt zurück, gewissermaßen auf den reinen Typus von Handlung, welcher in der überlieferten Geschichte lag. Und endlich ergab sich aus diesem Charakter seiner Tragödie ein ganz neuer Stil, welcher sich besonders zu der italienischen Manier, Verse gewissermaßen abzusingen, in schneidigen Gegensatz stellte. Nicht umsonst hatte er die Sprache der Prosaiker und Dichter des 14. und 15. Jahrhunderts studirt; sein Grundgedanke war, im Gegensatz zu dem verwaschenen und verflachten Stil der Italiener seiner Zeit, zu dem harten, eigentlichen, anschaulichen kurzen Ausdruck der Zeiten zurückzukehren, in welchen noch männliche Kraft, kriegerischer Muth und erhabene Geistesrichtung in seinem Vaterlande zu finden gewesen waren. Es ist in diesen Tragödien etwas von dem Stile der ersten Renaissance, etwas von der Mächtigkeit des Palazzo Strozzi, und schon dieser Stil war ein wichtiges Anzeichen einer neuen gesunden Bewegung der Geister in Italien. Nur war, was in der großen Zeit der Frührenaissance als von Schönheit gesättigte Kraft erscheint, hier nicht ohne die Beimischung der eigenthümlichen piemontesischen Wildheit des Charakers. Diese Macedonier Italiens zeigen dieselben Züge, welche in den Zeiten von Philipp und Alexander bei diesem nördlichen Gebirgsvolk Griechenlands und seinem leidenschaftlich bewegten Hof erscheinen und von denen in den Bacchen des Euripides, der wildesten Tragödie des ganzen Alterthums, eine deutliche Vorstellung zurückgeblieben ist. Von diesem piemontesischen Kreis ging nach allen Richtungen hin die Befreiung Italiens aus, aber es bleibt jederzeit in diesen Männern etwas, was dem eigentlichen italienischen Geiste fremd ist.

So wird man begreifen, daß Alfieri, welcher ein sehr klares Bewußtsein seines Gegensatzes zu dem herrschenden italienischen Geiste hatte, nur sehr zögernd mit seinen Werken heraustrat und nur sehr langsam mit ihnen zu voller Geltung gelangte. Dieses Zögern war in ihm verstärkt durch eine so leidenschaftliche Liebe zum Ruhm, wie sie nur einigen romanischen Geistern eigenthümlich ist, bei uns und in England aber kaum nachempfunden werden

kann. Sein Geist war unaufhörlich beschäftigt sich Möglichkeiten von Niederlagen vorzustellen. Er wählte demgemäß eine Tragödie von weniger heftigen Affecten, seine Antigone, und er ging von der ganz richtigen Annahme aus, wenn die vereinfachte Form in dieser Beifall erlangen könnte, so würde derselbe den bewegten Tragödien noch weit sicherer sein. Die Tragödie gefiel und so wagte er denn 1783 „la terribile prova dello stampare“. Es geschah das acht Jahre nachdem seine erste Tragödie vollendet war. Und zwar wagte er es zunächst nur mit vier Tragödien, deren Druck in einigen Monaten zu Rom unter seiner Aufsicht vollendet wurde. Er verbrachte diese Monate in einem fieberhaften Zustande und nochmals hätte er gern sein Manuscript wieder zurückgenommen, wenn Scham ihn nicht abgehalten hätte. Der Papst, Pius VI., welcher der Aufführung der Antigone beigewohnt hatte, empfing den italienischen Dichter in einer besonderen Audienz, in welcher er ihm viel Schmeichelhaftes über seine verschiedenen Tragödien sagte und den eben erschienenen Band entgegennahm. Alfieri konnte nie ohne Schamgefühl von dieser Audienz reden, in welcher die Liebe zur Gräfin Albany, die damals in Rom war, und deren Schicksal in den Händen des Papstes lag, ihn zu einem wunderlichen Schritte verleitete. Als der Papst, welchen er als Papst nicht achtete und in seiner Stellung zur Literatur sehr gering anschlug, ihn mit höflichem Interesse fragte, ob er nicht noch andere Tragödien gedichtet, sprach ihm Alfieri von seinem Saul und erbat sich von dem Papst die Gnade, ihm diese Tragödie widmen zu dürfen. Seine Heiligkeit verbat sich das rundweg mit der Erklärung, daß er die Widmung von Theaterstücken nicht anzunehmen vermöge, und der Dichter wußte nicht, was darauf antworten.

Die Urtheile, welche er über diese zuerst veröffentlichten Dichtungen empfing, waren wenig ermuthigend. Aber er lernte bald den Werth von Zeitungskritiken richtig anschlagen und war entschlossen, auf dem begonnenen Wege ferner zu gehen. So veröffentlichte er denn bald darauf einen zweiten Band, der sechs andere Tragödien enthielt. Der Stil dieser Tragödien zeigt einen Fortschritt verglichen mit dem der ersten vier. Die Dunkelheit und Härte, welche die vier zuerst erschienenen Tragödien, Cleopatra, Filippo, Polinice, Antigone zeigen, und welche auch die Kritik bitter genug hervorhob, ist nicht wenig gemildert in den Werken, welche nunmehr hervortraten. Es sind, so weit ich sehen kann ohne die älteren Ausgaben zur Hand zu haben: Agamemnon, Orest, Virginia, die 1777 nach jener Aufführung der Antigone entworfen worden sind, alsdann, zwei Jahre später 1779 entworfen, Rosmunda, Ottavia und Timoleon. Das Ideal von Alfieri, „einfache Würde“ ist in ihnen mehr erreicht als in den früheren. Doch sind alle diese zehn Tragödien von Alfieri selber auf dem späteren Standpunkt von Meisterschaft für seinem Ideal nicht entsprechend erklärt worden: wie sie ohne die bewußte Sorgfalt und Meisterschaft der späteren Jahre von Anfang ausgearbeitet waren, erwies sich als unmöglich, ihnen durch nachträgliche Umarbeitungen die Tiefe zu geben, die schon im ersten Entwurf eines Kunstwerkes liegen muß.

Aber dieser wunderbare Mensch, der eben noch eine Lebensordnung einfachster Art und höchster Arbeitsamkeit befolgt hatte, als gedächte er sie keinen Tag zu verlassen, findet sich plötzlich wieder von seinem heißen Blut und seinen vornehmen Gewohnheiten umhergetrieben. Zehn seiner Tragödien waren gedruckt, die vier anderen handschriftlich vollendet und damit die Vierzehnzahl, die er sich vorgenommen, geschlossen. Die Art, wie die vier ersten aufgenommen wurden von der Kritik, behagte seinem aristokratischen Geiste sehr wenig; die Mühsale des Druckens eben so wenig. Nun sah er 1783 einen Winter vor sich, getrennt von der Gräfin Albany, und „verzweifelt über eine solche Lage der Dinge, da ich keinen Frieden fand, keinen Ort der mich hätte fesseln können, dachte ich daran, eine lange Reise nach Frankreich und England zu machen, nicht als wäre in mir irgend eine Sehnsucht oder eine Neubegier danach übrig geblieben; es war nur, um überhaupt zu gehen; ich wußte kein anderes Heilmittel, keine andere Erleichterung meiner Schmerzen zu finden.“ Er ließ den Dichter zurück und träumte wieder acht Monate lang von nichts als

von Pferden und ihren verschiedenen Vorzügen, allein und ausschließlich mit den Gedanken daran beschäftigt, sie zu kaufen, begab er sich auf eine achtmonatliche Reise nach London; „und in solchen Thorheiten,“ fügt er selber hinzu, „verbrachte ich wohl acht und mehr Monate, nichts thuend, studirend, kaum etwas lesend, und an nichts Anderes denkend als an die ferne Geliebte.“ Ja durch Frankreich reisend, eilte er „in der höchsten Wuth darüber, in dem Fall zu sein, dies allerantitoscanischste Nasengegurgel wieder hören und wieder reden zu müssen.“ Kaum ist er in London acht Tage, so beginnt schon der lebhafteste Pferdehandel und er kaufte in jenen Monaten dort für sich vierzehn Pferde. „Entweder ich hatte mit meinen Pferden zu thun oder ich schrieb Briefe, Briefe, Briefe.“ Nur zuweilen empfand er behaglich die Ironie, welche darin lag, daß er genau so viel Pferde sich hier gekauft als er in Italien Tragödien geschrieben. Mit dieser „Cavalleria“ machte er nun die wunderlichste Rückreise. „Es ist leichter die Orte dieser Reise anzugeben als sie auszuführen mit einer solchen Zahl von Bestien. Jeden Tag, jeden Schritt erhielt ich Irrsale und Verdruß. Bald war das eine krank, dann wollte das andere nicht fressen, das andere hatte sich die Beine vertreten, und was weiß ich: es war ein Ocean von Leiden.“

Am schwersten aber trug er, der die aristokratische Schönheit und den Adel dieser herrlichen Thiere empfand, wie nur irgend ein ostpreußischer Junker es kann, wie die Thiere auf den Schiffen, beim Ein- und Auspacken jedem Stück Vieh gleich von rohen Händen behandelt wurden. Einen wahrhaft epischen Eindruck aber hatte er von seinem Marsch mit den vierzehn großen schweren Thieren über die Alpen zwischen Laneborgo und Novalesa, auf schmalen Wegen, unter beständigen Gefahren für die edlen mächtigen Thiere. Mit großem Behagen hat er seine Anordnungen bei dieser Expedition beschrieben wie Livius den Uebergang des Hannibal über die Alpen, und es scheint, daß er fast mit so viel Stolz auf diese Expedition geblickt hat als auf die den vierzehn Pferden entsprechenden vierzehn Tragödien. So kam er nach Turin. Es war unvermeidlich, daß er seinem „Tyrannen“ sich vorstellte, der vergeblich sich durch den Minister in diesen Tagen noch einmal bemühte, ihn für den diplomatischen Dienst zu gewinnen. Er weigerte es, wurde aber trotzdem von Vittore Amadeo II. sehr verbindlich empfangen. „Trotzdem, wenn man ewig und lebhaft empfindet, daß es von ihrem absoluten Willen abhängt, ob sie schädigen oder wohlthuen wollen, muß man sich entsetzen und fliehen. Und so that ich nach so viel Tagen, als genügten, meine Verwandten und Bekannten in Turin wiederzusehen.“ Es ist in dieser Empfindung etwas von dem Stolz des Junkers, der sich schlechterdings sträubt, sich einem der neuen Tyrannen zu unterwerfen — indem dies Gefühl sich mit dem großen radicalen Gedanken der Freiheit, der das 18. Jahrhundert beherrschte, mischte, entsprang jener persönliche politische Haß, der Byron und Alfieri gemeinsam ist, vermöge ihrer gleichen Lage und zusammen mit so vielen anderen politischen Empfindungen; daher denn Byron selber gern sich mit dem großen Tragiker Italiens verglichen hat. In diesen Tagen ward denn auch in Turin die Virginia des piemontesischen Dichters aufgeführt und sie hatte ein Schicksal mit der Cleopatra: einmal wiederholt, alsdann von der Bühne verschwunden, vom Publicum mit Theilnahme aufgenommen, von der Kritik mit ganz entgegengesetzten Urtheilen bedacht, wie das so geschieht, wo neue Richtungen auftreten; „an diesem Tage,“ fügt Alfieri hinzu, „begann zum großen Theil mein Ekel am Ruhm, der dann immer wuchs.“ Er wollte fortfahren, „um sich selber genug zu thun und der Kunst die in ihn gelegt war“; das Urtheil der Generation, in der er lebte, ließ er nunmehr unter sich, als ihm gänzlich gleichgültig. Es ist die Empfindung, die Schopenhauer hatte. So verließ er Turin und kam bei seinem Freunde Gori an: dies Zwischenspiel war vollendet.

Inzwischen hatte die Gräfin Albany vom Papst die Erlaubniß erhalten, nach Baden und der Schweiz zu reisen, ihrer Gesundheit willen, die von den Stürmen ihrer Befreiung angegriffen war. Sie sollte dicht bei Alfieri vorüberreisen. „Ich erwog, fürchtete, hoffte, wollte, wollte wieder nicht: wechselnde Empfindungen, die den wenigen wahrhaft Liebenden wohl

bekannt sind: doch siegte zuletzt die Pflicht, die Liebe zu ihr und ihrem Ruf, die größer war als die zu mir selber.“ Erst am Rhein traf er mit der Gräfin wieder zusammen nach einer Trennung von sechszehn Monaten; dieselben Wochen brachten ihm freilich den Verlust seines Freundes Gori in Siena.

Zwei Jahre hatte er damals keine Tragödie mehr gearbeitet und er hatte an seinem Entschluß festgehalten, die Vierzehnzahl derselben nicht zu überschreiten. Bei verschiedenen Gelegenheiten macht er auf ein Verhältniß aufmerksam, welches zwischen seiner Kunst und seinem Gemüthsleben bestand und das auch Beethoven an sich beobachtete. Nur wenn die wechselnden Stimmungen der Liebe ihn erfüllten, fand er sich aufgelegt zu Dichtungen. Diesmal zeigte sich dies Verhältniß merkwürdig genug. Kaum fünfzehn Tage war er mit der Gräfin vereinigt, als in ihm, ohne daß er es gewollt oder gesucht hätte, ganz von selber drei Tragödien aufgingen: Agide, Sofonisba und Mirra. Die beiden ersten Stoffe hatten ihm schon früher im Sinne gelegen, nun plötzlich nehmen sie in seiner Phantasie eine so greifbare Gestalt an, daß er ihren Plan niederschreiben mußte. Die dritte, Mirra, kam ihm erst in diesen Tagen in den Sinn; „ich nahm in den Metamorphosen des Ovid diese glühende und wahrhaft göttliche Anrede der Mirra an ihre Amme in die Hand, sie ließ mich in Thränen ausbrechen, und wie ein plötzliches Licht gleichsam stand vor mir die Idee, sie in eine Tragödie zu bringen.“ Es war ein Problem schwierigster Art: wie die Gluth einer verbotener Liebe, ohne Zwischenfall, fünf Acte hindurch, und überall die Möglichkeit, den Zuhörer mit zu erschüttern durch die gewaltigsten Ströme von Leidenschaft, die, verschwiegen, doppelt mächtig wirkt. Daher er an dieser Tragödie mit ganz besonderer Begeisterung arbeitete.

„Diese drei neuen tragischen Geburten entfachten in mir wieder die Liebe zum Ruhm, den ich sonst nicht mehr gewünscht hatte, es sei denn, um ihn mit Jemandem zu theilen, der mir theurer als der Ruhm selber wäre. So verbrachte ich denn glückliche arbeitsame Tage, von keiner Bitterkeit getrübt.“

Den kommenden Winter 1785, während er in Pisa weilte, die Gräfin in Bologna, schrieb er einen Panegyrikus auf Trajan; seine Entstehung ist charakteristisch genug; er las den des Plinius.

„Da ich nun einige Seiten gelesen und selbst nicht den Plinius der ‚Briefe‘ darin fand, noch weniger einen Freund des Tacitus, als welchen er sich bekannte, fühlte ich im Innersten meines Herzens eine Erschütterung von Unwillen; ich schlug das Buch zu, sprang vom Bett auf, wo ich gelegen, um zu lesen, griff zornig nach der Feder und mit lauter Stimme sagte ich zu mir selber: ‚Mein Plinius, wenn du wirklich der Freund, der Nebenbuhler, der Bewunderer des Tacitus wärest, siehe, dann hättest du so über Trajan schreiben müssen.‘ Und ohne zu warten oder nachzudenken, schrieb ich, wie einer inneren Gewalt folgend.“

So entstand vom 13. bis zum 17. März diese Schrift, die dann mit ganz geringfügigen Abänderungen gedruckt ward. Alsdann arbeitete er weiter an dem Buche Del principe e delle lettere. Reiseleben und Arbeit und Trennung von der Geliebten und Wiedersehen wechseln in den folgenden Jahren. 1787 ließ er bei Didot eine Ausgabe seiner neunzehn Tragödien drucken, nachdem er alle Tragödien von Neuem durchgearbeitet und zuletzt noch Sofonisba und Brutus in Verse gebracht hatte.

Die letzten neun Tragödien stellte er selber weit über die älteren, und wenn sonst Dichter in der Schätzung ihrer Werke leicht irrten, dem Alfieri hat hierin die Literaturgeschichte Recht gegeben. Maria Stuarda, Congiura dei Pazzi, Don Garcia und Saul waren zwar zur selben Zeit in erster Niederschrift vollendet, in welcher die zehn älteren Tragödien gedruckt wurden, aber da sie lange lagen, wurden sie allmälig zu immer reinerer Gestalt von ihm durchgebildet. Höher noch stehen die fünf letzten Tragödien Agide, Sofonisba, Mirra, Bruto I und II, Abell. Diese sind erst nach dem Jahre 1784 von ihm entworfen in einer Zeit, in welcher er seine Laufbahn als Tragiker schon geschlossen zu haben glaubte. Die italienische Kritik stellt den Saul und Brutus unter allen seinen Tragödien am höchsten, und die Gestalten, die er hier schuf, sind in der That die gewaltigsten Charaktertypen

Alfieri's. In dem Stil dieser letzten Tragödien erreichte er die „einfache Erhabenheit" und „leichte Kürze", welche sein Ideal war, im Vers die „Harmonie, welche ohne Einförmigkeit oder zu vollen Klang doch süß und anmuthig mit Mannigfaltigkeit und Würde erscheint". In Rücksicht des Stils stellte Alfieri selbst Bruto II und Sofonisba am höchsten.

Und er bemerkt, was den Stil betrifft, gelegentlich mit Recht:

„Wenn die berühmten Franzosen wie Voltaire und Rousseau hätten den größten Theil ihres Lebens verbringen müssen in verschiedenen Ländern, in welchen ihre Sprache unbekannt und vernachlässigt gewesen wäre, und Niemanden gefunden hätten, mit welchem sie hätten reden können, so hätten sie vielleicht nicht die zähe Beharrlichkeit gehabt aus einfacher Liebe zur Kunst und nur zu ihrer eigenen Befriedigung, wie ich es gethan habe und zwar viele Jahre hindurch. Wer liest denn heute noch und empfindet wahrhaft Dante oder Petrarca? Wenn es hoch kommt, Einer von Tausend. Trotzdem ziehe ich selber es vor und zwar weitaus vor, in einer gewissermaßen todten Sprache zu schreiben und für ein todtes Volk, und mich begraben zu sehen, bevor ich todt bin."

Während so Alfieri, seinen Freund Caluso und die Gräfin Albany neben sich, an die Gesammtausgabe seiner Schriften dachte, ward er infolge eines Sturzes vom Pferde von einer tödtlichen Krankheit ergriffen, und es schien, als sollte er seinen Werken nicht mehr die letzte Vollendung geben.

„Es war mir schmerzlich genug, sterben zu sollen, die Gräfin zu verlassen, meinen Freund, und da ich, so zu sagen, kaum die Grundlage eines Ruhmes gelegt hatte, für den ich zehn und mehr Jahre hindurch so viel leidenschaftliche Unruhe und Arbeit erduldet hatte: denn ich fühlte sehr genau, daß von all diesen Schriften, die ich in solchem Zustande zurückließ, keine durchgearbeitet und vollendet war, wie ich es mir zutraute, hätte ich die nothwendige Zeit gehabt. Doch stärkte mich auf der anderen Seite nicht wenig, frei zu sterben und neben den beiden von mir am meisten geliebten Personen, deren Liebe und Achtung zu verdienen ich mir bewußt war."

Er genas und durfte selbst die Vollendung seiner Werke für den Druck unternehmen, ein Geschäft, welches ihn drei Jahre in Paris in angestrengtester Arbeit festhalten sollte. Endlich 1789 war der Druck seiner Tragödien in sechs prachtvollen Bänden vollendet, zugleich der Druck der beiden Prosawerke über das Verhältniß des Fürsten zur Literatur und über den Absolutismus in zwei weiteren Bänden.

V.

Und nun hatte im April des Jahres 1789 die französische Revolution begonnen mit der Berufung der Stände; unter dem Drucke der Befürchtung, daß er unter solchen Umständen die Veröffentlichung seiner Werke nicht zu Ende bringen könnte, hatte er hastig die Herausgabe derselben vollendet; der Eindruck dieses tiefdenkenden Zuschauers ist von ihm so ausgesprochen:

„Länger als ein Jahr sah und beobachtete ich so schweigend den Fortgang all der beweinenswerthen Wirkungen der wissenschaftlichen gebildeten Unfähigkeit dieser Nation, zu handeln, welche über Alles wohl zu plaudern versteht, aber nichts zu einem guten Ausgange zu führen vermag, weil sie gar nicht das Geschäft des praktischen Menschen versteht, wie dies scharfsinnig unser politischer Prophet Machiavelli beobachtet und gesagt hat. Deswegen beklagte ich es auf das Tiefste, da ich beständig die heilige und erhabene Sache der Freiheit in solcher Weise verrathen, befleckt und von diesen Halbphilosophen in Mißcredit gebracht sah; ich war entrüstet, jeden Tag so viele halbe Lichter, so viel halbe Verbrechen, nirgends aber etwas Ganzes zu erblicken, es sei denn die völlige Unfähigkeit, zu handeln; und endlich erschrak ich, schließlich militärische Gewalt und advocatische Zügellosigkeit als Basis der Freiheit stupide hingestellt zu sehen. Und ich hatte keinen anderen Wunsch, als für immer dies Spital zu verlassen, in welchem Unheilbare und Thoren zusammengesperrt sind."

Dies ist ein anderes Urtheil über den Ablauf der französischen Revolution und mehr übereinstimmend mit den neueren unparteiischen Untersuchungen als dasjenige, welches phantastische französische

Darstellungen und die ersten Zusammenfassungen derselben in Deutschland zum großen Schaden unserer politischen Entwicklung unter uns herrschend gemacht haben.

Ihn hielt die Lage der Gräfin Albany in Paris zurück, und damals in trübem Vorgefühl hereinbrechenden allgemeinen europäischen Unglückes begann er daselbst die Geschichte seines Lebens zu schreiben. Es waren das seit dem Abschluß der Gesammtausgabe unfruchtbare und wenig erfreuliche Zeiten, unterbrochen nur durch eine kurze gemeinsame Reise in England und in Holland. Sie hatten sich in Paris auf die Dauer niedergelassen, seine ungeheure Bibliothek war dort in seinem Hause untergebracht. Als aber der 10. August 1792 kam, als die Nationalversammlung unter die Gewalt der Volksmassen kam und dem Könige der Proceß gemacht wurde, war er entschlossen, nicht einen einzigen Tag zu bleiben. Es war damals noch möglich für eine so reich begüterte Familie, ohne besondere Schwierigkeiten von Seiten der Behörden das Land zu verlassen, und nachdem die Pässe visirt waren, gestattete die Nationalgarde Alfieri und der Gräfin, dieses „ungeheure Gefängniß von Frankreich“ zu verlassen. Aber die Volksmassen empfanden schon anders, und es ist merkwürdig, den leidenschaftlichsten und kühnsten aller Gegner des Absolutismus in dem damaligen Europa in Berührung mit dem Pöbel von Paris zu sehen.

„Es war da nahe bei der Barriere von Paris eine berüchtigte Kneipe, aus welcher in einem Zug etwa ein Dreißig von diesen Henkern aus dem Pöbel hervorkrochen, ohne Hemd, betrunken, rasend. Sobald sie die zwei Carossen sahen und die vielen Karren mit Koffern und ein Geleit von zwei Kammerfrauen und drei Dienern, schrieen sie, alle Reichen wollten sich aus Paris flüchten und ihre sämmtlichen Schätze mitnehmen, ihnen aber ihr Elend und ihren Jammer dalassen. Und so kam es denn zu einem Streiten zwischen den wenigen und traurigen Wächtern der Barriere von der Nationalgarde mit diesen vielen und traurigen Schelmen; denn die Einen wollten uns herauslassen, die Anderen uns zurückbehalten. Ich aber sprang aus der Carosse in den Haufen hinein, bewaffnet mit meinen sämmtlichen sieben Pässen, und begann mehr als sie Alle zusammen zu streiten, zu lärmen und zu brüllen: das Mittel, mit dem man immer die Franzosen überzeugt. Einer nach dem Anderen ließ von Solchen, die lesen konnten, die Beschreibung unserer betreffenden Personen vergleichen. Ich voll von Zorn und Wuth, entweder in diesem Augenblick die ungeheure Gefahr, welche bestand, gar nicht kennend oder in meiner Leidenschaft verachtend, nahm schließlich meinen Paß in die Hand und rief mit lauter Stimme: ‚Hier seht, hier mein Name Alfieri, Italiener und nicht Franzose, groß, mager, blaß, rothhaarig; wir wollen passiren und werden es im Namen des Teufels.‘ Die Posse dauerte länger als eine halbe Stunde. Ich zeigte ein entschlossenes Benehmen, und dies rettete mich.“

So verließ er, die Pferde im Galopp, Paris, von dem Pfeifen und den Flüchen des Pöbels begleitet, und er bemerkt mit Recht, daß, wenn sie damals zu den „Narren und Schelmen“ des Stadthauses zurückgebracht worden wären, sie vielleicht auf der Guillotine geendigt hätten.

So trennten sich von einander der piemontesische Junker, der in Tragödien und Prosa seit vielen Jahren unablässig gegen die absoluten Regierungen und für republikanische Freiheit wie ein Römer gekämpft hatte, und der Pariser Pöbel, der von da ab im Namen der Freiheit Frankreich beherrscht hat.

Alfieri selber aber entwarf damals, nach Florenz zurückgekehrt, eine Schrift, die er „Miso gallo“ nennen wollte, über die Vorgänge in Frankreich. An diesem Werke hat er dann bis 1797 gearbeitet, und so großen Werth legte er auf dasselbe, daß er bei der Invasion der Franzosen zehn Copien des Manuscriptes an verschiedenen Orten niederlegte, damit es unter allen Umständen erhalten bliebe. Zweisprachig, wie er geboren war, hatte er begonnen mit Vorliebe für Frankreich und endigte mit dem leidenschaftlichsten Haß.

VI.

Als er damals nach Toscana zurückkehrte, war seine eigentliche Laufbahn vollendet, die des großen tragischen Dichters. Er war damals 46 Jahre alt.

Wie alt waren doch die großen griechischen Tragiker, als sie die tragische Kunst mit dem Leben zugleich Nachfolgenden zurückließen! Aber sie verbrachten ihr Leben in der thatkräftigen Wechselwirkung mit einer großen Bühne und einem begeisterten Publicum, dessen Siegeskränze sie begeisterten. Alfieri war vielleicht der einzige große tragische Dichter, der jemals lebte, welcher für sich selber, in tiefer Einsamkeit, oft in der Fremde sann und dichtete, ohne daß im Theater ihm seine Gestalten lebendig entgegengetreten wären. Dies ist sein tragisches Schicksal. Und daher auch erklärt sich, daß er auf der Höhe der Kraft der tragischen Kunst entsagte.

Als er zu schreiben begann, wußte er wenig; nun erst begann er zu lernen. Er glich darin dem Philosophen Schelling bei uns, der auch begann mit der Production und dann erst in späteren Jahren lernte, schwieg und lernte. Er begann in lateinischen Wortübertragungen Homer, Hesiod, die drei Tragiker, Aristophanes, Anakreon zu lesen. Damals erst beschäftigte er sich eingehend mit jenen großen Tragikern, deren Stoffe und Compositionsweise ihn beherrscht haben. Er begann Griechisch zu lernen. Die Alceste des Euripides, dieses modernste aller Stücke der griechischen Zeit, beschäftigte ihn vielfach, und er übertrug sie. Zugleich aber regte sie ihn zur letzten seiner Tragödien an. Entgegen seinen festen Vorsätzen schrieb er noch einmal im Wetteifer mit dem „am meisten tragischen" der griechischen Tragiker eine **Alceste seconda**.

Während er diesen seinen friedlichen Beschäftigungen oblag, rückte die Revolution, welcher er entflohen war, in seine Stille zu Florenz. Ende December 1798 hatten die Franzosen Lucca besetzt und bedrohten nun Florenz, dessen Occupation man täglich erwarten durfte. Alfieri hatte seinen Haß, ja, seine Verachtung dieser Nation nichts weniger als verhehlt; „demgemäß ordnete ich Alles so an, daß ich unbefleckt, frei und geachtet leben könne, oder gerächt sterben, wenn es sein müßte." Damals schrieb er sich selber seine herrliche Grabschrift in lapidarem Latein, die ich so übersetze:

„Hier findet endlich Ruhe Vittorio Alfieri aus Asti, leidenschaftlicher Künstler, wahrhaftig, darum den Mächtigen wie den Sklaven verhaßt, der Menge, da er nie Staatsdienste that, unbekannt, wenigen Vorzüglichen genehm, von Niemandem als vielleicht von sich selbst ungeachtet."

Den 25. März 1799 kam dann die von Tag zu Tag erwartete Invasion der Franzosen, „von derselben Farbe und im selben Stil als alle Operationen dieser Sklaven." Alfieri hatte seine Bücher eingepackt und fortgesandt, er selbst mit der Gräfin begab sich auf sein Landhaus vor der Stadt, ihr Haus in Florenz ließen sie den Franzosen zur Beute. „So proclamirten sie denn in Florenz dieselbe Sorte von Freiheit, die schon in Frankreich bestand." Es war Alfieri ein Triumph, sagen zu dürfen, er habe seine Augen nicht mit dem Anblick eines einzigen Franzosen befleckt. Der Jubel war unbeschreiblich, als endlich die Oesterreicher erschienen, und die Stadt die Franzosen los ward. Aber die Schlacht von Marengo gab ganz Oberitalien wieder in die Hände der Franzosen. Niemand konnte sagen auf wie lange.

Dies waren die Umstände, in welchen er den Plan faßte, einen ganz neuen, schwierigen, weitaus sehenden Weg zu beschreiten. Mitten in dem Elend, das nun über Italien hereinbrach, fand er Trost in dem Entwurf einer Reihe von Komödien; es waren sechs zunächst. Dieses wäre in Deutschland einer Natur wie Alfieri nicht möglich gewesen, da hier eine Möglichkeit thätigen Widerstandes war: Italien konnte nichts thun, als erwarten, was ihm geschehe. Die sechs Komödien wurden entworfen, und er war in ihrer Ausarbeitung begriffen, als er die Abnahme seiner Kräfte infolge unmäßigen Arbeitens in diesen Jahren fühlte. Er verdoppelte seine Anstrengungen, um die Komödien noch zu vollenden, an denen sein ganzes Herz hing. So kam ein neuer Anfall von Podagra, vergebens versuchte er, durch beinahe gänzliche Enthaltung von Speisen die Kraft zur Arbeit sich noch eine Zeit hindurch zu erhalten, indem er hierbei einer ganz falschen Theorie folgte. Er starb in der Nacht auf den 8. October 1803 wenige Minuten vor Tagesanbruch in den Armen der Gräfin Albany.

In Santa Croce zu Florenz liegt er begraben, wo so viele berühmte Männer ruhen, nicht weit auch von dem Grabmal des großen Michel Angelo.

VII.

In dem neuen Italien sind von Zeit zu Zeit Schriftsteller aufgetreten, welche deutlicher als die politische Geschichte dieses Landes und der gegenwärtige Charakter seiner Bewohner die Continuität zeigen, welche die sogenannte römische Geschichte und die spätere Geschichte Italiens zu einem großen Ganzen verbindet. Der römische Staat hat durch politischen und militärischen Geist zuerst das zersplitterte Italien zu einem großen centralisirten Staate geeinigt; es war dann die große Schöpfung von den Zeiten der Gracchen ab, Gleichheit der politischen Rechte allen Bürgern dieses Gesammtstaates, welcher Provinz sie auch angehörten, zu erwirken; von da ab waren die Bedingungen geschaffen für selbständige Stadtentwicklungen innerhalb dieses Territoriums. Und so erhoben sich mitten im Untergange des römischen Reiches selbständige Gewalten an verschiedenen Punkten dieses nunmehr seines Hauptes beraubten Rumpfes, und der Glanz des späten Mittelalters und der Renaissance liegt in der unendlichen Mannigfaltigkeit des Lebens, der politischen Formen, zusammen mit dem Reichthum, welchen die ökonomischen Bedingungen jener Zeit über Italien verbreiteten. Als aber dann die absoluten Staaten sich bildeten und ihre centralisirte Macht in Italien auf einander stieß, dazwischen der päpstliche Staat mit seiner besonderen Anziehungskraft: sank die Nation und erhob sich zugleich zum zweiten Male der politische Gedanke einer nationalen Einheit. Abermals war es ein militärischer Staat, welcher bestimmt war, ja, naturgemäß allein in der Lage war, einen Gedanken zu verwirklichen, welchen die Patrioten Italiens durch Schriften, durch Revolution, durch geheime Bünde, durch Dolch und durch Gift herbeiführen zu können geglaubt hatten. Eine Armee und die von ihr getragene geniale Politik des Grafen Cavour thaten, was all' jene Mittel vorbereiten, aber nicht leisten können.

Dies muß man erwägen, wenn man den größten tragischen Dichter Italiens in einer Stellung verstehen will, die durchaus nicht nur literarisch, sondern eben so, ja, vielleicht in höherem Sinne politisch war. Dante und Alfieri sind Naturen, in denen der alte römische Geist dieses Landes wieder Sprache und mächtigsten Ausdruck gewann, und so sind sie die Propheten des neueren Italien geworden. Alfieri hat zweimal abgelehnt, in die politischen Geschäfte seines despotisch regierten Landes einzutreten; aber er durfte sich wohl sagen, daß er auch politisch mehr durch seine Tragödien wirken würde, als damals in der gedrückten Lage des piemontesischen Staates er selber wie der ganze Geist des 18. Jahrhunderts im Widerspruch mit den Maximen der piemontesischen Regierung zu leisten vermocht haben würde.

Da die Umstände seiner heldenhaften Natur den Schauplatz des thätigen Lebens versagten, wandte er sich zur Bühne. Er stellte handelnde Naturen dar, weil für ihn selbst kein Spielraum zum Handeln da war. Und er ergriff dies Mittel, nachdem er lange Jahre in zielloser Leidenschaftlichkeit von Land zu Land gewandert war, unfähig, dem piemontesischen Staate zu dienen, und unfähig, thatlos zu leben. Er erinnert hierin an Lessing und an Heinrich von Kleist, deren Charaktere im Leben und auf der Bühne dieselbe ungestüme Reizbarkeit, dieselbe Freude an der Action als solcher, denselben Willen, zu handeln, zeigen. Unter allen Künsten ist die dramatische die am meisten männliche.

In den Italienern sind Grundzüge, welche sie von allen Angehörigen anderer Nationen augenfällig scheiden, und ich komme darauf zurück, daß die größten Geister unter ihnen von der Aufrichtung der römischen Republik an bis auf die neuesten Zeiten eine augenfällige nationale Aehnlichkeit zeigen, angesichts deren es über die römische Geschichte hinaus eine zusammenhängende continuirliche Geschichte Italiens giebt. Dies erscheint schon darin, daß solche Geister wie Dante, Petrarca, Machiavelli, Alfieri sich selber jederzeit in dieser historischen Continuität gefühlt haben. Es erscheint alsdann in der Verwandtschaft der Charaktere.

Der Grundzug liegt in dem Ungestüm

der Affecte. Der Mensch in seinen verwickelten Relationen zu anderen Individuen entwickelt naturgemäß einen Inbegriff von Bedürfnissen, Wünschen, Begehrungen, Leidenschaften, zusammenhängendem Willen, etwas durchzusetzen, und in diesem Inbegriff verläuft sein Leben. Er entwickelt sich und steigt mit seiner Organisation selber, concentrirt sich, sinkt und endet mit deren Untergange. Nennen wir einmal alle Theile dieses Inbegriffs mit Spinoza Affecte, so liegt in der Stärke und in der Vertheilung derselben das Eigenthümliche des menschlichen Charakters. Denn nicht dies unterscheidet einen Charakter von dem anderen, daß andere Affecte in ihm auftreten, in uns Allen arbeiten dieselben Affecte und aus denselben bildet sich das Gewebe eines jeden Menschenschicksals. Diese Verschiedenheit der Stärke aber in der Vertheilung begreifen, heißt den Charakter von Individuen, von Epochen und Nationen verstehen.

Fragt man sich nun, was allen großen Charakteren Italiens im Unterschied von denen anderer Länder eigen ist, so gelangt man zunächst zurück auf den eben ausgesprochenen Grundzug. Dies läßt sich am populärsten durch den Gegensatz zu einer anderen psychologischen Totalvorstellung erläutern. Die Italiener sind gemüthlos. Unter Gemüth und Gemüthlichkeit verstehen wir eine sehr reiche und breite Vertheilung der Affecte auf den ganzen Inbegriff von Lebensbeziehungen, in welchen das Dasein eines Individuums verläuft. Jean Paul hat vielleicht das Aeußerste geleistet in künstlerischer Darstellung von Naturen, welche in jede, auch die kleinste, auch die unscheinbarste, auch die am meisten vorübergehende Lebensbeziehung Wünsche, Empfindungen hineinlegen und solchergestalt den Inbegriff, so zu sagen, ihrer Willenskräfte vertheilen an die Vielheit der gegenwärtigen Lebensbeziehungen. Solche Naturen haben ein Herz für jedes Kleidungsstück und jeden Theil ihres Hausraths, für die Natur, welche sie umgiebt, für den Winkel, in dem sie leben, für den wenn noch so kleinen Beruf, in dem sie aufwuchsen, für jeden Menschen in diesem Winkel. Dies so genommen, sind die Italiener in jeder Epoche der römischen und der neueren Geschichte durchaus gemüthlos. Ihre Affecte sind concentrirt, und jenseits derselben herrscht nur der Verstand. Daher sie auch die Natur gar nicht lieben, wie wir es thun. Daher ihre Wissenschaft jederzeit einen praktischen Zug hat.

Und zwar kann man weiter gehen und die Lebensbeziehungen bezeichnen, auf welche sich ihr Affect zumeist concentrirt. Der italienische Charakter in seinen hervorragenden Individuen ist beherrscht von der Liebe zum Ruhm, von Frauenliebe, von Freundschaft, von der Liebe zum Besitz und von Patriotismus. Er zeigt einige der unedlen Affecte nicht, welche den Charakter der nördlichen Länder entstellen, wie die, bei Mahlzeiten und beim Trinken mehr als billig zu verweilen. Er zeigt noch mehrere der Affecte nicht oder in geringerer Stärke, welche bei den nördlichen Völkern von erster Stärke sind. Das Leben in der Familie und die zärtlichen und treuen Gesinnungen, welche in ihr entspringen, und die bei den nördlichen Völkern stärker als alle anderen sind, haben bei den Italienern eine geringere Gewalt, und bei ihren großen Charakteren erscheinen sie nicht als herrschende Affecte. Dies ist sicher der am meisten durchgreifende Unterschied zwischen den Neigungen beider Nationen, wenn man den Inhalt derselben vergleicht. Alsdann aber unterscheiden sich die Italiener durch die Form und die Vertheilung ihrer Affecte sichtbar von den anderen Nationen. Ihre Neigungen und ihr Gemüthsinteresse verbreiten sich keineswegs über den Inbegriff ihrer Lebensbeziehungen; die Concentration giebt andererseits ihren Affecten eine weit größere Stärke: hieraus ergiebt sich, daß sie eben so stark und ausschließlich und von allem Gemüthsinteresse unbeirrt hassen, als sie lieben. Odio und vendetta nehmen einen großen Platz ein im italienischen Geiste. Dies sind Andeutungen, welche einigermaßen die Continuität im Charakter zeigen können, welche die Italiener zeigen, seitdem sie in die Geschichte treten.

Der Leser verzeihe diese abstracte Erörterung, welche nunmehr möglich macht, das Wesen der Tragödie Alfieri's und ihre Bedeutung wirklich zu verstehen. Was nützen unbestimmte Schilderungen!

Alfieri lebt in dem großen Gefühl der

Einheit seines poetischen Schaffens mit dem classischen Alterthume, nicht wie Goethe etwa als mit einem Hohen, Fremden, sondern als mit seiner eigenen nationalen Vergangenheit. Und auch die Griechen, die zum Theil in Italien sich angesiedelt hatten, zum Theil an anderen Küsten desselben Mittelmeeres, sind in sein Heimathgefühl und sein historisches Bewußtsein mit aufgenommen. Wuchtiger als die südlichen Italiener in seinen Affecten, ein rothhaariger, großgewachsener piemontesischer Junker, ist er doch eben nur durch dies ganz singuläre Ungestüm derselben von seinen übrigen Landesgenossen unterschieden. Die drei am meisten leidenschaftlichen Naturen dieser Epoche, von denen zwei die einzigen Genies sind, welche in der ganzen französischen Revolution hervortraten, sind Italiener: neben Alfieri Buonaparte und der Graf Mirabeau. Sie zeigen eine unverkennbare Familienähnlichkeit in der Massivität der großen Affecte, Buonaparte und Mirabeau auch in der bewußten Continuität mit dem römischen Leben: denn Buonaparte hat römische Manieren der Verwaltung, römischen Stil der Kunst den Franzosen mit superiorem Geist aufgeprägt. Die Familie Mirabeau war zu lange in Frankreich, um dieses Gefühl der Continuität sich zu erhalten.

Die Tragödie Alfieri's spricht in den Formen des großen classischen Alterthums, im Stil des Tacitus die Welt der Affecte aus, welche er in Plutarch nur wiederfand, wie sie in seiner großen italienischen Seele sich bewegten.

Hieraus ergiebt sich im Großen und Ganzen der Charakter der Tragödiendichtung Alfieri's. Aber die Bedingungen, unter denen er thätig war, die literarischen Einflüsse, unter denen er stand, der Gang, den seine Erziehung genommen hatte, sind mitwirkende Factoren, welche bei der Erklärung dieser ganz singulären Schöpfungen mit ins Auge gefaßt werden müssen.

VIII.

Die Italiener sind ganz wie die Griechen von der höchsten Originalität in der Gestaltung neuer schriftstellerischer Formen. Die Gespräche des Giordano Bruno, die einzelnen Werke des Machiavelli, Dante's Gedicht sind in der Form von der höchsten Originalität. Dies entspringt naturgemäß aus der außerordentlichen Begabung dieser Nation für die Form und den Stil. Es ist in dieser Beziehung interessant, Alfieri etwa mit Goethe zu vergleichen. Goethe erscheint alsdann ganz mit der inneren Poesie und dem wissenschaftlichen Verständniß der Phänomene beschäftigt, Alfieri ist nichts als Künstler, und während der Inhalt seiner Tragödien mit einer von ihm weiter nicht untersuchten geheimnißvollen Gewalt aus seinem leidenschaftlichen Inneren strömt, ist er ein ganzes Leben hindurch beschäftigt, der Gliederung der Form, dem Stil und der Versification derselben die höchste Vollendung zu geben. In späteren Jahren kam Goethe dazu, seine Verse zum ersten Male metrisch anzusehen, und auch alsdann überließ er es lieber in der Metrik durchgebildeten Freunden, sie mit ihm gemeinsam durchzugehen. Alfieri dagegen hat sich mit der Metrik des tragisch italienischen Verses in nie ermüdender Arbeitsamkeit beschäftigt. Hiervon liegt ein Theil der Ursache in der Stellung des zwiesprachigen Piemontesen, der das Toscanische wie eine fremde Sprache lernte und meist in fremden Ländern gelebt hat. Aber der Hauptpunkt ist doch das unbedingte Vorwiegen des künstlerischen Bewußtseins in ihm. Seine Gesinnungen, sein Studium des Menschen, seine Lebensansicht bleiben naiv, seine Form allein ist bewußt. Ganz das Gegentheil hiervon fand bei Goethe statt.

Hiermit hängt zusammen die eigenthümliche Technik seiner Arbeit. Wer selber auf irgend einem Gebiete productiv ist, weiß, wie die Technik der Arbeit zuerst selber entspringt aus den inneren, meist unbewußten Absichten und Ideenrichtungen und aus von Außen bedingten Gewöhnungen, alsdann herrschend wird in einem Geiste und in hohem Grade die Natur seiner Schöpfungen bedingt. Eine methodische Literaturgeschichte sollte diese Technik jederzeit der Analyse der Schöpfungen mit zu Grunde legen. Aber wie unsere Literaturgeschichte einmal ist noch ohne strengere wissenschaftliche Methode, geht sie selbst an den ausdrücklichen Erklärungen der productiven Köpfe über die Technik ihrer Arbeiten achtlos vorüber.

Also Alfieri hat beinahe alle seine Werke seit dem Filippo so hervorgebracht, daß er dreimal, jedesmal nach Verlauf eines Zwischenraumes, ihre Ausbildung aufnahm. Wenn ein Stoff in ihm aufging, so hat er ihn oft lange mit sich umhergetragen, besonders in der späteren Zeit öfter ging er ihm sogleich in einer Gliederung von Personen und Scenen auf, welche unmittelbar und sofort in höchster Deutlichkeit vor seiner Seele stand. In jedem Falle war das Erste, was er zu Papier brachte, die Gliederung der Tragödie, in welcher von Scene zu Scene in kurzen Worten der Verlauf der Handlungen und Reden entworfen wurde. Es waren das zwei oder drei kleine Seiten, welche enthielten, was er das Ideale seines Sujets nannte. Wenn er dann eine längere Zeit danach, und zwar so viel, als genügte, damit die Eintheilung der Scenen ihm wieder ganz unbekannt geworden war, diese Blätter zur Hand nahm: „dann fühlte ich angesichts der Beschreibung von Scene auf Scene plötzlich mein Herz und meinen Sinn von einem Tumult der Gedanken und der Affecte erfüllt, welcher, so zu sagen, mit lebendiger Kraft mich zum Schreiben hinzwang.“ So oft die Blätter mit solcher Macht nicht auf ihn wirkten, veränderte oder verbrannte er sie. Und nun ergriff ihn der Stoff, ergriffen ihn die Bilder der einzelnen Scenen mit einer solchen Gewalt, daß er jetzt in Prosa in einem Zuge, ohne nur ein Interpunctionszeichen zu setzen oder irgend einen Satz zu ändern, die ganzen Tragödien vom ersten bis zum letzten Satz in wenigen Tagen niederschrieb, zumeist einen Act an einem Tage, und er erzählt, daß fast immer am sechsten Tage die Tragödie solchergestalt „zwar nicht gemacht, aber zur Welt geboren worden sei“. Dann erst wieder in einer späteren Zeit nahm er die so mehr gewordene als gemachte Tragödie zur Hand, um sie nun entweder, wenn sie nicht hinlänglich sein Gemüth bewegte, zu vernichten, oder aber die Einzelarbeit des Künstlers an ihr zu beginnen, die langsame, mühsame Arbeit ihrer Ausgestaltung in Versen, auf welche alsdann immer wieder neue Durcharbeitungen und Umgestaltungen folgten. Er hat seine neun letzten Tragödien nur darum für die besten erklärt, weil die Verzögerung ihres Druckes ihm die Zeit zu immer neuen Umgestaltungen ihrer dichterischen Ausführungen gelassen hat.

Alfieri hat sich sehr schön und tief über die Vortheile dieses Verfahrens ausgesprochen. Jedes Wort, jeder Gedanke und jede Handlung des fünften Actes ist solchergestalt auf das Strengste verkettet mit jedem Gedanken und Wort des vierten und so rückwärts bis zum ersten Vers. Und hieraus entspringt Spannung bei dem Zuhörer, Leidenschaft der Handlung in der Tragödie selbst. Die Gewalt des Affects, die Schranken der Handlung, die ungestüm vorandrängende Bewegung in dem Ganzen entwickeln sich bei der ersten Niederschrift ganz schrankenlos, ganz ungestört, von der mühsamen, nur in einer ruhigen Seele gedeihenden Einzelarbeit am einzelnen Gedanken und am Vers unbeeinträchtigt. Und ebenso andererseits ist die Arbeit, das künstlerische Walten und Bilden ungestört von der innerlich vorandringenden Gewalt, welche in der Ausbildung der Handlung selber liegt, und von der Furcht, den leidenschaftlichen Zug des Ganzen über der Einzelarbeit zu verlieren. So kann man mit Recht sagen, daß zwei große Vorzüge der Tragödien Alfieri's, welche beide tiefer in seinem Wesen gegründet sind, durch seine Technik verstärkt werden, die strengste und gebundenste Einheit einer in jäher Steigerung der Leidenschaft und der Spannung verlaufenden Handlung und andererseits die durchdachteste und künstlerisch vollendetste Durcharbeitung von Stil, Satz und Vers im Einzelnen. Sieht man dann weiter rückwärts auf das Verhältniß des ersten Entwurfes zur Niederschrift, so entspringt Alfieri's Technik aus einem eigenthümlichen Geheimniß aller dramatischen Poesie.

IX.

Die tragische Dichtung bei allen echten Dichtern hat so gut als gar keine neuen Begebenheiten erfunden oder auch nur aus dem Leben selber entnommen. Sie unterscheidet sich dadurch gänzlich von aller erzählenden Poesie, daß sie beinahe durchweg eine schon gedruckt vorliegende Begebenheit zu ihrer Voraussetzung hat. Dies hängt offenbar mit der Natur der dramatischen

Phantasie überhaupt zusammen. Die höchste Deutlichkeit des Sehens und die dem Leben selber ähnliche Bewegung der Gestalten ist eine Eigenschaft, welche die Bühne zu einem Schauplatze der Wirklichkeit macht und den Zuschauer eine zweite Art von thatsächlichem Leben erblicken läßt. Diese Sinnfälligkeit des realen Lebens entspringt in der Natur des Dichters nur dann, wenn ihm von vornherein der Vorgang als ein ihm fremdes wirkliches Geschehen, als sein Gegenstand, nicht als seine Schöpfung gegenübertritt. Die Natur der dramatischen Poesie fordert von der Tragödie eine solche Folgerichtigkeit des Verlaufs, daß eine erfundene Handlung jederzeit todt und mechanisch als eine bloße theatralische Fiction sich darstellen würde. Nur der Proceß, durch welchen frei und mit einer gewissen Willkürlichkeit gebildete Begebenheiten dem Gesetze des Dramas unterworfen werden, giebt der Tragödie die Wahrheit des Lebens.

Hier liegt nun ein Grund, aus welchem die Tragödien von Shakespeare und den anderen großen Dramatikern des sechzehnten Jahrhunderts in Spanien und England einen ganz anderen Charakter zeigen als die griechische und französische Tragödie und die Tragödie Alfieri's. Die Fabeln der griechischen Tragödie waren von Anfang durch den mythologischen Vorgang mindestens hindurchgegangen und daher ohne die zufälligen Wendungen des realen Lebens. Die erste Generation der attischen Tragiker war ihnen gegenüber noch in einem natürlichen Verhältniß, dagegen von der Generation des Sophokles ab empfing man sie meist schon, wie sie durch die dramatische Phantasie hindurchgegangen waren. Und dies Verhältniß steigert sich noch in der römischen Tragödie des Seneca, in der französischen und italienischen, welche entweder von den Alten oder von den Tragikern anderer Nationen ihre Stoffe empfingen. Dies war denn auch Alfieri's Fall. Und hieraus entspringt gegenüber der massiven Lebenswahrheit der Engländer und Spanier eine todte Gleichförmigkeit der Action, in welcher das Spröde, Particulare und Geheimnißvolle, welches Vorgänge und Charaktere des realen Lebens zeigen, aufgezehrt ist vom dichterischen Proceß. Ich weiß wohl, daß ein eben so mächtiger wirkender Grund für diesen durchgreifenden Unterschied in dem Ideal der tragischen Form liegt, welches die Griechen entwickelt, die Franzosen und Italiener aufgenommen haben. Aber dieser Punkt ist bis zum Ueberdruß in der Literaturgeschichte aus einander gesetzt worden. Dagegen glaube ich in dem Dargelegten einen zweiten, nicht wie jener offen daliegenden, aber sehr wichtigen Erklärungsgrund zum ersten Mal aufgedeckt zu haben.

Alfieri also, indem er den scenisirten Entwurf sich selber fremd werden ließ, verschaffte sich künstlich, so zu sagen, den Vortheil, den Stoff in einer der Erzählung ähnlichen Gestalt wie ein objectives Ereigniß auf seine Phantasie wirken zu lassen. So steigerte er die Lebendigkeit des Vorganges und die lebenswahre Macht der Charaktere und der Leidenschaften in seinen Tragödien, und er hat die Franzosen in dieser Beziehung weit überboten. Aber die wichtigsten Nachtheile, welche in der Natur seiner Stoffe lagen, konnte er nicht überwinden. Ja, er hat sie durch sein Verfahren über das Maß dessen, was in den guten französischen Tragödien vorliegt, gesteigert. Seine Gegner bezeichneten dies als uniformita, Einförmigkeit, und er selber war scharfblickend genug, diesen ungemeinen Fehler seiner Tragödien klar zu sehen und offen zuzugestehen. Diese Einförmigkeit war darin schon gegründet, daß er Stoffe aufnahm, welche schon in dem dramatischen Proceß ihr singuläres, massives, reales Leben verloren hatten. Es ist in dieser Beziehung bezeichnend, daß die italienischen Kritiker einstimmig Brutus und Saul als seine höchsten Schöpfungen erklären, zwei Tragödien, welche entstanden waren bei der Lectüre der Bibel und des Plutarch; hier liegt auch der Vorzug gegründet, den die Congiura de' Pazzi an dramatischem Leben besitzt. Alsdann aber ließ seine Methode raschesten Niederschreibens der Erfindungskraft schlechterdings keinen Raum, sich in lebenswahren und für sich erfreulichen Erfindungen zu entfalten.

So kommt es, daß Alfieri das Verfahren der Alten noch steigerte und dahin gelangte, so zu sagen, den Extract eines Stoffes, die einfachste Form der Verkettung von Leidenschaften und Handlungen

in ihm in kürzester Form zur Darstellung zu bringen.

X.

Es ist sehr wunderlich, wenn italienische Kritiker und Literarhistoriker — ich nenne hier nur Paolo Emiliani-Giudici — Alfieri als unabhängig vom Einfluß der Alten und der Franzosen hinstellen, als habe er zum zweiten Male die von diesen erfundene dramatische Form nachträglich gefunden. Der genannte Literarhistoriker unternimmt, dies biographisch dadurch zu beweisen, daß er im Beginne seiner Laufbahn kaum die Namen von Sophokles und Euripides gewußt und „keine einzige französische Tragödie gelesen habe". Der Beweis ist unglaublich oberflächlich. Lange Zeit hindurch hatte Alfieri das französische Theater in Italien, in Paris, die Theater aller Länder mit ganz besonderem Vergnügen besucht. Er erwähnt selbst, daß er sich beim Beginne seiner eigenen dramatischen Laufbahn nur wenig dieser Tragödien noch erinnerte: aber das classische Ideal der Tragödie empfing er durch Tradition.

Nur daß er es umänderte ganz in seinem eigenen großen italienischen Geiste! Und daß er bei dieser Umgestaltung desselben, vielleicht ohne es zu wissen, durch die unbewußte Macht seiner nationalen Charakterbeschaffenheit es ganz im Sinne der Alten simplificirte, aber noch weit über die Alten hinaus zu einer Einfachheit der Handlung, welche die Tragödien Alfieri's inmitten der ganzen Entwicklung der tragischen Formen zu einer singulären Erfindung macht.

Als Alfieri auftrat, stand die tragische Dichtung Italiens unter der Herrschaft der Franzosen und der Alten. Ihre größte Leistung war bekanntlich die Merope des Scipione Maffei, welche 1814 zuerst in Modena über die Scene ging und, eines jener seltenen Beispiele eines plötzlichen ungeheuren Ruhmes, in kurzer Zeit auf den Theatern aller Länder vorgestellt und von den größten Kritikern und Dichtern bewundert wurde. Maffei bewunderte das französische Theater, aber er erkannte scharfsichtig genug einige der wichtigsten Fehler desselben. Und damit begann die Befreiung des italienischen Theaters von den Fehlern der Franzosen. Die Kritik hätte umsonst geredet, wenn nicht das große Beispiel der Merope auf der Bühne sie unterstützt hätte. An der Spitze der Kritiker, welche damals in Italien wie zur selben Zeit bei uns die Literaturbriefe und Lessing gegen den französischen Geschmack sich erhoben, stand Gravina. Im Gegensatze zu diesen Bestrebungen vertrat leidenschaftlich den französischen Geschmack Pier Jacopo Martello, welcher französische Tragödien übersetzte und kritisch vertheidigte, ja, welcher sogar für den Alexandriner eintrat. Inmitten dieser Bewegung erhob er sich als ein höchst denkwürdiger Mann, welcher über die Linien, die Maffei der Tragödie vorschrieb, hinausging. Er ist der wahre Vorläufer von Vittorio Alfieri. Er war einer der hervorragendsten Gelehrten seiner Zeit und ist bekannt dadurch, daß Newton und Leibnitz ihn zum Schiedsrichter in ihrem großen Handel über die Erfindung des Infinitesimalcalculs machten. Einer der angesehensten Menschen von Italien, bereits 50 Jahre alt, faßte er den Gedanken, die tragische Bühne zu reformiren. Ihr Stoff sollten die Jahrbücher der römischen Geschichte sein, ihre Form eine vereinfachte Handlung von großem politischen Interesse. So schuf er eine Tragödie, welche die Continuität mit der großen Vergangenheit der Nation festhielt und von einer moralisch politischen Grundstimmung erfüllt war. Er hatte in England die Römertragödien Shakespeare's gesehen; indem er nun auf die echten Quellen und den geschichtlichen Geist seiner Zeiten gründlicher zurückgriff, schrieb er seine eigenen vier Römertragödien: Giunio Brutto, Marco Brutto, Cesare, Druso. Und nicht weniger als diese Tragödien wirkte sein gelehrtes Vorwort, in welchem er seine Theorie der dramatischen Dichtkunst entwickelte. Inzwischen hat er wie Schiller bei uns dem Publicum inmitten der historisch politischen Tragödie ein Zugeständniß machen zu müssen geglaubt, indem auch er gleich den Franzosen Liebesepisoden einwob.

Dies waren die Vorgänger, welche Alfieri vorfand, als er nunmehr seine originale Form der italienischen Tragödie ausbildete.

Er änderte zunächst die französische

Tragödie darin ab, daß er die Zahl der Personen einschränkte auf die wirklich handelnden, welche gegen einander in leidenschaftlicher Bewegung begriffen sind. Demgemäß schloß er schonungslos zwei Classen von Personen aus, welche durch alle französischen Tragödien hindurchgehen, die Classe der Vertrauten, die nur bestimmt scheint, den Stimmungen der Helden einen Widerhall zu geben, ihre Monologe in Dialoge zu wandeln, und die Classe der episodisch benutzten Personen. Was die erste Classe anbetrifft, fand er mit Recht, daß ihr Herumschwatzen auf dem französischen Theater ein Hauptgrund für die erkältende Wirkung seiner Stücke sei. Wenn er in Bezug auf die zweite Classe den Einwand, daß solchergestalt Abwechselung und eine Art vorübergehende Befreiung von der Spannung der Leidenschaft in die Tragödie komme, zurückwies, wenn er in den verschiedenen Graden der Leidenschaft Wechsel genug fand: so war dies ein Irrthum, und Schiller und Shakespeare mit ihren Episoden werden seiner Einförmigkeit gegenüber Recht behalten.

Hiermit hängt zusammen, daß er alle Episoden schonungslos ausschloß, wie die französische Bühne dem classischen Ideal diesen Gebrauch eingefügt hatte, hierin wohl hauptsächlich unter dem Einfluß der Spanier. Daher er fand, es gelte den tragischen Sujets gegenüber, nicht sie, wie die Franzosen gethan, durch Erfindungen, wenn auch noch so poetischer Natur, zu bereichern, sondern alle erfindende Kraft in die Vereinfachung zu legen, welche die nothwendigen Momente der Action aus der Ueberlieferung des Stoffes herstelle.

Alsdann entfernte er aus der Tragödie alle jene bei den Franzosen schablonenartig gebrauchten Mittel, welche diese Tragödie so conventionell gemacht haben. Ist es doch zuweilen, wenn man französische Stücke sieht, als beständen die Verwicklungen des Lebens aus einem Mechanismus von einem halben Dutzend immer wieder sich wiederholender Vorgänge.

Da sind zunächst die Briefe, die plötzlich auf dem Theater überreicht werden, um Wendungen herbeizuführen. Alfieri rühmte sich gern, daß in seinen neunzehn Tragödien ein einziger Brief vorkomme und zwar in Bruto II, ohne ein für den Fortgang der Handlung ganz unentbehrlicher Bestandtheil zu sein, da er leicht durch ein anderes Mittel hätte ersetzt werden können. Da sind alsdann die schon beim Euripides bis zum Ueberdruß ermüdenden Erkennungszeichen, durch welche plötzlich unbekannte Personen entdeckt oder auch durch welche ihre Identität constatirt wird.

Es giebt dann bei Alfieri nicht jene hinter Tapeten oder Gebüschen versteckten Personen, welche Geheimnisse erlauschen, von deren Entdeckung zum großen Theil der Verlauf der Handlung abhängt. In der That ist dies nur ein Lustspielmotiv und wird jederzeit in der Tragödie einen Beigeschmack des Lächerlichen und des Verächtlichen haben. Da werden weiter von der Schaar der Personen, welche entweder selbst über ihre Abkunft unwissend sind oder sie Anderen verbergen, nur diejenigen zugelassen, welche wie in der Merope nach dem Thatbestand einer in der Sache gegründeten Nothwendigkeit so sind.

Da giebt es ferner — und hier unterscheidet sich Alfieri auch von Shakespeare — keine Gespenster, die sichtbar werden oder reden, keine Blitze oder Donner, keine Hülfe vom Himmel, keine überflüssigen Mordthaten, keine Drohungen mit sonderbaren Todesarten, die gar nicht erforderlich sind.

Dagegen beginnt seine Exposition sofort anstatt mit einem überflüssigen Dialog zwischen überflüssigen Personen mit der bewegten Handlung selber, und er läßt nie einen Vorgang erzählen, den er auf der Bühne zeigen kann, ist dies aber ausgeschlossen, alsdann bedient er sich nie eines indifferenten Berichterstatters, sondern eines der handelnden Menschen.

Freilich treten in solchen Tragödien zwei fundamentale Fehler auf: der häufige Monolog und die Einförmigkeit im Ton und in der Spannung.

Dies sind in der Kürze die Veränderungen, durch welche Alfieri aus der herrschenden Tragödie seiner Zeit seine eigene originale Schöpfung entwickelte, eine auf die einfachste gerade Entwicklungslinie zurückgeführte leidenschaftliche Handlung, abspielend zwischen wenigen Personen und in kürzester Zeit.

XI.

Alfieri hat, da er sich und seine Nation in Continuität mit den römischen Zeiten wußte und gleich seinem Lieblingsschriftsteller Machiavelli in dem geschichtlichen Bewußtsein der Continuität eines der größten Mittel für die Erweckung des politischen Gefühls und der männlichen Gesinnung in seiner Nation sah, das Drama der Alten erneuert und die Einheit der Handlung, welche die Seele desselben ist, seinem radicalen Geiste gemäß in ihren äußersten Consequenzen verfolgt. Er hat so Kunstwerke großen Stils und eine ganz originale Form der Tragödie geschaffen. Aber er that mehr. Pietro Giordani, ein italienischer Philologe unseres Zeitalters, erklärte, Alfieri wolle vielmehr als ein Philosoph betrachtet und gewürdigt werden denn als ein Künstler. Versteht man großen politischen Blick, eine ungemeine psychologische Tiefe, welche selbst den Grundgesetzen des Seelenlebens mit Vorliebe nachgeht und eine auf Ideen gegründete Ansicht über das Leben, die Staaten und das, was die Größe des Menschen ausmacht, unter dem, was jener Gelehrte als Alfieri's Philosophie bezeichnet, so liegt hierin in der That der Schwerpunkt seines Wesens. Ich habe dargelegt, wie sein Leben gewissermaßen die dramatische Veranschaulichung jenes großen moralischen Vorganges der Entwicklung der Leidenschaften, ihrer Herrschaft und der endlichen Befreiung von dieser Herrschaft ist, wie ihn Spinoza in seiner Ethik theoretisch entwickelt hat. Alle seine Affecte gingen schließlich unter in dem einen großen Willen, seinem Vaterlande eine Sprache zu schaffen, in welcher es dem ungestümen Willen der Freiheit und der Macht Ausdruck zu geben vermöchte, und in dem Haß gegen die Tyrannen und Sklaven in den verschiedenen Ländern Europa's, als deren schlimmste ihm der Pöbel Frankreichs erschien, der mit sklavischen Gesinnungen den Herrn spielen wollte, und dann der große Tyrann, welcher die Erbschaft des Pöbels antrat. Durch diese Gesinnung tritt er neben Dante, und diese Beiden haben das neue Italien vorbereitet. Es ist dasselbe Grundverhältniß, welches sich bei uns Deutschen wiederholt hat. Die decentralisirten Völker brachten zuerst in der Literatur und Wissenschaft eine geistige Einheit der Nation und eine Größe der nationalen Gesinnung hervor, welche zu neuen Parteien, zu geheimen Bündnissen, zur Begeisterung der Jugend führte, endlich aber dahin, daß zwei Militärstaaten im Inneren dieser beiden Länder vermöge ihrer Armeen und der auf sie gegründeten Politik, getragen von den Gesinnungen, Einheitsstaaten gründeten.

Neue

Mittheilungen über G. A. Bürger.*

Von

W. Hoffner.

Im Jahre 1791 erschien in der Jenaer Literaturzeitung, damals dem Organ von Goethe, Schiller und Kant, der dominirenden Zeitschrift Deutschlands, eine Kritik des Dichters Gottfried Bürger von Schiller, welche ein ungeheures Aufsehen in der literarischen Welt Deutschlands machte. Schiller instruirte förmlich einen Proceß gegen den Volksdichter Bürger und den Beifall, den er in der Nation gefunden hatte. Er trat den Beweis an, daß Bürger in intellectueller und sittlicher Beziehung unter dem Niveau der gebildeten Classen stände, an welche seine Gedichte gerichtet seien. Er forderte von dem Dichter, der nichts zu geben vermöge als seine Individualität, daß diese auch werth sei vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu werden, und indem er an diesem Maßstab die Persönlichkeit Bürger's maß, fand er diese demselben nicht gewachsen. Er forderte von Bürger, daß er durch die Veredlung seiner Persönlichkeit die Grundbedingungen erfülle, unter welchen allein ein lyrischer Dichter auf seine Nation heilsam wirke.

Diese Kritik ist damals von dem ganzen

* Briefe von und an Gottfried August Bürger. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte seiner Zeit Aus dem Nachlasse Bürger's und anderen meist handschriftlichen Quellen herausgegeben von Adolf Strodtmann. Vier Bände. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1874.

Musenhain Deutschlands mit Entrüstung aufgenommen. Diese edle Gesellschaft war vollkommen in ihrem Recht. Sie spürte, daß der Angriff nicht Bürger allein galt. Es gab da in der vornehmen Darlegung Schiller's eine Stelle, welche die Perspective auf noch ganz andere Anwendungen seines Gesichtspunkts eröffnete. Erklärte er doch, daß er sehr verlegen sein würde, wenn er, diesen Maßstab in der Hand, den gegenwärtigen Musenberg durchwandern sollte. Erklärte er doch, daß nichts in dem intellectuellen oder moralischen Zustande dieser Poeten ihn allzu sehr überrasche nach seiner Kenntniß ihrer Gedichte. Und seine Kritik Bürger's griff aus der Herde nur den Kräftigsten, sie gab sich nur als ein erster Anfang, kurz diese Kritik Schiller's ist der Ausdruck der tiefsten und gründlichsten Abneigung, welche der große und vornehme Dichter gegen die ganze Gesellschaft lyrischer Poeten hatte, in deren Mitte er leben mußte.

Die Geschichte hat Schiller's Urtheil bestätigt. Die Literaturhistoriker möchten immer noch an ihm modificiren. In Wirklichkeit leben von Gedichten Bürger's heute nur noch ein paar im Bewußtsein der Nation und das hervorragendste von ihnen, Leonore, lebt eben so sehr durch die unverwüstliche Macht des volksmäßigen Gesanges, nach welchem es gedichtet ist, als durch die ungestüme sprachgewaltige Darstellung Bürger's. Auch Goethe hat ganz wie Schiller empfunden und sich eben so hart in kurzen Worten über Bürger's Plattheit erklärt; schon der parodistische Sinn ärgerte ihn, „der das Große und Edle herabzieht, und ein Symptom enthält, daß die Nation, die daran Freude hat, auf dem Wege ist, sich zu verschlechtern.“

Wenn heute der Proceß noch einmal instruirt werden sollte, so liegt nun für den Punkt, den Schiller ins Auge faßte, die Persönlichkeit, welche hinter den Dichtungen steht, ein umfassendes Beweismaterial für Anklagen und Vertheidigungen vor. Es liegt vor in einer unverkürzten und ganz authentischen Gestalt; wenigstens nur an wenigen Stellen ist das Privateste unterdrückt. Wir verdanken diese Vorlage des ganzen Thatbestandes dem unermüdlichen und erfolgreichen Sammelfleiß von Adolf Strodtmann, welcher in vier Bänden die gesammte erreichbare Correspondenz Bürger's dem Publicum vorgelegt hat. Das Interesse dieser Correspondenz reicht aber weit hinaus über die Person Bürger's, ein bedeutender Theil jener dichterischen Generation tritt hier höchst anschaulich und in realistischen Zügen vor das Publicum. Ein guter Theil des allgemeinen Urtheils von Schiller über diese poetische Gesellschaft kann hier an ihren Personen bemessen werden.

Man kann fragen, ob es berechtigt sei, über die literarischen Productionen rückwärts auf die Urheber derselben zurückzugehen und ihre Personen, den Werth ihrer Personen zu untersuchen. Inzwischen, nachdem wir begonnen haben, Briefwechsel in so umfassendem Maßstabe herauszugeben, hat diese Frage eigentlich keinen Sinn mehr. Durfte Schiller die Frage nicht stellen, dann durfte auch kein Herausgeber diese persönlichen intimsten Briefe mittheilen: sie sind nichts Anderes als Material der Beantwortung dieser Frage. Nehmen wir sie also als solches, revidiren wir den Proceß, nachdem der- oder diejenigen, welche er betraf, lange dahingestorben sind; und fragen wir, ob das in diesem Briefe angehäufte Beweismaterial das Urtheil Schiller's bestätige oder aufhebe.

Die geistige Bewegung, welche mit der Generation Bürger's anhob, kann bis auf diesen Tag fortdauernd betrachtet werden, obwohl Factoren anderer Art ihre Richtung sehr bald modificirt haben. Wir haben wenig Mittel, eine Differenz so allgemeiner Art genügend darzulegen als diejenige ist, welche zwischen den geistigen Neigungen Deutschlands von dem Ende des dreißigjährigen Krieges bis zu der Zeit bestand, von welcher hier die Rede ist, und der Richtung, welche nachher eintrat. Die Wissenschaft erklärte unter der Einwirkung des Uebergewichtes von Mathematik, Astronomie und Mechanik ihre Phänomene, wenn irgend möglich, als einen Mechanismus; die Politik betrachtete den Staat als einen Apparat für möglichst hohe Kraftleistungen militärischer und finanzieller Natur; was man Moral nannte, regelte das Leben nach einem System von abstracten Sätzen; und die Poesie selber, welche doch am meisten in ihrer göttlichen Unmittelbarkeit irrational und unberechenbar sich darstellt, ward durch diesen

räsonnirenden und abstracten Geist des Jahrhunderts gezähmt, so zu sagen, und gelehrt nach Regel zu schreiten und zu fliegen. Es besteht eine innere Beziehung zwischen diesen Thatsachen und dem Uebergewicht des französischen Geistes in Europa zu derselben Zeit. Denn in intellectueller Beziehung macht es die Größe wie die Schwäche dieses Geistes aus, in der klaren Formulirung abstracter Wahrheit sich am meisten heimisch zu fühlen; selbst die Nettigkeit und Klarheit des Stils und der Sprache ist nur ein Effect dieses Grundzugs der französischen Intelligenz. Nun emancipirt sich, was irgend in der deutschen Nation dieser Bildung widerstrebt; das Lebendige, die organische Form werden nun das Schlagwort der mechanischen Erklärungsweise gegenüber; Gemüth, Anschauung, individuelle Freiheit und Genialität erscheinen als das Wesentliche des neuen Menschen gegenüber der verstandesmäßigen Erörterung aus der Schule der Mathematiker und Physiker; Nationalität und autonome Gewalten treten in der Politik an die Stelle jener Centralisation, welche mehr durch einen umgeheuren Apparat des Regierungssystems als durch Befreiung der lebendigen Kräfte im Volke wirkte.

Die Generation, welcher Bürger angehörte, begann diese revolutionäre Bewegung. Es ist in diesen Menschen etwas von dem Selbstgefühl einer neuen Zeit. Aber gerade der Kreis, welchem Bürger angehörte, zeigt einen wunderbaren Contrast von unbestimmter Weite des Strebens und von ganz engem Umfang des thatsächlichen Gesichtskreises, von einem allgemeinen Pathos und doch von thatsächlicher Einschränkung des Interesses auf das eigene Schicksal und das der Freunde. So wird die Revision der vorliegenden Thatsachen diese unter einen geschichtlichen Gesichtspunkt bringen, aber das Schlußurtheil nur bestätigen. Schiller sprach als einer, der das tiefere Niveau der persönlichen Ausbildung hinter sich gelassen hatte, auf welchem diese Schule der Lyriker verblieb, und der mit Unmuth die Trägheit der Zurückbleibenden beurtheilte. Eine gewisse mittlere lyrische Begabung scheint jeder Zeit die Neigung zu haben, sich bequem in der Welt des Gemüths abzuschließen, die Technik auszubilden, aber von dem großen Fortgang der intellectuellen Interessen des Zeitalters sich fern zu halten. Dies war damals der Fall; dasselbe kann in dem Zeitalter vor uns wie in dem gegenwärtigen beobachtet werden. Auf dem Gebiet der bildenden Kunst verhält es sich ganz ähnlich.

Die Hauptpersonen, welche diesen Kreis bilden, sind neben Bürger, Boje, Biester, Cramer, Goeckingk, Gleim.

Der Ton, welcher zwischen diesen Allen besteht, erscheint sehr auffallend. Vergleicht man denselben mit dem, der in der Correspondenz von Lessing oder von Goethe herrscht, so glaubt man in einem ganz anderen Lande und einem anderen Zeitalter sich zu befinden. So eingeschränkt ist der Gesichtskreis dieser Menschen. So wenig Vornehmheit besitzen sie dem Kleinen und Niedrigen gegenüber. So wenig intellectuelle Neigungen erscheinen bei ihnen.

Und hier macht man eine Erfahrung, welche die Auffassung Schiller's in ihrem tiefsten Grunde bestätigt. Alle diese Menschen machen ein Metier aus ihren Gefühlen und deren ergreifendem, starkem Ausdrucke. Sie begrüßen sich gegenseitig als die süßen Minnesänger, singen einander an und sind unermüdlich, sich Momente des gehobenen Gefühls abzulauschen. Einige von ihnen erscheinen in ihrem Leben regellos und glauben der Denkart der meisten Menschen keine Art von Rücksicht schuldig zu sein. In ihrer innersten Betrachtung des Lebens aber sind sie Alle Philister, d. h. die Durchschnittsvorstellung des gewöhnlichen Menschen über die Ziele des Lebens und die Durchschnittsschätzung der Güter desselben sind die ihrigen. Dies ist vielleicht der für ihre Beurtheilung instructivste Punkt. Man kann sagen, daß in der Uebereinstimmung mit dem Durchschnittsurtheil über das Leben kein Tadel liegt. Auch will ich den Fall noch als möglich zugeben, daß ein Mensch nach tiefer Erwägung des menschlichen Lebens und nach nachdenklich aufgenommenen Lebenserfahrungen zu dieser Durchschnittsansicht zurückkehre. Aber hier liegt ein Fall ganz anderer Art vor. Man sieht diese Menschen von Stürmen der Leidenschaft und des Lebens umhergeworfen, ohne daß in einem einzigen Zug tiefere Nachdenklichkeit dabei hervortritt. Sie gehen aus jedem Vorgang des Lebens ganz als dieselben, ganz

mit der behaglichen Durchschnittsansicht hervor, welche sie vorher besaßen. Leben und Poesie sind bei ihnen in der Art getrennt, daß ihre Poesie nichts gewinnt durch die Erfahrungen des Lebens, und nur in der Art verbunden, daß ihr Leben verworren wird durch die Uebertragung bloß poetischer Vorstellungen auf dasselbe. Der Ton, in welchem sie sich ihre Miseren mittheilen, zeigt in auffallendem Grade, daß die Poesie ihnen in keiner Weise das Leben verklärte. Dies ist es schließlich, was Schiller an ihnen haßt mit der ganzen Gewalt seiner starken Seele, und was Goethe, bequemer wie er war, an ihnen mißachtete. Und wenn man ihre Correspondenzen mit denen Schiller's oder Goethe's vergleicht, so wird man diese Empfindung theilen müssen. Keine von den großen intellectuellen und politischen Erscheinungen ist für sie wirklich vorhanden, sicher haben sie sich ab und zu mit der einen oder anderen beschäftigen müssen, aber diese Beschäftigung hängt mit den reellen Freuden oder Schmerzen ihres Lebens nicht zusammen. Diese Freuden oder Schmerzen wachsen ganz in dem engen Bezirk, in dem sie sich persönlich angebaut haben und in dem Gelingen ihrer Gedichte für den Musenalmanach und den Beifall, den sie darin finden. Und diese Welt nehmen sie ohne allen verklärenden Schein der Phantasie. Daher hier der Uebergang zur Ausbildung eines höheren Lebensideals und einer umfassenden Weltansicht gar nicht stattfindet.

Diese Thatsachen haben gar nichts zu thun mit der Gewalt, welche einige Personen dieses Kreises besaßen, starke Empfindungen in anschaulicher Gewalt auszusprechen und Vorstellungen zu einem hohen Grade von Bildlichkeit zu steigern. Von allen Personen dieses Kreises besaß diese Kräfte Bürger im höchsten Grade, ja es ist anzunehmen, daß außer den fünf deutschen Dichtern, welche man aus der Zahl der übrigen heraushebt, Niemand sich in diesem Zeitalter in dieser Beziehung mit ihm vergleichen konnte. Wilhelm Schlegel sagte über dies dichterische Vermögen, wie es in der Leonore seinen höchsten Ausdruck findet: „Mit Recht entstand in Deutschland ein Jubel, wie wenn der Vorhang einer noch unbekannten wunderbaren Welt aufgezogen würde. Eine Geschichte, welche die getäuschten Hoffnungen und die vergebliche Empörung eines menschlichen Herzens, dann alle Schauer eines verzweiflungsvollen Todes in wenigen leicht faßlichen Zügen und lebendig vorüberfliehenden Bildern entfaltet, ist ohne erkünsteltes Beiwerk in die regste Handlung und fast ganz in wechselnde Reden gesetzt, während welcher man die Gestalten, ohne den Beistand störender Schilderungen, sich geberden und bewegen sieht."

Alsdann treten in den Poesien dieser Männer zwei ideale Motive sehr stark hervor: Enthusiasmus für männliche Freundschaft und ein Freiheitsgefühl, welches für das Vaterland neue Zeiten freier nationaler Entwicklung erhofft. Es ist Klopstock, welcher in beiden Beziehungen mit seiner eigenartigen Natur hinter diesen Dichtern steht. Doch erscheinen diese Gefühle in den Briefen nicht von derselben Stärke, welche die Dichtungen zeigen. Redliche treue Freundschaft ist in diesem Kreise in einem seltenen Grade sichtbar und ein Mann wie Bürger zeigt außerdem mitten im Elend einen heftigen Stolz, der auf dem Bewußtsein seiner redlichen Absichten und seiner persönlichen Tüchtigkeit beruht. Aber das Zarte, Idealistische, Schwärmerische, welches die Dichtungen zeigen, läßt sich in den Aeußerungen des Lebens nicht bemerken. Ein stärkeres Interesse an der politischen Lage der Nation ist so ganz und gar nicht zu bemerken, daß man sich zuweilen versucht fühlt, dieses Pathos nur bei Klopstock, den Stolbergs und Voß für echt zu halten, alle Anderen aber hierin eben als Nachahmer zu betrachten. Jedenfalls bilden diese Gefühle und Strebungen nicht einen Theil jenes Kernes von Antrieben, dessen Schicksal in der Welt über Glück oder Unglück dieser Menschen entscheidet. Und eben so wenig bilden die politischen Wünsche einen Gegenstand ernsten und soliden Nachdenkens für diese Dichter.

Diese allgemeinen Verhältnisse werden sehr deutlich, wenn man einige von den anschaulichen Bildern an sich vorübergehen läßt, welche die vorliegende Veröffentlichung zu den bisher bekannten Thatsachen aus Bürger's Leben liefert.

Da erscheint zunächst der von Lessing hinlänglich gezeichnete Professor Klotz in

Halle, der Archäolog. Bürger, 1748 geboren, hatte 1764 die Universität Halle bezogen, sechzehn Jahre also alt, um Philologie zu studiren. Hier fiel er in die Hände dieses ehrenwerthen Mentors. Ich kann leider die Ansicht des Herausgebers nicht theilen, daß Klotz sich Bürger „mit Rath und That als ein uneigennütziger, allzeit fertiger Freund erwies." Allzeit dienstfertig? sicher, das war Klotzens Weise. Aber uneigennützig? Er bedurfte solche junge Leute, welche seine Zeitschriften füllten, sein Lob sangen, und seine Freuden mit ihm theilten, und als ein guter Trinker bedurfte er auch der Cumpane und hatte an sie Anhänglichkeit. Einige Stellen! „Büttner war mein treuer Geselle im Trinken. Er ist also auch dahin, wohin sie Alle müssen. Darum müssen wir die gute Zeit mitnehmen, weil wir können." „Man kann in acht Tagen viel schreiben, sehr viel. Ich muß noch $2\frac{1}{2}$ Alphabet zwischen heut und der Zahlwoche liefern." „Da würde ich bekümmert sein! Warum nicht gar? Durch Kummer wird nichts ausgerichtet. — — Johann, gehe zu Kurländer, hole eine Bouteille Burgunder. Die getrunken und studirt!" Es ist wie Boje schreibt: „Herr Klotz nimmt sich seiner sehr an, und ich freue mich darüber, ob ich gleich um Bürger's selbst willen nicht wünsche, daß er durch ihn zuerst in die Welt eingeführt werde. Das würde ihm sicher in der Meinung derer schaden, deren Beifall ein Mann, der edel und treu denkt, nur sucht. Ich verkenne sein Genie nicht, aber ich bin zu sehr von dem großen Schaden überzeugt, den er in unserer Literatur angerichtet, als daß ich die Vereinigung eines guten Kopfes mit ihm ohne Schmerz sehen könnte. Sie ist seinen Sitten und seiner Größe gleich nachtheilig. Wie kann der groß werden, der frühzeitig lernt, daß es Nebenwege giebt, zum Tempel der Ehre zu kommen?" Es ist Bürger's Unglück von Anfang an: er bringt sich in Lagen, in welchen er weder in Bezug auf Menschen noch auf Mittel scrupulös sein darf, wenn er weiterleben will.

Nun also treten zwei neue Personen auf, ganz anderer Natur als Klotz, Boje und Gleim. Boje erscheint in dieser Correspondenz als ein braver, zuverlässiger, klarer, klug vermittelnder Mann. Aber ich möchte doch wissen, in welchem Punkte er sich von irgend einem anderen tüchtigen Redacteur, der in einer neuen Branche nach irgend einem Vorbilde — wie er nach französischem den Musenalmanach — ein Journal gründlich redigirt, auf eine geschichtlich denkwürdige Art unterscheidet? Es ist nur die dürftige Behandlung der Literaturgeschichte, als einer Geschichte von Dichtungen aller Art, die ihm in ihr seinen sonderbaren Winkel verschafft hat. Boje also und Gleim nehmen sich Bürger's gemeinsam an und derselbe erhält eine Stelle als Justizbeamter im Gerichte Alten-Gleichen, unweit Göttingen, 1772.

Ein weiterer Kreis von Personen gruppirt sich um Bürger und Boje. Der entschieden Unangenehmste unter ihnen ist Cramer, der eben in der Mauserung begriffen ist, um demnächst als ein gesalbter Prediger zu erscheinen. Ich erinnere mich kaum, seit langer Zeit so unangenehme Briefe gelesen zu haben. Interessant ist, wie in den Kreis der Götz von Berlichingen hereinfällt, einem Sturmwetter ähnlich. „Boje, Boje!" schreibt Bürger, „der Ritter mit der eisernen Hand, welch ein Stück! Ich weiß mich vor Enthusiasmus kaum zu fassen! Den kann man doch noch den deutschen Shakespeare nennen." Die Leonore wuchs wieder ein paar Strophen unter dem Einfluß des gewaltigen Schauspiels. Bogen auf Bogen gehen nun die Verhandlungen über die schließliche Form der Leonore. Goethe durchstreift dann einmal diesen Kreis, wie ein Adler auf seinem Fluge aufwärts. Um diese Zeit schließt Bürger auch seine Ehe, aber die Art, wie er davon zu Boje spricht, ist, das Schwächste zu sagen, unerfreulich.

Der große Plan, den Homer in Jamben zu übersetzen, tritt nun in den Vordergrund; und es gilt Bürger in seiner armseligen Lage ungestörte Arbeit an demselben möglich zu machen und auch hier wieder, wie überall, wo es um thätige Theilnahme sich handelt, geht von Goethe eine bedeutende Einwirkung aus. Zu gleicher Zeit entfernen ihn zuerst Friedrich Stolberg's Gegenankündigung eines Homer in Hexametern, dann die von Voß nunmehr dem Kreis, in welchem Klopstock angebetet wurde. Bürger nimmt in dieser Zeit eine merkwürdige Stelle in dem Kreise von

Klopstock, Stolberg, Voß ein, die er immer mehr satt wird; sie schließen sich im Grunde gegen ihn ab in ihren Ideen und ihrer Sympathie und sie brauchen ihn doch. Das nicht große Behagen, das man gegenüber dieser Gesellschaft schon nach anderen Quellen empfindet, wird durch diese Correspondenz kaum gesteigert. Diese Verhältnisse wirken schädlich auf Bürger's Lage. Hierzu kommt alsdann der Tod seines Schwiegervaters, der ihm die Sorge für dessen unmündige Kinder auflegt. Von damals ab häuften sich in Bürger's Leben die Verwirrungen. Ich bin wenig geneigt, das Unerfreuliche zu durchlaufen, wenn es nicht einmal belehrend ist. Ich wünschte, es wäre über Bürger's spätere Lebensverhältnisse nichts oder so gut als nichts gedruckt. Ich begreife weder, was für ein Interesse das Publicum an diesen Dingen hat, noch was für ein Recht es auf sie hat. Denn die üblichen Erklärungen über den Gewinn der Cultur- und Sittengeschichte aus solchen Mittheilungen lassen mich sehr kühl. Es sind und bleiben wenige Thatsachen, welche wir aus diesen Jahrzehnten wissen, und ich möchte den Menschen sehen, der sich getraute, aus ihnen einen allgemeinen Schluß zu ziehen. Schlüsse auf die heillosen Göttinger Zustände jener Jahre, mit ihren von Professoren gehaltenen Tischen für reiche Studenten; ja! zusammen mit dem, was die von Waitz veröffentlichte Correspondenz der Tochter des großen Orientalisten Michaelis ergeben, und dem, was wir von Heyne's Tochter wissen, ergeben diese Mittheilungen ein eben so anschauliches, als unerfreuliches Bild von dem Göttingen jener Jahre. Ob das nun der Mühe lohnt? Ich glaube, es ist nicht Sache der Wissenschaft, sondern Geschmackssache, dies zu bejahen oder zu verneinen.

Wie Bürger selber über seine Briefe dachte, steht in der Correspondenz. Er wünschte nicht, daß diese sprechenden Zeugen seiner Leiden und seiner Irrungen nach ihm und nach seinen Freunden zurückblieben, um von theilnahmlosen Augen durchmustert zu werden.

In denselben Tagen, in denen ich diese Correspondenz las, kamen mir die beiden Biographien des hervorragenden englischen Denkers John Stuart Mill und des hervorragenden Historikers des alten Griechenland Georg Grote's entgegen. Mir war, indem ich diese Biographien las, wie einem, der die schmutzigen und winkligen Gassen einer Vorstadt hinter sich läßt und mit einem Mal den reinen Athem von Berg und Fluß zu sich herüberwehen fühlt.

Literarisches.

Wir haben vor einiger Zeit eine kurze Besprechung des Romans „Schuldig oder nicht" von Franz Eugen gegeben und zeigen schon wieder die Erscheinung eines neuen Werkes der talentvollen Verfasserin (pseud. Franz Eugen) an. Es ist dieses eine interessante historische Erzählung in zwei Bänden: **„Der Held des Bauernkrieges"** (Leipzig, A. Dürr). Recht tüchtige und umfassende Studien über jenen merkwürdigen und folgenreichen Abschnitt unserer deutschen Geschichte und seinen Haupthelden, den edlen Florian Geyer, sichern auch diesem Werk die wohlverdiente Anerkennung.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 35 der dritten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 227.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

August 1875.



Ein stiller Musikant.

Von

Theodor Storm.

Ja, der alte Musikmeister! — Christian Valentin hieß er. — Zuweilen in der Dämmerstunde, wenn ich vor meinem Ofenfeuer träume, wandelt auch seine hagere Gestalt in dem abgetragenen schwarzen Tuchröckchen an mir vorüber; und wenn er dann gleich all dem anderen Besuch, den ich schweigend und ungesehen hier empfange, allmälig wieder meinem Blick entschwindet, zurückwandelnd in den dichten Nebel, aus dem er kurz zuvor emporgetaucht ist, so zittert oft etwas in meinem Herzen, als müßte ich die Arme nach ihm ausstrecken, um ihn zu halten und ihm ein Wort der Liebe auf seinem einsamen Wege mitzugeben. — —

In einer norddeutschen Stadt hatten wir Beide mehrere Jahre neben einander gelebt, und der kleine Mann mit dem dürftigen blonden Haar und den blaßblauen Augen war eben so oft gesehen als unbeachtet an mir vorübergegangen, bis ich eines Tages in dem Laden eines Antiquars mit ihm zusammentraf. Von diesem Augenblick an begann unsere Bekanntschaft; wir waren Beide Büchersammler, wenn auch Jeder in seiner eigenen Art. Bei meinem Eintritt hatte ich eine illustrirte Ausgabe von Hauff's „Lichtenstein" in seiner Hand bemerkt, worin er, am Ladentische lehnend, sich mit Behagen zu vertiefen schien.

„Das ist ein liebes Buch, das Sie da haben," sagte ich gleichsam als Erwiederung seines Grußes, mit dem er trotz seines eifrigen Blätterns mich empfangen hatte.

Er blickte mich an. „Wirklich!“ sagte er mit einem Aufleuchten seiner blassen Augen, und ein wahres Kinderlächeln verklärte sein sonst wenig schönes Antlitz; „lieben Sie es auch? Das freut mich; ich kann es immer wieder lesen!“

Wir kamen nun ins Gespräch, und ich erzählte ihm, daß ich im vorigen Jahre den Ort der Dichtung besucht und zu meiner Freude die Büste des Dichters auf einem Felsenvorsprunge neben der von ihm verherrlichten Burg gesehen hätte. Aber er war keineswegs damit zufrieden. „Eine Büste nur?“ sagte er. „Dem Mann hätten sie doch wohl ein ganzes Standbild setzen können!“

„Sie lachen über mich!“ setzte er gleich darauf mit derselben bescheidenen Freundlichkeit hinzu. „Nun freilich, mein Geschmack mag wohl eben nicht der höchste sein.“

— — Ich lernte ihn später näher kennen. Sein Geschmack war keineswegs ein niedriger; aber wie er in der Musik bei seinem Haydn und seinem Mozart blieb, so waren es in der Poesie die klaren Frühlingslieder Uhland's oder auch wohl die friedhofstillen Dichtungen Hölty's, die ich aufgeschlagen auf seinem Tische zu finden pflegte.

Wenn wir nach dieser Zeit uns wieder bei dem Antiquar oder auch nur auf der Straße trafen, so pflegten wir wohl noch ein Stückchen Weges mit einander zu verplaudern, und ich erfuhr nun, daß er hier in seiner Vaterstadt als Clavierlehrer lebe, aber nur in den Häusern des mittleren Bürgerstandes oder in mittellosen Beamtenfamilien seine Stunden gebe; auch verhehlte er mir nicht, daß sein Erwerb nur zu einer bescheidenen Wohnung ausreiche, welche er dicht vor der Stadt in dem Hause eines Bleichers schon seit Jahren inne habe. „Ei was!“ sagte er, „es ist schon recht für einen alten Junggesellen; man soll sich nur keine dummen Gedanken machen! Wenn sie nicht mit Wäsche zugedeckt ist, sehe ich aus meinen Fenstern auf die schöne grüne Bleichwiese; ich hab' als Knabe schon darauf gespielt, wenn ich unseren Mägden die schweren Zeugkörbe dort hinaustragen half; und auch der Apfelbaum, der damals so oft für mich geschüttelt wurde, steht noch ganz auf seiner alten Stelle.“

Und in der That ich fand das Stübchen so übel nicht, als ich eines Nachmittags nach einem gemeinsamen Spaziergange mit ihm dort eintrat; die Wiese war auch eben wäschefrei und sandte ihren grünen Schein ins Fenster. An der Wand über dem Sopha hingen zwei der bekannten Lessing'schen Waldlandschaften aus dem Nachlasse seines Vaters, wie er mir erzählte; über dem offen stehenden, wohl erhaltenen Clavier hing, umgeben von einem dichten Immortellenkranz, ein weiblicher Profilkopf in trefflicher Kreidezeichnung. Als ich betrachtend davor stehen blieb, trat er zu mir und begann fast schüchtern: „Ich muß es Ihnen wohl sagen; denn Sie würden es sonst kaum glauben, daß dieses edle Antlitz meiner lieben Mutter einst gehörte; aber es ist wirklich so.“

„Ich glaube es gern!“ erwiederte ich; denn sein Antlitz stand vor mir, wie ich es nun schon oft von Freundlichkeit verklärt gesehen hatte.

Und als habe er meine Gedanken errathen, setzte er hinzu: „Lächeln hätten Sie sie sehen sollen; das Bild ist doch nur todt.“

Als wir später auf seine Lieblingscomponisten zu sprechen kamen, griff er gleichsam zur Erläuterung dann und wann ein paar Tacte aus diesem oder jenem Satz auf den Tasten; da ich ihn dann aber ersuchte, nun doch weiter zu spielen, wurde er fast verlegen und suchte mir auszuweichen; endlich, als ich dringender wurde, sagte er ängstlich: „O, bitten Sie mich nicht darum, ich spiele seit vielen Jahren schon nicht mehr.“

„Aber hier!“ erwiederte ich und wies auf eine Partitur der Jahreszeiten, die aufgeschlagen auf dem Pulpete lag, „das können Ihre Schüler doch nicht spielen.“

Er nickte eifrig. „Ja, ja; aber das lese ich nur; man muß so etwas haben bei dem steten Elementarunterricht; — es ist riesig, wie ein Mensch das Alles so hat schreiben können!“ Und er schlug begeistert die Blätter in dem großen Notenbuche hin und her.

Als ich nach einiger Zeit fortging, sah ich draußen an seiner Zimmerthür einen Zettel mit Oblaten angeklebt, worauf einige Tacte aus einem Mozart'schen Ave verum in etwas stakigen Noten hinge-

schrieben waren; bei späterer Wiederholung meines Besuches bemerkte ich, daß dieser Zettel von Zeit zu Zeit erneuert wurde und entweder mit dem Spruch eines Schriftstellers oder, was meistens der Fall war, mit ein paar Tacten aus irgend einem älteren Tonwerke beschrieben war. Als ich ihn dann einmal wegen dieser Seltsamkeit befragte, sah ich wieder jenes Kinderlächeln in seinem Antlitz aufleuchten. „Ist das nicht ein guter Gruß," sagte er herzlich, „wenn man müde in sein kleines Heim zurückkehrt!"

* * *

Wir hatten solcherweise schon längere Zeit in einem gewissen Verkehr gestanden, ohne daß ich Näheres von ihm erfahren hätte; da war es eines Herbstabends, als ich ihn beim Schein einer Straßenlaterne, die eben angezündet wurde, aus dem Thorweg eines großen Hauses kommen sah. Da ich nichts vorhatte, als nach angestrengter Arbeit mich durch ein weniges Straß' Auf- und Abgehen zu erfrischen, so rief ich ihn an, und er nickte freundlich, da er mich erkannte.

„Seit wann, lieber Freund," fragte ich, „geben Sie denn bei Präsidentens Stunde?"

Er lachte. „Ich? Sie scherzen wohl! Nein, die Stunden hat der junge Leipziger Doctor. Sie kennen ihn doch! Ein excellenter Musiker; er hat mir neulich wohl über eine Stunde vorgespielt; ich versichere Sie, ein herrlicher junger Mann!"

„Kennen Sie ihn schon so genau?" fragte ich lächelnd.

„O nein, nicht weiter; aber ein solcher Musiker muß auch ein guter Mensch sein!"

Dagegen war nichts einzuwenden.

„Können Sie ein wenig mit mir schlendern?" fragte ich.

Er nickte und ging schon die Straße mit mir hinab. „Ich gab soeben meine letzte Stunde," sagte er; „der Tochter eines Schullehrers, der dort hinten auf dem Hofe wohnt. Das ist auch so ein goldenes Herz und ein Musikgenie dazu."

„Aber lassen Sie die Kinder nicht in Ihre Wohnung kommen? Es ist ja nicht so weit dahin."

Er schüttelte lachend den Kopf. „Nein, nein, das dürfte ich wohl nicht verlangen! Aber sie freilich, sie kommt auch zu mir hinaus; nur ist sie eben jetzt aus einer schweren Krankheit aufgestanden. Sie fängt schon an, den Mozart zu tractiren; und eine Stimme hat sie! — Aber das ist fürs Erste noch früh; denn sie zählt erst dreizehn Jahre."

„Sie geben also auch Gesangunterricht?" fragte ich. „Da werden Sie der Einzige hier sein, der das versteht!"

„Ei, Gott bewahre!" erwiederte er; „aber bei ihr, da der Schulmeisterstochter die großen Meister unerschwinglich sind, möchte ich es gleichwohl doch versuchen, wenn Gott uns Leben schenkt. — Ich habe früher einmal mit einer alten ausgebrauchten Sängerin unter einem Dache gewohnt, die einst zu Mozart's Zeiten eine Rolle gespielt und auch ihm selber wohl zu Dank gesungen hatte. Ihre arme alte Kehle war freilich jetzt nicht viel besser als eine Thürangel; ja, ein muthwilliges Mädchen — es war die Tochter meines damaligen Wirthes," setzte er leise hinzu — „meinte sogar, sie gleiche der unseres gesangliebenden Hausthieres, und nannte die gute Alte stets ‚Signora Katerina'; aber Signora Katerina wußte gleichwohl, was Gesang war, und wir Beide haben manches fürchterliche Duo mit einander ausgeführt. Sie konnte nie genug davon bekommen; ich aber lernte dabei nach und nach ihre ganze Gesangsmethode kennen. ‚Merken Sie wohl auf, Monsieur Valentin!' pflegte sie zu sagen, hob sich dabei auf den Zehen und faßte mit den Fingerspitzen der einen Hand in ihre stets nicht eben saubere Tüllhaube: ‚So wollte es der große Maëstro!' Und dann schoß mit ungemeiner Sicherheit und oft überraschenden Accenten eine Coloratur zu irgend einer Mozart'schen Arie aus dem alten dürren Halse. — Hatte ich nach ihrer Meinung meine Sachen gut gemacht, dann zog sie wohl ihr stets gefülltes krystallenes Naschdöschen aus der Tasche und steckte mir mit eigenen dürren Fingern eine Pfeffermünzpastille in den Mund. — Gott hab' sie selig, meine alte Freundin!" setzte er mit plötzlich weicher Stimme hinzu. „Wer weiß! Vielleicht kann noch ein junges Leben von diesen letzten Anstrengungen einer Greisin profitiren; denn — und er klopfte mit dem Finger gegen

seine Stirn — hier hab' ich Alles wohl verwahrt, wie es einst der unsterbliche Meister von der jungen Primadonna gesungen haben wollte."

— — „Sie haben mir," begann ich, da mein Freund jetzt schwieg, „noch nie von Ihrer Jugendzeit gesprochen. Wurde in Ihrem Elternhause auch Musik getrieben?"

„Freilich," erwiederte er; „weshalb wäre ich denn sonst ein Musiker geworden!"

„Nur deshalb, lieber Freund? Das glaube ich Ihnen nicht."

„Nun, nun; es mag auch wohl mein wirklicher Beruf gewesen sein; aber eine Kopfschwäche hat mich immer sehr behindert; o, Sie denken nicht, wie sehr! — Als ich in einer Dorfkirche zum ersten Male die Orgel hörte, brach ich in Schluchzen aus, daß man es gar nicht stillen konnte. Das war nicht die Gewalt der Musik; denn eine Thürschelle, die unversehens über mir läutete, hatte ganz dieselbe Wirkung; — es war mein armer schwacher Kopf, den ich schon als Knabe zwischen meinen Schultern trug." — Er blieb einen Augenblick stehen, und ich hörte ihn seufzen, als wenn er eine Trauer niederkämpfe.

„Mein Vater," fuhr er nach einer Weile fort, „wußte von solchen Dingen nichts; er war ein Mann auf den Punkt, ein angesehener, vielbeschäftigter Advocat in dieser Stadt. Meine liebe Mutter verlor ich schon in meinem zwölften Jahre; seitdem lebte ich mit ihm allein; denn meine Geschwister waren älter als ich und alle schon von Hause fort. Außer seinen Acten und einer ausgewählten geschichtlichen Büchersammlung, die ich trotz aller Ermahnung nicht zu benutzen verstand, hatte er nur eine Liebhaberei, und das war die Musik; ja, ich kann wohl sagen, daß ich meinen hauptsächlichsten Unterricht von ihm erhalten habe. — Es wäre vielleicht besser von einem Anderen geschehen. — — Sie werden mich nicht mißverstehen! Mir fehlt nicht das dankbare Gedächtniß für seine liebevollen Mühen; aber er wurde, wenn meine Kopfschwäche mich befiel, leicht ungeduldig, heftig, was mich doch nur ganz verwirrte. Ich habe derzeit viel dadurch gelitten; jetzt weiß ich's wohl, er konnte nicht dafür; bei seinem raschen Sinn konnte er nicht verstehen, was in mir vorging; er sah darin nichts als eine angeborene Trägheit, die nur aufgerüttelt werden müsse. Aber an einem Tage — ich stand schon vor der Confirmation — da kam ihm dennoch das Verständniß. O mein guter Vater, ich werde das nie vergessen!" Er streckte die Arme aus und ließ sie wieder sinken; dann fuhr er fort: „Wir saßen im Wohnzimmer am Clavier und spielten eine vierhändige Sonate von Clementi. Ich hatte am vorhergehenden Abend noch spät an einem schwierigen Capitel der Harmonielehre gesessen und hatte davon, wie meine selige Mutter zu sagen pflegte, einen ‚dünnen' Kopf in den anderen Tag hinübergenommen. Mitten im Rondo der Sonate verwirrten sich meine Gedanken, ich griff wiederholt falsch, und mein Vater rief heftig: ‚Wie ist das möglich! Du hast das ja schon zwanzigmal gespielt!' — Er schlug die Blätter zurück, und wir begannen den Satz von Neuem; aber es half nicht, ich kam über die verhängnißvolle Stelle nicht hinüber. Da sprang er auf und warf seinen Stuhl zurück. — — Ich weiß nicht, wie es in anderen Familien zugeht — bei all seiner Heftigkeit, ich hatte nie von meinem Vater einen Schlag erhalten. Es mag ihm wohl sonst noch etwas im Gemüth gelegen haben; denn jetzt, da ich schon fast kein Knabe mehr war, wurde er so von seinem Zorne hingerissen.

„Die Noten waren vom Pulpet herab auf den Fußboden gefallen; ich hob sie schweigend auf; meine Wange brannte und in der Brust quoll es mir auf, als solle das Blut über meine Lippen stürzen; aber ich setzte mich wieder zurecht und legte meine zitternden Hände auf die Tasten. Auch mein Vater saß wieder neben mir, und ohne daß ein Wort oder auch nur ein Blick zwischen uns gewechselt wäre, spielten wir die Sonate weiter. Ich weiß auch noch sehr wohl — und ich habe mich später oft selbst gefragt, ob wohl der große Schmerz für Augenblicke meine Kraft so wunderbar belebt habe — aber es wurde mir plötzlich leicht, die Noten wurden wie von selbst zu Tönen, als wären gar keine weißen und schwarzen Tasten mehr dazwischen, die meine unbeholfene Hand zu treffen hatte.

„,Siehst du,' sagte mein Vater; ,wenn du nur willst!'

„Die Sonate war zu Ende; er legte, da es jetzt so ungewöhnlich glückte, gleich noch ein anderes Musikstück aufs Pulpet, das ich allein zu spielen hatte. — Ich fing auch tapfer an; aber da mein Vater nicht selbst mitspielte, sondern, mich scharf beobachtend, neben mir stand, so wurde ich verwirrt und mühte mich vergebens, die mich so plötzlich überkommene Sicherheit festzuhalten. Vielleicht auch, daß jener herbe Zauber überhaupt nicht weiter reichte! Es schwamm schon wieder wie Nebel um mich her, meine alte Angst befiel mich und — da gingen die Gedanken hin; wie fliegende Vögel, die schon weit von mir in der grauen Luft verschwanden.

„Ich spielte nicht mehr. ,Schlage mich nicht, Vater!' rief ich und stieß mit beiden Händen gegen seine Brust; ,es fehlt mir etwas; es ist in meinem Kopf; ich kann ja nicht dafür!'

„Mein Vater, da ich so zu ihm aufblickte, sah mich heftig an; aber ich mag wohl todtenblaß gewesen sein; ich hatte ohnedies nur wenig Farbe.

„,Spiele es noch einmal für dich!' sagte er ruhig. Dann verließ er mich, und ich hörte, wie er den Gang hinauf nach seinem Zimmer ging.

„Aber ich konnte nicht spielen. Eine Trostlosigkeit überfiel mich, wie ich sie nie empfunden hatte; ein Mitleid mit mir selber, als müsse es mir die Seele fortschwemmen. Ueber dem Clavier hing das Bildniß meiner Mutter, welches Sie neulich bei mir gesehen haben. Ich weiß noch, wie ich meine Hände dahin ausstreckte und in kindischem Unverstand ein Mal über das andere wiederholte: ,Ach, hilf mir, Mutter! O meine liebe Mutter, hilf mir!' Dann legte ich den Kopf in meine Hände und weinte bitterlich.

„Wie lange ich so gesessen habe, weiß ich nicht. Schon länger hatte ich es draußen auf der Hausflur gehen hören, aber ich hatte mich nicht gerührt, obgleich ich wußte, daß hier vorn Niemand außer mir im Hause war; endlich, da von draußen an die Thür gepocht wurde, stand ich auf und öffnete. Es war ein mir bekannter Handwerker, der meinen Vater in einer Geschäftssache zu sprechen wünschte. — ,Sind Sie krank, junger Herr?' fragte der Mann. Ich schüttelte den Kopf und sagte: ,Ich werde fragen, ob es paßt.'

„Als ich in meines Vaters Zimmer trat, stand er an einem seiner großen Bücherregale; ich hatte ihn oft so gesehen, das eine oder andere Buch hervorziehend, darin blätternd und es dann wieder an seinen Platz stellend; aber heute war es anders, er hatte den Arm auf eines der Borte gestützt und seine Augen mit der Hand bedeckt.

„,Vater!' sagte ich leise.

— „,Was willst du, Kind?'

„,Es ist Jemand da, der dich zu sprechen wünscht.'

„Er antwortete nicht darauf; er nahm die Hand von den Augen und rief leise meinen Namen.

„Dann lag ich an meines Vaters Brust; zum ersten Mal in meinem Leben. Ich fühlte, daß er zu mir sprechen wollte; aber er streichelte nur mein Haar und sah mich bittend an. ,Mein armer, lieber Junge!' war Alles, was er über seine Lippen brachte. Ich schloß die Augen; mir war, als sei ich nun auf immer vor aller Lebensnoth geborgen. — Trotz meiner Mutter Tod vergaß ich immer wieder, daß Alles stirbt und wechselt.

„Aber es war eine glückliche Zeit, die ich von nun an noch zu Hause verlebte; mein Vater war nie wieder heftig gegen mich, eine Mutter hätte nicht zarter mit mir umgehen können; auch der Frühling brach damals in einer Schönheit an, wie ich mich dessen nicht wieder zu erinnern meine. — Hinter der Stadt zwischen Hecken und Wällen war ein wüster Platz, wo einst ein Gartenhaus gestanden hatte, um den sich aber Niemand mehr zu kümmern schien. Von den Blumen, die dort einst gepflegt sein mochten, sah man nur noch die Veilchen, die hier schon in den ersten Frühlingstagen blühten. Ich ging oft dahin; auch später, wenn in der Hecke sich der Hagedorn mit seinem Blumenschnee bedeckte, oder wenn Alles ausgeblüht hatte, und nur noch die Hänflinge und der Emmerling durch die Büsche schlüpften. Manche Stunde habe ich hier im Grase gelegen; es war so still und feierlich; nur die Blätter und die Vögel sprachen. — Aber niemals sah ich diesen Ort in solcher Schönheit wie in jenem Frühling. Gleich mir waren auch die

Bienen schon ins Feld hinausgezogen; wie Musik wob und summte es über tausend Veilchenkelchen, die wie ein blauer Schein aus Gras und Moos hervorbrachen. Mein ganzes Schnupftuch pflückte ich voll; mir war wie ein Seliger in diesem Duft und Sonnenschein. Dann setzte ich mich ins Gras, nahm etwas Bindfaden, den ich immer bei mir führte, und begann gleich einem Mädchen einen Kranz zu binden. Ueber mir im Blauen sang so herzkräftig eine Lerche; ‚Du liebe, schöne Gotteswelt!‘ dachte ich; und dann gerieth ich sogar ins Versemachen. Freilich, es waren nur kindische Gedanken in den hergebrachten Reimen; aber mir war sehr froh dabei zu Sinne.

— — „Als ich nach Hause kam, hing ich den Kranz in meines Vaters Stube; ich weiß noch wohl, wie glücklich ich mich fühlte, daß ich mir jetzt solche Allotria bei ihm erlauben durfte.

— „Noch Eines muß ich sagen! Später in seinem Nachlaß fand sich ein Sparkassenbuch auf meinen Namen und über eine große Summe; die erste Post derselben war, wie das Datum auswies, an jenem unglücklich-glücklichen Tage von ihm belegt worden. Es hat mich sehr erschüttert, als ich das Buch bei seinem Testamente fand; zum Glück bedurfte ich der Unterstützung nicht.“

— — Wir waren eben aus entlegeneren Gassen, die wir bei unserem Gespräche unwillkürlich aufgesucht hatten, wieder in eine der Hauptstraßen eingebogen. Während ich fast verstohlen den schon alternden Mann an meiner Seite betrachtete, legte er plötzlich die Hand auf meinen Arm. „Wollen Sie es einmal ansehen!“ sagte er. „Hier wohnten wir, als meine Eltern lebten; es war unser eigenes Haus; aber nach unseres Vaters Tode mußte es verkauft werden.“

Als ich aufblickte, sah ich, daß die stattliche Fensterreihe des oberen Stockwerks hell erleuchtet war.

„Ich hätte einmal ein paar schöne Unterrichtsstunden dort bekommen können,“ begann er wieder; „aber ich mochte es mir nicht zu Leide thun; ich fürchtete, ich könne einmal auf der Treppe drinnen einem armen blassen Jungen begegnen, einem Menschen, aus dem nicht viel geworden ist.“ — —

Er schwieg.

„Sprechen Sie nicht so!“ sagte ich. „Ich habe bisher geglaubt, Sie seien nicht weniger glücklich als wir anderen Menschen.“

„Nun ja!“ versetzte er fast verlegen und lüftete ein paar Mal seinen grauen Filzhut; „ich bin's ja auch, ich bin's ja auch! Es war nur so ein Einfall; ich weiß sonst wohl, daß man sich keine dummen Gedanken machen soll!“

Schon längst hatte ich bemerkt, daß diese letzte Phrase ihm gleichsam als Riegel diente, um alle vergeblichen Hoffnungen und Wünsche von sich abzusperren.

— — Eine Viertelstunde später befanden wir uns auf meinem Zimmer, wohin ich ihn, mein Abendbrot zu theilen, eingeladen hatte. Während ich mich bemühte, über meiner Spiritusmaschine ein Kännchen nordischen Punsches zu brauen, stand er an meinem Bücherbrett und besichtigte mit offenbarem Vergnügen die hübsche Reihe meiner Chodowiecki-Ausgaben. „Aber eine fehlt Ihnen doch!“ sagte er. „Die Bürger'schen Gedichte mit dem langen Subscribentenverzeichniß! Es ist schon ein Spaß, unter all den alten Herrschaften die eigenen Urgroßväter aufzusuchen; von den Ihrigen würden Sie gewiß auch darunter finden.“ Er sah mich mit seinem herzlichen Lächeln an. „Ich habe das Buch zufällig doppelt; wollen Sie sich das eine Exemplar gelegentlich bei mir abholen?“

Ich nahm das dankend an. Und bald saßen wir neben einander im Sopha, die dampfenden Gläser vor uns, er aus meiner längsten Pfeife rauchend, die er statt der vor ihm liegenden Cigarren sich erbeten hatte. — Als er den Probeschluck gethan, hielt er das Glas noch in der Hand und sagte darauf hinnickend: „Das tranken wir zu Hause immer am Neujahrsabend; einmal als Knabe trank ich mir sogar einen argen Rausch darin, so daß mir viele Jahre ein Widerwille gegen die edle Gottesgabe blieb. Aber jetzt — jetzt schmeckt es wieder!“ Er that einen behaglichen Zug und setzte sein Glas dann auf den Tisch.

Wir rauchten, wir plauderten, und das Gespräch ging hin und her. — „Nein,“ sagte er, „die Dinger, die man Conservatorien nennt, gab es derzeit wohl noch

nicht in unserem Deutschland; ich ward zu einem tüchtigen Claviermeister in die Lehre gethan und habe mich dort ein paar Jahre lang mit Theorie und Technik redlich abgearbeitet. Außer mir war noch Einer da, der schon nach kurzer Zeit den Hofpianistentitel in der Tasche hatte; und doch, wenn ich bisweilen so saß und seinem Spiele zuhörte, hab' ich mir's nicht ausreden können, daß ich, Christian Valentin, das Alles noch viel besser machen würde, wenn — ja, wenn nur die Finger und die Gedanken bei mir so fix zusammen gegangen wären. Sie sehen," setzte er hinzu, indem er mit dem Daumen und kleinen Finger ein paar weite Spannungen auf der Tischdecke machte; „daran liegt es nicht; das sind die schulgerechten Clavicymbelschläger."

„Vielleicht," warf ich ein, „sind Sie gegen sich selber zu gewissenhaft gewesen; den gröberen Naturen kommt niemals etwas zwischen Finger und Gedanken."

Er schüttelte den Kopf. „Es ist doch anders; und wenn auch — ich kann das nicht regieren. — — Bevor ich mich hier dauernd niederließ, habe ich längere Zeit in einer anderen Stadt als Musiklehrer gelebt; und da man keine Concertvorträge von mir verlangte, so habe ich dort vielleicht das Meinige geleistet. Auch war es mir trotz des damals überall nur mäßigen Honorars schon in den ersten Jahren gelungen, ein Sümmchen für die Zukunft hinzulegen; ob für ein einsames Junggesellenalter, oder ob — —"

Er nahm sein Glas und leerte es auf einen Zug. „So," sagte er, „nun habe ich mir Muth getrunken! Ihnen erzähl' ich's gern; ja, mir ist, als könnt' ich Ihnen noch einmal meinen Mozart spielen!"

Er hatte meine beiden Hände ergriffen; seine blassen Wangen waren leicht geröthet. — „Ich wohnte damals bei einem Buchbindermeister," begann er wieder, „der nebenbei ein kleines Antiquariat betrieb; o manches liebe Büchlein ist damals in meine Bibliothek gewandert! Wer mich aber auslachte, wenn ich mit solch' einem Scharteklein wie mit einem kostbaren Raube nach meinem Zimmer hinaufstolperte, das war die eigene Tochter meines Antiquars; sie trug den schönen Namen ‚Anna'; aber sie hielt nicht viel von Büchern. Desto lieber sang sie; Volkslieder und Opernarien — Gott weiß, woher ihre jungen Ohren das Alles aufgefangen hatten! Und eine Stimme war das! Signora ‚Katerina', die im selben Hause ein Mansardenstübchen inne hatte, war in stetiger Entrüstung, daß dieser ‚Kindskopf' sich nicht von ihr wollte in die Schule nehmen lassen. ‚Monsieur Valentin!' rief sie einmal, als die Anna nach einer langen Ermahnung lachend vor ihr stand; ‚sehen Sie dieses Mädchen! Sie hat das Glück im Hause, aber sie stößt es mit ihren kleinen Füßen von sich, und dann — ja, ja, Kindchen; unversehens kommt das Alter! Wie ich hier vor Ihnen stehe, ich hätte Fürsten und Excellenzen heirathen können!'

„‚Und ich,' sagte der Kindskopf, ‚kann noch einen Prinzen heirathen; und ich thu's gewiß, wenn er erst in seiner goldenen Kutsche vorgefahren kommt! Aber, Signora, können Sie mir das nachmachen?' — Und nun sang sie mit der unglaublichsten Zungenfertigkeit eines jener aus sinnlosen Silben zusammengefügten Reimgesätze; vor und rückwärts, hinauf und hinunter. ‚Sehen Sie, Signora, das sind Naturgaben!'

„Die alte Kunstsängerin würdigte sie auf solchen Uebermuth meist keiner Antwort; auch jetzt wickelte sie sich schweigend in ihren rothen Shawl, den sie selbst im Hause nie von ihren Schultern ließ, und stieg mit würdevoll erhobener Nase nach ihrem Mansardenstübchen hinauf.

„Als sie fort war, legte Aennchen die Hände auf den Rücken und, so vor mir stehend wie ein Vogel auf dem Zweige, hub sie aufs Neue an zu singen. ‚Schwäbische, bairische Dirndel, juchhe!' Gleich einer Leuchtkugel stieg das Juchhe in die Luft! — Dann sah sie mich mit ihren braunen Augen an und fragte treuherzig: ‚Des ist aber doch schön? Nicht wahr, Herr Valentin?'

„Wir befanden uns auf meiner Stube, wohin Aennchen mir immer mein Abendbrot heraufbrachte. Ich hatte mich ans Clavier gesetzt. ‚Singen Sie weiter, Aennchen!' sagte ich; und so, während ich eine einfache Begleitung spielte, sang sie das Lied zu Ende, und dann ein zweites, ein drittes, und ich weiß nicht, wie viele ihrer hübschen und thörichten Lieder noch.

Ich weiß nur, mir war unsäglich wohl dabei. — ‚Nein, wie ist's nur menschenmöglich,‘ rief das liebe Kind; ‚kennen Sie denn alle meine Lieder? Aber, wissen Sie was, Herr Valentin? Das hat durchs ganze Haus geschallt! Die Signora Caterina sitzt gewiß droben ganz in ihren Shawl verwickelt!‘

— — „Seit jenem Tage gab es in Aennchens Kopfe keine musikalische Unmöglichkeit mehr für mich; ja, allmälig bestrickte auch mich selbst diese einfältige Bewunderung und machte mich ganz zuversichtlich; einmal, da sie eben von mir gegangen war, setzte ich mich sogar hin und berechnete eifrig meine Vermögensumstände. Was soll ich's Ihnen lang erzählen! Das Mädchen, der Kindskopf, spukte mir plötzlich durch alle meine Gedanken. Aber da kamen die Liedertafeln in die Mode!“

„Die Liedertafeln?“ fragte ich verwundert; benutzte aber zugleich die Pause, um das Glas meines Freundes wiederum aus dem belebenden Quell zu füllen, den ich vor uns über dem blauen Flämmchen glühend erhielt.

„Leider, die Liedertafeln!“ wiederholte er, indem er heftig an seiner Pfeife sog und große Dampfringe vor sich hinstieß. „Sie sind mir niemals recht gewesen; der ewige Männergesang! Es ist, als ob ich Jahr aus, Jahr ein nur immer in den unteren Octaven spielen wollte! Auch war gar bald der Geruch der Bierbank von ihnen unzertrennlich. — Gleichwohl konnte ich nicht umhin, die mir angetragene Direction der neuen Liedertafel zu übernehmen. Es war eine bunte Gesellschaft: Handwerker, Kaufleute, Beamte; sogar ein Nachtwächter, der ein ordentlicher Mann und ein außerordentlicher Bassist war, wurde aufgenommen. Und das mit Recht; denn die Kunst scheint mir so heilig, daß die Erdenunterschiede in ihr keine Geltung haben können. — —

— „Ich muß sagen, daß die Uebungen derzeit mit Ernst und Eifer vor sich gingen; während die eine Stimme geübt wurde, standen die Anderen nicht zu schwatzen, sondern hatten hübsch das Buch vor der Nase und buchstabirten in Gedanken ihre Stimme mit. Solcherweise hatten wir denn auch schon zwei unserer Winterconcerte glücklich hinter uns; da, einige Tage vor dem dritten, erkrankte der Haupt-Tenorsänger — ein weißer Rabe mit dem hohen b — ohne den mehrere mühsam eingeübte Nummern ganz unmöglich wurden.

„Ich ging umher und sann, wie die Lücken auszufüllen seien; aber Aennchen hatte längst für mich beschlossen: ‚Lassen Sie Ihr Clavier in den Saal tragen und spielen Sie selber etwas! Was wollen Sie Ihre schöne Musik immer nur an mich dummes Ding und da droben an unsere alte Kunstfigur verschwenden!‘

„Ich drohte ihr zwar mit dem Finger; aber es wurde dennoch so, wie sie es wollte.

„Zu meinem Vortrage hatte ich mir die Mozart'sche Phantasie-Sonate gewählt, die damals noch nicht so von allen Musikschülern abgeleiert war. Morgens vor und Abends nach meinen Unterrichtsstunden saß ich eifrig übend am Clavier; und wenn ich so allein mich in das Werk vertiefte, war mir mitunter, als nicke mir der große Meister zu, und ich hörte ordentlich seine Stimme: ‚Schon recht, schon recht, lieber Valentin! So hab' ich mir's gedacht, ganz gerade so!‘ — Einmal, da ich eben das Adagio geschlossen hatte, stand plötzlich die Signora Katerina in der offenen Stubenthür und lachte ganz gläsern mit ihrer zerbrochenen Sopranstimme, was mir damals höchst abscheulich klang; aber sie behauptete, noch immer lachend, ich habe selber und gar laut und andachtsvoll jene ermuthigenden Worte ausgerufen. Dann wieder klopfte sie mir die Wangen mit ihrer vollberingten mageren Hand. ‚Nun, nun, caro amico,‘ sagte sie, ‚der große Meister selbst ist nicht mehr da; aber seine Schülerin ist zugegen gewesen, und die ruft: bravo, bravissimo! Aber jetzt auch da capo! Wir werden Einiges zu bemerken haben!‘

„Und jetzt, während ich das Adagio wiederholte, stand sie, leise Winke und Worte gebend, hinter meinem Stuhl; Sie glauben nicht, was für Musik in dieser alten Seele steckte! — — Und dennoch hatten fast Alle Mühe, das Lachen zu verbeißen, wenn einmal in Anderer Gegenwart die Wuth des Gesanges sie befiel. Nur mich wandelte nie dergleichen an; mich erfüllte diese Wirkung, die sie mit all ihrer Kunst nur noch allein hervorzubrin-

gen vermochte — ich kann nicht sagen, mit Erbarmen — denn dessen bedurfte sie nicht — als vielmehr mit einem unerklärlichen Gefühl des Schreckens; fast als sei ich es selber, der dadurch preisgegeben wurde. — Sie freilich ahnte nichts von alle dem; stolz wie eine Königin, mit ihrem rothen Kaschmirshawle sich drapirend, stellte sie sich in die Mitte des Zimmers und schmetterte ihre großen Arien herunter. Ja, ich muß es gestehen, wenn wir Beide allein waren, so hörte auch ich, in meinem Trieb zu lernen, mehr ihre Seele als ihre Kehle singen; denn was sie ausdrücken wollte, und was ich bald genug herauszuhören verstand, schien mir fast immer das Rechte.

„Und so saß ich auch jetzt am Vorabend des Concertes als ihr gehorsamer und aufmerkender Schüler am Clavier; es störte mich selbst nicht, als ich draußen kleine bekannte Tritte die Treppe heraufkommen hörte; ja, ich sah nur kaum die strenge Handbewegung der Signora, mit der das leise eintretende Aennchen an die Thür verwiesen wurde. — Aber, wie hergezogen, war sie allmälig näher gekommen, und bald, beide Arme in ihr Schürzchen gewickelt, lehnte sie neben mir auf dem Clavier, und ich fühlte, wie sie mich mit ihren großen braunen Augen unverwandt betrachtete. Ich spielte voll Begeisterung weiter. Als ich zu Ende war, stieß Aennchen einen tiefen Seufzer aus. ‚Das war schön!' sagte sie. ‚Mein Gott, Herr Valentin, was können Sie doch spielen!' — Die Signora legte wie segnend die beringte Hand auf meinen Kopf. ‚Mein Lieber, Sie werden einen schönen Succeß erringen!' Und im selben Augenblicke fühlte ich auch eine Pfeffermünz-Pastille zwischen meinen Zähnen.

„Sie hatten gut reden: ein harmloses Kind, das im Bewundern seine Freude fand, die alte musikalische Seele, die mir studiren half, dann noch Aennchens Wachtelhund, der kleine schwarzgefleckte Polly, der, wie ich jetzt bemerkte, mäuschenstill auf der Thürschwelle gesessen hatte — das war ein Publicum, wie ich es brauchen konnte. — Aber später vor all den fremden Menschen!

„Freilich eine Beruhigung hatte ich: der berühmte Orgelspieler, den man zur Prüfung der neuen Kirchenorgel herberufen hatte, sollte erst am Tage nach dem Concert eintreffen; ja, ich will es nur gestehen, ich selber hatte eine kleine List gebraucht, um die Dinge so zu schieben.

— — „Etwas beklommener als sonst betrat ich am anderen Abend unseren Concertsaal; es war so gedrängt voll, daß selbst einzelne Damen nicht zum Sitzen gelangen konnten. Aber die Gesänge, mit denen wir nun den Anfang machten, gingen bescheidenen Ansprüchen nach vortrefflich; denn war auch unser Tenor geschwächt, so besaßen wir immerhin noch Kräfte, um die mancher große Verein uns hätte beneiden können; schon der Nachtwächter und unser dicker Schulrector waren ein paar Fülle-Bässe, die in alle Ritzen quollen, welche die dünneren Stimmen offen gelassen hatten. Es wurde lebhaft applaudirt; das singende und das hörende Städtchen war im besten Einverständniß.

„So war denn das Programm bis zur Phantasie-Sonate vorgerückt. Der Beifall nach Ludwig Berger's schönem Liede ‚Als der Sandwirth von Passeyer' verhallte eben, als ich mich ans Clavier setzte; und eine erwartungsvolle Stille war eingetreten. Mit ein paar tiefen Athemzügen schlug ich die Noten auf; dann warf ich darüber hin einen flüchtigen Blick in den Saal; aber die vielen Gesichter, die mich alle anstarrten, übten eine Art von Schrecken auf mich aus. Da zum Glück entdeckte ich auch Aennchens braune Augen, die groß und freudig zu mir hinblickten; und im selben Augenblicke hatte das vielköpfige Ungeheuer sich in ein mir hold geneigtes Wesen umgewandelt. Muthig schlug ich ein paar Accordenfolgen an, um den Beginn meines Spieles anzukündigen; und dann: ‚O heiliger Meister, ich will sie ihnen schon ans Herz legen, deine goldenen Töne! Alle, Alle sollen durch dich selig werden!' So flog es durch mich hin; und ich begann meinen Mozart, das Adagio zuerst. — — Ich glaube wirklich, ich habe damals gut gespielt; denn mich erfüllte nichts als die Schönheit des Werkes und der begeisterte Drang, die Freude des Verständnisses auch Anderen mitzutheilen; meine alte Meisterin hätte mich gelobt, so denke ich noch jetzt; aber sie besuchte niemals eine öffentliche Aufführung.

„Schon war ich auf der letzten Seite

des Andantino, als hier und da ein Flüstern aus dem Saale mir zwischen meine Töne drang. Ich erschrak: sie hörten nicht! Das lag an mir; am Mozart konnte es nicht liegen! — — Mit einem Gefühl von Unbehagen begann ich das Allegro der Sonate, um so mehr, da ich eine Stelle im zweiten Theile besonders hatte üben müssen. Aber ich beruhigte mich; es gab ja Menschen, denen nur Trompetenmusik verständlich war; was gingen sie mich an! Nur Eines störte mich! Der dicke Schulrector war während meines Spieles mir immer näher auf den Leib gerückt. Er konnte allerlei böse Absichten hegen: er wollte vielleicht die Lichter putzen, wobei die große messingene Lichtscheere auf die Tasten fallen konnte, oder gar mir die Notenblätter umwenden, was ich durchaus von keinem Anderen leiden konnte! Ich eilte mich, die zweite Blattseite herunterzuspielen, damit nur seine dicke Hand mir nicht zu früh in meine Noten griffe. Das half; der Rector blieb wie gebannt auf seinem Platze stehen; schon hatte ich umgeschlagen und spielte ganz muthig auf die heikle Stelle los; — da hörte ich unten die Thür des Saales knarren und konnte nicht umhin, zu sehen, wie überall die Köpfe sich nach rückwärts wandten. Wieder wurde geflüstert und mehr noch als zuvor: — ich wußte nicht weshalb, aber der Athem stand mir still. Da hörte ich neben mir ganz deutlich eine Stimme sagen: ‚Aber ich dachte, er käme erst morgen; wie hübsch, daß er heut' schon da ist!'

— „Er war also dennoch angekommen! — Es war ein betäubender Schlag, der mich getroffen hatte. — Was konnte ich dem Manne, dem großen Künstler mit meinem Spiel noch bringen! — Wo dort unten im Saale mochte jetzt er stehen oder sitzen? — Aus all den Hunderten von Gesichtern starrten mich seine Augen an; und nun — ich fühlte es — neigte er das Ohr, um jeden meiner Töne aufzufangen. Eine wahre Jagd von Angstgedanken raste durch meinen Kopf; noch ein paar Tacte versuchten es meine plötzlich wie gelähmten Finger; dann überfiel mich eine rathlose Gleichgültigkeit; zugleich eine seltsame Entrückung in längst vergangene Zustände. Mir war auf einmal, als stehe das Clavier auf seinem alten Platz im elterlichen Wohnzimmer; auch mein Vater stand plötzlich neben mir; und statt in die Tasten griff ich nach seiner Schattenhand.

„Was weiter geschah, weiß ich kaum. Als ich mich wieder auf mich selbst besann, saß ich auf einem Stuhl in dem hinter dem Podium des Saales befindlichen Zimmer, in dem wir unsere Ueberkleider abzulegen pflegten. Ich sei krank geworden — so war mir, als hätte ich drinnen noch gesagt.

„Ein Licht mit langer Schnuppe brannte auf dem Tische; die matt erleuchteten Wände des Zimmers, die vielen dunklen Kleider, die überall umherlagen: es sah recht öde aus. — So hatte ich einst als Knabe auch gesessen, nur nicht so ganz vernichtet; auch fühlte ich, daß jetzt meine Augen trocken waren, und Niemand pochte an, der mich zu meinem Vater schicken wollte. Ich war ja jetzt ein Mann — — ‚Mein armer, lieber Junge!' — — wie lange war er todt, der diese Worte einst gesprochen hatte!

„Da drang aus dem Saale drüben ein wirres Stimmgetöse zu mir her. — Ich weiß nicht, hatte ich es vorhin nur nicht gehört, oder war es eben erst hervorgebrochen; aber wie jähes Entsetzen fiel es mich an; es jagte mich aus dem Zimmer, aus dem Hause. Barhaupt, ohne Mantel rannte ich auf die Straße hinaus und weiter, ohne umzusehen, durch das Thor ins Freie. Der Stadt zunächst standen alte Lindenalleen; dann kam die breite, wüste Landstraße. Ich wanderte immer weiter, ohne Zweck, ohne Gedanken; nur die Angst vor der Welt, vor den Menschen fieberte mir im Gehirn.

„Weit hinter der Stadt führte die Straße über eine Anhöhe, die nach der einen Seite jählings in die Tiefe schoß. Unten ging ein reißendes Wasser; es rauschte fortwährend neben mir dahin. Ich weiß noch wohl, im Osten stand die schmale Mondsichel; sie leuchtete nicht, aber sie zeichnete sich scharf auf dem dunklen Nachthimmel ab; es war fast finster auf der Erde. — Als ich den höchsten Punkt erreicht hatte, bemerkte ich einen großen Feldstein, der dort oberhalb des Wassers unter einem Baume lag; ich wußte nicht weshalb, aber ich setzte mich darauf. Es war noch früh im März; die Zweige über mir wa-

ren noch nackt und schlugen im Nachtwind an einander; dann und wann fielen Tropfen in mein Haar und rieselten kühl über mein Gesicht. Aber hinter mir in der Tiefe rauschte das Wasser, unaufhörlich, eintönig, zum Schlaf verlockend wie ein Wiegenlied.

„Ich hatte den Kopf gegen den feuchten Stamm gelehnt und lauschte der verführerischen Melodie der Wellen. ‚Ja,' dachte ich, ‚schlafen! Wer nur schlafen dürfte!' — Und wie Stimmen tauchte es auf und rief zu mir empor: ‚Ach, unten, da unten die kühle Ruh!' Immer bestrickender in Schubert's süßen, schwermüthigen Tönen drang es mir ans Herz. — Da hörte ich Schritte aus der Ferne, und plötzlich, wie wach geworden, sprang ich auf. Ich war ja nicht jener lyrische Müllergesell des Schubert'schen Gesanges, ich war eines tüchtigen, praktischen Mannes Sohn; an so etwas durfte ich auch jetzt nicht denken!

„Und immer näher von der Gegend der Stadt her kamen die Schritte auf mich zu; daneben erkannte ich noch andere trippelnde wie von einem kleinen Hunde. Ich zweifelte nicht mehr, sie war es, ihr kleiner Wachtelhund begleitete sie; es gab noch eine Menschenseele, die mich nicht vergessen hatte! Das Herz schlug mir in den Hals hinauf; ich weiß nicht, war's vor Freude, oder war's die Angst, daß ich mich dennoch täuschen könne. Aber da kam schon aus dem Dunkel wie ein Lichtstrahl ihre liebe Stimme: ‚Herr Valentin! Sind Sie es denn, Herr Valentin?'

„Und beschämt erwiederte ich: ‚Ja, Aennchen, ich bin es freilich! — Wie kommen Sie hierher?'

„Sie stand schon vor mir und legte die Hand auf meinen Arm. ‚Ich — ich habe in der Stadt gefragt; man hatte Sie aus dem Thore gehen sehn.'

„‚Aber das ist kein Weg für Sie; so allein auf der wüsten Straße!'

„‚Ich hatte solche Angst; Sie waren krank geworden. Mein Gott, warum sind Sie nicht nach Haus' gegangen?'

„‚Nein, Aennchen,' sagte ich, ‚ich bin nicht krank geworden; das war eine von den Lügen, welche die Noth oder die Scham uns auf die Lippen treibt. Ich hatte nur etwas übernommen, wozu mir Gott die Fähigkeit versagt hat.'

„Da schlangen sich zwei junge Arme um meinen Hals, und Aennchens übermüthiges Köpfchen lag schluchzend an meiner Brust. — ‚Und wie Sie aussehen!' flüsterte sie, ‚Sie haben keinen Hut auf dem Kopfe, keinen Mantel!'

— „‚Ja, Aennchen — ich habe das wohl vergessen, da ich fortging.'

„Und die kleinen Hände umschlossen mich noch fester. — Es war so still im weiten dunklen Felde; der kleine Hund hatte sich zu unseren Füßen gelagert. Wenn eines Menschen Auge uns jetzt erblickt hätte, er würde geglaubt haben, es sei ein Bund fürs Leben hier geschlossen worden. Und es war doch nur ein Abschied." — —

Der stille Mann blickte bei diesen Worten in sein Glas, das er vorhin ergriffen hatte, als könnten aus dessen Grunde die Träume seiner Jugend auferstehen. — Durch das Fenster, dessen einer Flügel offen stand, tönte aus der Luft herab der Schrei eines vorüberziehenden Vogels.

Er blickte auf. „Hörten Sie das?" sagte er. „Ein solcher Schrei von Wandervögeln trieb uns auch in jener Nacht nach Hause. Wir gingen dann den ganzen Weg noch Hand in Hand."

— — „Am anderen Morgen stieg auch die alte Signora Katerina aus ihrem Mansardenkäfight zu mir herab. Sie war völlig außer sich. ‚Und vor diesen Kleinstädtern!' rief sie. ‚Sie wissen nur nicht aufzutreten, Monsieur Valentin! Sehen Sie, so — so trat ich zu meinen Zeiten vor die Lampen!' Und sofort stand sie, mit ihrem Shawl drapirt, in einer heroischen Attitude vor mir da. ‚Ich möchte den sehen, der mir die Kehle hätte zuschnüren wollen! Selbst vor dem großen Meister hab' ich nur ein Weniges gezittert.'

„Allein, was half das mir! — Noch am selben Tage erfuhr ich überdies, daß mein alter Lerngenosse sich ebenfalls als Musiklehrer dort niederzulassen gedachte. Es mochte ihm mit seinem Virtuosenthum auf die Dauer nicht geglückt sein; aber er besaß doch, was mir fehlte. Ich wußte wohl, ich mußte gehen.

„Schon nach wenigen Tagen half Aennchen mir meine kleinen Kisten packen, und manche Thräne aus ihren mitleidigen

Augen fiel dabei auf meine alten Bücher; ich mußte zuletzt sie gar noch selber trösten.

— „Wohin ich meine Schritte richten sollte, darüber war ich nicht in Bedenken; ich besaß hier in meiner Vaterstadt zwar nicht Haus und Hof, aber eben vor dem Thor doch meiner Eltern Grab. — Als ich, hier angelangt, meine Habseligkeiten wieder aus den Kisten packte, fand ich unter meinen Noten das wohlbekannte Krystalldöschen bis zum Rande voll von Pfeffermünzpastillen. — Die gute Signora Katerina — sie hatte mir doch den Ehrenpreis noch reichen wollen.

„Aber es ist spät," sagte er, jetzt plötzlich aufstehend, indem er eine große goldene Uhr aus seiner Tasche zog; „weit über Bürgerbettzeit! Was werden meine alten Bleichersleute denken!"

„Und Aennchen?" fragte ich. „Was ist aus der geworden?"

Er war eben beschäftigt, die lange Pfeife wieder an den Haken zu hängen, von dem ich sie vorhin für ihn herabgenommen hatte. Jetzt wandte er sich zu mir, und in seinem Antlitz stand wieder das stille kindliche Lächeln, das ihn so sehr verschönte.

„Aus Aennchen?" wiederholte er. „Was immer aus einem übermüthigen jungen Mädchen werden sollte, eine ernste Frau und Mutter. Nachdem sie unserer Signora ihren schweren Abtritt von der Erdenbühne durch treue Pflege, wie ich es hoffen will, ein wenig tröstlicher gemacht hatte, hat sie zwar keinen Prinzen, aber doch, was sie auch noch der alten Freundin demüthig eingestanden, einen braven Schullehrer geheirathet. Sie wohnen seit Jahren hier am Ort; vorhin, da Sie mich trafen, kam ich just aus ihrer Wohnung."

„So ist also Aennchen die Mutter Ihrer Lieblingsschülerin?"

Er nickte. „Nicht wahr, das Leben ist ganz leidlich mit mir umgegangen? — Aber nun gute Nacht, vergessen Sie den Bürger nicht!" Er nahm seinen grauen Hut und ging.

Ich hatte mich ins offene Fenster gelegt, und rief ihm noch eine „gute Nacht" zu, als er unten aus der Hausthür trat, und sah ihm nach, wie er zwischen den schwach brennenden Laternen die Straße hinabeilte und endlich in der Finsterniß verschwand.

Die nächtliche Stille war schon völlig eingetreten. Zwischen dem Dunkel der Erde und der dunklen Kluft des Himmels lag das schlummernde Menschenleben mit seinem ungelösten Räthsel.

* * *

Etwa acht Tage später befand ich mich auf dem Wege nach dem Bleicherhäuschen. Schon ehe ich es erreicht hatte, hörte ich von dort her Claviermusik. „Ei," dachte ich, „jetzt fängst du ihn in voller Begeisterung über seinem Mozart!" Als ich aber durch die offene Hausthür eingetreten und vor dem Zimmer meines Freundes stehen geblieben war, hörte ich, daß drinnen Schubert's momens musicals gespielt wurden; auch war es keine Männerhand, welche diese Töne hervorrief.

„Portamento, nicht piccicato!" sagte jetzt die Stimme meines Freundes.

Aber eine andere jugendliche von besonders reinem Klange antwortete: „Ich weiß wohl, Onkel, aber klingt das piccicato hier nicht viel, viel schöner!"

„Ei, du Guck in die Welt!" hieß es wieder, „schreib erst selber so etwas, dann kannst du's halten wie du willst."

Noch eine kleine Stille, dann folgte ein portamento, ich sah es ordentlich, wie die jungen Finger den Ton von einer Taste zu der anderen trugen.

„Und nun noch einmal, ob du's sicher hast!"

Und dann kam es noch einmal, und in vollkommener Sicherheit.

Vor mir an der Thür klebte heute ein augenscheinlich neuer Zettel:

Und sie genaß! Wie sollt' ich Gott nicht loben;
Die Erde ist so schön,
Ist herrlich doch, wie sein Himmel oben,
Und lustig drauf zu gehn!"

Der Vers war aus dem Wandsbecker Boten; ich kannte ihn wohl, aber Freund Valentin hatte sich dies Mal eine kleine Aenderung gestattet; denn der alte Asmus sprach in jenem Gedichte nur von seiner eigenen Genesung.

Als ich, solches erwägend, die Thür

öffnete, sah ich neben Valentin ein noch kindliches Mädchen am Clavier sitzen, die mit großen aufmerkenden Augen zu ihm aufblickte.

Mit seinem lieben, jetzt etwas verlegnen Lächeln war er aufgestanden.

„Unsere kleine Sitzung neulich ist Ihnen doch wohl bekommen?" fragte ich, ihm die Hand reichend.

„Mir?" erwiederte er. „O vortrefflich! Aber Ihnen? Ich mag recht viel erzählt haben; Sie wissen, so zu Zweien und beim guten Glase!" Er sagte das fast flüsternd und als müsse er Entschuldigung für sich erbitten, während seine blaßblauen Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Innigkeit auf mich gerichtet waren.

„Im Gegentheil," sagte ich, „ich bin noch nicht zufrieden; Sie werden noch mehr erzählen müssen! Aber," fügte ich leiser hinzu, „erst beenden Sie Ihre Stunde mit Ihrem Liebling dort! — denn sie ist es ja doch wohl! — Ich suche mir derweil den Bürger von Ihrem Bücherbrett."

Er nickte eifrig. „Wir sind gleich zu Ende!" und ging wieder zu seiner Schülerin.

Ich suchte unter seinen kleinen Bücherschätzen und hatte bald die beiden Chodowiecki-Bürger gefunden, von denen ich auf gut Glück das eine Exemplar für mich herauszog. Während ich das Titelbild betrachtete, wo der große Balladendichter in einer Allongenperrücke auf offenem Markt die Harfe schlägt, und dabei die momens musicals mir in die Ohren tönten, war eine Magd mit Kaffeegeschirr und Kuchenteller in die Stube eingetreten.

Sie spreitete eine blüthenweiße Serviette über den Sophatisch und setzte Alles dort zurecht; zwei blau und weiße Tassen standen bald neben der Bunzlauer Kaffeekanne; aber auf einen sehr geschickt von Valentin gegebenen Wink erschien noch eine dritte. Das hatte ich noch bemerkt, als ich auf dem vorgebundenen weißen Blatte meines Büchleins ein geschriebenes Gedicht entdeckte, das meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm; es waren nur kindliche einfältige Verse, und dennoch, wie Frühlingsathem wehte es mich daraus an.

Du liebe schöne Gotteswelt,
Wie hast du mir das Herz erhellt!
So schaurig war's noch kaum zuvor,
Da taucht ein blauer Schein empor;
Der Rasen hauchet süßen Duft,
Ein Vogel singt aus hoher Luft:
„Wer treuen Herzens fromm und rein,
Der stimm' in meine Lieder ein!"
Da sang auch ich in frohem Muth:
Ich wußte ja, mein Herz war gut!

Ich las es wieder und wieder; das waren jene Verse von dem Veilchenplatze! der ganze Valentin war darin; so kannte ich ihn, so mußte auch der junge einst gewesen sein.

Und da stand er selber vor mir, das schlanke, etwas blasse Mädchen mit dem glänzend braunen Haar an seiner Hand. „Ja," sagte er, „das ist meine liebe Marie; wir feiern heut zum ersten Male wieder unsern Sonntagnachmittag; und, in der That, es macht mir riesig Freude, daß auch Sie dazu gekommen sind!" Dann aber das Buch mit dem beschriebenen Blatt in meiner Hand erblickend, erröthete er plötzlich wie ein Mädchen. „Nehmen Sie das andere Exemplar für sich," sagte er, „ich bitte darum, die Stiche sind ungleich kräftiger."

Aber ich suchte meinen Besitz zu behaupten. „Darf ich nicht dies behalten? Oder trennen Sie sich nicht davon? Ich seh', es ist aus Ihrer Knabenzeit."

Er blickte mich fast dankbar an. „Ist das Ihr Ernst?" sagte er. „So ist es in guten, — in den allerbesten Händen."

Dann saßen wir zu Dreien um den sonntäglichen Kaffeetisch, die kleine Dame machte gar anmuthig die Wirthin und hörte im Uebrigen schweigend unseren Gesprächen zu.

„Also, Freund Valentin," sagte ich, „noch Eines müssen Sie erzählen; auch dieser braune Trank öffnet ja die Lippen der Menschen. Was ist aus Ihrem Veilchenplatz geworden? Sieht ihn die Frühlingssonne noch, oder ist er, wie so manches Schöne, in einen Kartoffelacker umgewandelt?"

Ueber Valentin's Gesicht glitt ein frohes, fast ein wenig schlaues Lächeln. „Sie wissen wohl noch nicht," sagte er, „daß ich ein heimlicher Verschwender bin!"

„Oho, Freund Valentin!"

„Doch, doch! Der Platz gehörte einem alten Sonderling. Ich bin sein Erbe geworden; das heißt, ich habe aus seinem Nachlaß dieses unnütze Grundstück um blankes Silbergeld erstanden. — Aber nicht wahr, Marie,“ und er nickte seinem Liebling zu, „wir Beide kennen seinen Werth, wir wissen auch, zu welchem Geburtstage wir nothwendig dort die Veilchen pflücken müssen!“

Da legte das schlanke Mädchen den Kopf auf seine Schulter und schlang die Arme um seinen Hals. „Zu Mutters Geburtstag,“ sagte sie leise, „aber Onkel, das ist jetzt noch lange hin.“

„Nun, nun, es wird ja wieder Frühling werden!“

„Das wolle Gott, Freund Valentin!“ sagte ich. „Darf ich dann mitgehen und die Kränze binden helfen?“

Zwei Hände streckten sich mir entgegen: die eine war schlank und schön und jung, die andere, ich wußte es, das war eine treue Hand.

* * *

Ich bin nicht hingekommen; noch bevor der Winter zu Ende ging, hatte mich das Leben weit von dieser Stadt hinweg getrieben. Noch einmal durch einen gemeinsamen Bekannten erhielt ich einen Gruß von Valentin, noch einige Male, wenn es Frühling wurde, dachte ich an seinen Veilchenplatz, und dann nicht mehr. Andere Gestalten drängten sich herbei, hinter denen allmälig die des stillen Musikanten ganz verschwunden war.

Etwa zehn Jahre später kam ich auf einer längeren Reise durch eine der größeren mitteldeutschen Städte, deren Orchesterverein damals auch in weiteren Kreisen eines wohlverdienten Rufs genoß; nicht allein durch die eigenen tüchtigen Leistungen, sondern eben so sehr, weil die Direction es verstand, mit ihren verhältnißmäßig bescheidenen Mitteln fast für jedes Concert auch von außen her irgend einen bedeutenden Künstler mit heranzuziehen.

Es war im Spätherbst und schon Abend, als ich dort ankam. Ein dort wohnender musikliebender Freund, der mich am Bahnhof erwartet hatte, kündigte mir an, es sei Orchestervereinsconcert heute Abend; ich müsse sogleich mit ihm kommen, es sei die höchste Zeit. Ich wußte aus Erfahrung, gegen diesen Enthusiasten war nicht aufzukommen, und so übergab ich denn meinen Gepäckschein nebst überschüssigem Reisegeräth dem Diener irgend eines Hotels; gleich darauf saßen wir in einer Droschke, die uns gegen doppelten Fuhrlohn in raschem Trabe nach dem mir schon früher bekannten „Museum“ brachte. Unterweges hatte ich noch erfahren, daß für den heutigen Abend eine junge Sängerin gewonnen sei, eine Art von unicum für classische Musik, die außerdem die Schrulle habe, sich stets als die Schülerin eines gänzlich unbekannten Menschen aufzuführen.

Das Concert hatte bei unserer Ankunft schon begonnen, und wir mußten an der geschlossenen Thür des Saales warten, bis die letzten Tacte der Hebriden-Ouverture verklungen waren. Als die Thüren wieder geöffnet wurden, steckte mein Freund mir ein inzwischen von ihm besorgtes Programm in die Brusttasche meines Rockes, zog mich bei der Hand in den gefüllten Saal und hatte bald, ich weiß nicht wie, zwei Plätze für uns frei gemacht.

Neben mir saß ein alter weißhaariger Herr mit ein Paar dunklen Augen in dem feingeschnittenen Gesichte. „Nun also Mozart!“ sagte er vor sich hin und faltete die Hände auf dem gelbseidenen Taschentuche, das er über seine Knie gebreitet hatte.

Bald darauf, während ich bei dem hellen Licht der Gaskronen die einfach, aber mit besonderem Farbensinn decorirten Wände des Saales betrachtete, war gegenüber auf dem Podium die Sängerin aufgetreten; ein blasses Mädchen mit ein Paar dunklen Flechten an den Schläfen. Das Orchester intonirte die ersten Tacte zu der Arie der Elvira aus dem zweiten Acte des Don Juan, und nun hob sie das Notenblatt in ihrer Hand: „In quali eccesi, o numi!“ Mir war, als hätte ich niemals einen zugleich so anspruchslosen und so ergreifenden Gesang gehört; der alte Herr an meiner Seite nickte immer nachdrücklicher mit dem Kopfe; das war die Kunst, die alles Erdenleid in Wohllaut löste! Aber dann — wie alles Schöne — war es schon zu Ende, als eben das Ohr am trunkensten lauschte.

Ein paar scharf accentuirte Bravos flogen durch den Saal, ein vereinzeltes Händeklatschen; aber der Beifall war nicht allgemein. Der flott frisirte Kopf eines vor uns sitzenden jungen Mannes bog sich nach dem alten Herrn zurück: „Was sagst du, Onkel? Hübsche Stimme; aber etwas seltsam; autodidaktisch!“

Der Alte blickte ihn mit sehr feinen Augen an. „So, mein Herr Neffe,“ sagte er, „hast du das herausgehört!“ Und mit einer höflichen Bewegung sich zu mir wendend, setzte er fast feierlich hinzu: „Das war der Mozart, wie ich ihn in meiner Jugend hörte!“

Aber das Concert ging weiter. „Nun kommen die Kunstversuche des Vereins,“ flüsterte an der andern Seite mein Freund mir in die Ohren.

Und so war es in der That; ein Geigenquartett von einem lebenden Meister kam zur Ausführung; aber alle Sorgfalt und Sicherheit der Spielenden konnte diesen Kunstfiguren keine Seele einhauchen; ein müdes zweckloses Umherschauen ging durch die Reihen der Zuhörer; der alte Mozartianer an meiner Seite hatte schon ein paar Mal den Ansatz eines Gähnkrampfes in seinem gelbseidenen Schnupftuche verbissen; endlich war denn doch auch der dritte Satz und zwar im Fünfachteltacte glücklich an uns vorbeigehüpft.

Die Spieler traten ab und die Pulte wurden zurückgesetzt; im Zuhörerraume aber saßen die Meisten mit sehr dummen Gesichtern; sie wußten offenbar nicht, was sie aus der Sache machen sollten. — Da trat die junge Sängerin wieder auf das Podium, eine kleine Notenrolle in der Hand. Ihr Antlitz trug einen schalkhaften, fast siegesbewußten Ausdruck, und mir kam schon der Verdacht, sie wolle den modernen Geigencancan durch ein noch entschiedeneres Bravourstück der vox humana aus dem Felde schlagen. —

Ich hatte mich zum Glück geirrt. Es galt ja auch nicht einmal eine Orchester-Begleitung; nur der Capellmeister saß am Flügel, der inzwischen in den Vordergrund geschoben war. Ein paar einleitende Accorde wurden angeschlagen, und dann begann ein Vorspiel von eben so großer Einfachheit als süßem Wohllaut; wie ein frohes Aufleuchten flog es plötzlich durch den ganzen Saal, und dann kam es, mit der stillen Gewalt der Menschenstimme:

„Du liebe schöne Gotteswelt,
Wie hast du mir das Herz erhellt!“

Aber was war denn das? Das kannte ich; das stand ja vorn auf dem weißen Blatt in meinem „Bürger“; das waren ja die Worte meines alten Musikmeisters Christian Valentin. Mein Gott, wie lange hatte ich nicht an ihn gedacht!

Von reinen jugendlichen Tönen getragen, klang es durch den Saal; eine unbeschreibliche Rührung befiel mich. Ob er denn auch die Melodie zu seinen Worten selbst gefunden hatte? — Die Notenrolle in der herabhängenden Hand, stand die Sängerin da; eine Begeisterung, eine hingebende Liebe sprach aus ihrem jungen Antlitz; und jetzt in unaussprechlich süßen Tönen erschollen die letzten Worte:

„Da sang auch ich in frohem Muth!
Ich wußte ja, mein Herz war gut.“

Eine lautlose Stille herrschte, als sie geendet hatte. Dann aber brach ein stürmischer, nicht enden wollender Beifall los; der alte Herr an meiner Seite hatte, ohne daß ich es bemerkte, meine Hand ergriffen und drückte sie jetzt aufs Zärtlichste. „Das ist Seele, — Seele!“ sagte er und wiegte seinen grauen Kopf. Ich aber riß hastig das Programm aus meiner Tasche; und richtig, da stand der Name meines alten Freundes, zweimal stand er da; zuerst bei dem der jungen Sängerin, die sich als seine Schülerin bezeichnete, dann als Componist des Liedes, das soeben diesen Raum belebt hatte.

Ich war aufgestanden und blickte um mich her; mir war, als müßte ich irgendwo unter den Zuhörern doch auch ihn selbst entdecken, sein altes liebes Gesicht, um dessen Mund noch immer ein Kinderlächeln spielte. — Es war eine Täuschung; mein alter Freund hatte den süßen Lerchenton seines Jugendliedes nicht gehört; aber auf dem Antlitz der Zuhörer lag es wie eine stille Freude; mir selber war, als sei ich eben nun doch noch mit dem stillen Meister auf seinem Veilchenplatz gewesen.

* * *

Von dem noch übrigen Theil des Concertes hatte ich nicht viel vernommen. Aber auf dem verhaßten Schrägpfühl des Hotelbettes, worauf ich bald wie ein Gekreuzigter ruhte, trösteten mich bis zum endlichen Einschlummern die lieblichen Töne jenes Liedes, die zwischen dem vor den Fenstern tosenden Octobersturm wie mit Kinderstimmen immer wieder vor meinem innern Ohre hallten. Dabei gaukelte vor den geschlossenen Augen das etwas blasse Antlitz der Sängerin. — — So hatte er es also doch erreicht! Die ganze Kunst der alten Signora Katerina sang mit Glockenstimme aus diesem jungen Menschenkind! Denn keinen Augenblick war ich in Zweifel, wen ich hatte singen hören, obgleich ich mich der Züge jenes zwiefach geliebten Kindes nicht mehr erinnerte und auch der Familienname desselben niemals mir bekannt geworden war. Ich nenne ihn auch hier nicht. Zwar machte sie damals von sich reden, ja sie stellte sogar für eine kurze Zeit die neue und die alte Musikwelt einander in hellem Streite gegenüber; bald aber tauchte sie in die große Menge derer zurück, die ihr Leid und Freud' in kleinem Kreise ausleben, von denen nicht geredet wird.

Mein erster Gedanke am andern Morgen war selbstverständlich, sie aufzusuchen und Nachricht von dem fast vergessenen Freunde einzuholen; aber eine unvorhergesehene Verlängerung einiger Geschäfte hinderte mich daran. Da half der Freund, der mich gestern so entschlossen ins Concert geführt hatte und nach Beendigung desselben ziemlich treulos von mir verlassen war. In seinem Hause traf ich Abends mit ihr zusammen.

Es waren viele Gäste dort versammelt, wie ich bald merkte, lauter Musikfreunde reinsten Stiles; auch mit dem alten Mozartianer von gestern vollbrachte ich ein verständnißvolles Händeschütteln.

Aber dort stand sie selbst, freundlich plaudernd mit einem hübschen Töchterchen des Hauses, von dem sie, wie es schien, soeben als Gegenstand der Anbetung eingefangen war.

Als ich, nach Begrüßung der Hausfrau, ihr von meinem Freunde vorgestellt wurde, legte sie den Arm um den Nacken des Kindes und zog es zärtlich an sich. Eine Weile ruhte ihr Blick prüfend auf meinem Antlitz; dann reichte sie mir die Hand.

„Nicht wahr," sagte ich, „Sie sind es? Wir feierten einstmals einen Sonntagnachmittag zusammen?"

Sie nickte lächelnd. „Ich habe es nicht vergessen! Mein alter Freund und Lehrer hat noch oft von Ihnen gesprochen; besonders wenn es Frühling ward; Sie wollten ja mit uns nach seinem Veilchenplatze!"

„Mir ist," erwiederte ich leise, „als seien gestern Abend wenigstens wir Beide dort gewesen."

Ein herzlicher Blick flog zu mir hinüber. „Sie waren im Concert? O das freut mich!" Dann schwiegen wir eine Weile, während sie sich zu dem Kinde hinabbeugte, das sich noch immer an sie schmiegte.

— „Sie haben sich," begann ich wieder, „im Programm als seine Schülerin bezeichnet; es ist sonst nicht die Weise der Künstlerinnen, mit einem alten Lehrer ihren Ruhm zu theilen!"

Sie erröthete tief. „O," rief sie; „ich habe an so etwas nicht gedacht! Ich weiß nicht, weshalb ich es gethan; es verstand sich so von selbst, mir ist, als werde ich noch immer von seiner Hand gehalten; ich danke ihm so viel!"

„Aber er selbst," erwiederte ich, „unser Meister Valentin, was meinte er dazu?"

Sie sah mich mit ihren stillen Augen an. „Das ist es eben," sagte sie, „er ist schon lange nicht mehr auf dieser Erde."

* * *

Auch die junge Sängerin habe ich nicht wieder gesehen. Hoffentlich ist sie seit Jahren eine glückliche Mutter; und in der Dämmerstunde, wenn die Arbeit ruht und die heilige Stille der Nacht sich vorbereitet, dann öffnet sie wohl auch einmal den Flügel und singt ihren Kindern das süße Lerchenlied des längst verstorbenen Freundes.

Und auch das ist ein gesegnetes Angedenken.

Graf Wilh. von Schaumburg-Lippe.

Ein historisches Porträt

von

F. v. Hohenhausen.

Die Geschichte hat nicht allen ihren Namen denselben Glanz verleihen können; die Ereignisse sind es, welche ihnen zur Folie dienen. Manche ruhmwürdige Thätigkeit bleibt wie der Diamant im dunklen Schacht verborgen. Den Werth eines solchen hervorzuheben, zu beleuchten mit dem Grubenlicht des Geschichtsforschers, ist die Aufgabe dieser Abhandlung.

Die edle Persönlichkeit, deren Name an ihrer Spitze steht, ist als Feldherr, als Regent und als Mensch ein Edelstein gewesen, werth, daß sein Glanz in der Erinnerung der Nachwelt wieder aufgefrischt werde. Waren es auch keine welterschütternden Begebenheiten, die durch seine Thätigkeit beeinflußt wurden, so hat er durch dieselbe doch überall Gutes gewirkt und Samen der Zukunftssaat ausstreuen geholfen. Die Früchte davon reichen noch bis auf unsere Zeit.

Souveräner Herrscher in einem der Kleinstaaten, welche unleugbar die Pflegeanstalten der deutschen Intelligenz gewesen sind, hat der Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe sich als Regent ausgezeichnet durch die väterliche Sorge für das leibliche und geistige Wohl seiner Unterthanen; Schulen und Landescultur blühten unter seiner Regierung. Das Ländchen besitzt noch jetzt einen reichen, kernhaften Bauernstand, und die kleine Residenz Bückeburg giebt noch immer Zeugniß von der geistigen Ausbildung, welche durch Graf Wilhelm's Bemühung und Beispiel zuerst dort geweckt worden ist.

Er hat berühmte Gelehrte und Künstler dahin gezogen, treffliche Gemälde und Bücher gesammelt, Kirchen und Schlösser gebaut.

Als Feldherr hat er sich durch scharfsinnige Pläne und kühne Siege ausgezeichnet, er hat die Kriegskunst durch wichtige Entdeckungen und Einrichtungen bereichert, namentlich den Festungsbau und die übrigen Vertheidigungsmittel; das Militärsystem hat durch ihn zuerst die Grundzüge seiner Neugestaltung empfangen.

Als Mensch war er durchaus eigenthümlich, sein ganzes Wesen trug ein so scharfes Gepräge, daß er seiner Zeit für ein sehr seltsames Original gehalten wurde.

Wie alle reichbegabten Naturen, vereinigte er eine Menge sich widersprechender Eigenschaften in sich, die in der Jugend als schroffe Dissonanzen sich bemerkbar machten und erst in den reiferen Jahren zur Harmonie gelangten.

Neben einer glänzenden Ausstattung von specifisch-männlichen Tugenden wie Muth, Besonnenheit, Edelsinn, Scharfblick und Biederkeit, besaß er strenge Sittenreinheit und christliche Gläubigkeit. Alle seine Zeitgenossen stimmen in dem Urtheile überein, daß er einer der edelsten und vollkommensten Menschen gewesen; es ist kein Grund vorhanden, ihr Zeugniß für einen Panegyrikus zu halten. Es ist vielmehr erquickend, diesen Enthusiasmus wahrzunehmen, der in unserer kaltherzigen und tadelsüchtigen Jetztzeit schwerlich in ähnlicher Weise sich entzünden würde. Die bewegte Lebensstellung des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe wird bei der Zeichnung seines lichthellen Bildes die unentbehrliche Schattirung abgeben.

Geboren wurde Graf Wilhelm am 24. Januar 1724 in London, wo sein Vater, der regierende Graf zu Schaumburg-Lippe, sich damals längere Zeit aufhielt. Graf Wilhelm war ein zweitgeborener Sohn, er hatte deshalb keine Aussicht, seinem Vater in der Landesregierung nachzufolgen und wurde für die militärische Laufbahn bestimmt, für welche er schon früh den größten Eifer an den Tag legte. Körperliche Uebungen und Abhärtungen gereichten ihm zum Genuß, und er zeigte eine außerordentliche Gewandtheit darin. Es war ihm förderlich, daß er die ersten Kinderjahre in England verlebte, wo auf die Pflege der Kraftentwickelung und Gesundheitsstärkung ungleich mehr Sorgfalt verwendet wird, als in Deutschland üblich ist. Er war als Kind außergewöhnlich schön und lieblich, denn er artete auf die Mutter, ein Spiel der Natur, das man in der Regel bei allen bedeutenden Män-

nern wahrnehmen kann, er hatte von ihr auch die äußere Schönheit geerbt. Aber es war ihm verhaßt, wegen seiner zarten Gesichtsfarbe wie ein Mädchen gelobt zu werden; im kindischen Unwillen darüber versuchte er sich die Haut mit Wallnußblättern braun zu färben. Diese Verachtung des Aeußeren ist späterhin ein charakteristischer Zug bei ihm geworden und hat sich bis zur Vernachlässigung gesteigert.

Er ist nicht wieder in die Lage gekommen, seine Schönheit loben zu hören, er ist sogar völlig häßlich geworden in späteren Jahren, weil seine Züge außerordentlich scharf markirt hervortraten und sein starker Knochenbau bei großer Magerkeit auffallend war. Für Seelenkenner und denkende Physiognomen war jedoch immer seine innere Schönheit erkennbar.

Der berühmte Philosoph Moses Mendelssohn sagte treffend von ihm: „Es ist eine griechische Seele in einem westfälischen Körper.“

Man hat seine Erscheinung aber auch vielfach lächerlich zu machen gesucht, wie kleine Geister es lieben, um sich an großen zu rächen für das bittere Neidgefühl, welches diese ihnen verursachen. Als er, ein siegreicher Held, 1762 in Portugal gegen die Spanier Krieg führte, gefiel es diesen, ihn mit der drolligsten ihrer Romanfiguren, mit Don Quixote zu vergleichen und seine Adlernase, sein langes mageres Gesicht von dichtem, flatterndem Haar umgeben, seinen hohen starken Körperbau in grotesken Zeichnungen übertrieben darzustellen und zu verbreiten. Sehr schnell verwandelte sich indessen ihr Spott in Furcht — aber es darf der Erzählung nicht vorgegriffen werden.

Als 1728 sein Vater die Regierung übernehmen mußte, blieb Graf Wilhelm noch drei Jahre mit seiner Mutter und seinem älteren Bruder in England und kam dann in seiner Heimath an, um das Unglück zu erleben, seine Mutter zu verlieren. Sein Vater vermählte sich bald nach ihrem Tode mit der Prinzessin Charlotte Friederike Amalie von Nassau-Siegen, lebte aber in sehr unglücklicher Ehe mit ihr und folgte dem bösen Beispiele, welches damals die Herrscher gaben, indem er einer schönen, prunk- und ränkesüchtigen Gräfin Bentink die Herrschaft über Herz und Hof zuwendete.

Das sittliche Gefühl des jungen Grafen scheint schon früh dadurch verletzt worden zu sein, obgleich man ihn möglichst entfernt hielt und mit zwei trefflichen Lehrern nach Genf schickte, um dort zu studiren und, wie es die Gebräuche der vornehmen Welt erheischten, die französische Sprache fließend sich anzueignen. Er lernte sehr leicht, besonders Sprachen, Englisch war ihm von Kindheit an geläufig, Italienisch und Portugiesisch verstand er vollkommen. Das Lateinische liebte er sehr, weil die Heldenthaten der Römer seinen muthigen Sinn entzückten und zur Sehnsucht nach ähnlichen Erlebnissen entflammten. Das Deutsche sprach er nicht vollkommen, weil es damals leider nicht die Umgangssprache der vornehmen Gesellschaft, sondern nur als ein Verkehrsmittel mit Untergebenen angesehen wurde und überhaupt in jener Zeit eine arme, vernachlässigte Zwittersprache war.

In der Ungelenkigkeit einer Uebergangsperiode begriffen, hatte die deutsche Sprache die naive Ursprünglichkeit ihrer Kindheit, so reich an Literaturschätzen des Mittelalters, verloren, und zierte sich statt dessen mit Fremdwörtern und steifen Verschrobenheiten. Von der Entwicklung ihrer jetzigen Schönheit, Tiefe und Fülle hatte man damals keine Ahnung.

Mit besonderer Vorliebe studirte Graf Wilhelm in Genf Mathematik und Kriegswissenschaft, welche ein berühmter Lehrer, Calandrini, vortrug, und legte damit den Grund zu seinen späteren Erfolgen auf der militärischen Laufbahn. Er verließ Genf mit sechzehn Jahren, wohl ausgerüstet mit Kenntnissen und feiner Bildung, doch studirte er noch einige Zeit in Leyden und Montpellier, ging dann nach England, wo er Fähnrich in der königlichen Leibgarde ward, kehrte zum Besuch an den Hof von Bückeburg zurück und begleitete seinen Vater nach Holland. Unter demselben, der Generalissimus in holländischen Diensten war, nahm er an der Schlacht bei Dettingen Theil, und wurde bereits mit Auszeichnung genannt.

Sein Thatendurst wurde durch diesen ersten glücklichen Versuch noch mehr entflammt; er nahm seinen Abschied aus dem englischen Dienst, wo sich ihm augenblicklich keine Aussicht zum Kriege darbot, und ging nach Italien, um als Freiwilliger

den Feldzug unter dem Fürsten Lobkowitz, 1745, mitzumachen. Hier ließ er sich durch seinen übersprudelnden Jugendmuth zu manchen Tollkühnheiten hinreißen, die ihn und Andere in unnütze Gefahren verwickelten. Man suchte ihn deshalb unter einem guten Vorwande von dem Heere zu entfernen, bot ihm aber unter schmeichelhaften Bedingungen an, in österreichische Dienste zu treten. Er lehnte es jedoch ab, denn mittlerweile war sein älterer Bruder gestorben und er sah sich ganz unerwartet als nunmehriger Landeserbe an den Hof seines Vaters berufen. Die Verhältnisse an demselben waren ihm jedoch zu peinigend, er zog es deshalb vor, sich so lange als möglich davon fern zu halten, und blieb noch eine Zeit lang in Wien.

In den glänzenden Kreisen der Kaiserstadt, die damals unter dem belebenden Scepter der großen Herrscherin Maria Theresia ihre Blüthezeit hatte, fand die ausgezeichnete Erscheinung des jungen Grafen viel Beifall und Anerkennung. Seine Neigung zum Sonderbaren und Abenteuerlichen, sein Ehrgeiz und Durst nach Gefahren und Thaten, seine Meisterschaft in allen ritterlichen Uebungen, wie Reiten, Fechten, Tanzen und das damals beliebte Ballspiel, das große Geschicklichkeit erforderte, sein feiner Anstand und seine vornehme Geburt, machten ihn zu einem vollkommenen und gefeierten Cavalier. Sein Edelmuth und seine erhabene Gesinnung waren in einzelnen Zügen bekannt geworden, wodurch sich ein romantischer Schimmer über seine Erscheinung verbreitete.

Es war daher natürlich, daß auch die Frauenwelt ihm große Aufmerksamkeit schenkte, denn sie läßt sich gern und leicht zum Enthusiasmus erregen; aber die Eigenthümlichkeit des jungen Grafen hinderte ihn, die dargebotene Begünstigung zu benützen. Seine Jünglingsnatur war rein und hart wie Stahl, nicht zu erweichen oder zu beflecken durch die Verlockungen der Sinne. Er hatte früh gelernt sie zu hassen; das böse Beispiel hatte auf ihn, wie auf alle edle Naturen abschreckend, nicht ansteckend gewirkt. Neben seinen strengen Begriffen von Sittlichkeit ist er vor den gewöhnlichen Herzensverirrungen junger Männer auch unstreitig bewahrt worden durch die hohe Idee, welche er von echter Frauenwürde hegte. Er hat sie in späteren Jahren, gleichsam wie zum Lohne, in seiner engelhaften Gemahlin verkörpert gefunden. Einen kleinen Roman mußte er übrigens dennoch in Wien bestehen. Der seltsame Ausgang desselben wäre einer moralischen Erzählung würdig.

Eine schöne Sängerin, in der Blüthe der Jugend, wußte sein Wohlgefallen zu gewinnen; seine leichtsinnigen jungen Freunde empfanden eine Art Schadenfreude darüber und trachteten danach, durch Widerspruch ihn zu reizen, auf daß der Funke zur Flamme würde. Sie behaupteten, es werde ihm nie gelingen, die gefeierte Schönheit zu erobern, weil ein vornehmer und reicher Anbeter ihr ein überaus glänzendes Loos darbiete. Sie hatten sich nicht geirrt: dies Hinderniß reizte seinen Ehrgeiz, er wollte es besiegen.

Es wurde ihm leichter, als er und seine Freunde gedacht; die Bedeutung und der Ruf seiner Persönlichkeit wirkten hinreißend auf die junge gefühlvolle Künstlerin. Sie wendete sich ihm mit ganzer Seele und unverhohlenem Entzücken zu; aber wer schildert ihr Erstaunen, als sie in ihm statt eines zärtlichen Verehrers einen strengen, wenn auch theilnehmenden Freund fand, der sie aufs Eindringlichste ermahnte, die Laufbahn der Eitelkeit und Sünde zu verlassen.

Er hatte mit edler Selbstüberwindung seine Neigung bezwungen und beschlossen, die Geliebte nicht einem kurzen Glücksrausch zu opfern, sondern sie wieder zu der Würde ihres Geschlechtes, zur Tugend zurückzuführen. Beschämt und gerührt von dieser Seelengröße, wollte sie ihm darin nicht nachstehen; sie verließ willig den Schauplatz ihrer Verirrungen und reiste unter dem Schutz des Grafen Wilhelm nach England. Dort widmete er ihr eine thätige Fürsorge, bis sie durch eine gute Heirath in das bürgerliche Leben zurücktreten konnte.

Als der Graf diesen Beweis von sittlicher Kraft sich gleichsam selbst abgelegt hatte, überließ er sich wieder dem ganzen Ungestüm und Feuer seiner Jugend. Er tobte sich mit den jungen wilden Engländern in tollen aber unschuldigen Streichen aus. So machte er einmal einen Abenteuerzug mit,

wo die jungen Ritter zu Fuß durch das Land streiften und wie Märchenprinzen allerlei Gefahren aufsuchten, zum Schrecken der englischen Straßenräuber, denen sie ihre Opfer entrissen und sie schützten, zuweilen aber auch selbst den Scherz so weit trieben, zum Schein zu betteln und zu wegelagern.

Nachdem Graf Wilhelm England wieder verlassen und nach Italien gereist war, milderte das Land der Künste sein jugendliches Ungestüm, er fing an sich viel mit Musik zu beschäftigen und die Malerei kennen zu lernen; obwohl ohne bedeutende Geldmittel, wußte er durch Sparsamkeit und Entbehrungen so viel zusammen zu bringen, um einige Meisterwerke der italienischen Schule anzuschaffen, die noch jetzt die Zierde der Bückeburger Schlösser sind. Auf diesen Reisen und in den verschiedenen Lebenskreisen, die er aufsuchte, entwickelte sich nach und nach sein Charakter zur Reife. Die ursprünglichen Contraste verwischten sich aber niemals ganz daraus, kalte Verschlossenheit und glühende Begeisterung, heftiges Aufbrausen und ruhige Besonnenheit, Neigung zum Außergewöhnlichen und Freude am Regelrechten blieben bei ihm engverbundene Elemente.

Im Jahre 1748 wurde er durch den Tod seines Vaters zur Regierung berufen. Er war erst vier und zwanzig Jahre alt. Vom besten Willen beseelt, begann er die Veränderungen vorzunehmen, die er zum Wohl seines Landes für nothwendig hielt. Er verfuhr aber dabei so rücksichtslos, daß er allgemeines Erschrecken erregte. Seine Stiefmutter zog sich eilig auf ihren Wittwensitz nach dem alten Städtchen Stadthagen zurück; die ihm so verhaßte Gräfin Bentink flüchtete sich außer Landes.

Mit einem Eifer, als gälte es den Tempel zu reinigen, vertilgte er alle Pracht, welche unter seinem Vater so viele Geldopfer verschlungen hatte. Er handelte mit einer Art Wuth; ließ Gebäude niederreißen, Gärten zerstören, kostbare Geräthe zertrümmern, man sah, wie sehr ihn das frühere üppige Leben geärgert und empört hatte. Auch die Beamten wurden theilweise abgesetzt und er behielt nur solche, von denen er überzeugt war, daß sie seinen Anordnungen sich fügen und eine gewissenhafte Landesverwaltung ausüben würden. Er ließ alle Einrichtungen mit der möglichsten Sparsamkeit treffen, um Summen zu erübrigen, welche er für seinen Lieblingsgegenstand, das Kriegswesen, verwenden wollte. Dann unternahm er neue Reisen, um sich in dieser Wissenschaft noch mehr auszubilden und nach Belehrung aller Art zu suchen. Er ging nach Berlin, wo damals Friedrich II. durch seine Militäranstalten das allgemeine Interesse erregte. Er brachte dem Könige den schwarzen Adlerorden zurück, welchen sein Vater, der mit Friedrich dem Großen befreundet und im Briefwechsel gewesen, besessen hatte. Graf Wilhelm erhielt den Orden später mit großer Anerkennung für sich selbst, er wurde aber auch schon damals mit Auszeichnung vom Hofe behandelt.

Er erregte in Berlin Aufsehen durch sehr entgegengesetzte Eigenschaften, nämlich als wagehalsiger Reiter und als Gelehrter. Die Akademie der Wissenschaften ertheilte ihm ein Diplom als Ehrenmitglied. Er machte dann abermals große Reisen zu wissenschaftlichen Zwecken.

Als er wieder nach Bückeburg zurückgekehrt war, arbeitete er eifrig an der Errichtung eines neuen Militärsystems, das im Kleinen ein Musterbild für größere Staaten darstellen sollte. Es war eine schwere Aufgabe, in seinem kleinen mittellosen Lande Soldaten herbeizuschaffen. Er führte deshalb bei seinen Unterthanen die allgemeine Dienstpflicht ein; es war in der Grafschaft noch ein altes Gesetz vorhanden, wonach jeder Einwohner Soldat werden mußte. Dieses setzte er wieder in Kraft, um seine Pläne ausführen zu können. Er ließ von hundert Menschen immer sechs bis acht Mann ausheben. Anfangs setzten sich ihm viele Schwierigkeiten entgegen, seine Unterthanen murrten und fanden eine unerhörte Bedrückung in dieser Maßregel, indessen überzeugten sie sich allmälig, daß dieselbe nicht so schlimm in ihren Wirkungen war, als sie gefürchtet hatten. Die jungen Leute bildeten sich unter der Kriegszucht des Grafen äußerst vortheilhaft aus, sie wurden an musterhafte Ordnung gewöhnt und waren nach überstandener Dienstzeit brauchbarer und unterrichteter. Sie wurden von ihrem Befehlshaber sehr gut verpflegt und besoldet, wer zu Hause ganz

unentbehrlich war, wurde beurlaubt oder entlassen und überhaupt jede Rücksicht genommen, um die Strenge der neuen Kriegsverfassung zu mildern. Es entstand unter den jungen Leuten bald ein freudiger Wetteifer, die Uebungen unter den Augen ihres Landesherrn zu seiner Zufriedenheit auszuführen, sie betrachteten ihren neuen Stand mit Stolz und Ehrgefühl und schwärmten für ihr kleines Vaterland und seinen großen Regenten mit rührendem Patriotismus. Graf Wilhelm hatte seine übrigen Unterthanen durch seine Leutseligkeit und Fürsorge mit seiner militärischen Leidenschaft ausgesöhnt, so wie durch die Bestreitung der Kosten aus seiner Chatoulle. Dagegen wurde er von anderen Seiten hart getadelt wegen seiner Liebhaberei, es erhoben sich sogar öffentliche Angriffe und Vertheidigungen, was damals eigentlich unerhört war. Daß er seine Kerntruppen nicht als Spielerei ausgebildet hatte, bewies er sehr bald im siebenjährigen Kriege, wo sie mehrmals siegreich gegen die Franzosen verwendet wurden.

Am 28. August 1756 schloß England einen Staatsvertrag mit dem Grafen, gab ihm Subsidien, ernannte ihn zum hannoverschen Feldzeugmeister und stellte ihn unter den Oberbefehl des Herzogs von Cumberland. Dieser war kein glücklicher Kriegsherr, er mußte nach dem verlorenen Treffen bei Hastenbeck den für ihn schmählichen Waffenstillstand vom Kloster Seven schließen. Aber Graf Wilhelm und seine Truppen wußten sich dennoch Ruhm zu erwerben. Die bückeburgschen Jäger hatten durch Schnelligkeit und vorzügliche Geschicklichkeit ersetzt, was ihnen an Zahl gebrach; sie waren überall, wo man sie nicht vermuthete, sie überfielen die feindlichen Abtheilungen, hemmten ihre Bewegungen und Verbindungen und machten im Rücken des Feindes Gefangene. Die Reiter waren nicht minder gefürchtet bei den Franzosen, welche diese kräftigen westphälischen Bauernsöhne stets „les hommes de fer“ nannten. Es waren allerdings „Eisenmänner“, eine Art Carabiniers mit Lederkollern, gelben und schwarzen Wehrgehängen und mit Sturmhauben behelmt, beritten auf mächtigen Hengsten, wahrscheinlich aus der westphälischen Wildniß, der lippeschen Senne, wo die kräftigen Naturpferde noch jetzt gedeihen und gehegt werden. Eine solche eiserne Mannschaft konnte allerdings viel Schaden anrichten.

Die Franzosen ließen ihren Verdruß über den kriegerischen Eifer des Grafen an seinem Lande aus, sie bedrückten es hart und er selbst mußte es auf einige Zeit verlassen. Er hielt sich in tiefer Zurückgezogenheit in einem Landhause Nienstedt bei Altona auf, wo er sich mit der Anfertigung von Plänen für den bevorstehenden Feldzug beschäftigte. Dieser begann im Jahre 1758, nachdem der englische Hof den Waffenstillstand aufgehoben hatte. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig übernahm diesmal den Oberbefehl. Graf Wilhelm begab sich gleich wieder zum Heere und ward dem neuen Feldherrn, der so Vieles zu ändern und zu bessern vorfand, sehr nützlich durch seine einsichtsvolle Thätigkeit.

In der Schlacht bei Minden, wo der französische Feldherr, Marschall Contades, eine völlige Niederlage erlitt, führte Graf Wilhelm durch seine treffliche Anordnung der Batterien und geschickte Richtung des Geschützes die siegreiche Entscheidung herbei. Er hatte fast immer sogar selbst Hand angelegt und keine Gefahr geachtet. Nachdem er sich in der Schlacht durch kühnen Muth und rastlose Thätigkeit so ausgezeichnet hatte, zeigte er sich nach errungenem Sieg in der ganzen Menschenfreundlichkeit seines edlen Charakters. Er gönnte sich keine Ruhe und Erholung, bevor nicht für die vernachlässigten Verwundeten und Gefangenen gesorgt war.

Bei der Belagerung von Münster war dem Grafen Wilhelm der Oberbefehl übertragen und er fand dabei Gelegenheit, sich abermals sehr hervorzuthun, denn er gerieth in große Gefahr. Die Besatzung des festen Platzes war ihm an Streitkraft weit überlegen und außerdem eilte der Marschall Armentieres noch zu ihrer Unterstützung herbei. So von zweifacher Uebermacht in die Mitte genommen, schien der Untergang unvermeidlich, aber die Entschlossenheit des Grafen Wilhelm wendete ihn dennoch ab. Mit rascher That kam er dem Feinde zuvor. Er brach im entscheidenden Augenblicke auf, rückte dem Marschall Armentieres in aller Stille entgegen, griff ihn überraschend an, schlug

ihn und stand siegreich wieder vor Münster, ehe dessen Besatzung genaue Kunde von dem Vorfall gehabt und Etwas gegen ihn gewagt hatte.

Er setzte die Belagerung nun unermüdlich fort, wobei er in den Laufgräben Alles selbst ordnete, trotz des unaufhörlichen Kugelregens aus der Festung. Es ist, als wenn der Muth und die Unerschrockenheit ein Schild wäre gegen diese fliegenden Todesboten des Zufalls. Die gewöhnliche Kriegsmythe von einer wunderbaren Rettung der Helden wurde auch vom Grafen Wilhelm bei dieser Gelegenheit erzählt. Einer seiner braven Schaumburger trat einst hastig zu ihm, mit dem plattdeutschen Ausrufe ihn fortreißend, daß der Platz nicht für ihn tauge; kaum hatte der Soldat denselben eingenommen, als eine Kanonenkugel die treue Seele in die andere Welt beförderte. Graf Wilhelm war tief erschüttert über die ahnungsvolle Hingebung des freiwilligen Opfers, das ihn vor dem Tode geschützt hatte.

Nach einer furchtbaren Beschießung, die eine allgemeine Feuersbrunst in der Stadt erzeugte, ergab sich endlich Münster. Graf Wilhelm hatte zwar alle Energie des Feldherrn dabei angewendet, aber er hatte wahrhafte Qualen des Mitleids ausgestanden beim Anblick des Elends, welches seine Anordnungen über die Bewohner der Stadt bringen mußten. Man hat den starken Mann in Thränen ausbrechen sehen, als das furchtbar schöne Flammenschauspiel der Feuersbrunst unter den mörderischen Geschützen der Schaumburger Artillerie sich entfaltete.

Die bald darauf bewerkstelligte Belagerung von Kassel konnte Graf Wilhelm nicht durchsetzen, weil die französischen Truppen, vorsichtig geworden, sich nicht wieder überraschen ließen, und ihn mit großer Uebermacht umzingelten, während die Heeresabtheilungen der Verbündeten sich zersplittert hatten und ihm keine Hülfe gewähren konnten. Graf Wilhelm wußte sich indessen einen so glänzenden Rückzug zu erzwingen, daß Freund und Feind auch bei dieser ungünstigen Gelegenheit seinem militärischen Talente Achtung zollen mußten.

Unterdessen war die Stimmung bei dem verbündeten Heere auf vielfache Weise getrübt worden. Eifersucht, falscher Ehrgeiz, Uneinigkeit der Generale waren überall fühlbar; Mittelmäßigkeit und Dünkel machten dem wahren Verdienste den Rang streitig. Graf Wilhelm fügte sich schlecht in diese kleinlichen Verhältnisse; die rücksichtslose Freiheit seines Urtheiles, sein Unwille über die Schwäche und Unwissenheit so mancher Hochgestellten wirkten verletzend. Sein schönes Beispiel von kriegerischen Tugenden und Kenntnissen ward unbequem. Er versuchte es nie, seine Feinde und Neider zu versöhnen, sein Benehmen blieb immer streng und sonderbar. Er spielte mit Schwierigkeiten und Gefahren wie in seiner ersten Jugend und zwang oft Andere, daran theilzunehmen.

Es wird eine seltsame Anekdote in dieser Beziehung von ihm erzählt. Er hatte einige hannoversche Officiere zum Mittagsessen eingeladen und seinen übrigens ungewöhnlich sicheren und geschickten Kanonieren die Anweisung ertheilt, ihre Uebungsschüsse nach der Spitze seines Zeltes zu richten. Man kann sich denken, welch' peinliche Stimmung an der Tafel entstand, als die Kugeln über den Köpfen der Gäste hinsausten und Löcher in das Zelt rissen, jedoch immer ziemlich in derselben Höhe blieben. Diese tollkühne Prüfung der Unerschrockenheit wurde ihm nie verziehen. Man rächte sich, indem man ihn lächerlich und gering darzustellen suchte. Man spottete über seine erhabenen Gesinnungen, über seine Ansichten, die sich besser für ein Königreich als für eine Grafschaft eigneten. Man lachte über seine ernste Haltung, über die schwungvolle Begeisterung, in die er leicht gerieth, ja sogar seine seltsame Kleidung, sein großer Hut, sein kleiner Degen, wurden laut belacht. Wer keinen Maßstab für inneren Werth hat, besitzt gewöhnlich desto mehr Scharfblick für Aeußerlichkeiten. Mißgestimmt verließ Graf Wilhelm das verbündete Heer und zog sich nach seiner Residenz Bückeburg zurück.

Er sollte indessen nicht unthätig bleiben, es wurde ihm unerwartet ein anderer kriegerischer Wirkungskreis eröffnet. Der französische Hof, wo damals Ludwig XV. von seiner Pompadour beherrscht wurde, wollte sich für die Unfälle der Feldzüge in Deutschland schadlos halten durch Portugal, welches durch seine Verbindung mit England genugsamen Grund

zum Kriege zu geben schien. Durch französischen Einfluß wurde Spanien veranlaßt, die Feindseligkeiten gegen Portugal zu eröffnen. Dieses schloß sich nur um so fester an England und erließ eine Kriegserklärung an die beiden verbündeten Höfe von Spanien und Frankreich. Diese rasche Handlungsweise entsprach jedoch Portugals damaliger Lage keineswegs. Alles Kriegswesen war im Verfalle, die Grenzen ohne Vertheidigung, das Heer verwahrlost und ohne zuverlässige Führer.

Die englischen Minister beeilten sich, diesen Mängeln abzuhelfen und Portugal nach Kräften zu schützen; sie sendeten Hülfstruppen und hatten den glücklichen Gedanken, ihre Wahl eines Oberbefehlshabers über das englische und portugiesische Heer auf den Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe zu lenken, in dem sich Alles vereinigte, was in diesen schwierigen Verhältnissen nothwendig war. Gleichzeitig hegte das englische Cabinet auch wohl den heimlichen Wunsch, den Grafen vom deutschen Kriegsschauplatze gänzlich zu entfernen, weil seine Ueberlegenheit dort lästig war.

Graf Wilhelm übernahm nach kurzem Bedenken die angebotene Würde, ordnete seine heimischen Angelegenheiten für eine längere Abwesenheit und schiffte im Frühjahre 1762 über England nach Portugal. Der Ruf seiner Kriegskunde und seiner Waffenerfolge ging ihm voraus. Als er in Oporto landete, wurde er mit glänzenden Freuden- und Ehrenbezeigungen empfangen, seine Ankunft in Lissabon glich einem Triumphzuge. Er hatte ein überaus stattliches Gefolge ausgezeichneter Officiere bei sich, die zum Theil in seinem eigenen Dienste gebildet oder in England von ihm angeworben waren. Die persönliche Erscheinung des Grafen erregte am portugiesischen Hofe Achtung und Bewunderung, er wußte den Glanz des Fürsten mit der Einfachheit des Kriegers glücklich zu vereinigen und verstand es, seinem gebietenden Ansehen Geltung zu verschaffen. Der König ertheilte ihm unumschränkte Vollmacht, wie er sie sich ausbedungen hatte. Einen Jahrgehalt von 3000 Pfund Sterling, sowie ein Geschenk von 40000 Krusaden lehnte er entschieden ab, ließ sich aber doch bewegen, letztere wenigstens zum Besten der Truppen zu verwenden. Widerspruch und Neid erhoben sich indessen auch sehr bald gegen ihn, man feindete ihn als Ausländer an und erschwerte ihm seine Aufgabe in jeder Weise, so sehr der Hof sich auch bemühte, sie ihm zu erleichtern.

Die portugiesische Armee befand sich in einem weit schlimmeren Zustande, als er es für möglich gehalten hatte. Die höheren Officiere waren ganz unfähig und völlig sorglos, die Grade vom Hauptmann abwärts hatten keine Ahnung von den Pflichten und noch weniger von der Ehre ihres Standes. Sie erhielten eine so geringe Besoldung, daß sie oft zu den unpassendsten Erwerbszweigen greifen mußten; viele waren nebenbei Schneider oder Schuhmacher, und ein Hauptmann hatte eine Waschfrau geheirathet, für die er die reine Wäsche ablieferte und die schmutzige wieder abholte. Die meisten waren nun gar Bedienten in den Häusern ihrer Vorgesetzten. Aus dieser elenden Lage mußte Graf Wilhelm erst die portugiesischen Officiere befreien, ehe er auf Ehrgefühl und Ruhmbegierde bei ihnen rechnen konnte. Er sah ein, daß Portugal noch um Jahrhunderte gegen Deutschland zurück sei, und griff deshalb zu Mitteln, die dort schon von der Cultur als barbarisch überwunden waren. So verordnete er das Duell, um das Ehrgefühl zu beleben; bei seinen schaumburgischen Officieren hatte er es früher verboten.

Nach unendlichen Schwierigkeiten gelang es ihm, eine kampfbereite Armee herzustellen. Er wußte mit den geringfügigsten Mitteln immer noch überraschende Erfolge zu bewirken. Eine Zeit lang beschränkte er sich nur auf ein Vertheidigungssystem, das eines Fabius würdig war, dann suchte er durch überraschende Ueberfälle und kleine Gefechte den Feind in Athem zu erhalten und seinen jungen Truppen das Selbstvertrauen beizubringen, welches stets dem Gelingen eines Unternehmens folgt. Mit dem Degen in der Faust ging er dabei überall durch das Beispiel persönlicher Tapferkeit voraus.

Als es endlich zur entscheidenden Schlacht kommen mußte, hatte er bereits viele feste Plätze durch seine rastlose Thätigkeit errichtet und dem Feinde so imponirt, daß

dieser den Angriff verzögerte. Graf Wilhelm nahm nun mit seiner ganzen Streitkraft eine kühne und drohende Stellung dem Feinde gegenüber ein und schnitt demselben durch geschickte Manöver fast alle Zufuhren ab. Graf Aranda, der Anführer der Spanier und Franzosen, ließ das Gerücht aussprengen, er wolle sich nach Spanien zurückziehen, griff aber unerwartet die wichtigsten portugiesischen Festungen an. Ein derartiger früherer Versuch hatte ihm gute Erfolge gebracht, weil Graf Wilhelm von den portugiesischen Generalen im Stiche gelassen wurde. Diesmal aber war dieser doppelt auf seiner Hut, die Festungen hielten sich und die Spanier geriethen in eine schlimme Lage; sie mußten wirklich den anfangs fingirten Rückzug antreten.

Für militärisches Studium ist dieser portugiesische Feldzug lehrreich und interessant, eine ausführliche Beschreibung würde hier zu weit geführt haben. Es befindet sich eine solche in dem Werke Varnhagen's von Ense, welches aus den Mémoires sur la guerre défensive, vom Grafen eigenhändig verfaßt, geschöpft worden ist.

Der Friede zwischen den kriegführenden Mächten wurde am 10. Februar 1763 zu Paris geschlossen, die Spanier mußten sich als besiegt bekennen und das Land vollständig räumen. Graf Wilhelm wurde als Verbündeter in dem Friedensabschluß aufgeführt und erhielt seine Lande zurück, welche die Franzosen noch immer besetzt gehalten hatten. Die Begeisterung für ihren Befreier, den großen deutschen Feldherrn, wie sie ihn nannten, war bei den Portugiesen sehr lebhaft. Der König zeigte ihm seine Huld und Dankbarkeit auf die glänzendste Weise, zu den Titeln eines Feldmarschalls und Generalissimus verlieh er ihm auch den Titel „Hoheit“ und nannte ihn stets il mio primo, mein lieber Vetter.

Der Graf blieb noch in Portugal auf den dringenden Wunsch des Königs und des allmächtigen Ministers Pombal, desselben, der in der Zeit des Erdbebens von Lissabon der Regenerator Portugals geworden war und es mit starker Hand besseren Culturzuständen zuführte. Er hatte erkannt, wie viel Graf Wilhelm in der kurzen, ungünstigen Zeit für das Kriegswesen geleistet hatte, und wünschte das schaffende Talent des deutschen Feldherrn noch länger für die Selbständigkeit Portugals wirksam zu machen.

Graf Wilhelm setzte die Uebungen und Verbesserungen in der Armee fort und erbaute kunstreiche Festungen. Die größte derselben ließ der König la Lippe nennen zum Andenken an den Grafen. Sein Einfluß erstreckte sich auch auf die Landesverwaltung; die Volksschulen wurden verbessert, und für die gelehrte Bildung sorgte er mit besonderer Vorliebe. Er verordnete, daß alle ausgezeichneten Werke der englischen, französischen und deutschen Literatur in das Portugiesische übersetzt wurden.

Auch das Finanzwesen und die diplomatischen Beziehungen zu den Großstaaten hatten sich seiner wohlthätigen Einwirkung zu erfreuen. Er handelte überall gemeinschaftlich mit dem geistvollen Minister Pombal, der auch im Privatleben ihm als Freund nahe stand. Aber als Ausländer mußte er trotz der Mäßigung und Zurückhaltung, die er sich bei allen Unternehmungen zum Gesetz gemacht hatte, dennoch viele Anfeindung und Verkennung erdulden, auch Pombal hatte eine heftige Gegenpartei in Portugal.

Der spanische Hof drang fortwährend heimlich auf Entfernung des deutschen Feldherrn, der ihm verhaßt war, weil er unüberwindlich gewesen.

Graf Wilhelm's Scharfblick bemerkte es sehr bald, daß gegen ihn conspirirt wurde; er beeilte sich, dem zuvorzukommen, da ohnehin Pflicht und Wunsch ihn nach der Heimath riefen.

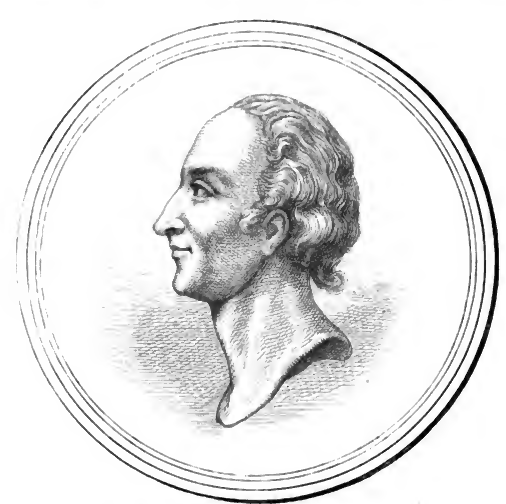
Er nahm seinen Abschied; er wurde aufs Huldvollste vom König entlassen und mit reichen Ehrengeschenken überhäuft, die er diesmal nicht ablehnen konnte. Es waren darunter sechs kleine Kanonen von gediegenem Gold, ein seltenes Münzcabinet, eine Anzahl prächtiger Pferde, vier Adler und andere Merkwürdigkeiten, die noch lange nachher in Bückeburg die Bewunderung der Schaulustigen erregten.

In seinem Lande empfing man ihn mit wahrem Jubel; man hatte in der Ferne stolz und freudig alle seine Unternehmungen bewundert. Mit mehr Ruhe und Besonnenheit als das erste Mal ergriff er nun die Zügel der Regierung. Seine

Erfahrungen in Portugal und die Belehrungen eines Staatmannes wie Pombal waren ihm von großem Nutzen. Er ließ sich die bürgerliche Wohlfahrt seiner Unterthanen besonders angelegen sein, ohne jedoch seine militärischen Bestrebungen ganz aufzugeben. Er vollendete die berühmte kleine Musterfestung Wilhelmstein auf einer Insel in dem sogenannten Steinhuder Meer, einem Landsee in den Moorstrecken, welche die Grafschaft begrenzten. Er errichtete dort eine vortreffliche Militärschule, aus der mehrere tüchtige Krieger hervorgegangen sind. Unter Anderen war der preußische General von Scharnhorst ein Zögling derselben. Er hat die Grundidee zur Organisation der Landwehr den Einrichtungen des Grafen Wilhelm entlehnt, das militärische Genie desselben übte also seinen wohlthätigen Einfluß bis auf die berühmte Neuzeit aus.

Scharnhorst versicherte immer, er könne sich nicht, ohne Enthusiasmus und Rührung zu empfinden, an die Unterrichtsstunden und Anordnungen seines fürstlichen Lehrers erinnern.

Graf Wilhelm fühlte sich nach den überstandenen Kriegsunruhen gedrungen, die Segnungen des Friedens zu genießen. Seine Liebe für Kunst und Wissenschaft erwachte in erhöhtem Grade. Er war besonders der Musik zugethan wie alle Menschen von lebhafter Empfindung; er berief einen der Componisten aus der berühmten Familie Bach, Joh. Chr. Frdr. Bach, der noch jetzt zum Unterschiede von seinen musikalischen Namensverwandten „der Bückeburger Bach" genannt wird. Stunden lang erfreute sich der Graf an seinem Orgelspiel und dem damals noch so unvollkommenen Clavier, dessen Einfachheit aber durch die melodiereichen Compositionen Bach's wirkungsvoll genug wurde.



Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe.

Graf Wilhelm spielte selbst mit vieler Fertigkeit Clavier; sein einziger Genuß waren die Hofconcerte, welche sein Capellmeister einrichtete. Er lebte überhaupt sehr eingezogen, sparsam und glanzlos an

seinem kleinen Hofe, weil er es für wichtiger hielt, bedeutende Summen zum Besten des Landes zu verwenden. Auch zur Unterstützung der Gelehrtenwelt war er stets bereit und gewann sich dadurch einen Freund, der bald sein einsames Leben theilen und verschönen sollte. Es war dies Thomas Abbt, Professor an der hessischen Universität Rinteln, einem Landstädtchen ganz in der Nähe von Bückeburg.

Der junge Gelehrte fühlte sich dort in beschränkten und anstrengenden Verhältnissen sehr unglücklich, mußte aber trotz seines rasch steigenden Ruhmes als geistreicher Schriftsteller in der kümmerlichen Stelle aushalten. Er gehörte zu der Richtung, welche Lessing in der Literatur hervorgerufen hatte, und war ein eifriger Mitarbeiter an dessen Literaturbriefen. Seinen Namen hatte er aber hauptsächlich bekannt gemacht durch die Abhandlungen: Vom Verdienst, von der starken Seele, dem großen Geiste, der Güte und dem Wohlwollen des Herzens, sowie durch die begeisterte Schrift vom Tode fürs Vaterland.

Es ist viel Gelehrsamkeit und Schwung darin, aber Abbt's Stil, der damals für pikant und glänzend galt, ist für die jetzige Zeit völlig ungenießbar geworden. Daß er so schnell veraltete, liegt indessen in der Mittelmäßigkeit seines Talents, das sich nicht über die Schranken des schlechten Zeitgeschmackes zu erheben vermochte, denn viele seiner berühmten Zeitgenossen sind ja noch jetzt lesbar und sogar Musterbilder geblieben. Der frühe Tod, der ihn in der Blüthe der Jugend überraschte, hat ihm aber einen Nimbus verliehen und seine Fehler schwanden vor den glänzenden Erwartungen, die man allgemein gehegt hatte.

Graf Wilhelm hatte mit Entzücken seine Abhandlung vom Tode fürs Vaterland gelesen, der Gegenstand riß ihn hin, weil er seine Seele im Stillen stets erfüllt hatte. Er forderte den Verfasser brieflich zu einem Besuch auf und ließ ihn in einem sechsspännigen Hofwagen abholen, was in dem kleinen Städtchen Staunen und Aufsehen erregte. Die schmeichelhafte Anerkennung eines so berühmten Mannes wie Graf Wilhelm war für den jungen Schriftsteller ein wahrer Triumph.

Ganz beglückt schrieb er darüber an seinen Freund, den bekannten Philosophen Moses Mendelssohn:

„Der Graf von Bückeburg ist mir ein rechtes Fest gewesen, nicht weil er ein hochgestellter Mann ist, sondern weil er der Welt ein glänzendes Beispiel gegeben und ihre Aufmerksamkeit erregt hat. Sie kennen ihn unstreitig, denn er hat sich, da ich mich nicht bezähmen konnte, mit Ihrer Freundschaft mich ein wenig zu zieren, Ihrer sehr wohl erinnert. Ich habe mich drei volle Stunden mit ihm unterhalten und habe überraschend viel Kenntnisse und große Ideen in ihm zu bewundern gefunden. Das Große in den Thaten, wenn er es beschrieben findet, ist seine Wonne. Ich halte ihn nicht für einen von den lebhaften Geistern, denen die Einfälle mit den Wachskerzen bei Tische kommen, und die manchmal so was Glückliches sagen, daß sie sich selbst Verstand zutrauen. Er hat auch nicht die Leichtigkeit im Ausdrucke, die Einen zuweilen der Mühe des Denkens überhebt, und dadurch Einem mit den Worten ganz unvermuthet ein Gedanke zurollt, so wie bergab ein Wagen läuft, auch wenn er nicht mehr gezogen wird. Hingegen scheint er mir eine tiefe und richtige Ueberlegung zu besitzen und mit Sicherheit gut zu denken. Er kennt alle berühmten Schriftsteller; aus Shakespeare kann er die besten Stellen auswendig, und aus lateinischen Autoren führte er Citate an, die mich und andere gelehrte Tischgenossen beschämten."

Die persönliche Bekanntschaft machte auf beide Theile einen so günstigen Eindruck, daß der Graf dem jungen Gelehrten eine Stelle als Titular-Regierungsrath mit völliger Muße für seine Muse antrug, worüber dieser sehr glücklich war. Es herrschte ein wahrer Enthusiasmus der Freundschaft zwischen beiden Männern trotz der Verschiedenheit des Alters und der Stellung. Abbt wohnte im Schloß und war bis zu seinem Tode unzertrennlich von seinem Gönner und Freunde.

Es war, als wenn Graf Wilhelm's Herz jetzt dafür belohnt werden sollte, daß es sich so lange in dem Schweigen edler Selbstüberwindung geübt hatte, denn in dem nämlichen Jahre, als der Genius der Freundschaft seine Einsamkeit erhellte, wurde auch die Flamme der reinsten, beglückendsten Liebe für ihn angezündet.

Der erste Funke der Entstehung war von seiner Seite Mitleid, von der anderen Seite Dankbarkeit.

Sein Adjutant, ein junger Graf Lippe-Biesterfeld, entfernten Grades mit ihm verwandt, besaß eine Zwillingsschwester, mit seltener Schönheit und Liebenswürdigkeit ausgestattet; aber dem Geschwisterpaare war das traurige Loos gefallen, einen unwürdigen Vater zu haben. Derselbe hatte seine Vermögensverhältnisse nicht nur gänzlich zerrüttet, sondern auch noch seit dem Tode seiner Gemahlin so anstößige Verbindungen angeknüpft, daß einem jungen Mädchen der Aufenthalt im Vaterhause unerträglich werden mußte. In dieser peinlichen Lage schrieb die junge Gräfin Maria an ihren Bruder und bat ihn, ihr eine wenn auch untergeordnete Stelle außerhalb zu verschaffen. Dieser war darüber außer sich und theilte in seiner Betrübniß und in der Hoffnung auf guten Rath seinem Gönner den Brief der Schwester mit.

Der Brief eines jungen Mädchens ist ein Spiegelbild ihres Inneren; Graf Wilhelm ward gerührt von der Schönheit und Güte der Seele, welche sich ihm hier enthüllte. Er sah es für Ritterpflicht an, die traurige Lage der jungen Gräfin zu erleichtern und nicht zu dulden, daß sie in eine Stellung gerathe, die unter ihrem Stande war. Er ritt schleunig hinüber nach dem Schlosse von Stadthagen, wo seine Stiefmutter wohnte, mit der er längst wieder ausgesöhnt war, und bat sie um eine Hofdamenstelle für seinen Schützling. Dann ließ er das junge Mädchen durch den Bruder abholen; sie kam, und ihre äußere Erscheinung war noch herzgewinnender als ihr Brief. Graf Wilhelm warb um sie; ihre Seele war von Dankbarkeit und Hochachtung für ihn erfüllt, sie ward seine in demüthiger Liebe ihm ergebene Gemahlin. Sie wurde die Freundin seiner Seele, der Brennpunkt seiner Gedanken, die Krone seines Lebens.

Nach fünf Jahren erreichte dies schöne Eheglück seinen Höhepunkt in der Geburt eines holden Kindes, eines Töchterchens. Die Elternliebe feierte den kleinen Abgott mit wahrhaft rührendem Entzücken und ahnte nicht, daß der Todesengel so bald seine Küsse mit den ihrigen vermischen würde. In der lieblichsten Blüthezeit des Kindesalters, im vierten Jahre, welkte die zarte Knospe dem Grabe zu; das irdische Glück ihrer Eltern sank mit ihr hinab.

Bereits einige Jahre früher hatte der Tod auch schon den jugendlichen Thomas Abbt dahingerafft. Die Lücke blieb dem Herzen des Grafen immer fühlbar, doch sehnte er sich nach einem Ersatze für den täglichen Umgang, bei welchem ihm eine Erhöhung des geistigen Elementes Bedürfniß geworden war.

Herder schrieb damals einen Nachruf auf den jungen Freund des Grafen unter dem Titel: Thomas Abbt, ein Torso, ihn mit den edeln Bildsäulen der Antike vergleichend, die unvollendet geblieben sind. Graf Wilhelm las mit Rührung dies ehrenvolle öffentliche Zeugniß über seinen Liebling und freute sich, bei dem berühmten Herder so viel Sympathie mit seiner Trauer zu finden. Er ließ dem Dichter das Anerbieten machen, die Stelle eines Hofpredigers bei ihm einzunehmen. Herder folgte dem schmeichelhaften Rufe und blieb fünf Jahre, von 1771 bis 1776, in Bückeburg in sehr angenehmen und ehrenvollen Verhältnissen. Den Werth des Grafen Wilhelm erkannte er vollkommen, aber er verstand nicht wie Abbt, Anklang und Mittheilungstrieb bei ihm zu wecken.

Der Verlust des jungen anregenden Freundes und des geliebten Kindes hatte die natürliche Anlage zur Verschlossenheit bei ihm vermehrt. Dagegen gestaltete sich ein sehr schönes Verhältniß zwischen Herder und der Gräfin Marie, sie erbat und empfing von ihm den Trost der Religion, als ihr Herz zu verbluten drohte unter dem Weh um den Tod des einzigen Kindes.

Sie stand im eifrigen Briefwechsel mit Herder, obwohl sie, ihren Sommeraufenthalt abgerechnet, fast immer mit ihm an demselben Orte wohnte; seine Tröstungen schienen ihr schriftlich nachhaltiger, und sie selbst bedurfte der Ruhe und Sammlung bei den Mittheilungen ihrer religiösen Gedanken.

In Herder's Biographie zur Gesammtausgabe seiner Werke sind diese Briefe der Gräfin Marie zum Theil abgedruckt und richtig als „echte Bekenntnisse einer schönen Seele“ bezeichnet. Rührend ist

die Selbstanklage dieser fleckenlosen Natur, sie konnte sich nie genug thun und vermochte sich doch nur der einzigen Sünde zu zeihen, daß ihr Schmerz unheilbar, wenn auch ergeben und still war.

Ihrer sanften Frömmigkeit gelang es auch, den trüben Ernst ihres Gemahls zu mildern. Die gegenseitige seelenvolle Neigung und Hingebung des edeln Paares wurde durch die gemeinschaftliche Trauer um das holde Kind nur noch gesteigert. Diese Ehe sollte als christliches Musterbild dargestellt werden, sie war ein Hymnus jenes Glückes, welches in das Jenseits ragt.

Die Gräfin Marie war sehr viel jünger als ihr Gemahl, aber Liebe glich den Unterschied der Jahre und der natürlichen Anlagen aus; sie wußte sich ganz in ihn hineinzuleben. Sie ward der beredte Mund seiner stillen und großen Gedanken, sie ward seine Vorleserin, sie bewahrte seine Schriften und errieth jeden seiner Wünsche auf den leisesten Wink. Die Erscheinung dieser lieblichen, frommen Frau neben dem starken, edeln Manne würde in früheren Jahrhunderten im Verklärungsschimmer der Legende gesehen worden sein. Das schöne Leben und der frühe Tod des holden Wesens ist wie ein Gedicht, wie eine Elegie am Schlusse der Epopöe, der kriegerischen Laufbahn des Grafen Wilhelm. Im Schlosse zu Bückeburg in einem großen Ballsaale kann sich das Auge nicht losreißen von zwei hellen Gemälden, die sich von der dunklen Gobelintapete abheben. Es ist ein lebensgroßes Bild des Grafen Wilhelm in der rothen Uniform eines hannoverschen Generalissimus, umgeben von militärischen Emblemen, gedankenvoll und heroisch, in voller Manneskraft steht er da; seine Gemahlin ist in jugendlicher Schönheit auf dem anderen Gemälde zu sehen im einfachen weißen Kleide, zart und demüthig stellt sie das Bild echter Weiblichkeit dar — eine weiße, reine Marienblume neben einer Eiche meint der Beschauer zu sehen.

Der persönliche Eindruck, welchen das edle Paar hervorbrachte, soll hier noch kurz mit den eigenen Worten eines seiner Zeitgenossen, des berühmten Philosophen Moses Mendelssohn, geschildert werden, der in dem Badeorte Pyrmont diese interessante Bekanntschaft gemacht hatte; er schrieb darüber in seinen Anmerkungen zur Herausgabe von Abbt's Werken:

„Ich habe diesen seltenen Grafen kennen gelernt. Er schien mir in der That fähig, einem jugendlichen, dem Guten und Geistigschönen ergebenen Gemüthe, wie unser Freund Abbt gewesen, den hohen Enthusiasmus einzuflößen, mit welchem dieser für ihn eingenommen war. Ich sah einen Mann von langer Gestalt, stark von Gliedmaßen und abgehärtet, aber von innerem Harme äußerst abgezehrt. Dieses unsanfte Aeußere machte mit dem sehr sanften und menschenfreundlichen Wesen, von welchem er beseelt war, den auffallendsten Contrast. Fremd und abschreckend war er dem ersten Anblicke nach, aber ganz Sanftmuth und Theilnahme, je näher man ihm kam, strenger Ernst von Außen und weichmüthige Menschenliebe im Herzen: die feinste griechische Seele in einem rauhen westfälischen Körper. In seinem Aeußerlichen, in Kleidung, Gang und Benehmen nachlässig bis zum Sonderbaren, deshalb für gemeine Augen oft lächerlich; in seinem Ausdrucke sorgsam bis zum Gesuchten, in seinen Gesinnungen ungeschmückt, edel bis zum Erhabenen. Die Gräfin, seine Gemahlin, ist eine Dame von seltener Schönheit und Gemüthsanlage; in Leben und Gesinnungen ist sie ganz von dem Willen und den Meinungen ihres Gemahls abhängig, sie ist ihm völlig gleich gestimmt. Sie lieben sich mit inniger, fast romantischer Zärtlichkeit, vielleicht zu sehr, um ein ganz glückliches Ehepaar zu sein, denn die große Empfindsamkeit ist allezeit der menschlichen Glückseligkeit störend."

Die junge Mutter erlag dem unheilbaren Kummer um ihren frühverklärten Liebling, den sie zu leidenschaftlich geliebt. Am dritten Jahrestage nach dem Tode des Kindes ging das Ehepaar nach dem Jagdschlosse „Zum Baum", wo sie seit ihrer Ehe vorzugsweise gern geweilt hatten, und wo auch ihr Kind in einem kleinen Mausoleum in tiefster, grünster Waldeinsamkeit begraben war. Hier starb die Gräfin Marie im Rosenmonat an ihrem Geburtstage, den 16. Juni 1776. Wenige Tage vorher hatte sie noch an ihren Seelsorger und Freund Herder geschrieben, um ihm einige Wohlthätigkeitsspenden für die Armen zu übersenden. Ihr

Gemahl hatte immer noch gehofft, ihre wankende Gesundheit wieder befestigt zu sehen, ihr Tod war ihm eine furchtbare Ueberraschung, er gab sich dem leidenschaftlichsten Schmerze hin, der starke Mann, der ungebeugt so viele Gefahren bestanden, brach zusammen und richtete sich nicht wieder auf.

Er starb an seinem Grame, er hatte ihn mit seinem Herzblute genährt, und als das Trauerjahr abgelaufen war, legte man auch ihn in dieselbe Grabstätte mit seinem geliebten Weib und Kinde. Seine letzten Lebenstage hatte er dazu verwendet, dieselbe für seine Geliebten zu schmücken und sich sein Grab neben ihnen bereiten zu lassen. Er starb den 16. Sept. 1777.

Der Wanderer, der in der reizenden Weserlandschaft unweit der blauen Bergkette der westfälischen Pforte das gesegnete Fürstenthum Bückeburg betritt, wird des edeln Grafen Wilhelm gedenken und seine Grabstätte in der lieblichen, grünen Wildniß des Schlosses „Zum Baum" aufsuchen. Die bemoosten Wappenschilder, das verwitterte Gemäuer des Grabes machen keinen traurigen Eindruck, denn die Worte, welche Graf Wilhelm hier zum Andenken an seine Liebe in Stein hauen ließ, geben noch immer ein freudiges Zeugniß von dem unvergänglichen Glücke der Tugend und des Glaubens:

„Heilige Hoffnung, Ausfluß göttlicher Kraft, Quelle des beglückenden Gedankens, daß Verbindungen, welche den erkenntnißfähigen Theil unseres Wesens vereinigen, aller Umbildungen des Wandelbaren ungeachtet, unzerstörbar bestehen."

Der Südsee-Schwindel in England.

Von

S. Sugenheim.

Im Großkrachjahre 1873 — wie oft und von wie Vielen mag da nicht voller Entrüstung ausgerufen worden sein: „Ein solcher Schwindel ist noch nicht dagewesen!" Fehlgeschossen! Ist schon oft dagewesen, aber nur die Wenigsten, nur die wissen es, die sich überhaupt leidlicher Bekanntschaft mit der inneren, zumal mit der Handels- und Finanzgeschichte der drei letzten Jahrhunderte rühmen können. Die krankhafte Sucht so vieler Millionen Erdenbürger, ohne Arbeit reich zu werden und besonders schnell reich zu werden, ist schon viel häufiger, als man für möglich halten sollte, die Mutter einer fabelhaften Leichtgläubigkeit geworden. Und wann hätte es je an Menschen gefehlt, die durch die Wahrnehmung dieser Schwäche gereizt wurden, sie auszubeuten, und sich darauf meisterlich verstanden?

Von dieser gewöhnlichen Genesis der meisten jener Schwindelpläne und Unternehmungen, die mit unsäglichem Jammer, mit dem Ruin von Millionen endeten, ist die Entstehung der Südsee-Compagnie jedoch sehr verschieden. Sie hängt nämlich aufs Engste mit Plänen und Unternehmungen zusammen, die bezweckten, den Briten die gewaltige Bürde ihrer Staatsschuld zu mindern. Die Revolution von 1688, durch welche die Stuarts vom englischen Throne gestürzt und der große Oranier Wilhelm III. auf denselben erhoben wurde, hatte diesen bekanntlich in einen achtjährigen Kampf (1689—1697) mit dem Franzosenkönige Ludwig XIV., dem Freunde der Entthronten, gestürzt, der eben so schwer und blutig, wie kostspielig war. Die bis dahin zur Bestreitung der Ausgaben genügenden Jahreseinkünfte des Landes reichten fortan lange nicht mehr dazu aus, und eine entsprechende Erhöhung der Steuern war unthunlich. Denn sie würde die sehr großen Schwierigkeiten, mit welchen die neue Regierung im Innern ohnehin schon zu ringen hatte, im bedenklichsten, in einem Grade gesteigert haben, der diese das Schlimmste fürchten ließ. Eine Mehrbelastung der Industriellen und der übrigen arbeitenden Classen, wie sie zu dem angedeuteten Behufe erforderlich gewesen wäre, würde dem Handel, den Fabriken und Gewerben einen furchtbaren Stoß versetzt und dadurch unter jenen voraussichtlich eine Unzufriedenheit erzeugt haben, welche die gewaltigen Anstrengungen der im Lande noch immer sehr zahlreichen Anhänger der vertriebenen Jakobiten, diese dorthin zurückzuführen, so mächtig unterstützt hätte, daß Wilhelm III. schwerlich noch lange in London

sich hätte behaupten können. Unter diesen Umständen war es nicht des Letztern freie Wahl, sondern der Drang einer gebieterischen Nothwendigkeit, was ihn bestimmte, die großen Summen, die der Krieg gegen Ludwig XIV. verschlang, auf einem andern, auf einem neuen Wege, durch Schuldenmachen, durch Contrahiren von Anleihen sich zu verschaffen.*

Es entstand dadurch in England, wie schon früher in Holland, ein neuer Handelszweig, das Staatspapiergeschäft. Eröffnet wurde dasselbe von der Regierung mit der Ausgabe langer Annuitäten. Nachdem der Oranier mittelst Stiftung neunundneunzigjähriger Leibrenten, die in den ersten acht Jahren (bis 1700) in zehnprocentiger, in den folgenden aber in siebenprocentiger Verzinsung des dargeliehenen Capitals bestanden, die mäßige Summe von 881 493 Pfund Sterling (1692) aufgenommen, verschaffte er sich im nächsten Jahre eine Million Pfund Sterling durch Ausgabe kurzer Annuitäten; diese bestanden in vierzehnprocentiger Verzinsung der Darlehnssumme während sechszehn Jahre, und in einem Lotterieloos als Dreingabe. Die bald darauf (1694) erfolgte Gründung der Bank von England durch eine Gesellschaft von Kaufleuten der Londoner City, an deren Spitze der Schotte William Paterson stand, ermöglichte es dem Könige, diese primitive und für beide Theile nichts weniger als vortheilhafte Art der Anleihen mit der modernen und rationellern zu vertauschen. Für das erste Privilegium der Errichtung einer öffentlichen Zettel-, einer Bank mit dem ausschließlichen Rechte der Notenausgabe (vom 27. Juli 1694) streckte die Gesellschaft der Regierung 1 200 000 Pfund Sterling in solchen Noten gegen achtprocentige jährliche Verzinsung vor. Während seiner im Ganzen nur vierzehnjährigen Regierung contrahirte Wilhelm III. in diesen und anderen Weisen 44 100 795 Pfund Sterling Schulden, die indessen durch starke Rückzahlungen in den letzten Friedensjahren derselben zur Zeit der Thronbesteigung seiner Schwägerin Anna (1702) auf 19 950 945 Pfund Sterling reducirt, aber beim Tode derselben (1714) durch den spanischen Erbfolgekrieg, welchen sie sogleich gegen Ludwig XIV. beginnen und fast während eines Decenniums fortführen mußte, wieder auf 54 145 363 Pfund Sterling angewachsen waren. Da diese für die hier in Rede stehende Zeit kolossale Summe noch immer meist mit sechs Procent, ein kleiner Theil sogar noch höher verzinst werden mußte, betrug die vom englischen Volke damals aufzubringende jährliche Zinsenlast seiner Nationalschuld über 3 350 000 Pfund Sterling, welche eine Erhöhung der Steuern fast auf das Dreifache dessen nöthig machte, was sie zur Zeit Wilhelm's III. betragen. Nur befestigt, wie die Whigregierung nunmehr war, durfte sie solche jetzt wagen.

Aber dieser Umstand, die durch dieses ungeheure Anschwellen der Staatsschuld und der Staatslasten hervorgerufene steigende, immer allgemeiner werdende Unzufriedenheit mit derselben, hat ihren Todfeinden, den Tories, ihren Sturz (1710) wesentlich erleichtert. Robert Harley und Henry St. John (die nachmaligen Lords Oxford und Bolingbroke), die Chefs der Letzteren wurden durch die Wahrnehmung, daß die Börse, welche durch die immer größeren Dimensionen, die der Handel mit Staatspapieren fort und fort gewann, da viele Capitalien in denselben schon angelegt waren, bereits eine ganz respectable Macht geworden, mit hohem Disconto und ausgeprägtester Flauheit die neue Regierung begrüßte, um so mehr beunruhigt, da auch gleichzeitig die Bank selbst auf die solidesten Garantien eine Anleihe von 100 000 Pfund Sterling ihnen verweigerte. Sie empfanden um so dringender das Bedürfniß, das ihnen dergestalt bewiesene, entschiedene Mißtrauen in das Gegentheil umzuwandeln, da sie durch Verminderung der Volkslasten darthun wollten, daß sie besser, volksfreundlicher und haushälterischer als ihre Vorgänger seien und gegen den Willen eines noch immer sehr großen Theiles, wenn nicht gar der Mehrheit der Nation Frieden mit Frankreich schließen wollten. Auch wünschte namentlich Harley lebhaft, zur Bethätigung seiner guten, vertrauens-

* Mac Culloch, Descriptive and statistical Account of the British Empire T. II, p. 428 (fourth Edit. London 1854). Weeveringh, Handleiding tot de Geschiedenis der Staatsschulden II. (Buitenlandsche), 101 sq. (Haarlem 1852—1855).

würdigen Absichten und seines finanziellen Geschicks, schon jetzt, während des noch fortwogenden Krieges, wenigstens anscheinend einen Theil der Staatsschuld zu tilgen, den Druck ihrer Zinsenlast zu mindern, ohne die dazu erforderlichen Geldmittel zu besitzen. Um sich solche zu verschaffen zur Ausführung der angedeuteten Kunststücke, bedurfte er vor Allem der Unterstützung der Geldmächte der Londoner City, und um diese zu gewinnen, köderte er ihre Habgier mit den unermeßlichen Gold- und Silberschätzen, die, wie man von jeher und auch damals, und nicht bloß in Großbritannien, in den weitesten Kreisen glaubte, in Südamerika noch immer zu holen waren. In der Absicht offerirte er einer Gesellschaft, die ihn in den Stand setzen werde, die Staatsschuld (anscheinend) um ungefähr 9400000 Pfund Sterling zu verringern, oder vielmehr die Bestreitung der jährlichen Zinsenlast dieser Summe gegen Schuldscheine, welche die Regierung erst einzulösen brauchte, wenn es sie nicht mehr genirte, übernehmen würde, das Privilegium zu einer neuen Compagnie für den ausschließlichen Handel längs der ganzen Ost- und Westküste Amerika's. Der Funke zündete; ein ungeheurer Zudrang, sogar von solchen, die kaum wußten, wo dieser Welttheil eigentlich lag, zur Subscription auf die fraglichen Schuldscheine fand statt, deren Inhaber somit auch die des Monopols des Handels nach den spanischen Colonien der Südsee wurden, unter welchem Namen man damals Theile sowohl des Atlantischen wie des Stillen Oceans begriff.

Schlau genug hatte das Ministerium, um die Bildung der neuen Handelsgesellschaft zu beschleunigen, für die starke Verbreitung des Gerüchtes gesorgt, es beabsichtige, in Süd-Amerika mit Waffengewalt Niederlassungen zu gründen, um sich einen Antheil an dessen reichen Edelmetallgruben zu verschaffen. Später streuten seine Anhänger sogar angelegentlichst auch das Gerücht aus, Spanien, mit welchem man damals schon Friedensunterhandlungen angeknüpft hatte, wolle bei dem demnächstigen Friedensschlusse den Briten vier Häfen an Peru's und Chili's Küsten abtreten. Alle Welt glaubte schon an baldigen massenhaften Tausch der Manufacturerzeugnisse Englands gegen die Schätze der Minen von Potosi und Mexiko, die sich dann zunächst natürlich in den Schoß der Südsee-Compagnie ergießen würden. Hauptsächlich dadurch glückte dieser Meisterstreich Harley's, den seine Anhänger laut als einen zweiten Sully oder Colbert priesen, so schnell, eine hübsche Anzahl der Staatsgläubiger Albions unter der Firma einer Handelsgesellschaft zu verstecken und dieses nette Stücklein durch einen Parlamentsbeschluß anstandlos sanctioniren zu lassen. Er besagte wörtlich: „Zur Befriedigung der öffentlichen Schulden, zur Errichtung einer Gesellschaft, um Handel nach der Südsee zu treiben, zur Aufmunterung der Fischerei, zur Förderung der Freiheit des Handels mit unverarbeitetem Eisen wird u. s. w." Und ein königlicher Freibrief vom 8. September 1711 bestätigte unter dem Namen der „Obervorsteher und die Gesellschaft der Kaufleute von Großbritannien, die nach den Südmeeren und anderen Gegenden von Amerika handeln," und zur Aufmunterung der Fischerei die Genossenschaft, welcher der ausschließliche Handel südlich vom Orinoco an der Ost- und Westküste Amerika's übertragen wurde.

Aber das, was das Cabinet von St. James durch den fraglichen Frieden von Utrecht (1713) in dem Betreff in Wahrheit erlangte, blieb weit hinter diesen Vorspiegelungen zurück; Spaniens König Philipp V. trat ihm nicht einen Hafen in Südamerika ab, sondern verstand sich nur zur Gewährung des sogenannten Assientovertrags, d. h. eines dreißigjährigen Monopols der Sclaveneinfuhr, des alleinigen schmählichen Rechtes, die spanischen Colonien in Amerika mit Negern zu versehen, so wie der Befugniß, jährlich eine einzige Schiffsladung von Waaren, unter 500 Tonnen, gegen eine ganz ansehnliche Abgabe, nach dem Hafen von Portobello zu senden. Wurde dieses sogenannte Assientoschiff auch möglichst zum Schmuggel benutzt, so war der Gewinn doch lange nicht so bedeutend, wie man gehofft, da die westindischen Colonien in diesem Gewerbe bei weitem den Vorsprung hatten. Somit konnten die glänzenden Luftschlösser, mittelst welcher Harley die Südsee-Compagnie geködert hatte, nicht verwirklicht werden; für ihr im Ganzen

beschränktes Geschäft war ihr Fond und vor Allem ihre Speculationswuth viel zu groß. Man sann also noch auf weitere, auf neue Unternehmungen. Auch hier wußte die Regierung Rath; sie schlug der Gesellschaft Betheiligung an ferneren Operationen zur Minderung der Nationalschuld und namentlich zur Reduction der Zinsenlast derselben vor; jene belief sich am 31. December 1716 noch auf 48374501 Pfund Sterling, deren Verzinsung, meist noch zu sechs Procent, jährlich 3117296 Pfund Sterling erforderte. Die Compagnie, die schon jetzt als eine Rivalin der Bank von England galt, ging auf den fraglichen Vorschlag gern ein, da durch ihre fortwährende Theilnahme an solch bedeutenden und auch patriotischen Finanz-Unternehmungen ihr Ansehen natürlich immer höher stieg.

Und in der That gelang es dem Ministerium mit ihrer Hülfe auch bereits im nächsten Jahre (1717), die Zinsen-Reduction des größten Theiles der Staatsschuld von sechs auf fünf Procent, und damit eine jährliche Zinsenersparniß von 328560 Pfund Sterling durchzusetzen. Nachdem die Gesellschaft durch eine dreimalige Subscription ihr Capital auf die für jene Tage kolossale Summe von 33802203 Pfund Sterling erhöht hatte (1720), ward dasselbe in zwei gleiche Hälften getheilt. Die eine verblieb ihr roulirendes Handelscapital, mit der andern schlug (Januar 1720) John Blunt, einer ihrer einflußreichsten und unternehmendsten Directoren, dem damaligen Premier-Minister Earl von Stanhope fernere Finanzoperationen zur Reduction der Nationalschuld und Minderung ihrer Zinsenlast vor. So namentlich die Umwandlung aller noch existirenden unablösbaren Renten (Annuitäten und Tontinen) in ablösbare, und die weitere Herabsetzung des Zinsfußes der Staatsschuld von fünf auf vier Procent. Nach dem dem Unterhause vorgelegten Plane sollte die Compagnie autorisirt werden, alle Capitale der Staatsschuld, mit Ausnahme der 30981864 Pfund Sterling, von welchen die Bank und die ostindische Compagnie Gläubiger waren, in ihre Actien zu verwandeln, so daß die kleineren und kleinen Staatsgläubiger wie zumal auch alle noch vorhandenen Besitzer von Rentenbriefen Actionäre der Südsee-Compagnie wurden. Für das eingezogene Capital wollte diese von der Regierung nur noch bis Johanni (24. Juni) 1727 fünf, von da an aber bloß noch vier Procent Zinsen genießen; auch sollte das Gouvernement das ganze Capital jederzeit tilgen können. Für das Privilegium machte die Gesellschaft sich anheischig, 3½ Millionen Pfund Sterling zu zahlen. Die Bank bot sogleich 2 Millionen mehr, trotzdem sie bislang nur sehr wenig Lust bezeigt, zur Reduction der Nationalschuld und ihrer Interessen irgend nennenswerth mitzuwirken. Beide Compagnien fuhren jetzt fort, einander zu überbieten; jede von ihnen schien bereit, sich zu ruiniren, nur um das Vergnügen zu haben, über die andere zu triumphiren. Schließlich wurden die Directoren der Südsee-Gesellschaft von einer außerordentlichen General-Versammlung der Actionäre zu dem wahnwitzigen Gebot von 7567500 Pfund Sterling ermächtigt, welches vom Ministerium auch angenommen ward.

Es bildete die eigentliche, die vornehmste Ursache der nachmaligen Katastrophe, welcher leicht noch hätte vorgebeugt werden können, wenn der Vorschlag Aislabie's, des Kanzlers der Schatzkammer, der eine Ahnung der Gefahr gehabt zu haben scheint, beide Gesellschaften sollten die riesige Operation zusammen, also auch mit verdoppelten Kräften unternehmen, von John Blunt nicht mit dem Salomon'schen Worte: „Nein! Sir. Wir werden das Kind nie theilen!“ hochmüthig abgelehnt worden wäre.* Das phantastische Project begegnete sowohl im Unter- wie im Oberhause dem energischsten Widerspruche, zumal bei dem nachmaligen langjährigen Premier-Minister und hochverdienten Patrioten Robert Walpole, Grafen von Orford. Dieser deckte im Hause der Gemeinen die Hohlheit, das Schwindelhafte des ganzen Südsee-Unternehmens auf und prophezeite, gleich einer zweiten Kassandra, genau all die Uebel, die daraus erfolgen müßten, sowohl die materiellen wie die moralischen. Unter den letzteren betonte er besonders, daß die steigende Gewöhnung an den leichten Gewinn des

* Lord Mahon, History of England from the peace of Utrecht to the peace of Aix-la-Chapelle T. I, chapter XI.

Börsenspiels den Genius der Nation dem reellen Handel und der soliden Industrie mit ihren Mühen und anstrengenden, aber auch in hohem Grade bildenden Arbeiten immer mehr abwenden werde. Auch verlangte er Garantien gegen das künstliche Hinauftreiben der zu emittirenden Actien durch Bestimmung eines Preises (Courses), welchen sie nicht überschreiten dürften. Merkwürdigerweise wurde diese Rede Walpole's, eine der besten, die er je gehalten, von dem Hause, welches den Worten des berühmten Staatsmannes zumal in Finanzsachen sonst so aufmerksam lauschte, kaum angehört und mit 172 gegen 55 Stimmen die betreffende Bill (2. April 1720) genehmigt. Gleich erfolglos blieb die Opposition des Grafen Cowper und noch sechzehn Anderer im Ganzen im Oberhause (4. April); schon drei Tage später (7. April) erhielt die fragliche Bill die königliche Bestätigung. Der eben genannte Lord hatte sie nicht übel mit dem trojanischen Pferde verglichen, welches anfangs wohl auch mit Freudenbezeugungen aufgenommen, aber später doch als der Urheberschaft großen Unglückes schuldig erkannt worden.*

Um die erwähnte gleich vorzuschießende bedeutende Summe aufzubringen, mußte die Gesellschaft natürlich auf rasche Vermehrung ihrer Baarmittel sinnen und um diese zu erlangen, sich in die gewagtesten Unternehmungen stürzen. Da sie von der Regierung, um sie hierin zu unterstützen, ermächtigt worden, nach Belieben Leibrenten zu schaffen und Subscriptionen zu eröffnen, so schossen die letzteren bald wie Pilze in die Höhe. Selbstverständlich bestand der Hauptvortheil der Compagnie in der Steigerung des Courses ihrer Actien, und um diese in Fluß, in Mode zu bringen, ward dem Publicum jedmögliches Gaukelspiel vorgemacht. So wurden z. B. geheimnißvolle Gerüchte von in Amerika neuentdeckten ungeheuren Schätzen verbreitet, so fingen die Directoren an, Dividenden von zehn, zwanzig, ja bald von fünfzig Procent zu votiren. Auch wurde für die starke Verbreitung der Meinung eifrigst gesorgt, die Compagnie, als einziger Gläubiger der Nation, werde im Stande sein, dem Parlamente Gesetze vorzuschreiben und so das Inselreich zu regieren. Unter allen Leidenschaften wohl die am wenigsten berechnende ist die Habsucht; all dieser und anderer gleißender Köder wurde gierig verschluckt; zu allen von den Directoren der Südsee-Compagnie eröffneten Subscriptionen drängte sich das Publicum wie verrückt, brachte Geld und Effecten, so viel als man nur immer haben wollte. Dessen nächste Folge war, daß die Actien der Gesellschaft bald in wahrhaft fabelhafter Weise stiegen. Zu Weihnachten 1719 hatten sie 126 gestanden; schon bei Eröffnung der ersten Subscription (14. April 1720) stiegen sie auf 325, bei einer zweiten, vierzehn Tage später (28. April) auf 400, während des ganzen Monats Juli standen sie über 900, und hatten zuletzt (24. August 1720) die Höhe von 1000 Procent, den Preis des Zehnfachen ihres ursprünglichen Nennwerthes erreicht!! Der Schwindel war allgemein geworden; alle Stände, alle Parteien und Secten, beide Geschlechter und alle Lebensalter waren davon befallen. Die „Wechsel-Allee (Exchange-Alley)“, eine Art von Sackgasse in der Nähe der Londoner Börse, war Tag für Tag mit dem sonderbarsten und merkwürdigsten Durcheinander von Staatsmännern und Priestern, von Whigs und Tories, von Aerzten, Advocaten, Gewerbsleuten, selbst mit Haufen von Frauenzimmern der verschiedensten Art angefüllt.

Zu gleicher Zeit tauchte neben diesem Südsee-Schwindel eine Menge anderer nur zu ähnlicher Projecte auf, die man später mit dem bezeichnenden Namen Bubbles (Seifenblasen, auch Betrügereien) belegte. Im Ganzen entstanden nahe an zweihundert derartiger Gesellschaften im Laufe eines einzigen Jahres (1720). Die Zeitungen waren von einem Ende bis zum andern voll von Ankündigungen neuer Projecte, die ihre Actionäre zu Krösussen machen sollten, eins abenteuerlicher als das andere. So z. B. eins, um aus Blei Silber, ein anderes, um Quecksilber hämmerbar zu machen! Zu solcher Höhe war die allgemeine Verblendung bereits gediehen, daß einmal ein Project wie nachstehend in den öffentlichen Blättern angekündigt wurde: „Zur Unterzeichnung

* Coxe. Memoirs of the Life and Administration of Robert Walpole T. II. p. 9 sq. (Lond. 1816).

von zwei Millionen zu einem großen hoffnungsvollen oder vortheilhaften Zweck, den man künftig bekannt machen wird." Bisweilen wagte wohl auch die Satire, des allgemeinen Paroxysmus ganz unverhohlen zu spotten, so z. B. wenn sie eines Tages annoncirte: „An einem gewissen Orte werden nächsten Dienstag die Bücher zu einer Unterzeichnung von zwei Millionen geöffnet behufs der Erfindung, Sägespäne zu schmelzen und daraus gute Bretter ohne Löcher und Ritzen zu gießen!" Und wie die Agiotage den ursprünglichen Nominalwerth, den Cours der Südsee-Actien ganz wahnwitzig in die Höhe trieb, so auch, und kaum viel, nur etwas weniger den aller Gesellschafts-Actien, sowohl den der längstbestehenden solid fundirten alten Handelsgesellschaften, wie den der Antheilscheine der neuen Gründungen. So stiegen z. B. die ursprünglich zu 100 Pfund emittirten Actien der ostindischen Compagnie auf 445 Pfund Sterling, die zu 23 Pfund ausgegebenen der königlichen afrikanischen Compagnie auf 200, die zu 10 Pfund ausgegebenen der Baucompagnie von York auf 305 Pfund Sterling,* u. s. w.

Hiernach ist leicht der ungeheure Verlust zu ermessen, der die letzten Inhaber dieser Papiere traf, als diese Seifenblasen zu zerplatzen, als fast alle projectirten Unternehmungen sich in ihr Nichts aufzulösen anfingen. Auch dazu ging der Anstoß von den Hauptschuldigen, von den Directoren der Südsee-Compagnie aus. Diese wollten die Leichtgläubigkeit des Publicums als ihr Monopol besitzen, gönnten den vielen Concurrenten, die sie erhalten, die fernere Theilnahme an dem guten Geschäft nicht und erwirkten daher (15. August) gerichtliche Verfolgungsbefehle gegen die Baucompagnie von York, die wallisische Kupfer-Compagnie und einige andere dieser jüngsten Gründungen. Deren Directoren waren mithin genöthigt, vor Gericht zu erscheinen, dort Rechenschaft von dem Stande ihrer Angelegenheiten abzulegen, was zu ihrer Unterdrückung führte. Aber der gegen sie eingeleitete Proceß warf grelle Schlaglichter auf das ganze Seifenblasensystem, und das Publicum erwachte aus seinen Träumen von Zauberschätzen. Schon in den nächsten Tagen traf die Südsee-Compagnie selbst ein überaus empfindlicher Rückschlag; ihre Actien begannen stark zu sinken. Zwar glückte es ihren Directoren durch mancherlei Manöver, den Cours der Actien noch bis gegen Ende August ziemlich aufrecht zu erhalten. Aber von da an sanken sie rapid; von ihrem höchsten Stande, 1000 Procent am 24. August, waren sie am 8. September schon auf 640 gewichen, Tags darauf fielen sie auf 550 und am nächsten Tage auf 400. Am 30. September standen sie nur noch 150.

Da die Erfinder und Väter der anderen Bubbles-Actien nicht, wie die Südsee-Directoren, alle möglichen Anstrengungen machten, um den Cours derselben noch einige Zeit wenigstens zu halten, sondern sobald mit der Einmischung der Gerichte der Krach begann, wegen des gar bösen Gewissens, welches sie Alle hatten, das Weite suchten und für immer unsichtbar wurden, sank jener auch noch weit rascher auf seinen wirklichen Werth, d. h. auf sein ursprüngliches Nichts herab. Damit brach plötzlich eine Katastrophe herein, die eine gewaltige Revolution im Eigenthum fast aller Art in England hervorbrachte. Ihre Verheerungen waren um so größer, weil der so unsinnig in die Höhe getriebene Preis dieser Schwindelpapiere eine bedeutende Verminderung des Geldwerthes und Entwerthung fast aller anderen Dinge, insbesondere des Grund und Bodens veranlaßt hatte. Die Verluste, welche namentlich die Geschäftswelt erlitt, waren natürlich die ungeheuersten, aber auch in allen anderen Schichten der Gesellschaft griffen Ruin und Verderben ganz furchtbar um sich, da viele Tausende zu Grunde gerichtet, nicht wenige ehemalige Millionäre und sonst sehr Begüterte an den Bettelstab gekommen waren, weshalb es damals auch zu sehr zahlreichen Selbstmorden kam. Zu den äußerst Wenigen, die neben den Directoren der Südsee-Compagnie und den übrigen Faiseurs inmitten dieser allgemeinen entsetzlichen Calamität prosperirten, gehörte merkwürdigerweise derjenige, der es vor Allen verdiente, der rechtzeitige Warner Robert Walpole und der gefeierte britische Nationalheld zur Zeit des spanischen

* Craik, History of British Commerce T. II, p. 195 (Lond. 1844).

Erbfolgekrieges John Churchill, Herzog von Marlborough. Walpole, entschlossen, aus der Thorheit, die er nicht zügeln konnte, Nutzen zu ziehen, hatte gleich im Beginne des Schwindels Südsee-Actien gekauft und solche wieder verkauft, als sie 1000 standen, und dergestalt ein großes Capital gewonnen. Und ebenso gewann Marlborough 100000 Pfund Sterling dadurch, daß er ihm nachahmte.

Auch die Frauen dieser Beiden gewannen bedeutend im allgemeinen Unglück; die Walpole's setzte noch etwas länger als er selbst für eigene Rechnung die Speculation in Südsee-Actien fort, realisirte aber auch noch rechtzeitig. Und die Herzogin von Marlborough, jene einst so mächtige Sarah Jennings, zählte zu den sehr wenigen Personen des Inselreiches, die schon in der ersten Augusthälfte den unvermeidlichen baldigen Hereinbruch einer furchtbaren Katastrophe vorhersahen und vorhersagten. „Denn alle menschlichen Künste," äußerte sie bereits damals,* „würden nicht im Stande sein, den Glauben des Publicums an die Creditwürdigkeit einer Masse Schwindelpapiere von vierhundert Millionen Pfund Sterling — dieseriesige Summesoll deren Gesammtbetrag mithin erreicht haben! — mit im Ganzen nicht mehr als fünfzehn Millionen Pfund Sterling baarer Münze noch lange aufrecht zu erhalten!"

Freilich erwarb sich Robert Walpole daneben auch das Verdienst, im Anfange der Katastrophe wiederholt versucht zu haben, ihre Verheerungen zu mindern. So hatte er schon gegen Ende September mit der Bank von England wie mit den Lords des Schatzes wegen Maßnahmen zur Rettung der Südsee-Compagnie verhandelt. Die Bank schien auch kurze Zeit geneigt, auf seine Vorschläge einzugehen; sobald sie aber die ganze ungeheuere Ausdehnung der Gefahr erkannte, trat sie erschreckt zurück. Dennoch bewirkte die große Geltung von Walpole's Namen in Finanzsachen, daß das Bekanntwerden der Thatsache, ein von ihm entworfener Plan zur Wiederherstellung des öffentlichen Credits habe die Genehmigung des Ministeriums erhalten, am 19. November die bereits auf 125 gesunkenen Südsee-Actien wieder auf 200 Procent hob.* Allerdings nur auf wenige Tage, da seiner Ausführung sich doch bald größere Hindernisse entgegenstemmten, als es anfänglich geschienen.

König Georg I., der erste Welfe auf dem britischen Throne, hielt sich damals in seinen deutschen Erbstaaten auf, wo er noch längere Zeit zu verweilen gedachte. Er kehrte aber schleunigst nach England zurück (9. November 1720), als Courier auf Courier die bösen Zeitungen von der außerordentlichen und steigenden Erregung der öffentlichen Meinung brachte, die in Folge der erzählten Vorgänge dort herrschte. Beunruhigte sie ihn doch mehr, als er gestand; warum? werden wir sogleich erfahren. Das vier Wochen nach seiner Heimkehr von ihm (8. December 1720) wieder eröffnete Parlament erkannte sogleich seine Pflicht als Organ der Volksinteressen, verfügte (12. December) die sofortige Vernehmung der Südsee-Directoren durch das Haus über ihre sämmtlichen Operationen und setzte bald nach Neujahr (23. Januar 1721) ein aus dreizehn Unterhausmitgliedern und entschiedensten Vertretern unnachsichtlicher Strenge bestehendes geheimes Comitee zur Untersuchung des ganzen Südsee-Schwindels und aller damit in Verbindung stehenden Angelegenheiten nieder.

„Ich finde," berichtete damals der preußische Gesandte von Wallenrodt aus London nach Berlin, „England durch die Actien mehr ruinirt, als ein Krieg von zehn Jahren es hätte ruiniren können."** Aber noch weit entsetzlicher als diese nunmehr erst in ihrer ganzen Ausdehnung erkannten materiellen Verluste, waren die jetzt Schlag auf Schlag

* In dem sehr merkwürdigen Briefe an Mrs. Charlotte Clayton, spätere Lady Sundon, damalige Kammerdame der Prinzessin Karoline von Wales, und späteren Garderobemeisterin der Gemahlin König Georg's II., vom 12. August 1720, welchen Lord Mahon a. a. O., T. II, p. 408 (3. edit. Baudry) mittheilt. Die Hauptstelle lautet: Every mortal that has common sense, or that knows any thing of figures, says that it is not possible, by all the arts and tricks upon earth, long to carry on four hundred millions of paper credit with fifteen millions of specie. This makes me think that this project must burst in a little while and fall to nothing.

* Core a. a. O. T. II, p. 26.

** Droysen, Gesch. der preußischen Politik IV, 2, S. 307.

erfolgenden Enthüllungen eines moralischen Zustandes, der Großbritanniens auswärts zumal soviel gepriesene Freiheit und „glückliche Constitution“ in einer ganz neuen, in der demüthigendsten Beleuchtung zeigte. Es kam zu Tage, daß an den schmutzigsten Geschäften, oft in der schmutzigsten Weise, die vornehmsten, die höchsten Kreise des Inselreiches Theil genommen hatten, Minister, Lords, Mitglieder des Unterhauses, Bischöfe, die vertrauteste Umgebung des Königs, ja man sagte sogar der König selbst; daher wohl auch seine erwähnte große Beunruhigung. Von dem künftigen König, von dem Prinzen von Wales, wußte man das schon lange ganz bestimmt. Dieser hatte sich, auch ergriffen vom allgemeinen Paroxysmus der Gewinnsucht, beschwatzen lassen, Gouverneur, d. h. Director der oben gedachten wallisischen Kupfer-Compagnie zu werden, trotzdem daß Robert Walpole mit einem seiner Freunde sich aufs Aeußerste bemühte, ihn von einer solchen Herabwürdigung abzuhalten. Erst als gegen diese Schwindelgesellschaft die erwähnte gerichtliche Verfolgung eröffnet werden sollte, hatte der Thronerbe seinen Namen, mit einem Gewinn von 40 000 Pfund Sterling, aus der Liste ihrer Mitglieder zurückgezogen.* In der Untersuchung stellte es sich heraus, daß für 574 000 Pfund Sterling fingirte, falsche Actien von den Directoren der Südsee-Compagnie, die sie allein von den echten unterscheiden konnten, vor dem Durchsetzen der betreffenden Bill in beiden Häusern und deren Bestätigung durch den König, geschaffen und an solche Personen verschenkt worden, welche sich um die Beförderung der Sache verdient gemacht hatten. Earl von Sunderland, einer der Principalminister, hatte für 50 000 Pfund Sterling solcher Actien erhalten; Staatssecretär Craggs, ein anderer Minister, und sein Vater, der General-Postmeister 30 000 Pfund; ein dritter Minister, Aislabie, der oben erwähnte Kanzler der Schatzkammer, eben so viel. Die Favoritinnen des Königs, die Baronessen von der Schulenburg und Kielmansegge, hatten jede 10 000 Pfund Sterling, die beiden Nichten der Letztern zusammen eben so viel und die deutschen Minister Georg's I., Baron von Bothmar, Graf Bernstorff und Andere entsprechende Summen in solchen Actien empfangen. Jedoch waren nicht sie die wirklich Betrogenen, sondern diejenigen, die diese zum Nominalwerth erhaltenen Papiere gleich im April (1720) von ihnen zum steigenden Cours von 150 bis 325 Procent weiter erkauften und behielten. Mit dieser Veräußerung zur rechten Zeit hatten fast alle Genannten sich beeilt und den reichen Gewinn in baarem Gelde gegen das Gesetz außer Landes gebracht. Noch viele andere, und nur zu ähnliche Scandale wurden durch die fragliche parlamentarische Untersuchung enthüllt.

Sehr natürlich mithin die maßlose, die ganz unsagbare Erbitterung, die damals in allen Gesellschaftskreisen herrschte und nicht zum wenigsten sich gegen die Regierung richtete, gegen welche zwar, zumal in der Tagespresse und der übrigen einschläglichen sehr zahlreichen Literatur, viele der leidenschaftlichsten Anklagen und übertriebensten Vorwürfe erhoben wurden, aber doch auch nicht wenige nur zu begründete, wie zum Theil schon aus dem Vorhergegangenen erhellt. Es war das Geringste, was das Parlament zur Beschwichtigung der aufs Höchste empörten öffentlichen Meinung thun konnte, daß es gegen die Hauptschuldigen mit unnachsichtlicher Strenge einschritt. Nur Robert Walpole's eifrigsten Bemühungen, seinem großen Einflusse im Unterhause, und am meisten einem für ihn sehr glücklichen Unglücke hatte Earl von Sunderland es zu danken, daß er von diesem freigesprochen wurde. Thomas Brodrick, der Vorsitzende des parlamentarischen geheimen Comitees, war als einer seiner abgesagtesten Feinde bekannt, aber ein redlicher, und hatte ihm daher bezeugt, daß er selbst durch den Südsee-Schwindel sehr bedeutende Einbußen erlitten, nämlich später weit mehr verloren, als Anfangs gewonnen habe, indem er weit weniger als der Verbündete und Helfer der Directoren ihr Dupe und Opfer gewesen. Dies Zeugniß eines notorischen Feindes fiel so schwer in die Wagschale, daß Sunderland's Freisprechung mit 233 gegen 172 Stimmen (8. März 1721) erfolgte. Dennoch fand er es bei dem sehr gehässigen Lichte, in welchem er erschien, unerläßlich,

* Coxe a. a. O. T. II, p. 18.

abzudanken;* nach etwas über Jahresfrist (19. April 1722) starb er. Sein College, der Premier-Minister, Earl von Stanhope, fiel damals als das unschuldigste Opfer dieser häßlichen Geschichte. Auch gegen ihn hatte im Oberhause der Herzog von Wharton, einer der jüngsten Lords, schwere Verdächtigungen erhoben, deren Grundlosigkeit Stanhope zwar mit Glück darthat, sich dabei aber dermaßen ereiferte, daß das Blut ihm zu Kopfe stieg. Er wurde sogleich von sehr heftigem Kopfschmerz befallen und starb schon Tags darauf (5. Februar 1721). Die beiden Craggs rettete nur der Tod vor der schweren Rache des Parlaments; doch wurde das Vermögen des Vaters confiscirt, wie auch das von Aislabie, welcher nebst mehreren anderen schuldig befundenen Mitgliedern des Unterhauses aus diesem gestoßen wurde. Das Vermögen John Blunt's und der anderen Directoren der Südsee-Compagnie, unter welchen auch der Großvater des berühmten Geschichtschreibers Gibbon sich befand, ward gleichfalls eingezogen und nebst einem großen Theile ihres Gewinnes aus dem Actienhandel, welchen sie auch, so weit er zu ermitteln war, zurückgeben mußten, zur Linderung des Looses der unglücklichen betrogenen letzten Actienbesitzer verwendet.

Die Untersuchung würde noch viel weiter ausgedehnt worden sein, noch viel mehr Vornehme und Reiche schwer compromittirt haben, wenn nicht gleich im Beginne derselben Robert Knight, der Cassirer der Südsee-Compagnie, mit all ihren Büchern nach den Niederlanden (23. Januar 1721) entflohen wäre. Obgleich die Regierung ihm noch an dem nämlichen Tage einen Steckbrief nachsandte, in welchem sie auf seine Wiederverhaftung eine Belohnung von 2000 Pfund Sterling aussetzte, ward damals doch allgemein geargwöhnt, daß seine Flucht mit ihrer Connivenz erfolgte, und nur mit dieser möglich gewesen. Knight ist zwar bald nachher (3. Februar) auf Befehl des Marquis von Prié, des österreichischen Gouverneurs von Belgien, zu Tirlemont verhaftet und nach Antwerpens Citadelle abgeführt worden; allein die Stände von Brabant widersetzten sich angeblich seiner Auslieferung und darum auch Kaiser Karl VI.

Zu Albions Glück traten kaum zwei Monden nach Stanhope's Ableben zwei so tüchtige Staatsmänner wie Robert Walpole und Karl Townshend an die Spitze der Regierung des Inselreiches; jener wurde (2. April 1721) erster Lord des Schatzes und Kanzler der Schatzkammer und dieser Minister des Auswärtigen. Des neuen Premiers vornehmste Sorge war, ein leidliches, ein billiges Arrangement zwischen der Südsee-Gesellschaft und den letzten Inhabern ihrer Actien zu Stande zu bringen, die Existenz der Compagnie zu retten, sowie die Wiederbefestigung des stark erschütterten öffentlichen Credits durch vollkommene Sicherstellung der Staatsgläubiger. Da, wie oben erwähnt worden, die möglichst baldige Beschaffung der sieben und eine halbe Millionen Pfund Sterling, welche die Directoren der Gesellschaft der Regierung für das fragliche Privilegium zu zahlen sich verpflichtet, zu all den Schwindel-Unternehmungen, in welche diese sich gestürzt, und zu all ihren unsauberen Manövern sie hauptsächlich veranlaßt, wenn nicht gar vielmehr verleitet und gewissermaßen genöthigt hatte, begann Walpole sein Wiederherstellungswerk damit, daß er von der genannten Summe der Südsee-Compagnie sogleich etwas über fünf Millionen Pfund Sterling mit Zustimmung des Parlaments zurückzahlte. Freilich verlor das Ministerium dadurch die Mittel zur Ausrüstung der starken Hülfsflotte, deren Absendung nach der Ostsee in diesem Frühling der Krone Schweden gegen Rußland im Vorjahre zugesichert worden. Und auch die zur Minderung der Nationalschuld noch behaltenen etwas über zwei Millionen Pfund gaben Walpole und das Parlament der Compagnie bald zurück, nachdem deren Gläubiger wiederholt dringend vorgestellt, wie hart der Verlust dieser Summe sie in ihrer jetzigen Lage treffen würde. Durch diese und die anderen bereits erwähnten ihnen gewährten Hülfen erhielten die Gläubiger der Südsee-Gesellschaft im Ganzen vierzig Procent des Nominalwerthes ihrer Actien, durch welchen nach äußerst stürmischen Verhandlungen endlich zu Stande gekommenen Vergleich die

* Lord Mahon T. I. p. 281. Coxe, T. II p. 51.

Existenz der Compagnie gerettet wurde. Freilich war der größte Theil ihres Gesellschaftscapitals verschwendet, verloren, unterschlagen. Aber Englands Staatscredit hatte, Dank dieser klugen Gerechtigkeit, die augenblicklichen Folgen der gewaltigen Katastrophe sehr bald völlig verwunden.

Die Südsee-Compagnie verlegte sich nun auf reelle Handelsunternehmungen, aber meist ohne Glück. So brachte z. B. von acht Expeditionen, die sie auf den Walfischfang aussandte, nur eine einzige Gewinn. Auch die kaufmännische Thätigkeit der Gesellschaft erreichte mit dem Aachener Frieden (October 1748) ihr Ende, indem mittelst einer seiner Stipulationen der oben erwähnte Assientovertrag mit Spanien aufgelöst, auf die fernere Absendung des sogenannten Assientoschiffes von der Compagnie verzichtet wurde, wofür diese eine Entschädigung von 100000 Pfund Sterling erhielt. Die Südsee-Stocks behaupteten indessen noch immer ihren Werth, da das ganze Capital in den Händen der Regierung als Anleihe sich befand und von dieser wie die übrige Nationalschuld verzinst wurde.

Literarisches.

Die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und die Entstehung der Ehe. Ein Beitrag zu einer allgemeinen vergleichenden Staats- und Rechtswissenschaft. Von A. Post. Oldenburg.

Das vorliegende Buch kann nur als ein Beitrag zu der dilettantischen und unkritischen Literatur einer vergleichenden Anthropologie bezeichnet werden, welche von Jahr zu Jahr unter uns anwächst. Die Linien der kritischen Forschung, welche der geistesklare Waitz gezogen, sind verwischt. Die Theorie von den Ueberlebseln, welche aus England zu uns gekommen, wird schrankenlos gebraucht, um von irgend einem sinnlosen Brauch irgend einer sinnlosen Völkerschaft auf einen entsprechenden Brauch in einem bestimmten Stadium unserer indogermanischen Race zu schließen. Die vorliegende vergleichende Zusammenstellung ist unkritisch in der Sammlung und ganz willkürlich in ihrer Anwendung von der Theorie der Ueberlebsel. Es wäre schön, wenn die Aufgabe einer vergleichenden Rechts- und Staatswissenschaft, eine der ersten Aufgaben der gesammten neueren Wissenschaft, mit so harmlos einfachen Methoden ihrer Lösung durch einzelne Beiträge entgegengeführt werden könnte. Damit soll dem Büchlein nicht abgestritten werden, daß es ganz lesenswerthe Zusammenstellungen enthält.

Andreas Hofer. Ein Vortrag von Karl Theodor Heigel. München, Ackermann.

Es ist die Absicht dieses Vortrages, das Urtheil über den berühmten Freiheitshelden von Tirol fester zu stellen. In Wirklichkeit hat sich im Kreise der Geschichtschreibung das Urtheil schon ganz festgestellt; daß Immermann und Rapp 2c. überschwenglich urtheilen, bleibt dabei gleichgültig. Das Urtheil Heigel's, welches in der That ganz mit dem der unparteiischen Geschichtschreibung einstimmig ist, findet sich zusammengefaßt in der folgenden Stelle, welche zugleich die schöne Fähigkeit des Verfassers, prägnant zu charakterisiren, zeigen mag: „Wie seine Erscheinung, so war auch seine Bildung die eines gewöhnlichen Bauern; seine Kenntnisse reichten nicht über den Katechismus und ein wenig Lesen und Schreiben hinaus. Doch zeigte er schon als Sprecher seiner Gemeinde bei manchen Gelegenheiten gesunden Mutterwitz und Urtheilskraft. Er war ein anhänglicher Sohn der katholischen Kirche und voll Ehrfurcht für das Priesterthum. Religiöse Vorstellungen und die Erinnerung an das österreichische Kaiserhaus entrissen ihn seinem gewohnten Phlegma, aber auch sie rührten ihn mehr, als daß sie ihn entflammten. Die Thränen waren diesem rauhen Tiroler immer näher als der Zorn. Doch war er frei von Heuchelei. In diesem seinem harmlosen, einfachen, ungeschminkten Wesen lag der Zauber für seine Umgebung. Gerade weil er kein überlegenes Talent, sondern selbst nur ein Mann aus dem Volke, wirkte er auf das Volk so überraschend und unmittelbar; es übersah oder vergab, daß er unklar in seinen Ansichten, langsam im Erfassen, schwankend in seinen Entschlüssen war. Hormayr's organisatorisches Talent leistete unendlich mehr für die Lebensfähigkeit der Bewegung — der Mann der That war Speckbacher. Odysseus des Tiroler Krieges, eben so listig als verwegen, in der ersten Eigenschaft nur vom Capuziner Haspinger übertroffen, diesem Unermüdlichen, wo es zu schüren, zu überreden, zu überrumpeln galt. Auch Martin Theimer war begabter als Hofer, aber den Jägern und Hirten seiner Berge erschien der Wirth vom Passeier nun einmal als der wahre, der biblische Held. Als Speckbacher die Pinzgauer zur Theilnahme am Aufstand aufforderte, sprach er wohl berechnend zu ihnen im Namen des Vaters und Erlösers Andreas Hofer."



Vom Athos bis zur Donau.

Von

Gustav Pauli.

Für die Fahrt von den Dardanellen nach Salonik hatte ich mich einem türkischen Dampfer anvertraut. Die Türken waren zu keiner Zeit besonders kundige und besonders kühne Seefahrer. Als das Wetter auf halbem Wege uns heftigen widrigen Wind und Regen brachte, erzählte mir ein Grieche einige kleine amüsante Belege für jenen Satz. Wie ein türkischer Kriegsdampfer Malta nicht gefunden, ein zweiter in Livorno statt in Lissabon eingelaufen, ein dritter, der für London bestimmt, im Ocean ohne Kohlen und Lebensmittel treibend aufgefunden worden. Unter meinen Reisegefährten, zum großen Theile Officieren, stand es schon ganz fest, daß unser Capitain uns, der Himmel wisse wohin, nimmer aber nach Salonik bringen würde, wenn das Unwetter andauern sollte. Ob dies Mißtrauen gerechtfertigt war, oder nur in den eigenen Herzen wurzelte, weiß ich nicht; das weiß ich aber, daß die Saat des Mißtrauens auf dem Boden des deutschen Herzens nicht auf fruchtbaren Acker fiel, daß ich mich ruhig in meine Cajüte zurückzog und der niederrasselnde Anker im Hafen von Salonik mich am Abend weckte, um mich sanfter wieder einschlafen zu lassen.

Am Morgen lag die Stadt im Sonnenglanze, an den kahlen, grünen Abhängen einer weiten Bucht vor mir. Nun galt es, mit jüdischen Bootsleuten zu feilschen, die Nichtöffnung meiner Effecten mir vom Zollbeamten zu erkaufen, wiederum feilschen mit ekelhaft zudringlichen jüdischen Packträgern, dann ging's über Kehrichthaufen hinweg in enge stinkende Gassen zu dem überraschend freundlichen Gasthause eines Italieners.

Salonik ist eine Stadt von 100000 Einwohnern, wovon 70000 Juden spanischen Ursprungs. Es können deren auch noch mehr sein; da aber die Judengemeinde ihre Steuer im Pauschquantum bezahlt, so ist sie bemüht, über ihre Stärke ein Dunkel walten zu lassen, um nicht gesteigert zu werden. Nur bis zu seinem zehnten Jahre hat ein jüdischer Knabe das Recht, von seinen Eltern den Unterhalt zu verlangen. Ins mannbare Alter getreten, citiren ihn die Aeltesten der Gemeinde und ersuchen ihn, sich nach einer Lebensgefährtin umzusehen. Ein Wittwer erhält dieselbe Aufforderung. Solchem Vermehrungseifer kann ja der Erfolg nicht fehlen! Dem viel gerieben eren Griechen gegenüber ist aber der Jude nur ein Tölpel, und ein

großer Theil derselben muß dem lieben Handel entsagen, um von schwerer Arbeit sich zu ernähren. Mancher hat mir mit seinem Sprachenreichthum imponirt; das Spanische, Türkische, Griechische, Bulgarische, oft auch noch das Italienische spricht jeder jüdische Knabe schon.

Nächst den Juden sind die Griechen am zahlreichsten; dann folgen die Türken. Mit der Ehrbarkeit und Ehrlichkeit war es hier schon in alten Zeiten nicht sonderlich bestellt, wie wir aus dem Briefe des Apostel Paulus an die erste Christengemeinde hier erfahren. Jetzt scheint der apostolische Mahnruf ganz verklungen!

Das ackerbautreibende Rumelien und Bulgarien im Rücken, ist Salonik der Ausfuhrplatz für Getreide und Taback, welch letzteren die Gegend von Cavallo, gen Osten hin, namentlich in vorzüglichster Güte liefert. Seit vor einigen Jahren die Regierung für die Stadt Constantinopel die Tabackregie eingeführt hat und ihren Bedarf besonders von hier bezieht, ist der Preis desselben um $^2/_3$ gestiegen; eine Oka ($2^3/_4$ Pfd.), die früher 15 Francs kostete, kauft man jetzt nicht unter 25 Francs.



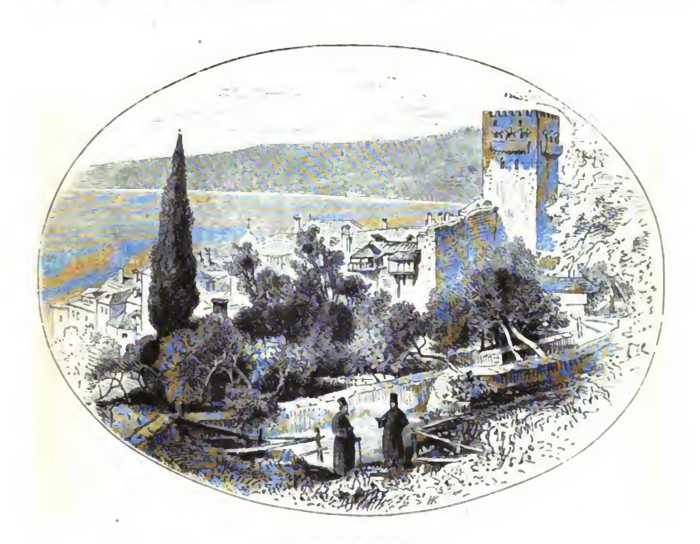
Jüdin von Salonik.

Die im Baue begriffene Bahn nach dem Norden verspricht der Stadt eine bedeutende Zukunft. Ihre Lage berechtigt zu der Annahme, daß der Hauptverkehr des deutschen und österreichischen Reiches mit der Levante und dem ferneren Osten sich über hier ziehen wird, Triest und Constantinopel schädigend.

Die Regierung macht schüchterne Bestrebungen, den Platz für seine höhere Bestimmung herzurichten, indem sie den Bau

eines Kais begonnen, an den sich Molen schließen sollen. Man hat die Arbeiten für 85000 Lstrl. ausgegeben, aber 35000 Lstrl. davon flossen in die Taschen der Unternehmer und nun werden die Arbeiten so unsolide ausgeführt, daß ausländische Fachmänner ihnen kaum eine sechsjährige Dauer zusprechen. Kaufleute, die für theures Geld Grund und Boden erworben haben, um sich mit ihren Comtoirs und Magazinen hinter dem Kai zu etabliren, wagen es nicht, auf so unsicheren Grundlagen Bauten aufzuführen.

Orientalische Städte sind wie Bühnenmalereien, sie büßen ihren Zauber ein, wenn man ihnen näher tritt. Außer einer schnurgeraden Straße, die von Ost nach West die Stadt durchzieht, sind es regellose enge Gäßchen, in denen man auf schlechtem Pflaster bald des Wanderns müde wird. In der Bazarstraße, jener Hauptstraße, stößt man auf zwei arg verstümmelte Triumphbögen römischen Ursprungs. Eine, die Rotonda genannte Moschee, ist ein von Trajan erbauter Tempel und mag wohl die Dimensionen des Pantheons in Rom haben. Zwei andere Moscheen waren christliche Kirchen: St. Sophie und St. Dimitri. Erstere ist ihrer Namensschwester in Constantinopel in kleinen Verhältnissen, aber immer noch imponirend, nachgebildet. Letztere war Metropolitankirche; sie zeigt eine Doppelreihe herrlicher Säulen von verdo antico, Rundbögen tragend. Eine acht Kilometer lange Mauer schließt auf der Landseite die Stadt ein und wurde im Mittelalter aus altem Baumaterial aufgeführt. Das „Schloß der sieben Thürme", hoch oben am Berge, außerhalb der Mauer, führten Venetianer auf antiken Fundamenten auf. Die Türken haben, wie in den meisten Städten des Orients, den außerhalb des Verkehrs gelegenen stilleren Theil zu ihrem Quartiere gewählt. Hier ist er auch der schönste und gesundeste; denn er zieht sich den Berg fast bis zu der Mauer hinan. Da liegt uns Stadt und Golf zu Füßen und die prächtige, schneebedeckte Masse des Thessalischen Olymps erblicken wir gen Süden. Welche Majestät in diesem Bau! Aus niederen Bergen



Ruine von Akanthos.

erhebt sich im Halbkreis der Bergkoloß; zwischen zwei flankirenden Spitzen tritt, sie überragend, der wildverzackte Göttersitz in großer Hoheit hervor.

Das deutsche Reich hat in Salonik seit einiger Zeit in der Person des Mr. A., eines der reichsten und angesehensten Kaufleute des Platzes, einen Vertreter, dessen unermüdlicher, liebenswürdiger Sorge ich mich in meinem Vorhaben zu erfreuen gehabt habe.

Er führte mich zum General-Gouverneur Omer-Pascha, der mich zu meiner Ueberraschung im fließendsten Deutsch anredete. Er hat seine Erziehung in Wien genossen und war später Militair-Attaché verschiedener Gesandtschaften. Eine merkwürdige Erscheinung ist es, daß solche Männer, deren es noch viele in den höheren Sphären der türkischen Verwaltung giebt, sobald sie wieder türkische Luft athmen, auch türkisch denken, türkisch regieren. Die Race ist eben nicht bildungsfähig, und dazu sittlich entnervt. Jede neue Dampferlinie, jeder neue Schienenweg führt ihr den Feind ins Land, mit dem in den Kampf zu treten sie sich außer Stande sieht. Die vom Sultan angestrebte directe Erbfolge, von der in jenen Tagen gerade viel die Rede war, hielt der Pascha für ein großes Unglück für die Türkei; gelänge es, sie einzuführen, so würden politische Parteien im Lande die Folge sein, die jetzt nicht existirten. Als ich ihm mein Compliment über das kräftige Material der türkischen Armee machte, meinte er, Asien liefere allerdings noch die breitschulterigen, dickknochigen Gestalten. In den besseren Classen der Türken hätten die tscherkessischen Sclavinnen schon einen zierlicheren Typus hervorgebracht. Als ich einen forschenden Blick auf sein geschnittenes Gesicht und seine zierliche Gestalt warf, sagte er, auch seine Mutter sei eine Tscherkessin.

Für meine Reise nach dem Berge Athos bat ich den Pascha um seinen Schutz. Er hat mir denn auch ein Empfehlungsschreiben an alle türkischen Behörden auf meinem Wege und zwei berittene Gensd'armes mitgegeben. Denn daß die Sicherheit in seinem Ejalet nicht gerade florire, daß selbst mein Weg für unsicher gelte, mußte er mir selber zugestehen. Von Anderen hörte ich, daß Griechenland seine Grenze seit einiger Zeit vortrefflich gegen die türkischen Banden absperre, daß die diesseitigen Truppen aber sich dem Räuberwesen gegenüber weniger energisch zeigten. Kürzlich sei es vorgekommen, daß die Räuber, im Einverständnisse mit einigen Officieren, 23 Frauen und Mädchen eines Dorfes entführt.

Durch die Güte des Consuls hatte ich einen des Englischen mächtigen Griechen zu meiner Begleitung erhalten und, was für einen zwölftägigen Ritt nicht minder werthvoll, einen englischen Sattel. Um in Betreff meiner Nahrung nicht gänzlich von den Klosterküchen abhängig zu sein, der trüben Erfahrungen eines Landsmannes mich erinnernd, versah ich mich mit einigen Fleischconserven.

Am 3. Mai v. J. Morgens 7 Uhr trat ich dann getrost meine Reise an. Das Wetter war prachtvoll, und über dem blauen Golf stieg der Olympos in blendender Klarheit zum Himmel empor. Nach einem $4\frac{1}{2}$stündigen Ritte über eine complet baumlose Getreideebene gelangte ich zu Mittag in das große christliche Dorf Basilika, inmitten großer Maulbeerpflanzungen gelegen. In einem Han hielt ich kurze Rast. Nach $2\frac{1}{2}$ Stunden war das Dorf Galatzista erreicht; am Bergabhange über einem weiten, wohlbebauten Thale ungemein malerisch gelegen. Von hier ab geht es steil ins Chlumgebirge hinein; eine mit Eichengestrüpp bedeckte Hochebene bietet einen weiten Ausblick auf lachend grünes Waldgebirge gen Osten und aufs Meer gen Süden. Nach zwei Stunden haben wir das kleine Dorf Resitniki gewonnen und man räth mir, hier zu nächtigen. Ich willige nur ungern ein, da ich für den nächsten Ort eine gute Empfehlung besitze; aber man hält ihn für zu weit, und ich füge mich. Dienstwillige Hände haben im Han bald das kleine Gemach gekehrt, die Matten ausgeklopft und mir Teppiche und Kissen zum Lager bereitet. Eben schlürfe ich behaglich mein Schälchen Kaffee, als der Dragoman bestürzt eintritt. Er meldet die Ankunft dreier Männer, die eine Stunde von hier im Walde, den ich passiren mußte, von sieben Räubern vollständig ausgeraubt und mißhandelt seien. Ich sehe die armen Geplünderten noch da sitzen am Feuer, immer von Neuem den eintretenden Bauern ihre

Leidensgeschichte erzählend, die wahrscheinlich die meinige geworden wäre, wenn ich darauf bestanden, noch heute durch den Wald zu ziehen.

Obgleich anzunehmen war, daß nun am Morgen der Wald sauber sein würde, ging ich dennoch auf den Vorschlag meiner Gensd'armes ein, eine größere Bedeckung zu requiriren. Zehn Bauern fanden sich denn am nächsten Morgen bei guter Zeit vor dem Han ein; riesig lange Flinten tragend. Von ihnen umschwärmt, gings in den unheimlichen Wald hinaus, und nach einer Stunde war der Engpaß erreicht, wo den Abend zuvor der Raubanfall geschehen. Große Felsblöcke liegen im Eichendickicht zur Seite des engen Pfades, und ein Sprung entzieht den Uebelthäter dem Blicke; der Platz war trefflich gewählt für das schlechte Handwerk. Wo sich bald der Wald lichtete, entließ ich die Bauern. Die Eichen machen hier den herrlichsten Buchen Platz, und unter ihrem frischen Laubdache steigen wir höher und höher; wo ein Ausblick sich bietet, ist er nur in waldige Thäler. Nach $4\frac{1}{2}$ Stunden Waldritt, ohne eine menschliche Wohnung gesehen zu haben als ein einsames Wachthaus, liegt plötzlich das große christliche Dorf Larigova am Waldesrande mir zu Füßen.

Seltsam ist der Blick auf die sanft ansteigenden rothen Ziegeldächer, die man zur Befestigung im Rande und den Diagonalen mit weißen Kieseln belegt hat. Die Mauern sind aus Schiefer aufgeführt und in vier bis fünf Fuß Abstand zieht sich eine Schicht Bohlen durch dieselben. Während zu ebener Erde entweder Läden oder die Stallungen sich befinden, führt von diesen, oder auch wohl von Außen direct, die Stiege hinauf in den oberen Stock, der die Wohnräume enthält. Hier tritt dann in der Mitte der Façade die Mauer zurück; hölzerne Pfeiler tragen statt ihr das Dach und es entsteht eine offene Halle. Hier spielen die Kinder, schafft die Hausfrau, und befindet sich in einer Ecke ein erhöhter, mit Matten belegter Platz, auf dem geruht, geraucht und geplaudert wird. Mir hatte der gütige Consul ein Empfehlungsschreiben an Georgios Trumbuki mitgegeben, den wohlhabendsten Einwohner des Dorfes, dessen Geschäft es ist, in den großen ärarischen Eichenforsten der Gegend die für die Kriegsmarine nöthigen Hölzer anfertigen und an die Küste expediren zu lassen. Zu ihm ließ ich mich führen, und fand die freundlichste Aufnahme. Den Gedanken an eine Weiterreise an jenem Tage untersagte er mir sofort, auch den folgenden müsse ich noch bei ihm bleiben, denn da sei St. Georg, sein und des Königs von Griechenland Namenstag, da ginge es im Orte lustig her. Schon Fallmerayer in seinen „Fragmenten" erzählt, daß er unter den Griechen dieser Gegend den Glauben an ihre directe Abstammung von den alten Griechen verbreitet gefunden habe. Die vielfach slavischen Ortsnamen lassen aber annehmen, daß auch hier vorübergehend? Slaven gewohnt, bis im 7. und 8. Jahrhundert die byzantinischen Kaiser wiederum griechische Ansiedlungen ins Leben riefen. Larigova ist aber auch heute fröhlich im Glauben an seine Racenreinheit und der Georgstag läßt es in Sehnsucht der befreiten Brüder gedenken.

Im Nu war ein Zimmer für mich mit Teppichen und Kissen wohnlich eingerichtet, Süßigkeit und Kaffee gereicht und Anstalten für das Mittagsessen getroffen. Es ist fast unglaublich, wie gering hier zu Lande die Bedürfnisse selbst eines wohlhabenden Mannes sind. Außer einem kleinen runden Tischchen, das mit den Speisen vor den Divan gesetzt und dann wieder entfernt wird, giebt es kein Mobiliar. Bettwäsche ist unbekannt, ebenso alle die Gefäße, die wir in einem Schlafgemach für unbedingt nöthig halten. In der Küche, in der man am Boden an offenem Feuer kocht, steht dürftiges Geräthe umher, und es ist mir begegnet, daß ich mir den abendlichen Thee versagen mußte, weil mein Diener kein Gefäß zur Bereitung desselben finden konnte.

Nachdem ein etwas Französisch redender Schulmeister herbeigeholt war, wurde am Nachmittage ein Weg durch den Ort angetreten. Mit dem kleinen Kaffeehause wurde die Besichtigung begonnen; dann kam die Kirche an die Reihe. Ich hatte schon auf dem Wege hierher denselben unbegreiflich nüchternen, fast unwürdigen Baustil gefunden. So baut man einen Stall; und mir ist der Gedanke gekommen, ob die geistlichen Hirten nicht ihre Verhältnisse zu den Gläubigen damit auch

äußerlich haben klarstellen wollen. Nur eine offene Halle vor dem Eingange und Bänke darunter beleben die Monotonie. Glocken haben hier die Kirchen fast nie; ein an Ketten horizontal aufgehängtes, etwas gekrümmtes Stück Eisen, die Semantia, die man mit Hämmern schlägt, vertritt ihre Stelle. In den Klöstern des Athos ist dieselbe von Holz.

Dem heiligen Georg scheint die Frucht des Feldes oder Küche und Keller in Obhut gegeben zu sein. Von allen Seiten schleppten die Weiber Schüsseln mit Speise, meistens war es Reis, in die Kirche. Auf einem Tischchen in der Mitte derselben lag Brot, stand ein Krug mit Oel, ein anderer mit Wein. Sechs Priester ergriffen das Brot, und der Bischof segnete es. Für Oel und Wein schien dabei der nöthige Theil abzufallen, denn ich sah nicht, daß man es besonders gesegnet hätte.

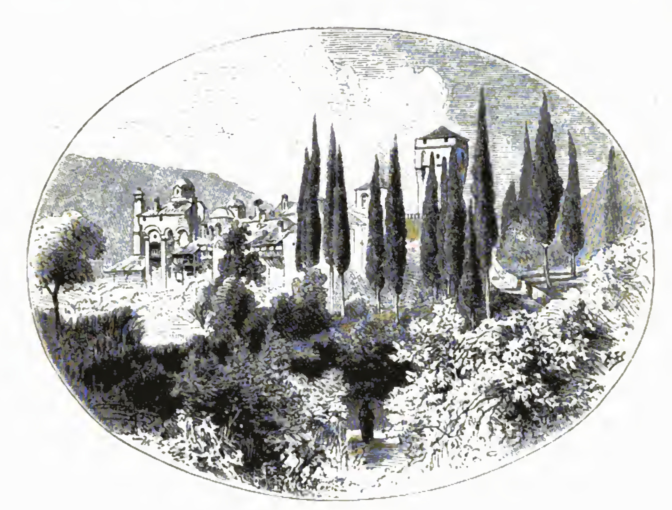
Nun begann mein freundlicher Wirth den seltenen Gast seinen Freunden zuzuführen. Die Besuche begannen mit dem Bischof und endeten mit einer jungen Wittwe, die mir zu einem Harmonium griechische Lieder sang. Ueberall mußte von Neuem, nach griechischer Sitte, zuerst die eingemachte Frucht (Glikumi), darauf der Kaffee genommen werden, so daß ich es an diesem Nachmittage bis zu sechsmaligem Genusse desselben brachte.



Mönch vom Berge Athos.

Der Tag des heiligen Georg war angebrochen. In die dichtgedrängt volle Kirche trat ich mit meinem alten Namenstagskinde erst, als der Bischof schon den Segen spendete, und man den Weihrauchkessel rasselnd durch die Menge schwang.

Mein Wirth führte mich dann in das Haus eines Freundes, von wo wir den Platz vor der Kirche bequem übersehen konnten. Die Menge drängt sich aus derselben und gruppirt sich in weitem Kreise. Plötzlich treten in einem Winkel des Platzes ein Dutzend Weiber in einer Reihe zum Tanze an. Ueberaus malerisch ist ihr Costüm! Den Kopf bedeckt ein rothes Käppchen, das mit einem dunklen Tuche so umwunden, daß nur der obere Theil sichtbar ist. Goldene und silberne Münzen glitzern in drei- und vierfachen Reihen um den Kopf. Ueber den weißen Unterrock mit bunter Stickerei ist ein bis zum halben Unterschenkel hinabreichender, durchgenähter, wattirter Rock gezogen, in grellem Muster, dessen hochaufgeschlitzte Aermel den Arm umflattern. Ein breiter Gürtel von schwerer silberner Arbeit trägt vorn einen Buckel von der Größe eines Barbierbeckens; oft auch noch zwei kleinere zur Seite. Der Fuß mit bunt gestrickten Strümpfen steckt zunächst in rothen Schuhen, und dann in gleichfarbigen Pantoffeln, reich in Gold gestickt. Wohlhabende sah ich über dem wattirten Rocke rothe, pelzverbrämte Jäckchen tragen. Immer länger wird die Reihe der Tänzerinnen, jetzt zählte ich siebzig, jetzt achtzig, nun neunzig!• Fünf schmucke Bursche, in blendend weißen Fustanellen, führen den langen Reigen. Sie haben die Enden ihrer zu Stricken gedrehten Tücher erfaßt, um freiere Bewegung zu lustigen Sprüngen zu haben. Drei Schritte vor, dann ein wenig zurückweichend, zieht unter laut schallendem monotonen Gesange, in Form einer riesigen 6 das muntere Völkchen über den Plan. Sie singen von Liebe, sie preisen den Frühling, dessen Sonne jetzt gerade den Wolkenschleier bricht. St. Georg blickt gnädig hernieder; er will dem Volk, das ihm vertraut, ein treuer Fürbitter sein für ein reich gesegnetes, fröhliches Jahr! Jetzt verstummt der



Kloster Chilandarion.

Gesang, die Reihe glänzender Gestalten löst sich und stille verläuft sich die Menge. Nie sah ich eine reizendere Frühlingsfeier!

Um meinen Hausherrn zu beglückwünschen, kamen der Bischof, der Freunde viele, und Alle wollten sie mich heute noch in ihrer Mitte behalten. Aber ich konnte mit meinen drei Mann Gefolge und meinen vier Pferden die Gastfreundschaft nicht mißbrauchen, und zog meines Weges. Zwischen dicht bewaldeten Höhen mit Nachtigallensang ging's im Thale dahin, bis ich nach drei Stunden Isvoros (auch Nisvoro), das Haupt der Mademacheria des alten Chalkidike, der Minengegend erreicht. Nach Aristoteles, der nicht fern von hier in Stayros, dem alten Stagiri geboren, zählte dieselbe auf einer Ausdehnung von zehn Meilen von Osten nach Westen und sechs Meilen von Norden nach Süden zweiunddreißig blühende Städte, die bis zur Eroberung durch Philipp von Macedonien zu Thracien gehörten. Jetzt theilt sich der Distrikt in zwei, der Pforte zwar tributäre, sich aber frei regierende Municipalitäten; der von Siderokapsi im Osten und von Chassia im Westen mit zusammen siebenundzwanzig Gemeinden. Der erstere der beiden Orte ist jedoch so verfallen, daß Isvoros der Sitz der Verwaltung geworden. Die Adern der edeln Metalle sind schon seit Ende des vorigen Jahrhunderts versiegt und auch Eisenstein wird nicht mehr gefördert. Diesseits wie jenseits Isvoros führte mich mein Weg an einer ganzen Reihe verlassener Gruben vorüber. Der Verfall des Gewerbes hat den der Orte selbstverständlich nach sich gezogen, und bevor man Isvoros betritt, erblickt man am Wege die Trümmer großer Baulichkeiten. Ich sprach zu kurzer Rast im Hause des Ortsvorstandes ein. Seine Frau präsentirte mir den Kaffee und hatte dabei ihren Säugling in einem Stücke gewirkten bunten Wollenstoffes auf dem Rücken hängen. Ich bemerkte diese praktische Tragweise häufig; Weiber waschen am Brunnen, arbeiten im Felde mit der theuren kleinen Bürde auf dem Rücken.

Das Dorf verlassend, lag mir der Golf von Contessa zu Füßen, und fernhin im Süden erschien hinter niederen Bergen der stolze Dreispitz des Athos. Auch von dem Golfe im Westen seines Chersonnes ward ein Theil sichtbar. Auf steilem Pfade erreichten wir die Ebene, und zogen nicht fern vom Meere auf Hierisso zu, das an einem Höhenzuge liegt, der die Halbinsel begrenzt. Als ich mich dem Dorfe näherte, sah ich das Volk zum Tanzplatze hinabsteigen, und eben hatte die Sackpfeife die langen Reihen sich ordnen heißen, als ich auf dem grünen Plan vom Pferde stieg und nach dem Ortsvorstande forschen ließ, an den ich ein Empfehlungsschreiben hatte. Er war bald gefunden, und ich mußte mich neben ihn inmitten der Tanzenden setzen, die uns nun singend umzogen. Der Tanz, den sie „Sirtos“ (?) nannten, war derselbe, den ich am Morgen sah. Die Tracht der Weiber wich nur durch eine höhere Kopfbedeckung ab, die nun auch Raum für mehr blinkende Münzen bot. So lange ich auch unter der großen Menschenmenge weilte, ich hörte kein Lärmen und Streiten, sah keinen Trunkenen; Alles bewegte sich mit Anstand in harmloser Heiterkeit. Besondere Schönheit kann ich dem Volke weder in Gestalt noch Gesichtsbildung nachrühmen. Es war endlich hohe Zeit geworden, daß mich mein Gastherr seinem Hause zuführte; ich hatte seit dem Morgen noch Nichts genossen. Es sind strenge Hausherren diese Griechen hier, und die Art des Commandos, mit der der Vater selbst die beiden verheiratheten Söhne seiner zahlreichen Familie tractirte, war mir überraschend; ich sollte es später noch einmal ganz übereinstimmend erleben. Die Kinder bedienen den Vater, wenn er ißt und wagen es nie, gemeinschaftlich mit ihm das Mahl einzunehmen.

Hier an diesem Hause umzog eine breite Galerie den ganzen oberen Stock nach der Hofseite zu. Sie bot den freien Blick gen Norden hin aufs Meer und die Gebirge, und ich saß dort lange, bis der Gesang der tanzenden Jugend verstummte, welcher der Abend dort draußen zu frühe gekommen, und die nun in kleinen Kreisen vor ihren Häusern die Lust fortsetzte.

Als ich am nächsten Morgen, nach einer durch Ungeziefer sehr getrübten Nacht, die Höhe des Dorfes erstiegen, gewahrte ich zur Seite des Weges altes Gemäuer, vermuthlich Reste des alten Akanthos, das auf dieser Stelle gelegen. Vor mir lag mit seinen kahlen Hügeln der Isthmus. Einige auf ihm zerstreut liegende Meierhöfe gehören den Klöstern des Athos.

Nach zwei Stunden Reitens stand ich am Fuße steil aufsteigender, mit Pinien bestandener Berge. Die schilfige Niederung, die dicht hinter mir liegt (Problaka nennt sie das Volk, von dem slavischen probiati, durchstechen) ist die Stelle, wo Xerxes, gewarnt durch das Schicksal der Flotte des Darius, einen Canal durch den hier nur 2 Kilometer breiten Isthmus graben ließ. Die Spuren desselben sind an verschiedenen Stellen entdeckt worden. Hier an der Ostseite der Landenge, wo am Strande herauf der einzig mögliche Eintritt zu den Klöstern ist, schiebt sich eine bergige Landzunge weit ins Meer hinaus, und die ansegelnde persische Flotte hatte einen sicheren Ankerplatz vor dem Eintritt in den Canal. An dem türkischen Wachthause vorüber geht es steil hinauf in den Wald von Pinien und langnadligen lichten Weißtannen. Das Meer brandet links unten an steiler Küste. Aus senkrecht eingeschnittenen kleinen Thälern fließen ihm klare Wässerchen zu, an denen die immer durstige Platane mit sichtlichem Behagen ihre Aeste breitet. Ich kann keinen murmelnden Bach passiren, ohne dem führenden Kavassen ein Halt! zuzurufen, damit ich der labenden Frische und der Nachtigall mich erfreuen könne. Wo nach zwei Stunden der Protonero, der Platanenbach, aus einer weiteren Schlucht strömt, erhebt sich die Megali Vigla, die große Warte, die zweite querstreichende Felswand; im Vorgebirge Platy fällt die hier hinausragende felsige Halbinsel ins Meer. Einsam im Walde steht das zweite Wachthaus. Es ist von christlichen Soldaten besetzt, welche strenge darüber wachen, daß kein weibliches Wesen, sei es Mensch oder Vieh, den Weg zu den Klöstern nehme. Die Zucht keines Hausthieres, nicht einmal von Katze und Hund, ist gestattet. Hunde habe ich in keinem Kloster bemerkt und die unentbehrlichen Mäusefänger sind geschlechtslos gemacht.

Nach zwei Stunden stillen Waldrittes gelangen wir zu einer tieferen Meeresbucht, an der eine Reihe einzelner Häuser liegt. Sie sind von kleinen Genossenschaften von Mönchen, sogenannten Anachoreten, bewohnt. Es ist Mittag vorüber, und erst nach einigem vergeblichen Klopfen erscheinen verschlafene, schwarze Gestalten. Sie sind gern bereit, mich und meine Leute zu bewirthen, meinen aber, ich thäte besser, zum Kloster hinaufzureiten, das nicht weit sei. Im Schatten der Platanen lenken wir ins Land hinein, und nach einer guten Viertelstunde erscheint das große Kloster Chilandarion.

Die ganze Halbinsel, achtzehn Stunden lang und drei bis vier Stunden durchschnittliche Breite, ist unantastbarer Besitz der zwanzig Klöster, und von den fünf griechischen Städten, deren Herodot erwähnt: Dyon, Holophyros, Akrathovi, Thyssos und Kleona, ist keine Spur mehr vorhanden; wenn man auch ihre Lage sich zum Theil wohl denken kann.

Als unter der Regierung des Kaisers Basilius (867—889) der Mönch Johannes Kolobos ein Kloster in Hierisso gründete, ward demselben die „Bergöde des Athos“ als Klostergut gegeben und bald darauf das Betreten desselben jedem weltlichen Menschen, des Erwerbes wegen, verboten. Das Einsiedlerthum bestand damals zwar schon auf der Halbinsel, aber über seine Anfänge herrscht Dunkel; der Kaiser Leo Philosophus (889—912) erklärte die Einsiedler unabhängig vom Kloster Hierisso. Erst 960 trat der Mönch Athanasius als Begründer eines Gemeinwesens unter den Einsiedlern auf, und vereinigte sie zu regelmäßigen Zusammenkünften in der kleinen Kirche in Karyas. 970 ward das erste Kloster St. Laura gegründet. Arbeit und Unterwerfung unter einen Willen, das über seiner Pforte stand, war ein Gebot, dem sich die freien Männer der Wälder nur mit Widerstreben und durch Zwang fügten. Als Muhamed II. in Brussa residirte und der Fall Constantinopels vorauszusehen war, machten die klugen Mönche schon in Brussa ihren Frieden mit dem Türken und erreichten auch die vollständige Gewährleistung aller der Privilegien, die von den byzantinischen Kaisern ihnen verbriefst waren. So ist denn in dieser merkwürdigen Klosterrepublik ein Stück des alten byzantinischen Kaiserreiches uns erhalten. Jahrhunderte sind gekommen und gegangen, Reiche gebaut und zerfallen, starr und fest wie der Glaube, der die Klöster bauen half, ist hier Alles unverrückt das Alte geblieben.

Alle Nationalitäten, die der orthodoxen Kirche angehören, haben hier ihre Klöster;

Griechen, Russen, Serben, Bulgaren und Rumänen. Die Russen waren bis 1836 nur eine seltene Erscheinung hier auf dem Berge, heute sind von den 4500 Mönchen 1500 Russen. Nicht, als ob es der weltmüden, ruhebedürftigen Seelen dort plötzlich so viele gäbe; es ist die Politik friedlicher Eroberung, wie wir sie ja auch in Jerusalem wahrnehmen können, die hier in Scene tritt. Leider hat die Regierung und vor Allem die griechischen Mönche zu lange diesem Treiben arglos zugesehen. Man hat es ruhig geschehen lassen, daß die Leitung eines sonst rein griechischen Klosters ganz in russische Hände gekommen; ein anderes, das sehr verschuldet und halb verfallen war, mit ungeheurem Gelde von den Russen gekauft worden ist. Der kürzliche Versuch, ein drittes, hinter dem Rücken der Mönche, im geheimen Einverständnisse mit dem Hegumenos, zu erwerben, wurde rechtzeitig entdeckt, und die Mönche jagten den Verräther zur Klosterpforte hinaus. Wie ich auf meiner Reise häufiger Gelegenheit hatte zu erfahren, ist zwischen Griechen und Russen jetzt eine tiefe Mißstimmung eingetreten und weiteres Vordringen der Letzteren dürfte schwieriger werden. Leider sind die griechischen Klöster zum Theil arg verschuldet. Sie nahmen im griechischen Befreiungskriege für die Aufständischen Partei und mußten es mit schweren Contributionen an die Türken büßen. Zum Lohn confiscirte Capodistrias dann noch ihre Besitzungen in Griechenland. Die russische Regierung hält die Einkünfte einzelner Klostergüter in Bessarabien gewaltsam zurück, und, wohl auf ihren Betrieb, die rumänische Regierung gleichfalls. So haben denn viele Klöster mit Noth zu kämpfen und der Klang der russischen Rubel ist um so verführerischer.



Kloster Zographu.

Die Form, in der das Mönchsleben geführt wird, ist verschieden. Die Klöster zunächst zerfallen in zwei Classen. In die „Cönobien“, mit strenger monarchischer Zucht, und die „Idiorrhytma Monastiria“, in denen jeder Mönch getrennt wohnt und speist und frei über sein Vermögen verfügt. Er hält sich, wenn er die Mittel dazu hat, seinen Diener, ein sogenanntes

„Seelenkind", das gewöhnlich dann später auch Mönch wird. Haben die Cönobien einen Abt (Hegumenos), die freien Klöster haben drei Vorstände, die wie jener jährlich neu gewählt werden, die zuweilen allein, zuweilen mit allen stimmfähigen Mönchen vereint, die Entschlüsse des Klosters herbeiführen. Ein fest bestellter Schreiber (Grammatikos) führt das Protocoll.

Während in jenen Klöstern das streng geregelte Leben gemeinsam dahinfließt, vereinigt die Mönche in diesen nur die Kirche und das Grab. Ich habe jedoch auch Klöster dieser zweiten Art gefunden, in denen an allen Feiertagen die Mahlzeiten gemeinsam genommen werden, und einige, in denen dies nur an den hohen Festen geschieht.

Abgesondert von den Klöstern leben nun zunächst die „Anachoreten". Sie leben zwei bis zehn vereinigt in zum Kloster gehörigen Häusern, mit dem Zubehör einer Kirche, eines Gemüse-, eines Weingartens, und von Oliven- und Obstbäumen. Dafür ist beim Eintritt eine Summe Geldes an das Kloster zu zahlen, dessen Speisezettel sie innezuhalten haben.

Nun kommen endlich die Asceten. Sie leben einsam in ihren Hütten von ihrer Händearbeit, die sie gegen Speise und Trank entweder in den Klöstern oder dem Bazar von Karyäs gegen Lebensmittel umtauschen. Die Zahl der Anachoreten- und Klausnerhäuser auf dem Athos beträgt dreihundert.

Die kirchlichen Regeln sind in allen Klöstern übereinstimmend. Gebete und Psalmenlesen nimmt an gewöhnlichen Tagen acht Stunden in Anspruch. Um Mitternacht ruft das Krummholz den Mönch zum ersten Male in die Kirche; dann folgt nach kurzer Unterbrechung die Frühmesse und nach gehaltenem Mittagsschläfchen erfolgt der dritte Ruf. Der Hegumenos darf dabei niemals fehlen. Vor einem Festtage findet sich die schwarze Schaar schon mit Sonnenuntergang im Betstuhle ein, um die ganze Nacht stehend auszuharren. Die Tracht der Mönche (der Kalogeros oder der guten Alten) ist einfach. Ueber einen eng anliegenden Unterrock wird ein Mantel mit weiten Aermeln gezogen. Den Kopf bedeckt eine hohe steife Mütze, über die ein schwarzes Tuch geworfen, das nach rückwärts herabhängt.

Grausam spielt die Klosterregel dem Magen mit, und selbst in den Zeiten größten Reichthums ist es ihm nicht besser ergangen. Oliven, grünes Gemüse in Wasser gekocht, rohe Gurken, Knoblauch, Zwiebeln, Bohnenbrei, Salzfische, Brot und Wein, das ist der Speisezettel. Fleischgenuß ist gänzlich verbannt, und ich habe ihn nur in einem Kloster gehabt. Während der Fasten, die im Jahre acht Monate ausmachen, ist auch der Fisch vom Menu verschwunden. Das Wenige, das man dem Reisenden bietet, ist so entsetzlich zubereitet, die einfachsten Genüsse selbst so schlecht, daß ein längerer Aufenthalt in den Klöstern mir wenigstens nicht durchführbar erschienen ist.

Frei in der Ordnung ihrer innern Angelegenheiten, haben die sämmtlichen Klöster zu ihrer Vertretung nach Außen eine Synode, mit dem Sitze in Karyäs. Jedes Kloster wählt jährlich einen Abgeordneten dorthin. Diese wieder betrauen Vier aus ihrer Mitte mit der Execution, und unter diesen Vieren hat Einer den Vortritt, er heißt „der erste Mann des Athos". Von dem Abte in Hierisso, der sich als Haupt des Berges gerirte, sind die Klöster erst 1600 unabhängig geworden.

Die Bewohner der Klöster sondern sich in Mönche und Laienbrüder. Um Mönch zu werden, ist gewöhnlich eine dreijährige Stellung als Laienbruder erforderlich, und, um dann die Priesterweihe zu erlangen, die Fähigkeit des Lesens und Schreibens nachzuweisen nöthig. Wie ich mir die schwarze Gesellschaft in einer ganzen Reihe von Klöstern angesehen habe, gehört sie zum großen Theile der untersten Gesellschaftsschichte an, die Armuth, Faulheit und vielfach auch Verbrechen in diese Abgeschiedenheit gebracht. Sehr zahlreich sind unter ihnen auch solche Leute, die schon als Knaben in die Klöster gekommen; nicht aus der Welt hierher geflüchtet, die sie ja nie gekannt haben.

Selten nur trat mir einige Intelligenz entgegen, meistens die krasseste Ignoranz im Faulpelz. Es ist nicht zu läugnen, der Eindruck ist ein höchst widerlicher. Tausende von gemeinen Kerlen hier in dieser paradiesischen Natur, zum großen Theile jetzt auf Kosten fleißiger Menschen, ohne ersprießliche Thätigkeit herumlun-

gern zu sehen. Da die Einkünfte der Klöster, wie ich schon sagte, sehr geschmälert sind, so müssen die Pilger, zu deren Herbeischaffung jedes Haus seine auf Antheil der zurückgelassenen Spenden gesetzte Agenten hat, die Lücken stopfen. Will das nicht mehr helfen, oder hat das Kloster, was häufig ist, ein Brandunglück getroffen, so gehen die Mönche auf Bettelreisen bis nach Wien und Petersburg hinaus. Eigentliche Bettelorden wie die römische Kirche hat jedoch die orthodoxe Kirche nicht. Soll man nun noch glauben, zu welchen Scheußlichkeiten des Lebenswandels die strengen unnatürlichen Gesetze des kleinen Staats die Männer treiben, so ist der letzte poetische Hauch diesem mittelalterlichen Bilde genommen.

Desto freudiger eilt man zum reinen Genusse der Natur, die so verschwenderisch schön über diese Höhen gebreitet ist. Hätte Gott seinen besonderen Lieblingen ein Plätzchen bereiten wollen, hier müßten sie statt dieser Unwürdigen wohnen.

Im seligen Frieden, zwischen Bergen, die im frischen Grün des Frühlings prangen, und umzogen von sorgsam gepflegten Gärten, die sich des schönsten Kohles rühmen sollen, lag der mächtige alte Bau von Chilandarion vor mir. Der Bruder Pförtner nahm mein Empfehlungsschreiben in Empfang, und ich folgte ihm durch das feste Thor unter dem Thurm hin in den stillen weiten Hof. Alsbald winkten mir Mönche, die hoch oben im dritten Stocke in der offenen Galerie standen, zu ihnen hinauf zu kommen. Man brachte mich in den Empfangssalon. Vom Mönche, der die Honneurs des Hauses machte, erfuhr ich, daß sein Kloster vom Serbenkönig Stephan gegründet, jetzt hundert Mönche zähle, und eine idiorrhythmische Verfassung habe. Nach einem gereichten Imbiß, dessen Salat meiner Nase schon bemerkbar wurde, als er kaum die Thür passirt, bat ich um die Besichtigung des Klosters und die Bekanntschaft des Hegumenos.

Inmitten des Hofes, von dem hohen Baue des Klosters umzogen, unbeschreibbar in der Unregelmäßigkeit seiner Zusammenfügung, liegt die Kirche. Ich will sie beschreiben, und indem ich es thue, habe ich alle Kirchen des Athos gezeichnet.

Einige Stufen führen hinauf zur gewölbten Vorhalle, dem Narthex. Manchmal ist dieselbe offen, manchmal mit Glaswänden geschlossen. Ihre Wände, wie das ganze Innere der Kirche, in allen ihren Mauerflächen und Wölbungen, sind bedeckt mit Fresken auf schwarzem oder braunem Grunde, in jenen unfreien, hergebrachten Formen der byzantinischen Schule. Aus dem Narthex betritt man den Limen, eine Vorkirche. Sie erhält ihr Licht durch die Laterne ihrer Kuppel. Rechts und links liegen gewöhnlich zwei niedrigere Capellen. Der Fußboden hier wie im ganzen Bau ist sogenanntes opus alexandrinum, in weißen Marmor eingelegtes Mosaik von Roth und Grün. An den Wänden laufen die Stehplätze mit Armlehnen. Hier haben Laienbrüder und nicht geweihte Mönche ihren Platz. Ein Vorhang schließt diese Vorkirche von dem Katholikon, der Hauptkirche. Ihre Kuppel ist höher und weiter, der Raum lichter durch seitliche Fenster. Immer erscheint hier als Schlußbild der Kuppel das ernste Angesicht des byzantinischen Heilandes, die rechte Hand zum Segen erhoben. Inmitten des Raumes hängt, von dem Umfange der Kuppel, ein polygoner Rahmen von reicher durchbrochener Arbeit in Bronce. An ihm hängen in den Winkeln Straußeneier oder imitirte von buntem Glase herab. Von einem englischen Reisenden hörte ich einmal, sie seien das Sinnbild der Treue im Glauben, von der treuen Zuversicht entnommen, mit der jener Vogel sein Ei bewacht, das er dem heißen Wüstensande anvertraut. Rechts vom Eingange, am Pfeiler, ist der Sitz des Hegumenos. An den gegenüberliegenden beiden Pfeilern stehen die heiligen Bilder; links immer das der Jungfrau Maria mit dem Kinde, rechts das des Heiligen der Kirche. Aus Silber oder Gold blicken die braunen Gesichter hervor. Die Lesepulte, rechts und links unter der Kuppel stehend, sind von reicher Perlmutterarbeit.

Die iconostasis, die bis unter die Wölbung hinauf reichende, ganz vergoldete Wand, scheidet dann schließlich den Hieron oder Altarplatz ab. Das ist die übereinstimmende, nur in größerem oder geringerem Reichthume der Ausschmückung abweichende Bauart der Kirchen aller Klöster. Mehrere derselben haben zwei Kirchen im Hofe und alle noch eine Reihe

von winzigen Capellchen über alle Stockwerke des Baues vertheilt. Wie hier, so überall, steht neben der Kirche unter von zierlichen Säulchen getragener Wölbung das große steinerne Becken, in welches man das Wasser zur Weihung sprudeln läßt, welches die Mönche in der Kirche nach ihren Betübungen trinken.

Die „eucharistischen Kuchen", das Abendmahlsbrot, die man mir zeigte, sind ein grobes Gebäck in runder und hoher Form; der in Kreuzesform darauf gedrückte Stempel sagt:

„Jesus Christus siegt!"

An der Kirchenmauer von Chilandarion ruht der serbische König Simon, der hier als Mönch starb. Ueber seinem Grabe grünt in Baumes Stärke ein alter Weinstock. Er ist dem Kloster von hohem Werthe, denn man hat den Glauben verbreitet, daß seine Trauben unfruchtbaren Weibern Hülfe schaffen, und man verkauft sie zu hohem Preise.

Noch war die große düstere Speisehalle in Augenschein zu nehmen. Fresken schmücken auch ihre Wände. Am oberen Ende, an gesondert und erhöht gestelltem Tische, sitzt der Hegumenos, rechts wie links die Wände entlang laufen die Tische der Mönche. Sie sind, wie die Bänke, von weißem Marmor, haben einen Rand und spitzen sich nach der einen Seite hin zu, wo eine in der Mitte des Tisches zu bequemer Reinigung ausgehöhlte Rinne ihren Abfluß hat.

Während der Mahlzeit ist Schweigen geboten; ein Priester liest während derselben von einer kleinen Kanzel erbauliche Dinge vor. Ein Schlag an ein kleines Glöcklein, das neben dem Hegumenos steht, giebt das Zeichen zum Weintrinken, deren drei bedeuten Aufhebung der Tafel.

Inzwischen war der Hegumenos, ein schon recht unbehülflicher Achtziger, an seinem langen Stabe mit silbernem Knopfe erschienen. Ich sagte ihm meinen Dank für die mir gewährte gastliche Aufnahme, er wankte mit mir bis ans Thor, ich schwang mich in den Sattel, die Kavassen courbettirten voran, und hinauf ging's ins Waldgebirge.

Das Herz schwillt mir in Sehnsucht, wenn ich heute jenes stillen Pfades gedenke, der sich durch das ungezügelte Dickicht von Eichen und immergrünen Eichen, Eschen, Lorbeer- und Erdbeerbäumen, steigend und senkend, umjubelt vom Chor der lieblichen Sänger, stundenlang bis zum bulgarischen Kloster Zographu dahinzog, das ich mir zum Nachtquartier ausersehen. Imposanter noch wie das eben verlassene war es in seinem Bau, ergreifender noch in seiner Lage über dem rauschenden Bergwasser, das dort dem Waldesdunkel entströmt, um hier unten gleich wieder in die tiefen Schatten riesiger Nußbäume zu verschwinden. Nichts von der Welt, nur der Himmel! ein rechter Klosterblick!

Man nahm mich mit großer Zuvorkommenheit auf. Das Kloster, eine serbobulgarische Stiftung aus der Zeit Kaisers Leo des Philosophen, verrieth in manchem Comfort einen großen Wohlstand, den ich auch später bestätigen hörte. Ein großer Theil des Gebäudes ist erst im letzten Decennium hoch, luftig und solide aus dem Kalksteine des nahen Berges aufgebaut. Die Kirche zeigt den Schatz eines Marienbildes, das keine Menschenhand schuf, es ist göttlichen (!!) Ursprungs; das Meer hat es an diesen Strand getragen. Es schien mir geeignet, den Glauben zu erschüttern, daß Alles vollkommen ist, was aus Gottes Hand kommt.

Ich trat in den Speisesaal, wo Hunderte von Mönchen schweigsam ihr Mahl verzehrten, deren ihnen jeder Tag nur zwei bringt, niemals Fleisch!

(Schluß folgt.)

Culturbilder
aus der
brasilischen Provinz Santa Catharina.

Von
Henry Lange.

Expeditionen in Afrika, nach den Nordpolarländern oder zur Beobachtung des Vorüberganges des Planeten Venus vor der Sonne, das sind die drei Unternehmungen, welche die Presse unaufhörlich in neuester Zeit beschäftigten und voraussichtlich noch auf lange Stoff zur Unter-

haltung und Belehrung bieten werden. Doch giebt es auch noch reichlich Stoffe auf anderen Gebieten als dem der Erforschung noch unbekannter Gebiete unseres Planeten oder der Vorgänge in unserem Planetensystem — Fragen und Ereignisse, welche den Menschen, der seine Freude an der Entwicklung der Cultur im Allgemeinen und der deutschen im Speciellen hat, auf das Lebhafteste interessiren, und die wohl berechtigt erscheinen, auch zur Kenntniß größerer Kreise zu gelangen, wenngleich sie ihren eigentlichen Werth nur in engeren Kreisen zunächst finden.

Wir werden den geneigten Lesern einige Bilder aus deutschen Colonien in Brasilien vorführen.

Die Provinz Santa Catharina liegt unter dem 26. Grad 30 Minuten und 29. Grad 18 Minuten südlicher Breite zwischen den Provinzen Rio Grande do Sul im Süden und Parana im Norden. Das Klima ist gemäßigt, angenehm und dem von Italien zu vergleichen. Die mittlere Jahrestemperatur betrug nach einem achtjährigen Mittel ca. 16 Grad R., das ist ungefähr gleich der Temperatur von Gibraltar, Malaga, Messina (15 Grad), St. Helena.

In dieser Provinz befinden sich mehrere Ackerbau-Colonien, die in ihrer Bevölkerung wie in ihren Sitten urdeutsch sind. „Diese Colonien dürfen nicht mit jenen vom nördlichen Brasilien verwechselt werden, welche so häufig mit und ohne Grund zu unerquicklichen Zeitungsartikeln Veranlassung gaben.“ Die Colonie-Zeitung von C. W. Böhm in Joinville, welche nun schon im 13. Jahrgange sich befindet, erhält uns auf dem Laufenden. In ihrem ersten Abschnitt „Tagesgeschichte“ giebt sie eine kurze Uebersicht von dem, was der politische Horizont von einer Woche Neues bietet. Da wird der Colonist sowohl von dem Proceß Arnim oder Ofenheim, vom Kampfe der deutschen Regierung wider die Ultramontanen, von den spanischen Wirren, den Ereignissen, die sich in Frankreich abspielen 2c., unterhalten, auch Asien, Afrika und Nordamerika werden nicht vergessen. Dann folgt das Inland, voran natürlich die Neuigkeiten von Rio de Janeiro, von den sich gegen die Staatsgesetze auflehnenden Bischöfen und den das unwissende Volk zum Aufruhr führenden Jesuiten. Nun folgen Nachrichten aus den Colonien. Wir erfahren hier ganz genau, was in der ordentlichen Sitzung der Municipalkammer unter dem Vorsitze des Präsidenten Dr. O. Dörffel und dem Secretär C. Lange für Verhandlungen gepflogen sind, was in Blumenau, der Colonie Itajahy oder in der Hauptstadt der Provinz Desterro sich zugetragen hat. Ferner Aufsätze belehrenden Inhaltes, wie z. B. in den Nummern 48 bis 50 „Ueber Deutschlands Weltstellung“. Festrede in der königlich baierischen Akademie der Wissenschaften, gehalten von Franz v. Löher. Ueber den Durchgang der Venus 2c. Auch an kleinen Localzänkereien fehlt es nicht, die zuweilen ganz ergötzlich sind. Die vierte Seite der Zeitung ist den Anzeigen gewidmet. Da begegnen wir allerhand amtlichen Bekanntmachungen; Kirchennachrichten: Taufen, Trauungen, Beerdigungen; Vergnügungsanzeigen aller Art: Theater, Tanzmusik, Scheibenschießen, Concert.

Die ältesten Colonien in der Provinz sind die Hamburger Colonie Dona Francisca und Blumenau, jüngeren Datums ist die Colonie Brusque-Itajahy. Alle drei Colonien haben sich bereits auf der Weltausstellung zu Paris und Wien betheiligt, und gar mancher deutsche Colonist hat einen Preis nach seiner neuen Heimath geschickt erhalten. Blumenau wurde besonders auf der Pariser Ausstellung ausgezeichnet. Hier war es Aufgabe der Jury, diejenigen Anstalten oder Unternehmungen durch öffentliche Anerkennung und einen öffentlichen Preis zu belohnen, welche nicht nur bezweckten, die Lage und das Loos der vom Glück weniger begünstigten Volksclassen dauernd zu heben und zu verbessern, sondern denen es wirklich gelang, bei redlichem Streben geeignete Wege, feste Grundlagen für diesen großen humanen Zweck zu finden.

In diesen Colonien finden häufig Ackerbau-Ausstellungen statt, wie es aber bei diesen Ausstellungen zugeht, und welchen wohlthuenden Einfluß dieselben auf die Entwicklung der Colonien haben, ist bei uns so gut wie nicht bekannt, denn wer im alten Deutschland liest die deutschen Zeitungen von Rio de Janeiro, die deutsche Zeitung von Porto Alegre und endlich die Colonie-Zeitung von Joinville?

Deutsche Ackerbau-Ausstellungen.

In dem freundlichen Städtchen, „Joinville“ genannt, das jedoch mehr einer Hamburger Vorstadt als unserer kleinen deutschen Städten, wo Haus an Haus gebaut ist, ähnelt, einer Stadt, die man, wenn die Häuser in einem anspruchsvolleren Stil gebaut wären, eine Villenstadt nennen könnte, fand im August vorigen Jahres eine erste Ackerbau-Ausstellung statt. Diese Ausstellung hat eine gewisse culturhistorische Bedeutung, denn vor fünfundzwanzig Jahren stand an der Stelle dieser Stadt, in welcher sich ein kräftiges deutsches Gemeinwesen entwickelt hat, und in der bereits in der Person des Dr. Ottokar Dörffel ein Consul des deutschen Reiches ansässig ist, noch „Urwald“ und, lieber Leser, schaudere nicht, brasilianischer Urwald, in welchem auch der Botokude noch sein Wesen trieb.

Joinville ist die Hauptstadt der von einigen Hamburgern im Jahre 1849 in der Provinz Santa Catharina gegründeten deutschen Colonie Dona Francisca. So fremd der Name auch klingen mag, so urdeutsch ist das Leben in der Colonie, die gegenwärtig schon über 7000 Einwohner zählt.

Dr. juris O. Dörffel lebt nun bereits über zwanzig Jahre in dieser Colonie, und seiner Thatkraft und seinem Wirken im Verein mit anderen deutschen Männern ist es zu danken, daß diese Colonie sich geistig und materiell gut entwickelte, er, als der derzeitige interimistische Director der Colonie, hat gewiß keinen geringen Antheil an dem Zustandekommen der Ausstellung.

Die Ausstellung dauerte volle acht Tage, der Andrang zu dem Ausstellungsgebäude aus Nah und Fern war so bedeutend, daß manche Schaulustige erst den folgenden Tag Zutritt fanden. Die Ausstellung gestaltete sich zu einem Volksfest, das in der Beschreibung eines Festzuges sehr gut charakterisirt wird.

Dem Zuge voran schritten zwei Bannerträger, ein alter Colonist mit der deutschen, ein in der Colonie geborener junger Mann mit der brasilianischen Flagge, beide Banner durch eine Guirlande verbunden, um darzustellen die junge in Brasilien auf deutschem Stamme heranwachsende Colonie. Pfadfinder und Waldschläger, die ersten Pioniere der Cultur. Wagen: ein Rancho, in demselben Jäger am lodernden Feuer, das Leben im Walde darstellend. Darauf eine Reihe Wagen, die Landwirthschaft vorstellend, einer mit landwirthschaftlichen Producten: Zuckerrohr, Tajas, Kaffee rc., einer mit landwirthschaftlichen Geräthen, Maschinen, dann ein sehr geschmackvoll decorirter Wagen, die Orangenwein-Fabrication darstellend. Junge Mädchen in ländlicher Tracht, unter blühenden und mit Früchten bedeckten Orangenlauben sitzend, verzapften freigebig aus einem Faß von dem erfrischenden Getränk an die Menge. Es folgten nun die Wagen der Ziegler, Töpfer, Tischler, Schlachter, Bäcker rc., welche letztere zur Belustigung der Jugend ihre Producte auswarfen. Dann nahte sich mit vollen Segeln, die Häuser (es giebt dort glücklicherweise noch keine Drei-, Vier- und Fünfetagenhäuser) mit hohen Masten überragend, ein großes Boot mit Schoonertakelage, reich mit Flaggen geschmückt und bemannt mit dreizehn Seeleuten in Marine-Uniform. Dem Boote folgten die Wagen der Schlosser, Schuhmacher, Cigarrenmacher, Korbflechter, Gerber, Korbmacher, Drechsler, fast alle Gewerke in ihrer Arbeit begriffen. Nun kam die Presse, Placate zur Erinnerung an die Ausstellung vertheilend, des Inhalts: „Erinnerung an die erste landwirthschaftliche und gewerbliche Ausstellung der Colonie Dona Francisca vom 16. bis 23. August des Jahres 1874. Vorwärts! Durch Kampf zum Sieg! Durch Nacht zum Licht. — Intelligenz und Kraft, vereint den Fortschritt schafft.“ Die Turner, die Schuljugend, einige dem Scherz und der Satire gewidmete Wagen, sowie der Wagen des Todtengräbers schlossen den Zug. Es waren im Ganzen 45 Wagen im Zuge, und wäre das Wetter günstiger gewesen, so würde er damit noch kein Ende gehabt haben.

Wie wir Deutsche zu Hause ohne wiederholte Festessen kein Unternehmen zu beginnen oder zu schließen vermögen, so auch in der Fremde. Mit Festessen und Tanz begann die Ausstellung, und ebenso wurde sie geschlossen. Preise wurden selbstverständlich auch vertheilt, und die zwölf Preisrichter waren folgende Mit-

glieder aus dem Culturvereine: Dr. Dörffel (Präsident), C. Brauer, H. Delitsch (Apotheker, Bruder des bekannten Geographen Dr. Delitsch in Leipzig), Dr. Engelke, C. Jahn, P. Schmalz, L. Schultz, A. Stock, Dr. Wolff, C. Wöllner, H. Zimmer und R. Zinneck (Secretär). Die angeführten Namen beurkunden die deutschen Männer.

Eine ähnliche Ausstellung, nur ohne Auffahrt, hatte vor einiger Zeit auch in der benachbarten Colonie Blumenau, ebenfalls unter Einfluß des dort bestehenden Culturvereins, stattgefunden.

In der Colonie Brusque oder Itajahy fand ebenfalls im vorigen Jahre eine Ackerbau- und Gewerbe-Ausstellung statt. Charakteristisch ist die Rede, welche der Director der Colonie bei der Eröffnung der Ausstellung hielt, und es scheint uns wichtig, sie auszugsweise zur weiteren Kenntniß zu bringen.

„Nach heftigem Regen," heißt es in dem uns vorliegenden Bericht, „durchbrach die Sonne das Gewölk, und um 10 Uhr begab sich der Director der Colonie Dr. Leme, von dem Vorstande des Agriculturvereins, der Ausstellungs-Commission und vielen fremden Damen und Herren begleitet, unter den Klängen des Musikcorps der Colonie nach der neu erbauten Töchterschule, welche zum Ausstellungsgebäude hergerichtet war. Hier angelangt, hielt er eine passende Eröffnungsrede in deutscher Sprache. Er äußerte seine Freude über die von den Ausstellern (Colonisten und Fremden) bewiesene Theilnahme und sprach die Hoffnung aus, daß diese jährliche Ausstellung nicht nur die Colonisten, sondern auch die brasilianischen Nachbaren zu vermehrter Thätigkeit anfeuern werde, und gedachte der Preise, welche die Colonie auf den Weltausstellungen von Paris und Wien erhalten hatte; doch führen wir seine eigenen Worte an, um den Leser selbst fühlen zu lassen, auf welcher Stufe der Gesittung Dr. Leme steht. Er sagte weiter:

„‚Die Ausstellungen, meine Herren, sind wahre Feste der Arbeit, mit welchen unser Jahrhundert auf angenehme und nützliche Weise den Fortschritt der Länder und Völker feiert; was dieselben zu leisten im Stande sind, sehen wir an denjenigen, welche in der alten Welt stattfanden: die zu Paris im Jahre 1867 und die letzte in Wien, lebendige Verkörperungen der wunderbaren Errungenschaften moderner Civilisation und wahre Lichtquellen, deren befruchtende Strahlen die entferntesten Gesichtskreise erhellen; durch sie wird die Sache der Humanität vertreten, sie handeln über das Glück der Menschen, ihr Wohlbefinden und ihre Zukunft; durch sie erkennt man die periodische Entwicklung der Wissenschaften, Künste, Industrie und überhaupt, was der Mensch über die Naturstoffe vermocht, daß er sie so umgestaltet, daß sie ihm für unzählige Bedürfnisse des Lebens dienen. In solchem Friedenstempel schweigen die bösen Leidenschaften, welche die Menschen unter sich spalten, herrschen nur Brüderlichkeit und Eintracht; da tauschen die Geister ihre Ideen aus, die Seelen ihre Eindrücke, die Herzen ihre Gefühle. Deshalb haben die Ausstellungen Theil an der Civilisation dieses Jahrhunderts, und aus der Vereinigung so vieler Intelligenz beim Suchen nach Wahrheit muß nothwendigerweise Toleranz für die Meinungsverschiedenheit, Aufklärung des Geistes, Gewissensfreiheit und ein aufrichtiger Herzenscultus zu dem Wesen hervorgehen, das uns zu so Großem geschaffen. — —

„‚Es ist nicht viele Jahre her, daß hier nur allein die jungfräuliche Natur mit all ihrem Glanze herrschte und durch die Hiebe der Axt die hundertjährigen Bäume fielen, welche den ursprünglichen Bewohnern dieser Einöden, den umherirrenden Wilden, zum Schutze dienten. Diese Erinnerungen müßten Ihnen werthvoll sein, denn sie enthalten den deutlichsten Beweis, daß Sie Ihrer Sendung treu waren, Sie arbeitsame Einwanderer vom deutschen Vaterlande, die ich heute von Herzen begrüße. Durch geduldige und anhaltende Arbeit haben Sie inmitten der Wälder den blühenden Wohnsitz einer immer wachsenden Bevölkerung geschaffen, bestellen Sie Ihre Felder mit dem Pfluge, eröffnen Verbindungswege und veranstalten Feste zu Ehren der Arbeit und gaben mit einem Worte die augenscheinlichsten Beweise Ihrer mächtigen Thätigkeit.'"

Wir bedauern, nicht die ganze vortreffliche Rede geben zu können, sie ist zu lang für den Rahmen unserer Bilder.

Durch Herrn Thieme wurde in passen-

der und würdiger Weise geantwortet und die Ausstellung sodann eröffnet. Eine große Zierde der Ausstellung bildete das Altarbild für die evangelische Kirche, eine Copie der Kreuzabnahme Christi von Rubens, ein Geschenk der verstorbenen Königin Elisabeth von Preußen.

In der Ausstellung waren vertreten allerhand Arten von weiblichen Handarbeiten, schöne Stickereien in Bunt und Weiß, zu erwähnen sind besonders die mit ausgezogenen Fäden, die sich hier Jahrhunderte lang erhalten, während sie in Deutschland aus der Mode kamen, Producte der Tabackcultur, Reis, Farinha, Arrowroot, Zucker, Alkohol, Orangenwein 2c. Die Handwerke der Schuhmacher, Schneider, Schmiede, Klempner, Böttcher, Tischler 2c. Neben dem Ausstellungsgebäude war das zur Schau gestellte Vieh: Pferde, Rinder 2c. Es wurden Prämien vertheilt, bestehend in silbernen und bronzenen Medaillen und ehrenden Erwähnungen.

Das Fest schloß am Abend mit einer imposanten Illumination des ganzen Stadtplatzes und einem Ball. Da die Mehrzahl der Besucher Brasilianer waren, so feierten die Deutschen und das Deutschthum einen großen Triumph, indem man ihnen volle Anerkennung und Würdigung zu Theil werden ließ.

Statistisches über die Colonien Dona Francisca, Blumenau und Itajahy.

Dona Francisca, die nördlichere von den drei genannten Colonien, wurde von dem Hamburger Colonisationsverein im Jahre 1849 auf einem Terrain gegründet, das der Verein von dem Prinzen von Joinville käuflich erwarb, so nannte man die erste Niederlassung, den jetzigen Stadtplatz, „Joinville".

In dem im November vorigen Jahres ausgegebenen dreiundzwanzigsten Berichte heißt es:

„Fünfundzwanzig Jahre bilden eine lange Periode in dem Leben eines einzelnen Menschen, sie sind aber nur eine kurze Spanne Zeit für die Anlage und Entwicklung einer Ansiedelung in fernem Lande, und wenn es uns in diesem Zeitraume gelungen ist, eine Niederlassung von mehr als 7500 fleißigen deutschen Landsleuten zu gründen, abgesehen von Tausenden, welche der Wandertrieb weiter ins Innere des Landes lockte, wenn wir sehen, wie diese Leute sich alle in mehr oder weniger behäbigen Verhältnissen befinden und sich einer freien, selbständigen Stellung erfreuen, welche ihnen die alte Heimath nicht zu bieten vermochte, wenn wir das von Jahr zu Jahr sich steigernde Quantum von Maschinen, Handels- und Industrie-Artikeln in Betracht ziehen, welches diese Bevölkerung aus Deutschland bezieht, so müssen wir aufs Lebhafteste bedauern, daß die Hindernisse, welche uns durch gehässige Anfeindungen und durch Prohibitiv-Maßregeln der deutschen Regierungen bereitet werden, unseren Bestrebungen so enge Grenzen gezogen haben, und daß den Colonisten durch dieselben die Verbindungen mit der früheren Heimath und der Nachzug von Landsleuten und Fremden auf alle nur denkbare Weise erschwert, in vielen Fällen unmöglich gemacht wurden."

Die Einwohnerzahl der Colonie betrug am Ende des Jahres 1873 7558 Seelen in 1569 Familien, davon waren 3850 männlichen und 3708 weiblichen Geschlechts, 1417 katholischen und 6141 protestantischen Glaubensbekenntnisses; 2704 Personen waren naturalisirt.

Im Jahre 1873 wurden 315 Kinder auf der Colonie geboren, Sterbefälle fanden 208, Heirathen 60 statt.

Die fünfzehn vorhandenen Schulen wurden von 430 Knaben und 380 Mädchen (zusammen 810 Kindern) besucht.

An Gebäuden waren vorhanden 2 Kirchen, 16 Schulgebäude, 1 Freimaurerloge, 1 Hospital, 2 Stations- und 6 Empfangshäuser, 1 Gefängniß, 1355 Wohnhäuser mit 1569 Feuerstellen und 1420 Nebengebäuden.

Der Viehbestand hob sich auf 920 Pferde, 1795 Stück Rindvieh, 201 Ziegen, 175 Schafe, 3214 Schweine, 116 Maulthiere, circa 25000 Stück Geflügel und 454 Bienenstöcke.

An Transportmitteln waren vorhanden 340 vierräderige Wagen, 30 kleine und 11 große Boote und 1 Schooner.

Das in Cultur genommene Land umfaßte 10160 Hektaren geschlagenen Wald, 5150 Hektaren Pflanzungen, 2700 Hektaren Weide und 2300 Hektaren Brachland.

An landwirthschaftlichen Etablissements

waren vorhanden 42 Mandiokmühlen, 14 Reisstampfen, 38 Zuckermühlen und Rumbrennereien, wovon 2 mit Dampf-, 7 mit Wasser- und 29 mit Pferdebetrieb, 3 Arrowrootfabriken und 6 Mahlmühlen zur Fabrication von Reis- und Maismehl.

Die Ausfuhr an Zucker, Rum, Arrowroot, Reis, Butter, Eiern, Leder und Häuten, geschnitzten Hölzern, Schuhzeug und Kleidern, Mobilien, Wagen, Eisenzeug, Klempner-, Schlosser- und Sattlerarbeiten, Schnittwaaren, Cigarren, Kalk, Mauer- und Dachsteinen betrug ungefähr 350 Contos de Reis (ca. 800000 R.-Mark); die Einfuhr repräsentirte einen Werth von etwa 320 Contos de Reis oder 730000 R.-Mark.

Die gesellschaftlichen Zustände der Colonie ließen wie bisher so auch im verflossenen Jahre nichts zu wünschen übrig; die bestehenden zahlreichen Vereine zu gegenseitiger Unterstützung, Belehrung und Unterhaltung erfreuten sich eines ungestörten Bestandes und lebhafter Betheiligung, wie wir oben schon durch die Mittheilung über die landwirthschaftliche Industrie-Ausstellung gezeigt haben.

Eine schon seit zwölf Jahren zu Joinville erscheinende deutsche Zeitung, „Die Colonie-Zeitung", verantwortlicher Herausgeber C. W. Böhm zu Joinville, welche von dem um das Gedeihen der Colonie so große Verdienste habenden deutschen Consul Dr. O. Dörffel gegründet wurde, liefert den besten Beweis von der Lebensfähigkeit der deutsch-brasilianischen Colonien in der Provinz Santa Catharina.

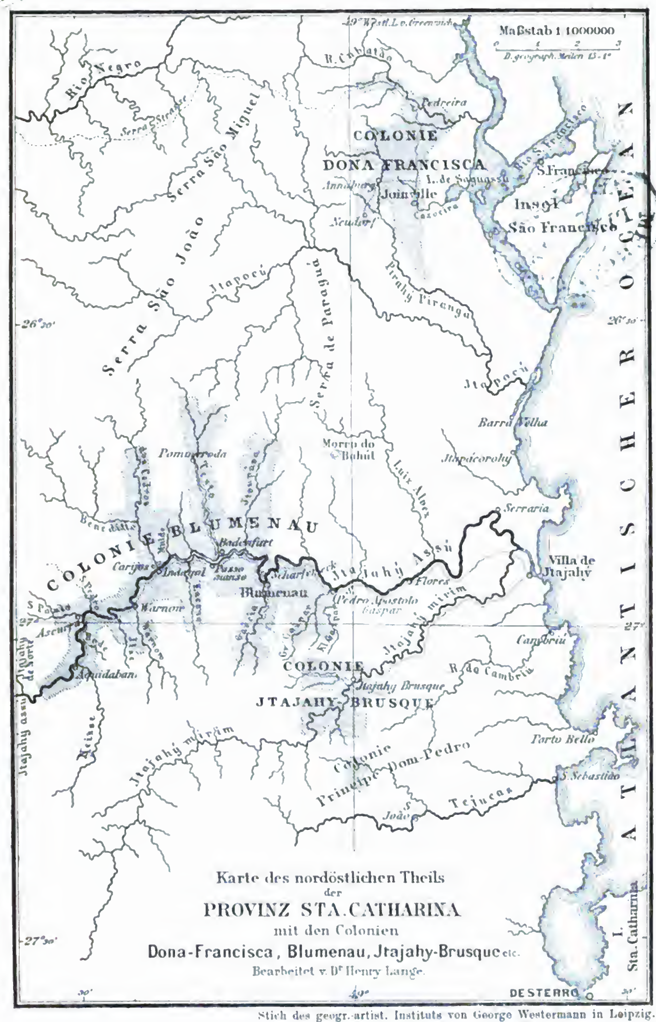
Die zweite größere deutsche Colonie der Provinz Santa Catharina, welche zunächst (in diesem Jahre) ihr fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern wird, ist die Colonie Blumenau. Sie breitet sich im Thale des Itajahy assu und da, wo die Flüsse Garcia, Gaspar, Itoupavo, Testo, Encano, Bendito, Warno, Ilse und Paulo in den Itajahy assu münden, mehrere Meilen weit aus. Der Stadtplatz liegt an der Mündung des Flüßchens Garcia in den Itajahy 26 Grad 55 Minuten 16 Secunden südl. Breite und 49 Grad 9 Minuten 15 Secunden östl. Länge von Greenwich. Hier gründete Dr. Hermann Blumenau aus Braunschweig im Jahre 1850 die jetzt blühende Colonie, welche seinen Namen trägt.

Tschudi sagt in seinem vortrefflichen Werke „Reisen durch Südamerika":*

Die Anfänge der Colonie waren sehr bescheiden: 17 Personen, die sich im September 1850 dort niederließen, und 8, die ihnen im nächsten Jahre folgten. Ihre allmälige Entwicklung in den nächstfolgenden Jahren fand ebenfalls in sehr geringem Maßstabe statt, denn Dr. Blumenau konnte nur über Geldmittel disponiren, die im Verhältniß zu einem so großen Unternehmen als unzureichend zu bezeichnen sind. Nichtsdestoweniger setzte er mit eiserner Ausdauer und einer wahrhaft bewunderungswürdigen Aufopferung sein einmal begonnenes Werk trotz vielfacher Mißgeschicke und harter Verluste von Außen und fast unüberwindlicher Hindernisse von Innen fort. Seit 1859 ist die Colonie Regierungs-Colonie geworden, doch blieb der verdienstvolle Gründer auch fernerhin Director und Vater seiner Schöpfung, die schon am Schluß des Jahres 1873 eine Einwohnerzahl hatte von 7156, wovon 2649 männlichen und 3507 weiblichen Geschlechts waren. Der katholischen Confession gehörten davon 1351, der evangelischen 5805 an. Die Vermehrung hatte gegen 1872 657 betragen, herbeigeführt theils durch neue Einwanderung (416 Personen), theils durch Geburtsüberschüsse (241). Es wurden geboren 308 und starben 67. Schulen sind vorhanden 21, wovon 2 öffentliche mit unentgeltlichem Unterrichte, 14 mit Beihülfe der Regierung erbaute und 5 in Privathäusern. Dieselben wurden von 588 Kindern, nämlich 314 Knaben und 274 Mädchen, besucht. Die Colonie besitzt 4 Capellen und 2 Kirchen, eine für die evangelische und eine für die katholische Gemeinde; die erstere hat durch Sammlung sich eine Glocke beschafft, welche am Confirmationstage der jungen Christen zum ersten Male die Gläubigen zur Andacht rief. Consul des deutschen Reiches in dieser Colonie ist Herr V. Gärtner.

---

* Band III, S. 381. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1867. — Seit dem Jahre 1867 ist die Entwicklung in Brasilien, man kann sagen, mit Riesenschritten vorwärts gegangen. Außer Tschudi's Werke möchten wir als weiter belehrende Schrift über Brasilien noch „Das Kaiserreich Brasilien" von Dr. J. E. Wappäus, Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, empfehlen.



Karte des nordöstlichen Theils der PROVINZ STA. CATHARINA mit den Colonien Dona-Francisca, Blumenau, Jtajahy-Brusque etc. Bearbeitet v. Dr. Henry Lange.

Stich des geogr.-artist. Instituts von George Westermann in Leipzig.

An Verkehrsmitteln waren vorhanden: zu Lande 150 Kilometer Fahrstraßen und 349 Kilometer Reitwege. Die Anzahl der vierräderigen Wagen betrug 121. Zu Wasser vermittelten 3 größere Fahrzeuge und ein kleiner Dampfer, die Canots nicht gerechnet, den Verkehr mit dem Hafen von Itajahy.

Die Einfuhr betrug 1873 230 Contos de Reis (ca. 520000 R.-Mark), die Ausfuhr ergab 202 Contos de Reis (ca. 454000 R.-Mark). Erstere besteht namentlich in Vieh, Dörrfleisch, Ellen- und Eisenwaaren ꝛc.; letztere in geschnittenen Hölzern, Taback und Cigarren, Federvieh aller Art, Eiern, Butter, Schinken, Wurst, Schmalz ꝛc.

Die Bevölkerung der Colonie bewohnt 1403 Häuser, von denen 507 aus Steinen und Fachwerk erbaut sind, und hat 6900 Hektaren Land in Besitz genommen, während noch über 600000 Hektaren zum großen Theil sehr fruchtbaren Landes vergeben werden können. Namentlich sind die Ländereien zwischen dem linken Ufer des Itajahy und seinen Nebenflüssen Beneditto, Cedros, St. Pedro und St. Paulo ganz vortrefflich zur Colonisation geeignet befunden worden und zum Theil schon besiedelt, Tausende neuer Einwanderer können in diesen fast ganz ebenen und mit dem besten Boden gesegneten Districten noch untergebracht werden.

Die Pflugcultur greift in der Colonie mehr und mehr um sich, es waren im Jahre 1873 bereits 70 bis 80 Pflüge verschiedenster Art im Gebrauch.

Der Absatz der Producte der Colonisten nach Rio de Janeiro oder anderen Orten war bisher schwer zu ermöglichen, da es an geeigneter Verbindung mit dem Hafenplatze Itajahy und weiter zur See fehlte, diesen Mängeln ist nun abgeholfen. Es ist, wie die deutschen Zeitungen von Brasilien (die Allgemeine deutsche Zeitung von Rio und die Deutsche Zeitung von Porto Alegre) melden, eine segensreiche Einrichtung getroffen worden.

Der Agriculturminister hat mit der „Companhia National de Navegação á Vapor“ einen Contract abgeschlossen, nach welchem diese Gesellschaft monatlich dreimal einen Dampfer von Rio nach Desterro entsendet. Die Steamer werden sowohl auf der Hin-, sowie auf der Rückreise S. Francisco, Itajahy, Tijucas und Porto Bello anlaufen. Dieser Act des Ministeriums ist von ganz bedeutender Tragweite für die Colonien Blumenau und Dona Francisca und wird das Emporblühen derselben in nicht geringem Maße beschleunigen.

Die Colonie Itajahy-Brusque liegt in gerader Linie 4¼ Legoas südöstlich von der Colonie Blumenau an einem Nebenflusse des Itajahy assu, am Itajahy mirim, 27 Grad 5 Minuten südlicher Breite und 49 Grad westlicher Länge von Greenwich.

Diese Colonie wie auch Blumenau ist Staatscolonie, während Dona Francisca noch Privatcolonie ist. Sie wurde im Jahre 1860 gegründet und später mit der im Jahre 1867 gegründeten Colonie Principe Dom Pedro vereinigt. Durch eine 8 Legoas (6 Meilen) lange Straße ist sie mit der Hafenstadt Itajahy verbunden. Nach der statistischen Aufnahme vom Jahre 1871 lebten auf der Colonie 1126 männliche und 974 weibliche Personen auf 372 Feuerstellen. Es gab 52 landwirthschaftliche Fabrikanlagen, 21 Sägemühlen, 6 Mahlmühlen, 8732 Stück Rindvieh ꝛc. — 2 Kirchen, eine protestantische und eine katholische, beide von der Regierung und mit deren Hülfe erbaut. Ferner 6 Schulhäuser. Geistliche wie Lehrer sind von der Regierung gut und ohne Unterschied der Confessionen besoldet. Die Colonie steht unter der Leitung des Directors Luiz Betim Paes Leme, der sich bereits große Verdienste um das Gedeihen der Colonie erworben, und den wir oben bereits durch seine eigenen Worte eingeführt und charakterisirt haben.

Das Wismuth.

Von

Jacob Nöggerath.

In die Galerie der nutzbaren Metalle, welche ich seit mehreren Jahren nach und nach in dieser Zeitschrift aufgestellt habe, gehört auch das Wismuth, dessen Verwendung vorzüglich in seiner Leichtflüssig-

keit beruht, welche durch Zusatz von Blei und Zinn noch bedeutend erhöht wird.

Im griechischen und römischen Alterthum kannte man es nicht, wenigstens ist keine Nachricht in den alten classischen Schriftstellern auf Wismuth zu deuten. Unter den Namen bismuthum und wismuthum scheint es zuerst von dem Alchymisten Basilius Valentinus als ein Halb- oder Bastardmetall aufgeführt zu sein. Er stellte nämlich die Ansicht auf, daß die spröden, nicht dehnbaren Metalle, wozu auch besonders das Wismuth gehört, Beimischungen von nichtmetallischen Substanzen enthielten. Georg Agricola, der Vater der Metallurgie und Mineralogie (geb. 1494, gest. 1555), erkannte das Wismuth als ein eigenes Metall. Er sagte ausdrücklich: „Auch Quecksilber und Wismuth sind Metalle, wenn es auch die Alchymisten nicht Wort haben wollen." Er meinte aber, daß Wismuth das Mittel bilde zwischen Zinn und Blei, und nannte es auch Plumbum cinerium (aschgraues Blei). Die bestimmten Beweise, daß das Wismuth ein besonderes Metall sei, verdanken wir erst den späteren Chemikern Stahl und Dufay.

Der Name Wismuth, den Basilius Valentinus latinisirt hat, dürfte kaum zweifelhaft deutschen Ursprungs sein.

Das Wismuth läuft in sehr schönen bunten Farben (nach dem mineralogischen Ausdrucke taubenhälsig) an, und daher erklärt der alte Bergprediger Mathesius in seiner Sarepta (älteste Ausgabe 1562) den Namen Wismuth in folgender Weise: „Es haltens etliche dafür, weil Wismut eine blüt, und mancherlei farb hat, wenn es in zechen (in der Grube) außschlegt, und siehet weiß, braun, rot, gesprenklich durch einander, es habens die alten bergleut Wismut genannt, daß es blüet wie eine schöne Wisen (Wiesmatte, Wismat), darauff allerley farb blumen stehen." Er nannte es ein giftiges Metall, welches viel Quecksilber bei sich habe, und es daher sehr flüchtig und flüssig sei. Beim Mathesius stand daher, ungeachtet er Agricola kannte, die selbständige Metallität des Wismuths noch nicht fest. Andere wollen den Namen Wismuth aus dem Arabischen herleiten: wiss mojaht, d. i. Leichtigkeit des Storaxes — was leicht schmilzt wie Storax. Scheint sehr gesucht zu sein, doch wage ich nicht, zwischen beiden Erklärungen völlig sicher zu entscheiden.

Das Wismuth ist starkglänzend und hat eine röthlichweiße Farbe, läuft aber, wie bereits bemerkt, sehr leicht mit bunten Farben an. Um diese Farben recht schön hervorzurufen und zugleich Krystalle zu erzeugen, schmilzt man das Metall mehrere Stunden mit Salpeter, bis die Probe nicht mehr roth oder blau, sondern grün oder gelb anläuft. Gießt man es dann in einen erwärmten Rostscherben, läßt es langsam erkalten, stößt die obere erstarrte Kruste mit einer glühenden Kohle durch, läßt das innere flüssige Metall ablaufen und zerbricht die Masse nach einer halben Stunde, so kommt die schönste Krystalldrüse zum Vorschein. Man kann so Rhomboeder von Zollgröße erhalten. Die Ecken sind sämmtlich abgestumpft und die Flächen treppenartig vertieft. Das Wismuth hat dieselbe Krystallform wie Antimon, Arsenik, Tellur u. s. w. Die durch Schmelzung erhaltenen Krystalle besitzen die prachtvollsten stahlgrauen, purpurrothen und smaragdgrünen Anlauffarben. Es ist großblättrig, spröde und leicht zu pulvern, aber im ganz reinen Zustande etwas geschmeidig. Es schmilzt wie Blei, der Schmelzgrad ist + 264° C., bei hoher Temperatur aber flüchtig und verbrennt mit blauer Flamme. Es besitzt, wie das Wasser, die Eigenschaft, sich im Augenblick des Erstarrens stark auszudehnen, so daß die äußere bereits erstarrte Rinde beim Erstarren der inneren Masse durchbrochen wird und der noch flüssige innere Theil herausquillt. Es zersprengt daher, gleich dem gefrierenden Wasser, die Gefäße, worin es erstarrt. Sein specifisches Gewicht ist 9,783, des ganz reinen 9,799, mithin ist es leichter als Blei, aber schwerer als Zinn und Zink. Das käufliche Wismuth pflegt nicht rein zu sein, es enthält Silber, Eisen, Blei, Arsenik, Schwefel u. s. w.

Das Wismuth gehört nicht zu den in der Erdrinde sehr verbreiteten Metallen, wie Eisen, Blei, Kupfer, Zink, und kommt auch gewöhnlich nicht in großen Massen vor. Gewinnungen der Wismutherze sind vorzüglich in folgenden Gegenden vorhanden: im Königreich Sachsen in Verbindung mit Kobalt-, Nickel- und Silbererzen zu Schneeberg, Johann-Georgen-

stadt, Marienberg, Altenberg, hier mit Zinnerzen; am Harz zu Hasserode; im Thüringer Wald bei Friedrichsrode; zu Bieber bei Hanau und Riegelsdorf; in Württemberg zu Reinerzen; in Baden zu Wittichen, Schiltach, Sulzbach und Sulzburg; in Oesterreich zu Schlademig und in Steiermark; zu Joachimsthal und Plan in Böhmen; in Frankreich in der Bretagne und in den Pyrenäen zu St. Jean; in Schweden zu Fahlun, Nyberg und Bispberg; in Norwegen zu Modum; auf den Zinnsteinlagerstätten in Cornwallis bei Pottalack, St. Just, Redruth, St. Colomb und St. Ives; in Cumberland zu Carrock; in Nordamerika in Baltimore zu Hamington und in Connecticut zu Haddam. Es dürfte aber an einigen der genannten Punkte kein Betrieb mehr bestehen, zum Theil weil das Erz ausgewonnen ist.

Das wichtigste Wismutherz ist das gediegene Wismuth, mehr untergeordnet ist der Wismuthglanz (Schwefelwismuth), aus welchem das Metall sehr einfach aus dem begleitenden Gestein ausgeschmolzen (ausgesaigert nach dem technischen Ausdruck) wird. Außer diesen giebt es noch einige Wismutherze, welche zum Theil Seltenheiten sind und überhaupt wenig oder gar nicht bei der Darstellung des Metalls in Betracht kommen. Die Aussaigerung des Wismuths geschieht in folgender Weise: das zerkleinerte Erz wird in liegende oder stehende eiserne Röhren gefüllt, welche in einem eigenen Ofen eingemauert sind, und darin geschmolzen, das ausgeschmolzene Wismuts läuft ab und wird in Schalen aufgefangen. Das gewonnene Wismuth ist gewöhnlich noch mit vielem Wismuthoxyd vermischt, und wird daher in eisernen Kesseln oder Thontiegeln bei sehr schwacher Hitze wieder eingeschmolzen, mit Schaumlöffeln abgeschäumt und in Formen gegossen. Da die Wismutherze oft innig vermengt mit Kobalt- und Nickelerzen vorkommen, so wird auch aus den Nebenproducten beim Schmelzen derselben, nämlich aus den sogenannten Kobalt- und Nickelspeisen, einiges Wismuth gewonnen.

Es fehlt an veröffentlichtem ausreichenden Material zur Angabe der derzeitigen Gesammtproduction des Wismuths. Die Production des Königreichs Sachsen ist verhältnißmäßig bedeutend. Im Jahre 1873 stellten die dortigen fiscalischen Hüttenwerke 275 Centner 71 Pfund Wismuth dar, im Werthe von 83 968 Thaler. Früher war diese Production höher.

Oben habe ich die Eigenthümlichkeit des Wismuths erwähnt, daß seine Legirungen mit Blei und Zinn viel leichter schmelzbar sind als das Wismuth allein. Agricola sagt schon, daß man aus der Legirung von Zinn und Wismuth, des schönen Klanges wegen, Pocale, Tassen, Schüsseln, Teller, Becher und andere Gefäße gieße, eine Anwendung, die jetzt wohl nicht mehr stattfindet, und eben so wenig die auch von ihm angeführte Verwendung zu Tafeln für die Dachbedeckung von Prachtgebäuden und Thürmen und zu Fußböden von Badezimmern. Aber die Benutzung des Wismuths zu verschiedenen Legirungen mit Zinn und Blei zum Stereotypenguß und um Abdrücke (sogenannte Clichés) von Holzschnitten darzustellen, ist in der gegenwärtigen Zeit sehr umfangreich und hat besonders die bedeutende Preissteigerung des Wismuths veranlaßt. Auch zu Modellen für Kattundruck und zum Abdruck von Münzen, Gemmen und dergleichen dienen solche Legirungen. Zum Einspritzen von anatomischen Präparaten, statt des Quecksilbers, wurden früher auch Legirungen dieser Art angewendet, welches aber jetzt kaum noch stattfinden möchte. Die Klempner, Glaser und Orgelbauer machen ihr Schnellloth gewöhnlich aus gleichen Theilen Zinn und Blei, wenn sie aber ein besonders leichtflüssiges darstellen wollen, so verwenden sie dazu die Legirung aus gleichen Theilen Wismuth, Blei und Zinn. Ferner gießt man aus solchen Metallgemischen, deren Schmelzgrad vorher bestimmt ist, Sicherheitsscheiben für Dampfkessel, welche schmelzen, wenn die Dämpfe zu hoch gespannt sind. Auch zum Spiegelamalgama findet das Wismuth Verwendung.

Besonders leichtflüssige Legirungen sind die von Rose und Newton angegebenen Mischungen, welche die Namen ihrer Erfinder tragen. Die Rose'sche Legirung besteht aus einem Theil Blei, einem Theil Zinn und zwei Theilen Wismuth, die Newton'sche aus acht Theilen Wismuth mit fünf Theilen Blei und drei Theilen Zinn. Beide schmelzen unter dem Siede-

punkt des Wassers. Durch Zusatz von Quecksilber werden die Mischungen noch leichtflüssiger. Man hat von solchen Legirungen zum Scherz sogenannte Fixir-Theelöffel gemacht, welche beim Eintauchen in kochend heißen Thee oder Kaffee schmelzen.

Das Wismuthweiß, Schminkweiß, blanc d'Espagne wird aus einer Lösung des Wismuths in Salpetersäure und sodann durch Niederschlag des Wismuthoxyds vermittelst Zusatz von Wasser bereitet. Schon Agricola erwähnt, daß sich die Weiber damit die Gesichter bestrichen. Es wird nämlich dieses Präparat als Schminke benutzt, ist aber dazu wenig geeignet, weil es von Schwefelwasserstoffgas bräunlichschwarz wird, daher auch von menschlichen Ausdünstungen. Eine tanzende Dame kann dadurch leicht zur halben Mohrin umgewandelt werden. Da das Wismuthweiß in den Fetten ebenfalls schwarz wird, so wird es auch in Pomaden zum Schwarzfärben der Haare verwendet. Das Wismuthweiß führt in der Pharmacie die Namen bismuthum nitricum oxydatum album und magisterium bismuthi, und wird besonders als ein Mittel gegen Magenbeschwerden verordnet.

Noch ist die Anwendung des Wismuths zur Bereitung einer sympathetischen Dinte zu erwähnen. Schreibt man mit der Lösung dieses Metalls in Salpetersäure, und taucht dann das Geschriebene in Wasser, so verschwindet die Schrift. Legt man aber ein in Schwefelleberlösung getränktes Papier auf das beschriebene Blatt, so tritt die Schrift schwarz hervor.

Literarisches.

Der geographische Unterricht nach den Grundsätzen der Ritter'schen Schule historisch und methodologisch beleuchtet von Dr. Hermann Oberländer, dirigirendem Oberlehrer des königlich sächsischen Lehrerseminars zu Pirna. Zweite umgearbeitete und erweiterte Auflage. Grimma, Verlag von Gustav Gensel.

Die erste Auflage des vorgenannten Werkes haben wir mit Freuden begrüßt. Und was wir an anderer Stelle über das Werk Oberländer's damals sagten, können wir hier kurz wiederholen — das Werk birgt einen wahren Schatz für den strebsamen und denkenden Lehrer; es bildet eine sehr werthvolle Bereicherung der pädagogischen Literatur, die ohnehin auf dem Gebiete der Methodik des geographischen Unterrichts sehr wenig aufzuweisen hat.

Schon bei einem flüchtigen Vergleiche der ersten Auflage mit dieser neuen gewahrt man, daß der Verfasser mit Liebe und Fleiß seine Studien fortgeführt hat. Namentlich haben die ersten Paragraphen eine gründliche Umarbeitung, beziehungsweise Erweiterung erfahren.

Das Werk besteht aus zwei Theilen in einem Bande. Der erste Theil enthält die Geschichte und Methodik des geographischen Unterrichts. § 1. Historische Beleuchtung der geographischen Literatur und des geographischen Unterrichts vor der Reformation desselben durch Karl Ritter. § 2. Karl Ritter, der Schöpfer der neueren Erdkunde. § 3. Ritter's Nachfolger. § 4. Nähere Beleuchtung des Wesens der vergleichenden Erdkunde. § 5. Werth der vergleichenden Erdkunde. § 6. Verwerthung der vergleichenden Erdkunde im Schulunterricht. § 7. Auswahl des geographischen Stoffes für den Schulunterricht. § 8. Die verschiedenen Methoden des geographischen Unterrichts. § 9. Weitere didaktische Grundsätze und praktische Winke für den Lehrer der Geographie.

Der zweite Theil handelt von der ausführlichen Darlegung der Grundzüge der vergleichenden Erdkunde. Derselbe zerfällt in die folgenden neun Abschnitte. 1. Geographische Lage. 2. Wagerechte Gliederung. 3. Der geologische Bau des Erdbodens. Vulcanismus. 4. Das Gebirge oder die senkrechte Gliederung des Bodens (a. Bedeutung der Gebirge im Haushalte der Natur. b. Die Gebirge in ihrer Bedeutung für das Leben der Menschheit). 5. Das Wasser (a. Das gefrorene Wasser. b. Das fließende Wasser. c. Das stehende Wasser). 6. Das Klima. Die Wärme, der Wind, die Niederschläge, das Licht. 7. Die Pflanzenwelt. 8. Die Thierwelt. 9. Der Mensch.

Diese Angaben deuten den reichen und belehrenden Inhalt des Werkes genugsam an.

Wir dürfen nicht unerwähnt lassen, daß der Verfasser sich über die bei G. Westermann in Braunschweig erschienenen Schulatlanten von Dr. Henry Lange sehr lobend ausspricht.

Von Auerbach's Roman „**Waldfried**“ ist kürzlich die zweite und zwar vom Verfasser neu durchgesehene Auflage von der Cotta'schen Verlagshandlung versandt worden, was die unveränderte Beliebtheit der Auerbach'schen Schriften aufs Neue beweist.



Der Schwiegersohn der Frau von Roggeveen.

Dem Holländischen des Jan ten Brink

nacherzählt von

Adolf Glaser.

(Fortsetzung.)

Zwanzigstes Capitel.

Schon ein halbes Jahr lang baute Frau von Roggeveen täglich an den schönsten Luftschlössern, die jemals durch die Phantasie einer hochgebornen Mutter entworfen worden sind. Ihre Lieblingstochter Jeanne sollte in kurzer Zeit berechtigt sein, den Titel einer Vicomtesse Coppin de Vergennes zu führen, ein Titel, um welchen die ansehnlichsten Geschlechter des Landes sie beneiden mußten, denn die Vergennes stammen von so uraltem normannischen Adel, daß der vornehmste einheimische Graf den Hut davor abnehmen muß.

Der Zeitpunkt näherte sich nun, daß die Verlobung den Freunden bekannt gemacht werden sollte. Die erste Schwierigkeit war überwunden. Jeanne hatte ihren siebzehnten Geburtstag gefeiert. Diese Bedingung hatte Herr von Roggeveen gestellt, als der vollendetste aller Edelleute, der hochgeschätzte zukünftige Schwiegersohn, feierlich um die Hand der Tochter anhielt. Darauf hatte der Gemahl der Frau von Roggeveen aus viel zu weit getriebener Vorsicht eine Menge Erkundigungen eingezogen in Bezug auf den charmanten Vicomte.

Nach und nach waren Nachrichten angelangt; meistens lauteten sie ziemlich günstig. Der Vicomte war ein junger Mann von gutem Adel, nicht unbekannt in den angesehensten Kreisen, erfahren in allen Anforderungen der großen Welt — aber sein Vermögen schien nicht sehr groß zu sein. Man erfuhr auch einige Einzelheiten über Mißgeschicke, welche dem Vicomte bei Wettrennen und anderen ritterlichen Unternehmungen zugestoßen waren, aber man konnte aus alle dem schließlich kein vollkommen ungünstiges Resultat herausziehen.

Frau von Roggeveen hatte mit ungewöhnlichem Nachdruck ihrem Gemahl dies wiederholt bewiesen und darauf gedrungen, daß er nun in die Verlobung einstimmen solle. Aber Herr von Roggeveen hatte ihr einfach geantwortet, daß er es nur unter zweierlei Bedingungen thun werde, und zwar erstens, wenn der Vicomte beweisen könne, daß seine Einkünfte ausreichten, um seine zukünftige Gemahlin ihrem Range gemäß zu erhalten, und zweitens sollte Herr von Roggeveen nicht verpflichtet werden, seiner Tochter eine besondere Mitgift auszusetzen. Ueber die

letztere Bedingung hatte sich Frau von Roggeveen anfänglich entsetzlich geärgert, aber ihr Gatte hatte sehr kühl bemerkt, daß nichts besser im Stande wäre, die uneigennützigen Absichten des Herrn von Vergennes zu beweisen, als wenn man ihm ganz offen erkläre, daß Jeanne außer ihrer Ausstattung nichts mitbringen werde. Ueberdies fügte Herr von Roggeveen bei, daß sein ganzes Vermögen in Staatspapieren angelegt sei und daß er von den Renten nichts abgeben könne, ohne seine anderen Töchter zu benachtheiligen und seine Lebensart zu ändern. Frau von Roggeveen war entschlossen, Alles zu thun, um Jeanne's Ausstattung und die Hochzeitsfestlichkeiten so glänzend als möglich zu machen. Die Regelung der finanziellen Verhältnisse wollte sie den Herren überlassen, denn das gehörte nicht in ihr Departement. Sie sprach deshalb mit dem Vicomte gar nicht davon, denn dieser hatte eine viel zu erhabene Denkart, um sich an Geld zu stören. Er hatte ihr ja gleich von Anfang an offen und ritterlich eingestanden, daß sein Vermögen nicht groß sei, aber er hatte dennoch seine Güter und sein Schloß in der Normandie erwähnt — wegen Jeanne's Zukunft brauchte deshalb Niemand besorgt zu sein.

Dies war die Basis, auf welcher Frau von Roggeveen ihre Luftschlösser erbaut hatte.

Wie freute sie sich auf die vielen glänzenden Festlichkeiten, die sie in der Verlobungszeit organisiren wollte. Alles ruhte auf ihren Schultern, sie mußte Alles selbst besorgen. Mit Eugenie war nicht zu verhandeln. Diese blieb eigensinnig und sonderte sich mehr und mehr von der gewöhnlichen Lebensweise ab. Es ließ sich ja auch denken, daß Eugenie nicht allzusehr von der glänzenden Heirath ihrer jüngeren und schöneren Schwester eingenommen sein konnte. Darum wollte Frau von Roggeveen ihre älteste Tochter so viel als möglich unbelästigt lassen, weil sie in ihrer glücklichen Stimmung nicht zu viel von Andern verlangen mochte.

Alle diese Ueberlegungen wechselten in dem achtbaren, obschon noch unfrisirten Kopfe der Frau von Roggeveen. Sie saß in ihrem Schlaf- und Ankleidezimmer auf einem bequemen Sessel vor dem lustig brennenden Kamin, während draußen sehr rauhe Luft herrschte und der aufs Neue eingefallene Frost nach den letzten nebligen Tagen sich kräftig fühlbar machte. Sie beschloß, dem Vicomte den Rath zu geben, die finanziellen Fragen jetzt mit seinem zukünftigen Schwiegervater in Ordnung zu bringen, damit man die Verlobung veröffentlichen könne. Dann war die beste Gelegenheit, um eine soirée dansante zu veranstalten, und sie fand diesen Plan so reizend, daß sie Vergennes ermuthigen wollte, noch heute die nöthigen Schritte bei ihrem Gatten zu thun.

Mit zufriedenem Gesichte zog sie die Glocke.

Der Diener erschien.

„Ist der Herr Vicomte gekommen?“ frug sie vornehm.

„Vor einem halben Stündchen, gnädige Frau. Der Herr Vicomte befindet sich mit dem gnädigen Fräulein in dem kleinen Salon.“

„Es ist gut! Was ist das?“ Der Diener überreichte ihr einen Brief. Sie nahm denselben achtlos hin und während sich der Diener entfernte, betrachtete sie die unbekannte Handschrift der Adresse; sie erbrach das Schreiben und las:

„Gnädige Frau! Sie können in den Besitz eines sehr kostbaren Documentes gelangen. Es handelt sich um einen Brief, den die Baronin von D... an Herrn von R... geschrieben hat. Man könnte Ihnen auch sehr wichtige Aufklärungen dazu geben, wenn Sie sich zu einer angemessenen Entschädigung verstehen möchten. In diesem Falle brauchen Sie nur zu schreiben an Herrn Philipp Duvernet im Haag, poste restante.“

Frau von Roggeveen las das sonderbare Schreiben zweimal und blieb dann eine geraume Weile still stehen. Ihr Gesicht war düster und hatte alle seine frühere Munterkeit verloren. Sie erholte sich jedoch bald wieder. Sie schüttelte den Kopf und faßte einen raschen Entschluß. Während sie sich mit ihrer Toilette beeilte, weil sie Vergennes zu sprechen wünschte, überdachte sie die Sache noch einmal.

Irgend ein Speculant wollte ihr Geld abschwindeln für einen Brief, den die Baronin von Dyrenvord an ihren Gemahl geschrieben hatte — denn die Buchstaben ließen keinen Zweifel. Der Brief konnte

echt und konnte falsch sein. Sie wußte ganz gut, daß ihr Mann eine besondere Freundschaft für die Baronin fühlte, aber das datirte bereits von der Zeit vor seiner Heirath. Es war sehr gut möglich, daß damals Briefe zwischen Beiden gewechselt worden, darüber wollte sie sich keine grauen Haare wachsen lassen. Eifersüchtig zu sein wegen der Beweise von Neigung, welche ihr Gemahl einer Anderen gab, kam ihr unter den gegebenen Umständen sehr überflüssig vor.

Hatte sie, Adrienne Blankmann, jemals Liebe für diesen Mann empfunden? Sie hatte dem reichen, jungen zweiundzwanzigjährigen Manne ihre Hand gereicht, um eine Stellung in der Gesellschaft einzunehmen. Ihre Heirath war Mittel, nicht Zweck gewesen und nun näherte sie sich der Erfüllung eines ihrer feurigsten Wünsche: ihre Tochter sollte einem Edelmanne die Hand reichen, der den vornehmsten Rang besaß. Wäre das wohl der geeignete Zeitpunkt gewesen, um mit Roggeveen über seine Correspondenzen zu zanken? Die schönsten Zeiten ihrer Ehe waren in Disharmonie und Streit vorübergegangen, sollte sie, die bald ihre fünfzig Jahre zählte, nun noch eifersüchtig werden auf ihren sechsundvierzigjährigen Gemahl! Sie hielt es für gänzlich überflüssig, weiter darüber nachzudenken. Sie wollte das Briefchen unbeachtet lassen — flüsterte sie sich selbst zu, während sie eine Diamantnadel in das noch wenig ergraute schwarze Haar steckte, aber sie wollte es doch aufbewahren. Man kann nie wissen! Es konnte später vielleicht dienen!

* * *

Der kleine Salon der Frau von Roggeveen war ein behaglicher angenehmer Raum, der mit einer Thür oder einer Gardine — nach der Saison — in den großen Saal führte. Es sah allerliebst darin aus, er war achteckig mit hellgelben Divans und wie Goldleder gemalten Wänden. Ein weißer Porzellanofen verbreitete eine angenehme Wärme. Die beiden Fenster, die nach dem Wäldchen sahen, waren durch gelbe Gardinen geschützt, Alles war in einem hellen freundlichen Ton gehalten, so daß es nicht zu bewundern war, wenn die Glieder der Familie sich gern dort zusammenfanden. In den letzten Monaten hatte der kleine Salon eine besondere Anziehungskraft für den Vicomte Coppin de Vergennes erhalten. Er hatte von der Erlaubniß der Hausfrau, ihr Haus als das seinige zu betrachten, keinen allzusehr in das Auge fallenden Gebrauch gemacht. Mit dem Hausherrn stand er auf weniger intimem, doch erträglichem Fuße. Man hatte seine Bewerbung nicht abgeschlagen, aber die Antwort vorläufig hinausgeschoben. Inzwischen nöthigte ihn die gnädige Frau zu sehr häufigen Besuchen, wobei jedoch ihr Gemahl gewöhnlich nicht gegenwärtig war.

Kurz nach elf, also sehr früh für den eleganten Edelmann, saß er auf dem gelben Divan des kleinen Salons und Jeanne war an seiner Seite. Wenn Frau von Roggeveen nicht anwesend war, blieben die beiden jungen Leute meistens allein. Eugenie vermied ihre Gesellschaft und Sibylle hatte des Morgens ihre Schule. Sie waren in ein sehr ernsthaftes und eifriges Gespräch verwickelt. Jeanne's Augen glänzten voll Ausdruck und ihre Wangen waren hochgeröthet. Sie hielt die rechte Hand des Vicomte fest und lauschte andächtig auf seine Worte.

„Du wünschest es, meine liebe Braut," sagte Vergennes, „und so soll es noch heute geschehen. Etwa in zwei Stunden soll dein Vater mir eine entscheidende Antwort geben. Mir scheint, daß keine Schwierigkeiten mehr im Wege stehen."

„Es können keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt werden," entgegnete Jeanne eifrig. „Ueberdies wird Papa meinem Glücke nicht im Wege stehen wollen. Er würde mich tödten, wenn er seine Einwilligung verweigerte." Es war auffallend, mit welchem Ernst das junge Mädchen diese Worte sprach. Eine gewisse Aufregung drückte sich dabei in Mund und Augen aus.

„Ach!" fuhr sie fort, „ohne dich zu leben, würde jetzt ganz unmöglich sein. Ich könnte nie von dir lassen. Trennung würde mein Tod sein."

„Es ist nichts zu befürchten, meine kleine Jeanne! Mama ist auf unserer Seite. Heute soll die Entscheidung getroffen werden. Und dann wird unser Glück grenzenlos sein."

Der Vicomte hatte mit sanfter trösten-

der Stimme gesprochen. Ueber das Gesicht des Mädchens zuckte ein heimlicher Zug von Furcht. Eine Thräne rollte über ihre Wangen. Dann warf sie sich ungestüm an seine Brust und flüsterte weinend:

„Emil, mein theurer Gatte, was soll aus mir werden ohne dich?“

Vergennes flüsterte ihr allerlei tröstende Worte zu, während Jeanne ihr Taschentuch vor die weinenden Augen drückte.

Bald aber lächelte sie wieder, nachdem der Vicomte mit lebhaften Farben ihr die Freuden geschildert hatte, die ihrer harrten, wenn sie als junge Eheleute auf seinem Schlosse und in Paris leben würden.

Ein nahender Tritt aus dem großen Salon ließ beide vom Divan aufstehen. Jeanne machte sich etwas an den Gardinen zu schaffen und Vergennes fand, daß die Falten seines Halstuches ein wenig geordnet werden mußten. Die Thür wurde geöffnet und mit einem von Zufriedenheit glänzenden Gesichte trat Frau von Roggeveen herein.

Sobald sie gegrüßt und sich gesetzt hatte, warf sie den beiden Liebenden einen fröhlichen Blick zu und begann:

„Mein lieber Vicomte, ich habe große Pläne.“

„Um so besser!“ entgegnete Vergennes.

„Heute noch muß Eure Verlobung veröffentlicht werden.“

Die beiden jungen Leute sahen überrascht auf.

„Ja, heute noch,“ wiederholte Frau von Roggeveen; „es ist nun Zeit genug mit Informationen verloren worden, die, wie ich voraussah, die günstigste Auskunft geliefert haben. Ich glaube, mein Gatte wird keine Schwierigkeiten mehr machen. Die Herren können überhaupt die Ordnung der finanziellen Geschäfte besser unter einander abmachen. Da will ich mich lieber nicht einmischen.“

Der Vicomte hatte aufmerksam gelauscht. Eine gewisse Zufriedenheit strahlte aus seinem Auge, als er antwortete:

„Schon zu lange zögerte ich, um mich bei Ihrem Herrn Gemahl anzumelden. Heute soll die Sache entschieden werden.“

„Ich habe die Absicht, für die folgende Woche eine soirée dansante zu arrangiren, um die Verlobung zu feiern,“ fuhr Frau von Roggeveen fort, „und da die Saison kaum begonnen hat, wird es überhaupt noch eine recht lebhafte festliche Zeit bei uns werden.“

„Emil bemerkte soeben, daß man in Frankreich nicht an solche lange Verlobungen wie bei uns gewöhnt ist,“ entgegnete Jeanne. Der Vicomte, welcher sich in der Nähe des Ofens gehalten hatte, trat einige Schritte näher und wendete sich mit der äußersten Höflichkeit an Frau von Roggeveen:

„Sie würden mich sehr verpflichten,“ sagte er, „wenn Sie unsere Verlobung kurz sein ließen. Wenn Ihr Herr Gemahl seine Zustimmung gegeben hat, brauchen wir nicht lange zu zögern. Jeanne ist ganz meiner Meinung.“

Das junge Mädchen war ans Fenster getreten und starrte verlegen nach außen.

Frau von Roggeveen lächelte sehr zufrieden.

„Ja, aber, mein lieber Vicomte, ich kann die Heirath meiner Tochter doch nicht improvisiren. Jeanne muß mir beistehen, Sie ein wenig Geduld zu lehren. Bei solch einem wichtigen Familienereigniß müssen alle Freunde und Bekannte gehörig berücksichtigt werden. Und dann erfordert Jeanne's Ausstattung doch einige Zeit — also etwas Geduld muß noch geübt werden.“

Es hätte sonderbar gefunden werden können, daß Jeanne ihrer Mutter nicht sofort beipflichtete und sich nicht beeiferte, in demselben Sinne zu sprechen.

Der Ausdruck ihres Gesichtes verrieth die heimliche Aufregung nicht, deren Beute sie war. Herr von Vergennes fuhr fort, höflich zu lächeln und antwortete in seiner gewohnten eleganten Weise:

„Einige Geduld will ich sicher üben, liebe gnädige Frau! Es würde unbescheiden sein, anders zu handeln. Aber stehen Sie uns als guter Engel zur Seite und lassen Sie meine geliebte Jeanne recht bald mein theures Weibchen werden. Seit meinem fünften Jahre bin ich Waise und habe das Familienleben nie gekannt. Bis ich erwachsen war, lernte ich keine andere Freundschaft kennen, als die meiner Mitschüler und meines alten Erziehers, des Marquis du Paroy. Sie können sich denken, wie sehr ich mich danach sehne,

ein eigenes Heim und eine geliebte Gattin zu besitzen."

Frau von Roggeveen reichte ihm mit mütterlichem Stolze die Hand und antwortete:

„Ich werde sehen, was ich für Sie thun kann, mein lieber Vicomte! Aber Alles muß mit der äußersten Sorgfalt behandelt werden. Lassen Sie mich nur handeln, aber glauben Sie mir, ich verzichte sehr ungern auf meine liebste Tochter."

Der Vicomte drückte die Hand seiner zukünftigen Schwiegermutter voll Höflichkeit.

Jeanne's Erröthen war verschwunden; dennoch zitterte sie. Der Vicomte stellte sich hinter ihren Stuhl und ergriff ihre Hand, indem er sie mit einem hoffnungsvollen und ermuthigenden Blick ansah.

In diesem Augenblicke wurde ehrerbietig an der Thür geklopft. Ein Diener erschien und verkündete, daß das Dejeuner bereit sei.

Die Hausfrau nahm den Arm ihres zukünftigen Schwiegersohnes. Jeanne's Augen waren leicht geröthet, aber ihr Mund lächelte wieder.

Einundzwanzigstes Capitel.

Die Pendule des Gemaches, welches man gewöhnlich das Studirzimmer des Herrn von Roggeveen nannte, schlug zwei Uhr, als die Thür geöffnet wurde und zwei Personen hereintraten.

Die erste, der Vicomte, trat mit der vollkommensten Ruhe und Würde herein. Die zweite, der Herr des Hauses, schien ein wenig verstimmt und beeilte sich, seinem Gaste einen Lehnstuhl anzuweisen.

Es wurden einige Höflichkeiten gewechselt.

Herr von Roggeveen warf einen zerstreuten Blick um sich, während geheime Sorgen seine Stirn runzelten. Herr von Vergennes lächelte heiter und begann: „Ich fühle mich Ihnen mehr und mehr verpflichtet und werde immer mehr Ihr Schuldner, Herr von Roggeveen! Wenn der feurigste Wunsch meines Herzens erfüllt wird, so hoffe ich, Ihnen noch beweisen zu können, daß ich Ihrer Güte nicht ganz unwürdig bin. Es ist nun schon lange Zeit her, daß ich die Ehre hatte, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten, und Sie haben mir Ihr Vertrauen bewiesen, indem Sie meine Bewerbung in Erwägung ziehen wollten. Da alle meine Blutsverwandten gestorben sind, habe ich meine Bitte Ihnen persönlich vortragen müssen und Sie sind mir in jeder Hinsicht mit Wohlwollen begegnet. Sie sagten mir, meine Tochter Jeanne ist noch zu jung — sie muß erst ihr siebzehntes Jahr erreicht haben. Die Zeit ist erfüllt, und in der Ueberzeugung, daß Jeanne sich vollkommen meinen Wünschen anschließt, möchte ich heute, wenn Sie es mir gestatten wollen, die Sache noch einmal Ihrer Entscheidung unterbreiten."

Herr von Roggeveen hatte diese Worte, die mit Höflichkeit ausgesprochen wurden, ohne besondere Freude vernommen; er wendete seinen Blick etwas zur Seite und gab sich Mühe, um von seiner Seite nicht gegen die Gesetze der Höflichkeit zu verstoßen. Darum antwortete er ernsthaft: „Eine Heirath, Herr von Vergennes, ist eine sehr ernsthafte Angelegenheit, und Sie werden mir meine bedenkliche Haltung darin zu gute halten müssen. Ich weiß, daß meine Tochter und meine Frau Ihren Plan mit günstigem Vorurtheil begrüßt haben. Von meinem Standpunkt aus sehe ich immer noch Schwierigkeiten."

„Die wir aufzulösen trachten werden!" fiel ihm der Vicomte schnell in die Rede.

Herr von Roggeveen erhob die Hand, als ob er sagen wolle: stören Sie mich nicht. Aber plötzlich sich besinnend, warf er einen durchdringenden Blick auf den Mann, der um die Hand seiner Tochter bat, und fuhr fort:

„Um mit der ersten Schwierigkeit zu beginnen. Welch einen sonderbaren Menschen haben Sie doch da in Ihrem Dienst als Lakai oder Kutscher?"

Auf diese Frage war Vergennes sicherlich nicht vorbereitet. Er mußte die Kunst, jede Erregung zu unterdrücken, meisterhaft verstehen, denn eben so schnell und zuvorkommend wie immer antwortete er:

„Adolf ist ein sehr geschickter Kutscher — aber auf mein Ehrenwort, ich begreife durchaus nicht —"

Herr von Roggeveen wendete sein Auge nicht von dem eleganten Edelmann ab, aber er fuhr mit einem Nachdruck, in welchem sich großer Unwillen verbarg, weiter fort:

„Gestatten Sie mir, Herr Vicomte, meine sonderbare Frage etwas näher zu erklären. Ihr Lakai scheint von Zeit zu Zeit noch andere Geschäfte zu treiben. Es ist mir kürzlich hier von einem Augenzeugen erzählt worden, daß er bei angesehenen Familien die Runde macht, sich in irgend einer Weise einführt, und auf die Leichtgläubigkeit speculirt, um durch ersonnene schändliche Gerüchte sich Geld zu verschaffen.“

Eine dunkelrothe Gluth von unverstellter Entrüstung stieg dem französischen Edelmann ins Gesicht.

„Der Elende!“ rief er mit mühsam bezwungenem Zorne aus. Aber plötzlich schien er sich wieder zu sammeln und frug:

„Sprechen Sie wirklich von meinem Bedienten, Herr von Roggeveen?“

„Von Ihrem Bedienten, ganz gewiß, Herr Vicomte! Soll ich Ihnen weitere Einzelheiten mittheilen?“

„Nichts wird mir willkommener sein.“

„Ihr Lakai macht Anstrengungen, um dem Baron von Dyrenvord Geld abzuschwindeln. Nachdem er sich bei ihm angemeldet hatte und nicht vorgelassen wurde, hat er sich unter dem Schein eines anständigen Privatmannes zu Herrn Trostmann, einem verdienstvollen Künstler, verfügt, weil er bemerkt hatte, daß der Baron sich im Atelier dieses Malers aufhielt, und dies Alles konnte er unternehmen, da er in dem Hause, wo Herr Trostmann seine Wohnung hat, ein Zimmer bewohnt. Dies Letztere ist Ihnen vielleicht unbekannt?“

„Im Gegentheil! Adolf hat absichtlich eine besondere Wohnung bezogen, weil ich seiner Dienste gewöhnlich nur als Kutscher bedarf. Im Uebrigen bekümmere ich mich um den Mann gar nicht.“

„Das begreife ich. Aber es darf Ihnen nicht unbekannt bleiben, Herr von Vergennes, daß der Schurke nicht allein die Ehre der Frau von Dyrenvord anzutasten wagt, sondern auch allerlei Verleumdunden gegen mich selbst für Geld zu Kauf bietet.“

Der edle Vicomte sprang von seinem Sessel auf.

„Heute noch werde ich ihn aus meinem Dienste jagen, den unverschämten Schuft! Ich werde eine Anklage bei der Polizei gegen ihn erheben, den elenden Schurken! Wie hätte ich etwas Derartiges vermuthen können! — Entschuldigen Sie, Herr von Roggeveen, Ihre Worte haben mich so aufgebracht —“

So gut auch der französische Edelmann in der Regel seine Aufregungen zu bezwingen wußte, diesmal war seine Entrüstung zu stark. Mit dem höchsten Ernst blickte er Herrn von Roggeveen ins Gesicht, während dieser ihn gleichfalls beobachtend betrachtete. Beide Herren schwiegen; es schien, daß sie innerlich sehr unangenehm berührt, sich gewaltsam bezwangen, um ihre Ruhe wiederzufinden. Der Vicomte faßte sich am schnellsten.

„Ich begreife Ihren Zorn — aber ich bitte um die Erlaubniß, zu bemerken, daß die zufälligen Schurkenstreiche eines Gauners, den ich das Unglück hatte, einen Augenblick als meinen Kutscher zu dulden, durchaus in keinem Zusammenhange stehen mit unserer gegenwärtigen Unterhaltung.“

„Mit Ihrer Erlaubniß, Herr Vicomte,“ und Herr von Roggeveen schien bei diesen Worten noch immer nicht seine heimliche Wuth bemeistert zu haben, „unser Einverständniß wird ganz gewiß darunter leiden, wenn Ihr Lakai meinen Namen heimlich verleumdet. Ich gebe Ihnen nur Kenntniß davon, weil diese Neuigkeit mir vor ein paar Tagen zu Ohren gekommen ist und ich es unter meiner Würde hielt, diese elende Geschichte bei Ihnen direct zur Sprache zu bringen.“

Der Vicomte kämpfte einen schwierigen Kampf. Dennoch mußte er sich mit Kraft bezwingen, denn auch er fühlte sich gekränkt und beleidigt, aber er vermied sorgfältig, es zu zeigen.

„Mein vormaliger Lakai wird heute sofort aus meinem Dienst entlassen werden,“ entgegnete er mit Würde. „Wenn Sie die Sache nicht selbst verfolgen, werde ich Maßregeln ergreifen, um ihn unschädlich zu machen.“

Herr von Roggeveen verbeugte sich auf seinem Stuhle und antwortete:

„Handeln Sie, wie es Ihnen gut dünkt. Da der Fall Ihnen bekannt geworden ist und Ihre Entrüstung erweckt, hat er für mich kein Interesse weiter. Diese Angelegenheit ist hiermit abgethan.“

Darauf machte der Vicomte eine steife Verbeugung; er unterdrückte fortwährend das Gefühl aufwallenden Zornes und

sagte nun mit einer gewissen Feierlichkeit, die nicht gekünstelt war:

„Mir scheint, daß das Unglück, einen Schurken zum Lakai gehabt zu haben, keinen Einfluß auf die Freundschaft ausüben kann, die durch Sie und Ihre Familie mir in der ehrenvollsten Weise erzeigt wird. Es sollte mir in der That —“

„Ihre Worte haben mich vollkommen befriedigt, Herr von Vergennes.“

Einem so scharfen Beobachter, wie der Vicomte war, entging es nicht, daß der Vater seiner Jeanne plötzlich den Ton veränderte und sich zu beeilen schien, das zuerst von ihm mit Bitterkeit begonnene Gespräch so rasch wie möglich zu beendigen.

„Vielleicht gestatten Sie mir nun,“ begann der Vicomte nach einer kurzen, aber peinlichen Pause, „den höchst wichtigen Gegenstand wieder aufzunehmen.“

„Gewiß, Herr von Vergennes! Wir müssen über diese wichtige Angelegenheit offenherzig und ohne Vorbehalt sprechen. Ihr Antrag ist selbstverständlich für mich sehr schmeichelhaft, aber, wie ich Ihnen bereits sagte, erheben sich Schwierigkeiten.“

„Haben Sie die Güte, mir dieselben mitzutheilen.“

„Ein Schwiegersohn von Ihrem Namen und Rang wird als der Gemahl meiner Tochter seine Gattin in jeder Hinsicht glücklich machen wollen, und ich habe erfahren, daß Ihr Vermögen in den letzten Jahren durch ein Zusammentreffen von mancherlei Umständen sich sehr vermindert hat.“

Der Vicomte nahm sich zusammen. Dies kostete ihn allerdings Mühe. Er glaubte, daß *sein* Vermögen bei dieser Angelegenheit nicht in Betracht kommen könne; er hatte vielmehr erwartet, daß sein zukünftiger Schwiegervater mit ihm von der Mitgift der Braut reden werde.

„Es ist vollkommen richtig, daß ich Verluste erlitten habe,“ entgegnete er. „Aber ich hege keine Befürchtungen, da meine Landgüter in der Normandie in Verbindung mit der Mitgift Ihrer Tochter — ich bitte sehr um Entschuldigung, daß ich diese Frage selbst berühre, aber ich habe Niemand, der für mich eintreten könnte — ich bin also der Ansicht, daß ich mit den Einkünften, die mir bleiben und der Mitgift meiner geliebten Jeanne allen erdenklichen Forderungen genügen kann.“

Herr von Roggeveen hatte einen Moment die Augenbrauen zusammengezogen. Dann spielte ein flüchtiges Lächeln um seine Lippen und er antwortete bedächtig:

„In Frankreich legt man sehr viel Gewicht auf die Mitgift der Braut, das ist bei uns nicht Sitte. Hier ist die Hauptfrage, ob die jungen Leute einander lieb haben, und wenn diese Frage befriedigend gelöst ist, treten die übrigen Schwierigkeiten in den Hintergrund. Ein junges Mädchen, das von ganzem Herzen geliebt wird, beglückt oft den Bräutigam mit seiner Hand, ohne irgend welche Mitgift.“

Der Vicomte lächelte mit großem Talente.

„In Frankreich ist es nicht anders, verehrter Herr! Die Neigung der jungen Leute ist die Grundlage für die Verhandlungen der Eltern.“

Herr von Roggeveen nickte sehr zufrieden.

„Wir verstehen uns also vollkommen, mein lieber Vicomte! Da ich nun die Ehre habe, mit Ihnen selbst die Angelegenheit zu verhandeln, so muß ich bekennen, daß ich keinen Zweifel in Bezug auf die zweite Frage erheben will und daher sofort zu dieser übergehe. Ist es rathsam, daß Sie sich mit Jeanne verheirathen — da meine Kinder kein Vermögen mit in die Ehe bringen? Wir müssen diese Frage wohl überlegen!“

Der Vicomte war in seinem Leben vielen und mancherlei Gefahren entgegengetreten und hatte unerschrocken sich in den schwierigsten Lagen zu helfen gewußt, nun aber war ihm etwas bange zu Muthe. Er war zwar der Ansicht, daß der vermögende Mann, den er um die Hand seiner Tochter bat, ihn vielleicht nur auf die Probe stellen wollte, aber er war seiner Sache doch nicht ganz sicher. Darum antwortete er vollkommen ruhig und mit meisterhafter Selbstbeherrschung:

„Zur zweiten Frage also, verehrter Herr!“

„Diese zweite Frage ist sehr gewichtig,“ versetzte Herr von Roggeveen, „denn obgleich ich von Ihrer herzlichen Neigung überzeugt bin, darf ich doch nicht übersehen, daß meine Töchter nicht vermögend sind und darum muß ich Sie über den

Stand Ihres Vermögens um genaue Auskunft bitten."

„In meinem Vaterlande würde die Angelegenheit gerade umgekehrt behandelt werden, aber da mein Glück auf dem Spiele steht, werde ich mich gern Ihrer Ansicht fügen."

Der Vicomte lächelte, als sei er im höchsten Grade zufrieden, und doch schwindelte ihm, wenn er über seine Lage nachdachte.

„Meine Jeanne wird Ihnen keine andere Mitgift bringen, als ihre Hand!"

Es war eine Prüfung. Der Vicomte sah es deutlich ein. Mit meisterhaftem Lächeln entgegnete er:

„Diese Hand ist mein höchstes Ziel! Alles Andere ist mir vollkommen gleichgültig."

„Das freut mich außerordentlich, mein werther Freund, und ich werde nun vollkommen offen mit Ihnen sprechen. Mein Vermögen ist nicht so ansehnlich, wie es Ihnen vielleicht scheinen möchte; ich habe in den letzten Zeiten mancherlei Verluste gehabt und meine Einkünfte reichen kaum hin, um die gewohnte Lebensweise fortzusetzen. So gern ich meinen Töchtern bei ihrer Verheirathung etwas mitgegeben hätte, ist dies jetzt ganz unmöglich und Sie müssen sich das vollkommen klar machen, bevor Sie um Jeanne's Hand werben."

Der Vicomte hatte sich während dieser Worte schnell gefaßt. Kein einziger Zug seines Gesichtes, keine Bewegung verrieth, was in ihm vorging; seine Athemzüge waren so ruhig wie gewöhnlich. Aber ein hochaufgebautes Luftschloß, welches Monate lang mit bezauberndem Glanze in seiner Phantasie aufgebaut worden war, schien in Trümmern zu seinen Füßen zu liegen. In wenigen Secunden hatte er einen neuen Plan gemacht und seine Antwort lautete nun:

„Ich habe bereits das Vergnügen gehabt, Sie zu versichern, daß derartige Umstände meinen Entschluß nicht wankend machen können. Ich unterwerfe mich Ihren Anordnungen und ersuche noch einmal ehrerbietig um Ihre Zustimmung zu unserer Verlobung."

Herr von Roggeveen war überrascht. Obgleich noch zögernd neigte er sich doch zur Nachgiebigkeit. Trotzdem verlangte er noch immer eine nähere Aufklärung über den Vermögensstand und die Besitzungen des Vicomte.

Dieser war noch immer der Meinung, daß es sich am Ende doch nur um eine Prüfung handeln könne, und da er jedenfalls in diesem Augenblicke nicht zurücktreten konnte, so fing er mit unterdrücktem Verdrusse an, alle die Besitzungen an Land und Wäldern aufzuzählen, die er seit dem Tode seines Vaters sein eigen nennen könne. Auch verbreitete er sich ausführlich über seine Zukunftspläne und sprach die Ansicht aus, mit seiner jungen Frau stets einen Theil des Sommers in ihrer Heimath zu verleben. Herr von Roggeveen erinnerte sich an die Nachrichten, die man ihm aus Frankreich in Bezug auf den jungen Edelmann zugesandt hatte. Er hätte gern mehr Sicherheit gehabt, aber die gute Lebensart verbot ihm, nähere Beweise für die Angaben des Vicomte zu verlangen. Auch übte der in der That untadelhaft höfliche, feingebildete Ton Vergennes' einen überzeugenden Einfluß auf ihn aus. Eigentlich hatte er von Anfang an kein Mißtrauen gehegt, aber er hatte dem ungestümen Drängen seiner Gattin und den stillen Wünschen seiner Tochter Jeanne allerlei erdenkliche Schwierigkeiten in den Weg gelegt, weil der ganze Heirathsplan ihm nicht gefallen wollte. Er sah nun ein, daß er in die Enge getrieben war und der edelmüthigen Haltung des Vicomte keinen längeren Widerstand leisten konnte. Er faßte daher einen kurzen Entschluß und sagte:

„Ihre Aufklärungen, Herr Vicomte, haben mich vollkommen zufrieden gestellt. Gewähren Sie mir nur noch eine kurze Zeit der Ueberlegung, bevor ich Ihrer Heirath mit meiner Tochter meine ganze Zustimmung gebe. Wollen Sie diese inzwischen zu einer vorläufigen, nicht öffentlichen Verlobung, so soll es mir angenehm sein, sie Ihnen zu gewähren."

* * *

Es war als ob die Wintersonne Vergnügen daran fände, einige bleiche Strahlen durch die großen Fenster der Frau von Roggeveen zu senden. Alles war dort Jubel und Festlichkeit.

Nach jenem Gespräch im Studirzimmer

hatten sich die beiden Herren zu den Damen verfügt.

Mit ernstlicher Erwartung waren Mutter und Tochter auf den Ausfall der Unterhandlung gespannt. Sie hatten jedoch ihre Sorge verschwiegen, weil Eugenie in einem Sessel am Fenster saß und über allerlei gleichgültige Dinge redete. Endlich hatte Jeanne sich am Clavier niedergelassen, um ihre Erregung und Hoffnung in laut rollenden Accorden auszudrücken. Frau von Roggeveen ging ungeduldig im Salon auf und nieder, blickte bald mit ungewöhnlichem Interesse auf eine Handarbeit von Sibylle, oder verfolgte durch das Fenster mit den Blicken die Equipagen, die an den hohen Bäumen des Wäldchens vorüberfuhren.

Als endlich Herr von Roggeveen mit dem Vicomte hereintrat, standen Alle auf. Es folgten einige lange Erklärungen und bald war es für Alle kein Räthsel mehr, daß die Verlobung Jeanne's mit dem französischen Edelmann eine vollendete Thatsache war. Der Herr des Hauses fügte ausdrücklich die Bestimmung bei, daß die Verlobung vorläufig nur im Familienkreise bekannt werden solle, bis zu dem Augenblicke, wo er dem Vicomte seine unwiderrufliche Zustimmung bekannt gemacht habe. Herr von Roggeveen gedachte dabei, daß er die finanziellen Angaben des Vicomte zuvor noch einmal untersuchen wolle. Frau von Roggeveen beschloß sofort, daß diese Schwierigkeit aus dem Weg geräumt werden müsse, und der Vicomte überlegte, auf welche Weise er am schnellsten die Wahrheit über die Verhältnisse seines Schwiegervaters erfahren könne. Die gegenseitige Verständigung hatte nicht viel Zeit erfordert.

Sobald Jeanne mit hocherröthetem Gesichte den glücklichen Ausfall der Verhandlungen vernahm, warf sie sich ihrem Vater an den Hals und umarmte ihn. Darauf verbarg sie ihr Gesicht an dem sammtenen Busen ihrer triumphirenden Mutter und vergoß dort einige Thränen, welche der Freude und der Rührung über diesen wichtigen Augenblick zugeschrieben werden konnten.

Und dann stand sie am Arme des Vicomte, der die Glückwünsche seiner zukünftigen Schwägerin entgegennahm; Eugenie hatte einen fragenden Blick auf ihren Vater geheftet, aber Herr von Rogeveen blickte ernsthaft zur Seite. Alle schienen jedoch schließlich mit dem Ereigniß zufrieden und Frau von Roggeveen drückte ihre Zufriedenheit in so unverkennbarer Weise aus, das es selbst dem Vicomte etwas zu viel wurde.

Jeanne flüchtete mit ihrem zukünftigen Bräutigam an das Clavier und dort setzten sie sich nieder, während das aufgeregte Mädchen allerlei ergreifende Melodien hören ließ, um ihr flüsterndes Gespräch zu überstimmen.

„Endlich! endlich!“ jauchzte sie ihm zu.

Der Vicomte blickte ihr mit Entzücken ins Gesicht.

„Ich habe viel gelitten, aber nun bin ich namenlos glücklich!“ fuhr sie fort.

Und die Accorde flossen über von aufgeregter Freude und schienen über das glückliche Ereigniß laut zu jubeln.

Sie bildeten ein hübsches Paar, die beiden jungen Leute am Piano. Frau von Roggeveen sah sie heimlich mit Stolz und Genugthuung an. Ihre liebste Hoffnung sollte sich verwirklichen. Ihre Tochter war bestimmt, Vicomtesse zu heißen. Ihre kühnsten Luftschlösser sollten ausgebaut werden, schöner und herrlicher, als sie je gedacht hatte.

Eine Viertelstunde später waren die beiden Herren fortgegangen. Der zukünftige Schwiegervater hatte seinen Schwiegersohn eine Strecke weit begleitet; Herr von Roggeveen ging nach dem Casino, der Vicomte wollte mit seinem Kutscher Abrechnung halten und schnell ein wenig Toilette machen, um dann bei seiner zukünftigen Schwiegermutter das Diner einzunehmen und des Abends bei einem Concert den Damen wieder auf die höflichste Weise Gesellschaft zu leisten.

Gerade kurz darauf rollte eine hübsche Equipage vor das Haus der glücklichen Frau von Roggeveen. Es war Frau von Dornbach, die in einer auserlesenen Wintertoilette einen Besuch machte. Dies traf sich wirklich sehr angenehm. Die liebe Frau von Dornbach wurde von sämmtlichen Damen auf das Herzlichste willkommen geheißen. Eugenie war in Gedanken vertieft aus dem Salon verschwunden. Bald saß man in einem kleinen geselligen Kreise bei einander. Frau von Dornbach schlug den coketten Spitzen-

schleier zurück und lachte, so oft sie den Mund zum Sprechen öffnete, wodurch ihre schönen weißen Zähne sehr vortheilhaft zum Vorschein kamen. Es war so kalt, so abscheulich kalt, daß sie beinahe nicht gewagt hatte auszugehen, aber sie hatte sich schon so lange vorgenommen, die Damen einmal zu besuchen und das schreckliche Wetter der vorigen Woche hatte sie stets abgehalten. Frau von Dornbach fand es jetzt sehr lebhaft in der Residenz. Jeden Abend war irgend ein Vergnügen. Gestern konnte sie wegen Kopfschmerzen nicht ausgehen, aber heute hatte sie gleichfalls die Absicht, das Concert zu besuchen.

Frau von Roggeveen beantwortete alle diese schnellen Mittheilungen durch kurze muntere Entgegnungen, während Jeanne gleichsam das Echo ihrer Mutter bildete. Frau von Dornbach brannte vor Verlangen, einen Gegenstand zur Sprache zu bringen, der auch den Damen des Hauses auf den Lippen schwebte. Endlich sagte sie schnell:

„Wenn ich nicht irre, habe ich soeben die Herren von Roggeveen und von Vergennes zusammen im Wäldchen spazieren gehen sehen."

„Der Vicomte ist gerade weggegangen," entgegnete Frau von Roggeveen mit vor Freude strahlendem Gesichte.

„Ich habe Herrn von Vergennes nicht gesehen, seitdem ich ihn zufällig bei einer absonderlichen Gesellschaft von maskirten Bürgersleuten getroffen habe, wo Papa Vorsteher oder so etwas ist. Es mögen nun drei Wochen her sein. Der Vicomte führte einen allerliebsten Domino am Arm, aber ich weiß in der That nicht, ob ich fortfahren darf —"

Frau von Roggeveen war wirklich ein wenig entsetzt. Jeanne erröthete flüchtig, aber sie lächelte dabei.

„Nein, wenn ich indiscret bin, schweige ich sofort!" rief Frau von Dornbach laut lachend.

„Wir würden Ihnen gern mehr sagen! —" fiel ihr die Frau des Hauses mit einem ernsthaften vielsagenden Gesichtsausdruck in die Rede, „aber der richtige Zeitpunkt ist noch nicht gekommen."

„Das freut mich von Herzen! Und wenn die richtige Zeit auch noch nicht angebrochen ist, bringe ich den Damen doch meinen Glückwunsch dar."

So brach das Eis.

Nach und nach wurde die Oeffnung größer und größer und die Wellen des Gespräches flossen fort, bis Frau von Dornbach genau eben so viel wußte, als die glücklichen Damen des Hauses selbst.

Frau von Dornbach machte vor Tische noch drei Besuche und an demselben Nachmittag gab es bereits sechs Familien, welche die wichtige Neuigkeit als ein Staatsgeheimniß einander mitgetheilt hatten.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Ungefähr um sechs Uhr am 13. Januar des Jahres 1865 war es sehr kalt in dem Garten rund um die Gebäulichkeiten von Rastburg und es war daher kein Wunder, daß vier junge Leute in Reisecostüm, mit einem pädagogischen Führer vorauf, sich so viel als möglich beeilten, um unter Dach und Fach zu kommen. Als der Pädagog den Kragen seines dicken Winterrockes zurückschlägt, erkennen wir Herrn Clammart wieder, dem wir bereits früher in Rastburg begegneten und dem die Aufsicht über die vier jungen Leute bei ihrer Rückkehr nach Rastburg anvertraut ist. Sie sahen nicht besonders fröhlich aus, was theilweise auf Rechnung der Kälte kam, theils aber auch einem Gefühl von wehmüthigem Heimweh nach den allzuschnell verflogenen Winterferien zugeschrieben werden konnte. Beim Eintritt beschwichtigte Herr Clammart die vier Knaben und ertheilte dem Hausknecht selbst die Befehle in Bezug auf die Koffer und Reisetaschen, welche der Fuhrmann von der Eisenbahnstation bringen werde. Dann eilte man in das große Schulzimmer der ersten Classe, wo sich des Abends die Pensionäre zu versammeln pflegten. Die helle Erleuchtung des guterwärmten Raumes stimmte die Eintretenden etwas heiterer, um so mehr, da sich bereits eine Anzahl Pensionäre versammelt fand, die zum Theil des Morgens angekommen waren, zum Theil die Ferien auf Rastburg zugebracht hatten.

Ueber die Zurückgebliebenen hatte der Lehrer Scharf die Aufsicht geführt, der selbst das Institut nicht verlassen hatte. Die Jungen versammelten sich um den Ofen und plauderten lebhaft über die Vergnügungen der vergangenen Ferien und die Geschenke, die sie zu Weihnachten

erhalten hatten. Clammart sah ein, daß er Herrn Scharf die Sorge über die Knaben überlassen konnte und begab sich aus dem Schulzimmer. Bald darauf zeigte er ein sehr geheimnißvolles Gesicht, als er im Hausflur mit dem alten Hausknecht flüsterte. Er wollte den Herrn Director einen Augenblick allein sprechen und erfuhr, daß Doctor Günther sich in seinem Studirzimmer befand, was jeden Abend zu geschehen pflegte. Clammart wartete noch kurze Zeit und ließ sich dann beim Director anmelden.

Dieser würde gewiß in diesem Augenblicke sehr gern Herrn Clammart zu Gehör gestanden haben, denn er saß mit einem Ausdruck von Sorge und Kummer vor seinem hellbrennenden Kaminfeuer und schien seiner Frau die Antwort schuldig zu bleiben, die mit einem höchst ernsthaften Gesichte in die Flammen starrte und von Zeit zu Zeit ihren Gemahl heimlich betrachtete.

Die beiden Eheleute hatten eine Weile zusammen gesprochen und schienen auf irgend eine Schwierigkeit zu stoßen. Der Director würde trotz aller Neigung für seine Frau in diesem Augenblicke lieber allein geblieben sein, aber Frau Günther wußte, daß in kurzer Zeit alle Bewohner des Institutes zurückgekehrt sein würden, und sie beeilte sich daher, den Augenblick zu benutzen.

Das Gespräch hatte ungefähr den folgenden Verlauf genommen, nach einer kurzen Einleitung hatte die Gattin des Directors ihre Besorgnisse folgendermaßen geäußert:

„Vielleicht hast du nicht viel darauf geachtet, lieber Mann, aber ich finde, daß Franziska gegenwärtig recht elend aussieht.“

„So! Nein, davon habe ich durchaus nichts bemerkt!“

„Ich aber wohl. Denke einmal darüber nach, was in den letzten Wochen Alles vorgefallen ist. Zuerst hat Karl von Croy, der Franziska anfänglich so auffallend den Hof machte, sich mit diesem prätensiösen Fräulein aus Amsterdam verlobt, die so lange bei ihrem Verwandten, dem Notar, zum Besuche war. Ich glaube, daß unser armes Kind sich dies sehr zu Herzen genommen hat. Sie spricht wenig und ist fortwährend in Gedanken versunken, ohne auf mich zu hören — ich habe das innigste Mitleid mit ihr, aber ich muß schweigen, da sie sich niemals beklagt.“

„Höre einmal, Pauline,“ entgegnete Herr Günther rasch, „ich glaube wirklich, daß dies Alles nutzlose Besorgniß ist. Franziska wird wohl so verständig sein und sich diese Geschichte nicht weiter zu Herzen nehmen.“

„Nein, lieber Mann! Die Sache ist nicht so unbedeutend, wie du vielleicht meinst. Franziska ist ein wenig verwöhnt, denn Jeder schmeichelt ihr, weil sie so vortheilhaft aussieht. Und nachdem sie zuerst von einem unserer Lehrer, von diesem Herrn Blankmann, so rücksichtslos behandelt wurde, kommt der unerwartete Schlag mit der Verlobung des jungen Herrn von Croy!“

Der Director wendete seine Blicke von dem lustig flackernden Kaminfeuer ab und legte seine Hände auf die Arme des Lehnstuhls, während ein stiller Seufzer seiner Brust entschlüpfte. Endlich antwortete er, indem er zerstreut die seltsamen Schatten betrachtete, welche durch die Flammen an die Wand gezeichnet wurden:

„Dies Alles habe ich schon so oft von dir gehört, Pauline, und ich habe dich immer vor eitlen Einbildungen gewarnt. Ich glaube, wir würden verständiger handeln, wenn wir uns um solche Dinge gar nicht bekümmerten. Wie mir scheint, ist Franziska so munter und zufrieden wie immer. Daß sie sich ernsthaft um den unbedeutenden Sohn des Rittmeisters von Croy bekümmern sollte, kann ich nicht glauben, und was Blankmann betrifft, so dachte ich, daß die ganze Sache vergessen sei.“

Frau Günther schwieg einen Augenblick und unterdrückte die aufwallende Mißstimmung über das, was sie die geringe Menschenkenntniß ihres Mannes nannte, und sie sagte dann:

„In jedem Falle möchte ich wünschen, daß Franziska etwas Zerstreuung hätte und einige Zeit von hier fortkäme. Du hast mir heute Morgen einen sehr höflichen Brief von Herrn Briland, dem Vormund unseres Ostindiers, Eduard Verkolen, vorgelesen; dieser freundliche Herr hat nun schon so oft unsere Mädchen zu sich nach der Residenz eingeladen. Mir scheint, das müßte Franziska einmal annehmen. Sie ist nun alt genug, um etwas mehr

von der Welt zu sehen, als Rastburg und Tannenthal."

„Hat sie das selbst verlangt?"

„Gewiß, sehr oft; sie wünscht lebhaft, einmal im Haag zu sein. Du willst nichts davon wissen, lieber Mann, aber ich weiß sicher, daß Eduard im Stillen unsere Franziska innig —"

„Schon wieder! Lasse die albernen Pläne doch ruhen! Du wirst Franziska damit in Grund und Boden verderben."

Der Director war ein wenig verdrießlich geworden und konnte dies nicht ganz verbergen. Seine Frau ließ sich jedoch nicht irre machen, und wußte ihm so lange zuzureden, bis er ihr versprach, die Briefe des Herrn Briland noch einmal aufmerksam durchzulesen.

„Wenn Franziska geht," sagte Frau Günther darauf, „werde ich dafür sorgen, daß sie ein paar hübsche Toiletten mitnimmt. Ich werde sie jedoch auswärts machen lassen, denn im Haag versteht man sich auf solche Dinge."

Doctor Günther schüttelte den Kopf und antwortete dann:

„Viele Kosten darf die Sache nicht machen, sonst ist es besser, daß es ganz unterbleibt."

Gerade in diesem Augenblicke wurde ehrerbietig an der Thür gepocht und der Bediente kam herein und meldete das höfliche Gesuch des Herrn Clammart, der den Herrn Director zu sprechen wünschte. Frau Günther zündete schnell eine Studirlampe an und stellte ein paar Stühle an den Kamin.

Herr Clammart kam bescheiden lächelnd herein und reichte der Frau Director und ihrem Gemahl die Hand. Er entschuldigte sich wegen der Störung, die er verursachte, und versicherte, daß er mancherlei mitzutheilen habe, was für das Institut von großem Gewichte sei. Er setzte sich dann in die Nähe des Kamins und Frau Günther brannte vor Neugierde, seine Mittheilungen zu vernehmen.

Nachdem er zuerst über seine Rückreise und die Erlebnisse mit den Schülern, die er begleitet, berichtet hatte, machte er eine Eindruck erweckende Pause und ging dann zu den wichtigen Mittheilungen über, die er versprochen hatte. Er erzählte, daß er einer Versammlung des christlichen Jünglingsvereines zu Arnheim beigewohnt und bei dieser Gelegenheit den Herrn von Hochkirch kennen gelernt habe, der als Vorstand dieser Genossenschaft aus dem Haag gekommen war, und bei dieser Gelegenheit, so versicherte Herr Clammart, wurde viel über das Günther'sche Institut gesprochen.

„Herr von Hochkirch ist mir dem Namen nach sehr wohl bekannt," entgegnete der Director — „aber ich habe bis jetzt noch mit ihm in keinerlei Beziehungen gestanden."

Clammart nahm eine sehr gewichtige Miene an und sagte dann mit einer Art feierlicher Würde:

„Herr von Hochkirch beobachtet fortwährend den Zustand des Unterrichts in unserem Vaterlande und hat durch seinen rastlosen Kampf gegen die Feinde religiöser Ueberzeugung bereits unberechenbaren Nutzen gestiftet. Auf der Versammlung des christlichen Jünglingsvereins hat er seine Ansichten mit einer Wärme auseinandergesetzt, welche den tiefsten Eindruck auf die zahlreichen Anwesenden machte."

„Und was sagte er von Rastburg?" frug Frau Günther.

„Während der allgemeinen Versammlung nichts, aber er hat dann ziemlich lange und eingehend mit mir ein vertrauliches Gespräch geführt und dabei kam das Gespräch auf das Institut Rastburg. Ich schilderte ihm die Einrichtung und er hörte mit Aufmerksamkeit zu, aber plötzlich fiel er mir mit der größten Ueberraschung in die Rede, als ich —"

„Als Sie —?" fiel Frau Günther ungeduldig ein.

„Um es in einem Worte zu sagen: als ich zufällig den Namen des Herrn Blankmann nannte."

„Blankmann!" riefen beide Eheleute zu gleicher Zeit, aber mit sehr verschiedenem Ausdruck.

„Ja, Blankmann," wiederholte Clammart mit geheimnißvoller Miene. „Herr von Hochkirch hat mir in Bezug auf unseren Amtsgenossen sehr bedeutungsvolle Winke gegeben. Es mag vielleicht nicht in der Ordnung scheinen, daß ich Ihnen diese Aufklärungen mittheilen will, aber mein würdiger Freund hat mir anbefohlen, Ihnen über unser Gespräch zu berichten und ich glaube einer guten Sache zu dienen, wenn ich Ihnen nichts verschweige."

Doctor Günther und seine Frau lauschten mit unverkennbarem Antheil auf die Worte des französischen Sprachlehrers. Dieser berichtete nun, was ihm Herr von Hochkirch über den Besuch Wilhelm Blankmann's, den dieser auf Veranlassung des Herrn von Roggeveen ihm gemacht hatte, erzählt habe. Es fehlte dabei nicht die Mittheilung, daß der Pastor Walther, dem Wilhelm Blankmann schon von Jugend auf bekannt war, diesen bei Herrn von Hochkirch getroffen und aufs Neue die Erfahrung gemacht habe, daß Blankmann auf der Universität auf Abwege gerathen sei und sich jetzt auf einem durchaus feindlichen Standpunkte gegen Kirche und Religion befinde.

Frau Günther fiel hier plötzlich mit großer Hast ein:

„Da haben wir es! Ich habe es dir schon gesagt; dieser Mann, der meiner Tochter gegenüber die empörendsten Ansichten über religiöse Dinge auszusprechen gewagt hat, und der behauptet, daß die Stimme des Gewissens nicht Gottes Stimme sei, dieser Mann kann in keinem guten Rufe stehen."

„Nicht so laut, Pauline —" ermahnte der Director — „ich sehe nichts Entehrendes in dem, was uns Herr Clammart erzählt hat. Blankmann hat die Theologie aufgegeben, weil sie seinen Ansichten nicht entspricht, das ist nichts Verabscheuungswürdiges."

Clammart sah den Director forschend an und erwiederte:

„Herr von Hochkirch war darin anderer Meinung. Aus dem Umstande, daß Blankmann in Rastburg angestellt ist, machte er einen ungünstigen Schluß auf das ganze Institut und meinte, es könne wichtige Folgen haben, wenn die Eltern und Vormünder der jungen Leute von diesem Zustande Kenntniß erlangten."

„Ich bin Herrn von Hochkirch und Ihnen sehr verbunden," antwortete Herr Günther sehr ruhig, „aber ich beunruhige mich durchaus nicht. Blankmann giebt Unterricht im Griechischen und Lateinischen und damit hat seine religiöse Ueberzeugung nichts zu schaffen."

„Vergiß nicht, daß er seine Ansichten bereits gegen Franziska offen geäußert hat," warf Frau Doctor Günther ein.

Clammart schüttelte sehr bedenklich den Kopf. Der Director bezwang eine Aufwallung zum Zorn und antwortete endlich:

„Ich habe großes Verlangen nach einer Tasse Thee. Wir wollen sehen, ob die Kinder ihn zubereitet haben."

* * *

Die jungen Günther'schen Damen fanden das Gespräch am Theetische nicht besonders interessant. Nachdem die Herren sich kurze Zeit im Schulzimmer gezeigt hatten und die zuletzt angekommenen Knaben vom Director in feierlicher Weise bewillkommnet waren, fiel es einigermaßen auf, daß Wilhelm Blankmann noch nicht zurückgekommen war, da er doch schriftlich versprochen hatte, er werde an diesem Tage ankommen. Doctor Günther war der Meinung, daß er am folgenden Tage früh ankommen werde, aber Frau Günther meinte, es werde dann doch jedenfalls eine Störung im Unterricht geben.

Der Gegenstand dieser Ueberlegungen vermuthete gar nicht, daß man ihm in Rastburg so viel Aufmerksamkeit schenkte. Er hatte allerdings an dem betreffenden Tage von Utrecht nach Tannenthal reisen wollen, aber wie es bei Studentenzusammenkünften zu gehen pflegt, hatte Cronwinkel Alles aufgeboten, um ihn länger zurückzuhalten, und so war es gekommen, daß er den Eisenbahnzug versäumte und die Nacht über in Utrecht bleiben mußte.

Wir finden ihn des anderen Morgens frühzeitig auf dem Wege nach Rastburg. Er war mit dem ersten Zuge bis zur Station gefahren und begab sich nun eiligen Schrittes nach dem Institute, wo er noch rechtzeitig anzukommen hoffte. Als ihn der Diener einließ, erzählte dieser, daß die Herren bereits an der Arbeit seien und daß Herr Krüger nicht gekommen wäre. Wilhelm zog schnell seinen Winterrock aus und blickte eilig in das Frühstückszimmer. Frau Günther und Franziska sahen ihn verwundert an, als er, sich verbeugend, eintrat. Es folgte eine kurze Erklärung.

„Zu spät zum Eisenbahnzuge gekommen! Ach so!" bemerkte Frau Günther mit einem gewissen Nachdruck.

„Nehmen Sie noch eine Tasse Kaffee?" frug Franziska ziemlich förmlich.

Wilhelm hätte sehr gern von diesem Anerbieten Gebrauch gemacht, aber der

Ton der Damen war nicht besonders wohlwollend und er fühlte dabei etwas sehr Unbehagliches.

„Sehr dankbar!" lautete seine Antwort. „Ich gehe sofort nach meiner Classe. Der Diener sagte mir, daß Herr Krüger nicht gekommen ist. Wissen die Damen vielleicht etwas über die Krankheit seiner Tochter?"

„Ich habe Adelheid zu Neujahr besucht" — entgegnete Franziska noch förmlicher — „und damals war sie etwas besser, sie sah ziemlich wohl aus und sprach ganz munter. Als später die große Kälte kam, scheint es ihr wieder weniger gut gegangen zu sein. Seit vorgestern habe ich nichts mehr von ihr gehört."

Wilhelm wollte nun mittheilen, was er bei dem Baron Dyrenvord für Krüger erwirkt hatte, aber er wurde durch die fortwährende Ernsthaftigkeit der Damen abgeschreckt. Ziemlich niedergeschlagen verfügte er sich in seine Classe. Als er in das Schulzimmer eintrat, fand er den Director an seiner Stelle mit den Knaben beschäftigt. Sie sprachen geraume Zeit im flüsternden Tone mit einander. Wilhelm erzählte ganz ehrlich, was die Ursache seiner verspäteten Ankunft sei und Doctor Günther legte der Sache durchaus kein Gewicht bei. Eine gewisse Steifheit in seinen Reden glaubte Wilhelm der Gegenwart der Knaben zuschreiben zu müssen, um so mehr, da der Director ihm sogleich die Fortsetzung des Unterrichts überließ.

„Krüger ist nicht erschienen! Scharf hat seine Classe mit übernommen," sagte der Director etwas lauter. „Ich fürchte, daß etwas bei Krüger vorgefallen ist."

„O, Herr Doctor, ich möchte so gern in der Mittagsstunde zu Krüger gehen, denn ich habe eine gute Nachricht für ihn" — und dann seinem Chef in das Ohr flüsternd: „Ich sprach mit Herrn von Dyrenvord im Haag, der sehr geneigt ist, unserem armen Freunde zu helfen."

Der Director antwortete nun viel weniger steif und man verabredete, daß Wilhelm sofort nach dem Ablauf der Vormittags-Lectionen sich nach Tannenthal verfügen und Krüger die freudige Nachricht bringen solle, daß der Baron von Dyrenvord ihm eine Unterstützung zu gewähren bereit sei; vielleicht war der arme Mann selbst unpäßlich, da er keine Nachricht gesendet hatte, was gewiß geschehen wäre, wenn eine Verschlimmerung in Adelheid's Zustand die einzige Ursache seines Ausbleibens war.

Noch niemals war Wilhelm die Zeit so lang geworden, als in diesen Vormittagsstunden. Zuweilen hatte er wohl mit geringerer Aufmerksamkeit seine täglich wiederkehrende Pflicht als Lehrer erfüllt, aber kein Morgen war ihm noch so unbegreiflich lang geworden. Er konnte nicht entscheiden, ob seine Stimmung nur durch die Nachwirkung des vorigen Abends hervorgerufen wurde, oder ob er so sehr nach der Mittagsstunde verlangte, um so schnell als möglich mit seiner frohen Nachricht zu Krüger zu eilen.

Die Landschaft zeigte sich düster rings umher, als er mit schnellen Schritten nach Tannenthal eilte. Die Luft war bleifarbig schwer, als ob Schneegestöber im Anzuge wäre. Der scharfe Ostwind schnitt ihm ins Gesicht, während er den hartgefrorenen Weg entlang eilte. Zuweilen klopfte sein Herz und er stand außer Athem still. Mehr und mehr begann ihn das unbekannte Leid zu ängstigen, welches Krüger diesen Morgen abgehalten haben mußte, auf seinem Posten zu sein. Er beeilte seine Schritte, um nicht länger in Ungewißheit zu bleiben.

Als er vor die ihm bekannte Wohnung gekommen war, stand er einen Augenblick still, um Athem zu schöpfen. Es war möglich, daß ein unbedeutender Zufall den guten Krüger verhindert hatte, nach Rastburg zu kommen; wie willkommen mußte ihm dann die Nachricht sein, welche Wilhelm mit so viel Theilnahme brachte! Dieser wartete eine lange Weile vor der Thür und klingelte dann zweimal ziemlich laut. Endlich wurde geöffnet. Krüger's treue Dienerin und Haushälterin stand vor ihm. Sie war eine alte Person, die Bertha genannt wurde, und schon länger als zwanzig Jahre in Krüger's Haus befehligte. Als er damals mit seiner jungen Frau aus Deutschland flüchtete, war sie mit den jungen Leuten gegangen, hatte Freud und Leid mit ihnen getheilt, das Kind gehütet, mit dem Wittwer und mit seiner kranken Tochter Sorge und Kummer getragen; sie war weit mehr als eine Dienerin.

Sobald sie Wilhelm erblickte, machte sie eine abwehrende Bewegung, als wolle

sie ihm den Eintritt verbieten. Ihr gutmüthiges Gesicht zeigte eine heftige Erregung. Ihre Augen waren feucht, Theile ihres silberweißen Haares waren aus der eng anschließenden Haube hervorgedrungen.

„Herr Krüger?“ frug Wilhelm.

Bertha schüttelte den Kopf.

„Ich habe eine gute Nachricht für ihn.“

Bertha ließ den Kopf sinken. Mit ihren runzligen alten Händen bedeckte sie plötzlich die Augen und ging dann aus dem Wege, um Wilhelm den Eingang frei zu lassen.

Was bedeutete dies Alles?

Wilhelm ging zögernd voraus. Ein plötzlicher Schreck überwältigte ihn. Er eilte durch den Hausflur und klopfte endlich an der Stubenthür — keine Antwort erklang! Dann trat er vorsichtig ein. Beim ersten Blicke schien in dem Raume nicht viel verändert zu sein. Auf dem Tische standen Medicinflaschen. Eine davon war umgestoßen, der Inhalt war ausgeflossen und bildete einen dunklen Flecken am Boden. In der Nähe des Fensters befand sich ein Sopha und darauf lag die kranke Adelheid, den Kopf zwischen Kissen verborgen. Neben diesem Sopha, in so tiefem Nachdenken, daß er Wilhelm's Ankunft nicht gewahr wurde, war Krüger auf die Knie gesunken, das Gesicht in seinen zusammengefalteten Fingern verbergend.

Als Wilhelm einen Schritt näher trat, sprang Krüger plötzlich auf. Welch eine fremdartige Gluth strahlte aus seinen wüste umherblickenden Augen! Wie war das Erscheinen des gutherzigen Zeichenlehrers so ganz verändert! Das graue lockige Haar umschwirrte ordnungslos seine Schläfe. Der alte schwarze Rock hing lose um seine mageren Glieder — er trat mit drohendem Ausdruck auf Wilhelm zu.

Plötzlich stand er still.

„Ich dachte, daß es der Doctor sei“ — sprach er mit tonloser Stimme; „sind Sie es, Blankmann? Gut, daß Sie kommen — aber sprechen Sie nicht laut.“

Er faßte Wilhelm mit kräftigem Griffe bei der Hand und führte ihn zu dem Sopha.

Dort lag die arme Kranke mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen. Der ruhige Ausdruck ihrer Züge konnte nicht täuschen — der letzte Kampf war vorüber, der Todesengel hatte diese stille Stirn berührt, ein letztes Lächeln schien auf ihren farblosen Lippen erstorben zu sein.

Krüger hielt Wilhelm's Hand immer kräftiger fest, und während seine sonst so gutmüthigen Augen funkelten, flüsterte er mit dumpfer, vor Erregung zitternder Stimme:

„Todt! Meine engelreine liebe Adelheid ist todt! Hören Sie es, Blankmann, sie ist todt!“

Ein kalter Schauer rieselte durch Wilhelm's Adern. Der Gesichtsausdruck, die Stimme des verzweifelten Vaters machten ihn zittern. Er wagte kein einziges Wort. Mit tiefer Niedergeschlagenheit heftete er die Augen auf die jugendliche Leiche. Das lange dunkelbraune Haar, im Todeskampfe losgelöst, ließ die eigenthümliche Marmorbläße des noch immer schönen Gesichtes wehmüthig hervortreten.

„Hören Sie —“ klang Krüger's gebrochene zornige Stimme — „heute Nacht ist sie hingegangen! Die letzten drei Tage mußte sie viel leiden — das kam von der starken Kälte draußen, sagte der Doctor.“

Krüger ballte die Faust gegen das Fenster.

„Wissen Sie, Blankmann,“ fuhr er dann fort — „sie hätte länger leben, ja sie hätte hergestellt werden können, wenn ich sie nach einem wärmeren Klima hätte bringen können. Das hat der Doctor mir gesagt, Freund, ohne zu begreifen, daß er mir das Herz damit brach. Sie hätte hergestellt werden können, Blankmann, hören Sie es wohl.“

Der alte Mann ließ Wilhelm's Hand los und faßte mit seinen Fingern das graue Haar, als wollte er es sich ausraufen. Dann entschlüpfte seiner Brust ein lauter Schmerzensschrei und er fiel auf seine Knie bei der Entschlafenen nieder.

Das tiefste Mitleiden ergriff Wilhelm. Aber er fand kein einziges Wort, keinen Gedanken des Trostes, er fühlte sich wie zerschmettert.

Bald richtete Krüger sich langsam auf. Er faßte die entgegengestreckten Hände seines jungen Freundes und dankte ihm mit ruhigerem Blick als zuvor.

„Bester Freund —“ begann Wilhelm.

Wieder glänzten die Augen des trost-

losen Greises und während er sich achtlos gegen die Wand lehnte, stieß er hastig und vorwurfsvoll hervor:

„Freund! Ja, Freund, so hat dieser und jener mich zuweilen genannt. Aber was haben sie gethan, um zu verhindern, daß dies liebe Kind sterben mußte? Niemand hat mir unglücklichen Menschen beigestanden. Unaufhörliche Sorgen, unaufhörliche Schwäche waren mein Loos — der Fluch für Vater und Kind, und doch habe ich Niemand beleidigt, Niemand benachtheiligt, immer so gut wie möglich meine Pflicht gethan. Aber das Unglück hat mich verfolgt, mein Leben vergiftet, meine Haare grau gemacht. Und warum, mein Gott, warum? Es ist so bequem für glückliche vermögende Menschen, von einem liebreichen Vater zu sprechen, der uns mit himmlischer Gnade auf dem Lebenspfade beschützt. Was hat mein armes Kind diesem Gott gethan, daß es vergehen mußte aus Mangel an Luft und Wärme? Nein, es ist gelogen — ein liebreicher Vater? Ich habe ihn nie kennen gelernt!“

Mit zorniger Stimme hatte Krüger immer lauter und lauter gesprochen, er hatte die magere Hand in die Höhe gestreckt und murmelte nun unverständliche Worte. Wilhelm ermannte sich, er faßte die ausgestreckte Hand, während sie langsam niedersank und sagte:

„Trösten kann ich Sie nicht, armer Freund! Aber ich will Ihnen tragen helfen und mit Ihnen leiden. Könnte Adelheid ihren Schmerz jetzt gewahr werden, sie würde Sie bitten, ruhiger und geduldiger zu sein.“

„Ganz richtig, geduldiger!“ klang eine sanfte, mitleidige Stimme.

Die alte Haushälterin Bertha war leise in das Zimmer getreten, als Krüger's Stimme bis zu ihr hinausgedrungen war. Sie näherte sich dem verzweifelten Mann und winkte Wilhelm, daß er auf die Seite gehe. „Lassen Sie mich mit ihm sprechen,“ fuhr sie fort, „ich kenne ihn besser, wie Sie. Auf mich wird er hören.“

Sie unterstützte darauf den alten Mann und flüsterte ihm ins Ohr, um ihn zu bewegen, daß er sich hinweg begebe und sich etwas Ruhe gönne. Aber Krüger wollte davon nichts wissen. Er ergriff die Hand der geliebten Todten und blickte sie so aufmerksam an, als hoffe er, daß sie noch einmal erwachen werde.

„Freundlich und schön war Adelheid,“ sprach Bertha, während sie sich scheinbar zu Wilhelm wendete, aber ihren Herrn dabei im Auge behielt — „sie war die Freude unseres Hauses, auch in den Tagen des Leidens. Zwanzig Jahre hat sie mit uns gelebt und wie viel Herzensfreude hat sie ihrem armen Vater während dieser Zeit geschenkt! Wir dürfen nicht vergessen, daß dies eine Wohlthat Gottes war.“

Krüger hatte aufmerksam zugehört. Sein aufgerichtetes Haupt schien sich langsam zu beugen.

Bertha legte nun die zitternden Hände auf seine Schultern und fuhr fort:

„Sie war die Glorie unseres Hauses, so lange sie als Kind an unserer Seite lebte, und als sie plötzlich in die Krankheit ihrer Mutter verfiel, da hat sie geduldig geschwiegen und uns Alle getröstet durch ihre kindliche Munterkeit. Lächelnd ist sie gestorben und hat mich mit ihrer hellen lieben Stimme gefragt, ob ich für ihren Vater sorgen und auch ihre Blumen nicht vergessen wolle, wenn es wieder Sommer geworden sei.“

Krüger sah sie plötzlich an, während ein leichtes Zittern seine Gestalt durchbebte.

„Wirst du das auch niemals vergessen, Bertha?“ frug er mit kaum hörbarer Stimme.

Bertha drückte ihm ehrerbietig die Hand und wendete den Kopf ab. Plötzlich wankte der alte Mann, und während er das Gesicht mit beiden Händen verbarg, brach er endlich in heftiges Schluchzen aus. Bertha warf Wilhelm einen vielsagenden Blick zu. Die Kraft der Verzweiflung war nun gebrochen.

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Die meublirten Zimmer, welche der Vicomte de Vergennes bewohnte, bildeten die Etage über einem hübschen Laden in Modeartikeln an einer der elegantesten Straßen der Residenz. Wenn man durch den geräumigen und hübsch eingerichteten Laden ging, kam man in ein behagliches Hinterzimmer, dessen einziges Fenster nach außen stets sorgfältig mit Gardinen ver-

hängt war. Durch ein eben solches Fenster konnte man Alles wahrnehmen, was im Laden geschah, während von dort aus Niemand etwas in dem Hinterzimmer unterscheiden konnte. Es war ein ruhiger, anständiger Laden, worin ein paar Damen gemächlich abwarteten, bis sich Käufer einfanden. In diesem Augenblicke stand an einem Ende des Ladentisches ein elegantes Frauenzimmerchen, welches in eifrigem Flüstern mit der jüngsten Ladendame beschäftigt war. Da sie einen dichten schwarzen Schleier trägt, kann man nicht sofort unsere alte Bekannte, Karoline, die Kammerjungfer der Frau von Dyrenvord, wieder erkennen. Die Ladendame, die eine Tochter des Modehändlers ist, scheint sehr vertraut mit Karoline zu sein.

„Kommen Sie nur ruhig einen Augenblick in das Hinterzimmer und warten Sie dort; mein Vater kommt in dieser Zeit niemals nach Hause. Und vor der dort brauchen Sie sich nicht zu geniren."

Sie deutete damit auf die andere Ladendame, die mit zerstreutem Auge nach außen sah, wie die Vorbeigänger sich beeilten, durch den kalten Wind und das frierende Wetter fortzukommen.

Beide Mädchen verschwanden nun im Hinterzimmer, Karoline warf den Muff auf den Tisch und schlug den Schleier zurück, ihre Freundin lächelte ermuthigend und sagte noch immer in halb flüsterndem Tone:

„Und wie stehen Sie jetzt mit Karl?"

„Was soll ich Ihnen sagen? Er ist immer noch sterblich verliebt — goldene Berge für die Zukunft! Was kann mir das helfen?"

„Ich würde ihn nicht loslassen."

„Das thue ich auch nicht! Aber er kann oft recht lästig werden und eifersüchtig ist er auch."

„Das schadet nichts! Aber mit einem solchen Menschen wie der Franzose würde ich mich nicht einlassen."

„Sie haben ganz Recht, er ist ein schlechter Mensch. Ich wußte nicht, daß er diente. Er gab sich für einen Geschäftsreisenden aus, aber vor ungefähr vierzehn Tagen habe ich erfahren, wer er ist."

„Als Sie hier waren?"

„Ganz recht. Er ging draußen auf der Straße vorüber und Karl sagte mir, daß er ein Lakai sei und Adolf heiße. Ich glaube, er hat es gemerkt, denn er wagt es nicht mehr, mich anzusehen."

„Es ist nur gut, daß es vorüber ist."

„Ach, es hat nie viel zu bedeuten gehabt."

Beide Damen sahen einander geheimnißvoll lächelnd an. Karolinens Freundin schüttelte flüchtig den Kopf und fuhr fort:

„Aber nun recht aufgepaßt, Karoline, mit Ihrem Freunde Karl. Ein klein wenig Ueberlegung und Sie werden Ihr Ziel schon erreichen."

„Ich glaube es nicht. Er meint es nicht ernstlich genug, wie alle diese vornehmen Herren."

„Ei was! Es ist schon öfter vorgekommen! Ein bischen Courage und wer weiß, was geschieht."

Plötzlich schwiegen beide Freundinnen. Ein elegant gekleideter Herr war in den Laden getreten und frug mit heller Stimme nach dem Herrn von Vergennes. Sofort war die Tochter des Hauses nach vorn geeilt und hatte Herrn von Hochkirch ersucht, ob er wohl so gut sein wolle, durch das Hinterzimmer zu gehen. Der junge Herr wußte sehr wohl, daß ein besonderer Aufgang zu den Zimmern seines Freundes führte und hatte den Weg dahin schon mehr als einmal gemacht, indessen schien es ihm ein besonderes Vergnügen zu gewähren, durch den Laden zu gehen. Augenblicklich darauf war Hochkirch in dem kleinen Zimmer und trat lächelnd auf Karoline zu. Die Tochter des Hauses, welche Susanna hieß, verschwand mit einem Lächeln des Einverständnisses und blieb im Laden, um jede Störung abzuhalten.

Als Karoline ihren Anbeter erscheinen sah, machte sie plötzlich ein sehr ernstes Gesicht. Herr von Hochkirch reichte ihr die Hand und wollte sie scherzend umarmen, aber die diplomatische Schöne wich ihm aus und flüsterte:

„Karl! Keine Thorheiten! Wenn Sie mich böse machen, gehe ich gleich wieder fort."

„Ist es schon wieder so weit!" brummte Hochkirch.

„So weit? Was bedeutet das?"

„Nun, daß Sie so verstimmt dreinsehen, Lina, und daß ich Ihnen keinen Kuß geben soll."

„Natürlich nicht!“

„Das ist seltsam!“

Karoline stand mit halb abgewendetem Gesichte und blickte dabei in den Spiegel, um ihr neues Winterhütchen zu beäugeln.

Hochkirch setzte sich dicht in ihre Nähe und betrachtete ihr hübsches Gesicht mit großer Bewunderung.

„Sie sehen heute allerliebst aus, Lina!“ rief er vergnügt aus.

„Warum nicht gar! Es ist ja doch nicht Ihr Ernst!“

„Karoline! Wie können Sie so etwas sagen! Sie wissen, wie viel ich von Ihnen halte und machen sich über mich lustig.“

„Nein, Karl! Aber ich gebe nicht viel auf Redensarten. Morgen sagen Sie einer Anderen dasselbe. Ich glaube, daß Sie mich zum Besten halten und das — das möchte ich nicht gern.“

„Zum Besten halten, Lina! Vielleicht, weil ich Ihnen nicht jedes Mal etwas Kostbares mitbringe! Sie wissen, daß ich keineswegs reich bin.“

„Schweigen Sie!“ Ich habe einmal ein paar goldene Knöpfe an meinem Geburtstage von Ihnen angenommen. Wenn Sie mir wieder solche Artigkeiten sagen, dann gebe ich Ihnen die Knöpfe zurück und ersuche Sie zugleich mich in Zukunft in Ruhe zu lassen.“

Der junge Hochkirch blickte enttäuscht um sich her. Karoline blieb mit einem verlegenen Lächeln unbeweglich stehen. Hochkirch rührte endlich ihre behandschuhten Finger so höflich wie möglich an und sagte unterwürfig:

„Kommen Sie, Lina, seien Sie nicht böse! Sie wissen, daß ich es von Herzen gut meine!“

Vielleicht würde die üble Laune der empfindlichen Kammerjungfer durch die beruhigenden Worte ihres Anbeters ein wenig besänftigt worden sein, wenn nicht Beide ihre Aufmerksamkeit plötzlich auf ganz etwas Anderes gerichtet hätten.

In ihrer nächsten Nähe traf ein lautes Geräusch von Stimmen ihr Ohr. Es kam nicht aus dem Laden, denn dort saßen die beiden Damen und lauschten unbeweglich auf dasselbe Geräusch. Ein lautes Gespräch wurde von oberhalb, wo der Vicomte seine Zimmer hatte, vernommen. Die Stimmen klangen immer deutlicher und man merkte, daß mit großem Zorn und Heftigkeit gesprochen wurde. Starke Schritte ließen sich oberhalb des Ladens hören. Mit einem schweren Schlag fiel ein gewichtiger Gegenstand, wahrscheinlich ein Stuhl um.

Fräulein Susanna sprang aus dem Laden in das Hinterzimmer und flüsterte den beiden jungen Leuten mit erschrecktem Gesichte zu:

„Hören Sie wohl, welch eine Scene da oben stattfindet? Herr von Bergennes scheint mit seinem Lakai in Streit gerathen zu sein.“

Noch lauter wurde nun auf dem Boden gestampft. Der Klang der streitenden und erregten Stimmen wurde immer deutlicher. Fräulein Susanna führte die Finger an die Lippen und sprach so vorsichtig als möglich:

„Wenn er die Möbel nur nicht in Stücke schlägt mit seinem Lärm. Paff, da fällt wieder etwas! Nein, das kann so nicht bleiben. Wer geht mit hinauf?“

Sie öffnete die Thür des Hinterzimmers, die auf einen dunklen Gang führte. Die drei neugierigen Horcher eilten durch diesen Gang und stiegen dann sehr vorsichtig eine kleine Hintertreppe hinauf, woselbst Susanna sie sehr behutsam vor eine geschlossene Thür geleitete. Sie suchte einen Schlüssel von ihrem Schlüsselbund und öffnete die Thür, ohne das geringste Geräusch. Vorsichtig sah sie sich um und winkte den Anderen zu, sich ganz ruhig zu halten.

Der kleine Raum war leer. Die Thür, welche nach dem Salon führte, angelehnt. Es schien, als ob man da drinnen nun plötzlich schweige. Man hörte kein Geräusch mehr.

Die drei Lauscher bogen ihre Köpfe an eine Oeffnung der Thür, welche Susanna festhielt, um sie bei der geringsten Bewegung drinnen wieder zu schließen. Karoline horchte mit der größten Neugierde, während sich Herr von Hochkirch am meisten zu verstecken suchte, wobei er den Arm um die Taille seiner Schönen legte, ohne daß diese ihn weiter daran hinderte.

Da erhob sich wieder eine Stimme — horch! Es scheint der Vicomte zu sein. Was sagt er?

Eine Drohung und ein Fluch. Die scharfe schneidende Stimme des Lakaien antwortet. Er sagt, daß ihm die Geduld

ausgeht und ein Ende gemacht werden müsse. Er will Schadloshaltung. Mit Märchen läßt er sich nicht mehr hinhalten. Die Stimmen klingen deutlich verständlich. Die Lauscher folgen mit schlecht verhehlter Schadenfreude. Hochkirch hat übrigens mehr Aufmerksamkeit für die beiden Damen, als für den Streit.

Aufs Neue hört man einen Faustschlag auf den Tisch. Der Vicomte befiehlt seinem Diener zu schweigen und droht ihn die Treppe hinabzuwerfen, wenn er das Wort Märchen noch einmal auszusprechen wagt. Sehr auffallend ist es, daß der Lakai nun ganz laut und unverschämt dreimal das Wort Märchen wiederholt. Der Zorn seines Herrn scheint ihm höchst gleichgültig zu sein, er ruft ihm zu, daß sie sich bereits lange kennen und daß er nun Schadloshaltung verlange und zwar eine tüchtige Summe.

Hochkirch beginnt jetzt aufmerksamer zu werden. Die Damen verfolgten mit rothen Wangen und glänzenden Augen den Verlauf des Streites. Der Vicomte lief nun in heftiger Gemüthsbewegung im Zimmer auf und ab. Eine kurze Stille folgte. Die drei Lauscher hielten mühsam den Athem an, um kein Geräusch zu verursachen.

Die kreischende Stimme des Dieners ließ sich wieder vernehmen. Die Rederei von keiner Mitgift könne wahr und nicht wahr sein, sagte er, wenn es wahr wäre, würde der Vicomte sich sicher nicht verheirathen. Jedenfalls sei nun Zeit und Mühe verloren, und wenn man ihn, den eifrigen Bundesgenossen, abschaffen wolle, weil er ein wenig auf eigene Rechnung speculirt habe, werde er sich nicht durch Flüche und Scheltworte abspeisen lassen. Wenn seinem Verlangen nicht sofort Folge geleistet werde, so sollten seine Freunde in der Stadt erfahren, mit wem sie das noble Jeu ausgeübt hätten.

Hochkirch preßte die Lippen zusammen. Die Thür war unwillkürlich etwas weiter geöffnet worden und die Lauscher wurden immer aufmerksamer. Aber gerade jetzt dämpften die beiden Sprecher ihre Stimmen; das Gespräch schien vertraulicher zu werden und sank nach und nach zu leisem Flüstern herab. Nun hörte man das Oeffnen des Schreibtisches. Der cylinderförmige Deckel wurde mit dem eigenartigen Geräusch in die Höhe geschoben. Fräulein Susanna flüsterte es den beiden Anderen vorsichtig in das Ohr.

Eine Weile später klang auch das Klimpern von Silbergeld. Der Vicomte schien nachzugeben. Das Erstaunen der drei Lauscher stieg, je weniger sie von den Gesprächen verstanden. Sie hörten wohl noch Schritte und Worte, aber der Streit schien beigelegt zu sein. Mit einem Male wichen alle Drei behutsam zurück und Susanna schloß die äußere Thür zu dem kleinen Gange vorsichtig zu. Adolf, der Lakai des Vicomte, zeigte sich auf der Schwelle des Salons.

Er eilte sofort an einen Wandschrank in dem Gang. Dort warf er seinen Livreerock zur Seite und knöpfte die Gamaschen ab. Darauf zog er eine Brieftasche aus dem weggeworfenen Rocke und sah den Inhalt aufmerksam durch. Fünf Cassenscheine von hundert Gulden schienen seine Aufmerksamkeit am meisten anzuziehen; er grinste, als er sie sorgfältig wieder einpackte, darauf blickte er über seine Schulter nach der Thür des Salons. In seinem Blick lag etwas Drohendes, etwas Bösartiges.

Später wollen wir besser abrechnen! murmelte er vor sich hin.

Er hatte einen sauberen Rock angezogen und einen glänzenden Hut aufgesetzt. Dann suchte er noch eine Weile in dem Schranke und brachte ein paar kleine Schlüssel daraus zum Vorschein. Er verbarg sie sehr sorgfältig in seinem mit Silbergeld schwer gefüllten Portemonnaie. Ein Geräusch an der Wand des Ganges ließ ihn athemlos und heftig erschreckt still stehen.

Er lauschte ängstlich. Das Geräusch kam von der entgegengesetzten Seite der Wand. Aber nun ließ sich nichts mehr hören. Alles war still. Er zuckte die Achseln und nachdem er noch eine Weile zögernd gewartet hatte, eilte er mit langsamem Schritt die Treppe hinab.

Auf der untersten Stufe blieb er stehen. Einer der kleinen Schlüssel im Portemonnaie wurde vorsichtig herausgenommen. Dann versuchte er, ob die Hausthür sich ohne Schwierigkeiten damit öffnen ließ. Nachdem Alles nach Wunsch abgelaufen war, machte er die Thür wieder zu und suchte dann eilig durch den Laden den

Ausgang. Nur wenige Schritte vor ihm eilte auch Karoline vorwärts. In dem oberen Stockwerk hatte sie es plötzlich für gut befunden, sich zu entfernen, wobei sie dem enttäuschten Herrn von Hochkirch eine baldige neue Zusammenkunft versprach. Der Exlakai Adolf, welcher sich Philipp Duvernet nannte, beschleunigte seinen Schritt und indem er Karolinen unerwartet zur Seite trat, sprach er:

„Wie geht es meiner schönen Karoline?"

Das Kammermädchen erschrak. Nach dem geheimnißvollen Schauspiel, wobei sie den Lakai so rücksichtslos und barsch mit seinem Herrn hatte reden hören, war ihre Abneigung für den sonderbaren Mann zum Widerwillen gestiegen.

„Treten Sie mir nicht in den Weg! Lassen Sie mich in Ruhe!" antwortete sie erbleichend, während der Exlakai ihr spottend in die Augen sah.

„Sind Sie böse, Karoline?"

„Lassen Sie mich zufrieden! Ich spreche nicht mit Lakaien, die sich für Herren ausgeben."

„Nehmen Sie Ihre Zunge in Acht, Kind, und machen Sie mich nicht böse, sonst erzähle ich der ganzen Stadt, daß Sie für Ihre gnädige Frau Briefchen tragen und sie in dem Handschuhladen da unten abgeben."

Karoline stand bebend vor Entrüstung still.

„Wenn Sie mir nicht augenblicklich aus dem Wege gehen, rufe ich um Hülfe," flüsterte sie mit zitternden Lippen.

„Adolf!" klang plötzlich eine wohlbekannte Stimme.

Beide blickten auf.

Herr von Hochkirch, der die Begegnung von weitem wahrgenommen hatte, stand vor ihnen.

In einer Secunde war das erschreckte Kammermädchen fortgeeilt und begab sich mit lautklopfendem Herzen auf den Heimweg.

Ihr war plötzlich ein sehr trauriges Licht aufgegangen. Der Schurke von Lakai hatte ihr auf jenem Maskenfeste den letzten Brief der Baronin gestohlen — und sie wußte nun, weshalb sie diesen Brief vergeblich so lange und so ängstlich gesucht hatte. Was sollte sie anfangen, wenn die Sache herauskam?

Inzwischen hatte der junge Herr von Hochkirch sich ganz gemächlich an Herrn Adolf-Philipp gewendet und zu ihm gesagt:

„Wenn ich Sie in Ihrem interessanten Gespräche mit diesem Mädchen nicht störe, möchte ich wohl eben ein Wort mit Ihnen sprechen."

„Sie kommen sehr ungelegen, Herr von Hochkirch, und wenn keine große Eile dabei ist —"

Der Exlakai sah mit Enttäuschung, daß Karoline ihm entschlüpfte und wollte bereits eilig sich entfernen, als Hochkirch rasch bemerkte:

„Ich habe über eine sehr wichtige Angelegenheit mit Ihnen zu reden. Lassen Sie uns eine Strecke zusammengehen." Dies geschah und nach einem Augenblick des Schweigens begann Herr von Hochkirch wieder:

„Ich hätte Sie kaum erkannt, da ich Sie in dieser Kleidung nie gesehen habe. Sind Sie nicht mehr im Dienste?"

Adolf-Philipp sah ihn verdrießlich an und antwortete:

„Ich habe meinen Dienst verlassen. Aber wenn Sie nichts Anderes von mir wissen wollen —"

„Geduld, Freundchen!"

„Ich bin Ihr Freundchen nicht! Mein Name ist Duvernet; sagen Sie, was Sie von mir wollen, denn ich kann meine Zeit nicht verplaudern."

„Ei, ei, Herr Duvernet. Ich wußte nicht, daß ich indiscret sei; früher habe ich Sie als den Lakai des Herrn von Vergennes sich fortwährend verbeugen sehen, und nun, da Sie Herr Duvernet geworden sind, bitte ich tausend Mal um Entschuldigung —"

„Was wollen Sie eigentlich?"

„Nur ein paar Erkundigungen! Ich vermuthe, daß Sie sich mit Ihrem Herrn entzweit haben und daß er Ihnen plötzlich den Abschied gegeben hat."

„Ich habe meinen Dienst verlassen, das wissen Sie. Das Uebrige ist meine Sache."

„Ich habe aber Ursache anzunehmen, daß mein theurer Freund von Vergennes ein seltsamer Vogel ist; kurzum — ich glaube, Sie werden mehr davon wissen, Herr Duvernet."

Der Lakai biß sich auf die Lippen.

„Was Sie denken, Herr von Hochkirch, geht mich nichts an; wenn Sie mich aber vielleicht aushorchen wollen, so möchte ich Ihnen rathen, sich die Mühe zu sparen.“

„Donnerwetter, sind Sie empfindlich! Ich meine nichts Böses und will Sie nicht aushorchen. Ich wünsche nur einige Aufklärungen über Ihren früheren Herrn. Sie sollen es nicht aus Höflichkeit thun, ich werde Ihnen Zeit und Mühe vergüten.“

„Vergüten? Mit einem kleinen Trinkgeld? Ich danke!“

„Wenn Sie mir nicht vertrauen, so kommen Sie heute Abend um elf Uhr zu Herrn von Haselbusch, dann soll Herr von Sonnenburg auch dort sein. Und wenn Sie mit einer kleinen Vergütung nicht zufrieden sind, dann — nun dann können Sie eine große erhalten.“

* * *

In seinem geräumigen Salon eilte Herr von Vergennes eilig auf und nieder. Er hatte seine Toilette noch nicht vollendet. Vielleicht erwartete man ihn bald im Roggeveen'schen Hause, aber er mußte erst noch eine Weile nachdenken und seine ruhige Haltung wieder zu gewinnen suchen.

Er war sehr niedergeschlagen, sehr verdrießlich — wie sollte er nun seine Rolle als glücklicher Bräutigam spielen können? Vergeblich hatte er dem Schurken Duvernet sich widersetzt. Vergeblich hatte er sich zum höchsten Zorn aufgeregt. Der Schurke war ihm zu mächtig gewesen und Alles das entsprang eigentlich nur aus der Enttäuschung, die er diesen Morgen erfahren hatte. Keine Mitgift! Keine Mitgift! Dieser Gedanke schien ihn mehr zu peinigen, als alle Unannehmlichkeiten, die ihn eben betroffen hatten. Er wollte nicht glauben, daß Herr von Roggeveen ihm die Wahrheit gesagt hatte. Sollte dieser wirklich solche großen Verluste erlitten haben? Und gerade jetzt, wo Alles sich so günstig zum Ziele legte und er bereits so fest mit der Familie von Roggeveen verbunden war, daß keine Rückkehr mehr übrig blieb.

Höchst verdrießlich warf sich der Vicomte auf das Sopha und schloß die Augen. Eine Menge bunter Bilder gingen rasch an seiner Erinnerung vorüber.

Zuerst sah er sich selbst — einen Jüngling von achtzehn Jahren, bewundert, geschmeichelt, vermögend, in den besten Kreisen von Paris gern gesehen. Tausend bekannte Gestalten umringten ihn. Hier waren es achtbare Männer, schöne glänzende Frauen, die ihm bei seinem Auftreten in der Welt wohlwollend entgegenkamen — dort standen die seltsamen Helden des Spieltisches und der Wettrennen nebst den aufgeputzten Damen aus den öffentlichen Tanzlocalen und den wilden Masken von den Carnevalsfesten der Oper.

Schäumend perlt der Champagner in den aufgehobenen Kelchen, laut erschallt die verlockende Tanzmusik, bunte Costüme, pikante Dominos, glänzende Augen ziehen ihn an. Ein fieberhafter Durst nach Genuß erfüllt sein ganzes Leben.

Der Himmel ist unbewölkt, die Rennbahn wird von Tausenden und Tausenden besucht. Sein berühmtes Racepferd fliegt in eiligem Laufe dem Ziele entgegen, andere Pferde suchen es zu überholen. Wetten werden eingegangen, aus eleganten Equipagen strahlen ihm bereits schöne Augen entgegen. Sein Renner gewinnt.

Es strömt ihm Gold zu. Die gewonnenen Summen werden ihm ausgezahlt. Da belästigt ihn zum ersten Male der dreiste Blick eines Glücksjägers in der Kleidung eines feinen Mannes. Immer begegnet er ihm auf seinen Wegen. Zuweilen betheiligt sich dieser Mann bei den Wetten auf seine ersten Triumphe. Dann leiden sie Beide Verluste, aber sie trotzen voll Heldenmuth gemeinschaftlich den Launen der betrüglichen Fortuna.

Jahr auf Jahr bewegte er sich unter den Vorstehern des englischen Sport. Zuweilen begleitet ihn sein Freund Duvernet. Mehrmals unterliegt er den englischen Wettrennern und büßt auf diese Weise einen Theil seines Vermögens ein.

Wieder kehrt er nach Paris zurück. Die Gesellschaft der Pferdehändler, Stallknechte und Grooms sowie der Unterhändler zu Wetten weicht zurück. Da er sich nicht mehr in den Kampf mit der Glücksgöttin einläßt, verläßt ihn sein Freund. Er trinkt von schönen Lippen den Lohn für seine Treue. Eine sanfte Hand legt sich auf seine Schultern, als er in Homburg und Baden am Spieltisch in Verzweiflung sein Gold verliert.

In der Normandie gerathen seine Besitzungen in die Hände seiner Gläubiger. Die Bande der Wucherer und Geldspeculanten umgiebt den edlen Vicomte. Das Geräusch der Börse drängt sich in seine Ohren. Noch einmal schenkt ihm Fortuna ein Lächeln. Wieder erscheint Duvernet. Ohrbetäubendes Geräusch, wilde Musik, ausgelassenes Tanzen zieht ihn in neuen Taumel.

Das Gold glänzt in seinen Fingern. Duvernet's Geisterblick scheint ihn zu warnen. Neue Wagnisse werden unternommen. Mitten in dieser wilden Jagd nach Genuß stürzt sein Luftschloß von Speculationen zusammen. Die Männer der Börse entschädigen sich mit den Ueberbleibseln seines Vermögens. Sein treuer Begleiter ist verschwunden.

Dunkle Tage folgen. Der Marquis von Paroy, sein Vormund, wendet sich zornig von ihm ab. Der gute Rath seiner Freunde deutet auf die Rettung durch eine glänzende Heirath. Er will das Mittel versuchen. Der alte Adel seiner Heimath wünscht ihn nicht als Schwiegersohn, da seine Ländereien verkauft und sein altes Schloß mit Hypotheken überlastet ist. In Frankreich scheint ihn sein guter Stern verlassen zu haben. Zum letzten Male macht er Alles, was ihm noch übrig ist, zu Gelde und schifft sich zu Hâvre nach London ein.

Eine stürmische Ueberfahrt. Er geht auf dem Verdeck auf und ab. Das Wüthen des Oceans, die schäumenden Gewässer des Canals, versetzen ihn in düstere Stimmung. Das unangenehme Gefühl der Seekrankheit beunruhigt ihn wenig. Die gesteigerte Hoffnung auf Wiederherstellung seines Vermögens und des altadligen Glanzes seines Namens beschäftigt ihn so sehr, daß er Wellen und Wind darüber vergißt.

Da berührt eine Hand seine Schulter. Es ist Duvernet. Es liegt etwas Triumphirendes im Blick dieses Mannes. Er erzählt, daß er aus Paris nach seiner belgischen Heimath gereist ist und an der Bank zu Spa sein Glück versucht habe. Er hat ziemlich beträchtliche Summen gewonnen und fragt nun nach den Plänen des Vicomte.

Unter dem Tosen des Sturmwindes folgt dann ein vertrauliches Gespräch. Den Heirathsplan findet Duvernet ausgezeichnet, aber er räth zugleich, noch einmal das Glück im Spiele zu versuchen. Der Vicomte erwiedert, daß es sich um die letzten Reste seines Vermögens handle. Duvernet beruhigt ihn, beugt sich zu seinem Ohre und vertraut ihm Geheimnisse an, die er niemals hätte wissen sollen. Es giebt Mittel, um die üble Laune des Spieles zu verbessern. Der schlaue Belgier giebt ihm eine lange Belehrung und Beide beschließen, in London gemeinschaftlich aufs Neue ans Werk zu gehen.

Bald bewegt sich der Vicomte in den glänzenden Kreisen der englischen Aristokratie. Verschiedene Heirathspläne werden mit großem Tact versucht, aber vergeblich. Eifrig bewacht er seinen kleinen Schatz. Duvernet kommt von Zeit zu Zeit und berichtet ihm, welche herrlichen Aussichten in London für den Kenner des Spiels sich bieten. Während der Jagdsaison genießt der Vicomte die britische Gastfreundschaft auf verschiedenen Schlössern, aber wenn die stolzen Töchter der ersten Familien ihn auch als ihres Gleichen betrachten, so verschließen sie doch ihr Ohr seinen Schmeicheleien, und verdrießlich, weil enttäuscht, kehrt er nach London zurück, wo er sich alsdann dem grünen Tische wieder zuwendet.

Eine neue Aenderung seines Schicksals tritt nun ein. Unter Duvernet's Leitung wagt er sein Geld nicht mehr nutzlos. Die Goldstücke kommen mit guter Rente als Banknoten zu ihm zurück. Beide Freunde wagen an verschiedenen Orten ihr Glück und sind bald der Schrecken der geheimen Bankhalter geworden, deren elegante Erscheinung und glänzend eingerichtete Wohnungen nicht verhindern, daß die Londoner Polizei sie zuweilen mit unangenehmen Besuchen überrascht.

Das Gold rinnt aufs Neue durch seine Finger; es wird geschwelgt und gepraßt und leichtsinnig verschwendet, was dem unerschöpflich scheinenden Quell entströmt.

Einmal des Nachts arbeiteten Glück und Kunst zusammen, um sein Spiel zu begünstigen. Ganze Schätze häufen sich vor ihm auf. Die Augen der Spieler glänzen vor Neid und verborgener Wuth. Inzwischen perlt der Champagner, die Stimmen der Spieler klingen lauter und lauter, die Verwünschungen der Verlieren-

den ertönen immer rücksichtsloser. Ein unvorsichtiger Blick, den der Vicomte mit Duvernet wechselt, weckt den Verdacht der Spieler. Ein drohendes und verächtliches Wort läßt den Vicomte aufbrausen. Da fallen alle Uebrigen über die beiden Franzosen her, ein furchtbarer Tumult folgt. Faustschläge steigern seine Wuth zum Siedepunkt, und während er seine Gegner mit verzweifelter Anstrengung von sich abwehrt, geleitet ihn die Hand eines geheimen Polizeiagenten unversehrt hinaus.

Banknoten und Gold sind ihm entrissen, aber er muß sie im Stiche lassen. In London ist er unmöglich geworden. Sein Ziel wird nun ein anderes. —

Mit einem Seufzer erhebt sich Vergennes von dem Sopha. Alle diese Bilder zogen in kurzem Zeitraum vor seiner Erinnerung vorbei. Er schüttelte den Kopf mit einem Ausdruck der Verzweiflung. Ein Blick auf seine Uhr läßt ihn hastig auffahren. Es wird Zeit. Eiligst bemüht er sich, die Spuren von Sorge und Kummer von seiner Stirn zu verbannen; noch ist seine Rolle nicht ausgespielt, vielleicht steht ihm noch eine günstige Wendung bevor. Er muß ausharren. Es ist sein fester Entschluß. Einige Wochen kann er warten, bis dahin wird er wohl klarer sehen.

Und Jeanne?

Mit einem Gefühle der Beklemmung denkt er an seine Verlobung. Seine Stirn runzelt sich. So viel Sehnsucht, so viel Vertrauen, so viel Hoffnung — was soll daraus werden? Stieg denn keine Spur von Mitleiden im Herzen des schönen Glücksjägers auf?

Es würde ebenso schwer zu bestätigten als zu widerlegen gewesen sein. Scheinbar ruhig betrachtet er seine fein gekleidete Gestalt im Spiegel. Sein Gesicht ist bleich. Der Kampf mit dem feigherzigen Bundesgenossen hat ihn sehr abgespannt. Seit lange schon war ihm die Gemeinschaft mit diesem Schurken lästig. Und doch mußte er ihn schonen und sich fügen. Herr von Roggeveen war nun gesichert vor Duvernet's Intriguen. Noch diesen Abend sollte er nach Belgien abreisen, so lautet die Absprache. Das Weitere sollte sich finden. Im Falle eines vollkommenen Mißerfolges konnte zwischen Beiden aufs Neue unterhandelt werden.

Der Vicomte hüllte sich in seinen prächtigen Pelz. Da er keinen Kutscher mehr hatte, blieb auch die Equipage fort. Er beschloß, den folgenden Tag darüber zu bestimmen. Langsam verfügte er sich zu Fuße nach dem Wäldchen. Seine elastische Natur überwand die gedrückte Stimmung, aber sein Blick blieb zerstreut, als er sich nach dem Hause der Familie Roggeveen begab.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Der Kirchhof von Tannenthal lag dicht außerhalb der Stadt. Es war ein sehr geschmacklos angelegter Begräbnißplatz, auf welchem im Sommer Gras und Unkraut mit der traurigen Fruchtbarkeit der Todtenäcker wucherte. An die Stimmung der betrübten Besucher war wenig gedacht. Diese mußten sich selbst zwischen Umzäunungen und umfallenden hölzernen Kreuzen einen Weg suchen.

In diesem Augenblicke deckt eine dünne Lage Schnee den Boden. Die Linden an der Umfassung des Kirchhofes sind entblättert und mit Reif gepudert und ihre kahlen Zweige rascheln an der Kirchhofsmauer. Der scharfe Frost der letzten Tage scheint seine Herrschaft einem nassen und nebligen Thauwetter überlassen zu wollen. Der Nordwestwind jagt die kühlen Schneeflocken in das Angesicht einer ziemlich zahlreichen Gruppe von älteren und jüngeren Männern, welche dort versammelt sind, um einen düstern Sarg, der mit hübschen Kränzen verziert ist, der Erde zu übergeben. Langsam schreitet der Zug unter den raschelnden Lindenbäumen vorwärts. Voran, mit seinem Regenschirm, schreitet langsam und bedächtig der Pastor Rothenhof, sorgfältig zurechtgemacht und vorsichtig gegen die Kälte geschützt. Neben ihm, mit auf die Brust gesunkenem Kopfe, geht der arme Krüger, der seine Adelheid zu Grabe bringen will. Die unachtsame Kleidung erhöht den mitleidswerthen Eindruck. Er schreitet gedankenlos vorwärts und antwortet auf die wohlwollenden Worte des Pastor Rothenhof gar nicht. Er hat in einem Wagen mit seinem Freunde Blankmann gesessen und wäre nun am liebsten neben diesem gegangen. Aber auch dieser Gedanke verschwindet bald, als er sich langsam dem Ziele nähert. Dort angekommen trat der Pa-

stor einige Schritte näher zu der geöffneten Erde und der unglückliche Vater stand nun wieder neben Wilhelm Blankmann. Mit kräftiger Stimme begann der Prediger seine Rede, indem er die Meinung aussprach, daß diejenigen, die der Tod in der Jugend dahinraffe, weniger beklagt als beneidet werden sollten, da sie frühzeitig aus dem irdischen Jammerthal zur ewigen Seligkeit berufen seien. Als der Pastor geendet hatte, hielt es Herr Clammart im Hinblick auf die Schüler des Günther'schen Pensionates, welche sich in der Nähe ihres Directors aufgestellt hatten, für nothwendig, noch einige Worte zu sagen. Als darauf der Sarg herabgesenkt war und das Geräusch der gefrorenen Erde, die darauf geworfen wurde, das Ohr des armen Krüger berührte, machte er eine Bewegung, als ob er diesem unerträglichen Laut entfliehen wolle. Aber einer der Todtengräber reichte ihm nun selbst den Spaten, um Erde auf den Sarg seiner Tochter zu werfen. Der Todtengräber war jedoch nicht wenig erstaunt, als der alte Herr sich abwendete, worauf Wilhelm Blankmann schnell an seiner Stelle das erwartete Werk verrichtete.

* * *

An diesem Tage wurde kein Unterricht zu Mastburg gegeben.

Die traurige Feierlichkeit lastete auf allen Gemüthern. Frau Günther hatte die Leidtragenden eingeladen, sich bei ihr zu versammeln. In der Tiefe seiner Betrübniß achtete Krüger nicht auf das, was um ihn geschah. Er hielt sich an Wilhelm fest, dessen Gegenwart ihm gewissermaßen den einzigen Trost gewährte.

Als der Wagen, in welchem Krüger mit Wilhelm gefahren war, vor dem Institute hielt, mußte Wilhelm ihn zweimal daran erinnern, daß es Zeit zum Aussteigen sei. Alle Anwesenden, sämmtliche Pensionäre mit inbegriffen, waren offenbar von Mitleid für den armen Vater durchdrungen, die Damen traten mit schüchterner Gutherzigkeit auf ihn zu, um ihm theils schweigend, theils Trostworte flüsternd, die Hand zu drücken.

Franziska blickte den armen Vater voll Theilnahme an und flüsterte:

„Es thut mir so leid, Herr Krüger, daß ich Adelheid in den letzten Tagen nicht mehr gesehen habe, es kam auch so unerwartet."

Krüger hielt ihre Hand ein Weilchen fest, ohne zu sprechen. Sie hatte so viel Antheil für sein liebes Kind gezeigt. Die Thräne, die über die Wange des Greises rann, sprach viel mehr Erkenntlichkeit aus, als Franziska eigentlich erwarten durfte. Die Gegenwart der Pensionäre verhinderte ein längeres Gespräch und darauf verfügte sich Franziska wieder zu ihrer Mutter.

Es wurde ein einfaches Frühstück servirt und das Gespräch bewegte sich längere Zeit ausschließlich um ernste Angelegenheiten, wobei namentlich der Pastor Rothenhof eine Hauptrolle spielte. Nach und nach hatten die jungen Mädchen, jedoch flüsternd, ein Gespräch begonnen, dem ein sehr wichtiger Gegenstand zu Grunde lag. Franziska sollte für längere Zeit zum Besuch nach dem Haag reisen. Ihr Papa hatte die freundliche Einladung des Herrn Vriland angenommen und dies wurde nun außerordentlich eifrig durch Flora und Mathilde besprochen. Ob Franziska die Reise allein machen werde? Herr Vriland hatte geschrieben, daß er sie gern von Rotterdam abholen werde, und Franziska erklärte, daß sie sich nichts daraus mache, die Eisenbahnfahrt von der Station bei Tannenthal nach Rotterdam allein zurückzulegen. Ohne daß es Jemand beachtete, belauschte der Ostindier Eduard Verkolen dies für ihn höchst interessante Gespräch. Er verstand Alles und machte seine Pläne. In einigen Tagen erwartete er einen Brief seines Vormundes Vriland, worin er zu einem außergewöhnlichen Feste, welches zur Ehre von Franziska's Anwesenheit gegeben werden sollte, eine Einladung nach dem Haag erwartete. Er überlegte, wie er es einrichten könne, um als Franziska's Cavalier sie auf der Reise zu begleiten. Welch eine Aussicht! Seine schwarzen Augen funkelten in freudiger Erwartung, denn darin hatte Frau Doctor Günther recht gesehen: der feurige ostindische Jüngling war ein Anbeter der ältesten Tochter des Hauses.

Endlich wurde angekündigt, daß der Wagen für den Pastor vorgefahren sei und dieser bot Krüger einen Platz an, um ihn nach Hause zu bringen. Die ganze

Gesellschaft stand auf. Die Pensionäre machten ihre Verbeugungen und begaben sich in Begleitung des Herrn Scharf nach ihrem Studiensaal. Wilhelm Blankmann begleitete den Pastor und Krüger an den Wagen und die Familie Günther blieb mit Clammart allein zurück. Wilhelm flüsterte seinem armen Freunde noch zu, daß er ihm am Nachmittage Gesellschaft leisten werde und kehrte dann in das Eßzimmer zurück, wo er außer dem Director und Herrn Clammart Niemand mehr antraf. Diese schienen auf seine Zurückkunft gewartet zu haben. Der Director legte seine beiden weißen Hände auf die Armlehnen des Sessels und sagte:

„Wollen Sie die Güte haben, Herr Blankmann, sich zu setzen. Ich wünschte mit Ihnen zu sprechen.“

Wilhelm unterdrückte eine Erregung der Ungeduld und setzte sich an den Tisch. Sehr ruhig und so höflich als möglich theilte ihm darauf der Director mit, daß ihm durch Herrn Clammart zu Ohren gekommen sei, wie sehr verschieden die religiösen Anschauungen, welche Wilhelm ganz offen, und wie er durch seine Frau erfahren habe, sogar gegen seine Tochter ausgesprochen habe, von den Principien seien, die in einer Erziehungsanstalt aufrecht erhalten werden müßten. Herr Clammart sei sogar in einer öffentlichen Versammlung zu Arnheim darauf aufmerksam gemacht worden, daß man in den Ansichten, die Herr Blankmann vertrete, eine Gefahr für die der Pension anvertrauten jungen Leute erkenne.

Wilhelm war über diese Mittheilung nicht wenig überrascht. Er erklärte sich bereit, Herrn Günther eine Antwort zu geben, aber er verlangte, daß dieser ihm eine Unterredung unter vier Augen gewähre.

Darauf entgegnete Clammart mit der ziemlich höhnischen Voraussetzung, daß Wilhelm sich wohl scheue, ihm offen gegenüber zu treten, und als Wilhelm hierauf wieder nicht besonders rücksichtsvoll antwortete, mußte Doctor Günther die beiden Herren um Mäßigung bitten, damit ein ernsthafter Streit vermieden blieb.

Wilhelm konnte sich jedoch nicht zurückhalten, seiner Ueberzeugung in religiösen Dingen der heuchlerischen Haltung des Herrn Clammart gegenüber offen und unumwunden Ausdruck zu geben und in einer längeren Auseinandersetzung seine ziemlich freisinnigen Gedanken ohne Rückhalt dem Director Günther darzulegen.

Dieser hörte mit offenem Munde vollkommen bewegungslos zu, während Clammart mit funkelnden Augen die Fäuste ballte. Als Wilhelm geendet hatte, stand er ruhig, mit einem stolzen Lächeln mitten im Zimmer und strich das lange braune Haar aus dem Gesichte.

Fünfundzwanzigstes Capitel.

Der Capellmeister der königlichen Oper in der Residenz ließ sich auf seinen Sessel nieder, nahm sein Scepter in die Hand, gab damit das Zeichen, winkte den Künstlern im Orchester, und während die Violinen mit einem leisen Tremolo begannen, klopfte er auf den Souffleurkasten, dessen Insasse darauf die Schelle zog, welche den Regisseur benachrichtete, daß die Einleitung zum zweiten Acte von Verdi's „Troubadour“ im Gange sei. Der Vorhang erhob sich langsam und ließ eine bergige Landschaft bewundern mit zwei künstlich nachgeahmten Felsen. Eine dicht gedrängte Menge von Zigeunern und Zigeunerinnen stand um einige Gebilde geschaart, die man scheinbar zufällig mit auf die Reise genommen zu haben schien, nun aber nicht ungünstig dazu verwendete, um eine Begleitung darauf zu hämmern, die zu dem Chorgesang gehörte, der das Publicum entzücken sollte.

Auf dem Felsblocke links saß eine stattliche Frau in bunter Tracht mit einer Halsschnur von Perlen und einem Kopfschmuck von goldenen Münzen — die Zigeunerin Azucena, der zu Ehren die hämmernden Chorsänger ein Loblied anstimmten. Neben ihr saß in düsterem Nachdenken der Held der Oper, welcher den bekannten Namen Manrico trägt. Die geheimnißvolle Azucena steht alsdann unheilverkündend von ihrem Felsblock auf und während die goldenen Münzen auf ihrer sonnverbrannten Stirn funkeln, entrollen ihren Lippen drohende Klänge, welche überall unter den Zuschauern großen Eindruck hervorbringen.

In den Logen hielten die Herren ihre prächtigen Operngläser auf die heftig gesticulirende Zigeunerin gerichtet, während

die Augen einiger auch etwas zur Seite abwichen, um die mehr oder weniger schön geschmückten Heidinnen des Damenchors einer wohlwollenden Kritik zu unterziehen. Die Blüthe der angesehensten männlichen Jugend der Residenz war gegenwärtig. Der junge Baron von Hochkirch flüsterte mit Herrn von Sonnenburg auf der einen und dem Herrn von Haselbusch auf der anderen Seite. Sie schienen über sehr interessante Neuigkeiten zu verhandeln, denn sie sprachen halblaut und lächelten dabei viel zu deutlich für den tragischen Zustand von Azucena und Manrico. Darauf wurden ihre Operngläser nach den Logen des ersten Ranges gerichtet und es begann plötzlich ein eifriger Austausch von Worten, als man die Ankunft der Familie von Roggeveen bemerkte. Jeanne nahm in einer prächtigen seidenen Toilette an der Seite ihrer Mutter in der ersten Reihe Platz, und Frau von Roggeveen prunkte in rothem Sammt, und drängte den höflichen Herrn von Vergennes, der die Damen zu begleiten schien, fast ganz in den Hintergrund.

Es war von den jungen Herren im Parquet vielleicht nicht sehr passend, aber es schien, als hätten sie mit ihren Operngläsern etwas sehr Auffallendes an ihrem französischen Freunde bemerkt, daß sie nicht müde wurden, nach ihm hin zu starren. Glücklicherweise sah Frau von Roggeveen darin eine sehr ehrende Aufmerksamkeit und rechnete dieselbe im Stillen dem Umstande zu, daß das Gerücht von Jeanne's Verlobung trotz der tiefsten Geheimhaltung sich bereits überall als Thatsache umhergesprochen hatte. Es schmeichelte ihr, zu bemerken, wie alle die vornehmen Herren im Parquet ihre geliebte Jeanne fixirten — und sie natürlich auch, als Brautmutter! Sie konnte das Interesse der jungen Leute sehr wohl begreifen. Jeanne war vielleicht die reizendste Braut in der Residenz und sie machte eine so glänzende Partie! Da konnte etwas Neid schon mit unterlaufen.

Der Vicomte hatte inzwischen auch seine eigenen Gedanken gehabt und während ein eigenthümliches Zucken um seine Mundwinkel spielte, flüsterte er Jeanne eine Bemerkung über die Vorstellung zu. Azucena hat nach dem Abgang der Zigeuner ihrem angeblichen Sohne in eifrigen Recitativen das bekannte Geheimniß vertraut, und Manrico hat bereits mit der nicht minder bekannten Geberde der Verwunderung gefragt:

„Ich bin dein Sohn nicht, wer bin ich denn, o Mutter?“

Bei dem Auftreten des Botschafters, der einen Brief an den Minnesänger bringt, waren die Operngläser wieder auf die Bühne gerichtet.

Die Gesellschaft der Frau von Roggeveen lauschte mit besonderer Andacht auf die Ausführung der Oper, welche übrigens weder für die Damen noch für Vergennes neu erscheinen konnte.

Man war indessen so reichlich mit Stoff versehen, um gesammelt nachzudenken, während man den Schein wahrte, als ob man der Vorstellung aufmerksam folgte. Der zweite Tag der geheimen Verlobung Jeanne's hatte bereits eigenthümliche Schwierigkeiten für alle Betheiligten herbeigeführt. Herr von Roggeveen hatte bei Tische mit großem Ernste seine Verwunderung zu erkennen gegeben, daß einzelne Bekannte im Casino ihm zur Verlobung hatten Glück wünschen wollen, und der Vicomte hatte mit vollem Recht diese Verwunderung getheilt. Darauf hatte die Frau des Hauses versucht, einige sehr ungenügende Ausflüchte anzuwenden, und ihr Gemahl verlangte schließlich mit Nachdruck, daß man vermeiden solle, dem ausgestreuten Gerücht in der Oeffentlichkeit Vorschub zu leisten.

Schon war auf der Bühne die Berglandschaft in einen Klostergarten verwandelt worden. Schon hatte der unglückliche Graf Luna einen vergeblichen Versuch gewagt, seine geliebte Leonore aus den geistlichen Banden der heiligen Schwestern zu entführen, als Jeanne, bleicher wie gewöhnlich, dem Vicomte, der seinen Kopf zu ihr niederbog, etwas zuflüsterte, was die Anderen nicht vernehmen sollten.

„Solch ein Kloster —“ seufzte sie dem Manne zu, den sie liebte — „war früher doch eine beruhigende Zuflucht für eine arme Seele, der die Welt zu enge wurde. Ich würde Leonore beneiden können!“

„Beneiden! und weshalb, mein Liebchen?“

„Ach, ich weiß selbst nicht, was mich heute so beunruhigt. Mama hat solche glänzende Pläne und doch stellte Papa

heute bei Tische unsere Verlobung wieder als etwas sehr Unsicheres hin. Wann wird dieser Angst endlich ein Ziel gesetzt werden? Ich habe schon so viel gelitten und ich dachte, es sei nun Alles sicher und ausgemacht."

„Das ist es auch. Dein Papa hat die Sache vollständig gut geheißen. Nur noch kurze Zeit Geduld —"

„Je länger wir warten, um so schlimmer —"

„Still, da ist Jemand."

Herr von Carnowitz verbeugte sich vor den Roggeveen'schen Damen. Der Vicomte stand von seinem Sitze auf, aber der junge Diplomat schien seine Gegenwart gar nicht zu bemerken. Im Gegentheil. Er nahm gemächlich auf dem Sitze Platz, den der Vicomte verlassen hatte, ohne sich im Geringsten nach diesem umzusehen. Sofort fing Herr von Carnowitz ein sehr höfliches Gespräch mit Jeanne von Roggeveen an, während auf der Bühne gerade der Kampf zwischen den beiden Nebenbuhlern um Leonorens Leben am heftigsten aufloderte. Herr von Vergennes bemerkte mit Verwunderung, daß das Betragen seines diplomatischen Freundes sehr seltsam war. Vielleicht wollte dieser während der Vorstellung keine Störung verursachen und vermied daher eine laute Begrüßung, so wenigstens versuchte der Vicomte sich die Sache zu erklären, während er hinter dem Sitze seiner zukünftigen Schwiegermutter dieser einige gezwungen heitere Worte sagte.

Frau von Roggeveen sah ihn lächelnd an.

„Ich bewundere Sie, Vicomte," sagte sie geheimnißvoll flüsternd, „Niemand könnte es Ihnen ansehen, daß Sie bald ein glücklicher Bräutigam sein werden. Herr von Roggeveen kann zufrieden sein."

„Das hoffe ich!"

„Mein Mann ist wirklich zu umständlich."

„Es scheint so. Von meiner Seite sind alle Schwierigkeiten beseitigt. Sie wissen wohl, daß von irgend welcher Mitgift keine Rede sein soll, womit ich selbstverständlich vollkommen einverstanden bin."

Frau von Roggeveen schien mit dieser Mittheilung, die ihr so leise ins Ohr geflüstert wurde, daß Niemand in der Loge davon etwas vernehmen konnte, selbst wenn das Finale des zweiten Actes nicht jedes andere Geräusch überstimmt hätte, nicht ganz zufrieden zu sein. Sie breitete ihren Fächer weit aus und indem sie ihr Gesicht dahinter verbarg, antwortete sie ihrem zukünftigen Schwiegersohn:

„Ich wußte es nicht und habe mir selbst die Frage niemals vorgelegt. Es scheint, daß Roggeveen in Unternehmungen verwickelt ist, die ihm die Verfügung über sein ganzes Vermögen nicht gestatten. Aber wie dies auch sein möge, ich habe nie an Ihren Absichten gezweifelt, mein lieber Vicomte. Ein Mann wie Sie ist über Fragen und Schwierigkeiten dieser Art erhaben."

Ob das dankbare Lächeln, das um Vergennes' Lippen spielte, ihn Mühe kostete?

Frau von Roggeveen legte sich diese Frage durchaus nicht vor, als sie dem glänzenden jungen Manne mit der Hand freundlich zuwinkte, während dieser für kurze Zeit die Loge verließ, um im Foyer seinen Freunden die Hand zu reichen.

Der gewöhnliche Strom von Herren eilte aus den innern Räumen des Theaters nach dem Buffet und dort wurden vielerlei Stimmen laut, welche die Kritik über die Aufführung mit einem ungeduldigen Verlangen nach Erfrischungen vereinigten. In der einen Ecke standen die Freunde des Baron von Hochkirch zusammen.

„Laßt uns vorsichtig sein," bemerkte Sonnenburg.

„Warum? Der Mensch verdient nicht die geringste Rücksicht," antwortete Haselbusch.

„Was wir wissen, kommt nur von Hörensagen und unsere Quelle ist ein entlaufener Lakai!" entgegnete der Erstere.

„Das thut nichts zur Sache," versicherte der Zweite; „in jedem Falle erkläre ich ihn für todt."

Eine gewisse Bewegung am Eingange des Buffets zog nun die Aufmerksamkeit an.

Nach einigem Suchen hatte Vergennes Niemand entdeckt, an den er das Wort hätte richten können. Ein Zufall verbarg seinem Auge die Gruppe seiner Bekannten. Er hatte zweierlei sehr unangenehme Beobachtungen zu unterdrücken. Zuerst hatte Frau von Roggeveen ihm ganz einfach versichert, daß die Angelegenheit der Mitgift sie völlig gleichgültig ließ. Mit verhaltener Wuth flüsterte er in der Stille einige Verwünschungen, aber er konnte da-

mit das peinliche Gefühl nicht betäuben, daß sein Zustand unhaltbar wurde und daß auch jetzt wieder die launige Fortuna ihm den Rücken wendete. In diesem Augenblicke sah er Herrn von Carnowitz, welcher, als er lebhaft auf ihn zutrat, plötzlich sein Gesicht abwendete und ohne ein Wort zu sprechen an ihm vorüberging.

Die Zähne auf einander pressend, wich er rasch ein paar Schritte zur Seite und sorgte nun, daß er seinem diplomatischen Freunde gerade ins Angesicht sehen mußte. Sobald die beiden Herren einander gegenüber standen, hatte Vergennes sich gefaßt. Mit einem Lächeln sagte er vollkommen ruhig:

„Es scheint mir, daß wir uns ausweichen, mein lieber Carnowitz. Ich bin darüber untröstlich — Guten Abend!"

Herr von Carnowitz maß den Vicomte mit einem ruhigen Lächeln der Verachtung und wollte rasch zur Seite treten. Erbleichend kam ihm Vergennes noch einen Schritt näher und sagte mit gedämpfter Stimme:

„Sie irren sich wahrscheinlich, mein Bester! Ich liebe es nicht, daß man mich in dieser Weise ansieht."

„Und ich, mein werther Herr, ich liebe die Industrieritter nicht."

Ein lauter Schrei des Zornes zog die Aufmerksamkeit der Umstehenden auf die beiden Herren. Es entstand eine gewisse Bewegung, als Vergennes in der ersten Aufwallung von Wuth seine Hand erhoben hatte, aber von Carnowitz betrachtete ihn mit einem herausfordernden Blicke vom Kopf bis zu den Füßen und sagte laut, so daß Jedermann es deutlich hörte:

„Weiter sage ich Ihnen nichts!"

Dann ging er langsam weiter, ohne sich nach Vergennes umzusehen. Die Umstehenden, welche den Streit nicht begriffen und zugleich den erregten Franzosen eilig unter der Menge verschwinden sahen, achteten nicht weiter darauf, aber Herr von Hochkirch und seine Freunde standen sofort bei Carnowitz und erfuhren im flüsternden Gespräche, was vorgefallen war. Man fand die Handlungsweise des Diplomaten etwas stark — aber Hochkirch, welcher das Schauspiel, das er in Karolinens Gesellschaft belauscht, nicht gern verrathen wollte, gab der Haltung seines Freundes Carnowitz seine volle Zustimmung.

Als die Glocke das Zeichen gegeben hatte, daß der dritte Act mit einem reizenden Pas de trois beginnen sollte, verließen die Meisten das Foyer. Nicht weit vom Buffet stand Vergennes, in dessen Innern ein furchtbarer Sturm tobte. Rache — Rache mußte er nehmen, aber wie, auf welche Weise? Die Beleidigung mußte mit Blut bezahlt werden. Wie sollte er mit Carnowitz zusammentreffen — sofort nach der Oper! Aber das würde Aufsehen machen. Man schien ihn absichtlich beleidigen zu wollen.

Er hatte ein Glas in der Hand, aus welchem er langsam trank. Rasch, mit zitternden Fingern setzte er es jetzt nieder. Hatte er nicht seit wenigen Tagen das ganze Gebäude seiner Hoffnung zusammenstürzen sehen und kehrten sich nun nicht Alle gegen ihn. Warum hatte Carnowitz ihm so beleidigende Worte gesagt? Woher kam diese Feindschaft? Es war, als ob die dunklen Augen Jeanne's ihn plötzlich mit dem Ausdruck rathloser Verzweiflung angestarrt hätten. Da plötzlich stieg in seiner Erinnerung eine andere Gestalt aus früheren Tagen empor, die blonde Tochter eines Försters in der Normandie, die er lieb gehabt und — betrogen hatte. Er wußte nicht, wie es kam, daß diese Erinnerung ihn gerade jetzt quälte, aber er konnte das Bild der Verlassenen nicht aus seiner Erinnerung verbannen. Er machte den Versuch, seine frühere Energie wieder zu gewinnen, und wollte sich mit einem heiteren Lächeln umwenden. Er war fast allein in dem Saale und sah von Carnowitz, der mit einem hochmüthigen Zug um den Mund sich ihm rasch zu nähern schien.

* * *

Inzwischen hatten die Kriegsknechte des Grafen Luna die Zigeunerin gefangen genommen. Schon hatte der Minnesänger Manrico seiner Braut Leonore einige melodiöse Strophen vorgesungen und noch wartete Frau von Roggeveen auf die Zurückkunft ihres glänzenden zukünftigen Schwiegersohnes. Das Gespräch war bei den Damen durch den alten Herrn Briland, der in die Loge gekommen war, lebendig gehalten worden, und da ihn seine Tochter, Frau von Dornbach, in Bezug auf die bevorstehenden Ereignisse in der

Familie Roggeveen unterrichtet hatte, so wagte er einige sehr unschuldige und heitere Anspielungen.

Jeanne hatte eifrig mitgesprochen und geantwortet, denn ihre Mutter hatte ihr zugewinkt und ihr beiseite deutlich gemacht, daß sich Vergennes aus Vorsicht noch etwas zurückhalten müsse. Ohne es deutlich merken zu lassen, war Herr Briland vollkommen in die Geheimnisse der Familie eingeweiht und deshalb blieb das Gespräch sehr animirt, aber als er sich entfernte, versanken die Damen in Stillschweigen und Jeanne blickte mit unverkennbarer Besorgniß im Theater umher, um zu erforschen, wo Vergennes Platz genommen habe.

Schon erhob sich Maurico's Kerkermauer vor den Augen der Theaterbesucher und Leonore begann ihre verzweiflungsvollen Klagen. Düster klang das Miserere, während die Todtenglocke läutete, als die Thür der Loge leise geöffnet wurde und Vergennes beinahe unhörbar hinter Jeanne Platz nahm. Obschon ein entsprechendes Halbdunkel im Saale herrschte, bemerkte Jeanne doch sofort, daß eine ungewöhnliche Blässe über die Züge des geliebten Mannes verbreitet war. Sie bog das schöne Haupt sorgenvoll zu ihm hin, aber sie wurde sofort beruhigt. Vergennes hatte einen leichten Anfall von Kopfschmerz — sonst nichts. Die drückende Atmosphäre im Saale belästigte ihn, er wollte in die freie Luft gehen und kam nur, um sich von den Damen zu verabschieden.

Nachdem er Alle gegrüßt hatte, hielt er Jeanne's Hand eine kurze Zeit in der seinigen. Es war dem jungen Mädchen, als ob seine Finger zitterten, aber seine Stimme klang ruhig, als er sagte:

„Adieu!“

Als die Thür der Loge sich hinter ihm schloß, pochte Jeanne's Herz mit ungestümen Schlägen. Der Klagesang aus dem Kerker schien sie ungewöhnlich zu ergreifen, denn es überlief sie ein Schauder und sie zog ihre Mantille von weißem Pelz über die Schultern. Frau von Roggeveen bedauerte den armen Vergennes, aber sie legte dem Vorfall weiter kein besonderes Gewicht bei. Jeanne wendete ihre ganze Aufmerksamkeit Leonorens Schmerz und Leonorens Leiden zu, und ihre Mutter war nahe daran, es sehr albern zu finden, daß sie dem Jammer einer Theaterheldin einige Thränen zollte.

Der Vicomte verfügte sich indeß in aller Eile nach seiner Wohnung. Es war, als ob ein böser Dämon ihn forttrieb. Seine Lippen waren in Verzweiflung zusammengepreßt. In wüthendem Zorn ballte er die Faust. Er hatte den Gnadenstoß empfangen. Er wußte nun, warum von Carnowitz in so verächtlichem Tone zu ihm gesprochen hatte. Der Diplomat hatte sich die Mühe genommen, es ihm sehr kühl und ruhig zu sagen. Die Herren hatten schon lange die Bemerkung gemacht, daß sie gegen Vergennes' Glück am Spieltisch nicht aufkommen konnten. Herr von Hochkirch hatte den vortrefflichen Einfall gehabt, seinen Exlakai auszufragen, und dieser hatte gegen eine ziemlich ansehnliche Summe den Herren Sonnenburg, Haselbusch und Carnowitz die wichtigsten Mittheilungen über Vergennes' Vergangenheit gemacht. Während ihm das Alles mitgetheilt wurde und er sprachlos vor Schreck und Zorn wie vernichtet stand, kamen die genannten Herren und kündigten ihm höchst besonnen an, daß sie sehr zufrieden seien, zu wissen, mit wem sie zu thun hätten, und als er endlich, von allen Seiten in die Enge getrieben, auf Hochkirch losgefahren war, hatten zwei Andere ihn kräftig am Arme gefaßt und ihm zu verstehen gegeben, daß er bei dem geringsten Versuch einer Beleidigung mit dem Polizeiagenten Bekanntschaft machen werde, der vor dem Foyer postirt war.

In Zeit von vierundzwanzig Stunden wird die Residenz den edlen Vicomte von Vergennes kennen! — so lautete das Urtheil, das über ihn ausgesprochen wurde.

Darum eilte er nun in halber Verzweiflung fort. Er mußte fliehen, sofort, augenblicklich. Jedenfalls wurde die Familie von Roggeveen gewarnt. Jedermann würde mit Schimpf und Schande die Thür vor ihm schließen. Wo er sich zeigte, würde man mit Fingern auf ihn deuten. Die Kälte schien er nicht zu empfinden, denn er hatte den kostbaren Pelzrock nicht zugeknöpft und machte sich nichts daraus, daß ihn der Wind überfiel und die Schöße seines Rockes hinter ihm ausbreitete. Sein Auge schweifte ziellos auf dem schmutzigen Schneegrund der Straße. War dort wieder das bleiche Angesicht? Oder sind es

Jeanne's Züge oder Jeanne's Augen, die ihn in tödlicher Furcht anzustarren scheinen?

Er erhebt den Kopf zum Himmel, der düster und mit dicken Schneewolken bedeckt, unheilverkündend über ihm droht. Jeanne — wiederum Jeanne! Aber das ist Alles nun vorbei und es ist Zeit, daß er an sich selbst denkt. Er kann nicht abwarten, daß man ihm mit Schimpf und Schande die Thür zeigt. Es giebt keinen Ausweg. Er muß fort, fliehen, seinen Streifzug fortsetzen, dem schlimmen Gerücht entfliehen, das sich an seinen Namen heften wird. Einen Augenblick blieb er still stehen. Sollte er die arme Jeanne, die so zärtlich an ihm hing, noch rasch warnen, sollte er sie heimlich mit sich nehmen — aber das unselige Geschöpf konnte ihm vielleicht einmal zur Last werden, ja zur Last — er wußte es gewiß.

Bei seiner Wohnung angekommen, schlich er wie ein Dieb hinein. Er wollte in aller Stille verschwinden — keine Spur zurücklassen; man durfte nicht einmal vermuthen, daß er seine Gemächer noch betreten hatte — er mußte aus dem Bereich des erzürnten Herrn von Roggeveen verschwunden sein, bevor dieser mit unwiderstehlicher Wuth von ihm Rechenschaft verlangte, daß, — es sollten noch wichtige Entdeckungen an den Tag kommen! Er entwarf rasch einen Plan, während er ganz geräuschlos die Treppe erstieg. Geld und Papiere wollte er rasch zu sich stecken. In einem Handkoffer wollte er einzelne Gegenstände von Werth und die nothwendigsten Kleidungsstücke zusammenpacken, dann wollte er rasch versuchen, mit der Eisenbahn zu entkommen, und wenn der letzte Zug bereits abgefahren war, sofort einen Wagen nach Rotterdam nehmen.

Als er die Thür zu seinem Salon öffnete, dachte er plötzlich wieder an die blonde Tochter des Försters, die er erbarmungslos betrogen hatte. Noch nie hatte er der armen Verführten einen einzigen Gedanken gewidmet, und dennoch kam heute ihr Bild, um ihn zu erschrecken, um dann wieder Jeanne's todtenbleichen Zügen Platz zu machen. Eine sonderbare Angst überfiel ihn in dem dunklen Gemache, während draußen der rauhe Wind feuchte Schneeflocken gegen seine Fenster zu treiben begann. Aeußerst vorsichtig öffnete er seinen Schreibtisch und steckte einen tüchtigen Bündel Bankpapiere in seine Brusttasche. Was er von Werth besaß, brachte er eilig in der Dunkelheit zusammen und jeden Augenblick erschien ihm sein Zustand verzweiflungsvoller und unabänderlicher.

Eilig schlich er in seine Schlafstube und ließ die Thür halb geöffnet. In einer Ecke bückte er sich nach seinem Handkoffer, dann warf er schnell einige schöne Kleidungsstücke hinein. Die Kostbarkeiten legte er vorsichtig darauf und breitete so viel Wäsche und andere Toilettenartikel darüber, als er in dem kleinen Raume bergen konnte. Was er zurückläßt, hat nicht viel Werth — aber die beiden kleinen Broncefiguren im Salon darf er nicht vergessen. Er richtet sich auf. Nein — das ist Sinnentäuschung! Das kann nicht wahr sein!

Ein dünner Lichtstrahl schimmert aus dem Salon in die Schlafstube. Mit versteinerter Verwunderung und Verzweiflung starrt er nach diesem Lichtstrahl. Ein Schwindel von Entsetzen und unerhörtem Schrecken bringt ihn zum Wanken, so daß er sich an der Bettstelle festhalten muß. So stand er einige Secunden, athemlos, bewegungslos, während nur das Klopfen seines Herzens sein Entsetzen verräth. Hat eine Geisterhand das Licht im Salon angezündet, während rund umher Alles todtenstill ist und fortwährend bleibt? Ein sonderbares Klopfen in seinem Kopfe scheint ihn zu verwirren, sein Auge starrt mit verzweiflungsvoller Anstrengung nach dem Lichte, das nur schwach bemerklich ist. Warum saust ein Sturmwind in seinem Ohre, wie in jener Nacht, als er mit den letzten Resten seines Vermögens über den Canal fuhr? Warum hörte er das Geräusch wüthender Stimmen wie in jener anderen Nacht, als man ihn mit Gewalt aus dem Spielhause in London entfernte?

Was war das? Das Licht verschwindet plötzlich und Alles ist wieder todtenstill. Er will einen Schritt vorwärts thun. Es ist ihm, als ob ganz aus der Ferne eine Stimme, Jeanne's Stimme, ihn rufe. Nein — eine Bewegung im Salon weckt seine ängstliche Aufmerksamkeit. Dort ist Jemand, der den Deckel seines Schreibtisches aufzieht. Blitzschnell macht er sich von der Bettstelle los. In einem einzigen Augenblicke hat er sich gesammelt. Wer wagt es, bei ihm einzudringen?

Seine Aufregung unterdrückend, schleicht

er nach der Thür. Er hält sich an dem Pfosten fest. Nun kann er in den Salon sehen. Kein Zweifel. Ueber seinen Schreibtisch gebückt steht dort eine dunkle Gestalt — eine kleine Laterne wirft ein schwaches Licht über die Papiere, die an allen Seiten ausgebreitet sind.

Vergennes hält aufs Neue den Athem an. Das sonderbare Klopfen in seinem Kopfe beginnt wieder. Ein Schwindel betäubt ihn, während ein verwirrtes Geräusch in seine Ohren klingt. Noch bleibt er unbeweglich. Dort in der Nähe des Fensters befindet sich ein Waffenständer mit Pistolen und glänzenden Dolchmessern. Alles dies hat er in einer einzigen Secunde erwogen, während das deutliche Gefühl einer großen Gefahr ihn wie vernichtet auf seinem Standpunkt festhält.

Die Gestalt am Schreibtische richtet sich auf und sieht ängstlich um.

Großer Gott, es ist Duvernet!

Vergennes versucht einen wüthenden Schrei auszustoßen, aber das Entsetzen drückt ihm die Kehle zu. In rasender Eile stürzt er hinein und springt nach dem Waffenständer. Nun war die Reihe an Duvernet. Durch den plötzlichen Schreck überrumpelt, steht er wie versteinert, während die Augen ihm aus den Höhlen zu dringen scheinen. Zur Ueberlegung bleibt keine Zeit. Vergennes hatte ein Dolchmesser in der linken und einen Revolver in der rechten Hand. Doch das ist Alles, was er thun kann. Der Untergebene hat sich schneller erholt, als sein früherer Herr, und da dieser ihn nun anfällt, müssen sie abrechnen. Es gilt sein Leben. In einem einzigen Pulsschlage springt er auf. Bis zu diesem Augenblicke ist noch kein Laut in dem Raume vernommen worden. Vergennes' Kehle bleibt wie zugeschnürt und doch sind die beiden Männer bereit, sich auf Leben und Tod zu bekämpfen.

Vergennes erhebt den Revolver, während er zielt und eilig abdrückt. Es folgt jedoch keine Entladung. Der Revolver war aus Vorsicht nicht mit einem Zündhütchen versehen. Nun packt eine eiserne Faust ihn bei der Kehle. Ein rauher grauenhafter Schrei ertönt. Sie ringen mit der dämonischen Wuth der Verzweiflung. Der Diener zischt eine schreckliche Verwünschung zwischen den Zähnen. Er fühlt die eindringende Klinge eines Dolchmessers an seinem Arme und drückt nun mit Riesenkraft die Kehle seines Gegners zu.

Vergennes wankt. Wieder ist es, als ob der Sturm auf dem Canal sich erhebe, wieder dringt Jeanne's Nothschrei in sein Ohr.

Er stürzt bewußtlos nieder.

* * *

Eine Viertelstunde war vergangen.

Wenn man den Modewaarenhändler, der unten wohnte, oder seine Tochter Susanne gefragt hätte, wer den Vicomte von Vergennes diesen Abend besucht habe, so würde die Antwort gewesen sein, daß weder der Vicomte, noch Jemand anders sich an diesem Abend im oberen Stockwerk befunden habe. Der Laden wurde nach acht Uhr geschlossen, später saß Fräulein Susanne zuweilen mit ihrem Vater in einem Hinterzimmer, welches nach einer ganz anderen Seite hinaus lag, wenn nicht der Letztere sich in seinem gewohnten Kaffeehause befand und die Erstere bei gutem Wetter einen Spaziergang machte, oder den Abend im Theater zubrachte. An diesem Abend waren Beide aus gewesen, und als sie um halb elf Uhr nach Hause kamen, hatten sie kein Licht im oberen Stockwerk gesehen. Sonst war nichts Ungewöhnliches vorgefallen.

Und doch befand sich in diesem Augenblick Jemand im Salon des Vicomte von Vergennes.

Die Laterne ist ausgeblasen.

Kein anderes Licht dringt in das Fenster, als der Schein des Gaslichtes draußen. Der Wind hat sich heftiger erhoben und weht die Schneeflocken gegen die Fenster. Am Schreibtisch steht eine dunkle Erscheinung. Der Mann scheint dort bewegungslos zu warten, ob sich irgend ein Geräusch im Hause erheben wird, aber es ist schon geraume Zeit todtenstill.

Als darauf unten die Ladenthür geöffnet wurde, war er gegen die Wand zusammengesunken, aber auch dieser Schein von Gefahr ging vorüber. Es verlief eine halbe Stunde. Nun muß er handeln, denn der Verzug bringt Gefahr. In seiner rechten Hand hielt er eine gefährliche Waffe — ein kurzer Stab mit zwei eisernen Kugeln an den Enden. Bis jetzt noch hatte er mit der linken Hand den rechten

Oberarm umspannt gehalten, denn er war verwundet. Dort im Finstern beim Fenster lag eine Gestalt am Boden. Kein Geräusch, keine warnende Stimme klang mehr in ihr Ohr, es war Alles vorbei.

Nun beugt sich die dunkle Erscheinung über den Gefallenen, er tastet in dessen Brusttasche. Ha, da waren die Schätze geborgen! Doch plötzlich springt der Schurke zurück — hatte der Erschlagene sich bewegt? Nein — seine Augen hatten ihn betrogen. Einige Tropfen Blut aus seiner Armwunde fließen über seine Finger. Was ist denn geschehen —? Der Mann hatte ihn angefallen, er hatte sich vertheidigt, es war Nothwehr, natürlich! Und das Geld kam ihm größtentheils zu. Also schnell gehandelt. Er wirft seinen Rock ab. Ein Taschentuch wird vorsichtig und geschickt um den verwundeten Arm gewickelt. Die Wunde ist nicht bedeutend. Vorsichtig reinigt er seine Hände, vorsichtig schließt er den Schreibtisch.

Alles geschieht in vollkommener Stille. Die Spuren des Kampfes werden fortgeräumt. Niemand wird von Allem etwas bemerken, bevor der Tag morgen bis Mittag vorgerückt ist. Gewöhnlich schlief Vergennes bis tief in den Morgen und Niemand durfte ihn wecken. Es ist Zeit im Ueberfluß, denn der Mann mit dem eisernen Todtschläger sieht ein, daß er fliehen muß. Er war mit einem gestohlenen Schlüssel in die Wohnung gekommen, in der Hoffnung, daß er unbemerkt die Gelder aus dem Tische wegnehmen könne.

Mit einem Almosen hatte man ihn ablohnen gewollt!

Jahre lang hatte er die dienstbare Rolle an der Seite dieses Abenteurers spielen müssen. Und nun hatte er abgerechnet. Es kam nun Alles darauf an, daß er die Sache ruhig zu Ende führte.

Morgen mit dem ersten Zuge will er sich ins Ausland begeben. Wer sollte ihn dort finden können? Seine Waffe hatte er bereits versteckt. Die Laterne verschwindet ebenso. Auf diese Weise bleibt keine Spur von ihm zurück. Er kann abreisen. Ha — ein guter Gedanke. Dort liegt der schöne Pelzrock des vornehmen Herrn. Er wird sich als ein solcher verkleiden, und Niemand wird es wagen, ihn auf der Reise mit einem bösen Blicke anzusehen.

In den Pelz des Erschlagenen gehüllt, schleicht er fort. Auf der Schwelle des Salons, mit dem Rücken nach der Stelle, wo sein Schlachtopfer liegt, glaubt er ein Geräusch zu vernehmen, und während seine Zähne gegen einander klappern, steht er still. Er wagt nicht umzusehen. Leise schleicht er endlich weiter, denn das Geräusch kam von dem Sturmwind, der auf das Dach und gegen die Fenster stößt. Dann verschwindet er im Dunkel wie ein geheimnißvoller Schatten.

Auf dem Teppich seines Salons lag der Ermordete von der Dunkelheit verborgen. Sein Schädel war zerschmettert, aber die Nacht deckte das Verbrechen mit fahlem Schleier. So starb der Vicomte von Vergennes in der Blüthe seines Lebens durch dieselbe Hand, die ihn zum Bösen angeleitet hatte, mitten in seinen schlimmen Entwürfen, in deren Netz er sich gefangen hatte, und während er bereit war, eine Stadt zu verlassen, in welcher er nur Verwünschungen und Verzweiflung zurückließ.

Sechsundzwanzigstes Capitel.

Es hatte die ganze Nacht geschneit.

Um das Stationsgebäude war Alles noch finster. Dumpf klang das Gerassel der wenigen Wagen, welche Reisende nach dem ersten Zuge brachten. Die Glöckchen der Pferde erklangen lauter als die Räder, die eine tiefe Spur in den frisch gefallenen Schnee bohrten. Die Gaslaterne vor dem Stationsgebäude beleuchtete nur einzelne Gestalten, die hastig durch den Schnee eilten, um in dem Zuge Platz zu finden, welcher wenige Minuten vor sieben abfahren sollte.

Vor dem Schalter des Cassirers beugte sich ein langer Herr, vom Kopf bis zu den Füßen in einen weiten Pelzrock gehüllt, und verlangte mit einer höflichen leisen Stimme:

„Erste Classe nach Rotterdam."

Während das Kärtchen gestempelt wurde, fuhr der Reisende höflich fragend fort:

„Fährt kein Dampfboot von Rotterdam nach Antwerpen?"

„Seit vierzehn Tagen nicht mehr. Aber wenn das Thauwetter anhält, wird es in acht Tagen wieder fahren."

„Ich danke Ihnen!"

Der Herr im langen Pelzrocke eilt auf

den Perron. Der Zug rollte gerade langsam heran und die feurigen Augen der Locomotive strahlten ein glühendes Licht aus, vor welchem der Reisende unwillkürlich zur Seite wich. So schnell wie möglich suchte er einen Platz in einem Waggon für Nichtraucher, zog dann den hohen bunten Kragen seines Pelzes noch mehr über sein Gesicht und bedeckte den Kopf mit einer Reisemütze. Dann starrte er aus dem Fenster des Waggons hinaus, aber Alles schien ihn vollkommen zu beruhigen, denn er lehnte sich zurück, als ob er gesonnen sei, die Reise schlafend zurückzulegen.

Jeder, der diesen Mann so betrachtet hätte, würde wenig mehr von ihm gesehen haben, als eine unter Pelz verborgene Gestalt, deren Gesicht man nicht unterscheiden konnte. Niemand würde vermuthet haben, daß der Schläfer in Wahrheit mit halbgeschlossenen Augen ruhelos umherblickte, daß jeder Fußtritt, jede Stimme vom Perron her ihm deutlich in die Ohren klang. Dem Oeffnen und lauten Zuschlagen der Wagenthüren folgte er so aufmerksam wie möglich. Er wartete auf den Conducteur, der sein Kärtchen coupiren sollte. Ein Gemisch von Stimmen erreicht nun plötzlich sein Ohr. Man öffnet die Thür des Wagens.

„Es bleibt bei der Verabredung. In acht Tagen erwarte ich Sie auf Sparrenstein. Sie können dort eben so gut arbeiten als hier. Wir werden daselbst eine Art Atelier für Sie einrichten."

„Glückliche Reise, Herr Baron! Ich hoffe, daß das häßliche kalte Wetter Sie und die Damen nicht so sehr belästigen wird."

„Danke, lieber Trostmann. Vergessen Sie unsere Verabredung nicht."

Eine Dame und ein Kind waren im Waggon erschienen, Miß Macdonald und Julie. Der Baron von Dyrenvord nahm ihnen gegenüber Platz. An der geöffneten Thür stand Trostmann mit fröhlichem Lächeln.

Der Reisende, welcher sich bemühte, den Schein eines Schlafenden zu bewahren, verhielt sich unbeweglich, obschon ein Schauder ihm durch alle Adern kroch, während er die Personen und Stimmen der beiden Männer vollkommen gut erkannte. Der Conducteur verdrängte Trostmann einen Augenblick. Der Herr im Pelzrock reichte, ohne einen Fleck seines Gesichtes zu zeigen, seine Karte dem Conducteur. Aber Niemand achtete auf ihn im Halbdunkel des Wagens, und in dem schläfrigen Lichte der Wagenlampen würde Niemand ihn erkannt haben.

Trostmann plauderte noch einen Augenblick mit Miß Macdonald und dem Baron, bis die Glocke das Zeichen gab. Dann reichte er Allen herzlich die Hand. Miß Macdonald beantwortete seinen Blick mit einer Art verständnißvollem Lächeln, und langsam begann der Zug fortzurollen.

Die Gesellschaft schwieg geraume Zeit.

Der Baron war ein Mann, der sich über jedes Zeichen von Wohlwollen freute. Daß Trostmann an den Zug gekommen war, ohne die frühe Wintermorgenstunde zu scheuen und trotz des Schneegestöbers und rauhen Windes, that ihm wohl. Aber er bedachte auch, daß zwei schöne Augen eine Kraft besitzen, wogegen Winter und Kälte machtlos sind — er lächelte zufrieden, denn er hatte mit Genugthuung erfahren, daß die beiden jungen Leute, Miß Macdonald und sein Freund Trostmann sich gegenseitig Liebe zutrugen, obschon sie Beide äußerst bescheiden waren und fast nicht davon zu sprechen wagten. Stillschweigend hatten sie ihre eigenen Interessen bei Seite gestellt, da sie Beide nicht daran denken wollten, um Julie nicht von ihrer freundlichen Erzieherin zu trennen.

Der schlafende Reisende hatte nun wirklich die Augen geschlossen. Die Fahrt schien ihn zu ärgern. Am Ende konnte der gefallene und noch immer fallende Schnee die Reise aufhalten. Aber er wollte sich nicht darum kümmern; er mußte all seinen Muth und seine Geisteskraft zusammenhalten — denn dort saß ein Mann in seiner Nähe, der ihm einmal, in ganz anderer Kleidung und in einem ganz anderen Zustande, mit der äußersten Verachtung in die Augen gesehen hatte.

Kurz vorher hatte er es für unvorsichtig gehalten, daß er den Pelzrock angezogen hatte, aber jetzt fand er es wieder sehr angenehm. Es war ihm unmöglich, die Augen länger geschlossen zu halten, denn es stieg etwas Schreckenerregendes, Furchtbares in seiner Phantasie auf.

Schon ein paar Mal hatte Julie mit

flüsternder Stimme etwas zu Miß Macdonald gesagt. Der Baron beugte sich zu ihr nieder und frug:

„War es nicht ein wenig früh heute Morgen, Julie? Kommt es dir nicht sehr kalt und unangenehm vor auf unserer Reise?“

„Durchaus nicht, Papa! Ich bin sehr froh, daß ich mit darf.“

„Es ging auch nicht anders, Kind! Wir wären sonst erst spät am Abend in Uberg angekommen, während wir so schon um fünf Uhr auf Sparrenstein sind und gemächlich dort ausruhen können. Man erwartet uns.“

„Wird Mama sich im Haag nicht langweilen?“

„Ich glaube es nicht!“

Der Baron gab seinem siebenjährigen Töchterchen diese Antwort scheinbar sehr ruhig, aber er lehnte sich nun schweigend gegen die Wand des Wagens. Julie hatte unwissend den Finger auf eine sehr peinliche Wunde gelegt.

Während der jüngst verflossenen Monate war das greise Haar an des Barons Schläfen fast weiß geworden und seine Stirn war in tiefere Runzeln gefaltet. Die Frau Baronin schien immer verschlossener und unzufriedener zu werden. Selbst der sorgfältigsten Zuvorkommenheit gelang es nicht, sie zu befriedigen. Mit einem kalten Stolze, der durch nichts gebrochen wurde, beantwortete sie Alles, was ihr Gemahl unternahm, um sie zu erfreuen, oder zu überraschen. Sie zeigte sich nur noch bei Tische. Ihre Kopfschmerzen waren chronisch geworden, obwohl sie zuweilen Einladungen annahm, bei welcher Gelegenheit sie in ihrer hochmüthigen Schönheit von Jedermann geschmeichelt und bewundert wurde.

Der Baron von Dyrenvord hatte stillschweigend während des zweiundeinhalbjährigen Zeitraums seiner zweiten Ehe viel Leid ertragen. Mit Wehmuth dachte er oft an die glücklichen Jahre, die er mit seiner ersten Gattin verlebt hatte und machte sich im Stillen Vorwürfe, daß er der stolzen Comtesse Erkenrath seinen Namen und seine Hand angeboten hatte. Er wurde der ewigen Enttäuschungen müde. Täglich neue Zurücksetzung, jeden Augenblick neue Selbstverleugnung! Was sollte er antworten, wenn seine Gemahlin sich in den unnahbaren Zauberkreis ihrer grundlosen Unzufriedenheit und ihrer hartnäckigen Kopfschmerzen zurückzog? Er mußte schweigen. Und während er mit tiefem Leidgefühl schwieg, litt er selbst mehr als früher, durch sein altes Uebel, das Asthma. Häufige Anfälle davon hatten ihn zuletzt so beunruhigt, daß der Arzt eine Luftveränderung nothwendig fand. Die Baronin von Dyrenvord sah ihn dann mit der größten Gemüthsruhe wegreisen, da sie sehr bestimmt erklärt hatte, den Rest des Winters noch in der Residenz verleben zu wollen.

Die Gesellschaft in dem Eisenbahnwaggon verharrte in Schweigen. Nur Julie sah neugierig umher und heftete zuweilen den Blick auf den einzigen fremden Reisenden gegenüber. Sobald das Kind nach ihm hin sah, schloß er die halb geöffneten Augen, während ein ängstliches Gefühl ihm gleichsam die Kehle zuschnürte und den Athem hemmte. Warum sah das Kind nach ihm? Und dann schielte er wieder von der Seite hinaus und bemerkte, daß draußen Alles schwarze Finsterniß war, daß der Sturmwind heulte und daß der Schnee sich in dicken Flocken an die Fenster heftete. Beim Stillhalten des Zuges hatte er peinvolle Augenblicke. Als fürchte er, Jemand eintreten zu sehen, öffnete er halb die Augen und heftete sie auf das flackernde Lampenlicht, welches sich immer mehr dem Erlöschen nahte.

Als man sich Rotterdam näherte, beunruhigte ihn die Dämmerung des anbrechenden Tages. Aber Niemand achtete auf ihn, da er hinter seinem Kragen und der Reisemütze verborgen blieb und ruhig zu schlafen schien. Einen Augenblick fand er Ableitung für seine ruhelos wühlenden Gedanken. Es fiel ihm ein, wie der achtungswürdige Baron erschrecken werde, wenn er ihm gewisse Kleinigkeiten entdeckte, denen er in der Residenz auf die Spur gekommen war. Aber er hatte mit diesen Entdeckungen wenig Glück gehabt. Bei dem Maler hatte er plötzlich jenen Straßenhelden erscheinen sehen, der ihm damals bei der Geschichte mit dem überfahrenen Kinde in den Weg getreten war, und die vornehme Frau von Roggeveen hatte auf sein geheimnißvolles Brieschen gar nicht geantwortet. Das bleiche Morgenlicht fiel in den Waggon und Alles war

weiß nah und fern. Aber auf diesen weißen Feldern sah er drohende Gestalten sich auf ihn zu bewegen, mochte er nun die Augen schließen oder öffnen.

Ein lautes Pfeifen der Locomotive verkündete die Ankunft in Rotterdam. Miß Macdonald half Julie aussteigen, der Baron trug einige Shawls und Päckchen. Der schläfrige Reisende erwacht ganz zufällig, wartet aber bis die Gesellschaft sich entfernt hat. Seine Mütze und sein Kragen machen ihm viel zu schaffen. Mit einem kleinen Kofferchen dringt er eilig durch den Morgennebel und den Schneesturm und wirft sich in eine Droschke, die ihn nach dem Bahnhofe der Rheinischen Eisenbahn bringen soll.

Da die Flüsse mit Treibeis bedeckt waren, mußte er den Umweg über Oberhausen nehmen, um so schnell als möglich nach England zu gelangen. Sobald er von seiner lästigen Reisegesellschaft erlöst war, fühlte er sich wieder freier und sicherer. Das Tageslicht wurde stärker, während er durch die beschneiten Straßen und über Brücken nach dem Stationsgebäude fuhr. Er wußte, daß er eine halbe Stunde zu warten hatte, bevor der Zug abfuhr, und doch stampfte er ungeduldig mit dem Fuße, als der Gepäckträger, der die Thür der Droschke öffnete, ihn mit dieser Nachricht begrüßte. In der Stationsrestauration war noch Niemand. Er trank eine Tasse Kaffee am Buffet. Dann trat er an ein Fenster, um nach dem Schneesturm zu blicken und ärgerte sich, daß die Flocken immer dichter herabfielen, während draußen Alles in einen weißen Nebel gehüllt blieb. Es kamen mancherlei Reisende herein, die den Schnee von ihren Kleidern und Füßen schüttelten; sie schienen ihn nicht zu sehen. Er ergriff eine Zeitung und begann eifrig zu lesen. So saß er eine Viertelstunde, ohne die geringste Aufmerksamkeit für die Spalten, die er durchlas. Unter den englischen Nachrichten zog ihn plötzlich ein Bericht an. In einer geschlossenen Wohnung in einer Straße zu London hatte man eine Leiche gefunden, grausam ermordet, mit zerschmettertem Hirnschädel. Der Verdacht war auf einen Freund des Erschlagenen gefallen, der in der vorigen Nacht London verlassen hatte. Die Polizei hatte sofort nach allen Seiten Nachricht ausgesandt, aber es war keine Spur des Verdächtigen gefunden worden.

Der Herr mit dem Pelzrocke holte tief Athem. Er hielt die Zeitung noch eine ganze Weile vor sein Gesicht und stand dann auf, um am Buffet ein Glas Rum zu trinken. Warum blickte ihn der Kellner so forschend an? Eilig verschwand das Getränk aus dem Glase und mit schnellen Schritten begab er sich hinaus, um eine Fahrkarte zu lösen. Die Reisenden drängten sich um die Casse, darunter ein paar Studenten mit bunten Mützen. Endlich kam er an die Reihe und verlangte ein Billet erster Classe nach Oberhausen.

Es war beinahe neun Uhr, als der Zug endlich zur Abfahrt bereit war. Der Schnee hatte einige Verzögerung verursacht. Man sprach laut darüber und der Reisende, dessen Gesicht vom Kragen seines Pelzrockes bedeckt war, hörte unwillkürlich zu. Man befürchtete, daß unterwegs noch mehr Aufenthalt entstehen werde. Nachdem er wieder in ein Coupée erster Classe eingestiegen war, wollte er den Kragen zurückschlagen, da er allein war. Aber nun stiegen die beiden Studenten mit bunten Mützen ein, die laut über die beschneiten Vorübergehenden scherzten. Sie hatten höflich gegrüßt, aber der Reisende drängte sich schweigend in eine Ecke; er schien von der strengen Kälte sehr zu leiden, denn sein Gesicht war unsichtbar. Als der Conducteur revidirte und dem Pelzmann die Fahrkarte zurückgab, sagte er höflich:

„In Utrecht aussteigen."

Der Reisende nickte mit dem Kopfe und schien es zu wissen.

Die beiden jungen Leute betrachteten ihn noch einmal und wendeten sich dann zu einander, indem sie sich allerlei drollige Erinnerungen zurückriefen und herzlich lachten.

Der schweigende Reisende starrte unaufhörlich nach dem Nebel und überlegte, ob der Zug wohl noch unterwegs eine Verspätung haben könne, dann fiel ihm wieder die Geschichte von dem Mord in London ein und daß man den verdächtigen Menschen nicht gefunden habe. Ihn würde man finden können, so lange er das Ausland nicht erreicht hatte, aber erstens war er angefallen worden und hatte sich vertheidigt und dann — vor zwölf Uhr

sah man den Anderen nie oder höchst selten. Wie sollte man ihn im Verdacht haben? Und doch fiel ihm plötzlich ein, daß er an jenem Morgen, als er seinen Abschied erhielt, ein seltsames Geräusch an der Wand gehört hatte und so ruhig er auch scheinbar hinausblickte, stieg ihm doch das Blut zu Kopfe und er preßte den Arm gegen das heftig klopfende Herz.

Die beiden jungen Leute bekümmerten sich durchaus nicht um den schweigenden düsteren Mann. Sie sprachen munter weiter. Der Eine war Studiosus der Medicin und hieß von Wensen, und als der Andere seine Mütze eben einmal abnimmt, erkennen wir an dem in der Mitte gescheitelten braunen Haar und der aufgestülpten Nase den jungen Walter.

„Du freust dich wohl, Walter," sagte von Wensen — „daß dein Alter nun im Haag wohnt."

„Das ist etwas weiter und er kann mich nicht mehr so leicht unverhofft überfallen," entgegnete Walter.

„Nein, so hab ich es nicht gemeint. Ich dachte, du verlebst die Ferien jetzt im Haag —"

„Allerdings. Aber davon habe ich nichts, denn zu Hause bin ich eben Theologe."

Darauf flüsterte Walter seinem Freunde etwas ins Ohr, worüber sie sich ungemein amüsirten, so daß sie Beide eine ganze Weile darüber lachten.

Der Zug ging übrigens ziemlich langsam vorwärts und es schien, daß die Ankunft sich bedeutend verzögern werde. Dem schweigenden Reisenden wurde die Zeit unsäglich lang. Einmal stand er auf und öffnete das Fenster, als man gerade an einer Zwischenstation anhielt. Aber er schloß es bald wieder und drückte sich aufs Neue in seine Ecke.

Die jungen Leute fingen wieder ein Gespräch an, in dessen Verlauf von Wensen an seinen Freund die Frage richtete, ob er noch immer mit seiner Wohnung zufrieden sei.

„Ganz gewiß," versicherte Walter, „die Leute sind so gut wie möglich, mir gefällt es ganz gut bei ihnen."

„Kein Wunder! Das hat seine Gründe! Was macht die hübsche Therese!"

„Danke, es geht ihr den Umständen nach gut."

„Mache keine Redensarten! Trägt sie die Nase noch so hoch?"

Walter machte ein sehr geheimnißvolles Gesicht, sah sich nach dem scheinbar schlafenden Reisenden um und sagte mit leiser Stimme:

„Ich komme mit ihr nicht von der Stelle. Wenn ich klingele, kommt die ältere Schwester, und geschieht es einmal, daß sie selbst kommt, ist sie so steif und langweilig, daß es nicht zum Aushalten ist. Am angenehmsten ist es noch, wenn einmal die Familie Lossen herüberkommt, denn sobald Andere dabei sind, läßt die hübsche Therese ihre Steifheit zu Hause."

„Gieb nur Acht, daß du nicht ins Netz gehst. Du bist ein zukünftiger Pastor — das ist sehr gefährlich!"

Darauf lachten die beiden jungen Leute wieder nach Herzenslust.

Alle diese Worte drangen deutlich in das Ohr des fortwährend scheinbar schlafenden Herrn im Pelze. Obschon er durchaus kein Interesse für das Gespräch hatte, verfolgte er dasselbe doch Wort für Wort mit der größten Aufmerksamkeit. Er fand darin eine Ableitung von seinen mehr und mehr verwirrten Einbildungen. Tausend Mal hatte er schon sich durch Noth und Gefahr hindurchgerungen, sein Leben war eine Kette der gewagtesten Unternehmungen und nun war die Krisis gekommen. Er mußte den Muth nicht verlieren, weil sein Herz so ungestüm klopfte, aber der Ueberrock des Mannes — der ihn angefallen hatte, beengte ihn und er beschloß denselben abzulegen, sobald er über die Grenze sei. So rollte der Zug träge und schläfrig fort. Als man sich endlich der Station Utrecht näherte, hörte er, wie die beiden jungen Leute einander sagten, daß es schon halb zwölf Uhr sei. Da er wußte, daß der Zug, mit dem er weiter reisen wollte, schon um elf Uhr abgegangen war und da ihm das Schicksal nun einmal so viel Hindernisse in den Weg legte, beschloß er, den Ereignissen mit der äußersten Kaltblütigkeit entgegen zu sehen. Er stieg ganz ruhig aus und erfuhr von dem Conducteur, daß sich sämmtliche Züge an diesem Tage verspätet hatten und daß er wohl noch eine Stunde bis zum Abgang seines Zuges warten müsse.

Er setzte sich im Wartezimmer nieder und nahm eine Zeitung. Am Buffet hatte

er ein Glas Liqueur getrunken und nun versuchte er, seine Gedanken etwas zu ordnen. Als er einmal den Kopf erhob und über die Zeitung hinweg nach dem Fenster sah, stand dort ein Herr, der eifrig nach ihm hinzusehen schien. Aber die Gestalt verschwand bald wieder.

Inzwischen konnte man bereits seit etwa einer Viertelstunde eine außergewöhnliche Geschäftigkeit an der Eisenbahnstation zu Utrecht wahrnehmen. An den Ausgängen standen Polizeiagenten — aber diese waren gewöhnlich dort. Man hätte sich höchstens darüber verwundern können, daß diesmal mehrere zusammenstanden. Ein starker Herr hatte mit den Agenten geflüstert und sich dann nach dem Wartezimmer verfügt. Nachdem er scheinbar äußerst ruhig die Personen im Wartesaal der zweiten Classe betrachtet hatte, ging er außen vorüber und blickte eine Weile in das Wartezimmer der ersten Classe, bis der Reisende im Pelzrocke über seine Zeitung hinweg nach ihm hinblickte, worauf er sich bedächtig entfernte und mit dem Stationschef ein Gespräch anknüpfte.

Dieses Gespräch war nicht unwichtig, denn der Stationschef schien darüber im höchsten Grade verwundert und der starke Herr flüsterte sehr vorsichtig. Endlich blieben sie stehen, während gerade der lang erwartete Zug aus Arnheim einfuhr, von dessen Ankunft der Abgang des Zuges für unseren Reisenden abhängig war.

„Ich glaube kaum, daß es helfen wird!“ sagte der starke Herr zu dem Stationschef. „Der Thäter wird sich wohl in Rotterdam oder anderswo verborgen halten.“

„Gegen halb elf Uhr wurde der Mord entdeckt,“ antwortete der Stationschef; „vielleicht ist er gestern Abend schon geflohen.“

„Das glaube ich nicht, der Ermordete wurde am Abend um zehn Uhr noch gesehen.“

„Sollten keine Mitschuldigen dabei sein?“

„Vermuthlich nicht. Wir haben das Signalement des verdächtigen Menschen.“

Brausend war der Zug hereingedampft.

Die Reisenden eilten unter allerlei Ausrufen über die späte Ankunft aus den Waggons. Auch Wilhelm Blankmann, der gerade seine Lehrerstelle in Rastburg verlassen hatte, stieg mit seinem Freunde Krüger, dem das Leben in Tannenthal nach dem Tode seiner Tochter eine unerträgliche Last geworden war, aus einem der ersten Wagen. Die beiden Freunde hatten beschlossen, einen Tag in Utrecht zuzubringen und mischten sich unter die Menge, die nach den Ausgängen strebte. Mitten in einer Zusammenströmung von Reisenden, die vor einem Handwagen mit Gepäck aus dem Wege weichen mußten, erblickte Wilhelm Blankmann einen Herrn in einen schönen Pelzrock gehüllt, der äußerst ungeduldig vorwärts eilte und durch einen Gepäckträger unsanft zurückgedrängt wurde. Verdrießlich wendete er sich mit einer Verwünschung gegen den Dienstmann um, und in demselben Augenblicke erkannte ihn Wilhelm und rief ganz laut Krüger zu, während ein Gefühl von Entrüstung aus seinen Augen funkelte:

„Das ist ja Duvernet, der Lakai des Vicomte von Bergennes! Wie kommt der Schuft hierher?“

Wilhelm wollte darauf weitergehen, als sich plötzlich eine Hand auf seinen Arm legte und ein starker Herr, derselbe, der kaum zuvor mit dem Stationschef gesprochen hatte, ihn höflich grüßte und ihm leise zuflüsterte:

„Heißt jener Herr Duvernet?“

„Allerdings!“

„Darf ich Sie ersuchen, mir einen Augenblick zu folgen?“

Duvernet, der seinen Namen nennen gehört hatte, eilte in rasender Angst und sich so viel als möglich vermummend nach dem bereitstehenden Zuge.

Der Conducteur öffnete und wie ein verfolgtes Wild stürzte Duvernet in ein Coupée erster Classe.

Gott sei Dank! Der Zug wird sofort abfahren. Der Stationschef stand bereit, um das Zeichen zu geben. Duvernet sah, wie ein Mann die Hand erhob, um die Glocke in Bewegung zu setzen. Er warf sich in eine Ecke. Niemand sonst stieg ein. Gerettet!

Aber das Zeichen erklang nicht.

Der Stationschef schien sich zu bedenken. Es entstand ein Zusammenlauf auf dem Perron. Man hörte Stimmen und allerlei Ausrufungen. Plötzlich öffnete eine kräftige Hand die Thür des Waggons, in welchem Duvernet Platz genommen hatte.

Es war ein starker Herr — vielleicht ein Reisender!

Nein, der Mann sah ihn scharf an und rief laut:

„Herr Duvernet! Im Namen des Königs, Sie sind mein Arrestant!“

Siebenundzwanzigstes Capitel.

In der Residenz hatte der Sturm ebenso gewüthet wie in Rotterdam und Utrecht.

Der Wind fuhr kräftig über die kahlen Bäume des Wäldchens und schüttelte sie, daß sie ihre Wipfel beugten und unter der rauhen Gewalt zu seufzen schienen. Dürre Zweige wurden losgerissen und unter dem Schnee begraben, Alles war düster, rauh und unfreundlich draußen, so daß man an diesem Morgen in dem vornehmen Wäldchen fast Niemand begegnete, als denjenigen, welche es nicht vermeiden konnten, sich heraus zu wagen. Dazu gehörte der Briefträger, der bereits an verschiedenen Häusern geklingelt und Briefe abgegeben, oder in die Hausbriefkasten geworfen hatte. Nachdem er gemächlich vor dem Hause des Herrn von Roggeveen Stand gehalten und eine Anzahl Briefe und Zeitungen in den Kasten geworfen hatte, schlug die Uhr vom nächsten Kirchthurme neun Uhr. Dies war die Zeit, wo sich die verschiedenen Glieder des Hauses im Eßzimmer zum Frühstück zu versammeln pflegten. Zuweilen vermied es die Frau des Hauses, am Frühstückstische zu erscheinen, bis ihr Gemahl sich auf sein Ministerium verfügt hatte, da beide Eheleute sich mitunter stillschweigend aus dem Wege gingen, um ihre bitteren Gespräche nicht in Gesellschaft der Kinder fortzuführen. Gerade in den letzten Wochen hatte die Angelegenheit von Jeanne's Verlobung zu mehr als gewöhnlicher Erbitterung geführt. Frau von Roggeveen war mit der Zurückhaltung ihres Mannes nicht zufrieden, und wenn die Uebereinstimmung zwischen den beiden Gatten sich verschlimmern konnte, so war es in den letzten Tagen geschehen. Der Herr des Hauses war besonders deshalb unzufrieden, weil die vorläufige Verlobung sich bereits umhergesprochen hatte, und er die Ueberzeugung hegte, daß seine Frau trotz seines Verbotes dazu mitgewirkt habe. Die Zukunft seiner Tochter Jeanne verursachte ihm große Besorgniß. Zwar sah er weniger Gefahr in der Verbindung, seitdem der französische Edelmann so wenig Gewicht auf Geld zu legen schien, aber Jeanne selbst flößte ihm Kummer ein. Täglich wurde ihr schönes Gesicht bleicher, und nichts brachte Glanz und Leben in ihr Gespräch, als die Ankunft des zierlich herausgeputzten Mannes, welchem er noch nie mit vollem Vertrauen die Hand gedrückt hatte.

Diesen Morgen erschien Herr von Roggeveen erst spät beim Frühstück. Er fand dort wie gewöhnlich seine Tochter Eugenie. Nach einigen gleichgültigen Worten ergriff er eilig die Briefe und Zeitungen. Geraume Zeit blieb er in das Lesen eines Briefes vertieft. Plötzlich stand er auf. Er hielt sich an dem Rand des Tisches fest. Ein heftiger Schreck hatte sein Gesicht entstellt.

„Großer Gott, Papa! Was ist geschehen?“

Herr von Roggeveen zeigte zitternd nach dem Briefe, nahm ihn dann plötzlich mit Heftigkeit vom Tische und verbarg ihn in seiner Brusttasche. Dann näherte er sich Eugenie und flüsterte:

„Schlechte Nachrichten aus Amsterdam. Meine Papiere —“

Aber er bezwang sich, denn die Thür wurde geöffnet.

Mit langsamen Schritten erschien Jeanne, sie hielt die Augen niedergeschlagen. Eine traurige Blässe war über ihre Züge verbreitet. Sie grüßte beinahe unhörbar und sank, ohne zu sprechen, auf einen Stuhl. Herr von Roggeveen fühlte sich doppelt schmerzlich berührt.

„Wie ist es, Jeanne?“ frug er, seine Erregung unterdrückend.

„O ganz gut, Papa,“ antwortete Jeanne — „gestern Abend kam ich mit Kopfschmerzen aus der Oper und darum habe ich wenig geschlafen.“

Als sie die Augen aufschlug, bemerkten die Anderen, daß sie lange geweint haben mußte, denn ihr Blick war matt und der Ausdruck ihres Gesichtes düster.

„Aber Kind! Was fehlt dir nur? Seit den letzten Monaten ist deine Munterkeit verschwunden. Ich dachte, es solle nun besser werden, da deine Verlobung doch so gut wie sicher ist.“

„Ist sie das wirklich, Papa?“

„Hoffentlich erhalte ich bald Antwort auf meine näheren Erkundigungen. Deine Mutter will darauf nicht warten, aber ich kann die Sache nicht so leicht nehmen; es gilt das Glück deines Lebens, Kind!“

Jeanne hatte die Hände vor die Augen gepreßt. Als sie den Kopf wieder erhob, glänzten Thränen in ihren Augen. Eugenie sah sie mitleidig an und gab ihrem Vater einen vielsagenden Wink. Dieser stand mit den Armen über die Brust gekreuzt beim Kamin und schien in seine eigenen peinlichen Gedanken vertieft. Eugenie trat leise auf Jeanne zu und näherte sich darauf dem Vater.

„Lieber Papa —“ sagte Eugenie, während sie ihren linken Arm um Jeanne's Leib schlang — „früher war Jeanne immer dein Liebling — nun ja, ich meine, daß du immer so große Aufmerksamkeit für sie hattest. Aber sieh nun einmal, das arme Kind weint sich Tag für Tag die Augen roth, aus Furcht, daß ihre Verlobung zurückgehen könnte. Beruhige sie doch — denn sie hat wirklich viel Kummer.“

Herr von Roggeveen faßte Jeanne's Hand mit Rührung und antwortete:

„Kinder, ich bin sehr für die Zukunft besorgt. Diesen Morgen habe ich schlechte Nachrichten von meinem Banquier aus Amsterdam erhalten. Ich fürchte, daß wir große Verluste erleiden müssen, aber es ist noch nichts entschieden. Darum muß ich sofort nach Amsterdam. Sagt eurer Mutter davon, ich muß augenblicklich fort. Und du, liebe Jeanne, sei wieder heiter. Ich will deiner Heirath nicht mehr entgegen sein. Wenn Vergennes nicht anderen Sinnes wird, auch wenn ein finanzieller Schlag mich treffen sollte, werde ich meine Besorgniß aufgeben.“

„Emil anderen Sinnes werden!“ rief Jeanne, während ihr Auge Freudenstrahlen schoß, „o Papa, wie wenig kennst du ihn.“

Herr von Roggeveen schwieg. Er legte seine beiden Hände auf das prächtig schwarze Haar seiner Tochter und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Eugenien reichte er schweigend die Hand. Schnell verließ er darauf das Zimmer. Die beiden Schwestern blieben eine Weile allein.

„Ich hoffe, daß Alles gut ablaufen wird —“ sagte Eugenie ruhig — „Papa war in der letzten Zeit öfters wegen Geldangelegenheiten besorgt und davon scheint Mama nichts zu merken.“

„Ach, darum bekümmere ich mich nicht.“

„Aber, liebe Jeanne; es ist eine sehr ernsthafte Angelegenheit.“

„Ernsthafte Angelegenheit! Für mich ist nur ein Ding ernsthaft, ich denke an nichts Anderes. Schon lange Zeit habe ich in der Stille viel gelitten, Eugenie! Vorgestern dachte ich, es sei Alles vorbei. Ich lebte wieder auf. Die fieberhafte Aufregung und der Kopfschmerz verließen mich, aber nun beginnt es aufs Neue wieder.“

Nach diesen Worten verbarg Jeanne ihren Kopf an Eugeniens Schultern und schluchzte laut.

Das Geräusch der sich öffnenden Thür ließ Eugenie aufblicken.

Frau von Roggeveen trat mit heiterem Gesichte in das Zimmer. In ihrem Morgenkleid von dunkelbraunem Stoff, ohne die prächtige Frisur und die Gesichtsröthe, sah sie in der That nicht sehr einnehmend aus.

Kaum war sie erschienen, so hatte Jeanne ihre Augen abgewischt und sich scheinbar ruhig auf ihren gewöhnlichen Platz gesetzt.

„Wieder Kopfschmerz, liebe Jeanne?“ frug Frau von Roggeveen.

„Ja, Mama!“

„Aber, das ist unbegreiflich, Kind; ist das verständig? Du bist die glücklichste Braut in der ganzen Stadt, unsere Familie erhält einen neuen Glanz, du wirst Vicomtesse, sind das nun Gründe, um so melancholisch und bleich zu werden? Das Beste würde sein, daß Vergennes den ganzen Tag bei dir säße, denn wir Anderen haben nichts von deiner Gesellschaft.“

Jeanne antwortete nichts. Ihre schönen schwarzen Augen blickten durch das Fenster in den beschneiten Garten und mit trübem Blick schien sie den feinen Flocken in ihrem Tanz zu folgen. Eugenie fühlte ein unbestimmtes Mitleiden mit ihrer Schwester. Sie dachte an ihren Vater und an die schlimme Nachricht von diesem Morgen. Die größte Gefahr lag ihrer Meinung nach in den finanziellen Verhältnissen, denn sie vertraute nicht so stark

auf Vergennes' Standhaftigkeit im ungünstigen Falle.

„Mama —" sagte sie vorsichtig — „heute früh hat Papa Briefe aus Amsterdam empfangen, welche ungünstige Nachrichten enthielten. Es scheint mit den Papieren etwas nicht in Ordnung zu sein. Ich begreife es nicht vollständig. Papa ist in großer Eile abgereist; er wollte augenblicklich nach Amsterdam."

„So, so, fängt diese Geschichte wieder an!" antwortete Frau von Roggeveen, unangenehm überrascht; „vor vier Jahren haben wir das auch gehabt. Damals machte dein Vater unaufhörlich kleine Reisen nach Amsterdam. Es schien, als ob wir auf einmal Alles verlieren sollten und doch arrangirte sich die Sache wieder. Es wird nicht viel zu bedeuten haben."

Alle drei schwiegen eine Weile und das Frühstück wurde in der Stille eingenommen. Frau von Roggeveen sprach ihrer Tochter Jeanne so gut als möglich zu und sagte endlich:

„Wir dürfen Vergennes nichts von Papas Reise nach Amsterdam sagen, denn es ist nicht nöthig, daß er diese Armseligkeiten erfährt. Wir müssen überhaupt mehr zeigen, daß uns Jeanne's Verlobung wirklich Freude macht. Jeanne ist gar zu weichmüthig und weint über jede Kleinigkeit. So gestern Abend in der Oper. Sympathie und Mitleiden ist ganz gut, aber wer wird darüber weinen, wenn die erste Sängerin in ein Kloster geht und der Tenor sie nicht haben soll! Aber ich will dich nicht auszanken, Kind! Uebermaß von Glück macht zuweilen nervös! Da Papa nichts weiter in den Weg legen will, können wir in der nächsten Woche eine Soirée dansante zu deiner Verlobung arrangiren."

„Jedenfalls müßte aber die Amsterdamer Angelegenheit doch erst in Ordnung sein," meinte Eugenie.

„Nun ja, die wird schon in Ordnung kommen. Mache nur keine Schwierigkeiten, Eugenie! Wenn einmal eine Speculation mißglückt, sind wir darum noch keine Bettler!"

Darauf folgte tiefes Stillschweigen.

Frau von Roggeveen war verstimmt darüber, daß Eugenie von solchen Widerwärtigkeiten sprach. Es fiel ihr nun plötzlich ein, daß es auf elf Uhr ging, daß sie noch nicht angekleidet war und daß Vergennes gegen ein Uhr zu kommen pflegte. Deshalb verfügte sie sich langsam nach ihrem Boudoir. Eugenie hielt die Aufsicht über die häuslichen Angelegenheiten und Jeanne suchte langsam ihr Zimmer auf. Sehr langsam stieg sie die große Treppe hinauf, und als sie auf ihrem Zimmer angekommen war, setzte sie sich rasch vor ihren Toilettentisch, und nachdem sie beim Anblick ihres eigenen traurigen Antlitzes im Spiegel erröthet war, beeilte sie sich, die Spuren ihrer Thränen zu entfernen und sich so hübsch als möglich zu machen. Eine Weile starrte sie auf eine schöne Photographie, das Porträt Vergennes'. Dann nahm sie eine Schreibmappe und schrieb hastig einige Zeilen. Sobald das Briefchen fertig war, ging sie eilig die Treppe hinab und überlegte, wen sie mit dem Auftrag betrauen könnte. Da begegnete ihr Theodor Müller, der Lohndiener. Ein schneller Gedanke fuhr ihr durch den Kopf und sie rief:

„Theodor!"

„Sie befehlen, gnädiges Fräulein?"

„Bringen Sie dieses Briefchen so schnell als möglich an Herrn von Vergennes."

„Ueber dem Rosenthal'schen Laden?"

„Ja — und warten Sie auf Antwort."

„Wie Sie befehlen, gnädiges Fräulein."

Theodor eilte fort.

Jeanne sank verdrießlich auf das Sopha und schloß die Augen. Sie versank in ein langes und unruhiges Nachdenken. Vergennes' Gestalt stieg vor ihrer Einbildung auf, und die Erinnerung an den ernsten Ausdruck seiner Züge, als er ihr am vorigen Abend die Hand reichte und leise: Adieu! flüsterte, kam ihr nicht aus dem Gedächtniß. Manchmal war der Eindruck so mächtig, daß sie die Augen öffnete und zitternd aufblickte, aber es war Niemand da.

Wie lange sie noch in ihr Nachsinnen verloren war, wußte sie nicht. Ihre Mutter erschien, um ihr Gesellschaft zu leisten. Endlich kam auch Eugenie, die davon sprach, daß die Zeit zum zweiten Frühstück heranrücke und Vergennes noch immer ausbleibe.

Jeanne war wieder ans Fenster getreten und blickte mit weitgeöffneten Augen nach außen. Sie erwartete Theodor zurück,

und auch dieser blieb sonderbarer Weise lange fort.

Frau von Roggeveen beruhigte sich mit der Annahme, daß Vergennes vielleicht Migräne habe und daß sich die Sache jedenfalls schnell aufklären werde. Sie bestimmte dann, daß sie sich zusammen nach dem Eßzimmer begeben und dort frühstücken wollten.

Eugenie beobachtete ihre Schwester mit banger Sorge. So leidend hatte sie dieselbe nie gesehen. Welchen Kummer mußte Jeanne haben, um bei der geringsten Enttäuschung so ergriffen zu sein! Eugenie schüttelte den Kopf; es wurde ihr bange, wenn sie an die Zukunft dachte. Mit einem Male wurde laut an der Hausthür geklingelt.

Jeanne fuhr förmlich von ihrem Sitze empor.

„Bleibe doch, liebe Jeanne! Es könnte Vergennes sein! Wie undelicat!"

Aber dies Mal hatte Frau von Roggeveen vergeblich gewarnt.

Ohne etwas zu erwiedern, war Jeanne in den Hausflur geeilt.

Eugenie starrte ihr nach. Mutter und Tochter blieben in Spannung zurück. Die Hausthür wurde geöffnet und geschlossen, keine Stimme war zu hören. Einige Minuten blieb es todtenstill.

Plötzlich drang ein durchdringender schriller Schrei durch die ganze Wohnung. Frau von Roggeveen erbleichte, Eugenie lief hastig zum Zimmer hinaus. Niemand zeigte sich im Hausflur. Eugenie eilte nach dem Salon, woher der Aufschrei gekommen zu sein schien. Beim Eintreten stand sie entsetzt still.

Am Boden des Raumes lag Jeanne, bewußtlos hingestreckt, das todtenbleiche Haupt gegen den Rand des Sophas gelehnt. Durch den plötzlichen Schreck ganz verblüfft stand der Lohndiener Müller mitten im Zimmer und hielt Jeanne's Briefchen an Vergennes in der Hand.

In einer Secunde hatte Eugenie ihre bewußtlose Schwester auf das Sopha gebracht.

„Rufen Sie Mama, schnell, Theodor, schnell!"

In diesem Augenblicke stürzte Frau von Roggeveen, die Eugenien sofort gefolgt war, mit dem Ausruf: „Mein Gott! Was ist geschehen, Jeanne! Jeanne!" nach dem Sopha und beugte sich über die Bewußtlose. Laut jammernd und mit bebenden Fingern wollte sie ihr Flacon öffnen, aber Eugenie hatte bereits Alles angewandt, um die Betäubung zu verscheuchen. Ein tiefer Seufzer klang von den Lippen der armen Jeanne, ihr Auge blieb geschlossen, ihr Gesicht lag bewegungslos und bleich auf dem Sophakissen. Eugenie befeuchtete ihre Schläfen, während sie mit Thränen in den Augen die schmerzlich verzerrten Züge ihrer Schwester betrachtete.

Inzwischen waren nur wenige Augenblicke vergangen und noch immer stand Theodor Müller entstellt und zitternd vor Aufregung mitten im Salon. Als Frau von Roggeveen ihn bemerkte, trat sie heftig auf ihn zu:

„Was thun Sie hier, Theodor? Was ist geschehen?" raunte sie ihm mit flüsternder Stimme zu.

Theodor machte eine Bewegung, um zu sprechen, aber er gerieth so in Verwirrung, daß kein einziges Wort aus seinem Munde drang.

„Sprechen Sie!"

„Ja wohl, gnädige Frau, wie Sie befehlen, gnädige Frau! Sehen Sie, ich sollte dies Briefchen vom gnädigen Fräulein an den Herrn bringen, der bei Rosenthal wohnt, aber als ich dort hinkam, war ein großer Volksauflauf vor der Thür und als ich frug, was es gäbe, sagte Jemand, die Polizei sei im Hause —"

„Das kann nicht sein! Sie lügen!"

„Bitte um Verzeihung, gnädige Frau! Ich blieb stehen und habe selbst zweimal gesehen, daß ein Polizeiinspector hinein- und herausging."

Frau von Roggeveen stieß einen Schrei der Entrüstung und des Zornes aus. Dann ergriff sie heftig den Lohndiener beim Arm, drängte ihn in den Gang und frug, indem sie mit Mühe Athem holte:

„Was war denn geschehen?"

„Ach, gnädige Frau, nehmen Sie es nicht übel; sie erzählten, daß der französische Herr bestohlen sei und —"

„Weiter, weiter —"

„Ja, das ist es gerade! Darüber ist das gnädige Fräulein so erschrocken, daß sie in Ohnmacht fiel — gnädige Frau — nehmen Sie es nicht übel — aber, ich wußte

nicht, daß das gnädige Fräulein so schreckhaft sei."

„Was ist es mit Herrn von Vergennes? Beeilen Sie sich!"

„Es hieß, es sei ein Mord geschehen — der französische Herr —"

Frau von Roggeveen stand bewegungslos und starrte noch mit zornigen Blicken auf den ängstlichen Lohndiener, als ein lauter Schrei Jeanne's sie nach dem Salon zurückrief. (Schluß folgt.)

Niccolo Machiavelli.

Eine Studie.

Von

Julius von Gosen.*

Die großen politischen Ereignisse unserer Tage in Deutschland und in Italien, welche ja in so vielen Punkten parallel verliefen und als das gleiche Ziel Jahrhunderte hindurch von den Erleuchtetsten beider Nationen angestrebt wurden, haben den Blick wieder auf jene Zeiten gelenkt, in denen zuerst der Gedanke an einen nationalen Staat aufleuchtete, an den Staat, der nicht ein durch Waffengewalt zusammengebrachtes und zusammengehaltenes Länder- und Völkerconglomerat, sondern die Organisation der Nation sein sollte. Das Alterthum kannte weder eine Gleichberechtigung der Staaten, noch die Beschränkung des Staats auf das ihm ursprünglich entsprechende Land und Volk, das maßlose Streben nach Ausdehnung, nach Unterwerfung aller übrigen Völker brachte einem Staate nach dem anderen den Untergang. Anders das Mittelalter. Dieses kennt ursprünglich nur zwei berechtigte Staaten, das Kaiserthum des Morgenlands und das des Abendlands, beide beruhend auf specifisch christlich-kirchlicher Grundlage. Die Uebermacht der Kirche und eine privatrechtliche Auffassung des Staates, welche der Ausbildung einer kräftigen Centralgewalt hindernd im Wege standen, verbunden mit den unglückseligen Unternehmungen nach den heiligen Stätten der Christenheit und nach Italien, hatten das deutsche Reich des Mittelalters nach kurzer gewaltiger Machtentfaltung einem langsamen Hinsiechen Preis gegeben. In Frankreich hatten einige klarblickende Männer und namentlich zwei ihrer Stellung sich bewußte Könige (Ludwig und Philipp August) die auch hier vorhandenen mächtigen Centrifugal-Bestrebungen zu besiegen und einen wirklich nationalen Staat, im Inneren durch eigenthümliche Verfassung geordnet, gegen Außen durch einheitliche diplomatische Thätigkeit und durch Zusammenfassung der kriegerischen Kraft des Volkes mächtig und angesehen, auszubilden vermocht. Deutschland dagegen und Italien, dieses rechtlich zu ersterem gehörig, thatsächlich aber sich selbst überlassen, boten von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr den Anblick zweier verfallender Staatswesen. Als dann an der Schwelle des Mittelalters und der Neuzeit das plötzlich auflebende Studium des classischen Alterthums auf allen Gebieten des geistigen Lebens wie ein Sauerteig wirkte und überall Neues zu schaffen be-

---

* Dr. jur. Julius von Gosen starb am 21. Juli 1874 im Alter von 34 Jahren. Nach vorzüglich bestandenen Staatsprüfungen war er bei der Regierung in Augsburg angestellt, dann von 1869 bis zu seinem Tode Redacteur der „Allgemeinen Zeitung", welche in ihm eine unersetzliche Kraft verloren hat. Er redigirte die Spalte „Frankreich" und außerdem den eigentlich staatswissenschaftlichen und geschichtlichen Theil. Die Wendung der Dinge 1870 und 1871 fand in ihm einen eben so begabten und geschickten als national gesinnten Kämpfer; besondere Aufmerksamkeit schenkte er dem Kriege gegen Frankreich und der Literatur darüber und gab mit Georg Hirth das große „Kriegs-Tagebuch" (3 Bde., Leipzig 1871 bis 1874) heraus. Aus seinen reichen Studien, die leider größtentheils noch unvollendet waren, als ihn der Tod überraschte, sind wir in der Lage, nachfolgende treffliche Abhandlung mitzutheilen. Sein ehemaliger College G. Hirth sagt von ihm „Im neuen Reich" 1874, II, S. 37: „Ich preise mich glücklich, daß ich sieben schwere Kriegsmonate im engsten Verkehr, in ein und demselben Zimmer mit ihm erlebt, alle Sorgen und Freuden der großen Zeit an seiner Seite durchgemacht habe, und wäre es nur, um laut Zeugniß abzulegen für die Hoheit seiner Gesinnungen, für seine klare und entschiedene Haltung in allen politischen Fragen und für den rastlosen Fleiß, mit dem er der Oeffentlichkeit diente. Das war nicht die gewöhnliche Leistung eines begabten Journalisten, sondern die opferfreudige Hingebung eines geist- und tugendreichen Patrioten, die ich getrost den Thaten unserer Braven im Felde zur Seite stelle."

Die Redaction.

gann, da gingen in Deutschland wie in Italien aus jener Bewegung Männer hervor, die die Einigung ihrer Nation und die Neugestaltung eines nach Außen mächtigen, nach Innen geeinigten Staatswesens verlangten. Ulrich von Hutten und Niccolo Machiavelli finden wir fast zu gleicher Zeit jene Gedanken aussprechen, welche freilich im Munde des italienischen Staatsmannes weit klarere concretere Gestalt gewinnen als in der des deutschen Ritters. Beider Gedanken verhallten zu ihrer Zeit im Winde, erst eine ganz neue Gestaltung der Dinge, ein unerwartetes Zusammentreffen von Umständen und Menschen brachte ihre Ideen zur Verwirklichung. Die Jetztlebenden freilich, unter deren Augen diese sich vollzog, mochten nur in Italien der mächtigen Stimme gedacht haben, die zu Anfang des 16. Jahrhunderts dasselbe erhofft und erfleht hatte, während in Deutschland wohl nur sehr wenige in Mitte jener gewaltigen Ereignisse, die der Wiederaufrichtung unseres Staatswesens vorausgingen und sie begleiteten, daran sich erinnert haben mögen, daß schon mehr als drei Jahrhunderte zuvor Ulrich von Hutten, der einfache fränkische Ritter, dasselbe Ziel erstrebt hatte.

Ehe wir aber auf Leben und Wirken des Mannes, dessen Gedächtniß diese Zeilen aufzufrischen bestimmt sind, näher eingehen, müssen wir einen Blick auf die ihn umgebenden staatlichen und socialen Zustände werfen.

I.

Florenz nimmt im Mittelalter dieselbe hervorragende Stellung ein, die wir für das Alterthum Athen zuerkennen. In der That ergeben sich bei näherer Betrachtung zahlreiche Aehnlichkeiten. Die Verfassung der Stadt am Arno ist während des ganzen Mittelalters die freieste, die sich denken läßt. Die Beschlüsse der stimmberechtigten Bürgerschaft sind souverän, das große Bürgerparlament kann Alles beschließen, jede Gewalt abschaffen, jede Gewalt einsetzen; so lange die große Glocke läutet, die das Volk auf den Platz vor dem Regierungspalast zusammenruft, herrscht gesetzmäßige Anarchie, die Regierung ist suspendirt, das Bürgerparlament kann Dictatur einführen, wenn das Volk mit der Regierung nicht mehr zufrieden ist. Zu den Aemtern des Staats war jeder Bürger befähigt. Der Reichthum der Stadt war selbst nach unseren Begriffen sehr groß, für die damalige Zeit ungeheuer. Schon im 14. Jahrhundert betrug das Einkommen der Stadt 300000 fl., eine Summe, die nach dem heutigen Geldwerthe 7 Millionen übersteigen würde. Der Geldhandel, der sich seit dem 13. Jahrhundert für ganz Europa in Florenz concentrirt hatte, die Seiden-Industrie und die Wollmanufactur waren die Hauptquellen des Wohlstands. Dazu kamen Kunsttischlerei, die Marmor-, Gold- und Silber-Kunstindustrie u. s. w. Die Wollmanufactur allein ernährte 30000 Arbeiter; 80 Banken vermittelten die großartigsten Handels- und Creditgeschäfte; die Anlehen vieler Fürsten Europa's, namentlich der Könige von Frankreich wurden damals in Florenz aufgenommen. „Das schöne Florenz," sagt ein Chronist, „hat in diesem Jahre 1472 270 Buden der Wollenzunft im Innern der Stadt, welche ihre Waaren nach Rom und den Marken versenden, nach Neapel und Sicilien, nach Constantinopel und Pera, nach Adrianopel und Brussa und der ganzen Türkei. Es hat 83 reiche und prächtige Magazine der Seidenzunft und liefert Gold- und Silberstoffe, Sammt, Brocate, Damaste, Taffete und satinirte Seide für Rom und Neapel, für Catalonien und ganz Spanien, namentlich Sevilla, für Türkei und Berberei." Die Stadt hatte gegen 170000 Einwohner (heute 100000), mehr als 10000 Kinder besuchten die öffentlichen Schulen, 600 erhielten eine gelehrte Erziehung. Seine Bürger sind Kaufleute, Fabrikanten, Geldwechsler u. s. w., die Pracht ihrer Wohnhäuser, der Luxus des ganzen Lebens sind wahrhaft großartig: Alle aber zeichnet die Liebe zu ihrer Vaterstadt, die Theilnahme an Allem, was die Stadt betrifft, aus. Einfache Bürger sind es, welche die öffentlichen Plätze mit Denkmälern schmücken, welche Gelehrte und Künstler mit fürstlichen Mitteln unterstützen, welche in ihren Palästen kostbare Sammlungen von Büchern, Handschriften des Alterthums und Kunstwerken jeder Art anlegen. Zu gleicher Zeit (um 1500) leben die größten Künstler aller Zeiten Bramante, Michel

Angelo, Raphael, Tizian, Lionardo da Vinci, Correggio, Benvenuto Cellini. Auch anderwärts waren Fürsten die Beförderer von Kunst und Wissenschaft, aber in Florenz standen diese in der Pflege der Republik und darum der ganzen italienischen Nation. Die lateinische und griechische Literatur feiern in Florenz ihre Auferstehung, die italienische Literatur ihre Geburt; erst von hier aus verbreitet sich dieses geistige Leben nach Rom und wird hier von Päpsten und Cardinälen nach Florentiner Muster gepflegt. Einer der ersten Kenner der Geschichte Italiens, Gregorovius in seiner Geschichte der Stadt Rom (VI. S. 663) sagt von Florenz: „Seine Bedeutung für die Menschheit in jenen Zeiten ist die der ersten Werkstätte des modernen Geistes überhaupt.“*

Der Jahrhunderte hindurch die Stadt wie ganz Italien zerfleischende Hader zwischen den Guelfen und Ghibellinen hatte mit dem Sieg der ersteren geendet und dadurch die Erhaltung jener demokratischen Einrichtungen ermöglicht und die Pflege des echten Bürgersinns wach erhalten, die fortwährenden Kriege mit den Nachbarn, mit Pisa, das den Weg zum Meere versperrte, mit Siena und Pistoja, mit Mailand, dem Mittelpunkt des kaiserlich-ghibellinischen Adels in Italien, bewahrten die Stadt vor jener Erschlaffung, der Handelsstädte so leicht zur Beute werden. Die Kriege jener Zeit freilich pflegten den Wohlstand nur wenig zu berühren. Eine Stadt, reich wie Florenz, miethete, wenn sie einen Handel auszufechten hatte, eine Schaar Söldner gegen eine bestimmte Summe auf bestimmte Zeit. Da diese auch wieder nur Soldtruppen gegenüber standen, so kann man sich denken, mit welchem Eifer das Ziel des Krieges verfolgt wurde. Oft schlugen sich zwei Heere Tage lang herum, ohne daß es mehr als wenige Verwundete gab, große Siege werden erfochten, Hunderte zu Gefangenen gemacht, gefallen in der Schlacht aber ist kaum ein Mann. Ein Condottiere, welcher heute für die Stadt Florenz focht, kämpfte vielleicht in acht Tagen im Solde von Pisa gegen Florenz; oft machten die beiden Heerführer gemeinschaftliche Sache, nur zum Scheine sich befehdend, aber einverstanden in der Aussaugung des Bürgers und Landmanns. Damals war das Problem seiner Verwirklichung nahe, die Kriegführung einer Actiengesellschaft zu übertragen. Die Heere jener Zeit bestanden aus dem Auswurf aller Länder, Gesindel und Abenteurern jeder Art, meist nach Italien gekommen, um flott zu leben und reich zu werden. Ihre freundliche Einquartierung war nicht minder zu fürchten, als wenn der Feind in eine eroberte Stadt einzog.

Als freilich 1494 die Franzosen unter Karl VIII. wegen Neapels über die Alpen gestiegen und gleich bei der Erstürmung Rapallo's die ganze Einwohnerschaft niedergehauen hatten, da verbreitete sich Schrecken vor diesen bisher unbekannten Gräueln des Kriegs durch ganz Italien, und als sich die Blutscenen von Rapallo bei der Eroberung von Fivisano wiederholten, da zitterte das lebenslustige Florenz. Von da an nahm dieser „wahre Krieg mit seinen Schrecken“ für Jahrzehnte Italien zu seinem Tummelplatz. Deutschland, Frankreich und Spanien hatten sich in die italienischen Händel gemischt und fochten auf italienischem Boden ihre europäischen Streitigkeiten aus.

Wir haben von dem demokratischen Geist der Florentiner Verfassung gesprochen. Freilich hatte derselbe im Laufe der Zeit die Stadt nicht vor der Gefahr retten können, thatsächlich einem Herrscher unterworfen zu werden. Schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts war es dem Herzog von Athen, einem Abenteurer, der im Morgenlande vergeblich sein Glück versucht hatte, gelungen, die Stadt Florenz unter seine Botmäßigkeit zu bringen, allein sofort vergaß die Bevölkerung den bisherigen Parteizwist, Aristokraten und Bürger schaarten sich zusammen und vertrieben den Eindringling. Um dieselbe Zeit thaten sich einzelne Familien, die Albizzi, Strozzi, Medici u. a., durch ganz besonderen Reichthum hervor, alle aber überragte eine Familie, die Medici: sie hatten ihre Handels- und Wechsel-Comptoirs in Lyon, Mailand, Brügge und anderen Städten. Während aber fast alle bedeutenden Städte Italiens, wie Genua, Lucca, Siena, Bologna, Mailand, Ra-

* Für die Zeit bis zum Tode Lorenzo's vergl. das kürzlich erschienene treffliche Werk: „Lorenzo di Medici il Magnifico.“ Von Alfr. von Reumont. 2 Bde. Leipzig, Duncker und Humblot, 1874.

venna, Neapel unter die Herrschaft theils kleiner, theils großer Herren gerathen waren, durften die Medici eine solche Usurpation nicht wagen; und doch hatten sie ihren Einfluß so zu mehren gewußt, daß er von absoluter Herrschaft sich wenig unterschied. Die Medici waren die Herren, gaben aber keine Befehle, Niemand hatte ihnen die Herrschaft übertragen und doch that Jeder ihren Willen. Ihr unermeßlicher Reichthum war nur Mittel zum Zweck, die Hauptsache blieb ihr Talent, die Menschen zu gewinnen und sie ihren Zwecken dienstbar zu machen, ohne daß diese es merkten; dabei galt freilich auch jedes Mittel für erlaubt, so durfte unter Lorenzo Medici keine Ehe in den vornehmen Familien ohne seine Einwilligung geschlossen werden, damit nicht Macht und Reichthum der anderen Familien gefährliche Dimensionen annahmen. Ihre feinen Manieren, der Glanz ihres Auftretens, die sprichwörtliche Freigebigkeit, mit der jede Kunst und Wissenschaft von ihnen gepflegt und unterstützt wurde, dazu Rücksichtslosigkeit in der Wahl der Mittel und beispielloses Glück: das sind die Ursachen, welche ihre Herrschaft unvermeidlich machen mußten. Das Wiederaufleben der Wissenschaften, der griechischen Philosophie insbesondere, ist aufs Engste mit der Geschichte der Medici verknüpft. Cosimo berief Gelehrte, gründete kostbare Bibliotheken zur Benutzung für Jedermann, stiftete Schulen. Als er 1464 starb, schien die Herrschaft seiner Familie dauernd begründet. Den Glanzpunkt erreichte dieselbe unter seinem Enkel Lorenzo, mit dem Beinamen „der Prächtige“, welcher 1469 der Erbe seines Vaters Piero und damit der Reichthümer und der Macht der Medici geworden war. Die Verschwörung der Pazzi, bei welcher Lorenzo und sein Bruder Giuliano auf Anstiften der Familie Pazzi, des Erzbischofs von Pisa, des Papstes Sixtus und des Cardinals Riario ermordet werden sollten, diente nur zur Befestigung seiner Stellung und thatsächlich blieb seine Herrschaft Zeit seines Lebens unbestritten. Es ist schwer, sich eine klare Vorstellung von dem Glanz und der Culturblüthe zu machen, die unter und durch Lorenzo sich in Florenz entfaltete. Lorenzo, selbst in die classischen Studien, in die Philosophie eingeweiht, war der Mittelpunkt des ganzen geistigen Lebens nicht blos von Florenz, zahlreiche junge Leute wurden auf seine Kosten als Künstler oder Gelehrte gebildet; Eleganz und Formenschönheit der Florentiner Sprache wurden damals ausgebildet.

Im grellsten Gegensatze zu dieser hohen Stufe der damaligen Cultur stehen die sittlichen Zustände. Weniger noch als von jener können wir uns von der Tiefe des sittlichen Verfalls eine Vorstellung machen. Nur mit Widerstreben kann man den gleichzeitigen Chronisten und Schriftstellern Glauben schenken, die mit der größten Unbefangenheit von den scheußlichsten Unthaten als von alltäglichen Vorkommnissen berichten. Fürsten und Bürger, Geistliche und Laien leben in den unsittlichsten Verhältnissen, ohne daß Jemand Anstoß daran nimmt, das Familienleben der höheren Stände ist aufs Tiefste zerrüttet, im heidnischen Rom der Imperatoren kann es nicht ärger gewesen sein. Verbrechen sind nur dann verächtlich, wenn sie das Ziel verfehlen, Betrug zur Erreichung des Zwecks gilt als Klugheit, Gift und Dolch haben nie reichere Ernten gehalten: vom Juni bis 11. August 1492, von der Erkrankung Innocenz' VIII. bis zur Wahl Alexander's VI. waren in Rom allein 220 Mordthaten verübt worden und ungestraft geblieben. Betrachten wir die religiösen Bilder jener Zeit, so sind wir hingerissen von der Innigkeit des Gefühls, der himmlischen Hoheit des Ausdrucks, die Maler aber, die solches hervorgebracht, sind mit wenigen Ausnahmen vom wirklichen Christenthum weit entfernt. Die Religion ist zu einem heidnischen Ceremoniendienst herabgesunken, ihre Diener unterscheiden sich im Leben durch nichts von den Kindern der Welt. Cardinäle und Bischöfe dichten Lieder, die ihres unsittlichen Inhalts wegen für uns kaum genießbar sind, in den Komödien treten Geistliche und Mönche in Situationen auf, die heute überhaupt nicht mehr darstellbar sind. Die Päpste machen keine Ausnahme, sie sind mächtige Fürsten, auf den Stuhl Petri gelangt wie andere ihrer Zeitgenossen zu weltlicher Macht, oft durch Bestechung; von geistlichem Leben, von theologischer Wissenschaft findet man bei ihnen kaum eine Spur. Nur ein Beispiel. Auf dem Marmorthrone des

Vatican saß seit dem 26. August 1492 Alexander Borgia, zum Papste gewählt, weil er es allen Mitbewerbern in Bestechung zuvor gethan. Der einzige Lichtpunkt in seinem Charakter ist die Liebe zu seinen Kindern, sie ist die Triebfeder seiner Politik, sie ist die Veranlassung seiner Verbrechen gewesen. Die Verbrechen der Familie Borgia sind so offenkundig, daß Niemand sie beschönigen kann, sie imponiren durch ihre Großartigkeit. Gregorovius sagt (VII. 411): „Die Borgia stellten die Renaissance des Verbrechens dar, wie es die Zeit des Tiberius und anderer Kaiser gesehen hatte. Sie besaßen den kühnsten Muth dazu, aber das Verbrechen selbst wurde unter ihren Händen zum Kunstwerk.“ Cesare Borgia, der Sohn Alexander's, schon in früher Jugend zum päpstlichen Protonotar, von Alexander an seinem Krönungstage zum Erzbischof von Valencia ernannt, setzte ganz Rom und bald Italien in Schrecken durch seine Unthaten. Den Lieblingskämmerer des Papstes, Pedro Caboes, erstach er unter dessen eigenem Mantel, so daß dem Papst das Blut ins Gesicht spritzte; seinen eigenen Bruder, den Herzog von Gandia, ließ er ermorden und seinen Leichnam in die Tiber werfen, weil Alexander diesen bevorzugte; oft wurden in den Straßen Roms mehrere Leichen gefunden, darunter Bischöfe und Prälaten; wer der Mörder war, schien selten zweifelhaft. Und für dieses Scheusal raffte der Papst Länder und Besitzthümer zusammen, wie er es bis 1497 für seinen Sohn Gandia gethan hatte. Die Fremden, welche damals Rom besuchten, namentlich die Deutschen, fanden ihre Erwartungen freilich bitter getäuscht: statt der erwarteten Heiligkeit des Lebens fanden sie nichts als Nepotismus, Wucher und Simonie, so berichten sie. Einige Staaten versuchten, freilich vergeblich, diplomatische Schritte, so Portugal und Spanien, welche dem Papst vorstellten: „alle Laster seien an der Curie zügellos, alles Heilige sei für Geld feil, Rom eine Höhle schamloser Frevel; dieses Unwesen habe den äußersten Grad erreicht.“

Wir begreifen die Entrüstung und den Zorn Luther's, der Aehnliches mit Augen gesehen hatte.

Da erhob sich gegen dieses sündige Treiben das Gewissen Italiens durch den Mund eines Dominicanermönchs vom Kloster San Marco zu Florenz, des Girolamo Savonarola. Wie ein Prophet unter den heidnischen Königen Israels, so predigte Savonarola gegen die Verderbtheit der Welt, gegen die Sünden des Klerus und des Papstthums, gegen den Luxus der Reichen und gegen die Herrschaft Lorenzo's. Der Erfolg seiner Predigten war ungeheuer, Florenz, die Stadt der heidnischen Philosophen, der Materialisten im Denken und Leben, gerieth in große Erregung bei den Worten des einfachen Mönchs. Um diese Zeit, während der Fasten 1492, starb Lorenzo; ganz Italien nahm diese Nachricht wie die Kunde von einem großen Unglück auf, in Florenz trauerte Jedermann. Der frühe Tod Lorenzo's und die Papstwahl Borgia's sind nach dem Urtheil des Zeitgenossen Guicciardini das größte Unglück für Italien gewesen. Piero, der Sohn Lorenzo's, übernahm zwar die Regierung, aber unähnlich seinem Vater, hatte er bald eine zahlreiche Partei gegen sich und auch gegen Außen zeigte sich bald, daß mit Lorenzo auch die politische Klugheit zu Grabe gegangen. — In Mailand hatte soeben Ludovico Sforza durch Unterdrückung seines Neffen und Mündels, des letzten Visconti, die Gewalt an sich gerissen; Neapel unter den Arragonesen verband sich mit Piero Medici, um die Usurpation des Sforza zu züchtigen, und dieser, allein zu schwach, rief den jungen, ruhmbegierigen König von Frankreich, Karl VIII., zu Hülfe, längst begierig sich in die Dinge Italiens zu mischen. Papst Alexander schlug sich auf Seite Neapels und der Medici. Ein französisches Heer rückte in Italien ein, je näher es Florenz kam, desto schwieriger wurde die Bürgerschaft, Piero sah sich bald verlassen und capitulirte, bevor er besiegt war. Am 9. November 1494 brach, nicht ohne Mitwirkung Savonarola's, eine Revolution aus, Piero mit sämmtlichen Gliedern seiner Familie wird aus der Stadt vertrieben, die Medici selbst werden zu Feinden des Vaterlandes erklärt. Die unter Mitwirkung des französischen Königs eingerichtete, mehr demokratische Verfassung befriedigte keineswegs allgemein, und als in den Fasten des folgenden Jahres Savonarola gegen die Regierung predigte, wurde diese ge-

stürzt und wurden zwei seiner begeistertsten Anhänger, Francesco Valori und Piero Soderini, an die Spitze des Staates gestellt, das eigentliche Haupt der Florentiner Republik aber war Savonarola. Mit seinen Predigten beherrschte er die Stadt, er wußte den Staat zu behandeln wie Wachs, er mochte predigen über den Luxus der Frauen, die Verderbtheit der Priester oder über einen Kriegszug gegen Pisa, über Vertreibung bestimmter Anhänger der Medici oder andere rein staatliche Dinge, für jede Sache wußte er seine Hörer zu begeistern und zu Thaten zu entflammen, dabei sprach er, wie ein Prophet zum Volke Israel, in Bildern und Gleichnissen, er wendete Prophezeiungen, Ueberredungen und Drohungen an, mitten in politischen Predigten gab er Befehle gegen den Luxus in Kleidung und Nahrung, Anordnungen über Sitte und politisches Verhalten des Tages. Im Carneval des Jahres 1496 war seine Macht auf dem Höhepunkt angelangt. Statt der sonst üblichen Ausgelassenheit der Umzüge wurden nur religiöse Umzüge gestattet, auf dem Markt ward ein großer Scheiterhaufen errichtet, auf dem allerlei Luxusgegenstände, kostbare Bücher, Gemälde, Musikinstrumente, Putze und Parfüms verbrannt wurden. Aber die religiös-politische Schwärmerei des bedürfnißlosen Mönchs konnte auf die Dauer den gebildeten Geist der Florentiner nicht befriedigen, seine politischen Grundsätze konnten sich nur bei einem sitteneinfachen Volke verwirklichen, seine kirchlich-reformatorischen Ideen fanden bei dem religiös-indifferenten Sinne der Italiener keinen Anklang, seine Sittenpredigten wurden langweilig, sobald der Reiz der Neuheit vorüber war. Der Papst, wohl aufgereizt von den Gegnern der Dominicaner, den Minoriten und den Medici, den persönlichen Feinden Savonarola's, entschloß sich endlich zum Einschreiten gegen den demagogischen Mönch, von dem er lange keine Notiz genommen hatte, und am 12. Mai 1497 verhängte er die Excommunication über den Prior von San Marco und verbot ihm das Predigen. Nun wandte dieser sich direct gegen den Papst, er verlangt ein allgemeines Concil und fordert in energischen Sendschreiben die mächtigsten Fürsten der Christenheit auf, ein solches zu berufen. Jetzt erschien die Sache dem Papst Alexander ernster, er verlangte kategorisch die sofortige Auslieferung des Mönchs, und der Rath von Florenz, nicht mehr aus seinen Anhängern bestehend, verbot dem einst Allmächtigen das Predigen. Die Sache schien beigelegt, als eine im Mittelalter nicht seltene Gaukelei ihm den Untergang brachte. Von einem Franziskanermönch herausgefordert, entschloß er sich die Feuerprobe zu bestehen. Das erwartete Schauspiel kam nicht zu Stande, das getäuschte Volk stürmte das Kloster, Savonarola ward verhaftet, von seinen politischen und kirchlichen Gegnern verurtheilt, und das Urtheil am Himmelsfahrtage (23. Mai 1498) durch Verbrennen vollzogen. Das Volk, das noch wenige Monate vorher jedem Wink dieses großen Mannes gehorcht hatte, stand stumpf und theilnahmlos um den brennenden Scheiterhaufen. Noch heute aber zeigt ein Bruder zu San Marco eine einfache Zelle mit den Worten: „Hier wohnte unser Bruder Girolamo."

II.

Kurz nach dem Tode des berühmten Dominicaners war Machiavelli in die Dienste des Staats getreten. Niccolo Machiavelli* war geboren zu Florenz am 3. Mai 1469, aus einem alten angesehenen, aber verarmten Geschlechte, sein Vater Bernardo war Rechtskundiger und Schatzmeister der Mark Ancona gewesen. Ueber seine Jugend wie über seine Bildung ist wenig bekannt, aus seinen Schriften erhellt, daß er in der römischen Literatur wohl bewandert war, wenn sich auch nicht feststellen läßt, daß er die griechischen Schriftsteller gelesen hat. Seine Beschäftigung mit den lateinischen Classikern, besonders den Historikern, war aber nicht eine vorübergehende, ihr Studium blieb während seines ganzen Lebens seine Erholung und sein Trost gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens. Mit 25 Jahren kam er in die Schreibstube und Lehre des berühmten Alterthumskenners und Staatsmannes Marcello di Virgilio Adriani und

* Noch immer wird häufig Macchiavelli geschrieben, obwohl diese Schreibweise durch nichts gerechtfertigt ist.

wurde hier in Literatur und Staatsgeschäften unterwiesen. Wir sehen, sein Bildungsgang ist mehr dem englischer Staatsmänner als dem unserigen ähnlich. Im Jahre 1498 wird Machiavelli zum Kanzler der zweiten Kanzlei und schon einen Monat später zum Geheimschreiber des Rathes der Zehn ernannt, wahrscheinlich auf Empfehlung seines bisherigen Lehrers, der gleichzeitig zum Großkanzler der Republik erhoben wurde. Vierzehn Jahre lang bekleidete Machiavelli dieses wichtige Staatsamt; seine Armuth hinderte ihn, ein höheres Amt anzustreben, doch mag er in Folge seiner geistigen Ueberlegenheit unter dem schwachen Gonfaloniere Piero Soderini wohl mehr Einfluß geübt haben, als ihm seiner Stellung nach zugekommen wäre.

Machiavelli's Obliegenheit war die Führung des Protocolls in den Sitzungen des großen Raths, dazu hatte er, und das war seine wichtigste Aufgabe, die auswärtige und innere Correspondenz des Staats zu führen. Das war keine unbedeutende Aufgabe, denn auf der einen Seite waren die politischen Verhältnisse Italiens aufs Aeußerste verworren, war die Unabhängigkeit des Staats nicht nur jeden Augenblick von den Nachbarn, sondern namentlich von Frankreich und Deutschland bedroht, auf der anderen Seite fehlte es wieder an einer einheitlichen, kraftvollen Leitung der äußeren Angelegenheiten, wohl sollten große Ziele erreicht werden, aber es sollte nichts kosten und nichts aufs Spiel gesetzt werden. Von einem nationalen Gedanken in der Politik des Freistaats war keine Spur vorhanden, die nüchternste Zweckmäßigkeit bestimmte die Handlungsweise: ob Florenz mit Venedig, Mailand, dem Papste, oder mit Spanien, Frankreich, dem Kaiser ein Bündniß schließen sollte, die Frage ward eben so kalt erwogen wie der Abschluß eines Handelsgeschäfts. Und genau ebenso handelten die übrigen kleineren und größeren Staaten Italiens. Kleinliche Eifersucht gegen die Nachbarn, der Mangel jeden Nationalgefühls hat mehr als einmal den Einmarsch der fremden Heerhaufen verursacht und damit den politischen Verfall Italiens für Jahrhunderte zur Folge gehabt. Es waren ähnliche Zustände wie zwei Jahrhunderte später in Deutschland.

Wir können uns denken, mit welchem Schmerze Machiavelli diese trostlosen Zustände betrachtete, welche Anstrengungen er machte, seine Landsleute zu einer großartigen nationalen Politik zu bekehren — er predigte tauben Ohren. Die Stadt Florenz war und blieb ein Spielball der Parteien, die Spaltung der Parteien hinderte jede gedeihliche Entwicklung im Inneren und gegen Außen. War auch mit Savonarola der Einfluß seiner Anhänger, der mönchischen Demokraten (frateschi) gebrochen, so blieb doch der Kampf der Gegner und der Anhänger der Medici, der Streit der Freunde und Feinde des Bündnisses mit Frankreich, der Zwist der Adelspartei und der Volkspartei. Dieser ewige Parteihader, verbunden mit einem bei wohlhabenden Stadtrepubliken in der Regel vorhandenen kleinlichen Krämergeist, war ein Hemmniß für jede gedeihliche Regierung: es ist die Natur der Florentiner, daß jede Regierung ihnen widerwärtig ist und jeder Unfall sie spaltet, sagt Machiavelli im zweiten Buch seiner Florentiner Geschichten. Die Furcht vor der Rückkehr der Mediceer, die Wiedergewinnung des einst zu Florenz gehörenden Pisa und im Uebrigen Fernbleiben von allen Fragen, welche die Handelsinteressen schädigen konnten, waren die Hauptgesichtspunkte bei der auswärtigen Politik, deren praktische Leitung zum größten Theil in den Händen Machiavelli's lag. Denn außer der Führung der Staatscorrespondenz hatte der Staatssecretär zahlreiche Gesandtschaften und diplomatische Unterhandlungen zu leiten. Hierbei handelte es sich keineswegs stets um Angelegenheiten der hohen Politik, oft waren sehr untergeordnete Dinge, wie Entschädigungsforderungen u. dergl. der Anlaß zu diesen Sendungen, manchmal handelte es sich um geheime Spionage, um Erforschung der politischen Absichten des Gegners. Mit größtem Eifer, mit hohem Geschick hat sich Machiavelli diesen Aufgaben hingegeben, in der Regel waren seine Bemühungen von Erfolg begleitet. Seine Berichte von diesen Missionen an den Rath von Florenz sind noch vorhanden, jede Zeile davon legt Zeugniß ab von dem Scharfsinn, der Klugheit und Uneigennützigkeit des Staatssecretärs, sie beweisen, daß er immer die Interessen des Staats an erster Stelle im Auge hatte,

aber auch, daß er fast jedesmal mit der Knauserei und der Kurzsichtigkeit seiner Auftraggeber zu kämpfen hatte. „Das Schicksal wollte“, schreibt er unterm 9. April 1513 an seinen Freund Vettori, „daß ich weder von der Seiden- noch von der Wollenweberei, weder von Gewinn noch von Verlust zu reden verstehe; ich muß vom Staate reden; ich muß das Gelübde thun, still zu schweigen oder von ihm reden.“

Um dieselbe Zeit, als Savonarola den Märtyrertod gestorben, als Machiavelli in den öffentlichen Dienst getreten war, hatten sich für Italien wichtige Ereignisse vollzogen. König Karl von Frankreich war am 7. April 1498 in Amboise gestorben, an seine Stelle kam sein schwacher aber ehrgeiziger Vetter Ludwig XII., der sofort durch Annahme der Titel eines Herzogs von Mailand und Königs von Sicilien und Jerusalem zu erkennen gab, daß er die italienische Politik seines Vorgängers fortführen werde. Einige Monate später begann der Papst, nachdem er den neuen König für sich gewonnen, Hand zu legen an die Verwirklichung seines Lebenszieles, seiner Familie eine Hausmacht zu gründen. Cesare Borgia, der Erzbischof von Valencia, vor Kurzem auch zum Cardinal ernannt, sollte weltlicher Fürst werden. Im August erklärte er vor dem Cardinals-Collegium: sein Sinn sei stets weltlich gewesen, nur der Wille des Papstes habe ihn gezwungen, Geistlicher zu werden; von den Cardinälen widersprach keiner, man gestattete ihm, den rothen Hut abzulegen. Bald darauf reiste Cesare mit unerhörter Pracht an das Hoflager des französischen Königs und hier erhielt der vormalige Cardinal von Valencia zum Lohn für das Bündniß zwischen Ludwig und Alexander Titel und Lehen eines Herzogs von Valence, und von da nennen ihn die Italiener und auch Machiavelli Duca Valentino. Dies war der Beginn der fürstlichen Laufbahn Cesare's und einer der schauerlichsten Verbrecher-Laufbahnen aller Zeiten. Der Kirchenstaat, die Romagna und sicher auch ganz Italien sollten der Herrschaft dieses Menschen unterworfen werden, das waren die Pläne Alexander's und seines Sohnes, zu diesem Zweck ward das Bündniß mit Ludwig XII. geschlossen und dieser zur Eroberung von Mailand herbeigerufen, wo er noch im October 1499 als Herzog einzog.

Die Verwirklichung der Pläne der Borgia hätte auch Florenz die Selbständigkeit gekostet, im Anfange freilich, so lange Cesare nur gemeinsame Feinde aus dem Wege räumte, war die Republik mit seinem Wirken zufrieden. Die allgemeine Unsicherheit der Staatsgewalt legte auch Florenz den Gedanken an eine solidere Begründung der obersten Staatsleitung nahe. Man gedachte den Staat zu sichern durch Einsetzung eines dem venetianischen Dogen ähnlichen Staatsoberhaupts und im Jahre 1502 ward Soderini zum lebenslänglichen Gonfaloniere ernannt. Bald jedoch bemerkte man, daß Soderini diesem Posten nicht gewachsen sei, die Hauptstützen seiner Macht, namentlich Rucellai, der Freund Machiavelli's, wandten sich von ihm ab und wenig fehlte zum Ausbruch einer Umwälzung, die nur den Medici hätte günstig sein können, als verschiedene Umstände eintraten, welche Soderini's wankende Stellung befestigten. Rucellai verließ Florenz wieder, Piero Medici, der gerade wieder neue Pläne schmiedete, ertrank, und fast gleichzeitig starb Alexander und ward Cesare unschädlich gemacht, die alten Feinde der Stadt.

Cesare Borgia hatte mit dem neuen Jahrhundert sich an die Eroberung seines künftigen Reiches gemacht. Seinen eigenen Schwager, den Gemahl der berüchtigten Lucrezia, hatte er ermordet, vielleicht damit Niemand außer ihm Einfluß auf den Papst habe. Mit dem Gelde der Kirche, mit den Summen, für welche die Kirchenämter verliehen wurden, rüstete er Truppen aus, eroberte noch im Herbste 1500 Pecaro, Rimini und im folgenden Frühjahre Faenza. Das waren die wichtigsten Städte der Romagna, und Alexander zögerte nicht, seinen Sohn zum Herzog der Romagna zu ernennen. Andere benachbarte Städte folgten, ebenso Spoleto und Camerino, aber seine Pläne gegen Bologna und Florenz schlugen fehl und Ludwig XII. gestattete für den Augenblick nicht die Fortsetzung der Eroberungen. Kaum hatte aber Ludwig die Eroberung des Königreichs Neapel vollendet, als die Borgia an die Fortführung des unterbrochenen Werks gingen. Der gesammte ghibellinische Adel Latiums wurde er-

Stadt und seine Besitzungen zu Hausgut der Borgia erklärt, nur wenige mit Cesare verbündete Herren blieben selbständig. Das Jahr 1502 sah die Familie Borgia auf der Höhe ihres Glücks. Madonna Lucrezia hatte in dem Erbprinzen von Ferrara ihren vierten Gemahl erhalten. Durch List und Betrug bemächtigte sich Cesare des Staats Urbino und hatte bald ganz Mittelitalien mit Ausnahme von Florenz sich unterworfen, wieder gebot Ludwig XII. dem Ehrgeizigen Halt. Da gerieth dieser durch die Bemühungen der Vitelli und Orsini in große Gefahr, diese, die bisherigen Verbündeten des Herzogs, fielen von ihm ab, brachten ein ansehnliches Heer zusammen und Cesare schien verloren, als der König von Frankreich zu seinen Gunsten intervenirte und Florenz, statt mit seinen Feinden zu gehen, seinen Staatssecretair nach Imola sandte, um sich den Frieden zu sichern und dem bedrängten Herzog seinen Beistand anzutragen. Die Berichte Machiavelli's von dieser Gesandtschaft (sein erster Bericht ist von Imola 7. October 1502 datirt) gehören zu dem Interessantesten, was er geschrieben. Es war eine höchst schwierige Sendung. Er sollte die Pläne des Herzogs auskunden, seine Freundschaft für Florenz erwerben, sich aber auf bestimmte Abmachungen nicht einlassen. Schon am 23. October meldet er, daß seine Anwesenheit überflüssig ist: „Was den Staat betrifft, so ist Zeit gewinnen nicht mehr erforderlich“ — „Jedermann sagt mir, die rechte Zeit, mit dem Herzog abzuschließen, sei versäumt worden“ — „man tadelt E. H. H. wegen dieses Versäumnisses“ — „ich sehe, daß ich nichts zum Vortheil der Republik ausrichten kann,“ — daneben klagt er über Geldnoth, man lasse ihn um die kleinsten Vorschüsse herumbetteln. Hier war nun Machiavelli Zeuge einer der größten Unthaten des Borgia.

Die Drohungen Frankreichs, eigene Uneinigkeit und die Tücken Cesare's hatten die Condottieri (die Orsini und Vitelli) bestimmt, sich wieder mit ihm auszusöhnen. In Sinigaglia lud sie der Herzog zu einer Besprechung in den Palast, wo er Wohnung genommen hatte, hier wurden sie festgehalten und dann ermordet; es überläuft uns eiskalt, wenn wir den Bericht Machiavelli's über diese Meuchelthat lesen. Der Staatssecretär findet kein Wort des Tadels, er berichtet den Tod jener Männer, die freilich auch die Feinde der Republik waren, als handle es sich um einen ganz gewöhnlichen Vorgang. Auf die Kunde hiervon ließ Alexander den Cardinal Orsini, den Erzbischof von Florenz, Rinaldo Orsini und mehrere Andere dieser alten Familie gefangen setzen. Alle Reichen in Rom zitterten vor der Beute- und Blutgier des Mannes, der sich Statthalter Christi nannte, und dieser Schrecken wuchs, als zu Anfang 1503 der Herzog mit seinen wilden Horden der Stadt sich näherte. Gift und Dolch räumten unter den Orsini und ihren Anhängern auf; als bald darauf Cesare nach Rom kam, stand er und der Papst auf dem Gipfel ihrer Macht. „Soldknechte und Condottieri liefen ihm zu, seinem Glücke zu folgen. Er nahm um diese Zeit eine Hyder mit sieben Köpfen als Devise in seine Fahnen auf. Mit Blut hatte er sich reichlich gemästet. Alles, was er errungen, verdankte er nicht dem Genie, nicht der Tapferkeit oder militärischem Talent, nur dem Verbrechen und dem Verrath.“ (So Gregorovius VII. 487.) Verbrechen auf Verbrechen wurden begangen, um das Geld zu neuen Unternehmungen zu gewinnen: es waren die Zeiten des Nero und Domitian wiedergekehrt, wo der Besitz allein Verbrechen war. Schon streckten die beiden Schrecklichen ihre unersättlichen Hände nach Neapel aus, als beide am Sonnabend den 12. August 1503 an den Folgen eines Gastmahls erkrankten. Die Anzeichen deuteten auf Gift. Am Abend des 18. starb der Papst, sein Sohn genas nach schwerer Krankheit. Nach einem zeitgenössischen Bericht galt es bei dem Mahle den reichen Cardinal Hadrian zu vergiften, durch ein Versehen aber hätten der Papst und Cesare auch von dem für den Cardinal bestimmten Wein bekommen. — Der Ehrgeiz und die Habsucht dieser beiden Menschen hat zum großen Theil das Unglück Italiens verschuldet, das Hereinbrechen der Spanier und Franzosen, die nun für lange Zeit das Land aussaugen, ist ihr Werk; wohl hätte es anders kommen können, wenn Cesare seine letzten Pläne hätte verwirklichen können, allein unser Gewissen sträubt sich gegen die Annahme, daß ein durch Verbrechen

gegründetes Reich hätte Bestand haben können.

Mit dem Tode Alexander's brach der allgemeine Unwille gegen Cesare los. Am 22. September ward der altersschwache Cardinal Piccolomini als Pius III. zum Papst ausgerufen, aber dieser vermochte ihn nicht zu schützen; als der Papst am 18. October starb, war der noch vor einem Jahre allmächtige Cesare von allen Anhängern verlassen, ein Gefangener in der Engelsburg, von den Orsini, seinen Todfeinden, bewacht. Im Interesse des Herzogs hätte es gelegen, daß sein Gönner der Cardinal d'Amboise den päpstlichen Stuhl bestiegen hätte, allein Cesare, durch Krankheit und Gefangenschaft gebrochen, glaubte in dem Cardinal Julian Rovere, seinem alten Feinde, einen großmüthigen Beschützer zu finden und verschaffte diesem die dreifache Krone. Kaum aber hatte dieser am 1. November 1503 als Julius II. den päpstlichen Stuhl bestiegen, so gab er dem sicher gemachten Cesare eine Mission, ließ ihn auf einer französischen Galeere vor Ostia verhaften, lockte ihn dann den Spaniern in die Hände. Der spanische Vicekönig von Neapel Consalvo ließ ihn gefangen nach Spanien bringen, zwei Jahre lang saß er in Medina del Campo, dann entkam er und fiel in den Diensten seines Schwagers, des Königs Jean d'Albert von Navarra, vor Viana am 12. März 1507. So endete dieser kühne Abenteurer, der sich einst vermessen hatte ganz Italien seiner Herrschaft zu unterwerfen. Wohl hätte es ihm gelingen können, wenn er beim Tode seines Vaters eine seiner Creaturen, etwa den Cardinal von Rouen d'Amboise, auf den Stuhl Petri gesetzt hätte. In Unterredungen mit Machiavelli, der nach dem Tode Pius' wieder als Gesandter seiner Republik in Rom war und mit dem gefangenen Herzog viel verkehrte, bezeichnete dieser auch jene Krankheit als die einzige von ihm nicht vorausgesehene Möglichkeit.

Was Alexander und Cesare Borgia angestrebt, die Einigung Italiens, das war auch das politische Ziel des neuen Papstes Julius, nur sollte nicht seine Familie, die Rovere, über Italien herrschen, sondern das Papstthum. Er ist der kraftvollste Herrscher auf dem päpstlichen Stuhle und der eigentliche Stifter der päpstlichen Monarchie, die erst in unseren Tagen dem Nationalstaate Italien Platz machen mußte. Um jenen Zweck zu erreichen, sammelte er Schätze, die in den Gewölben der Engelsburg bereit gehalten wurden, und im dritten Jahre seiner Herrschaft, als zum ersten Male seit langer Zeit Italien in Frieden war, brach er, 64 Jahre alt, plötzlich mit einem Heere gegen Perugia und Bologna auf und unterwarf sich beide Städte, in denen Cesare Borgia die Tyrannen Baglione und Bentivoglio übrig gelassen hatte. Am Palmsonntag 1507 zog der Statthalter Christi mit dem heidnischen Gepränge der römischen Imperatoren im Triumphzuge in Rom ein. In den folgenden Jahren strebte er danach, die im Besitz der Venetianer befindlichen Städte der Romagna Faenza und Rimini in seine Gewalt zu bringen, und zu diesem Zweck arbeitete er an einem Bündniß der damaligen Großmächte, Deutschland, Frankreich und Spanien, gegen Venedig, das jedem einzelnen, nicht aber allen vereint gewachsen schien. Es kam die berühmte Liga von Cambrai zu Stande, ihre Seele war Papst Julius, ihr eigentlicher Zweck die Unterwerfung von ein paar Städten, und zu diesem Zweck scheute der Papst nicht davor zurück, sein Vaterland den Heeren der Großmächte zu öffnen. Auch Florenz, seit Soderini auf Seite Frankreichs, trat dem Bunde bei, wogegen ihm Frankreich und Spanien Pisa preis gaben. Die Belagerung unter Machiavelli's Oberleitung wurde wieder ernstlich betrieben und am 8. Juni 1509 fiel diese Stadt, von ihren bisherigen Freunden verlassen, in die Hände der Florentiner. Seit mehreren Jahren nämlich war Machiavelli aufs Eifrigste damit beschäftigt, das Heerwesen auf nationaler Grundlage neu zu gestalten und die Söldnerheere, diesen Krebsschaden Italiens, entbehrlich zu machen, selbst alle Einzelheiten der Ausrüstung, der Uebung suchte er für jenes System zu ordnen, aber die ganze Sache scheiterte an der Gleichgültigkeit der Bürger. Daß er auch praktisch vom Kriegswesen etwas verstand, hat die Einnahme Pisa's bewiesen.

Kaum hatte der Papst erreicht was er wollte: die Demüthigung der Re-

publik von San Marco und die Abtretung jener Städte; als er das feierlich abgeschlossene Bündniß verließ und sich mit den Venetianern verband, um die „Barbaren“ aus Italien zu vertreiben. „Auf nichts sann er Tag und Nacht, als auf politische Größe. Die Schlüssel Petri, so sagte man spottend, warf er in den Tiber, und behielt nur das Schwert St. Pauls.“ (Gregorovius VIII. 57.) Von Jahr zu Jahr sank der Oberpriester der Christenheit mehr zu einem Feldhauptmann herab, mit langem Bart, gichtbrüchig und krank ließ er sich in einer Sänfte ins Lager vor Mirandola tragen, er besuchte die Laufgräben und setzte sich furchtlos den feindlichen Kugeln aus. Wie unter Alexander erhob sich allenthalben der Haß gegen den Papst, der zum Landsknecht geworden war. Fünf Cardinäle fielen von ihm ab, der Kaiser und Frankreich hatten sich geeinigt, den Papst vor ein Concil zu stellen und Piero Soderini, der Gonfaloniere von Florenz, räumte das eben gewonnene Pisa zur Abhaltung des Concils ein.



Lucrezia Borgia.

Auf den 1. September 1511 ward Papst Julius nach Pisa vorgeladen, er antwortet durch Berufung einer Kirchenversammlung in den Lateran für das folgende Jahr. Das war die richtige Taktik, es gelang ihm, mit Ferdinand von

Spanien die „heilige Liga“ gegen Frankreich (5. October 1511) abzuschließen, Venedig trat bei; das Concil von Pisa mißlang vollständig. Noch im Winter brach der Krieg aus, der blutigste, den Italien seit Jahrhunderten auf seinem Boden gesehen. Das Kriegsglück war Frankreich günstig, vor Ravenna kam es zur furchtbaren Schlacht (11. April 1512), in der die Spanier von dem ritterlichen Gaston de Foix geschlagen wurden, dieser selbst aber das Leben verlor. Der Stern des Papstes war erblichen, die Romagna war verloren, der Feind stand vor den Thoren Roms. Mit großer Geschicklichkeit suchte der Papst den Feind hinzuhalten, ein Hülfsheer war über die Alpen in Bewegung, das französische Heer, in übler Verfassung und in Gefahr, abgeschnitten zu werden, zog nach der Lombardei ab; Rom war gerettet und sah am 3. Mai das lateranische Concil mit großem Gepränge eröffnet werden. Bald mußten die Trümmer der französischen Armee vollständig über die Alpen nach Frankreich abziehen, denn England und Spanien, mit dem Papst verbündet, hatten Ludwig XII. auf eigenem Grund und Boden angegriffen. „Das Glück Frankreichs hat uns das halbe Land gekostet, sein Unglück wird uns die Freiheit kosten,“ sagte Machiavelli in dieser Zeit, und er hatte Recht.

In kurzer Zeit war der Papst wieder mächtiger denn je, nun beschloß er, an Florenz Rache zu nehmen dafür, daß es Pisa zur Abhaltung des Concils hergegeben. Zudem hatte es im letzten Kriege heimlich die Franzosen unterstützt und nachher sich geweigert, der heiligen Liga beizutreten. Die Rache an Florenz konnte nur eine sein: ihm die Medici wieder auf den Nacken zu setzen. In Mantua hielt der Papst und seine Verbündeten eine Conferenz ab, es wird die Execution gegen Florenz und die Wiedereinsetzung der Medici beschlossen. Das Haupt der Medici war seit dem Tode Piero's 1503 der Cardinal Giovanni, der sich längst mit dem Papste ausgesöhnt hatte. Als päpstlicher Legat hatte er die Armee in die Romagna begleitet, war bei Ravenna in Gefangenschaft gefallen, von den Franzosen nach Mailand gebracht worden und auf dem Rückzuge nach Frankreich entflohen. Nun schürte er eifrig zum Einschreiten gegen seine Vaterstadt. Durch rechtzeitige Zahlung von 100000 Ducaten hätte sich die Republik die friedliche Neutralität der Spanier erkaufen können, aber wie immer konnte sie zu keinem Entschluß kommen und glaubte durch Zögerung und Nichtzahlung besser zu fahren. Bald war es zu spät. Als Cardinallegat begleitete Giovanni de'Medici die spanische Armee unter dem Vicekönig Don Raimondo di Cordona und überschritt mit ihr im Juli 1512 die florentinischen Grenzen. Die Stadt war völlig unvorbereitet, denn mit gewohnter Heuchelei hatte der Papst den Gesandten der Florentiner Antonio Strozzi über seine Absichten zu täuschen gewußt. Die Spanier stürmten die florentinische Grenzfestung Prato und plünderten es aufs Furchtbarste; Schrecken verbreitete sich in Florenz, schon am folgenden Tag dankte der Gonfaloniere Soderini ab, verließ die Stadt und floh nach Ragusa. Das Volk erklärte das bisherige Regiment für abgesetzt und rief die Medici zurück unter der Bedingung, daß sie als Privatpersonen in Florenz leben würden; der Kaiser wird mit 40000, das spanische Heer mit 80000 Cordona mit 20000 Ducaten abgefunden. Am 14. September rückte der Vicekönig in die Stadt ein, in seinem Gefolge die Medici, zuerst Julian, dann der Cardinal Giovanni, sein Bruder, und dessen Neffe Lorenzo. Das Bürgerparlament wird berufen, die bewaffneten Bürger erschienen rings um Giuliano, der die Fahne der Stadt in der Hand hält: 55 Freunde der Medici werden mit dictatorischer Gewalt bekleidet, alle Aemter werden neu besetzt, die von Machiavelli reformirte Nationalbewaffnung, eine Art Landwehr, wird abgeschafft, der Regierungspalast erhält eine spanische Besatzung. Florenz war wie vor achtzehn Jahren — unter der Herrschaft der Medici.

III.

Durch diesen Umsturz der Dinge verlor auch Machiavelli seine Stellung. Durch Decret vom 8. November 1512 ward er seiner Würden und Aemter entsetzt und auf ein Jahr aus der Stadt verwiesen. Machiavelli hatte bisher außer den Berichten von seinen Gesandtschaften

nichts geschrieben. Einige dieser Gesandtschaften wurden bereits erwähnt, einige müssen wir noch berühren.

Dreimal war er in Frankreich. Bei der ersten Gesandtschaft 1500 handelt es sich um eine Geldfrage. Frankreich verlangte den Ersatz von Geldsummen, die es an vor Pisa verwendete schweizerische Soldtruppen auch dann noch bezahlt hatte, nachdem dieselben den Dienst der Florentiner verlassen hatten. Diese nun wollen die französische Forderung nicht anerkennen, sich aber die Freundschaft des Königs für die Zukunft nicht verscherzen. Diese schwierige Aufgabe soll Machiavelli lösen; er geht nach Frankreich, er begleitet fünf Monate lang den Hof nach St. Pierre-le-Montier, Montargis, Melun, Blois, Nantes und Tours; kann aber bei dem gewandten Minister Ludwig's XII., dem Cardinal d'Amboise nichts ausrichten, er drängt selbst zur Zahlung: da man das unvermeidliche Mittel ergreifen müsse, wenn man das Ziel wolle. Als sich die Republik zur Zahlung entschließt, reist der Secretär ab. Bei der zweiten Gesandtschaft nach Frankreich (1504) handelt es sich darum, die Franzosen zum Ausharren in Italien und zum Festhalten an dem Bündniß mit Florenz zu bestimmen. Machiavelli soll dem Könige klar machen, wie wichtig die Erhaltung der Republik für die französische Politik in Italien, der König solle selbst nach Italien kommen, der Republik aber gewisse Zahlungen erlassen. Und um letzteren Zweck zu erreichen, soll Machiavelli kein Mittel unversucht lassen, er soll sogar drohen, daß man nöthigenfalls die Freiheit, diese arme Freiheit von Florenz, die auf jede Weise zu retten sich gezieme, durch ein Abkommen mit denen zu erhalten suchen werde, welche die Macht hätten, die Stadt zu bezwingen. Das waren die Spanier. Der Staatssecretär warnt vor dieser Handlungsweise und noch später nimmt er diesen Fall zum Anlaß, um die Ansicht auszusprechen, daß Drohungen da, wo allein Thaten nothwendig wären, nicht gut sind. Uebrigens erwiesen sich diesmal die Befürchtungen der Republik als unbegründet.

Sechs Jahre später ging Machiavelli zum dritten Male nach Frankreich, der Hof war damals in Tours, wo gerade die Nationalversammlung eröffnet wurde. Die ihm vom Gonfaloniere Piero Soderini übergebene Instruction faßte die Lage dahin zusammen: „Du wirst Sr. Majestät dem König von meiner Seite sagen, daß ich keinen anderen Wunsch auf der Welt habe, als drei Dinge: die Ehre Gottes, das Wohl meines Vaterlandes und die Ehre Sr. Majestät des Königs von Frankreich; und da ich nicht glauben kann, daß das Wohl meines Vaterlandes irgend möglich sei ohne die Ehre und das Wohl der Krone von Frankreich, so schätze ich das Eine nicht ohne das Andere. — Du wirst ferner sagen, daß ich nichts Anderes wünsche, als daß Se. Majestät der König sein Ansehen und seine Macht in Italien erhalte und vergrößere —" u. s. w. Das war vor dem großen Kriegszug der Franzosen gegen Papst Julius und die Spanier, trotz jener volltönenden Worte aber konnten sich die Florentiner zu keiner That aufraffen, sie blieben neutral, ohne dadurch das zwei Jahre später einbrechende Verderben abwenden zu können.

In den folgenden zwei Jahren wird der Staatssecretär an den päpstlichen Hof gesandt, um die Unterstützung der Florentiner gegen Bologna in Aussicht zu stellen. Bei der Gesandtschaft an den Kaiser Maximilian (1508), bei welcher Francesco Vettori erster Gesandter war, hatte es sich um eine leidige Geldangelegenheit gehandelt, um eine Summe, deren Bezahlung der Kaiser verlangte. In einem Berichte Vettori's wird bemerkt, daß er Alles, was geschehe, mit Machiavelli sorgfältig berathe, und wird wieder die alte Klage vorgebracht, daß die Signoren durch ihre Bedingungen „nicht blos den klügsten und entschlossensten Mann der Stadt, sondern einen ganzen Senat, der an Ort und Stelle wäre und die Begebenheiten Tag für Tag sähe, in Verlegenheit bringen würden". Diesmal aber behielten die Signoren Recht, erst später müssen sie vom Kaiser durch 40000 Ducaten seine Neutralität erkaufen. Zum letzten Male war Machiavelli 1511 in Frankreich, um den König zur Verlegung des Concils von Pisa zu bestimmen, denn man fürchtete in Florenz die Rache des Papstes. Nach langer Verhandlung gab der König nach. Wir haben bereits erwähnt, wie Machiavelli gewöhnlich auf seinen Missionen in Geldverlegenheit war.

Er hatte nur 10 Livres täglich, und doch mußte er allerlei Aufwand machen, mußte für diese und jene Vorschubleistung Summen aufwenden, die mit seinem Taggeld in keinem Verhältniß standen. Wie Florenz pflegte auch Venedig seine Gesandten höchst kärglich zu besolden, diese aber waren gewöhnlich im Stande, aus eigenem Säckel fürstlichen Aufwand zu bestreiten. Um die Unzureichendheit jenes Taggeldes beurtheilen zu können, muß man bedenken, daß allein das Briefporto in der damaligen Zeit eine ganz ansehnliche Ausgabe verursachte: ein Schreiben, auf dessen zuverlässige Bestellung es ankam, mußte durch besonderen Boten befördert werden, ein solcher aber kostete z. B. von Melun nach Florenz mindestens 35 Livres; da mußte denn der Gesandte der reichen Stadt Florenz oft aus Mangel an Geld die Couriere des Königs Ludwig XII. zur Bestellung wichtiger Depeschen verwenden, wodurch deren Sicherheit arg in Frage gestellt war. Wer freilich damals Geschenken zugänglich war, konnte auch bei kärglichem Lohne reichen Aufwand machen; von Machiavelli ist bekannt, daß er stets mit reinen Händen zurückkehrte.

Nun war er mit einem Male aus den Staatsgeschäften, seinem eigentlichen Lebenselement, ausgeschieden. Er hatte auf seinem Posten bleiben wollen, und er hätte den neuen Herren mit der gleichen Gewissenhaftigkeit gedient wie bisher den Signoren. Noch ist ein Brief von ihm erhalten, den er damals an eine Dame, an die Wittwe Piero's, die Schwägerin des Cardinals und Giuliano's und die Mutter Lorenzo's, schrieb, darin heißt es: „Ich werde Euch den Hergang erzählen, sowohl um Eurem Wunsche gerecht zu werden, als um der Ehre willen, welche dafür auf die Freunde Eurer sehr erlauchten Herrlichkeit fällt, die ich als meine Herren halte. Diese beiden Gründe löschen all mein endloses Mißvergnügen aus.“ In diesen Worten, die er unmittelbar nach dem Umsturze der Republik schrieb, liegt ein Grundzug seines ganzen Wesens ausgesprochen. Machiavelli hat zu allen Zeiten, in allen Lagen seines Lebens den Staat als den Gegenstand seiner Thätigkeit erachtet, er ist wie ein Staatsmann des alten Rom zuerst und hauptsächlich Diener des Staates, nicht dieses oder jenes Systems. Daher ist auch der oft aufgeworfene und aus jenem Grunde nie entschiedene Streit, ob er seiner Ueberzeugung nach Republikaner oder Monarchist war, ein ganz müßiger Streit, er war Staatsmann, er diente der Republik, hätte aber mit derselben Hingebung den Medici gedient, wenn sie ihn hätten verwenden wollen.

Vorerst war hierzu keine Aussicht. Außerhalb der Stadt an der Straße nach Rom besaß er noch ein kleines Landgut, das für ihn und seine Familie den Unterhalt liefern mußte. Hier wirft sich der schiffbrüchige Staatsmann, der arm aus einer der wichtigsten Stellungen des Staates ausgeschieden war — vielleicht weil ihm die jüngsten Erfahrungen die Politik verleidet, vielleicht durch die Noth veranlaßt — auf die Poesie. Er schreibt Theaterstücke, Satiren, ein philosophisch-politisches Gedicht, „Der goldene Esel“, eine Novelle, „Belfegor“; noch sind diese Werke vorhanden. Die beiden Komödien Mandragora und Calandra di Bibbiena sind im Geschmacke der Zeit, voll derben Witzes, geißeln sie die Sittenlosigkeit des Klerus, sind aber eben deshalb heute nicht mehr aufführbar. Namentlich Mandragora hatte bei den Zeitgenossen großes Glück, Papst Leo ließ sie häufig im Vatican aufführen und ergötzte sich an den Thorheiten des sinnlichen Priesters. Noch heute gilt sie als eine der besten italienischen Komödien. Diese Beschäftigung füllt den Rest des Jahres 1512 und 1513 aus, doch bald ward seine Muße in trauriger Weise gestört.

Ende des Jahres 1512 ward in Florenz eine Verschwörung entdeckt: die Capponi, Albizzi und Pazzi sollen die Ermordung der Medici geplant haben, Papst Julius soll diesem Plane nicht fremd gewesen sein, denn er war längst wieder den Medici gram geworden, die so selbstbewußt auftraten und doch allein dem Papst ihr ganzes Emporkommen zu danken hatten. So milde die Medici vorher gewesen, mit solcher Strenge verfuhren sie gegen die Verschwörer. Mehrere Glieder jener ersten Familien wurden hingerichtet, andere zu langwierigem Kerker verurtheilt. Machiavelli ward ins Gefängniß geworfen, und da er nichts gestehen wollte oder nichts zu gestehen hatte, auf die Folter

gelegt. Obwohl er „litt, was man nur leiden kann, ohne gerade das Leben zu lassen", war kein Wort seinen Lippen zu erpressen. Er war zweifellos unschuldig. Noch sind zwei satirische Sonette erhalten, die er vom Gefängniß aus an Giuliano Medici richtete. Mit stoischem Sarkasmus beklagt er, daß man so die Dichter behandle, er beschreibt die Schrecken seines Gefängnisses, wohin nur das Geräusch der Schlösser, Schlüssel und Riegel und das Geschrei der Menschen, die zur Folter aufgezogen werden, dringe, er schließt mit dem Wunsche, das Mitleid Giuliano's möge sich ihm zuwenden und diese verfluchten Bande lösen. In dem zweiten Sonett spottet er über seine Komödien, er klagt nicht über seine Leiden, wohl aber über seine gekränkte Würde. Hätte er sich schuldbewußt gefühlt, er hätte sicher nicht an den Medici geschrieben, daß er aber nicht ausdrücklich seine Unschuld betheuert, das entspricht durchaus seinem Charakter, ähnlich handelte er auch später.

Noch während die Untersuchung schwebte, kam die Nachricht von der schweren Erkrankung des Papstes. Papst Julius konnte mit Befriedigung auf seine Regierung blicken, er hatte das Papstthum zu einem mächtigen Fürstenthum, ja zum politischen Schwerpunkt Italiens gemacht, er hatte die Franzosen aus Italien vertrieben, allerdings blieben noch der Kaiser in Oberitalien, der spanische König in Neapel, aber eben erst hatte er neue politische Pläne ersonnen, durch welche „die Barbaren" — darunter waren zunächst die Spanier verstanden — aus Italien vertrieben werden sollten. In der Nacht vom 20. zum 21. Februar 1513 starb er: die gewaltigste und unkirchlichste Persönlichkeit, die je auf dem Stuhle Petri gesessen. Um ihn zu würdigen, muß man sich erinnern, daß er es war, der Rom mit großartigen Bauten erfüllte, der den Sanct Peter geschaffen, der Rafael, Michel Angelo, Bramante in seine Dienste zog, der die ersten Sammlungen von Antiken anlegte, und der endlich im Moses Michel Angelo's sich ein seiner würdiges Grabmal hatte errichten lassen.

Am 11. März ward Cardinal Medici fast mit Einstimmigkeit zum Papste gewählt, er nahm den Namen Leo X. an. Ganz Italien begrüßte seine Wahl mit Freude. Die Begeisterung in Florenz war ungeheuer, die halbe Stadt eilte nach Rom, dem neuen Papste die Füße zu küssen. Die ausschweifendsten Erwartungen wurden auf das Papstthum Leo's gesetzt, man glaubte den Anbruch des goldenen Zeitalters gekommen. Solchen Zauber wirkte der Name des erst 37 Jahre alten Papstes. Der Jubel und das Siegesbewußtsein der Medici schien den höchsten Gipfel erreicht zu haben, als der neue Papst am 11. April in wahrhaft heidnischem Gepränge wie ein römischer Triumphator seinen feierlichen Umzug hielt und die meisten seiner bisherigen Feinde in seinem Gefolge sah.

In diesem Glückstaumel übten auch die Medici Gnade, Machiavelli ward der Haft entlassen und lebte wieder auf seinem Landsitze seiner Muse, seinen Studien. Der Ehrgeiz der Medici konnte sich mit der dreifachen Krone nicht begnügen, nun sollten die Pläne der Borgia verwirklicht werden. Das Schicksal schien außerordentlich günstig zu sein. Ludwig XII. hielt an dem Schisma von Pisa fest, nun wollte er im Verein mit Venedig Mailand wieder erobern, am 6. Juni aber wurden Beider Armeen durch die Spanier und die Kaiserlichen bei Novara aufs Haupt geschlagen, der König von Frankreich mußte mit dem Papst Frieden schließen, und am Ende des Jahres hatte Leo auch über das Schisma triumphirt. Nun gedachte er mit der Hülfe Frankreichs die Macht seines Hauses zu vermehren. Schon am Tage nach seinem feierlichen Aufzuge hatte er den Fra Giulio Medici, Prior von Capua, Rhodiser, den unehelichen Sohn des verstorbenen Giuliano Medici, zum Erzbischof von Florenz ernannt, einige Monate nachher erhob er ihn zum Cardinal, nachdem er hatte bezeugen lassen, daß Giulio aus rechtmäßiger Ehe entsprossen; bald war dieser der einflußreichste Mann der Curie und der leitende Minister des Papstes. Gleichzeitig wurden Giuliano, der jüngste Bruder Leo's und nunmehriges Haupt der Familie, und der einundzwanzigjährige Lorenzo, der Sohn des im Liri ertrunkenen Piero, zu römischen Patriciern ernannt; dann hatte er den jungen Lorenzo zur Uebernahme der Regierung nach Florenz entsandt, seinen Bruder aber im Vatican behalten in

der Absicht, ihn zu einem mächtigen Fürsten in Mittelitalien zu machen. Parma und Piacenza sollte der Kaiser abtreten, Ferrara und Urbino hoffte man ihren Besitzern, den alten Gegnern des päpstlichen Stuhles, mit List oder Gewalt abnehmen zu können.

In dieser Zeit, als der Ehrgeiz der Medici einen unbegrenzten Flug zu nehmen schien, hat Machiavelli den Plan zu seinem Buche vom Fürsten gefaßt. Dieses Buch gehört zu den merkwürdigsten Büchern der Literatur aller Zeiten, in alle lebenden Sprachen Europa's übersetzt,* commentirt und widerlegt von zahlreichen Staatsmännern und Philosophen, von den Einen bewundert und in den Himmel erhoben, von den Anderen verdammt als eine Ausgeburt der Immoralität und tyrannischen Gesinnung, wird es gelesen und studirt werden, so lange Menschen über Politik, über die Kunst, die Staaten zu regieren, nachdenken werden.

„Der Fürst" ist geschrieben noch im Jahre 1513, wenn er auch in seiner jetzigen Gestalt erst 1515 vollendet worden ist. Machiavelli konnte die Unthätigkeit nicht ertragen, er schrieb das Buch theils um seine Erfahrungen und politisch-historischen Studien niederzulegen, theils in der Absicht, die Medici zu einer thatkräftigen und nationalen Politik aufzufordern, dabei aber auch in der Absicht, sich denselben als brauchbares Werkzeug zu empfehlen. Schon am 18. März 1513 hatte er an seinen Freund Francesco Vettori, den Vertrauten der Medici, in Rom geschrieben, er möge sich beim Cardinal Giovanni für ihn verwenden, damit er wieder aus der Verbannung zurückberufen werde. Unterm 10. December schreibt er wieder an Vettori jenen Brief, der, seit ihn Ridolfi (1810) entdeckt, vielfach abgedruckt wurde, trotzdem aber auch hier, namentlich da er werthvolle Aufschlüsse über das Buch vom Fürsten und interessante Einzelheiten über seine Lebensweise enthält, mitgetheilt zu werden verdient.

Der ehemalige Staatssecretär erzählt in diesem Briefe mit Wehmuth, wie er einen ganzen Monat lang gejagt, Krametsvögel gefangen, dabei vor Sonnenaufgang aufgestanden, um seine Ruthen mit Leim zu bestreichen, und dann mit den Käfigen auf dem Rücken wieder hinzugehen; ferner daß er Holz schlagen lasse und seine Zeit mit den Holzhauern verbringe, die sich fortwährend zankten; wenn er dann sein Holz verkaufen wolle, werde er von Jedermann betrogen und übervortheilt, was ihn in zahllose Händel verwickele. Dann fährt er fort: „Wenn ich das Gehölz verlasse, gehe ich nach einer Quelle und von da nach einer Vogelhütte, die mir gehört, mit einem Buch unter dem Arme, dem Dante oder Petrarca oder auch einem dieser geringeren Dichter, dem Tibull, Ovid oder einem ähnlichen. Da lese ich von ihrer Zärtlichkeit, ihren Liebschaften, ich erinnere mich der meinigen und ergötze mich eine Weile an solchem Sinnen. Sodann gehe ich nach der Schenke an der Landstraße, rede mit den Vorübergehenden, frage nach den Neuigkeiten ihrer Heimath, erfahre so mancherlei Dinge und beobachte die mannigfaltigen Meinungen und verschiedenen Grillen der Menschen. Unterdeß kommt die Stunde der Mahlzeit heran, wo ich mit meiner Familie solche Speisen genieße, wie sie mein armes Landgut und mein geringes Erbe mit sich bringen. Nach Tisch gehe ich wieder in die Schenke; da treffe ich in der Regel den Wirth, einen Fleischer, einen Müller und zwei Ziegelbrenner. Mit diesen verspiele ich dann den ganzen Tag mit Bricca und Triktak, wobei es tausend Händel giebt und tausend Schimpfereien, meist um einen Quattrino; und schreien hört man uns bis nach San Casciano. — So versenkt in dies gemeine Leben, stille ich die Gluth meines Kopfes und lasse der Widerwärtigkeit meines Schicksals freien Lauf, indem ich mich darein füge, so von ihm mit Füßen getreten zu werden, um doch zu sehen, ob es sich nicht endlich darüber schämt. — Kommt der Abend, so kehre ich heim und gehe auf mein Schreibzimmer, auf dessen Schwelle ich mein bäuerisches Kleid voll Schmutz und Koth von mir werfe und königliche Gewänder und wie sie am Hofe sich ziemen anlege; so, würdig angethan, besuche ich die alten Hofhaltungen der Männer des Alterthums, und, von ihnen freundlich empfangen,

* Erst kürzlich ist die zweite Auflage der im Ganzen trefflichen deutschen Uebersetzung von Alfred Eberhard, Berlin, Otto Gulker, 1873, erschienen.

nähre ich mich von solcher Speise, die mir allein gehört, und für die ich geboren ward; da erröthe ich nicht, mit ihnen zu reden und die Ursachen ihrer Thaten zu erforschen, und ihre Humanität läßt sie mir antworten. Vier Stunden lang, die ich so zubringe, empfinde ich nicht den mindesten Ueberdruß, vergesse ich allen Kummer und fürchte weder die Armuth noch den Tod; ganz und gar versetze ich mich in die Mitte dieser Großen. Und wie Dante sagt, daß man keine Weisheit erwirbt, ohne das Erkannte zu behalten, so habe ich aufgezeichnet, was ich durch ihre Unterhaltung gewonnen habe, und ein Werkchen, de principatibus, ausgearbeitet, in welchem ich mich so tief als möglich in die Betrachtung dieses Gegenstandes versenke. Ich untersuche darin, was eine Herrschaft sei, wie viele Gattungen es davon giebt, wie sie erworben, wie sie aufrecht erhalten, wodurch sie verloren werden; und wenn Euch je einer meiner wunderlichsten Gedanken zugesagt hat, so dürfte Euch dieser nicht mißfallen. Einem Fürsten und besonders einem neuen Fürsten müßte es sehr willkommen sein, deshalb will ich es Sr. Magnificenz dem Julian widmen." — Und weiter unten fährt er fort: „Ich habe mit Filippo (Casavecchia) über mein erwähntes Werkchen gesprochen, ob ich's dem Julian überreichen soll oder nicht, und wenn ich's ihm überreiche, ob ich's ihm dann selbst bringen oder schicken soll. Wenn ich's ihm nicht gebe, muß ich fürchten, daß es von Julian jedenfalls doch gelesen wird, wenn ich's ihm aber gebe, komme ich in die Nothwendigkeit, mich zu beeilen, denn ich gehe zu Grunde und kann es nicht lange so treiben, ohne durch meine Armuth verächtlich zu werden. Hernach hatte ich den Wunsch, daß diese Herren Medici anfangen möchten, mich zu gebrauchen, und wenn ich anfangs Steine wälzen sollte; denn ich müßte mich selbst bemitleiden, wenn ich mir sie nicht mit der Zeit gewinnen sollte. Deshalb, wenn man's läse, würde offenbar werden, daß die fünfzehn Jahre, die ich mit dem Studium der Staatskunst zugebracht habe, von mir weder verschlafen, noch verspielt worden sind, und es sollte doch Jedem lieb sein, Jemanden zu seinem Dienst zu haben, der auf Anderer Kosten sich so große Erfahrungen gesammelt hat. An meiner Treue braucht Niemand zu zweifeln; ich werde nur nicht lernen, sie zu brechen; denn wer 43 Jahre redlich und treu befunden worden ist wie ich, von dem könnte man doch annehmen, daß er seine Natur nicht ändere; von meiner Treue und Redlichkeit aber ist meine Armuth der Beweis."

Als rother Faden geht durch das Buch der Gedanke, ein Fürst möge durch eine kühne That der erbärmlichen Wirthschaft der Kleinstaaterei, der Aussaugung Italiens durch die Fremden ein Ende machen und den Ruhm und die Kraft des römischen Staates wieder erwecken. Es sind die politischen Messiasideen, die einst Cola di Rienzo und Ladislaus von Neapel gehegt, nur treten sie jetzt in bestimmterer, greifbarerer Gestalt auf, da sie in dem Kopfe eines in der Geschichte des Alterthums wohl bewanderten praktischen Staatsmannes Fleisch und Blut gewonnen. Auch Dante war für die Größe seines Vaterlandes begeistert gewesen, aber in mittelalterlichen Ideen befangen, konnte er sich Italien nicht anders denken denn als Glied der großen Weltmonarchie, deren Haupt der Kaiser sei. Erst Machiavelli hat die Idee der Errichtung eines nationalen Staates in Italien erfaßt und ausgeführt. Die Zerrüttung, das Elend seines Vaterlandes, von dem er Zeuge gewesen, haben Machiavelli zur Abfassung seines Büchleins getrieben, er will dadurch einen Fürsten anleiten, auf welchem Wege er Italien frei vom Auslande und mächtig machen könne; daß aber diese Mission nur von einem Fürsten und nicht von einer Republik erfüllt werden könne, das steht bei ihm fest, läßt er doch keine Gelegenheit vorübergehen, ohne die politische Unfähigkeit der Republiken, von der er ja so oft in seinem Leben Zeuge gewesen war, zu betonen. Die Republiken und Fürstenthümer, in welche Italien durch die Schuld der Kirche und des Auslandes zerrissen ist, nennt er insgesammt „ehrgeizig, aber arm an Kräften und feig" (Brief vom 26. August 1513), sie ließen sich nur von ihrer Selbstsucht leiten und kämpften als Verbündete des Auslandes gegen einander, zudem meint er, die Republiken „verstehen das Erobern nicht" und führt das Beispiel von Venedig und Florenz an, die beide durch ihre italienische Politik

nur an der eigenen Schwächung gearbeitet. Es schwebt ihm das Beispiel Frankreichs und Spaniens vor, die beide durch die Thatkraft einiger Fürsten zu einheitlichen und mächtigen Staaten umgeschaffen wurden. Die Möglichkeit, daß dasselbe Ziel auch auf dem Wege eines Staatenbundes erreichbar sei, verwirft er vollständig. „Lächerlich wird ihm zu Muthe", als man ihm den Gedanken einer friedlichen Verbündung der italienischen Staaten gegen das Ausland mittheilt: „Niemals wird es unter ihnen Einigkeit geben zu einem guten Zweck", sagt er in einem Briefe vom 10. August 1513. Wenn hingegen Feuerlein behauptet, Machiavelli's Einheitsverlangen gehe nur bis zu einer föderativen Vereinigung aller bestehenden Staaten und Staatchen behufs der Vertreibung der Fremden vom italienischen Boden, so ergiebt sich gerade aus den angeführten Stellen seines Briefwechsels, in denen er doch sicherlich seine wahre Herzensmeinung ausspricht, das Gegentheil. Die Geschichte hat Machiavelli Recht gegeben, Italien ist auf dem von ihm gewiesenen Wege zur Einheit und Macht gelangt. Dieser echt patriotische Grundgedanke ist der Schlüssel zum Verständniß des Principe, der ohne denselben für uns unverständlich bleiben würde.

Jener Gedanke tritt im Fürsten nicht zum ersten Mal in der Literatur auf, schon zehn Jahre zuvor hatte Gianantonio Flaminius ihn in einer Schrift an den Papst Julius entwickelt; er lag in der Luft, alle Politiker Italiens beschäftigten sich mit ihm; der Geschichtschreiber Vardhi schrieb um diese Zeit: „Italien kann nicht ruhig werden, ehe es nicht ein Fürst beherrscht." Dasselbe Ziel vertheidigte Polydor Vergili in seiner Schrift de prodigiis. Cesare Borgia hatte es verfolgt und war mehr als einmal seiner Erreichung nahe; nun hatten die Medici seine Politik wieder aufgenommen, am Hofe Leo's wurden solche Pläne eifrig verhandelt, von Lorenzo hieß es allgemein, er werde alles Land zwischen dem tyrrhenischen und adriatischen Meere vereinigen und ein Königreich gründen. „Wir werden ihn als König von Toscana begrüßen," sagt Ulrich von Hutten von ihm. Vorerst freilich war die Hauptrolle dem Giuliano zugedacht. Ende 1513 waren für Julian ausersehen Parma, Piacenza, Reggio, wozu der Kaiser Brescia, Bergamo, Crema, Cremona und Modena für 500000 Ducaten zu schlagen versprach; daher auch Machiavelli ihn im Auge hat als den, dem er das Buch überreichen will. Hierzu kam es jedoch nicht.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Kaiser Konrad II. und Heinrich III. Nach Wipo Herimann von Reichenau und den Altaicher Annalen. Von A. Mücke. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Die beiden Biographien sind für die Jugend geschrieben; aber nicht, wie man vor Jahrzehnten gewohnt war, aus nachlässig zusammengerafften Materialien, sondern in philologisch kritischer Strenge nach den Quellen. Die Darstellung ist schlicht, zuweilen, dünkt uns, ein wenig gar zu trocken, wie die Kunst jener alten Zeiten.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 36 der dritten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 228.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

September 1875.



Keine Damen!

Novelle

von

Hermann Billung.

„Damen haben keinen Zutritt," las eine anmuthige junge Pariserin beim nachlässigen Durchblättern ihres Reisehandbuches und wendete sich dann dem Vater zu, der bei seinem dunkeln vollen Haare und der angeborenen Ritterlichkeit seines Wesens meistens für den Gemahl der Tochter gehalten ward.

„Papa, ich weiß womit wir heute unseren Tag ausfüllen werden. Ich will das Kloster Onofrio auf dem Janiculus sehen."

„Die Aussicht von der Terrasse ist berühmt, freilich sah ich damals bei meiner ersten Reise mehr von den schwarzen Augen einer koketten Neapolitanerin, die ich dort getroffen, als von der Rundschau auf Rom und der Kuppel Sanct Peters. Die schlecht restaurirte Madonna Leonardo da Vinci's im Innern ist keines Bedauerns werth, Madeleine."

„Gleichviel, ich will das verbotene Innere des Klosters sehen, das Wie ist deine Sache, petit père! Das mag uns die Langeweile des Einerleis abschütteln helfen."

„Wenn George dich hörte! Laß ihn kommen, reiche ihm die Fingerspitzen, und er holt dir für ein gnädiges Lächeln die Sterne vom Himmel, grausames Kind."

„Dafür müßte ich mich noch mehr langweilen als bis jetzt. Deine liebenswürdige Gesellschaft läßt mich ihn leicht vergessen und entbehren. Seit den zwei Mo-

naten habe ich noch kein einziges Mal nach ihm geseufzt; warum sich also fesseln, wenn man ohne einander auskommt?“ erwiderte die junge Dame halb sinnend, halb übermüthig und schüttelte den zierlichen Kopf mit den kurzen Locken, während der Baron ihr wohlgefällig lauschte. Es that so wohl in seinen Jahren noch einem jugendlichen Anbeter vorgezogen zu werden. Madeleine kannte ihren Vortheil und hatte den Vater, den echten Typus eines französischen Edelmannes aus der guten alten Schule, die leider seltner und seltner wird und auszusterben droht, so zu beherrschen und heute durch Schmeicheleien, morgen durch Launen leiten gelernt, daß der Baron ihr gegenüber mehr die Stellung eines Hofmanns, denn eines älteren Rathgebers und Leiters einnahm. Trotzdem verband die innigste Liebe das seltsame Paar, nur gab sie sich, beider Charakteranlage gemäß, in anderer Weise kund als bei anderen Völkern. Madeleine stützte das Haupt in die feine Hand und lächelte schelmisch.

„Das Alles bringt mich aber nicht nach San Onofrio. Lassen wir George in Ruhe, Papa, und beschäftigen wir uns mit den Vorbereitungen; die schlauen Seitensprünge helfen nichts. Du weißt, ein Weib ist schlauer als eine Becassine, man glaubt ihre Zickzacklinien zu kennen, aber — — — — ouida! — —“

„Parole d'honneur, du bist eine Hexe, Madeleine. Aber was willst du im Kloster, wo du höchstens ein paar Mönchen in der gespenstischen weißen Tracht begegnen kannst, wie die hundert Bilder Torquato Tasso's sie dir wahrheitsgetreu spiegeln? Die Zelle des Dichters zeigen dir zahllose Photographien, und die vom Blitz getroffene Tassoeiche kannst du selbst sehen, der Garten ist für Damen durch eine Seitenthür offen.“

„Das ist es ja eben! Durch das große Hauptportal will ich Einzug halten in das verschlossene Heiligthum, nicht die verblichenen Fresken locken mich. Was liegt mir an den Stümpereien, nachdem ich die Meisterwerke Leonardo's geschaut? Du willst mich nicht verstehen. Mein Fuß soll den alten Satzungen leicht und fröhlich den Todesstoß versetzen, wenn sein Schritt in den hohen Gewölben widerhallt, die kein Weib vor mir betreten. Nun gehe und bereite Alles für den Ausflug, mon ami. Hüte dich, unverrichteter Sache zurückzukommen, die Enttäuschung würde mir auf acht Tage die entsetzlichste Migräne bereiten und mich zwingen, dich deinem Schicksale zu überlassen. Ich beuge mich deinem Erfindungstalente und bin bereit zu Allem; was willst du mehr?“

Sie lachte, und doch erkannte der Baron die leichte Wolke auf ihrer Stirn; er fühlte, wie unvorsichtig der Widerstand sei und schickte sich an, mit allen Mitteln das drohende Gewitter zu beschwören. Er seufzte leise, und doch that es ihm so wohl, jede Laune des verwöhnten Kindes zu erfüllen und sich so wieder in die Zeit zurückzuträumen, wo er für weniger Würdige gethan hätte, was ihm nun seine einzig geliebte Tochter auferlegte.

Die alte Geschichte der Stammmutter Eva; und doch bist du kastanienbraun, nicht blond, Liebchen —

„Auch Männerkleider anzulegen?“ knüpfte er an ihre letzten Worte an und wendete sich, schon auf der Schwelle, noch einmal fragend nach ihr um.

„Wie du befiehlst, mein Vater und Gebieter, was du thuest, ist wohlgethan!“ antwortete halb neckend und halb scherzend der seltsame Geist des Widerspruches in dem wunderbaren Mädchen. Und damit begann der Baron seine Streifereien; auch er hatte seinen Plan, der nicht weniger phantastisch war, als der Wunsch der Tochter.

Draußen winkte er einem der leichten Gefährte und rollte bald, die Cigarre im Munde, mit der sicheren Anmuth des echten Cavaliers zurückgelehnt in die verblaßten Polster, seinem Ziele zu, freudige Zuversicht auf das Gelingen im Herzen. Wie konnte er Madeleine zürnen? sie ließ ihn in ihrer Gesellschaft nicht alt werden, immer wieder rüttelte sie ihn auf, wenn das bequeme Leben des Sorglosen ihn einzulullen und er in verfrühtes Aufgeben des gewöhnten wechselvollen Treibens zu verfallen drohte; ihre tausend Launen verjüngten ihn, ihr Uebermuth wie die kleinen Scharmützel mit ihrem ewigen Geiste des Widerspruches durchglühten ihn noch einmal mit dem alten Feuer. In ihr hatte er gewissermaßen die Altersstufen: Geliebte, Gemahlin und Tochter vereint gefunden und längst verlernt, ein anderes

Streben zu haben als das, Madeleine, die Schönste und Anmuthigste im weiten Kreise, nach Werth und Würde glücklich zu sehen.

Die junge Baronesse klopfte mit der Spitze des feinen Stiefels auf den Teppich und klatschte dann, plötzlich aufspringend, fröhlich in die Hände.

„Was wird man in Paris sagen, wenn ich mein Abenteuer zum Besten gebe! Niemand von all den Damen ist in San Onofrio gewesen und das danke ich lieb Väterchen allein! Er ist eine Perle! Und ich sollte ihn verlassen? Er bliebe vereinsamt stehen. Nein, George mag sich eine andere Braut suchen, er ist des Opfers nicht werth."

Ihr Auge glänzte plötzlich feucht; das unablässige Auf- und Niederwogen der Stimmung hatte dem scheinbar oberflächlichen Mädchen nichts von der Lebhaftigkeit des Empfindens geraubt, und die treue Liebe zu dem viel geplagten Vater behauptete den ersten, unbestrittensten Platz darin.

* * *

Zur selben Stunde, wo Vater und Tochter im Hotel Costanzi zu Rom das seltsame Zwiegespräch führten, saß der ältliche Bewohner einer eleganten Garçonwohnung, Rue St. Honoré zu Paris, in seinem Sessel und erging sich in einem halb ernsten und halb scherzhaften Monologe. All die kleinen Einzelheiten in der Ausstattung des reichen Gemaches verriethen bei dem Chevalier de Montlaur im höchsten Grade jenen feinen Sinn, ohne welchen das echt Weibliche dem Manne ein verschlossenes Buch bleibt; und doch war er unvermählt, vielleicht eben weil ihm die Wahl zu schwer gefallen. Die Zeit der Jugend wie der Blüthe des Mannesalters lag längst hinter dem einst glänzenden Cavalier, und doch war er trotz der Gichtschmerzen wie des weißen Haares, das er mit einer gewissen Coketterie zur Schau trug, noch keine Ruine und im Herzensgrunde frischer als mancher Jüngling der Gegenwart, den er auf seinen Knieen geschaukelt. Noch heute war er überall ein willkommener Gesellschafter; allein sein Herz hatte längst gelernt, sich mehr nach den Freuden des häuslichen Herdes als nach denen des alten Schmetterlingslebens zu sehnen. In der Hand hielt er einen Brief mit leichten fließenden Schriftzügen, wie der fröhliche Uebermuth der Jugend sie auf das Papier zu werfen pflegt, und dessen ungeachtet lag auf dem Gesichte des Chevaliers ein gemischter Ausdruck halber Enttäuschung und gutmüthiger Nachsicht mit den Schwächen, die einst auch die seinigen gewesen.

„Verfluchter Teufelsjunge!" murmelte er, „der kecke Springinsfeld wird mich endlich noch herumbringen, und ich hatte es mir so schön gedacht, das Nestchen zu bereiten und Louis ein süßes Weibchen heimführen zu sehen, welches den alten Oheim auf den Händen tragen und ihm Zerstreuung schenken würde. Da bleibe einer Junggeselle, um frei zu sein, wenn irgend eine früh verstorbene Schwester oder ein verlorener Bruder dem Alten im hinterlassenen Sohne einen neuen Tyrannen schafft! — Und noch dazu diese Schrulle! Bei Gott, sie sieht ihm ähnlich! Und doch kann ich ihm nicht zürnen, ich hätte es vielleicht ebenso gemacht; Geist und Witz hat er wie ein echter Pariser."

Lachend hob er das Blatt empor und begann noch einmal die Lectüre des wichtigen Documentes:

„Verehrter Oheim und Vater!

„Als ich an jenem denkwürdigen Tage bei Ihnen eintrat, der Ihnen vor *** Jahren — selbst dem Papiere gegenüber bleibe ich meinem Wahlspruche der Discretion getreu — das Leben gab, ahnte ich in meinem fröhlichen Sinne wahrlich nicht, zu welch verzweifeltem Entschlusse mich die Unterredung jenes Frühlingstages treiben würde. Die leichte Havannah im Munde war ich eingetreten, den erloschenen Stumpf zwischen den zusammengepreßten Zähnen verließ ich Sie — der begossene Pudel der Fabel, und heute gar! doch ich will nicht vorgreifen, der Tag ist lang, das Papier geduldig, und Todesstille herrscht um mich her.

„Als die Beute der heftigsten Schmerzen wälzten Sie sich auf Ihrem Lager; und Ihre Rede trug einen Beigeschmack jener Bitterkeit und jener Seelenklarheit, wie sie Männern unseres Standes nur in den Stunden des Leidens und der Einkehr in unser besseres Selbst eigen zu sein pflegt.

„„Louis, du zählst dreißig Jahre, ich

aber werde alt und grau und habe lange genug tauben Ohren gepredigt. Heute in drei Monaten bist du vermählt und führst mir eine neue Tochter zu oder ich enterbe dich und lasse dir meinen Fluch!'

„Niedergeschmettert von dem grausamen Schicksalsspruche forschte ich nach der Erklärung Ihrer plötzlichen unbegreiflichen Härte, und Sie ließen sich herab, Ihre Lippen zu entsiegeln und vergaßen dabei Ihre Leiden. Ich fühlte bald durch, wie Ihre, sich nie verleugnende Fürsorge für mich sich hinter der scheinbaren Rauhheit barg, aber mein Herz blieb verstockt.

„,Du bist an der Grenze angelangt, Kind. Ein angehender früher Hagestolz kann noch ein junger Ehemann werden, ahme mir nicht nach, sondern nimm dir an mir ein Beispiel. Auch du glaubst, wie ich einst glaubte, sich an eine Frau fesseln, hieße sich die Flügel abschneiden und sich zum Spielball all ihrer Einfälle verdammen. Unvermählt sein sei gleichbedeutend mit der Freiheit der Bewegungen, und du irrst, wie ich zu spät meine Thorheit eingesehen habe. Dir fehlt selbst der Bruder, dessen Sohn du adoptiren kannst, und du wirst noch einsamer werden als ich bin: du mußt heirathen. Der rauhe Mann kann nicht ohne das sanfte Element, nicht jung und glücklich sein ohne die Liebe, ja der ewige Wechsel, in dem der Junggeselle sich anfangs gefällt und zu dem er sich bald verdammt sieht, ist weit drückender denn das Joch eines einzigen angebeteten Weibes. Der Reihe nach gehorcht man den Launen Vieler, die Windstillen dieses Lebens sind weit lästiger und die gerechte Strafe für die Selbstsucht. Mag man immer sagen: der Mann ist der Herr! So lange man verliebt ist, gilt das nicht. Selbst die Börse leidet bei dem Umherflattern mehr als du denkst. Wenn dann der Sommer des Daseins dahin ist, hast du das wahre Familienleben nie gekannt und mußt die Flammen deiner Jugend als geachtete ältliche Damen im grauen Seidenkleide, das Spitzenhäubchen cokett auf den silbernen Locken, umgeben von ihren Kindern und Enkeln sehen, während du auf der anderen Seite denjenigen, bei welchen du einst Ersatz für die gefürchteten Ketten zu finden geglaubt, bald im zerlumpten Kleide der Bettlerin, bald als runzlige Hökerin oder Beschützerin von allerlei fraglichen Gewerben, die das Tageslicht scheuen, wieder begegnen kannst. Eine Maitresse ist kein Weib, ist keine ebenbürtige Genossin des Mannes, sie ist eine unwürdige Täuschung der Sinne und eine Verdrehung des Edelsten und Hehrsten auf Erden, gleich dem Zucker- oder Brotstückchen, mit dem die Ammen der Provinz den Schrei des Säuglings stillen und seinen Gaumen täuschen, statt ihm den unerschöpflichen Lebensborn des mütterlichen Busens zu spenden.'

„Dieses und noch vieles Andere trugen Sie mir vor, mein Vater; ich breche ab und schaltete nur dies Bruchstück Ihrer Rede ein, um Ihnen zu beweisen, daß trotz meiner enttäuschten Miene jedes Wort derselben sich meinem Gedächtnisse eingeprägt hat und nicht Vergessenheit heute meine Handlungsweise bestimmt.

„Angesichts Ihres Leidens wie Ihrer inneren Ueberzeugung mußte ich mich wohl oder übel fügen, und erlangte als einzige Gunst nach langem Kampfe und auf mein Einwenden, daß keine der Damen des Pariser Adels mich locke, die Erlaubniß des freien Spielraumes, mein Weib aus der Nation und dem Lande zu wählen, wie es mir behage, vorausgesetzt, daß ich sie Ihnen in der festgesetzten Frist zuführe. Sogar ohne Nachricht durfte ich Sie lassen, Sie glaubten Ihres Triumphes sicher zu sein und gaben mir, als ersten Lohn meiner scheinbaren Fügsamkeit, denjenigen der rathlosen Verzweiflung, die weiteste Vollmacht auf Ihren Banquier. Damit glaubten Sie alle Schwierigkeiten gehoben.

„,Ich freie nun das erste Mädchen, dem ich da begegne, wo ich seine Gegenwart am wenigsten erwartet!' war mein letztes halb ungeduldiges, halb lachendes Abschiedswort, und Sie nickten jener letzten Klausel meines, wie Sie oft gesagt, verschrobenen Sinnes Ihre stille Zustimmung.

„Jene drei Monate sind in acht Tagen abgelaufen, und mein Bekenntniß soll beginnen.

„Zuerst bereiste ich das mir wohlbekannte südliche Frankreich wie die beiden Rivieren auf der vergeblichen Brautschau, kein Frauenbild bot sich mir unter den überraschenden Umständen dar, welche ich zur Bedingung gemacht. Noch eins, ich war allein, Rosine hatte mich begleiten wollen, und ich versprach mir von ihrem

lebhaften Sinne, den ich durch die Prämie von 1000 Franken auf die Spitze getrieben, die beste Mitwirkung zum Erfolge.

„So kam ich bis Neapel, wo mir auf der Höhe des Vesuvs, der in vollem Gähren und Brodeln war, bis an die Knie in der Asche watend, die Kleider hoch aufgeschürzt, eine entzückend hübsche brünette Amerikanerin entgegentrat und sofort von mir zu meinem Weibe erkoren ward; war ich ihr doch unter den gewünschten Umständen begegnet. Das cokette schöne Mädchen ließ sich gern den Hof machen, aber heirathen — vergebliche Mühe: sie war verlobt.

„Fast schon verzweifelnd und doch an meinem Edelmannsworte festhaltend, traf ich bei meinen tollen Streifereien, die ich ewig zu demselben Zwecke unternahm, um Mitternacht eine Engländerin in der Campagna di Roma, einzig um deren Sicherheit zu erproben oder ein Abenteuer aufzusuchen. Obgleich nicht mehr ganz jung, röthlich blond und mit Sommersprossen reich begabt, besaß Miß Emmy, ihre Schrullen abgerechnet, das beste, kindlichste Herz und ich war rasch entschlossen. Sie sollte keinem Briganten in malerischer Tracht, wohl aber dem selteneren Wilde eines Freiers in der nächtlichen Stunde begegnet sein. Umsonst. Als ich am Morgen das Jawort holen kam, das sie mich am Abende hatte hoffen lassen, wies Miß Emmy mich mit Entrüstung zurück.

„Oh shocking! Wie durfte ein Mann, der mit einem schönen jungen Weibe reiste, das nicht seinen Namen trug, einer hochgeborenen, züchtigen Tochter Großbritanniens nahen, das sich seiner jungfräulichen Königin rühmte.

„Unterdessen waren sechs Wochen verflossen und, als sei das Füllhorn des Mißgeschicks, welches die Nationen englischen Idiomes für mich besaßen, noch nicht erschöpft, entführte mir ein reicher Engländer, der aus Calcutta kommend, denselben Weg wie seine Correspondenz über Brindisi, Italien und Frankreich eingeschlagen, mir Rosine, meine letzte Zerstreuung; vielleicht um sie in Paris zurückzulassen, wenn sein bisher unverwöhntes Auge sich wiederum abgestumpft an der Cultur Europa's — gleichviel, mir war die Ungetreue verloren, und doch hatte ich seit jenem unvorsichtigen Gelübde das Recht verscherzt, ihr zu zürnen.

„Ich war zu Ende mit meinem Witze und schwer bestraft. In Frankreich hatte ich die Frauen verschmäht, in Italien hatten sie mir mit gleicher Münze heimgezahlt, und ich war des fruchtlosen Suchens müde. Ich fand kein Weib; unvermählt wollten Sie mich enterben, und meine eigenen Mittel waren nicht im Stande, mir das Leben zu gestatten, an das Ihre Nachsicht mich gewöhnt. Dazu Ihr Fluch und der Aufenthalt in Italien, wo der Verkehr mit dem Alterthume unsere Ideen um Jahrzehnte zurückschraubt, ein Blick in die Runde und mein Entschluß war gefaßt, meine Zukunft entschieden.

„Seit sechs Wochen umhüllt mich das Kleid des Novizen, mein Eintrittsgeld ist eingezahlt, ich bin unter falschem Namen eingetragen in die für Fremde unerreichbaren Register eines der hundert und aber hundert Klöster von Florenz, Rom oder Neapel, abgeschnitten von der Außenwelt, unsichtbar für die feinsten Späheraugen. Nur einmal noch kann Fra Bartolomeo — bauen Sie nicht auf diesen schwachen Strohhalm, es ist mein Name nicht — mit dem Vaterlande verkehren, ehe die Einkleidung erfolgt. Senden Sie mir, dem Pflegesohne und Neffen, der Ihnen nicht mehr vor die Augen treten wollte, da er sein Edelmannswort gebrochen, Ihren Segen statt des angedrohten Fluches und mein Gebet soll Ihnen lohnen in den langen Stunden der Nachtwache.

„Geben Sie Ihren Brief poste restante nach Genua zur Post; wie er mich erreicht, ist meine Sache. Bin ich in vierzehn Tagen noch ohne Nachricht, so sehe ich Ihren Willen für unwiderruflich an, und die Einkleidung erfolgt, trauernden Sinnes zwar, doch unverzüglich.

„In alter Liebe Louis."

„Trotzkopf, er ist adorable und impayable, immer noch der Alte!" lachte der Chevalier und griff nach der silbernen Klingel, erst zur geflügelten Kunde seine Schreibmappe, dann seinen Arzt befehlend, um die widerstrebenden Glieder zu der Höhe des Geistes zu erheben, der hinaus ins Weite strebte, dem einzig theuren Kinde seiner Liebe zu, das ihm bei der eigenen Charakteranlage eben um jener Launen und Thorheiten willen um so fester ans Herz

gewachsen war. Er wollte ja nur sein Bestes und ihm alle die trüben Erfahrungen des Oheims ersparen.

* * *

Neben dem zersplitterten Stumpfe der Tassoeiche auf der Terrasse des Klosters San Onofrio zu Rom stand eine schlanke Gestalt, von der Mönchstracht umhüllt, und schaute halb sehnsüchtig hinaus auf das weite Panorama der Siebenhügelstadt mit ihren weiten Palästen und gigantischen Ruinen inmitten der modernen Bauwerke, Sanct Peter und der Tempel der Vesta, die Engelsburg und das Capitol. Bis unter die weiße Kutte des Novizen war die elegante Haltung des Weltmannes dem jungen Einsiedler treu geblieben, und der kleine Fuß in der Sandale verrieth den aristokratischen Ursprung. Ein übermüthiges Lächeln des leichten Zweifels umspielte seine feinen Lippen, über denen der zweifelsohne vor Kurzem erst hingeopferte Bart seine bläulichen Schatten abzeichnete.

„Vierzehn Tage schon seit meinem Briefe, die Zickzacklinien müssen seine Ankunft verzögert haben. Parbleu, wenn der Alte mich beim Wort nähme, wüßte ich in der That nicht, wer von uns am meisten attrapirt wäre, er oder ich. Mein Schreckschuß kam um ein Jahrhundert zu spät. Ma foi, das Leben ist hier so übel nicht, im Nothfalle ließe es sich schon ertragen, nur der Mangel des schönen Geschlechtes drückt. Das ist göttlich! Um der Ehe zu entgehen floh ich ins Kloster, und nun beseufze ich die Abwesenheit der Frauen. Auch der Mann hat als echter Sohn Eva's etwas von ihrem Blute, das Verbotene allein reizt uns.

„Bah, mein Onkel hängt im Grunde eben so sehr an mir wie ich an ihm, und der Gedanke, wie er den Streich aufgenommen, der all sein Hoffen zerstört, quält mich mehr als alles Andere. Die echte Klosterstimmung: Reue. Habe ich morgen keine Nachricht, so findet mich der Abend auf dem Wege nach Frankreich — —

„Diese Stelle sollte den Mönchen verboten sein, denn der romantische Geist des Dichters des befreiten Jerusalems und des religiösen Schwärmers des heiligen Philipp von Neri schwebt hier in der Luft und legt sich als sanfte Schwermuth unwiderstehlich auf Geist und Sinn. Ich glaube ich habe Heimweh nach dem guten Oheim, und brennende Sehnsucht nach dem verschmähten Ideal des Weibes verzehrt mein Herz. O über den Geist des Widerspruchs in unserer Natur!"

Langsam schritt der junge Mann dem Kloster zu, es trieb ihn in seine Zelle und zog ihn hinaus; zum ersten Male im Leben lauschte er den Stimmen seines Innern, welche bisher der Weltlärm übertäubt, und fand statt des erwarteten Friedens nur ein dumpfes Chaos vor. Die sanft waltende Hand der echten Weiblichkeit fehlte zur Lösung des Räthsels, das unerkannt in seiner Seele schlummerte. Das Sehnen nach der wahren reinen Liebe, die ihm auf seinem Pfade nie entgegengetreten und deren Ahnen der Oheim unbewußt in ihm erweckt.

* * *

Die frische Kühle eines herrlichen Sommerabends hatte sich auf Rom und die weite Campagna herniedergesenkt und wie alltäglich auf den Stufen der Scala di Spagna die weltberühmten Gruppen von Männern, Weibern und Kindern vereint, welche dort als Modelle ihren Sammelplatz erwählt. Fast Alle schön und blühend, in die mehr und mehr schwindenden Nationaltrachten der Campagna, der Abruzzen wie der Neapolitaner Berge gekleidet, ohne Ausnahme charakteristisch in Gestalt und Ausdruck, sei's durch die Anmuth, sei's die Kraft oder Geschmeidigkeit der Glieder, leicht jede gewünschte Stellung einzunehmen. Hier begegnet das Auge noch den einst wohlbekannten, heute als Vorwand zur Bettelei verbotenen Pifferari, mit ihren zur Wallfahrt von einem Madonnenbilde zum anderen dienenden Dudelsäcken, den braunen, die Spur von Wind und Wetter tragenden Mänteln und dem phantastischen Schmucke der Beine, selbst die Roß- und Büffelhirten der Maremmen fehlten nicht. Auf der Höhe am Portale der Kirche San Trinità di Monti hatte eine Familie Posto gefaßt, deren Oberhaupt die Kunst besaß, seine dunkeln markigen Züge heute zum Modell eines Simson, morgen eines Judas Ischariot in Falten zu legen, je nach Wunsch, bald einen gefesselten Orientalen im Triumphzuge eines römi-

schen Cäsaren, bald den Herrscher in der Toga selber darzustellen, während sein schönes junges Weib mit den braunen sonnverbrannten Kindern Madonnen und Heilige, im Nothfalle sogar reuige Magdalenen mit himmelwärts blickenden Augen ihre Specialität nannte. Dann wieder waren es mit Absicht zerlumpte Bettler, welche auf die vereinzelten Nachahmer Murillo's zählten, Knabenköpfe mit dem langen Lockenhaar Johannes des Täufers, liebliche Kinder zu Engelsgruppen und kühner sich drapirende Gestalten, die mehr auf die Bildhauer als Maler zählten. Zwischen dem Allen wandelten die Künstler hin und her, sorglos plaudernd wie die Modelle selber, scherzend, wohl auch feilschend, aber das Alles im besten Einverständniß, obgleich beide auf ihren Vortheil bedacht waren.

Unter den Auf- und Niederschreitenden zog ein Paar besonders die Aufmerksamkeit der Italiener auf sich. Es war ein Mann in den besten Jahren, in der leichten nachlässigen Kleidung der meisten seiner Genossen, mit lebhaften Bewegungen und rastlos umherspähenden Augen, hier ein Geldstück in die kleine braune Hand eines Kindes legend, um einen Dank von der jungen Mutter zu erlangen, dort plaudernd und scherzend, während sein Famulus in der weiten Blouse vorzüglich bei den hübschen Madonnenbildern stehen blieb und mit der farbenbefleckten wunderbar kleinen Hand ihre Wangen kniff, um dann der Erröthenden irgend eine Gabe zuzustecken; einmal versuchte der dunkeläugige Knabe sogar den Arm um die Taille eines Mädchens, das noch ein halbes Kind, zu legen, daß der Vater der hübschen Trasteveranerin stirnrunzelnd näher trat und der ältere Künstler lachend und doch gleichsam halb besorgt den Gefährten weiter zog. Der Abendwind spielte in seinen kastanienbraunen Locken unter dem breitrandigen Strohhute, und seine Stimme klang melodisch wie Musik ins Ohr der lauschenden Frauen. Manches mandelförmige große Auge schaute dem ungleichen Paare nach, als es die Stufen verließ und auf der Piazza di Spagna in eines der kleinen Fuhrwerke stieg. Einen kurzen Moment hatte der Jüngere die Rechte auf den Arm des Gefährten gestützt, bis dieser ihn mit einem leise geflüsterten Worte abgeschüttelt, und beim Einsteigen fiel es selbst den einfachen Kindern des Volkes, welche allein der Verkehr in den Ateliers gebildet, auf, mit welcher Sorgfalt der Maler seinen Famulus behandelte.

„Hinter dem Kleinen steckt mehr als ein Farbenreiber, er ist zu zierlich und voll zugleich gebaut! Der Alte hat Glück! Wer weiß, ob's nicht seine Geliebte ist!“ sagte einer der Künstler, doch sein Genosse fiel tadelnd ein:

„Mußt du jeder Schürze nachlaufen, Philipp, und Weiber selbst im Schülerkleide wittern, das ist zu arg. Aus dir wird nie ein rechter Maler! Sieh dir lieber jene Madonna drüben an, das rechte Modell zu jener Römerin im Vordergrunde deines ‚Todes der Virginia‘“.

„Zum Henker mit deinem ewigen Tadel, Hans! Ohne Poesie ist noch kein Genius unter dem blauen Himmel Italiens gereist, und der Cultus der Frauen ist ein Stück davon, ohne Liebe keine Schöpferkraft.

„Primavera gioventù dell' anno
Gioventù primavera dell' età,“

trällerte der junge Maler und schaute dem Paare unabläßig nach.

Kaum im Wagen, wendete der Knabe sich lachend zu seinem Genossen:

„Bravo, petit père, es ist gelungen, und der Plan ist gut. Du bist unübertrefflich, Herzenspapa.“

„Hast du gesehen, Madeleine, wie der dunkle Römer Unheil witterte, als dein Auge das Herz der Tochter in Flammen zu setzen drohte?“

„Freilich! Nun ich Madonnen und Heilige, Christusköpfe und Cäsaren getäuscht, darf ich mich kühn unter die Mönche wagen. Die Maulwürfe sind ja halb blind.“

„Blende sie nur nicht ganz, du Uebermuth!“

„Keine Sorge! Also morgen, wie verabredet, Ausflug nach dem Janiculus.“

* * *

Ob auch draußen dumpfe Schwüle herrschte, und die Sonnenstrahlen erbarmungslose Pfeile versandten, sie konnten weder in den, von weiten Klostergebäuden umschlossenen Hof von San Onofrio eindringen, noch in die weiten

Gänge, deren hohe Bogenfenster von ihm ihr Licht erhielten. Schweigen und Stille herrschte hier; dann und wann nur tönte der klappernde Schritt einer Sandale auf dem steinernen Fußboden bis hinein in den gewölbten Corridor des ersten Stockwerkes, wo, unweit der Zelle des unsterblichen Tasso, der Stolz des Ordens, die Madonna Leonardo's, die Wand schmückte.

Vor derselben hatte ein Maler mit Klappstuhl und Farbenkasten, Palette und Famulus sich eingefunden, doch ein unleidlicher Augenschmerz ließ ihn bald die Kreide zum Skizziren der jüngeren Hand seines Schülers überlassen. Dieser lachte und fuhr mit einigen raschen Strichen über die Anfangsgründe des Meisters, um sie mit wahrem Kunstverständnisse neu zu ergänzen und vollendeter auszuführen. Es war das Paar von der Scala di Spagna.

„Man sieht wohl, daß du es nicht bist, die ihr Gesicht durch Reiben und Pusten und Wischen allen Glanzes berauben soll," hatte der Aeltere halb verdrießlich dem Knaben zugeflüstert, als dieser sein Leiden scheinbar vergeblich zu heben versucht.

„Einem sollte ja das Gesicht im Kloster geblendet werden, Väterchen, ein anderes Opfer ist nicht in der Nähe, also mußtest du es sein, um dich nicht selbst Lügen zu strafen," hatte Madeleine ihm zur Antwort gegeben und dann, wie verabredet, fröhlich gearbeitet. Der Baron hatte sich unterdessen an das offene Fenster geflüchtet und unwillig nach dem Mönche geschielt, der Wache zu halten oder höflicher auf jeden ihrer Winke zu harren schien. Er sehnte sich nach seiner Havannah und sagte sich, daß seine Tochter zwar ein reizendes Geschöpf sei, aber doch seltsame Launen habe und dem Manne, der sie einst heimführe, manchen Knoten aufzuschürzen geben werde.

Das junge Mädchen hatte sich bald in Hitze gearbeitet; das unablässige Schauen und Vergleichen ermüdete das Auge, und sie ließ die Hand sinken, um sich zu fragen, ob der Erfolg der Mühe lohne. Der Eingang in das Kloster war eine Enttäuschung gewesen, der alte Pförtner kein Held einer romantischen Ausmalung des Mönchslebens, und die Kirche kalt und öde; selbst die allzusehr nach Ostentation schmeckenden Reliquien der Tassozelle hatten auf sie keinen Eindruck gemacht, und nun zog sich auch der Vater von hier zurück und suchte Frische am Fenster und Zerstreuung in seinen Träumereien.

„Papa," fuhr sie ungeduldig auf, „komm doch und sieh, ob meine Skizze gelungen."

„Der große Leonardo selber dürfte den Faltenwurf des Kleides wie den auf der Freske von Pfuscherhand unkenntlich gemachten erhobenen Arm des Kindes mit Stolz seine Schöpfung nennen!" tönte es mit dem tiefen Wohlklang einer männlich frischen Stimme hinter der Malerin, ehe der Baron noch zu antworten vermochte, und Madeleine wendete, beschämt und fast zürnend zugleich, den Kopf nach dem unberufenen Kritiker, der so fein zu schmeicheln wußte.

Hinter ihr stand statt des ersten Hieronymiten eine andere hohe Gestalt, und die kurze Entschuldigung, der nur die Verbeugung fehlte, um das Bild des Cavaliers in der Kutte zu vervollständigen und diese wie eine Maske erscheinen zu lassen, söhnte das verwöhnte Kind rasch mit dem seltsamen neuen Bekannten aus und scheuchte auch die letzte Spur des Unwillens von ihrer Stirn. Auch dem Baron wußte der seltsame Wächter den Aufenthalt in der Galerie weniger lästig zu machen. Als habe er errathen, was der Fremde entbehre, legte er ihm die Möglichkeit, eine Cigarre zu rauchen, nahe; denn, sagte er verbindlich, unser Orden denkt zu frei, um an solchen Kleinigkeiten Anstoß zu nehmen; daß der offene Flügel seine ganze Zuflucht war, verschwieg er klüglich, und der Franzose fand an dem Landsmanne mehr und mehr Gefallen: die alte Geschichte vom Verbannten in der Fremde wiederholte sich hier.

Madeleine ließ die Männer gewähren; hätte der Schmeichler nicht die Kutte getragen, so würde sie auch in dieser Handlungsweise, den Vater vor der Tochter zu gewinnen, die gewandteste Zickzackwerbung eines Weltmannes erkannt haben. Sein feuriges Auge hatte zu klar geredet, als es auf ihren Zügen verweilte. Und doch, wie konnte ein Klosterbruder auf den ersten Blick das Weib in der Verkleidung erkennen, nachdem die Maler und Modelle der Piazza di Spagna dadurch irre geworden? Gleichviel, hier fand sie endlich

das Abenteuer, hier winkte ihr die Zerstreuung, die sie sich von diesem Ausfluge versprach. War es nicht unübertrefflich komisch, sich von einem Mönche den Hof machen zu lassen und sein armes Herz mit Sturm zu nehmen, während er sich mit einem Malerschüler zu unterhalten glaubte und dem Zauberbanne keinen Widerspruch entgegensetzte, indeß sie keinerlei Gefahr dabei lief. Sie wußte nicht, daß Graf Maratti, der mehr noch gewiegter Kenner der Frauen als der Gemälde war, in ihr auf den ersten Blick das Weib erkannt, und durch jede Bewegung von dem coketten Neigen des Kopfes bis zu der anmuthigen Haltung der zarten Hand, die, obgleich mit Farbenresten befleckt, viel zu sauber war und die Absichtlichkeit verrieth, seine erste Ansicht bestätigt gefunden hatte. Es fiel ihm wie Schuppen von den Augen; hier, das fühlte er sogleich, war das langgesuchte Traumbild gefunden, die einzige Bedingung erfüllt, er habe es unter den wunderbarsten Umständen angetroffen, in Männertracht, in einem den Damen streng verbotenen Raume! Und doch war es eine Landsmännin, zweifelsohne von edelster Geburt und bis in ihre phantastischen Launen die einem Edelmanne ebenbürtige Gemahlin! Stand ihr nicht der Vater als Ehrenwache zur Seite? — Aber ihn fesselte ein unüberlegtes Wort an die Klosterzelle! Daß er es brechen könnte, kam ihm in diesem Augenblicke trotz aller Leichtfertigkeit seines früheren Lebens nicht in den Sinn: dazu hatte ihn der Oheim zu streng und scharf im Gefühle der Vortheile und Pflichten seines Standes erzogen. Gleichviel! dachte auch er gleich Madeleine am Schlusse seiner unangenehmen Betrachtungen, sie ist ein Weib, dessen Herz nicht leicht zu gewinnen ist, das stand in ihren selbstbewußten Siegeraugen zu lesen. War doch ihr Vater der erste Sclave ihrer Launen, warum sollte er sich jetzt die letzte Zerstreuung auf Lebenszeit vielleicht versagen?

Bald war das Paar in das lebhafteste, weltlichste Gespräch verwickelt, dem diese alten Mauern seit ihrem Bestehen noch je gelauscht haben mochten. Der Baron freute sich der Ablösung von dem Amte, seine Tochter unablässig unterhalten zu müssen; Niemand noch hatte sein Kind bisher so zu fesseln und anzuregen gewußt; so lehnte er sich zurück in den bequemen Lehnstuhl, den ihm der dienstbeflissene Mönch aus einer nahen Zelle geholt, und blickte den fliehenden Rauchwölkchen seiner Cigarre nach: unter solchen Umständen gab es ja keine Gefahr für seinen Liebling.

Schatten lagerten längst auf den Cypressen des Gartens, als die Maler endlich das Kloster verließen. Madeleine hatte bei der Unterhaltung des Landsmannes die Flucht der Stunden kaum bemerkt und das Geräth zurückgelassen, um morgen die heute so wenig geförderte Skizze fortzusetzen. Sie hatte mit Fra Giacomo über tausend Gegenstände geplaudert und wußte längst, daß er, von altem Adel, ihrem eigenen Lebenskreise angehörte und ihn erst seit Kurzem verlassen hatte; nur seinen Namen und die Ursache seiner Flucht in die Einsamkeit hatte sie mit dem scheuen Zartgefühl des feingebildeten Weibes nicht zu berühren gewagt.

Der Graf verstand die Stimme seines Herzens besser.

Er wußte, daß er das Ideal seines Lebens gefunden, und athmete nur noch in dem Gedanken an den Morgen, der ihm die Antwort des Oheims bringen konnte, und den Nachmittag, wo die neue Sonne wieder am Horizonte seines Herzens aufgehen sollte.

Am folgenden Tage fand die talentvolle Dilettantin mehr als die Hälfte ihrer Kreidezeichnung von geschickter Hand ausgelöscht. Sie zögerte, nach dem Urheber dieses sonderbaren Attentates zu fragen. Ehe sie die Lippen noch geöffnet, gab das beredte Auge des Novizen Antwort: was Penelope einst in Frauenlist ersonnen, hatte hier dem Manne die Liebe eingegeben; er suchte das einzige Mittel, die Angebetete noch ferner zu sehen, mit allen Mitteln und aus allen Kräften festzuhalten.

So spann sich der süße Traum, das rastlose Werben und Einanderzujauchzen des unter so seltsamen Umständen vereinten Paares fort, bis der Baron gründlich Argwohn schöpfte und einen Machtspruch that. Das veränderte Wesen der Tochter, ihre im Kloster bald übersprudelnde Fröhlichkeit, der, einmal außerhalb seiner Mauern, eine ihr bisher fremde Neigung zu sanfter Schwermuth folgte,

ihr Widerstreben gegen alle gewohnten Vergnügungen, gegen jeden Ausflug, der nicht den Janiculus zum Ziel hatte, wie ihr plötzlich gereifter, die kindliche Hülle abstreifender Sinn hatten ihn auf die Spur geführt; die sorglichere Ueberwachung einer Sitzung genügte, um das Urtheil des Weltmannes und Vaters zugleich zu bestätigen. Eine Probe noch hatte er gewagt und unter dem Vorwande einer heftigen Migräne die Serie der Studien unterbrochen. Madeleine hatte tief geseufzt, bis die alte treue Neigung zu dem theuren Vater den Sieg über den jungen Lenz ihrer Seele davongetragen und sie sich selbst im Stillen der Undankbarkeit geziehen. Der Baron machte sich die bittersten Vorwürfe und glaubte sich getäuscht zu haben; er that seinem Idole im Herzensgrunde Abbitte und athmete erleichtert auf. Nicht so bei dem nächsten erneuten Versuche; kaum hatte er begonnen, als Madeleine seinen Gedankengang durchschaute, und das Gewitter brach los, um so heftiger, je länger es verzögert war.

Nachdem sie unter Thränen ihr Leid beklagt, daß sie in nichts, auch in ihren kleinsten Liebhabereien nicht frei sein dürfe, sondern stets nur dem ewigen Moloche des „qu'en-dira-t-on" gehorchen müsse, war sie plötzlich ruhig geworden und hatte der ebenso ungestümen, wie von den innigsten Tönen der Theilnahme durchzitterten Rede ihres Vaters nassen Auges gelauscht.

Der Edelmann legte sich selbst den Löwenantheil der Schuld an Madeleine's unseliger Herzensverirrung bei, wie er die Klosterepisode nannte. Er stellte ihr die Unmöglichkeit ihrer Neigung vor, die den Todeskeim vom ersten Augenblicke an im Herzen trage, malte ihr das Unwürdige aus, jene Flammen des jungen Mönches ferner zur Gluth zu fachen, und schloß unter tausend Liebkosungen mit dem strengsten Verbote, fortan das Kloster zu betreten. Ehe er noch geendet, flog Madeleine an seine Brust und umschlang seinen Nacken mit ihren Armen, während ihr kluges Auge ihn fast spöttisch anlachte.

„Aber, petit père," flüsterte sie, „er ist entschuldigt, er liebt mich, und Amor's Rosenscepter ist älter als San Onofrio's härene Geißel."

„Still, armes Kind, sein Gelübde bindet ihn! Ich weiß, auch du liebst ihn, doch die Wonne deines Besitzes ist ein verscherztes Eden für ihn! Die Palme des Märtyrers wird sein Lohn."

Ihre Arme lösten sich, sie schwankte; der Vater geleitete sie erschreckt zu dem Sessel auf der Veranda und kniete neben der schwer Athmenden nieder, noch einmal der Anbeter seiner Tochter wie in vergangenen schönen Tagen, als er allein ihr Herz besessen. Die wandelbare Stimmung der Französin war plötzlich in düstere Schwermuth umgeschlagen; alle ihre kühnen Hoffnungen erstarrten wie Maiblüthen beim Nachtfrost. Niemals hatte sie den Vater so ernst und streng ihren Liebkosungen widerstehen gesehen, er mußte seiner Sache gewiß sein und Recht haben, ihr blieb nichts übrig als sich seinem Machtspruche zu beugen, der heute die Welt und ihr Gericht bedeutete.

Stumm und gebrochen lag sie da, trocknen weitoffnen Auges, doppelt rührend in der Anmuth des Schmerzes und der Sanftmuth der Ergebung, welche sie bisher nie gezeigt. Ihr Busen allein wogte schwer und hob sich wie von erstickten Seufzern. Dem Baron däuchte jede Minute eine Ewigkeit, niemals hatte Verzweiflung der getäuschten Liebe ihn so in allen Grundfesten erschüttert wie heute die Trauer dieses Kindes, seines Lieblings und Idols.

„Armer Vater, verzeihe mir!" flüsterte sie leise. Selbst bei der höchsten Trostlosigkeit fand sie noch Raum in ihrem Herzen für das Mitleid und die alte Kinderliebe zu dem theuren nachsichtigen Freunde und Leiter ihrer fröhlichen Jugend. Nun erst, bei dem Gedanken an ihn, löste sich der Bann, sie drückte die Augen zu, und lichte Perlen glitten über ihre bleichen Wangen.

Plötzlich fühlte sie ihre schlaffe matte Hand mit heißer Gluth erfaßt, ein elektrischer Strom glitt durch ihre Adern, und eine wohlbekannte Stimme flüsterte mit den Tönen des tiefsten Schmerzes und der höchsten Wonne, wie sie dem Sterblichen nur einmal zu Theil wird auf Erden, wenn er dem Weibe naht, das ihm das Paradies bedeutet:

„Weine nicht, Geliebte! weine nicht, mein einziges Leben, ehe du weißt, was uns trennt und was uns noch nicht alle Hoffnung raubt."

Sie hob die Wimper, trunken vor Freude. Zu ihrer Linken kniete der Baron, zur Rechten der Mönch von San Onofrio, aber als Cavalier vom Wirbel bis zur Sohle, in der leichten Sommertracht des Weltmannes, und doch die romantische Erfüllung ihrer kühnsten Mädchenträume. Der Graf hub an und begann, die Geschichte seines Oheims und seiner Brautfahrt bis zu dem tollen Gelübde in raschen Zügen zu entrollen, während er die rechte Hand der Angebeteten in der seinigen hielt. Er meldete, wie die fruchtlose Erwartung der beiden Tage ihn zum halben Wahnsinn getrieben, und es ihm endlich klar geworden, daß jedes Dasein ohne sie für ihn die Hölle auf Erden sei, daß sein Oheim und Vater nur sein Glück wolle und daß der Trotzkopf vor der Weihe der Liebe weichen müsse. Zweifelsohne sei die Antwort des Chevaliers auf seinen Brief verloren gegangen, doch heute begreife er jenes Gewebe von Verstocktheit nicht mehr, in das er sich selbst aus thörichtem Uebermuthe und gekränktem Stolze eingesponnen. Aber die Lösung von seinem voreiligen Gelübde sei so gut wie sicher, das Kloster selbst habe kein Anrecht an ihn. Endlich erzählte er, wie er sie längst gekannt, Namen und Hotel ausfindig gemacht habe. Madeleine lächelte nur, doch ihr Herz pochte, und ihr lebhaftes Gefühl weidete sich an der sprudelnden Kraft des ebenbürtigen Genossen. Jeder von ihnen sagte sich: an ihrer — seiner Stelle würde ich ebenso gehandelt haben, desselben tollen Streiches fähig gewesen sein.

Da rollte unten ein offener Wagen mit einem ältlichen Herrn vor, den das rothe Band der Ehrenlegion wie die elegante Haltung als Franzosen kennzeichnete; Kammerdiener und Koffer fehlten nicht auf dem Bocke. Das noch immer ausdrucksvolle Auge des einst Unwiderstehlichen glitt unruhig und gleichsam suchend umher; plötzlich blieb es auf der Veranda haften; der Edelmann stutzte. Ueber den Lorgnon ward ein zweiter auf die Adlernase gesetzt, dann schallte ein fröhliches: „Louis, du bist frei!“ empor. Der Graf fuhr auf aus seiner anbetenden Stellung; ein süßer Laut wie aus den alten Tagen der Kindheit tönte ihm noch im Ohre, welcher selbst in der Weihestunde der Liebe ein willkommener Klang ist.

Ein Blick nach der Straße hinab genügte; dann schloß er das schöne Mädchen in einem Anfluge des früheren, neu erwachten Uebermuthes in die Arme, um mit ihr an den blumenumrankten Rand der Veranda zu treten und Hand in Hand dem Ankömmlinge eine Verbeugung zu machen.

„Pardon, mon oncle, ich bin gefesselt,“ lachte er fröhlich hinab, dann ließ er Madeleine, die wie im wachen Traume dastand, los und eilte dem Chevalier entgegen, um ihm das Räthsel zu lösen.

„Teufelsjunge, das nenne ich einen glücklichen Zufall,“ schmunzelte der Edelmann, während er die Treppe langsam, doch ungeduldig emporstieg, da die Gichtschmerzen ihm wiederholten Anlaß gaben, sich auf den Arm seines Neffen zu stützen, welcher die Verzögerung benutzte, um rasch und fröhlich sein Geheimniß über das entdeckte Ideal auszuplaudern, das alle Bedingungen bis auf die letzte, die seine Laune gestellt hatte, erfüllt, ja weit übertroffen hatte.

„Unverbesserlicher Uebermuth, mußte ich darum meine lahmen Knochen Hunderte von Meilen schleppen lassen und in Mailand für todt und allen Furien zur Beute liegen bleiben, denn meine Briefe kamen als unbestellbar zurück. Und das Alles einzig und allein, um dich von deinem Gelübde zu lösen, dir das Cölibat zu gestatten und dich schließlich sogar von der Mönchskutte zu befreien, — Alles, damit mir der vermeintliche Einsiedler jetzt frisch und frei seine Braut entgegenführt?“

So zankte der Alte und maß dabei mit väterlichem Stolz die schlanke jugendkräftige Gestalt, die ihn stützte und fast wörtlich auf den Armen trug.

„Ist's nicht besser so, Onkelchen?“ fragte der Neffe, als sie oben waren.

„Freilich, Schlaukopf, und als Mann von Geschmack hast du dich auch gezeigt, eine reizende Knospe voll Duft und Feinheit, selbstverständlich Französin? Daran erkenne ich den Familienzug in deinem Charakter.“

Bald saßen Chevalier und Baron traulich beisammen und tauschten bei der Cigarre und einem Glase Lacrymae Christi ihre, wie sie wiederholt versicherten, selten

harmonischen Ideen aus; und allerdings stimmten beide darin merkwürdig überein, daß sie nur das Glück ihrer Kinder, und das bis auf die Befriedigung ihrer wunderlichsten Einfälle im Auge hatten.

Das junge Paar, das sich jetzt erst durch den vereinten Segen der Väter verlobt fühlte, weilte unterdessen auf der Veranda, ganz seinem Liebesglücke hingegeben. Die übermüthige Stimmung, das übersprudelnde Wogen der Gefühle war gedämpft und einer heiteren klaren Stimmung gewichen. Keiner träumte mehr von wunderbaren Abenteuern; in diesem Augenblicke hatten Mann und Weib ihr besseres Sein gefunden. Louis dachte nur an den Brautring und die Ausstattung, die Vermählung und die Hochzeitsreise, Madeleine war der Mittelpunkt all seines Strebens, und auch sie vergaß die Süßigkeit des Herrschens, da Alles sich ungeheißen ihrem Willen beugte.

Bilder aus dem Alterthum.

Von

Adolf Stahr.

II. Die Feuerwehranstalten im alten Rom.

Während das moderne Rom im Vergleich zu anderen großen europäischen Hauptstädten seit mehreren Jahrhunderten merkwürdigerweise wenig oder gar keine großen Feuersbrünste erfahren hat — wie ich mich denn nicht erinnere, seit den viertehalbhundert Jahren nach dem bourbonischen Sacco di Roma von irgend einem bedeutenden Brande daselbst Nachricht gefunden zu haben — gehörten zahlreiche große Brandunglücksfälle von jeher zu den oft wiederholten Calamitäten nicht nur des alten republikanischen, sondern auch des kaiserlichen Roms. Die Regierungen fast aller Kaiser des Julischen Hauses, sowie der ihm folgenden Flavischen Dynastie wurden durch große mehrtägige Feuersbrünste heimgesucht, welche ganze Theile der Hauptstadt in Asche legten. Unter Tiberius verzehrte ein solcher Brand den ganzen Stadttheil des Cälinshügels und die daran grenzenden Quartiere und gab dem Kaiser Gelegenheit, seine weise Umsicht und edelmüthige Hülfsbereitschaft in großartigster, vom ganzen Volke dankbar anerkannter Weise zu bewähren.* Die Feuersbrünste unter Vespasian und Titus, von denen die letztere im Jahre 80 unserer Zeitrechnung drei Tage währte und einen beträchtlichen Theil des kurz zuvor von Nero neu erbauten Roms verzehrte, sind bekannt.** Ihnen folgte der große mehrtägige Brand unter Commodus, der viele der schönsten Straßen und Bauwerke der Stadt vernichtete und zuletzt nur durch glücklich eintretende, ungewöhnlich starke und andauernde wolkenbruchartige Regengüsse gedämpft wurde.*** Rechnet man dazu den bald zu erzählenden Neronischen Brand, den größten unter allen, von denen die Geschichte aller Zeiten weiß, so ergiebt sich, daß in dem kurzen Zeitraume von kaum 125 Jahren die Hauptstadt der Welt von vier oder fünf gewaltigen Feuersbrünsten heimgesucht wurde, welche wiederholt Rom theilweise fast bis zur Vernichtung zerstörten.

Es war daher kein Wunder, daß bei den Römern Feuerunglück zu den gefürchtetsten Dingen gehörte. Die bloße Erwähnung eines solchen in der Unterhaltung bei Tische galt für unheilvoll, und man beeilte sich, wie wir aus Plinius' Naturgeschichte wissen, die darin enthaltene üble Vorbedeutung durch sofortiges Ausgießen von Wasser unter den Tisch abzuwehren.† Derselbe Schriftsteller meldet, daß es Sitte war, feuerabwehrende Sprüche (incendiorum deprecationes) an die Wände der Häuser zu schreiben. Auf absichtliche Brandstiftung stand schon in den ältesten republikanischen Zeiten die schwere Strafe der Aechtung des Brandstifters, die sich unter den Kaisern bis zum Feuertode steigerte. Große Brände wie die zuvor erwähnten wurden daneben allgemein als göttliche Strafgerichte angesehen, welche die rächende Macht der Götter über den Luxus und die Laster der

---

* S. Stahr: Tiberius, Seite 355 bis 356 (2. Ausgabe).
** Sueton: Tit. 8. — Dio Cass. 66, 24.
*** Herodian I, 14. — Dio Cass. 72, 24.
† Plin. nat. hist. XXVIII, 3, 26.

Menschen verhänge* — eine Anschauungsweise, die auch noch in unseren Tagen, z. B. bei dem großen Hamburger Brande des Jahres 1842, von gewissen strenggläubigen Zeloten auf den Kanzeln gepredigt wurde und selbst an dem vortrefflichen englischen Geschichtschreiber Merivale bei Gelegenheit seiner Schilderung des Neronischen Brandes einen Vertreter findet.

Rom war nach dem Gallischen Brande, der die Stadt fast völlig zerstörte, bekanntlich in sehr tumultuarischer Weise wieder aufgebaut worden und behielt im Ganzen diesen Charakter zumal in den älteren Stadttheilen bis zu dem großen Brande unter Nero, der, wie wir sehen werden, durch den von Nero unternommenen Neubau die ganze Physiognomie der Stadt gänzlich veränderte. Bis dahin war trotz der Verschönerungsbauten unter Augustus Rom im Ganzen eine häßliche, übelgebaute Stadt. Die Straßen und Gassen waren unregelmäßig, eng und winklig, die Wohnhäuser des niederen Volkes und der Mittelclassen dicht an einander gedrängt, ohne Zwischenräume und selbst ohne Brandmauern, meist von Holz gebaut, oft noch mit Schindeln gedeckt und dabei des Miethgewinnes wegen zu riesiger Höhe von acht bis neun Stockwerken aufgethürmt. So fanden Feuersbrünste stets reichliche und gefährliche Nahrung und Verbreitung, zumal die Feuerlöschanstalten in der republikanischen Zeit durchaus ungenügend waren. Dieselben standen unter der Leitung der sogenannten triumviri capitales, und wir lesen, daß mehrere derselben wegen Nachlässigkeit in ihrem Dienste hart bestraft wurden.**

Eine völlige Neugestaltung erfuhr die römische Sicherheitspolizei und die damit zusammenhängenden Löschanstalten erst unter Kaiser Augustus durch die Organisation einer eigenen Feuerwehr. Sie ward geschaffen infolge eines großen Brandunglücks, des größten, wie Livius*** in einem der verlorenen Bücher seines Geschichtswerkes meldete, welches Rom nach dem Gallischen Brande bis dahin betroffen hatte. Diese von Augustus neugebildete Feuerwehr wurde dem vom Kaiser errichteten, militärisch organisirten Corps der Stadtwächter, vigiles, übertragen, welche in sieben Cohorten, jede von einem eigenen Commandeur ritterlichen Ranges befehligt, an sieben verschiedenen Stellen in eigends errichteten Wachtlocalen stationirt waren, und deren Gesammtzahl allmälig von siebenhundert bis auf eben so viel tausend erhöht wurde. Reste solcher Wachthäuser (excubitoria) sind in unserem Jahrhundert durch zufällige Ausgrabungen aufgefunden worden, das letzte im Jahre 1866 jenseits der Tiber einige dreißig Fuß unter der heutigen Erdoberfläche der Stadt.* Unter den Präfecten der Vigiles stand eine Anzahl niederer Beamten, Straßenmeister genannt (magistri vicorum), je vier für jeden der 265 Gassenquartiere. Die oberste Behörde der gesammten Sicherheitspolizei waren die Aedilen, Prätoren und Quästoren, denen eine Anzahl von Staatssklaven zum Feuerpolizeidienst untergeben war, welche zugleich von den Straßenmeistern im Fall der Noth requirirt werden konnten. Außerdem hielten auch reiche Adlige Feuerwehrcorps, aus ihren Sklaven gebildet, theils zur eigenen Sicherheit ihrer mit Kostbarkeiten gefüllten Paläste (Juvenal: Sat. 13, 105), theils zur Disposition des Publicums, deren Hülfe bei Feuersbrünsten entweder gegen Bezahlung herbeigerufen werden konnte, oder auch wohl von den Besitzern, um sich beim Volke beliebt zu machen, umsonst gewährt wurde. So wird uns z. B. von dem später wegen Verschwörung gegen das Leben des Augustus hingerichteten Egnatius Rufus erzählt, daß er als Aedil sich die Gunst des Volkes dadurch zu erwerben gesucht hatte, daß er sein privates, aus eigenen Sklaven (privata familia) errichtetes Feuerwehrcorps ohne Bezahlung bei Feuersbrünsten hergab.** — Die Vigiles hatten die Pflicht, bei ihren nächtlichen Rundgängen auf jedes Zeichen eines ausbrechenden Brandes zu wachen und sofort dorthin zu Hülfe zu eilen, wobei es denn auch wohl vorkam, daß sie durch

* Profecto incendia puniunt luxum cet. Plin. a. a. O. 36, 15, 110 und zahlreiche Stellen anderer römischer Schriftsteller.

** Liv. 39, 14. — Valer. Max. VIII, 1, 5.

*** Bei Orosius VII, 2.

* S. Stahr: Ein Winter in Rom, S. 264 bis 265.

** Vellej. II, 91. — vgl. Paul. Dig. I, 15, 1 u. 3. — Ulpian 33, 7, 12.

falsche Anzeichen, z. B. durch den gewaltigen Rauch, der bei Gelegenheit großer Gastmähler aus den Küchen der Reichen aufstieg, unnöthig alarmirt wurden und dann mit ihren Löschgeräthschaften in die Paläste der Schwelger einbrachen.*

Zu den Löschgeräthschaften, mit denen die Feuerwehr versehen war, gehörten fast alle diejenigen, welche auch bei den Feuerwehren unserer Zeit in Gebrauch sind. Die Feuerwehrmänner waren selbst auf ihren nächtlichen Rundgängen mit Spitzäxten (dolabrae) zum Einschlagen und Einreißen von Thüren und Wänden, sowie mit Wassereimern ausgerüstet, während eigene Wasserträger (aquarii) in größeren Gefäßen, hamae genannt, aus den zahlreichen Springbrunnen und Bassins das nöthige Wasser herbeiführten. Auch Feuerleitern (scalae) fehlten nicht; eben so wenig eine Art von Schlauchspritzen, siphones genannt, welche von eigenen Spritzenmeistern (siphonarii) bedient wurden.** Außerdem bediente man sich zum Löschen auch noch einer Art schwerer, aus verschiedenen starken Zeugen zusammengesetzter Teppichdecken (centones), die mit Wasser oder Essig getränkt über die Flammen geworfen wurden. Auch das Einreißen und Niederlegen von ganzen in der Nähe des Feuers befindlichen Gebäuden und Häuserreihen, um dem Feuer die Nahrung abzuschneiden, finden wir bereits angewendet, wie denn bei dem großen Neronischen Brande mit Hülfe der kaiserlichen Artillerie zu diesem Zweck ganze Häusermassen und Kornspeicher niedergeworfen wurden.*** In den großen Städten der Provinzen dagegen waren die Feuerwehranstalten theils gar nicht, theils nur sehr mangelhaft vorhanden, daher in denselben Feuersbrünste, zumal bei ungünstigem starken Winde, meist geradezu vernichtend wurden, wie denn zu Seneca's Zeit das gallische Lugdunum, das heutige Lyon, innerhalb vierundzwanzig Stunden bis auf das letzte Haus abbrannte, und Nicomedia, die Hauptstadt der Provinz Bithynien, eine der größten und schönsten Städte Asiens, zu Trajan's Zeit durch ein Feuer große Verheerung erlitt. Der jüngere Plinius, der damals Statthalter der Provinz war, schreibt darüber seinem Kaiser in einem seiner erhaltenen amtlichen Berichtbriefe: Schuld an der großen Ausbreitung des Feuers sei gewesen erstens die Heftigkeit des Windes, sodann die Unthätigkeit (inertia) der Menschen, welche notorisch sich als müßige Zuschauer, ohne hülfreiche Hand anzulegen, erwiesen hätten. „Dazu kam übrigens noch," fährt er fort, „daß nirgendswo von Stadt wegen Feuerspritzen, Wassergefäße, mit einem Worte keinerlei Feuerlöschgeräth (nullum denique instrumentum ad incendia compescenda) vorhanden waren." Er habe die Anschaffung solcher Dinge bereits angeordnet, stelle es aber dem Kaiser anheim, ob derselbe die Bildung eines eigenen Feuerwehrcorps aus Bauhandwerkern (fabri) gestatten wolle, wobei er Sorge tragen werde, daß in diese Genossenschaft, dergleichen ja auch bereits in anderen Städten beständen, nur wirkliche Fabri aufgenommen würden. Das Letztere schlug der Kaiser ab, weil er gegen alle solche Genossenschaftsverbindungen aus politischen Gründen Mißtrauen hegte. Er erwiederte daher seinem Proconsul, daß er zur Errichtung eines solchen „Collegiums" seine Einwilligung versagen müsse. „Wir sind eingedenk," schreibt er, „daß deine Provinz und vorzugsweise diejenigen Städte, bei denen solche Collegien existiren, von Parteifactionen beunruhigt werden. Und was wir solchen Genossenschaften auch aus irgend welchem Grunde für Namen geben mögen, es werden bald politische Verbindungen (hetaeriae) daraus entstehen. Es ist daher besser, daß man die nöthigen Feuerlöschgeräthe anschafft und die städtischen Grundbesitzer auffordert, daß sie sich selbst um das Löschen in ihren Häusern bekümmern, und daß man nöthigenfalls das Stadtvolk zur Hülfe heranzieht." — Daß das Letztere auch in Rom geschah, wissen wir aus Dio Cassius' Erzählung des Brandes unter Commodus, wo außer der Hülfeleistung der Soldaten beim Löschen auch die der Bürger erwähnt wird.

Von Brandcassen und Versicherungs-

* Seneca: Epist. 64, 1. — Petron. Satir. 78. Die Häuser der alten Römer hatten keine Schornsteine, der Rauch fand seinen Ausgang durch Löcher in den Decken oder durch Thüren und Fenster der Küchenräume.

** S. Beckmann: Beiträge zur Geschichte der Erfindungen IV, 434 ff

*** Sueton: Nero 38. — Tacit.: Annal. XV, 40. — Seneca: Ep. 91 zu Anf.

anstalten zum Ersatz der Brandschäden findet sich in den alten Schriftstellern keine Andeutung. Hier trat für die ärmeren Classen, wie zahlreiche Beispiele beweisen, die Regierungshülfe durch die Kaiser ein, worin sich unter anderen, wie schon bemerkt, der Kaiser Tiberius besonders großmüthig erwies. Für die wohlhabenden und reichen Classen aber sorgte die Privatwohlthätigkeit ihrer Befreundeten und Verwandten meist in so reichlicher Weise, daß, wie die Satiriker der Kaiserzeit wiederholt andeuten, dadurch gelegentlich der Verdacht entstand, manche Abgebrannte hätten das Feuer in Aussicht auf solche Ersatzunterstützung selbst heimlich angelegt.* Andere Ursachen zu vorsätzlicher Brandstiftung waren in manchen Fällen neben der Befriedigung privater Rachsucht an persönlichen Feinden und der Aussicht auf Raub und Plünderung von Seiten des massenhaften Raub- und Diebesgesindels, welches das kaiserliche Rom in furchtbarer Weise unsicher machte, auch einerseits die Absicht zahlreicher Verschuldeter, die Schulddocumente zu vernichten,** andererseits politische Verschwörungen, welche ihre auf Umsturz der bestehenden Regierung und gegen das Leben des Kaisers gerichteten Absichten bei Gelegenheit solcher allgemeinen Verwirrung leichter ins Werk zu setzen hofften. Wir werden weiterhin sehen, daß das Letztere selbst bei dem großen Neronischen Brande der Fall war.

Was endlich das Hauptlöschmittel, das Wasser, anbetrifft, so war freilich das kaiserliche Rom mit seinen vierzehn und mehr riesigen Wasserleitungen wie noch heute das moderne Rom, obschon es von denselben nur noch drei besitzt, die wasserreichste Stadt der Welt. Große und kleinere Wasserbassins und laufende Brunnen, welche alle durch die Wasserleitungen gespeist wurden, waren in allen Regionen und Gassenquartieren in außerordentlich großer Anzahl zum öffentlichen Gebrauche vorhanden. Sie standen unter Aufsicht öffentlicher Brunnenmeister (aquarii), die dafür zu sorgen hatten, daß stets genügende Wasservorräthe vorhanden waren.

* Juvenal: Sat. III, 215 bis 220. — Martial: Epigr. III, 52.
** Dio Cass. 55, 8.

Trotzdem hatte es der steigende Luxus der Vornehmen und Reichen dahin gebracht, daß es gelegentlich bei Feuersbrünsten an reichlicher Füllung der öffentlichen Wasserreservoirs fehlte. Um ihre Paläste, ihre Garten- und Parkanlagen mit Springbrunnen, Badeanstalten, Schwimmteichen und eigenen Bewässerungsmitteln für die Gartenanlagen ausstatten zu können, hatten sie nach und nach mit Hülfe der bestochenen Wasserbeamten sich eigene Leitungen angelegt, welche den öffentlichen Bassins und Brunnen das Wasser verkürzten und theilweise ganz entzogen. Dieser Uebelstand, der sich bei dem großen Neronischen Brande besonders fühlbar gemacht zu haben scheint, fand erst nach demselben Abhülfe durch eine eigene Verordnung des Kaisers Nero, welcher eigene Brunnenwächter anstellte, um das unbefugte Ableiten des Wassers für Privatzwecke zu verhindern.

III. Der Brand Roms unter Nero.

1. Die Berichte der alten Schriftsteller Sueton und Dio Cassius.

Ich zweifle nicht, daß dem weitaus größten Theile meiner Leser bei dem Erblicken der Ueberschrift dieses Aufsatzes sofort in der Phantasie das grause Bild von dem kaiserlichen „Brandstifter“ Nero, die traditionell gewordene Gestalt jenes halbwahnsinnigen gekrönten Phantasten vor die Seele treten wird, der, um eine romantische Laune zu befriedigen, sein eigenes Rom mit verruchter Hand in Brand steckte, und der, während das von seinen Söldlingen entzündete und geschürte Flammenmeer sich vernichtend über die Hauptstadt der Welt hinwälzte, im theatralischen Aufzuge, als Apollo Citharödos mit der Leier im Arme von der Höhe seines Palastthurmes hinabschauend, das Lied vom Untergange Troja's anzustimmen den Frevelmuth besaß. Denn so und nicht anders findet man die Sache in vielen neueren Geschichtsbüchern erzählt, von modernen Poeten in eigenen Gedichten und zwar mit dem Anspruche auf historische Richtigkeit ausgemalt. Ja, selbst in den Schriften mancher Gelehrten ist Nero's Schuld an jener fürchterlichsten aller Feuersbrünste, die Rom und überhaupt irgend eine Hauptstadt seit zwei Jahr-

tausenden betroffen haben, als Thatsache hingestellt worden. Kein Wunder daher, wenn wir dieselbe als unzweifelhafte Wahrheit in Tradition und Bewußtsein der Menschen übergegangen und befestigt sehen.

Auch haben sich die neueren Darsteller ihre Ansicht nicht, wie man zu sagen pflegt, aus den Fingern gesogen. Sie können sich auf Schriftsteller aus dem Alterthum berufen, welche den Vorgang ganz in dieser Weise berichten. Nur das Eine haben sie verabsäumt: diese Berichte ernstlich kritisch zu prüfen, dieselben mit der allein glaubwürdigen, weit genaueren und ausführlicheren Darstellung des ältesten und gewichtigsten Berichterstatters, des Tacitus, zu vergleichen und nach derselben zu berichtigen. Aus einer solchen kritisch sorgfältigen Prüfung und Vergleichung aber würden sie das Resultat gewonnen haben, daß jene oben erwähnten Vorstellungen von Nero, dem Brandstifter, und von seinem frevelhaft verrückten Behaben bei jenem fürchterlichen Unglück in das Gebiet der Fabel gehören. Dies zu erweisen, ist der Zweck des folgenden Aufsatzes, und glücklicherweise — denn es ist für den Freund der Menschheit immer wohlthuend, die große Zahl der von der Tradition berichteten Greuelthaten um eine oder die andere vermindert zu sehen — läßt sich der Beweis führen, daß der mit Recht, aber auch in manchen Stücken mit Unrecht übel beleumdete und verrufene letzte Sprößling des Julischen „Geschlechtes der Aeneaden“ wenigstens von der Anklage dieser Frevelthat entweder ganz oder doch zum allergrößten Theil freigesprochen werden muß. Ist doch überhaupt, wie selbst Tacitus es ausspricht, Nero's Leben und Geschichte „nach seinem Tode unter der Einwirkung des noch frischen Hasses seiner Feinde geschrieben worden“, während von den biographischen Geschichtswerken seiner Freunde und Anhänger — und er besaß derselben zahlreiche — aus begreiflichen Gründen nichts erhalten geblieben ist.

Hören wir also die uns erhaltenen alten Zeugen über den Neronischen Brand. Es sind ihrer nur drei, und sie gehören sämmtlich zu den Gegnern und Feinden Nero's, das heißt, sie zeigen sich durch die von solchen herrührenden Ueberlieferungen, wenn auch in verschiedenem Grade, beeinflußt. Ihre Namen sind Tacitus, Sueton und Dio Cassius. Wir wollen die beiden zuletzt Genannten zuerst reden lassen.

Sueton's Bericht sieht in dem ungeheuren Brande ein vorbedachtes und beabsichtigtes Frevelwerk Nero's. „Selbst nicht einmal des Volkes von Rom oder der Mauern der Vaterstadt verschonte er,“ so beginnt er denselben in seiner anekdotisch abgerissenen Weise und fügt dann einen Zug hinzu, der uns nebenbei zeigt, daß das bekannte après moi le deluge ein paar tausend Jahre älter ist, als man gemeiniglich anzunehmen pflegt. Schon der hellenische Tragödiendichter Euripides hatte nämlich diesen Gedanken in einem seiner Trauerspiele mit den Worten:

„Bin ich erst todt, dann mische Erd' und Feuer sich!“

einer der auftretenden Hauptpersonen in den Mund gelegt, und auch dem Tiberius war nachgesagt worden, daß er in seinen letzten Lebensjahren diesen Vers häufig anzuführen geliebt habe. Nero aber wollte den Tiberius noch überbieten. Denn „als einmal,“ so fährt Sueton fort, „in der allgemeinen Tischunterhaltung Jemand den Vers citirte, rief er aus: ‚Nein! noch weil ich lebe! sage ich.‘ Und vollkommen also that er. Denn unter dem Vorwande, daß die Häßlichkeit der alten Gebäude und die Engheit und Krummheit der Gassen seinen Schönheitssinn beleidigten, zündete er die Stadt und zwar so offenbar an, daß viele Männer consularischen Ranges seine Kammerdiener, welche sie mit Pechkränzen und Fackelbränden auf ihren städtischen Grundstücken betrafen, nicht anzurühren wagten, und daß gewisse Fruchtmagazine in der Umgegend seines (späteren) goldenen Hauses, nach deren Plätzen er vorzugsweise Verlangen trug, da sie aus Bruchsteinmauern gebaut waren, durch Kriegsmaschinen eingerissen und in Brand gesteckt worden sind. Sechs Tage und sieben Nächte lang raste dies Unheil, und das Volk war gezwungen, in öffentlichen Monumenten und Grabdenkmälern Obdach und Zuflucht zu suchen. Damals verbrannten außer einer unermeßlichen Zahl von gewöhnlichen Wohn- und Miethshäusern (insulae) die Paläste der alten Kriegsfeldherren, die noch mit den feindlichen Spolien geschmückt waren. Dazu

die von den Königen und die Göttertempel, welche später in den punischen und gallischen Kriegen gelobt und geweiht worden waren, sowie überhaupt Alles, was irgend Sehenswerthes und Denkwürdiges aus dem Alterthum die Zeiten überdauert hatte. Auf diese Feuersbrunst von der Höhe des Mäcenatischen Thurmpalastes hinabschauend und, wie er sich ausdrückte, ‚voll Entzücken über die Schönheit der Flammengluth', recitirte er in seinem bekannten theatralischen Costüm das Gedicht von der Zerstörung Ilions.* Um aber auch selbst aus diesem Unglück so viel als möglich Gewinn und Beute zu ziehen, machte er bekannt, daß er die kostenfreie Wegschaffung des Trümmerschuttes und der Leichen übernehme, und gestattete Niemandem, die Trümmer seines Besitzthums zu betreten, während er nicht nur durch die freiwillig eingehenden, sondern auch durch dringend eingeforderte Hülfsbeiträge die Provinzen und das Vermögen der Privaten nahezu vollständig erschöpfte."

An einer anderen Stelle seiner Biographie des Kaisers fügt er noch zweierlei hinzu: einmal, „daß Nero, in welchem überhaupt eine heiße, aber unverständige Begierde nach Verewigung und Fortdauer seines Andenkens herrschend gewesen sei, den Vorsatz gehegt habe (destinaverat), das neuerbaute Rom fortan Neropolis (Nerostadt) zu benennen"; und zweitens, daß er die äußere Gestalt der Stadt durch seine Neubauten völlig verändert habe.

„Er dachte," sagt Sueton, „für den hauptstädtischen Häuserbau eine ganz neue Gestalt aus und ordnete an, daß alle großen Miethscasernen und auch alle Paläste der Großen und Reichen an den Fronten mit Säulenvorhallen versehen sein sollten, um von deren platten Bedachungen aus ausbrechende Feuersbrünste bekämpfen zu können; und zwar erbaute er dieselben auf seine Kosten. Er hatte sogar auch den Plan gefaßt, die Stadtmauern bis nach Ostia hin auszudehnen und von dort mittelst eines Canals das Meer bis an die alte Welthauptstadt zu leiten." **

Das Alles schrieb Sueton über zwei Menschenalter nach dem Brande unter der Regierung des Kaisers Hadrian, als dessen Archivar und Schreiber er sein bescheidenes Literatenleben lebte (s. die Einleitung zu meiner Uebersetzung von Sueton's Kaiserbiographien, S. I bis XXXIV) und unter zahlreichen anderen Compilationen auch diese anekdotisch-biographischen Kaiserbilder verfaßte.

Sein Bericht, soweit er den Nero betrifft, findet sich mit wenigen Veränderungen wiederholt und nur mit einer rhetorischen Ausschmückung der durch das Brandunglück hervorgerufenen Schreckensscenen bereichert in dem Geschichtswerke des Griechen Dio Cassius, der seine Aufzeichnungen anderthalb hundert Jahre nach dem Brande verfaßte. Was er über Nero's Schuld an demselben meldet, klingt wo möglich noch etwas kindischer als der Bericht Sueton's.

„Hierauf," so beginnt er, „kam den Nero der Wunsch an, wie er denselben denn auch stets geäußert hatte, die Reichshauptstadt und das römische Kaiserreich noch bei seinen Lebzeiten zu Grunde zu richten. Wenigstens pflegte er den Priamus überglücklich zu preisen darüber, daß es ihm vergönnt gewesen, den Untergang seiner Hauptstadt und seines Reiches lebend zu schauen. Und so sandte er denn zunächst gewisse Individuen, die sich betrunken stellen oder sonst irgendwie Unfug anrichten sollten, in verschiedene Stadttheile und ließ durch sie anfangs ein, dann zwei, dann mehrere Häuser hier und dort in Brand stecken, so daß die Menschen sich gar nicht zu helfen wußten, da sie weder den Ursprung des Unheils ausfindig, noch demselben ein Ende zu machen im Stande waren."

Es folgt nun eine kurze, ganz allgemein gehaltene Schilderung der durch den Brand herbeigeführten Schreckensscenen, worauf es weiter heißt:

„Dies geschah nicht nur an einem Tage, sondern mehrere Tage und Nächte hindurch. Viele Häuser wurden ein Raub der Flammen, weil Niemand da war, der helfen mochte, und viele andere durch diejenigen, welche helfen sollten, selbst noch niedergebrannt wurden. Denn die Soldaten und anderes Volk, sowie auch die Nachtwächter, die nur auf Raub ihre Absicht richteten, beschäftigten sich nicht nur nir-

* Nero hatte, wie es scheint, selbst ein solches Gedicht verfaßt.

** Sueton: Nero, Cap. 38, 15 u. 16.

gends mit dem Löschen des Feuers, sondern schürten vielmehr überall die Brände. Während es in dieser Weise zuging, erhob sich ein Wind, der das Feuer überall hin verbreitete, so daß zuletzt Niemand mehr an die Rettung von Habe und Häusern dachte, und Alle, die sich an einen sicheren Ort gerettet hatten, von dort aus zusahen, wie die Stadt gleich vielen gleichzeitig in Brand gesteckten Inseln oder Städten in Flammen stand. Man klagte kaum mehr über das eigene Unglück, sondern man jammerte über das Schicksal des Staates, und gedachte der Zeit, wo auch vor Alters fast die ganze Hauptstadt durch die Gallier niedergebrannt worden."

„Während sich nun alle Welt in dieser jammervollen Verfassung befand, ja Viele aus Verzweiflung sich in die Flammen stürzten, bestieg Nero die höchste Zinne des Palatiums, von wo aus man den größten Theil der brennenden Gebäude überschauen konnte, und sang als Citherspieler costümirt, wie er selber sagte, die Zerstörung Ilions, wie aber der Augenschein lehrte, die Zerstörung Roms. — So traf denn jetzt die Stadt ein Unglück, desgleichen sie außer dem Gallischen weder vorher noch nachher erlitten hat. Der ganze Palatinische Berg, das Taurustheater und von der übrigen Stadt ohngefähr zwei Drittheile brannten ab, wobei ungezählte Menschenleben zu Grunde gingen. Das Volk aber verwünschte aller Orten den Nero, zwar ohne daß es seinen Namen nannte, aber indem es diejenigen verfluchte, welche die Stadt angezündet hatten, zumal da eine vor Zeiten unter Tiberius geschehene Prophezeiung in Aufregung versetzte, welche lautete:

Doch im kreisenden Lauf von dreimalhundert der Jahre
Wird die Römer einheimisches Unheil verderben —

Und als Nero, um das Volk zu beruhigen, bekannt machte, daß sich ein solcher Spruch nirgends in den sibyllinischen Büchern gefunden habe, so brachte man einen anderen Orakelspruch aufs Tapet, der ächt sibyllinisch sein sollte, in welchem es hieß:

Letzter Aeneasspross wird muttermörderisch herrschen!

Und also geschah es auch, mag es in der That eine ächte göttliche Prophezeiung gewesen sein, oder mag ihn das Volk in prophetischem Instincte aus der damaligen Lage der Dinge herausgedichtet haben. Denn Nero ward wirklich der letzte Monarch aus dem von Aeneas stammenden Julischen Geschlechte. Uebrigens benutzte Nero den Brand der Hauptstadt als Vorwand, den Privaten wie den Provinzialbevölkerungen ungeheure Summen theils an freiwilligen theils an befohlenen Summen zur Füllung seines Säckels abzunehmen, wie er denn auch dem Volke von Rom einen Theil der Kornspenden verkürzte."

2. Der Bericht des Tacitus.

Wenden wir uns jetzt von diesen aphoristischen Berichten, deren Mangelhaftigkeit ebenso wie ihre kritiklose Voreingenommenheit gegen Nero und ihre vollständige Abhängigkeit von der demselben feindlichen Tradition schon auf den ersten Blick erkennbar sind, zu derjenigen Darstellung des großen Brandunglücks, welche uns ein, jene beiden unendlich überragender Schriftsteller, der einzige wahrhaft dieses Namens würdige Geschichtschreiber der ersten römischen Kaiserzeit, Tacitus, im fünfzehnten Buche seiner Annalen hinterlassen hat. Er ist zudem der älteste und also der Zeit, um die es sich handelt, am nächsten stehende historische Zeuge; und sein Zeugniß, welches den Nero mit der auf ihn gewälzten Schuld jenes ungeheuren Frevels nicht zu belasten wagt, muß um so schwerer in die Wagschale fallen, je geneigter sonst bekanntlich dieser mit den düstersten Farben zu malen gewohnte Historiker ist, das Bild des letzten Kaisers der Julischen Dynastie ins Schwarze zu zeichnen. Seine Schilderung des Neronischen Brandes, die einzige ausführliche, welche auf uns gekommen, ist auf umsichtiges Studium der früheren Geschichtsquellen und zum Theil auch wohl auf Mittheilungen von Augenzeugen gegründet. Denn Tacitus selbst war schon ein Knabe von zehn bis zwölf Jahren, als das Unglück geschah, und sein späterer Gönner, der berühmte Schriftsteller Plinius der Aeltere, mit dessen Neffen er eng befreundet war, hatte den großen Brand als vierzigjähriger Mann erlebt.

Der Bericht des *Tacitus*, welchen ich mit einigen Anmerkungen zu begleiten mir erlaube, lautet wie folgt:

„Ich komme jetzt in der Schilderung der Ereignisse (des Jahres 64 nach Chr. Geburt) auf ein furchtbares Unglück, *von dem es ungewiß ist, ob es durch Zufall oder durch die böse Absicht des Kaisers herbeigeführt worden ist* — denn für Beides haben sich Schriftsteller ausgesprochen — das aber jedenfalls alle Unglücksfälle, welche diese unsere Stadt durch die vernichtende Gewalt von Feuersbrünsten betroffen haben, an Schwere und Furchtbarkeit überbietet."

„Der erste Ausbruch erfolgte an jenem Theile des Circus Maximus, der an den Palatinischen und Cälischen Berg angrenzt. Das Feuer, welches daselbst in den Kaufbuden ausbrach, deren Inhalt aus solchen Waaren bestand, welche die Flammen zu nähren dienen,* und das deshalb gleich beim Anfange von großer Stärke war, ergriff, vom Winde gejagt, die ganze Länge des Circus; denn es lagen weder große mit Schutzwehren umgebene Paläste oder mit Mauern eingefriedigte Tempel oder sonst irgend etwas dazwischen, was die Flamme hätte aufhalten können.** Der so mit gewaltiger Macht um sich greifende Brand, der zuerst sich über die Quartiere der Niederungen ausbreitete, dann zu den höheren hinaufstieg und dann wieder die niedriger gelegenen verheerte, ließ bald alle Widerstandsmittel der Löschanstalten hinter sich durch die Schnelligkeit des Unheils und begünstigt durch die schlechte Bauart der Stadt, mit ihren engen im Zickzack laufenden Gassen und ihrem wüsten Gewirr von himmelhohen Häusern, wie eben das *alte* Rom gebaut war. Dazu das Jammergeschrei der angsterfüllten Weiber, der schwachen Greise und der kleinen Kinder! während diejenigen, welche sich selbst zu retten, Schwache fortzuschleppen suchten oder auf sie warteten, theils durch ihr Stehenbleiben theils durch ihr eiliges Vorwärtsdrängen die allgemeine Verwirrung vermehrten. Ja zum öfteren wurden sie, während sie nach dem, was sich hinter ihnen befand, umschauten, auf den Seiten und von vorn durch das Feuer abgeschnitten; oder, wenn sie aus ihren brennenden Quartieren glücklich bis in die benachbarten entkommen waren, so waren auch diese inzwischen bereits von den Flammen ergriffen worden, und selbst solche Stadttheile, welche sie vom Feuer weit entlegen gewähnt hatten, fanden sie in demselben Unglückszustande. Zuletzt, nicht mehr wissend, vor was sie fliehen, wohin sie sich wenden sollten, füllten sie in gedrängten Schaaren die großen Heerstraßen, warfen sich auf den umliegenden Feldern nieder. Viele, die all ihr Hab und Gut, ja selbst die Mittel für das tägliche Brot verloren hatten, gingen durch Hunger zu Grunde; Andere, die sich hätten retten können, aus Verzweiflung über den Tod der geliebten Ihrigen, die sie den Flammen zu entreißen nicht vermocht hatten. Auch wagte bald Niemand mehr, dem Feuer zu wehren, da viele Individuen unter wiederholten Drohungen das Löschen verboten, während andere vor Aller Augen Brandfackeln in die Häuser schleuderten und dabei laut riefen: ‚sie seien dazu beauftragt,' sei es, um desto ungehinderter Räuberei ausüben zu können, oder weil sie wirklich Befehl erhalten hatten."

„Nero residirte damals gerade in Antium und begab sich erst dann in die Hauptstadt zurück, als er erfuhr, daß das Feuer sich seinem Palaste, durch welchen er das Palatium mit den Mäcenatischen Parkgärten verbunden hatte, zu nähern beginne. *Trotzdem* war es nicht möglich, dem Feuer Einhalt zu thun und zu verhindern, daß auch das Palatium und der kaiserliche Palast und alle Umgebungen dessel-

* Es waren Vorräthe von Oel, Pech, Schwefel, Talg u. s. w., die sich in den betreffenden Abtheilungen der rings um den Circus laufenden Kaufhalle (στόα) befanden. Diese Halle war einstöckig. In den unteren Theilen zu ebener Erde befanden sich die Kaufläden, Waarenlager und Werkstätten (ἐργαστήρια), und über denselben die Wohnungen der Besitzer oder Miether, wie man das noch heute in Rom und anderen alten italienischen Städten findet. — Die Ausbruchstelle des Neronischen Brandes ist an der südlichen Ecke des Palatin unterhalb des Septizonium Sever's und des daranstoßenden Cäliushügels, in der Nähe des heutigen San Gregorio, zu suchen.

** Die Gebäude am Circus standen in fortlaufender Reihe dicht an einander, ohne Brandmauern, ohne Areae und ohne trennende große Höfe, Portiken und Umgebungsmauern, wie solche die Paläste der Reichen und die Tempel der Götter umgaben und dadurch eine Art Schutzwehr gegen das rasche Umsichgreifen des Feuers bildeten. Solche Paläste und Tempel befanden sich dort eben keine.

ben von der verzehrenden Gluth verschlungen wurden.“ *

„Indessen öffnete er der obdachlosen und flüchtig gewordenen Bevölkerung als eine Zufluchtsstätte das Marsfeld und die Bauwerke des Agrippa, ja sogar seine eigenen Parkgärten (jenseits der Tiber), und ließ Nothbaracken errichten, um die hülflose Menge aufzunehmen. Dazu wurden Lebens- und Haushaltungsgeräthe von Ostia und aus den benachbarten Municipalstädten herangefahren, sowie auch der Preis des (aus den Staatsmagazinen verabreichten) Brotkorns bis auf drei Sesterzien für den Modius herabgesetzt. Alle diese Maßregeln erreichten trotz ihrer Menschenfreundlichkeit dennoch ihren Zweck beim Volke nicht, weil sich das Gerücht (rumor) verbreitet hatte, der Kaiser habe sich, während die Stadt in vollen Flammen stand, auf die Bühne seines Haustheaters begeben und ein Gedicht „der Untergang Troja's“ gesungen, in welchem er die Schrecknisse der Gegenwart jenem alten Unheil gleichstellte.“

„Erst am sechsten Tage ward endlich dem Feuer im untersten Theile der Esquilien ** dadurch ein Ziel gesetzt, daß man auf eine gewaltige Ausdehnung hin alle Gebäude niederwarf, um der fortrasenden Feuersgewalt dadurch freies Feld und so zu sagen leeren Luftraum entgegenzusetzen. Noch war man indessen aus dem Schrecken nicht heraus, als das Feuer sich mit nicht geringerer Zerstörungsgewalt aufs Neue erhob, und zwar an mehr weitläufig gebauten Gegenden der Stadt, so daß zwar der Verlust an Menschenleben geringer war, dafür aber desto mehr Tempel der Götter und dem Vergnügen des Lustwandelns geweihte Säulengänge zu Grunde gingen. Außerdem wurde jetzt die frühere üble Nachrede noch verstärkt, weil das neue Feuer auf den Aemilianischen Grundstücken des Tigellinus * ausgebrochen war, und weil es so aussah, als ob Nero nach dem Ruhme trachte, der Erbauer einer ganz neuen, nach seinem Namen zu benennenden Stadt zu werden. Rom ist nämlich in vierzehn Regionen getheilt, und von diesen blieben nur vier unversehrt; drei waren bis zum Erdboden niedergebrannt, und in den übrigen sieben standen nur noch wenige stark beschädigte und halbverbrannte Häuserreste aufrecht.“

„Die Zahl der Paläste, Wohnhäuser und Tempel zu berechnen, welche verloren gingen, möchte schwer möglich sein. Ich will nur bemerken, daß das uralte Heiligthum, welches Servius Tullius der Luna, und der „große Altar“ und die Capelle, welche der arkadische Evander dem hülfreichen Herkules geweiht hatte, desgleichen der Tempel des Jupiter Stator, dem Romulus geweiht, sowie Numa's Königshaus und das Heiligthum der Vesta mit den Penaten des römischen Volks vom Feuer vernichtet worden sind. Und dazu nun noch die durch so viele Siege erworbenen Kostbarkeiten und die Prachtwerke griechischer Kunst, sodann die alten unverfälschten Originalexemplare von Geisteswerken! An wie Vieles mögen sich inmitten der heutigen Herrlichkeit der wieder auferstehenden Stadt noch ältere unserer Zeitgenossen erinnern, was wiederherzustellen unmöglich war. Manche Schriftsteller haben angemerkt, daß diese Feuersbrunst nach demselben vierzehnten Tage vor den Kalenden des Sextilis (d. h. am 19. Juli) ihren Anfang genommen habe, an welchem auch die Semnonen die von ihnen eingenommene Stadt in Brand gesteckt hätten. Andere sind in solcher genauen Rechnerei so weit gegangen, daß sie die gleiche Anzahl von Jahren, Monaten und Tagen zwischen den beiden Feuersbrünsten herausrechnen.“

* Dieses einzige Wort „trotzdem“ (tamen) ist wichtig; denn es besagt, daß des Kaisers persönliche Anwesenheit die Energie der Löschversuche und den Eifer der Feuerwehr verstärkte. Daß Nero persönlich dazu thätig war, erfahren wir aus einer anderen, bisher völlig unbeachtet gebliebenen Mittheilung des Tacitus im 50. Capitel desselben Buchs. — „Palatium“ ist der Gesammtname der kaiserlichen Residenz auf dem Palatin, welche aus den Palästen des Augustus und Tiberius bestand. Die Mäcenatischen Parkgärten und der dazu gehörige Palast, welchen Nero durch eine Galerie mit seinem kaiserlichen Palaste auf dem Palatin hatte verbinden lassen, befanden sich auf demjenigen Theile des Esquilinhügels, welcher dem Colosseum gegenüberliegt.

** Der hier gemeinte Stadttheil, Esquiliae genannt, lag zwischen dem Esquilinischen und Viminalischen Hügel und war meist von dem ärmeren Volke bewohnt. Es befand sich der hier von Tacitus bezeichnete Theil unterhalb der heutigen Kirche von S. Maria Maggiore.

* Tigellinus war der vertraute Günstling des Kaisers. Die bezeichneten Grundstücke lagen nahe dem Marsfelde zwischen Quirinal und Capitel.

„Uebrigens machte sich Nero den Untergang seiner Vaterstadt zu Nutze und erbaute sich einen Palast, an welchem nicht sowohl edle Steine und Gold — ein seit lange üblicher und allgemein gewordener Luxus — Gegenstand der Bewunderung sein sollten, als vielmehr Feldfluren und große Teiche, weite Landbreiten, in denen einsame Waldungen mit freien Plätzen und Prospecten abwechseln sollten. Den Plan dazu entwarfen und die Ausführung leiteten Severus und Celer, welche Genie und Kühnheit in hinreichendem Maße besaßen, um selbst das, was die Natur versagen mochte, durch Kunst zu versuchen und mit den Mitteln des Kaisers ihr vergeudendes Spiel zu treiben. Sie hatten sich nämlich auch anheischig gemacht, vom Avernussee aus einen schiffbaren Canal bis zu den Tibermündungen hinab zu führen, trotz der wüsten Sand- und Sumpfstrecken des Meeresufers, und trotz der dazwischen liegenden Berge. Denn an wasserhaltigem Erdreiche zur Speisung eines solchen Canals findet sich auf der ganzen Zwischenstrecke nichts außer den Pontinischen Sümpfen, alles übrige ist felszerrissenes oder dürres Land; und wenn auch das Durchstechen möglich gewesen wäre, so hätte es unermeßliche Arbeit — und zwar ohne genügenden Nutzen — gekostet. Allein Nero, ein Liebhaber des Unglaublichen, wie er war, verlegte sich wirklich mit aller Kraft darauf, die dem Avernus zunächst liegenden Höhenzüge zu durchstechen, und noch heute sieht man die Spuren des vergeblichen Unternehmens." *

„Was nun den Raum der Stadt betrifft, den sein Palastbau noch übrig ließ,** so wurde derselbe nicht, wie nach den Gallischen Feuersbrünsten, ordnungs- und planlos wieder aufgebaut, sondern in regelmäßig vermessenen Linien der Häuserreihen und breitgehaltenen Straßen, wobei die Höfe der Gebäude beschränkt, umgebende Hofräume für dieselben (areae) freigelassen und zugleich bedachte Säulengänge an den großen Miethshäusercomplexen (insulae) angelegt wurden, um für deren Vorderfronten zum Schutze zu dienen. Diese Portiken erbot sich Nero aus seinen eigenen Geldmitteln zu erbauen und die Baustellen vom Brandschutte geräumt den Besitzern zu übergeben. Ferner setzte er für die Letzteren je nach ihrer Lebensstellung und ihren Vermögensumständen Prämien aus und den Zeitpunkt fest, bis zu welchem sie ihre Häuser und die ihnen gehörenden Miethswohnhäuser hergestellt haben mußten, um solche Prämien zu erlangen. Zur Aufnahme des Brandschuttes bestimmte er die Sümpfe bei Ostia, auch mußten die Schiffe, welche Brotkorn auf dem Tiberstrome zur Stadt herangefahren hatten, als Rückfracht mit Schuttladung stromabwärts gehen. Ferner verordnete er, daß die Gebäude selbst bis zu einem bestimmten Theile ihrer Höhe ohne Holzwerk aus solidem Gabiner- oder Albanerstein aufgeführt werden sollten, weil diese Steinart für das Feuer völlig undurchdringlich ist. Im Betreff des Wassers endlich, das bisher von Privaten unberechtigterweise abgefangen worden war, wurden Aufseher angestellt, die dafür zu sorgen hatten, daß dasselbe reichlicher und an mehr Orten als bisher zum allgemeinen Gebrauche fließe. Desgleichen sollte Jedermann Feuerlöschmittel zur Dämpfung ausbrechender Feuersgefahr unmittelbar zur Hand, und kein Haus mit dem anderen gemeinschaftliche Wände, sondern jedes seine eigenen Brandmauern haben."

„Diese Bestimmungen, welche sich durch ihre Nützlichkeit empfohlen, trugen außerdem auch noch zur Verschönerung der neuen Stadt bei. Doch gab es Leute, welche meinten: die alte Bauart sei der Gesundheit zuträglicher gewesen, weil die Enge der Straßen und die Höhe der Gebäude der Sonnenhitze nicht so viel Zugang verstattet hätten; jetzt dagegen seien die weitgeöffneten, ohne allen Schattenschutz gelassenen breiten Straßen von Gluthhitze erfüllt."

Hier wollen wir Tacitus' Bericht fürs Erste abbrechen, um jetzt zwischen demselben und den beiden zuvor abgehörten alten Zeugen eine kritische Vergleichung anzustellen.

3. Resultate einer Vergleichung der drei Berichte.

Daß wir Angesichts des Tacitus'schen Berichts die Vorstellung von dem wahnsinnigen Mordbrenner Nero, wie wir sie

* Daß diese großartige Unternehmung Nero's von Tacitus keineswegs richtig gewürdigt worden ist, darf als bekannt angenommen werden.

** Offenbar übertreibender Ausdruck.

bei den anderen beiden alten Schriftstellern finden, aufzugeben haben, wird dem Leser schon von selbst einleuchtend geworden sein. Der Unterschied in des großen Historikers ausführlicher, sagliche „Gerüchte" und Thatsächliches streng aus einander haltender Darstellung von der leichtsinnigen, ja kindischen Erzählungsweise seiner beiden Nachfolger springt in die Augen. Bei ihm hat Alles Zusammenhang, Verständlichkeit, Möglichkeit, bei diesen findet das grade Gegentheil statt. Ihr gedankenloses Nachsprechen und kritikloses Fürwahrhalten stellt als zweifellose Thatsache dar, was Tacitus nur als traditionell gewordenes „Gerücht" zu erwähnen und zu bezeichnen sich gestattet. Bei Sueton und Dio erscheint Nero als ein Verrückter, als ein sinnloser Unmensch, der zu seinem Vergnügen die eigene Hauptstadt, die größte Stadt der Welt in Brand steckt, um sich ein Sensationsschauspiel zu bereiten. Bei Tacitus sehen wir in dem gekrönten Romantiker, der sich bereits mit mancher argen That befleckt hatte, dessen erste fünf Regierungsjahre aber doch anerkanntermaßen ein Muster guten und wohlthätigen Regiments gewesen waren, immer noch den umsichtigen und energischen Kaiser und Regenten. Die Beschuldigung der directen Brandstiftung, die Sage, daß er während des über Rom hinrasenden Flammenmeers das Lied vom Untergange Troja's in scenischem Costüme auf der Bühne oder auf dem Thurme seines Palastes gesungen habe, der Glaube gewisser Zeitgenossen, daß er ganz Rom habe vernichten wollen — das Alles wird zwar auch in Tacitus' Erzählung erwähnt, aber nur als Volks-„Gerüchte", wie sie in den wild aufgeregten Gemüthern der Menschen damals nur zu leicht entstehen und, wie wir sehen werden, von einer dem Kaiser feindlichen, gegen sein Leben und seinen Thron verschworenen Partei eifrigst in Umlauf gesetzt werden mochten. Die boshaft zugespitzten Anekdoten von dem Nero, der das Schicksal des Priamus beneidet und das Euripideische après moi le deluge habe übertrumpfen wollen, übergeht Tacitus ganz mit Stillschweigen. Auf die Verschiedenheit der Berichte über Nero's Schauspielerei während des Brandes hat ferner schon der alte gelehrte Reimarus, Lessing's Freund, in seinen Anmerkungen zum Dio Cassius hingewiesen, wo er sie einfach als „alberne Erfindungen" (nugae) bezeichnet, und darauf aufmerksam macht,* wie verschieden diese von den beiden späteren römischen Geschichtschreibern als Thatsache, von Tacitus dagegen nur als Volksgerücht überlieferte Fabel auch in sich selbst gehalten ist. Denn während Tacitus nur von einem „Gerüchte" spricht, nach welchem Nero zu der Zeit, als Rom schon brannte (ipso tempore flagrantis urbis), auf seinem Haustheater (domesticam scenam) — was nur, während er sich noch zu Antium befand, hätte geschehen können — aufgetreten sei, und dort den Klagegesang über die Zerstörung Troja's recitirt habe, lassen ihn die beiden anderen, der eine auf der Höhe des Mäcenasthurmes, der andere gar auf dem Söller seines Palatinischen vom Feuer bereits bedrohten Kaiserpalastes in gleicher Gestalt erscheinen, um im Anblicke der fürchterlichen Zerstörungsgluth „seiner Freude an der Schönheit des Flammenmeeres" Ausdruck zu geben! „Ich frage jeden Menschen," ruft der genannte Gelehrte aus, „ob Nero, soeben von Antium herbeikommend, in einem Momente, wo das Feuer bereits seinen Palast ergriffen hatte, dessen Zinne besteigen mochte, um von da herab das Lied vom Untergange Troja's in scenischem Costüme zu singen?"

Das einzige Wahre an der Sache führt sich auf Folgendes zurück. Nero hatte wirklich, wie wir wissen, selbst ein lyrisch-episches Gedicht verfaßt, das den Untergang Troja's behandelte und das er ein Jahr später an dem von ihm gestifteten poetischen, alle fünf Jahre wiederkehrenden Feste öffentlich vortrug. Dieser Umstand, sowie möglicherweise der andere, daß er gerade in dem Augenblicke, wo ihn die erste Nachricht von der in der Hauptstadt ausgebrochenen Feuersbrunst zu Antium traf, mit einer Probe zu der Aufführung beschäftigt sein mochte, konnten sehr leicht, zumal bei seiner allbekannten Vorliebe für scenische Darstellungen, zu dem Entstehen jenes Gerüchtes die von seinen Feinden benutzte Veranlassung geben. Einmal entstanden und eifrig verbreitet,

* Reimar. ad Dio Cass. LXXII, not. 83. Tom VI, p. 457 Sturz.

erhielt sich die Sage, und wurde bald, wie wir sahen, zur historischen Thatsache erhoben. Heißt doch noch heutigen Tages zu Rom im Volksmunde ein mittelalterlicher riesiger Baronalthurm, welcher am Quirinalischen Abhange im Garten des Klosters der heiligen Catharina von Siena in die Lüfte ragt, der „Nerothurm", von welchem herab einst Kaiser Nero dem Brande Roms zugeschaut habe.*

Als Nero von Antium nach Rom kam, bedrohte das Feuer bereits seinen eigenen auf dem Palatinischen Berge gelegenen Palast und die in der Nähe befindlichen Bauwerke. Trotzdem daß seine persönliche Gegenwart die Anstrengungen zur Rettung verdoppelte, war es nicht möglich dem Feuer Einhalt zu thun (sisti). Alles wurde ein Raub der Flammen. Der Kaiser setzte sich selbst dabei persönlicher Gefahr aus, indem er in der Nacht, ohne Trabantenbegleitung, während der Palatin und sein Palast in Flammen stand, von einem Orte zum anderen eilte, um durch seine Gegenwart den Eifer der Löschenden anzufeuern.** Wir verdanken diese Notiz, die auf Nero's Verhalten bei dem Brande ein ganz neues Licht wirft, und die allein schon genügt, die alberne Fabel von des Kaisers Komödienspiel bei dem allgemeinen Unglück als das, was sie ist, erscheinen zu lassen, gleichfalls dem Tacitus, der dieses Umstandes in seiner Erzählung von der ein Jahr nach dem Brande entdeckten Verschwörung des Piso und seiner Genossen gegen Nero Erwähnung thut.

Diese Verschwörung bestand nämlich bereits längere Zeit vor dem Brande. Schon im Jahre 59 n. Chr. hatten die Verschworenen daran gedacht, ihr Mordattentat bei Gelegenheit von des Kaisers öffentlichem Auftreten auf der Bühne auszuführen. Jetzt schien ihnen der Brand und die allgemeine Verwirrung, welche derselbe herbeiführte, die Ausführung zu begünstigen. Sie wollten, wie die spätere Untersuchung ergab, den Kaiser niedermachen, „während er bei Nacht ohne Bedeckung seiner Leibwachen von einer Stelle zur anderen eilte", weil sich da, wie Tacitus hinzusetzt, „die günstige Gelegenheit bot, ihn allein zu treffen".*** Zum Glück für Rom unterblieb das Attentat. Denn eine inmitten eines so ungeheuren Unglücks wie dieser Brand ausbrechende Revolution und die Ermordung des Regenten, dessen eben so energische als umsichtige Anstalten zur Rettung der brennenden Stadt, sowie zur Hülfe für die obdachlosen Bewohner und zum Wiederaufbau der zerstörten Hauptstadt wir bewundern müssen, hätten unabsehbares Unheil über Rom und das Reich bringen müssen. Ueberdies gab es in Rom in der Aristokratie und besonders im Volke eine starke Partei, welche, wie Tacitus selbst gesteht, „ein Attentat auf Leben und Thron des Kaisers als ein Verbrechen angesehen haben würde". Daß Nero beim Volke beliebt war und bis an sein Ende blieb, ist ohnedies Thatsache. Was aber den Brand selbst betrifft, so liegt es keineswegs außer dem Bereich der Wahrscheinlichkeit, daß die Verschworenen ihn zur Erleichterung der Ausführung ihrer Mord- und Revolutionspläne selbst angestiftet haben mochten, um den Kaiser, der sich wenig öffentlich zu zeigen liebte, von Antium nach Rom zu locken, und die allgemeine Verwirrung zu benutzen, um ihre Revolution ins Werk zu setzen. Jedenfalls aber haben wir unter der Partei der Verschworenen diejenigen zu suchen, welche es sich angelegen sein ließen, alle jene oben erwähnten zahlreichen „Gerüchte" gegen den Kaiser in Umlauf zu setzen, durch welche sie ihn beim Volke verhaßt zu machen hofften. Er sollte es gewesen sein, der die Hauptstadt in Brand gesteckt habe, um Raum für seinen vorhabenden kolossalen Palastbau zu gewinnen. Er sollte von der Zinne seines Palastthurmes herab mit ästhetischem Genusse auf das fürchterliche Unheil niedergeschaut und sceniche Gauklerkünste getrieben haben, während die alte Welthauptstadt, „seine Vaterstadt", in Flammengluthen aufloderte! Er sollte ferner ganze Häuserreihen haben durch seine Artillerie niederwerfen lassen zu dem einzigen Zwecke, um deren Grund und Boden für seinen neuen Palastbau zu gewinnen, während nach Tacitus dies Niederwerfen *erst am sechsten Tage, als letztes wirksames Hülfsmittel* zum Hemmen des Feuers

* S. „Ein Winter in Rom", v. Ad. Stahr. S. 237 u. 240 (2. Ausgabe).

** Tacit. Ann. XV, 50: cum ardente domo per noctem huc illuc cursaret incustoditus.

*** Tacit. a. a. O.

angewendet wurde und dann auch seinen Zweck erreichte! Als dann einige Tage später aufs Neue Feuer ausbrach, ward der Umstand, daß dies auf Grundstücken geschah, welche des Kaisers Günstling Tigellinus gehörten, dazu benutzt, aufs Neue böswillige Gerüchte zu verbreiten, daß auch hierbei Nero seine Hand im Spiele gehabt, und daß er überhaupt den Plan gefaßt habe, gar nichts von dem alten Rom stehen zu lassen, weil er nach dem Ruhme trachte, als ein zweiter Romulus eine ganz neue Stadt zu erbauen und dieselbe nach seinem Namen zu benennen!

Der Kaiser hatte zur Verstärkung der Lösch- und Rettungsanstalten die Schaaren seiner in und um Rom garnisonirenden Soldaten aufgeboten. Sie halfen bald nur die Verwirrung vermehren. Was wir in unseren Tagen bei dem großen dreitägigen Hamburger Brande erlebten, das mußte in unendlich größerem Maßstabe bei einer Feuersbrunst vorkommen, welche eine von nahezu zwei Millionen bevölkerte, eng und schlecht gebaute, mit unzureichenden Löschanstalten versehene und von dem Auswurfe der damaligen Welt, von lungernden Proletariern und verbrecherischen Abenteurern, von Raub- und Diebesgesindel aller Art, und von Tausenden und Abertausenden zügellos gewordener Soldaten und Sklaven angefüllte Stadt in der heißesten Jahreszeit (es war am 19. Juli, daß der Brand ausbrach) und unter den ungünstigsten Umständen betraf. Alle diese furchtbaren Elemente wurden während des neuntägigen Brandes mehr und mehr entfesselt und auf die dem Verderben geweihte Stadt losgelassen, welche die Schätze der Welt in sich schloß. Da konnte es nicht fehlen, daß raubende Banden, zum Theil unter der Maske von Rettenden und Löschenden, wie dies auch in Hamburg geschah, es in ihrem Interesse fanden, das Feuer in Stadttheilen und Gebäuden zu verbreiten, deren Schätze den Plünderern reiche Beute versprachen. Und ebenso konnte es auch geschehen, daß in der allgemeinen Verwirrung, wo ohnedies schon Befehle und Anordnungen sich oft widersprechend durchkreuzten, von den Führern solcher Raubbanden als Gebot des Kaisers angegeben wurde, was sie auf eigene Hand und für eigene Rechnung thaten. Es darf aber jetzt wohl als historische Thatsache feststehen, daß Nero alle Mittel aufbot, um das Feuer nachdrücklich zu bekämpfen und dem Unheil Schranken zu setzen, und daß es nicht seine Schuld war, daß die Zerstörung einen Umfang erreichte, wie ihn die römische Welt bisher noch nicht gesehen hatte.

4. Die Bestrafung der Mordbrenner.

Den großartigen Anstalten, welche er traf, um den abgebrannten Hunderttausenden nach der endlichen Bewältigung des Brandes Obdach, Hausgeräth und Nahrung zu verschaffen, kann selbst Tacitus nicht umhin das Lob der Menschenfreundlichkeit und Freigiebigkeit zu ertheilen,* während Sueton und Dio Cassius derselben gar nicht erwähnen. Auch versäumte er nichts, was geistig Trost schaffen und mit Hülfe der Religion zur Beruhigung der Gemüther dienen konnte. „Nachdem Alles," sagt Tacitus, „geschehen war, was menschliche Klugheit zur Abhülfe der Noth leisten konnte, wandte man sich zu der Aufgabe, die erzürnten Götter zu versöhnen. Die sibyllinischen Bücher wurden befragt und auf deren Anweisung Gnadengebete und Gelübde dem Vulcan sowie der Ceres und Proserpina dargebracht, sodann die Gnade der Juno durch vornehme Frauen angerufen, erst auf dem Capitole, dann am nächsten Meeresgestade, wo Wasser geschöpft und mit demselben der Tempel und das Cultbild der Göttin besprengt wurde. Desgleichen mußten alle verheiratheten Frauen religiöse Opfermale (sellisternia und lectisternia) abhalten."

„Allein keine menschenfreundlichen Hülfsleistungen, keine Freigebigkeitsbeweise des Kaisers," setzt der Geschichtschreiber hinzu, „vermochten die öffentliche Meinung von ihrem Glauben an die dem Kaiser feindliche böse Nachrede abzubringen, daß das Feuer auf seinen Befehl angelegt worden sei. In Folge dessen griff Nero, um diesem Gerüchte (rumori) ein Ende zu machen, zu dem Mittel, eine Menschenclasse als die Schuldigen zu bezeichnen und mit den ausgesuchtesten Strafen zu belegen, welche das hauptstädtische Volk (vulgus) aus Abscheu vor ihren schandbaren Un-

* Annal XV, 44.

zuchtslastern Christianer nannte.* Das Individuum, von welchem diese Benennung herrührte, Christus, war unter der Regierung des Kaisers Tiberius durch den kaiserlichen Procurator Pontius Pilatus hingerichtet und die verderbliche abergläubische Schwärmerei dadurch für den Augenblick unterdrückt worden. Allein dieselbe brach aufs Neue wieder hervor, und zwar nicht allein innerhalb von Judäa, dem Geburtslande dieses Unheils, sondern auch in Rom, wohin alle Scheuel und Gräuel zusammenströmen und dort ihren Anhang finden. So wurden denn zuerst diejenigen festgenommen, welche eingeständig waren (daß sie Christianer seien, oder: daß sie sich bei der Brandstiftung betheiligt hatten); sodann auf deren Angabe eine ungeheure Menge Menschen, die, wenn auch nicht gerade des Verbrechens der Brandstiftung, so doch des Hasses gegen die gesammte übrige Menschheit überwiesen wurden. Mit den dem Tode Geweihten trieb man überdies noch grausamen Spott, indem man sie, in die Häute wilder Thiere eingenäht, von Hunden zu Tode zerfleischen ließ, oder sie ans Kreuz nagelte, oder in Flammenkleidung hüllte,** und dann, wenn der Tag zu Ende gegangen war, sie als nächtliche Beleuchtung brennen ließ. Nero hatte zu diesem Schauspiele seine Parkgärten hergegeben, wo er zugleich ein Circusspiel veranstaltete, bei welchem er sich als Wagenlenker gekleidet unter das Volk mischte, oder gelegentlich selbst einen Rennwagen fuhr. Daher geschah es, daß sich, obschon die Verurtheilten schuldig waren und die allerhärtesten Strafen verdient hatten, Mitleid für sie zu regen begann, weil man sich sagte, daß sie nicht im Interesse des Staatswohls, sondern zur Befriedigung der Grausamkeit eines Einzigen hingeschlachtet würden."

Soweit Tacitus. Sehen wir jetzt den Bericht desselben etwas näher an, so werden wir es nicht nur nicht auffallend, sondern sehr natürlich finden, daß von den Behörden der Entstehung und Verbreitung des Brandes nachgeforscht, und daß namentlich die große Zahl desjenigen Gesindels, welches sich dabei in der oben erwähnten Weise betheiligt hatte, ermittelt und zur Strafe gezogen wurde. Es spricht für die Energie der Neronischen Verwaltung, daß diese Aufgabe unmittelbar nach dem Brande in Angriff genommen wurde. Wenn man dabei mit außergewöhnlicher Strenge verfuhr, so erklärt sich dies, nach Tacitus' eigener Angabe, durch die Nothwendigkeit, dem verläumderischen „Gerüchte", welches dem Kaiser selbst nicht nur die Brandstiftung, sondern auch die absichtliche Weiterverbreitung des Feuers und die Hinderung der Löschanstalten zur Last zu legen fortfuhr, ein Ende zu machen. Es war notorisch, daß während des Brandes Plünderer und Mordbrenner ihr Wesen getrieben,* daß von vielen Subjecten den Löschversuchen gewehrt, von anderen Häuser und Stadttheile in Brand gesteckt worden waren, und daß die Betreffenden sich dabei auf „höhere Befehle" berufen hatten. Gegen alle diese mußte also eingeschritten werden. Dabei ergab es sich denn, daß viele derselben Juden waren oder der neuen jüdischen Secte angehörten, welche beide von vorn herein den Haß und die üble Meinung des Volkes von Rom gegen sich hatten. „Des Hasses gegen die ganze übrige Menschheit hielt man," sagt ein neuerer Herausgeber des Tacitus zu dieser Stelle, „die Christen für überwiesen, weil sie den Umgang der Heiden mieden und weil ihre Lehre alle Andersgläubigen mit ewiger Verdammniß bedrohte." Eben darum aber glaubten ihrerseits die Römer und die römische Regierung in ihrem Rechte zu sein, wenn sie in einer solchen Lehre eine exitiabilis superstitio, eine verderbliche Schwärmerei und den Ausdruck feindseligen Hasses gegen die ganze übrige Menschheit (hostile odium adversus omnes alios) erblickten und demgemäß gegen die Anhänger derselben verfuhren. Denn in der That mußte den sonst in fremden Religions- und Cultsachen durchaus toleranten Römern ein religiöser Glaube, der die ganze sich nicht zu ihm bekennende Menschheit ewiger Verdammniß weihte, als ein unerträglicher, im Staate nicht zu duldender Gräuel erscheinen. Auch Sueton* nennt die „Christianer" eine Menschenclasse, welche einem

* Vgl. Hausrath: Neutestament. Zeitgeschichte II, 363 ff.

** Die „Flammenkleidung" bestand aus Stoffen, welche mit Pech, Oel, Talg u. dergl. getränkt waren. S. Seneca: Epist XIV, 4; Juvenal, I, 155; VIII, 235; Martial: Epigr. X, 24, 5.

* Suet.: Nero. 16.

neuen und verbrecherischen Aberglauben huldige, und erwähnt die strenge Bestrafung derselben durch Nero — doch ohne dieselbe mit dem Brande in Zusammenhang zu bringen — vielmehr unter den Beispielen gerechter und heilsamer Strenge des Kaisers.

Trotzdem scheint es aus der Vergleichung aller Umstände hervorzugehen, daß die von Nero's Strafgerichte betroffenen Christianer in Rom, die fast durchweg aus Juden bestanden, zum Theil die Opfer eines summarischen formlosen Verfahrens wurden. Nicht die „Christianer", deren vor Tacitus und Sueton überhaupt bei keinem alten Schriftsteller auch nur Erwähnung geschieht, — nicht bei den Satirikern Juvenal und Persius, nicht bei den Poeten Lucan und Martial, nicht in dem weitschichtigen encyklopädischen Werke des älteren Plinius, ja selbst nicht in den zahlreichen Schriften des sonst auf alle religiösen Philosophien so aufmerksamen Seneca — nicht diese neue Secte der Christianer scheint es gewesen zu sein, gegen welche die Neronische Regierung vorzugsweise den Verdacht und die Wuth des Volks von Rom richtete. Sondern es waren vielmehr die zahlreich seit fast anderthalb Jahrhunderten in Rom lebenden, turbulenten, fanatischen, wegen ihres Hochmuths und ihrer Unduldsamkeit, ihres händlerischen Wuchers, ihrer Streitsucht und ihres unaufhörlichen Spectakelmachens und Rebellirens bei dem Volke höchlich verhaßten Juden, von denen überdies bekannt war, daß sie gleichfalls auf einen Messias Christus als Fürsten und Führer zur Weltherrschaft hofften. Diese Fanatiker gaben dann, wie Tacitus andeutet, als man sie verhaftete und peinlich befragte, die ihnen tödtlich verhaßten damaligen Reformjuden, die Christen, als ihre politischen Mitschuldigen an, welche dadurch in das grausame Strafgericht mit verwickelt wurden. Die späteren römischen Historiker, die aus den öffentlichen Berichten jener Zeit ersahen, daß der Name Christus das gemeinsame Schiboleth sowohl der Juden als der Judenchristen, der vorzugsweise also genannten „Christianer" war, wurden dadurch veranlaßt zu meinen, daß das Strafgericht unter Nero den Christen allein gegolten habe. Außerdem wissen wir, daß Tacitus in seinem anderen Geschichtswerke, den Historien, die Juden ganz ebenso wie die Christen, nämlich als eine Menschenclasse charakterisirt, die „gegen alle anderen Menschen einen kriegsfeindlichen Haß (adversus omnes alios hostile odium) hege".

Was nun die mit in das Strafgericht gezogene Secte der Christianer anlangt, so ist es bekannt, daß zu ihren Anhängern wie überall, so namentlich in Rom, vorzugsweise die Armen und Niedrigen, die Ausgestoßenen und Sklaven, kurz solche Individuen gehörten, auf welche der vornehme und gebildete Römer mit tiefer Verachtung als auf die Grundsuppe (sentina) und den Abschaum der Bevölkerung herabsah. Daß sich dazu auch zahlreiche Elemente schlimmster Art gesellten, deren Mitgliedschaft den Widerwillen und die Verachtung der Römer gegen die Secte noch verstärkten, lag in der Natur der Sache, und mochte gerade in Rom bei Gelegenheit des Brandes stark hervorgetreten sein. Es ist etwas daran, wenn wir den Apostel Paulus selbst zu den Korinthern sagen hören: „Wir sind überall angesehen als der Kehricht der Welt und der Auswurf der Menschheit." Paulus befand sich übrigens zur Zeit des Brandes als Gefangener in Rom, und wurde höchstwahrscheinlich mit in das von Tacitus erzählte Strafgericht verwickelt. Was das Letztere angeht, so sagt Tacitus ausdrücklich, daß die davon Betroffenen überwiesene „Schuldige" (sontes) gewesen und die allergrausamsten exemplarischen Strafen (novissima exempla meritos) verdient hätten. Auch ist es nicht die Grausamkeit der Strafen an sich, an welchen nach seinem Berichte das römische Publicum Anstoß genommen haben soll, sondern nur der Umstand, daß Nero noch die Vollziehung derselben mit Festlichkeiten und Circusspielen verband, bei denen der Tradition nach er selbst aufzutreten sich gestattete.

5. Der Wiederaufbau Roms und die finanziellen Folgen des Brandes.

Die staunenswerthe Energie, die wohlüberdachte Planmäßigkeit und die humane Berücksichtigung aller Interessen der Bewohner, womit der sofortige Wiederaufbau der zerstörten Stadt vom Kaiser in die Hand genommen wurde, bezeugen eben so unwidersprechlich wie die großartigen

Anstalten zur raschen Abhülfe der ersten Wohnungs- und Unterhaltsnoth, welche von ihm mit großer Liberalität getroffen wurden, daß an der Spitze einer solchen Regierung kein halbverrückter Komödiant und sinnloser Wüstling gestanden haben kann. Unsere Bewunderung steigert sich noch durch den Umstand, daß dieser kolossale Wiederaufbau, verbunden mit der Herstellung des neuen kaiserlichen Palastes, des sogenannten „goldenen Hauses" mit seinen ungeheuren Parkanlagen, Teichen und Bädern, seinen grandiosen millienlangen Portiken und sonstigem Zubehör, nach der gewöhnlichen Meinung noch innerhalb der übrigen kaum vier Jahre von Nero's Regierung vollendet sein soll.

Beides erscheint jedoch bei näherer Prüfung entschieden unrichtig. Der Wiederaufbau der zerstörten Stadt war mehrere Jahre nach Nero's Tode (68 n. Chr.) noch lange nicht beendigt. Er machte dem Kaiser Vespasian während dessen zehnjähriger Regierung (69 bis 79 n. Chr.) noch zu schaffen. Als dieser die Regierung antrat, war, wie Sueton meldet, „die Stadt noch entstellt von den zahlreichen Trümmerstätten, welche die früheren Brände zurückgelassen hatten, und er mußte zu dem Mittel greifen, durch ein Edict überall, wo die Eigenthümer der Brandstätten mit dem Wiederaufbau der Häuser nicht vorgingen, die in Trümmer liegenden Baustellen Jedem, der sich dazu meldete, zu überlassen." *

Eben so wenig konnte bei Nero's Tode der Riesenbau seines neuen Palastes bereits vollendet sein, von dem ein Zeitgenosse, der ältere Plinius, sagt, daß derselbe „den Raum einer Stadt wie Rom umfaßte," und auch Tacitus, wie wir sahen, ausdrücklich bemerkte, daß dieser Bau „nur wenig Raum für Rom übrig gelassen habe"! Beide Schriftsteller können so nur nach den bekannt gewordenen Entwürfen und Bauplänen geurtheilt haben, die ohne Zweifel nach Nero's Tode vielfach übertrieben erzählt wurden, nicht nach der wirklich bereits vollendeten Ausführung, die in so kurzer Frist ein Ding der Unmöglichkeit war, zumal wenn man bedenkt, daß neben derselben der Wiederaufbau der zu drei Viertheilen abgebrannten Stadt und ihrer zahlreichen anderen Paläste und Tempel betrieben und vollendet sein soll. Wie gedankenlos leichtsinnig in solchen Angaben die rhetorische Uebertreibung der römischen Schriftsteller oft zu verfahren sich erlaubt, dafür liefert selbst der gepriesene Tacitus gerade bei dieser Gelegenheit einen bisher völlig unbeachteten Beleg. Wenn man nämlich eine Aeußerung des Tacitus wörtlich nimmt, so wäre der neue Palastbau des goldenen Hauses bereits kaum ein Jahr nach dem Brande vollendet gewesen. Denn in seiner Darstellung der im Jahre 65 entdeckten Pisonischen Verschwörung läßt er den Piso im Rathe der Verschworenen den Vorschlag: das Mordattentat „auf seiner Villa bei Bajae auszuführen, in welcher Nero häufig als Piso's Gast zu baden und zu speisen und in derselben ohne militärische Bedeckung und sonstiges Hofgepränge zu weilen liebte," aus sentimentalen Vorwänden von der Heiligkeit des Gastrechts, ablehnen, und hinzusetzen: „angemessener würde es sein, die That in Rom selbst, in jenem verhaßten, von der geraubten Habe erbauten neuen Palaste des Kaisers zu vollziehen!" Daß jener Wunderbau damals noch unmöglich vollendet (exstructo) und vom Kaiser bewohnt sein **konnte**, dies zu bemerken fällt dem Rhetoriker nicht ein.

Dafür ergeht er sich desto ausführlicher in der Schilderung der ungeheuerlichen Erpressungen und der Räubereien, mit welchen Nero, um die Geldmittel zum Wiederaufbau Roms zu beschaffen, „Italien von einem Ende zum anderen ausgesogen, und die Provinzen sowie die verbündeten Völkerschaften und die sogenannten freien Staatsgemeinden zu Grunde gerichtet habe". „In diese Plünderung," fährt er fort, „wurden sogar die Götter hineingezogen, indem man in Rom die Tempel beraubte und das Gold aus ihnen wegnahm, welches so viele Generationen des römischen Volks von Triumphen her und in Folge von Gelübden bei guten und schlimmen Zeiten dorthin gestiftet hatten. Und nun gar in Asien und Achaja wurden nicht nur die Weihgeschenke, sondern auch die Cultbilder der Götter gewaltsam fortgeführt, zu welchem Behufe Akratus und Carinas eigends in

* Suet.: Vespas. 8. Deformis urbs veteribus incendiis ac ruinis erat: vacuas areas occupare et aedificare, si possessores cessarent, cuicunque permisit.

diese Provinzen gesendet wurden. Der Erstere war ein kaiserlicher Freigelassener, der zu jeder Schlechtigkeit bereit war; der Letztere ein griechisch gebildeter zungenfertiger Sprecher, dessen Inneres aber durch solche Bildung nichts gewonnen hatte." Zwar lebte damals noch Seneca, der frühere Erzieher und erste Minister des Kaisers; aber von ihm, sagt Tacitus, „ging die Rede (ferebatur), er habe, um für seine Person dem üblen Leumunde solcher verruchten Maßregeln zu entgehen, sich Urlaub für einen weit entfernten längeren Landaufenthalt erbeten, und als dieser ihm mehrmals versagt wurde, sich an einem Nervenleiden krank gestellt, und so sein Zimmer nicht verlassen." Bei dieser Gelegenheit fügt Tacitus hinzu: „nach den Berichten einiger Schriftsteller habe Nero den Versuch gemacht, seinem alten Minister durch einen von dessen Freigelassenen Gift beibringen zu lassen. Seneca sei aber diesem Attentate entgangen, entweder weil ihn der Freigelassene selbst heimlich von Nero's geheimem Auftrage in Kenntniß gesetzt habe, oder dadurch, daß er in Folge eigner schlimmer Ahnung sich nur von der allereinfachsten Kost und von Feldobst nothdürftig genährt, und wenn ihn Durst ankam, nur reines Quellwasser getrunken habe." Tacitus sagt hier nicht, daß er selbst diese nur „von einigen Schriftstellern erzählte" Vergiftungsgeschichte für wahr hielt; aber fünfzehn Capitel später, beim Tode Seneca's, erscheint sie bei ihm nichts desto weniger bereits als historische Thatsache, und zwar in wunderlichster Gestalt.* Die wirkliche Thatsache aber, welche wir aus jenen von Tacitus mitgetheilten Gerüchten über Seneca's Wunsch, sich aus seiner Stellung zu entfernen, und aus dem Berichte von dem angeblichen Vergiftungsversuche entnehmen, ist die: daß Seneca zur Zeit der oben geschilderten harten Finanzmaßregeln noch als Minister und Beirath Nero's fungirte, und an den Berathungen, in welchen dieselben beschlossen wurden, persönlich Theil nahm. Um das Gewicht dieser nicht wegzuleugnenden Thatsache zu verringern und den Kaiser als den Alleinschuldigen erscheinen zu lassen, erfanden und verbreiteten die Nero feindlich gesinnten Schriftsteller jene Gerüchte von abgeschlagenem Urlaube und versuchter Vergiftung Seneca's.*

Wenn es nach dem Bisherigen noch eines Beweises bedürfte, daß Nero nicht daran gedacht hat, Rom in Brand zu stecken, so würde derselbe durch die üble Lage geliefert werden, in welche dies Unglück seine Finanzen versetzte. „Wenn wir nicht annehmen wollen," sagt mit Recht ein englischer Historiker der römischen Kaisergeschichte, „daß Nero der allergewöhnlichsten Voraussicht bar und bloß war, so müssen wir eingestehen, daß er unmöglich eine Feuersbrunst anstiften konnte, die ihn in die gefährlichsten Schwierigkeiten verwickeln mußte." In der That waren es die ungeheuren Summen, welche der Neubau der Stadt verschlang, und die Anstrengungen, welche gemacht, die Härten, welche verübt werden mußten, um dieselben zu beschaffen, welche mehr Unzufriedenheit und Haß gegen Nero hervorriefen, als alles, was er bis dahin Hartes und Willkürliches gethan hatte. Trotzdem erscheinen die Berichte des Tacitus und der beiden anderen Schriftsteller über die von Nero verübten Räubereien und Erpressungen nicht frei von Uebertreibung. Allerdings mußten zu dem Wiederaufbau der niedergebrannten Reichshauptstadt fast alle Theile des römischen Reichs scharf herangezogen werden, und selbst solche, die als sogenannte freie Staatsgemeinden Abgabenfreiheit besaßen, konnten nicht geschont bleiben. Denn hier galt es Abhülfe eines Unglücks, welches das ganze Reich anging; und wie die Provinzen bisher bei ähnlichen sie selbst durch Feuer und Erdbeben betreffenden Unglücksfällen gewohnt waren, nach Rom und dem Kaiser um Hülfe auszuschauen, die ihnen denn auch stets in reichem Maße gewährt wurde, so war es nicht mehr wie billig, daß sie jetzt auch der schwer getroffenen Reichshauptstadt ihrerseits Hülfe leisteten. Die moderne Finanzkunst würde sich in

* Es heißt dort (Ann. XX, 60) wörtlich: „Jetzt erfolgte die Hinrichtung Seneca's, die dem Nero die größte Freude brachte, nicht weil er überzeugende Beweise von dessen Mitwissenschaft um die Pisonische Verschwörung erhalten hatte, sondern — um mit dem Schwerte wüthen zu können, da es ihm früher mit dem Gifte nicht geglückt war!!"

* Merivale: Hist. of the Romans under the Empire. Ch. LIII.

dem betreffenden Falle durch eine großartige Anleihe geholfen haben. Von solchen Hülfsmitteln aber wußte das Alterthum nichts, das stets mit baarem Gelde zu wirthschaften gewohnt war. Hier nun war schnelle Hülfe von der Nothwendigkeit geboten, und des Kaisers Regierung sah sich gezwungen, zu den äußersten Mitteln zu greifen. Selbst die in Tempeln und Heiligthümern aufgespeicherten todten Schätze konnten nicht geschont, die Provinzen und die reichen Privaten mußten zu schweren Beiträgen herangezogen werden; und doch erreichten die eingeforderten Beisteuern, wie wir sicher annehmen können, schwerlich die Höhe derjenigen Erpressungen und Räubereien, welche früher die römische Aristokratie in den letzten Jahrhunderten der von Tacitus so hoch gefeierten Zeit der Republik in den gewohnheitsmäßig von den Proconsuln ausgesogenen und ausgeraubten Provinzen verübt hatte.

6. Die veränderte Physiognomie der neuen Stadt.

Der Nero'sche Neubau der niedergebrannten Stadttheile veränderte vollständig die Physiognomie des alten republikanischen Roms, das schon durch die von Augustus in griechischem Stile ausgeführten Bauten vielfach verändert und hellenisirt worden war. Dennoch erschien bis auf den Neronischen Brand Rom im Aeußeren noch immer überwiegend mehr eine italische als eine griechische Stadt. Mit dem Zickzackgewirr seiner engen Straßen und Gassen, seinen an einander gedrängten thurmhoch emporsteigenden ärmlichen und verräucherten Volkswohnhäusern (insulae) in den Niederungen, über denen die hellenisch stilisirten marmorbekleideten Prachtpaläste der Großen und Reichen auf den Hügelhöhen mit ihren schimmernden Säulenhallen und Parkgärten emporragten, bildete es einen eigenthümlich contrastvollen, an die malerische Gestaltung des heutigen Roms vielfach erinnernden Anblick. Unter Nero ward dies anders. Sein Neubau vollendete die Hellenisirung der äußeren Physiognomie der Stadt. Nero war, wie Merivale richtig bemerkt, in seiner ganzen Geschmacksrichtung gleich vielen römischen Magnaten seiner Zeit überwiegend ein Grieche mit orientalischem Anstrich. Und als sich ihm die Gelegenheit bot, die niedergebrannte Stadt nach dem von ihm bewunderten Muster wiederaufzurichten, da zeigt die Schnelligkeit und die Energie, mit der er dieselbe ergriff, daß er einem Hange der Zeit und nicht blos einer Privatcaprice folgte. Seine genialen Architekten waren wohlvorbereitet mit ihren Plänen einer vollständigen Umwandlung des wiederaufzubauenden Roms nach dem Muster von Athen, Alexandria, Antiochia in einem Stile, der ihnen geläufiger war als der veraltete italische. Nach der großen Gallischen Feuersbrunst waren es die Bürger selbst gewesen, welche ihre Stadt wiederaufgebaut hatten, jeder für sich, jeder nach seinen Neigungen und Mitteln. Dieser ganze Wiederaufbau hatte aus der mannigfaltigen Combination weniger einfacher Elemente: Holzhütten, breite Ziegelmauern, enge Fenster, vorspringende Dachtraufen, zugespitzte Giebel, bestanden. Nach dem Neronischen Brande dagegen war die Restauration das Werk der Regierung. Die ungeheure Masse der niederen Classen der Einwohner besaß die Mittel nicht, um ihre Wohnungen auf eigne Kosten wiederaufzubauen. Der Staat, d. h. der Kaiser gab ihnen das Geld dazu, schrieb ihnen aber zugleich die Baupläne vor. Es war eben die Zeit gekommen, wo die Herrscher überhaupt alle großen Werke für das Volk auszuführen hatten. Sie waren dabei auf die Dienste eines Kunsthandwerkes angewiesen, dem die Architektur eines fremdländischen Typus allein geläufig war. Allerdings war es — bei der eigenthümlichen Terrainlage der Stadt und bei der Nothwendigkeit, für die massenhafte Bevölkerung auf beschränktem Bauterrain ausreichende Wohnhäuser herzurichten — nicht möglich, die weite räumlich breite Gestaltung der Architektur hellenischer Großstädte überall festzuhalten. Die von Menschen vollgepfropften Miethscasernen der Subura und des Velabrum konnte man nicht wohl unter fünfzig bis sechzig ja selbst siebzig Fuß hoch bauen. Aber indem man in großer Ausdehnung wenigstens in dem Untergestock dieser Wohnhäuser so viel als möglich Bruchsteinquadern an die Stelle von Holz und Ziegeln setzte, daneben die Straßen beträchtlich verbreiterte und grade legte, und

rund um jedes Wohnhäuserquarré Colonnaden erbaute, wurde ein Baustil angewendet, der den äußeren Anblick Roms völlig umwandelte.*

Diese Umwandlung war in jeder Weise zum Vortheil der Bewohner. Dennoch ersehen wir aus Tacitus, daß manche Liebhaber des Alten über dieselbe klagten und die alte Gestaltung zurückwünschten. Er selbst jedoch muß anerkennen, daß solche Klagen vereinzelt standen, und daß die Zweckmäßigkeit und Schönheit des Neubaues bei Weitem überwog. Sehr bezeichnend aber für den Unterschied zwischen unserer modernen und der altrömischen Gefühls- und Denkweise erscheint der Umstand, daß jene Klagen keine Spur von ästhetischem Bedauern über das Verschwinden der pittoresken Schönheit in der Physiognomie des alten Roms enthalten, welche dem Geschmacke Nero's oder dem Kunsturtheile des Tages so schonungslos geopfert wurde. Wie häßlich übrigens in seinem Innern das alte Rom noch zu Augustus' Zeit war, wie beschwerlich und selbst gefahrvoll der Verkehr in den engen schmutzigen Straßen, wie gräulich die rauch-erfüllte Luft und der ohrenzerreißende Lärm in der quetschenden Enge der von Menschen und Lastthieren wimmelnden Gassen, ist jedem Leser des Horaz bekannt. Sein älterer Zeitgenosse, der griechische Schriftsteller Timagenes, der als Sklave nach Rom gebracht, daselbst lebte, und es gründlich haßte, pflegte daher zu sagen, „in Rom sei ihm jede Feuersbrunst ein Schmerz, weil er wisse, daß dort alles Abgebrannte schöner und besser neu erstehe.“**

Ebenso wie Nero's Vorliebe für die hellenisirende Architektur war auch des Kaisers Geschmack in der Anlage seiner neuen Parkgärten den Liebhabern des Alten ein Anstoß. Es beleidigte ihr Nationalgefühl, daß er an die Stelle des bei den Römern üblichen und beliebten steifen, gradlinigen gekünstelten Stiles mit geometrischen Eintheilungen, schnurgraden Sandwegen, mit Buchsbaumeinfassungen, verschnittenen Bäumen und Sträuchern, die zuweilen Thier- und Menschengestalten darstellten, einen neuen setzte, der nach Allem, was wir davon wissen, dem heutigen englischen Parkstile ähnlich, ebenfalls dem orientalischen nachgebildet war.*

Schließlich noch ein Wort über den Umfang der gesammten Brandstätte der neuntägigen Feuersbrunst. Derselbe war nach den neueren Berechnungen dreimal so groß als der Umfang der berühmten Londoner Feuersbrunst des Jahres 1666, welche über dreizehntausend Gebäude zerstörte, und es ist kein Grund für die Annahme des englischen Historikers vorhanden, daß die Darstellung, welche Tacitus von dem Umfange des römischen Brandes unter Nero giebt, wesentlich übertrieben sei. Die drei völlig durch das Feuer zerstörten von den vierzehn Regionen Roms waren die elfte, zehnte und dritte, Circus Maximus, Palatium und Isis et Serapis benannt. Die sieben theils schwer beschädigten theils ganz vernichteten waren die dreizehnte (Aventina), die zwölfte (Piscina publica), die vierte (Via sacra), die zweite (Caelimontana) und die achte (Forum Romanum), zu denen das Feuer der letzten drei Tage noch die siebente und einen großen Theil der neunten (Via lata und Circus Flaminius) hinzufügte. Die vier verschont gebliebenen waren die vierzehnte (Transtiberina), die fünfte (Esquilina), die sechste (Alta semita) und die erste (Porta Capena).

Schluß.

Ich glaube in diesem Aufsatze den Nachweis geführt zu haben, daß dem letzten Kaiser des Julischen Geschlechts mit der frivolen und gehässigen Beschuldigung: Rom absichtlich in Brand gesteckt zu haben, offenbar Unrecht geschehen ist.

Zwei Dinge sind es, welche man bei der Beurtheilung der Kaiser des Julischen Hauses nach Augustus, und der uns über sie erhaltenen, eben so ungenügenden als einseitigen Nachrichten stets im Auge behalten sollte. Erstens die überaus geringe Zahl der auf uns gekommenen schriftlichen Quellen über ihr Leben und ihre Regierung. Von der ganzen reichen Literatur der mit jenen Kaisern gleichzeitigen oder unmittelbar nach ihrem Tode verfaßten Geschichtswerke, Biographien und Memoi-

* Merivale: History of the R. Tom. VI, p. 352—355.

** Seneca: Epist. 91, 13.

* S. Becker: Gallus I., zweiter Excurs zu Scene 5.

ren ist uns, außer einzelnen Anführungen in späteren Schriftstellern, kein einziges Schriftwerk erhalten geblieben. Alles, was wir vor uns haben, sind die obenein unvollständig erhaltenen Bücher dreier viel späterer Schriftsteller, unter denen nur einer, Tacitus, auf den Rang eines Historikers Anspruch machen kann, während es dem Leser schon im Verlaufe der von mir angestellten Untersuchung über eine einzelne Thatsache klar geworden sein wird, wie unendlich geistlos und unkritisch die beiden anderen in ihren Darstellungen verfahren sind.

Der zweite noch immer weit nicht genügend berücksichtigte Umstand aber ist in der folgenden Betrachtung enthalten.

Tacitus beginnt bekanntlich seine nur in Bruchstücken erhaltene Geschichte der vier letzten Kaiser der Julischen Dynastie mit der Erklärung: „daß die von Zeitgenossen unter der Regierung und zu Lebzeiten der Kaiser Tiberius, Cajus (Caligula), Claudius und Nero verfaßte Geschichte derselben von den Verfassern aus furchtsamer Rücksichtnahme (ob metum) verfälscht, nach dem Tode der Genannten aber unter der Einwirkung der Stimmungen eines noch frischen Hasses geschrieben worden seien."

Schon dies Geständniß muß uns zur Vorsicht mahnen, und es bedenklich erscheinen lassen: in unserem Urtheile über die hochbegabten Kaiser der Julischen Dynastie uns mit blindem Vertrauen an den einzigen der Beachtung werthen historischen Schriftsteller anzuschließen, dessen Geschichtswerk nur durch einen glücklichen Zufall von einer nach Hunderten zählenden Literatur erhalten geblieben ist. Denn von den zeitgenössischen Geschichtsdarstellungen, die jene Kaiser mit von ihrer Lichtseite zeigten, und von denen Tacitus kurzweg behauptet, daß sie alle aus Rücksichten der Furcht falsche (falsae) gewesen, ist außer Vellejus keine einzige auf unsere Zeit gekommen. Es ist für uns also heute geradezu unmöglich, bei unserer kritischen Betrachtung das so wichtige audiatur et altera pars in Anwendung zu bringen, und die widerstreitenden Stimmen gegen einander abzuwägen. Alles, was wir zu thun vermögen, ist: aus den uns allein erhaltenen, jenen Kaisern überwiegend ungünstigen und feindseligen Darstellungen selbst, durch Vergleichung und Combination der Umstände, hier und da den Nachweis zu erbringen, daß dieselbe durch den Haß und die Voreingenommenheit derjenigen früheren Schriftsteller, aus denen Tacitus und die beiden Anderen schöpften, nicht selten ungerecht behandelt worden sind. Dies habe ich in meiner Lebens- und Regierungsgeschichte des Kaisers Tiberius versucht, und wie ich glauben darf, nicht ohne Erfolg versucht.* Aber auch für die drei anderen Kaiser der Julischen Dynastie wird eine ähnliche Untersuchung angestellt werden müssen; und wenngleich es bei der zuvor geschilderten Lage der Dinge als eine Unmöglichkeit gelten muß, die Bilder dieser Kaiser und die Geschichte ihrer Regierungen in ihrer Wahrheit darzustellen, so ist doch, wie die vorstehende Untersuchung gezeigt haben wird, in manchen Punkten wenigstens eine berichtigende Ermäßigung des bisherigen Urtheils selbst über einen Nero eben so wohl möglich als zur Ehre der Geschichtschreibung nothwendig.

Denn daß, und wie sehr, auch Nero's historisches Andenken durch den wüthenden Haß seiner ihn überlebenden Feinde und Gegner gelitten hat, das sagt uns außer Tacitus auch noch ein anderer Zeuge, der bekannte Historiker Flavius Josephus, der gegen das Ende von Nero's Regierung bereits 31 Jahre alt war, während der letzten sieben Jahre derselben in Rom gelebt hatte, mit Nero und seiner Gemahlin Poppäa persönlich bekannt geworden war, und später nach dem Untergange Jerusalems und des jüdischen Staates sein Leben in Rom, wohin er mit Titus zurückgekehrt war, unter der Flavischen Dynastie beschloß und seine Geschichtswerke verfaßte. Dieser Mann schreibt in seinem lange nach Nero's Tode verfaßten Werke über die jüdische Geschichte: „Ueber diese Zeit" (die Zeit Nero's) „unterlasse ich es ausführlich zu schreiben, denn die Geschichte Nero's haben Viele geschrieben. Von diesen haben allerdings Einige aus dankbarer Vorliebe (διὰ χάριν), weil sie von ihm Gutes genossen hatten, die Wahrheit nicht sorgfältig eingehalten. Dagegen haben die Anderen aus Haß und Feindschaft gegen ihn sich so unverschämte Lügen er-

* Tiberius' Leben, Regierung, Charakter. Von Adolf Stahr. Zweite völlig neu gearbeitete Ausgabe. Berlin, Guttentag. 1874.

laubt, daß man sie unbedingt verwerfen muß. Es wundert mich indessen gar nicht, daß sie über Nero gelogen haben, da sie ja selbst über die Regenten vor Nero in ihren Schriften keineswegs die geschichtliche Wahrheit gewahrt haben, obgleich sie zu persönlichem Hasse gegen dieselben keinen Grund hatten, da sie lange nach deren Zeit lebten. Indeß mag es den Schriftstellern, denen die Wahrheit nun einmal nicht am Herzen liegt, immerhin gestattet sein, zu schreiben wie und was sie wollen, da sie daran eben ihre Freude haben." *

Die Menschennatur ist und war zu allen Zeiten leider so geartet, daß sie dem Schlimmen leichter Glauben schenkt als dem Guten. Darum ist es so schwer, lang eingewurzelte Ueberlieferungen der ersteren Art berichtigend zu ermäßigen, während es so leicht ist, großen Gestalten der historischen Vergangenheit oder der Gegenwart verdunkelnde Makel anzuhängen. Nirgends aber tritt Beides in höherem Maße hervor, als in der geschichtlichen Literatur des römischen Alterthums, welche, wie Tacitus selbst einmal klagt, es mit einem Publicum zu thun hatte, das nur allzu geneigt war: „allen, selbst den unwahrscheinlichsten, einmal in Umlauf gesetzten Schauergeschichten und Gräuelgerüchten begierig Glauben zu schenken, und dieselben der einfachen, unentstellten historischen Wahrheit vorzuziehen." ** Dazu lag es im Interesse der neuen auf die Julische Dynastie zunächst folgenden Regenten, die Kaiser des altgeheiligten Julischen Herrschergeschlechts eher von ihren dunklen und hassenswerthen, als von ihren großen und rühmenswerthen Seiten durch die Literatur geschildert zu sehen. Das zeigt sich schon wenige Jahre nach dem Tode des letzten Julischen Kaisers bei dem unter der Flavischen Dynastie schreibenden älteren Plinius, der den Nero ohne Weiteres als den Verbrenner Roms bezeichnet *** — ein ungerechtes Verdict, welches selbst Tacitus ihm nicht nachzusprechen gewagt hat.

* Joseph.: Antiquitat. Jud. XX, 8, 3, p. 1122, Oberthür.

** Tacit.: Ann. IV, 11. S. 276 meiner Uebers. — Stahr: Tiberius. S. 145.

*** Plin. n. hist. XVII, 1, 5: ad Neronis principis incendia, quibus cremavit urbem.

Niccolo Machiavelli.

Eine Studie.

Von

Julius von Gosen.

(Schluß.)

IV.

Das Buch „vom Fürsten" zerfällt in drei Theile. Die ersten elf Capitel handeln von der Erwerbung und Erhaltung der Fürstenthümer, die drei nächsten vom Kriegswesen, die übrigen behandeln einzelne aufgeworfene Fragen, z. B. von den Gründen, weshalb die Fürsten gelobt oder getadelt werden (Cap. 15); von der Freigebigkeit und dem Geize (Cap. 16); von der Grausamkeit und Milde, und ob es besser ist, geliebt als gefürchtet zu sein (Cap. 17); auf welche Weise Fürsten Treue und Glauben halten müssen (Cap. 18); daß man vermeiden muß, verachtet oder verhaßt zu sein (Cap. 19); über Festungen (Cap. 20) u. s. w. Schon daraus ersieht man, es ist keine systematische Abhandlung über Politik, es werden allerlei Fragen aufgeworfen und mit Bezugnahme auf die Gegenwart unter Anführung zahlreicher Beispiele aus der römischen und der zeitgenössischen Geschichte erörtert.

In Italien sieht Machiavelli den höchsten Grad der Verdorbenheit, soll das Land der Fremdherrschaft entgehen, so könne es nur durch Vereinigung unter einem Fürsten geschehen. Er weist auf die Gleichheit der Verhältnisse in Frankreich und Spanien hin. Die Verderbtheit in Italien, voran in Mailand und Neapel, sei so groß, daß eine Republik unmöglich sei, wie die Geschichte Roms lehre; nur durch königliche Gewalt könne einer so allgemeinen Auflösung der Sitten und der Zucht gesteuert werden. Die Corruption der Staaten komme vom Mangel an Religiosität und dem Mangel an Staatskraft. Für Beides macht er die christliche Religion und insbesondere die päpstliche Herrschaft verantwortlich. Er sagt (Discorsi I, 12): „Durch die argen Beispiele des römischen Hofes ist dieses Land von aller Frömmigkeit und Religion abgekommen, und das zieht endlose Un-

ordnungen und Störungen nach sich. Der Kirche und den Priestern haben wir es zu verdanken, daß wir irreligiös und schlecht geworden, aber sie haben noch eine größere Schuld gegen uns, die unseren Untergang veranlaßt hat. Sie besteht darin, daß die Kirche dieses unser Land in Zerrissenheit erhalten hat und noch erhält. In Wahrheit kein Land war je einig und glücklich, wenn es nicht einer Republik oder einem Fürsten unterthan war wie jetzt Frankreich und Spanien. Die Ursache aber, daß sich Italien nicht in derselben Verfassung befindet, daß es nicht auch von einer Republik oder einem Fürsten regiert wird, ist allein die Kirche. Denn da sie hier ihren Sitz und eine weltliche Herrschaft besaß, war sie nicht so mächtig und stark, um den Rest Italiens unter ihrem Scepter zu vereinigen, und wiederum nicht schwach genug, um nicht aus Furcht, ihr weltliches Dominium zu verlieren, einen Mächtigen zu berufen, der sie gegen den in Italien Mächtigsten vertheidige. Zu unseren Zeiten entriß sie mit Frankreichs Hülfe die Macht den Venetianern und vertrieb darauf mit Hülfe der Schweizer wieder die Franzosen. Da die Kirche nie mächtig genug war, ihre Herrschaft über ganz Italien auszudehnen, und da sie dies niemals einem Anderen erlauben wollte, hat sie es verschuldet, daß Italien nie unter ein Haupt gekommen, sondern immer unter viele Fürsten und Herren vertheilt geblieben ist. Dadurch ist es so uneinig und schwach geworden, daß es nicht nur großen Mächten, sondern fast einem Jeden, der es angreifen will, zur Beute wird. Das haben wir der Kirche und keiner anderen Ursache zu danken. Um die Wahrheit des Gesagten erfahrungsmäßig darzuthun, müßte man die Macht haben, den römischen Hof mit allem Ansehen, welches er in Italien besitzt, unter die Schweizer zu verlegen, als das einzige Volk unserer Zeit, welches in Religion und militärischen Einrichtungen nach Art der Alten lebt; dann würde man sehen, wie die bösen Sitten dieses Hofes dort in kurzer Zeit mehr Unheil anrichten würden, als es bei irgend einem anderen Ereigniß denkbar wäre."

Sein Fürst nun soll Italien wiederherstellen, um dies zu können, soll er mit dictatorischer Gewalt bekleidet sein, er soll ein Gesetzgeber sein oder vielmehr ein Reformator, ein bewaffneter Reformator, er soll Verfassung und Gesetze selbst repräsentiren, bis die von ihm zu gebende Verfassung und Gesetze im Volke sich eingelebt haben. Seine Politik braucht nicht moralisch zu sein, er soll handeln, wie er will, aber zweckmäßig, Machiavelli warnt vor halben Maßregeln. Er preist den guten Fürsten, aber zu seinem Ziele kann er einen solchen nicht brauchen, er will zeigen, wie ein Fürst, der einen neuen Staat gründet, sein müsse, um zu seinem Ziele zu gelangen, nicht wie ein jeder Fürst sein müsse. Einen neuen Fürsten nämlich nennt er den, der sich selbst einen Staat gründet, die Herstellung des italienischen Nationalstaates fällt daher auch unter den Begriff des neuen Fürsten. Daß diese staatliche Neubildung nur auf dem Wege der Monarchie, nicht auf dem der Republik vor sich gehen könne, das ist für Machiavelli nicht zweifelhaft. Italien bestand damals, ehe es von den Franzosen ausgeplündert, von den Spaniern erobert und von den Schweizern geschändet wurde, aus fünf größeren Staaten, nämlich zwei Republiken: Venedig und Florenz, zwei Fürstenthümern: Mailand und Neapel und aus dem Kirchenstaate mit dem Papste; Neapel war unter die Herrschaft der Spanier, Mailand unter die der Franzosen gekommen, die beide (sie werden stets die Barbaren genannt) vertrieben werden mußten, wenn der Staat Italien zu Stande kommen sollte. Eine Unterwerfung von ganz Italien unter den Papst, das hielt Machiavelli für unmöglich, nicht nur, weil die Ausdehnung seiner Herrschaft bisher immer mißglückt war, sondern hauptsächlich deswegen, weil das in der Regel so kurze und von den Parteien der Cardinäle abhängige Regiment der Päpste weder die zur Begründung einer Herrschaft nothwendige Dauer, noch die eben so unerläßliche Stetigkeit der Politik besaß (Princ. c. 11). Daß aber die Republiken für jene patriotische Mission unfähig seien, das bedarf für ihn keines Beweises, hat er sich doch unzählige Male von der Zerfahrenheit und Lahmheit der florentinischen Politik überzeugt, zudem, und das ist ihm die Hauptsache, kann eine Republik nur bei einer gewissen Gleichheit und Sitteneinfachheit

der Bevölkerung gedeihen, die socialen und moralischen Krankheiten seiner Zeit aber konnten nach seiner Ansicht nur durch die kräftige Hand eines Monarchen geheilt werden. An einem anderen Orte sagt er: „Wo große Gleichheit in der Bevölkerung ist oder hergestellt werden kann, errichte man eine Republik, wo große Ungleichheit ist, eine Monarchie.“ Wer will heute darob dem Florentiner Staatssecretär Unrecht geben? Es stehen uns drei Jahrhunderte Erfahrung mehr zu Gebote als ihm, aber diese bis auf die neueste Zeit herab dürften nur die Richtigkeit seiner Ausführungen dargethan haben.

Als Vorbild für seinen neuen Fürsten schwebt ihm Cesare Borgia vor; nicht als Ideal eines Fürsten, denn als solche nennt er die großen Männer des Alterthums Theseus, Cyrus, Romulus, Moses, sondern als Musterbild des Fürsten, der seine Pläne verwirklichen will. „Cesare Borgia war,“ wie ein neuerer Geschichtschreiber schildert, „von der Natur glänzend ausgestattet: wie einst Tiberius der schönste Mann seiner Zeit, zugleich von athletischer Körperkraft. Seine unersättliche Sinnlichkeit stand doch im Dienst eines kalten, durchdringenden Verstandes. Auch er besaß eine magnetische Anziehungskraft für Frauen, aber eine noch viel furchtbarere des Willens, welche Männer entwaffnete. Den Jesuitismus in der Staatskunst, ein Erzeugniß romanischer Nationen, hat Cäsar Borgia so vollkommen durchgeführt, daß er das Muster eines Herrschers in diesem Sinne werden konnte. Alle Eigenschaften dieser Natur zeigte er in vollem Maße: mysteriöse Schweigsamkeit, List und Heuchelei, planvolle Berechnung, schnelles Handeln zur rechten Zeit, erbarmungslose Grausamkeit, Kenntniß der Menschen, Verwerthung von Tugend und Verbrechen zu einem und demselben Zweck. Er konnte gerecht sein und war freigebig bis zur Verschwendung, aber nie aus Natur.“ Diese consequente Verfolgung seiner Politik, seine dämonische Thatkraft, das Glück, das ihm lange Zeit zur Seite stand, seine Absicht, die Barbaren aus dem Lande zu jagen (Machiavelli führt Aeußerungen von ihm an, worin er die Franzosen, seine Verbündeten, für unerträgliche Leute und Zerstörer des Landes erklärt und davon spricht, daß er „die Parteien im Kirchenstaat ausrotten und die Tyrannen vertreiben will“), das hat Machiavelli so sehr eingenommen, daß er sein Beispiel allen denen empfiehlt, die in ähnlicher Lage ähnlich handeln wollen. Von allen Thaten des Cesare tadelt er nur die eine, daß er den Cardinal Rovere habe den päpstlichen Stuhl besteigen lassen, und in der That, nach der damaligen Sachlage hätte Cesare sein Ziel, die Unterwerfung von ganz Italien, erreicht, wenn an Stelle Julius' II. ein ihm befreundeter Cardinal auf den Stuhl Petri gekommen wäre.

Machiavelli spricht auch von den sittlichen Grundsätzen, welche sein Fürst beobachten müsse oder außer Acht lassen könne. Härte und Grausamkeit erklärt er dann für zulässig, wenn jedes andere Mittel erschöpft und untauglich sei. Sein Fürst soll vor Allem den Volkshaß meiden, er braucht nicht gerade moralisch zu sein, das Vermeiden der Verbrechen genügt, er soll sich auf das Volk, nicht auf den Adel stützen, das Volk sei unter tüchtiger Leitung zuverlässig und fest; um das Volk zu gewinnen, genüge schon der Schein von Ruhm und Glanz. Er hält es für klug und erlaubt, mit Betrug zum Ziele zu gelangen, Wort halten ist löblich, aber die Erfahrung lehrt ihn, daß nur die Fürsten große Dinge ausgerichtet haben, welche sich wenig aus ihrem Worte machten und Andere zu täuschen wußten, daß dagegen diejenigen, die immer rechtlich handeln wollten, sich schließlich schlecht befunden haben. „Es giebt zwei Arten zu kämpfen, die eine mit dem Gesetz, die andere mit Gewalt; die erste ist die der Menschen, die andere die der Thiere; aber weil die erste oft nicht ausreicht, muß man zur zweiten seine Zuflucht nehmen. Der Fürst muß also die Bestie zu spielen wissen, wie den Menschen.“ Der Fürst soll je nach den Umständen die Hülle des Fuchses oder des Löwen anziehen. Das gegebene Wort nicht halten wäre schlecht, wenn alle Menschen gut wären, da sie aber ihr Wort auch nicht halten, braucht es der Fürst auch nicht. Als Beispiel führt er Alexander VI. an, und sagt: „Er betrog immer; nie verstand ein Mensch besser zu überreden, nie betheuerte einer unter höheren Schwüren, und nie hielt einer weniger sein Wort; und doch gelang es ihm immer

zu betrügen, so gut verstand er es, die Menschen an der rechten Stelle zu fassen." „Es ist für einen Fürsten nicht nothwendig," fährt er fort, „alle erwähnten Eigenschaften zu besitzen, wohl aber ganz unerläßlich, sie zu besitzen zu scheinen. Ja, ich wage zu behaupten, daß, wenn er sie hat und immer anwendet, sie schädlich, und wenn er sie zu haben scheint, sie nützlich sind." Der neue Fürst „soll, wenn möglich, vom Guten nicht abgehen, aber auch, wenn gezwungen, zum Bösen zu greifen wissen." Der Schein ist mehr werth als das Sein, weil die Menschen nach dem Schein urtheilen und nur wenige das Sein erkennen.

Dies die wichtigsten Sätze der Machiavelli'schen Ethik. Sie haben ihm den Haß und die Verachtung der Nachwelt eingetragen, bis erst in unserem Jahrhundert die historische Auffassung der Dinge auch sie im Zusammenhang mit der ganzen Bildung der Zeit verstehen lehrte, und sie, wenn auch nicht lobenswerth, doch begreiflich erscheinen ließ. Jene Sätze, nackt hingestellt, lassen sich in der That durch nichts rechtfertigen, übertreibt man gar die Sache, wie es oft geschehen ist, durch die Unterstellung: Machiavelli habe darin wirkliche Verhaltungsmaßregeln für das politische Thun geben wollen, so erscheinen sie im höchsten Grade verabscheuungswürdig; anders dagegen, wenn wir sie im historischen Zusammenhange betrachten. Vor allen Dingen müssen wir uns hüten, unsere heutigen Begriffe der strengen Moral in jene Zeiten hinein zu tragen. Die strenge Sittenlehre des Christenthums, wie sie heute durch Vermittelung des Protestantismus in Fleisch und Blut übergegangen ist, war dem Mittelalter überhaupt fremd, um wie viel mehr aber noch dem mittelalterlichen Italien. Hier hatte man vom Christenthum wenig mehr als die kirchlichen Ceremonien angenommen, Denk- und Anschauungsweise unterschieden sich sowohl bei den höheren Ständen wie bei dem niederen Volke wenig oder gar nicht von dem ehemaligen Heidenthume. Wie wären sonst Gestalten wie Alexander, Julius und selbst Leo auf dem Stuhle Petri nur denkbar gewesen! Alle Politiker Italiens handelten damals längst vor Machiavelli nach denselben Grundsätzen, ohne daß Jemand, am wenigsten die Kirche, Anstoß daran genommen hätte. Auch Guicciardini, der Zeitgenosse Machiavelli's, Minister der Medici, ist nur Bewunderer des Erfolgs und kennt nur eine staatsmännische Tugend: die Geschicklichkeit; eine Regierung, sagt er, wird nur nach ihren Erfolgen beurtheilt; auch er spricht den Satz aus: gut scheinen, sei zu vielen Dingen nütze, aber es sei schwierig, setzt er bei, den Schein lange zu erhalten, wenn man es nicht wirklich sei; er konnte seinem Neffen als erste Regel eines angehenden Politikers empfehlen: daß man nicht nach den Grundsätzen des Gewissens regiere, daß man namentlich zu lügen verstehen müsse. Nicht anders handelte man in den anderen Ländern: Ferdinand der Katholische behandelte den Feudaladel Arragoniens, Heinrich VII. Tudor den englischen Adel und Ludwig XI. den französischen, als ob sie bei Machiavelli in der Schule gewesen wären. Ludwig XI. that dies unterstützt durch die Rathschläge seines genialen Staatsmannes Philippe de Commynes und dieser wieder wurde der Bewunderer staatsmännischer Fähigkeit seines Herrn. Wir sehen also, daß dieser jene Lehren keineswegs aufstellt, sondern nur als anwendbar erklärt, wie er allenthalben danach handeln sah. Das können wir freilich nicht rechtfertigen, aber begreifen.

Machiavelli hatte aus dem Studium der Alten den antiken Staatsbegriff in sich aufgenommen, wie den Römern ist auch ihm der Staat das Höchste, dessen Zwecken der ganze Mensch unterworfen ist. Von diesem antiken Staatsgedanken aus gelangt er dazu, die Politik von ihrer mittelalterlichen Verquickung mit dem Christenthum oder vielmehr mit der Kirche loszulösen. Aber indem er den großen Schritt that und den Staat und damit die Politik aus den Fesseln der Kirche befreite und als Selbstzweck hinstellte, ging er darin zu weit, daß er gleichzeitig auch die Grundsätze der Moral wegwarf und sie seinem Staatszwecke opferte. Wir heutzutage wissen freilich, daß der Staat nicht der höchste und nicht der alleinige Zweck des Menschen ist, daß Staat und Gesetze nur um des Volkes willen, zu seiner Wohlfahrt und Gesittung und zur Sicherung der Gesellschaft vorhanden sind, daß der Einzelne auch dem Staate gegenüber Rechte hat, und

daß die Politik, d. i. die Kunst, den Staat zu regieren, den ethischen Grundsätzen nicht zuwider handeln darf, aber darum dürfen wir einen Mann des sechzehnten Jahrhunderts nicht verurtheilen, wenn er zu dieser Reinheit der Auffassung sich nicht aufschwingen konnte. Machiavelli's großes Verdienst bleibt, die Wissenschaft der Politik zuerst aus dem Staate an sich heraus aufgebaut zu haben, und dieses Verdienst wird dadurch nicht geschmälert, daß er in diesem Streben zu weit ging und die Politik nicht allein von der Theologie, sondern auch von der Sittlichkeit lostrennte.

Um so begreiflicher wird seine Denkweise, wenn wir uns erinnern, daß der Fürst nicht als abstracte Abhandlung, sondern zu einem ganz bestimmten nationalen Zweck geschrieben ist. Machiavelli aber wäre nur mitleidigem Lächeln begegnet, wenn er hätte ausführen wollen, daß ein Fürst durch seine Tugenden und lediglich durch seine Rechtlichkeit Italien einig und stark machen könnte. Wer den Zweck will, muß die Mittel wollen, und in jener Zeit der ausgeprägtesten staatlichen Selbstsucht, bei jener Zerfahrenheit der Absichten und Interessen, wie sie in Italien herrschte, wie hätte sich damals die Einheit Italiens vollziehen lassen allein auf dem geraden Wege der Tugend und des Rechts? Ein solcher Vorschlag wäre dem florentinischen Staatssecretär und, können wir mit Fug beisetzen, sämmtlichen Staatsmännern seiner Zeit geradezu unverständlich gewesen.

In dem Schlußcapitel des Fürsten wendet sich Machiavelli direct an die Medici, vom reinsten Patriotismus beseelt, erhebt er sich zu einem Schwung der Sprache, der dem nüchternen Staatssecretär sonst nicht geläufig ist. Er sagt: „Mußte das Volk Israel in Aegypten geknechtet sein, um den Werth des Moses zu erkennen, mußten die Perser durch die Meder unterdrückt werden, um dem Muthe des Cyrus zu folgen, mußten die Athener elend und zerstreut leben, um die Größe des Theseus zu würdigen, so mußte heutigen Tags Italien, um die Gewalt eines italienischen Geistes zu empfinden, elend sein wie die Israeliten, mißhandelt wie die Perser, zertheilt wie die Athener, es mußte ohne Führer und ohne Gesetz sein, verachtet, zerrissen, geplündert, geknechtet durch die Fremden. Wohl ist von Zeit zu Zeit ein großer Mann erstanden, den man von Gott gesandt glaubte, um das Vaterland zu befreien, aber stets hat das Glück ihn verlassen in der Mitte seiner Laufbahn. Nur noch einen Hauch des Lebens hat Italien. Es harrt, daß Einer komme, der den Leiden der Lombardei, Neapels und Toscana's ein Ziel setze, der seine Wunden verbinde und seine Krankheit heile. Es fleht zu Gott, daß er ihm Jemanden sende, der das unerträgliche Joch der Fremden breche. Es ist bereit, der Fahne zu folgen, wenn ein Held sie entfaltet. Aber auf Niemanden können wir zählen, als auf Euer erhabenes Haus. Im Besitz des päpstlichen Stuhls, sichtbarlich von Gott erhoben, kann es sich mit seiner Weisheit und seinem Glück an die Spitze der ruhmreichen Unternehmung stellen. Es wird gelingen, wenn Ihr den großen Beispielen der Vorgenannten folgt — Gerecht ist der Krieg, der nothwendig ist, und fromm sind die Waffen, wo man auf andere nicht mehr hoffen kann — Man darf die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, damit Italien nach so langer Zeit seinen Erlöser erscheinen sehe. Ich vermag es nicht auszusprechen, mit welcher Liebe er in allen Landestheilen würde aufgenommen werden, die von dem Strom der Fremden überschwemmt waren, mit welchem Durst nach Rache, mit welch' unwandelbarer Treue, mit welcher Dankbarkeit, mit welchen Thränen. Welche Thore würden sich ihm verschließen? welches Volk würde ihm Gehorsam weigern? welcher Neid sich ihm widersetzen? welcher Italiener ihm die Huldigung versagen? Jeden ekelt diese Barbarenherrschaft an. Möge denn Euer erhabenes Haus diese Aufgabe mit Jenem und jener Hoffnung in die Hand nehmen, welche das Beginnen eines gerechten Unternehmens begleiten, damit unter seiner Fahne unser Vaterland zu Ehren komme und unter seiner Führung jenes Wort Petrarca's zur Wahrheit werde: Zum Schwerte greift Mannheit gegen Wuth; kurz nur währt der Kampf; denn noch ist nicht erstorben die alte Tapferkeit in italischen Herzen."

Der Fürst wurde dem Giuliano nicht überreicht, wahrscheinlich hatte Vettori diesen Schritt widerrathen, die bei den Medici gegen Machiavelli herrschenden Vorurtheile mochten noch so stark sein, daß jede Annäherung unmöglich schien.

Papst Leo sann fortwährend auf neue Combinationen, um seinem Hause Länderbesitz zu verschaffen, bald unterhandelte er mit König Ludwig XII., bald suchte er mit Venedig gegen Frankreich anzuknüpfen, aber es fehlte ihm die Thatkraft und so kam es zu nichts. Da starb am 1. Januar 1515 der König von Frankreich, und der ruhmsüchtige, thatenlustige Franz I. bestieg den Thron. Er nannte sich sofort Herzog von Mailand und begann sich in die Dinge Italiens einzumischen. Giuliano Medici heirathete die Filiberta von Savoyen, eine nahe Verwandte des französischen Königshauses, und damit stiegen die Hoffnungen des Papstes und seines Bruders noch mehr. Der König von Frankreich sollte diesem Neapel überlassen und dagegen Mailand erhalten, es kam aber zu keinem Vertrag und der Papst trat der Liga des Kaisers und Spaniens gegen Frankreich bei. In dem nun ausbrechenden Kriege war zuerst Julian und nach dessen Erkrankung Lorenzo Oberbefehlshaber der päpstlichen Truppen. Bei Marignano siegte Franz I., die ganze Lombardei fiel in seine Hand, der Papst zitterte und sah schon die Franzosen vor den Thoren Roms. Zum Heil für Leo ließ sich der König in Unterhandlungen ein, es fehlte ihm der Muth, Italien zur französischen Provinz zu machen. Um ihn ganz in seine Schlingen zu ziehen, brach der Papst im October in Rom auf, den König in Bologna zu treffen. Am 30. November zieht der Papst mit dem Pompe eines Triumphators in Florenz ein, das Volk jauchzte ihm zu, als ob er den größten Sieg erfochten hätte. Nach acht Tagen zog Leo nach Bologna, wo er ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich schloß, dagegen versprach der König den Medici seinen Schutz und Renten und Würden in Frankreich. Kaum war der Papst in den Vatican zurückgekehrt, als ihn die Nachricht vom Tode seines Bruders Giuliano traf, der am 17. März 1516, erst 37 Jahre alt, in Florenz gestorben war. Er hatte die Rolle Cesare Borgia's übernommen. Freilich war er ihm durchaus unähnlich, von Natur edel und großmüthig, schickte er sich schlecht in die Lage eines Eroberers, in die ihn der Ehrgeiz seines Bruders gebracht, die Luftschlösser fürstlicher Macht und Größe nahm er mit ins Grab, als Erben hinterließ er nur einen kleinen unehelichen Sohn, Hippolyt. An seine Stelle beim Papste trat nun Lorenzo, der sollte jetzt das Reich der Medici gründen. Fast scheint es, als ob Giuliano der gute Genius des Papstes gewesen, denn dieser kannte jetzt keine Schranke des Rechts und des Gewissens mehr, um seine Herrschaft zu befriedigen. Die ehrgeizige Alfonsina Orsini, die Wittwe Piero's, mochte dem schwachen Manne in den Ohren liegen, ihrem Sohne, dem Lorenzo, um jeden Preis eine Herrschaft zu verschaffen. Kaum war jener todt, so ließ der Papst den Herzog Francesco Maria von Urbino, den Wohlthäter seiner Familie, den Neffen Papst Julius' II., mit dem er noch vor Kurzem feierliches Bündniß geschlossen, mit Krieg überziehen und aus seinen Besitzungen vertreiben; zum Herzog von Urbino ward Lorenzo ernannt. Nach langen Jahren des Krieges und der Vernichtung hätte Italien sich jetzt des Friedens erfreuen können, hätte nicht der Statthalter Christi jenen frevelhaften Raubkrieg wegen Urbino's heraufbeschworen, denn der vertriebene Herzog wehrte sich mannhaft, mehr als einmal war ihm das Waffenglück günstig, aber es war nicht auf die Dauer. Der Krieg zerrüttete die Finanzen der Kirche, untergrub das Ansehen des Papstes nicht blos in Italien; um Geld zu schaffen, wurden gegen unerhörte Summen drei Cardinäle ernannt. Im Mai 1517 ward im Cardinalscollegium eine Verschwörung gegen das Leben des Papstes entdeckt, Cardinal Petrucci wollte den Papst erdolchen, Cardinal Riario gedachte den päpstlichen Thron zu besteigen; aber die Sache ward entdeckt, der Papst versprach Gnade, aber er brach sein Wort und ließ Riario verurtheilen und im Gefängniß erdrosseln; die anderen mitverschworenen Cardinäle wurden gegen ansehnliche Summen freigelassen, Sauli und Riario starben bald danach, wie es heißt, noch im Gefängniß mit Gift versehen. Im Herbst des Jah-

res 1517 war endlich der Krieg mit Urbino glücklich beendet, der Papst athmete auf.

Im März des folgenden Jahres feiert Lorenzo auf Schloß Amboise seine feierliche Vermählung mit Madeleine de la Tour d'Auvergne, einer Verwandten des königlichen Hauses von Frankreich; Francesco Vettori, der Freund Machiavelli's, hatte dieselbe Verbindung vermittelt, die den heißesten Wünschen Leo's entsprach und die Augen der Italiener auf die Zukunft Lorenzo's lenkte.

Um diese Zeit war es, daß ihm Machiavelli sein Buch vom Fürsten überreichte. In der zu diesem Zweck verfaßten Widmung sagt Machiavelli: er könne kein größeres Geschenk geben, „als daß Euch die Gelegenheit geboten wird, in kürzester Zeit von alle dem sich zu unterrichten, was ich in so vielen Jahren und mit so viel Ungemach und Gefahr kennen gelernt habe.“ Er schließt sodann: „Ihr werdet darin meinen innigsten Wunsch erkennen, daß Ihr zu jener Höhe gelangen möchtet, welche das Schicksal und Eure anderen Eigenschaften Euch verheißen. Und wenn Ew. Durchlaucht von dem Gipfel Eurer Hoheit bisweilen den Blick auf diese niederen Gefilde richtet, so werdet Ihr erkennen, wie unverdienter Weise ich eine große und fortdauernde Mißgunst des Geschicks ertrage.“

In diesem Jahre (1517) hat er auch die Discorsi oder Untersuchungen zu den zehn ersten Büchern des Livius verfaßt. Es sind historisch-politische Betrachtungen ähnlich wie die Ausführungen im Principe, die sich nur lose an den antiken Stoff anlehnen, vieles wird näher ausgeführt, was im Fürsten nur angedeutet war, in vielen Punkten dieser ergänzt oder modificirt, im Ganzen weht ein freisinnigerer Hauch in den Discorsi, als im Fürsten. Vielfach wird behauptet, in den Discorsi habe Machiavelli sein wahres politisches System niedergelegt und entgegen diesen seinen demokratischen Grundsätzen nur vorübergehend und zu einem bestimmten Zweck im Fürsten monarchische Ideen angenommen. Unserer Ansicht nach darf man in dieser Weise eine Principienfrage gar nicht stellen. Machiavelli ist in erster Reihe praktischer Staatsmann und italienischer Patriot gewesen, als ersterer diente er der Republik mit derselben Aufopferung, mit der er einem Fürsten gedient hätte; als er über die Neugestaltung Italiens nachdenkt und den Fürsten schreibt, spricht er aus innerster Ueberzeugung, wenn er sagt, daß die Wiedergeburt Italiens nur von einem Fürsten ausgehen könne, daß die republikanische Verfassung für eine solche Aufgabe ungeeignet und vor allen Dingen bei der herrschenden Verderbniß der Sitten unhaltbar sei, aus demselben Grunde aber preist er in den Discorsi die altrömische Republik, welche Sitteneinfachheit und allgemeine Hingebung an das Gemeinwohl zu einem Musterstaat gemacht. Sein praktischer Verstand sagt ihm sehr wohl, daß man diese Bürgertugenden nicht decretiren, nicht schaffen kann und daß ohne sie eine Republik nur zum Spielball der Parteien wird, darum erkennt er nur der Monarchie die Fähigkeit zu, Italien aus dem politischen und socialen Verfall wieder zu erwecken.

„Wo große Gleichheit in der Bevölkerung ist oder hergestellt werden kann“, sagt er in den Discorsi (I. 55), „da errichte man eine Repuplik, wo große Ungleichheit ist, eine Monarchie“, damit hat er selbst jenen Streit für gegenstandslos erklärt.

So oft er auch in den Discorsi die Vorzüglichkeit der republikanischen Verfassung preist, in so harten Worten ergeht er sich, wenn er auf die florentinischen Verhältnisse zu reden kommt. Ein besonderes Capitel (I. 38) ist den „schwachen, schlechtberathenen, unentschlossenen Republiken“ gewidmet, hier sagt er: daß solche Republiken „niemals etwas Zweckmäßiges oder Vortheilhaftes thun, wenn sie nicht dazu gezwungen werden, weil sie ihre Schwäche nie zur Entscheidung kommen läßt, wenn noch irgend ein Zweifel ist; wird dieser Zweifel nicht durch eine äußere Gewalt gelöst, so schwanken sie ewig hin und her.“ Fast jede Seite der Livius-Untersuchungen führt den Beweis, wie Machiavelli den antik-römischen Staatsgedanken in sich aufgenommen hat, wie dem alten Römer steht ihm der Staat in erster Reihe, die Interessen und Erfordernisse des Staates gehen so sehr den Rechten und Interessen des Einzelnen vor, daß bei einem Conflict zwischen beiden letztere unnachsichtlich weichen müssen; darum nimmt er auch keinen Anstand, dem

Staatswohl die Sittlichkeit zu opfern. Auch hier erklärt er alle Handlungen für erlaubt, die zu einem höheren politischen Zweck nothwendig sind, so sagt er (Disc. I. 26), ein neuer Fürst müsse alles Bestehende umstürzen, und führt als Beleg die Handlungsweise Philipp's von Macedonien an, dabei ist er sich des Sittlichverwerflichen dieser Handlungen sehr wohl bewußt; er sagt: „Das sind grausame Mittel. Sie widersprechen nicht nur den Lehren des Christenthums, sondern die Menschheit schaudert davor zurück. Wer ein Mensch ist, soll sie fliehen und lieber im Dunkel des Bürgerstandes leben, als die Krone tragen zum Verderben so vieler ihm gleichgeschaffener Wesen. Gleichwohl muß derjenige, der als neuer Fürst sich erhalten will, zu diesem Uebel schreiten." Und wer kann ihn ob seiner Moraltheorie verurtheilen, der folgende Zeilen liest (Disc. III. 41): „Wo es sich um Sein oder Nichtsein des Vaterlandes handelt, darf nichts in Betracht kommen, sei es gerecht oder ungerecht, menschlich oder grausam, lieblich oder schändlich, ja man muß mit Hintansetzung jeder Rücksicht die Maßregel ergreifen, die ihm das Leben rettet und die Freiheit erhält." So sehr überwiegt bei ihm der Staatszweck des Menschen, daß er gegen das Christenthum den Vorwurf erhebt (Disc. II. 2), es lege das höchste Gut in Selbsterniedrigung, in Geringschätzung und Verachtung der irdischen Dinge und ziehe dadurch die Menschen von der Erhebung und Vertheidigung des Vaterlandes ab, freilich macht er dafür mehr „die Ausleger unserer Religion" als diese selbst verantwortlich, lobt aber besonders an der antiken Religion, daß sie die Menschen zu großen Thaten und zur Vaterlandsliebe und nicht, wie die christliche, zum niedrigen und beschaulichen Leben erziehe. Wer kann da dem scharfsinnigen Staatssecretär so ganz Unrecht geben?

Betrachtet man jene Stellen, so sieht man, daß kein wesentlicher Widerspruch zwischen der im Fürsten und in den Discorsi vertretenen Politik vorhanden ist und daß durchaus kein Anlaß zu der namentlich früher oft aufgestellten Behauptung gegeben ist, Machiavelli habe den Fürsten nur geschrieben, um zu zeigen, zu welchem Zerrbild eine nicht vom Volke ausgehende Regierung werde.

V.

Die Ueberreichung des Fürsten an Lorenzo blieb vorläufig ohne Folgen, es ist nicht einmal bekannt, was dieser oder der Papst über das Buch dachten, die Hoffnungen, die Machiavelli darauf gesetzt, wurden getäuscht. Das Eine allerdings mag er erreicht haben, daß sein Name wieder im Vatican genannt wurde und man hier über seine politischen Ansichten nicht mehr im Unklaren war; aber vorläufig hatte man andere Sorgen, als an die Umgestaltung der italienischen Verhältnisse zu denken. Der Streit um die deutsche Kaiserkrone war weit wichtiger, da sein Ausgang auch das Schicksal Italiens bestimmte. Da, am 4. Mai 1519, starb Lorenzo, 27 Jahre alt, sechs Tage nach seiner französischen Gemahlin, die ihm am 13. April Catarina Medici geboren hatte. Mit ihm erlosch der directe und legitime Stamm des großen Cosimo, die politischen Pläne hatten ihren Träger verloren. Nur ein unehelicher Sohn, Alessandro, war ihm noch am Leben. Dieser und der kleine Bastard Hippolyt, der zu den Füßen des einsamen Papstes spielte, das waren nun die Zukunftshoffnungen der Medici geworden.

Die Florentiner gedachten nun wieder die Herren ihres Staates zu werden, der Papst aber, der Florenz längst als mediceisches Hausgut zu betrachten pflegte, sandte dorthin als Regenten den Cardinal Lodovico Rossi und bald darauf den Cardinal Giulio Medici, bisher sein allmächtiger Minister, ein Mann, der sich durch unerschöpfliche Geschicklichkeit in der Eröffnung neuer Finanzquellen für Leo unentbehrlich gemacht hatte. Der Papst ließ Machiavelli zu einem Gutachten über eine Reform der florentinischen Verfassung auffordern und dieser schrieb nun seinen Discorso sopro il riformare lo stato di Firenze fatto ad istanza di Papa Leone X. Er sprach sich darin für die Rückkehr zur republikanischen Verfassung aus, weil die Schwierigkeit der Einführung eines Fürstenthums sehr groß und weil jetzt der Einzige, der das Fürstenthum hätte begründen können, gestorben sei. Machiavelli meint, S. Heiligkeit sei selbst der republikanischen Form völlig geneigt, zudem könne ja Papst und Cardinal auch bei der republikanischen

Verfassung die oberste Autorität mehr oder weniger offen in der Hand behalten.

Die Denkschrift über die florentinische Verfassung ist wahrscheinlich zu Anfang 1520 geschrieben. Zu einer Verfassungsreform führte sie jedoch nicht. Der Papst hatte indeß Anderes zu thun; da er das Haus Medici nicht mehr vergrößern konnte, wollte er den Kirchenstaat groß machen. Mit einer bisher nur von Alexander VI. geübten Treulosigkeit lockte er den Tyrannen von Perugia, den Giampaolo Baglione nach Rom, ließ ihn in die Kerker der Engelsburg werfen und am 11. Juni enthaupten. Freilich hatte Baglione dies Schicksal durch zahllose Frevel verdient, aber die Art, wie das Strafgericht jetzt mitten im Frieden geübt wurde, empörte allenthalben. Es war dies derselbe Baglione, den einst Julius II. bekriegt und aus Perugia vertrieben hatte und dessen Mangel an Klugheit Machiavelli tadelte, weil er als Papst Julius (1504) mit schwacher Begleitung zum Friedensschluß in Perugia eingezogen war, die Gelegenheit hatte vorübergehen lassen, den Papst mit seinen Cardinälen niederzumachen. „Er“, sagt Machiavelli (Discorsi I. 27), „wagte nicht, eine That auszuführen, wobei Jedermann seinen Muth bewundert und wodurch er seinen Namen unsterblich gemacht hätte. Er würde der Erste gewesen sein, der den Prälaten gezeigt hätte, wie wenig man Leute, die wie sie leben und regieren, zu achten habe, und er würde eine That vollbracht haben, deren Großartigkeit alles damit verbundene Schimpfliche und alle mögliche Gefahr bei weitem übertroffen hätte.“ Daß der verbrecherische Mann damals von der Nähe des Statthalters Christi geblendet war, das schien Machiavelli unbegreiflich.

Während bald nach der Kaiserwahl Karl's V. der Krieg in Oberitalien wieder auszubrechen drohte — Papst Leo war mit dem Kaiser verbündet gegen Frankreich, zu dem Venedig hielt — und ein neuer Zeitraum der Leiden für Italien, schlimmer als alle vorhergehenden, begann, schrieb Machiavelli sein Buch über die Kriegskunst. Es ist, obwohl heute fast vergessen, ein wahres Meisterwerk, voll treffender, scharfsinniger Gedanken und in einer wahrhaft classischen Sprache geschrieben; gedruckt wurde es schon 1521. Es sind darin die Gedanken näher ausgeführt, die schon im Fürsten in den Cap. 12, 13 und 14 behandelt sind. Als einen Krebsschaden Italiens erkennt Machiavelli das Unwesen der Söldnerheere, gegen die er sich bei jeder Gelegenheit ausspricht; als eine der ersten patriotischen Pflichten, und als die erste Pflicht eines Fürsten bezeichnet er daher eine vollständige Umgestaltung des Heerwesens und die Schöpfung eines nationalen Heeres. „Ein gutes Kriegswesen ist ihm der Grundpfeiler aller Staaten, nichts Gutes kann bestehen, wo dieses fehlt,“ sagt er. „Fürstensünde“ nennt er die Vernachlässigung desselben; „auch die beste Verfassung,“ bemerkt er, „geht ohne den Schutz der Waffen — gegen innere und äußere Feinde — gerade so zu Grunde, wie die prächtigen Säle eines königlichen Palastes, wenn sie, mit Gold und Edelsteinen geschmückt, kein Dach hätten, das sie vor dem Regen schützt.“ Erstes Erforderniß sei daher, daß man von den erbärmlichen Soldheeren zu Heerkörpern, die aus Landesangehörigen bestehen, übergehe, aber dabei dürfe man nicht zu den Vasallenheeren zurückkehren, da dieselben nicht die Einheit und Unbeschränktheit des Befehls haben, die doch erforderlich sei. „In einem gut eingerichteten Königreich hat der König bei dem Heere, wenn auch nur bei ihm, unumschränkte Gewalt, weil hier augenblicklicher Entschluß nöthig ist und deshalb alle Gewalt in einer Hand sein muß.“ „Gut können die Heere nicht sein, wenn die Truppen nicht geübt sind, und genügend üben kann man nur die Unterthanen des Landes.“ „Die besten Heere, die es giebt, sind und waren die der bewaffneten Völker, ihnen können nur gleiche Heere widerstehen.“ Er lobt die Einrichtung der deutschen Staaten, welche mit ihren bürgerlichen Freiheiten, ihrer Sitteneinfachheit, nicht wie die italienischen Staaten große Summen auf Soldtruppen verwenden, sondern ihre eigenen Leute unter Waffen und in beständiger Uebung erhalten; er rühmt dabei die deutsche Gewohnheit, an Festtagen allerlei Waffenspiele und -Uebungen mit der Armbrust, der Lanze und dem Schwert vornehmen zu lassen. Machiavelli ist der Erste, der den Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht



Niccolo Machiavelli.

ausgesprochen hat, er will ein unter strenge Disciplin gestelltes Volksheer, Niemand soll sich entziehen können, wenn der Staat ihn braucht. In allen Gemeinden sollen Listen aufgestellt und fortgeführt werden, in denen alle waffenfähige Männer vom 15. Jahre an verzeichnet sind. „Man muß die Unterthanen von 17 bis 30 Jahren als Soldaten üben und dann in die Reserve stellen." Im Nothfall will er sogar Männer bis zu 50, ja 60 Jahren aufgeboten wissen. Solche Bürgersoldaten würden nie den Krieg als Handwerk betreiben, sondern nach dem Kriege, der ihnen nur Mühen, Gefahren und Ruhm bringt, kehren sie gern zu ihrem heimathlichen Herde zurück, um wieder den Geschäften zu leben. Dann, sagt er, werde auch der Gegensatz wegfallen, der jetzt, da die Heere völlig verderbt sind, zwischen dem Leben der Bürger und dem Leben der Soldaten vorhanden sei, um deren Erziehung u. s. w. der Staat in keiner Weise besorgt sei, während doch das Vaterland von Niemand größere Treue verlangen sollte, als von dem, der in seinem Dienste zu sterben versprechen muß. — Meint man nicht, eine Vertheidigung des deutschen Heersystems zu lesen? und noch mußten drei Jahrhunderte voll Kriege, Verheerung und Unheil vorübergehen, ehe man die Wahrheit dieser Sätze des scharfsinnigen florentinischen Staatsmannes erkannte. Selbstverständlich haben nicht alle Einzelheiten des Machiavelli'schen Buches denselben Werth, es handelt eben

auch von der Taktik u. s. w., er verlangt u. A. die Wiederherstellung der römischen Legion; aber jene Sätze bleiben ein unvergängliches Denkmal seines staatsmännischen Genies.

Mit dem Cardinal Medici stand Machiavelli von Anfang an in guten Beziehungen, dessen Verwendung hatte er es zu danken, daß er nun auch wieder in Staatsgeschäften Verwendung fand, so wurde er im Mai 1521 mit einem Auftrage an die Minoriten nach Carpi entsendet.

Im Herbst 1521 brach der Krieg in Oberitalien aus, die Cardinäle Mathäus Lang von Sitten und Giulio Medici begleiteten als Vertreter des Papstes die kaiserlichen Truppen, Mailand und Parma wurden genommen, da, am 1. December, als er eben die Nachricht von der Einnahme Parma's erhalten, verschied Papst Leo. Er war einer der pracht- und kunstliebendsten Monarchen auf dem Stuhle Petri, seine Verschwendungssucht, Liebe zum Prunk und zu den Freuden der Tafel kannten keine Grenzen; trotz unermeßlicher Einkünfte, zu denen die ganze Christenheit beigezogen worden, hinterließ er ungeheure Schulden, in der Politik verstand er sich auf alle Schlechtigkeiten der Zeit, aber es fehlten ihm große Ziele, Energie des Willens und die Lust an ernster Beschäftigung; obwohl nicht ohne gute und große Ideen, brachte er aus jenen Gründen nichts zu Stande, stürzte Italien und den Kirchenstaat von einem Krieg in den anderen. Eine merkwürdige Ironie des Schicksals hatte diesem, vielleicht dem heidnischsten aller Päpste, beschieden, daß unter ihm die große religiöse Reform ihren Anfang nahm, die Deutschland umgestaltete und die Grundlagen des päpstlichen Throns erbeben machte. Leo hatte nur Sinn für die eigene Herrlichkeit und Machtfülle; die erschreckende Sittenlosigkeit der Zeit, die Verderbtheit des Klerus rührten ihn nicht, während in Wittenberg die Axt an die Wurzel des Papstthums gelegt wurde, vertrieben sich Papst und Cardinäle im Vatican die Zeit mit den sittenlosesten Komödien, mit Gastereien ohne Ende, mit Jagd und mit Schaugepränge jeder Art.

Am 9. Januar 1522 ward zum Nachfolger dieses Papstes der einstmalige Erzieher und Günstling Kaiser Karl's, Cardinal Adrian Dedel, Bischof von Tortosa, gewählt, der als Papst den Namen Hadrian VI. führt. Während in Rom der edle Papst seine Kraft an dem vergeblichen Mühen, der Verderbniß der Kirche zu steuern, verzehrte und durch Frömmigkeit und Sparsamkeit zum Spott der üppigen Cardinäle wurde, herrschte in Florenz der Cardinal Medici einem unumschränkten Gebieter ähnlich.

In Florenz war damals in den Gärten des Bernardo Rucellai, eines feingebildeten Mannes, der Mittelpunkt für alle geistig bedeutenden Männer der Zeit. Wenn man durch das Pratothor in die Stadt eintritt und gegen die Mitte der Stadt geht, so trifft man links auf eine öffentliche Promenade, an deren Eingang auf einer Marmortafel die Worte Orti Oricellarii stehen: das sind die berühmten Gärten der Rucellai. Hier war die Pflanzstätte der platonischen Philosophie, als die griechische Sprache ihre Wiederauferstehung in Italien gefeiert, hier wurden die wichtigsten Fragen der Politik verhandelt, hier entstanden die Tragödien des Bernardo Rucellai, hier war die philosophische Schule Platon's wieder aufgelebt, denn genau so wie einstmals in Athen, wurde hier gelehrt und gelernt. Von diesem reizenden Garten aus erblickt man im Norden die Höhen von Fiesole, wo einst die Wiege von Florenz gestanden, man überblickt die herrliche Stadt Florenz, damals der Mittelpunkt des geistigen Lebens Europa's, man verfolgt den Lauf des Arno, überragt von dem Hügel San Miniato, den später Michel Angelo mit Befestigungswerken versehen. In diesen Gärten war Machiavelli ein regelmäßiger Gast. Hier hatte er die Vorlesungen über Livius gehalten, die dann zu den Discorsi, die dem Zanobi Buondelmonti und Cosimo Rucellai gewidmet sind, ausgearbeitet wurden, hier wurden Fragen der Staatswissenschaft und des Kriegswesens verhandelt, wie denn sein Buch über die Kriegskunst in das Gewand eines Gesprächs zwischen Machiavelli, dem berühmten greisen Söldnerführer und Freund des Lorenzo Medici, Fabrizio Colonna und dem Cosimo Rucellai gekleidet ist. Hier auch ist der Schauplatz, wo der Dialog über die Regierung von Florenz von Guicciardini spielt, dessen

Personen die berühmten Namen Piero Capponi, Pagolantonio, Soderini und Piero Guicciardini sind; geschrieben ist er aber erst nach dem Tode Machiavelli's. In dem Kreise der dort verkehrenden Männer waren alle Parteischattirungen der Zeit vertreten, die Söhne der Optimaten hatten Zutritt, es wurde gelehrt und sich unterhalten, es war eine Akademie der freiesten Art; namentlich wurden die alten Schriftsteller, die Griechen und Römer gelesen und erklärt, die republikanischen Grundsätze, die gelehrt und besprochen wurden, fanden allzu fruchtbaren Boden. Im Jahre 1522 wird eine Verschwörung gegen das Leben des Cardinals entdeckt. Buondelmonti, die beiden Alamanni und ein Lehrer des Griechischen da Diaceto, sämmtlich aus edlen Familien, waren die Urheber dieser Verschwörung, welcher persönliche Feindschaft gegen den Cardinal zu Grunde lag — Zanobi Buondelmonti, bisher ein Vertrauter des Cardinals, hatte in dessen Palast eine Ohrfeige und dafür nicht hinreichende Genugthuung erhalten — die aber die Wiederherstellung der Florentiner Republik bezweckte. Der Anstifter der ganzen Unternehmung war übrigens der Cardinal Francesco Soderini, Bruder des ehemaligen Gonfalonieres von Florenz, er haßte in den Medici die Feinde seines Hauses, in dem Cardinal Giulio den Nebenbuhler bei der Bewerbung um die päpstliche Krone, er war das Haupt der französischen Partei, während Medici zum Kaiser hielt. Cardinal Soderini, der bisherige Günstling des Papstes, wurde ins Gefängniß geworfen, der Maler Pietro Alamanni und Diaceto mußten ihr Haupt auf den Block legen, die anderen Mitschuldigen entflohen, der Papst trat dem Bündniß zwischen dem Kaiser und Venedig gegen Frankreich bei, Medici wurde der allmächtige Minister der Curie; das waren die Folgen jener Verschwörung.

Auch gegen Machiavelli ist damals und bis auf die neueste Zeit der Vorwurf erhoben worden, jener Verschwörung nicht fremd gewesen zu sein. Diese Beschuldigung können wir nicht für stichhaltig erachten. Allerdings war Machiavelli mit den Haupttheilnehmern des Unternehmens eng befreundet, aber gleichzeitig verkehrte er mit dem Cardinal Medici, wurde von ihm in vielen Dingen zu Rath gezogen; aus welchem Grunde sollte er auch an einem sinnlosen Versuche zum Sturze derjenigen sich betheiligen, denen er noch vier Jahre vorher seinen Principe gewidmet, für deren Größe er gearbeitet, von denen er sich zu allerlei Aufgaben benutzen ließ? Um so unwahrscheinlicher erscheint seine Theilnahme, als er ja darüber sich klar sein mußte, daß das Gelingen des Plans den französischen König zum Herrn von Italien gemacht haben würde. Zudem widerspricht die Theilnahme an einer Verschwörung dem ganzen Charakter Machiavelli's, er spricht es wiederholt aus, daß er nur dem Staate diene, wer auch seine Herren sind. Diese Gründe und der Umstand, daß Machiavelli nicht in Untersuchung gezogen wurde, berechtigen zu der Annahme seiner Unschuld. Man hatte ihn so oft als überzeugungstreuen Republikaner dargestellt, daß man nicht umhin konnte, ihn auch die Schlußrolle des Brutus spielen zu lassen. Auch ist es ganz unrichtig, wenn man sich den in den Rucellai-Gärten verkehrenden Kreis als einen Bund von Republikanern vorstellt; es kamen Männer aller Parteien da zusammen, und 1512 war gerade von hier jene Bewegung ausgegangen, welche die Medici nach Florenz zurückführte; endlich gehörte gerade die Mehrzahl der Mitglieder jener Garten-Akademie den aristokratischen Familien an, die durch Verwandtschaft und gemeinsame Interessen aufs Engste mit den Medici verbunden waren und nichts weniger als eine Rückkehr des demokratischen Regiments wünschen konnten.

Um diese Zeit, wahrscheinlich zu der Zeit, als Karl und Franz um die Kaiserkrone haderten, schrieb Machiavelli seine Ritratti delle cose della Francia und die Ritratti dell' Alamagna. Er hat darin die auf seinen Reisen nach Deutschland und Frankreich gesammelten Erfahrungen und gemachten Beobachtungen niedergelegt. Die politische Bedeutung Frankreichs und Deutschlands für Italien findet er durch die Kriegsmacht bedingt, mit welcher beide ihrer Politik Nachdruck verschaffen können. Sehr scharfsinnig betont er die Ueberlegenheit Frankreichs, weil dessen König in der Führung seiner Kriege von Niemand behindert werde, er könne so viel Geld durch Steuern oder Anleihen aufnehmen als er

wolle, und so viel Truppen aufstellen und sie so lange zusammenhalten als er wolle. Deutschland dagegen sei zwar so reich an Menschen und Waffen, daß ihm, wenn es einig wäre, kein Staat widerstehen könne, aber es sei in viele kleine Staaten gespalten und die Macht des Kaisers sei ganz gering. Fordere der Kaiser Truppen und Geld vom Reich, so „bezahlen ihn die Deutschen mit Reichstagen", habe er Truppen zusammengezogen, so laufen sie ihm aus einander, sobald es an Sold fehlt oder ein bestimmter Zeitraum abgelaufen ist: „Deutschlands Macht ist groß, aber so, daß man sie nicht gebrauchen kann", das ist das Endurtheil des scharfsinnigen Florentiners über Deutschland vor drei Jahrhunderten. Noch mußte mehr als dieser Zeitraum vorübergehen, ehe die Deutschen aus jenem Satze die praktischen Folgerungen zogen!

VI.

Unheilvolle Ereignisse bereiteten sich vor. Am 14. September 1523 war Papst Hadrian verschieden und am 19. November war der Candidat des Kaisers, Cardinal Giulio, der Bastardsohn des ermordeten Giuliano Medici, 46 Jahre alt, zum Papste gewählt, als welcher er den Namen Clemens VII. annahm. Florenz war zur päpstlichen Statthalterschaft geworden, hier regierte im Auftrage des Papstes Silvio Passerini, Cardinal von Cortona, der Vormund der beiden jungen Alessandro und Ippolito Medici, die unter ihm das Regieren lernen sollten. In der Lombardei begann unterdessen der Krieg zwischen Kaiser Karl und König Franz, der über die Hegemonie in Europa entscheiden sollte. Dem Sieger mußte Italien von selbst zufallen. Für Machiavelli kamen jetzt bessere Tage, er arbeitete eben an seiner Florentiner Geschichte, und hierfür erhielt er vom Papste eine jährliche Zulage von 100 Ducaten. Papst Clemens berief ihn bald darauf nach Rom und verwendete ihn als politischen Rathgeber und zu mehreren Gesandtschaften. Die Lage des Papstes war eine verzweifelte, er wollte den Kirchenstaat vergrößern, Florenz seiner Familie erhalten, und doch hing beides von dem Ausgang des Kampfes in der Lombardei ab. Größer schien die Gefahr, wenn der Kaiser Sieger blieb, der Papst wollte neutral bleiben, oder warten bis man erkennen könne, auf wessen Seite das Glück sich neigen würde; auf den Rath Machiavelli's schloß er sich zu Anfang 1525 an den König von Frankreich an, der seit October Pavia belagerte. Er hatte die unterliegende Sache gewählt. Am 24. Februar wird in der furchtbaren Schlacht bei Pavia das französische Heer vernichtet, König Franz gefangen genommen. Der Sieg von Pavia wirkte wie ein Donnerschlag auf den Papst, auf Italien, das der Willkür des Kaisers wehrlos preisgegeben schien. Der Papst, ein vortrefflicher Nachahmer Machiavellischer Politik, erkaufte die Rettung durch ein Bündniß mit dem Kaiser, gleichzeitig aber suchte er eine Coalition gegen das drohende Wachsthum der deutschen Macht zu Stande zu bringen. Die politische Lage Europa's war damals in vielen Stücken derjenigen ähnlich, die wir staunend mit erlebt. Zwar ward zu Ende des Jahres der Friede zu Stande gebracht, aber schon im Frühjahre des folgenden Jahres ward die sogenannte heilige Liga gegen Deutschland abgeschlossen. Wir können uns denken, mit welcher Angst Machiavelli der Entwicklung der Dinge folgte, es war die furchtbarste Krisis, in der Italien sich je befunden, angebrochen, und dieses fand keine großen Männer, die mit starker Hand sein Schifflein geleitet hätten. Wohl war der florentinische Secretär Berather des Papstes, aber dieser war ein kleinlicher, unentschlossener Mann, der mit jedem entscheidenden Schritte den Besitzstand des Kirchenstaats und seiner Familie zu gefährden fürchtete, der stets zu halben Mitteln griff und den rechten Zeitpunkt versäumte. Machiavelli wird jetzt vom Papste nach Florenz geschickt mit dem Auftrage, diese Stadt zu befestigen. Rastlos arbeitete er an dieser Aufgabe. Der nun ausbrechende Krieg, in dem es galt das Uebergewicht des Kaisers zu brechen, hatte die volle Billigung Machiavelli's mit Grund, denn Kaiser Karl wollte von einem selbständigen Italien nichts wissen. Mailand und die Lombardei sollten zum Reich geschlagen, die übrigen Staaten als kaiserliche Lehen betrachtet werden. Da erschien dem italienischen Patrioten die Abhängigkeit

von Frankreich doch noch als das kleinere Uebel. Ebenso dachten Guicciardini und Vettori, ersterer General-Lieutenant des Papstes, und ganz Italien wünschte jetzt den Untergang des Kaisers, wie es ehedem die Niederlage König Karl's VII. erfleht hatte. Die Leiden Italiens waren furchtbar, seit dreißig Jahren war es der Schauplatz fortwährender Kriege, der Tummelplatz französischer Heere, deutscher Landsknechte und schweizerischer Söldner, und in den letzten Jahren waren auch die Spanier dazu gekommen, die Zügellosesten von Allen. Schlimmeres sollte noch kommen, zu der Beutegier war in den deutschen Landsknechten der neue Glaube gekommen, der sie im Papst und in Italien die Erzfeinde der Menschheit zu erblicken lehrte.

Mitten im Winter stieg Georg Frundsberg mit seinen Landsknechten auf unwegsamen Pässen über die Alpen, vereinigte sich mit dem Connetable von Bourbon, dem kaiserlichen Oberfeldherrn, und im Februar setzte sich das Heer, 30000 Mann zu Fuß und zu Pferd, aus Spaniern, Italienern und Deutschen bestehend, gegen Rom in Bewegung. Der Papst ließ in Rom eine Bürgerwehr bilden, jedes Stadtviertel sollte 1000 Mann stellen, aber es fehlte an Allem, an Energie, Geschick und namentlich an Geld. Für heutige Begriffe ist es kaum glaublich, mit welch geringen Summen damals Kriege geführt werden konnten und an welch geringfügigen Summen in Folge ihrer Unaufbringbarkeit die Waffenerfolge scheiterten. Wie eine drohende Gewitterwolke wälzte sich das deutsche Heer gegen Rom heran, Raub und Plünderung bezeichneten seinen Weg. Papst Clemens, in allen seinen Hoffnungen auf Frankreich und Venedig getäuscht, erbot sich zur Annahme des Friedens unter jeder Bedingung, aber die Landsknechte erklärten vom Marsche nach Rom nicht abzustehen, und plündernd und brennend zog die zügellose Bande weiter, zunächst Florenz bedrohend. Das war Anfangs April.

Die Signoria von Florenz war aufs Aeußerste bestürzt, sie hatte schon vor längerer Zeit Machiavelli an den Befehlshaber der päpstlichen Truppen Guicciardini und an den Verbündeten der Liga, den Herzog von Urbino gesandt, mit der dringenden Aufforderung, die wehrlose Stadt zu schützen, aber Uneinigkeit zwischen den Anführern verzögerten entscheidendes Handeln, geschicktes Manöveriren des Connetable that das Uebrige. Jetzt (16. April) weilte Machiavelli in Furli, dem Hauptquartier der Päpstlichen, von wo er in einem Briefe an Vettori die verzweifelte Lage der päpstlichen Sache schildert und in den Worten zusammenfaßt: niemals sei eine Lage schwieriger gewesen als die jetzige, wo man den Frieden nothwendig habe und den Krieg nicht aufgeben könne. In Florenz war am 26. ein Aufstand ausgebrochen, der die elende Regierung des Cardinals Cortona zu stürzen und die Republik wie zu den Zeiten Soderini's wieder herzustellen versuchte. Aber an demselben Abend rückte der Herzog von Urbino mit seinen Truppen in die Stadt ein und stellte die Ruhe wieder her. Der Connetable, der bisher gleichzeitig Florenz bedroht hatte, rückte nun in Eilmärschen gegen Rom vor, wo der Papst wieder der Liga beigetreten war und nun ohnmächtige Versuche machte, die Stadt in Vertheidigungszustand zu setzen. Halbheit, Rathlosigkeit und Unfähigkeit vereitelten Alles, mit jedem Tage wuchs die Verwirrung. Am 6. Mai gehen die Landsknechte zum Sturm auf die Mauern Roms vor, der Connetable fällt, aber sein erbittertes Heer ersteigt nach heftiger Gegenwehr die Mauern und nun beginnt jene grausenhafte Plünderung und Metzelei, welche die Schrecken der gallischen und vandalischen Verheerung vergessen und bei dem Namen il sacco di Roma Jahrhunderte lang den Römern das Blut in den Adern erstarren machte. Dahin hatte die Unfähigkeit und unentschlossene Politik die Stadt Rom gebracht. Mit $1/4$ Million Ducaten hätte der Papst noch vor wenigen Wochen alles Unheil abwenden können und jetzt ward die Beute Roms auf 20 Millionen Goldgulden geschätzt. Wohl hätte der Herzog von Urbino durch größere Thatkraft die Stadt retten können, aber Zwietracht mit Guicciardini, dem päpstlichen Feldherrn, und eigene Unentschlossenheit lähmten alle Bewegungen.

Zur Zeit als dies furchtbare Strafgericht über Rom und das Papstthum hereinbrach, befand sich Machiavelli in Civitavecchia. Hierher hatte ihn Guic-

ciardini entsandt, um den Befehlshaber der dort vor Anker liegenden genuesischen Flotte, Andrea Doria, aufzufordern, zur Befreiung Roms zu helfen. Noch am 22. Mai berichtet er an Francesco Guicciardini, es war sein letzter Brief. Hier in Civitavecchia konnte er das Elend mit ansehen, an dem auch er einen Theil der Schuld hatte, denn hierher flüchteten sich zahlreiche Flüchtlinge, Cardinäle, edle Frauen, Mönche, die mit Noth das nackte Leben gerettet. Die Nachricht vom Falle Roms wirkte in ganz Italien erschütternd, aber nirgends entflammte sie die Thatkraft, so sehr war das Papstthum verhaßt und so sehr erblickte man darin die Strafe Gottes dafür, daß die Päpste seit Jahrzehnten Italien in immer neue Kriege gestürzt.

Am 12. Mai trifft die Schreckensbotschaft in Florenz ein, die Truppen des Herzogs waren wieder abgezogen, sofort regen sich die den Medici feindlichen Parteien wieder, mit jedem Tage wird die Lage des verhaßten Cardinals schwieriger, am 16. Mai verläßt er mit seinen beiden Mündeln die Stadt. Filippo Strozzi hatte hauptsächlich die Unzufriedenheit geschürt. Am 21. ward in einer Versammlung von 2500 Bürgern die Wiederherstellung der Republik und am 1. Juni Niccolo Capponi, der Sohn des berühmten Piero Capponi, auf ein Jahr zum Gonfaloniere gewählt. Das Wappen der Medici ward von den öffentlichen Gebäuden abgeschlagen und die erst kurz zuvor in der Kirche dell' Annunciata errichtete Statue Clemens' VII. zerbrochen. Aber politische Klugheit fehlte auch hier, statt sich an Kaiser Karl anzuschließen, erneuerten die Florentiner ihr Bündniß mit dem König Franz von Frankreich.

Auf die Kunde von der Veränderung der Dinge in Florenz eilt Machiavelli dahin, hoffend, nun da seine alten Freunde, die Soderini, Alamanni und Vettori, am Ruder, den Lohn für so viele Mühsal und Anstrengung, für Verbannung, Kerker und Folter zu erhalten. Er wurde kalt und gleichgültig empfangen, man konnte ihm nicht verzeihen, daß er seit Jahren im Dienste des Papstes gestanden. Seine alte Secretärstelle, mit der er voll zufrieden gewesen wäre, wurde einem unbekannten Menschen verliehen. Am 22. Juni 1527 erlöste ihn der Tod von dem Schmerz über diese letzte Enttäuschung. Er starb an dem unvorsichtigen Gebrauch eines starken Heilmittels, erst 58 Jahre alt. Seine Familie, seine Frau Marietta Corsini und vier Söhne und eine Tochter, hinterließ er in Dürftigkeit. Sein Sohn Pietro schreibt darüber an Francesco Nelli, Professor in Pisa: „Ich kann nicht, ohne zu weinen, Euch melden, daß den 22. dieses Niccolo, unser Vater, an Eingeweide-Schmerzen gestorben ist, in Folge einer Arznei, die er den 20. dieses einnahm. Er hat dem Bruder Matteo seine Sünden gebeichtet, der bis zum Tode bei ihm geblieben ist. Unser Vater hat uns in großer Armuth zurückgelassen, wie Ihr wißt.“ Letzteres ist vielleicht nicht buchstäblich zu nehmen, denn in seinem Testament vom 27. November 1522 spricht Machiavelli nur von bescheidenen Verhältnissen.

Machiavelli, der im jungen Mannesalter das überspannte theokratische Regiment Savonarola's mit angesehen und dann 27 Jahre lang einer schwachen, aber glücklichen Herrschaft der Republik gedient hatte, sah am Abend seines Lebens die Rückkehr dieser Regierung; ihren Sturz zu sehen, blieb ihm erspart. Genau zwei Jahre später schlossen Karl und Clemens Frieden, und eine der Bedingungen war die Wiederherstellung der mediceischen Herrschaft in Florenz. Zu spät erkannte man in Florenz die Lage, man unterwarf sich dem Kaiser, aber es war zu spät, am 24. October 1529 begann die Belagerung der Stadt durch das Heer des Kaisers, der durch diese Schergendienste seine junge Freundschaft mit Clemens besiegelte. In der Stadt herrschte die größte Rathlosigkeit, der Gonfaloniere Capponi war gestürzt, die demokratische Partei ans Ruder gekommen, und wie einst der Prior von San Marco, so entflammte Fra Benedetto de Fojano mit seinen Predigten das Volk, wie damals ward Jesus Christus zum Gonfaloniere ausgerufen. Fast ein Jahr lang vertheidigten sich die Bürger, Dank der von Michel Angelo angelegten Befestigungswerke, am 12. August 1530 muß die Stadt sich ergeben. Dasselbe Heer, welches Rom zu einer Trümmerstätte, zur Wohnung der Armuth gemacht, hatte nun auch Florenz um seinen Wohl-

stand, seine Unabhängigkeit gebracht. Italien, für dessen Macht und Größe Machiavelli gedacht und geschrieben, war zur Provinz Spaniens geworden, rohe Kriegsknechte hatten lange, lange Zeit die glänzendste Epoche der italienischen Cultur in den Staub getreten. Rom war gefallen, gleichsam als Strafgericht Gottes für die Entartung der Kirche, aber Florenz fiel weniger durch eigene Schuld, es fiel durch die Rachsucht und die ehrgeizige Hauspolitik eines seiner ersten Bürger, und dieser Bürger nannte sich den Statthalter Christi. Das Haus Medici hatte einst Florenz zur ersten Culturstätte des Abendlandes gemacht, und dasselbe Haus hatte es nun an den Rand des Abgrundes gebracht. Das Schicksal der Stadt ward vom Kaiser bestimmt, am 27. April 1532 ward Alessandro Medici zum Herzog des Florentiner Staates ernannt, nachdem die republikanische Verfassung aufgehoben war. Mit den national-politischen Ideen, wie sie zuerst Machiavelli losgelöst von der mittelalterlichen Theologie, von Scholastik und weltlicher Papstgewalt erfaßt, war es nun für lange vorbei. Erst als aus den Wehen der französischen Revolution die neue Zeit und der neue Staat geboren worden, nahmen auch jene Ideen des italienischen Patriotismus Fleisch und Blut an, und nach langen Kämpfen und Rückschlägen kamen sie in unseren Tagen zur Vollendung.

Als Machiavelli starb, war von seinen zahlreichen Schriften außer dem Buche über die Kriegskunst nichts veröffentlicht, aber schon 1531 erschienen die meisten derselben, darunter auch der Fürst und die florentinische Geschichte, sämmtliche unter Privilegium des Papstes Clemens. Die Florentiner Geschichte (bis 1492) zeichnet sich nicht nur durch Form und Sprache, sondern ebenso durch großartige Auffassung und tiefe Empfindung aus, noch heute ist sie ein Meisterwerk der italienischen Prosaliteratur. Viele seiner anderen Schriften, namentlich einzelne Aufsätze, Briefe und dergleichen, für die Zeitgeschichte von hoher Bedeutung, wurden erst in unserem Jahrhundert veröffentlicht, manches wird erst jetzt ans Licht treten. Seit vorigem Jahre nämlich ist eine Vereinigung hervorragender florentinischer Gelehrten (Societa italiana per l'incremento degli studi) zu dem Zweck zusammengetreten, die bedeutendsten Werke der italienischen Literatur in kritischer Bearbeitung herauszugeben, und dieser Verein wird nun die erste vollständige und kritische Gesammtausgabe der Schriften Machiavelli's (durch P. Fanfani und L. Passerini) veranstalten und hat bereits den ersten Band, die acht Bücher Istorie enthaltend, ans Licht gestellt. Damit ist der Beschluß in Vollzug gesetzt, den die provisorische Regierung von Toscana gleich nach der Revolution von 1859 erlassen hatte.

Machiavelli's Schriften sind zu allen Zeiten von ihrem Drucke an eifrig gelesen worden, am meisten aber der Principe. Er war Lieblingslectüre und steter Begleiter Karl's V., Heinrich's III. und IV., der Catarina Medici, Ludwig's XIV., Sixtus' V. und vieler anderer Fürsten; Sultan Mustapha III. ließ ihn ins Türkische übersetzen. Die bedeutendsten Geister und Politiker aller Zeiten und aller Völker haben ihn studirt, viele ihn bewundert, andere ihn verurtheilt. Unter Innocenz ward der Fürst und die Untersuchungen zu Livius auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt, aber nicht etwa wegen der darin vorgetragenen Lehren, sondern wegen der darin enthaltenen Angriffe gegen die Päpste. Machiavelli liegt in der Kirche Santa Croce begraben, sein Grab war lange vergessen, bis ihm 1787 ein edler Engländer ein Denkmal setzen ließ.

Trotz der zahlreichen über Machiavelli geschriebenen Schriften steht auch heute noch das Urtheil über ihn nicht fest. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts ward er fast allgemein verurtheilt, ja der Name des Mannes, dessen Genie die dunkelsten Gebiete der Politik erhellt, dessen ganzes Denken der Größe seines Volkes gewidmet war, war zu einem Schimpfnamen geworden. Selbst Friedrich der Große glaubte durch seinen „Anti-Machiavell" gegen die politischen Lehren protestiren zu müssen, der große König hat sich damit ein schönes Denkmal seiner hohen Gesinnung errichtet, aber hätte er den Fürsten nicht mißverstanden, so würde er wohl eine Widerlegung nicht für nothwendig erachtet haben. Jedenfalls hatte Voltaire den Mund etwas zu voll genom-

men, als er sagte: „Der Anti-Machiavell muß der Katechismus der Könige und ihrer Minister werden.“ Erst in unserem Jahrhundert, als die historische Auffassung der Dinge sich Bahn gebrochen hatte, ward auch Machiavelli ins rechte Licht gestellt, das meiste in dieser Beziehung haben Ranke, Macaulay, Gervinus und Zambelli gethan; die fast unübersehbare Menge Machiavelli-Literatur hat R. v. Mohl zusammengestellt, wozu Feuerlein in einem geistreichen Aufsatze der Historischen Zeitschrift noch die Ausführungen Herder's in den Briefen zur Beförderung der Humanität nachgetragen hat. Aus der neuesten Zeit sei auf eine Abhandlung in den Preußischen Jahrbüchern 1871: „Der Patriotismus Machiavelli's“ von Karl Knies, und einen Aufsatz in der Revue des deux mondes (1. November 1873) von Louis Etienne hingewiesen. In Italien hat man freilich, namentlich in den letzten zwei Jahrzehnten die Bewunderung Machiavelli's zu weit getrieben, auch hier wird sich eine maßhaltende Auffassung Bahn brechen.

Machiavelli kann nur richtig gewürdigt werden, wenn man ihn im Zusammenhang mit seiner Zeit darstellt, er hat den Machiavellismus nicht erfunden, es war die praktische Regierungskunst, die längst vor ihm gehandhabt wurde, Machiavelli hat gezeigt, wie diese Machiavelli'sche Politik im Dienste des Patriotismus zur Rettung und zur Wiedererweckung der Größe seines Vaterlandes angewendet werden kann. Die Fehler seiner Politik sind die Fehler seiner Zeit, daß er sie nicht zu vermeiden wußte, bleibt immer sein Fehler, wenn auch ein entschuldbarer Fehler; das Neue und wahrhaft Große in Machiavelli ist, daß er es gewesen ist, der zuerst die Politik von der Religion getrennt, der zuerst die Wissenschaft vom Staate aus dem Staate selbst und zwar allein aus ihm und aus der Geschichte entwickelt hat. Durch die einseitige Betonung der Allmacht des Staatsbegriffs ist er der Vorläufer und der Lehrer des Absolutismus geworden, wie sich dieser in den folgenden zwei Jahrhunderten ausbilden sollte. Dieser Absolutismus freilich ging noch einen Schritt weiter, den Machiavelli nie gemacht haben würde, nämlich dadurch, daß er den Staat mit der Person des Herrschers zusammenwarf und so das Volk doppelt rechtlos machte. Machiavelli hat allerdings gelehrt, daß der Zweck die Mittel heilige, aber er ist nicht verantwortlich für die Anwendung, die Priesterfanatismus und Menschenhaß von diesem Satze gemacht. Uns jedenfalls ziemt es nicht mehr, um Kleinigkeiten mit ihm zu hadern, billigen wir auch viele seiner Sätze nicht, so bewundern wir doch in ihm einen der größten Männer, den das an großen Männern so reiche Italien hervorgebracht hat.

Literarisches.

Juschu. Tagebuch eines Schauspielers. Von Hans Hopfen. Stuttgart, Eduard Hallberger.

Man hat oft gesagt, daß der Zerfall der Schauspielkunst mit der Blüthe des Virtuosenthums zusammenfalle. Fast scheint es, als ob eine ähnliche Erscheinung bei unserer belletristischen Literatur zu beobachten sei. Einzelne Namen, die in der Erinnerung an frühere Werke gefeiert sind, bringen Neues, das leider oft in keinem Verhältniß zu der Geltung der Autoren steht, und diesen Berühmtheiten gegenüber vermögen jüngere Talente schwer zur Anerkennung zu gelangen. Das Publicum im Großen und Ganzen geht nach dem schallenden Klange und nimmt sich kaum die Mühe oder hat in unserer Zeit, welche anderen Interessen zugewendet ist, selten Lust oder Fähigkeit, nach selbst empfangenen Eindrücken zu urtheilen. Es ist zu bedauern, daß Hans Hopfen den Weg nicht weiter verfolgt, den er in seinem „grauen Freund“ eingeschlagen; die aphoristische, in phantastische Einzelheiten zersplitternde Manier, welche in „Juschu“ vorherrscht, mag pikant und geistvoll sein, aber sie entbehrt der künstlerischen Abrundung und dürfte den einzelnen Figuren des Buches kaum ein lebhaftes Interesse gewinnen. Ohne Zweifel tragen Juschu, Karl Ellhorn und andere Personen, welche in diesem Tagebuche vorkommen, einzelne deutlich realistische Züge; im Ganzen jedoch bewegen sie sich in Verhältnissen, die nicht recht denkbar und doch auch schwer poetisch zu rechtfertigen sind. Goethe hatte im Wilhelm Meister ein ganz anderes Recht für die Poesie des Komödiantenthums.



Vom Athos bis zur Donau.

Von
Gustav Pauli.

(Schluß.)

Weiter ging die Reise am nächsten Morgen durch ungeheure Eichenforsten, in denen mir die große Mannigfaltigkeit der Arten dieses Baumes auffiel, in drei Stunden nach der Russischen Gesellschafts-Einsiedelei (!) St. Andrea. Die Pracht der Forsten auf der Halbinsel ist einem, schon bald nach der Klostergründung erlassenen Gesetze zu verdanken, welches den Mönchen den Verkauf des Holzes nach Constantinopel untersagt, ihnen nur gestattet, dasselbe in Fahrzeugen, deren Größe bestimmt ist, nach Salonik und Enos zu verschiffen.

St. Andrea ist kein Kloster, es ist aus vielleicht mehreren Anachoretenhäusern zu dem bedeutenden Umfange angewachsen, den es heute schon hat. Und noch immer baut man; und zu der bestehenden Kirche wird noch eine zweite, weit größere aufgeführt, wozu eine mächtige Glocke schon auf dem Wege von Rußland war. Man servirte mir ein treffliches Frühstück, zu dessen Schluß auch der hier sonst nirgends gesehene Taback nicht fehlte, reichte mir ein in drei Sprachen gedrucktes Büchlein mit Geschichten der Wunderthaten des Bildes der Jungfrau, das die Kirche besitzt, und läutete dann mit mehreren Glocken, als ich zum Thore hinausschritt. Das war nicht mehr der altehrwürdige einfache Klostersinn, der hier waltete!

In einer Viertelstunde, durch große Pflanzungen von Haselnüssen reitend, gelangte ich in die seltsame kleine Hauptstadt des Berges, Karjäs (2000 Fuß über dem Meere). Ich hatte hier bei der Synode mein Empfehlungsschreiben zu produciren, um dafür ein Circularschreiben zu empfangen, das mir eigentlich erst den Zutritt zu den Klöstern eröffnete. Da ich die Herren in ihrem Nachmittagsschläfchen nicht stören wollte, sah ich mir das düstere, alte Kirchlein an, das älteste des Berges, und betrat dann die Gasse, die eigenthümlichste, trübseligste, in die ich wohl im Leben meinen Fuß gesetzt. Kleine Kramläden wechselten mit Stätten des Handwerks, den engen Kreis der Bedürfnisse veranschaulichend, den ein Mönchsleben hat. Kein Wesen war zu sehen, als ich die lange, enge Gasse herabblickte; wie ein Kreuzgang eines Klosters liegt sie da; keine heitere Kinderstimme, kein Gesang, kein holdes Frauenantlitz am Fenster hinter ihren Blumenlieblingen! Aus unheimlichen düsteren Räumen dringt ernstes Männergespräch, und wo hier und

da der Hammer weithin hallend fällt, bilde ich mir ein, man schließe die Särge, deren man hier so gar vieler nicht mehr bedarf, und preise sie glücklich, die befreiten Seelen, die aus diesem düsteren Jammerleben in die lichte Glückseligkeit emporgestiegen sind.

Mittlerweile hatte mir mein Diener gemeldet, die Herren Mönche seien wach und bereit, mich zu empfangen. Von einem reichgekleideten Kavassen wurde ich in ein einfaches großes Gemach geführt, zum Sitzen genöthigt und mit Kaffee erquickt. Es erschienen die vier Präsidenten, es erschien der Secretär. Man las mein Schreiben, der Secretär setzte das Circular auf und jeder der Präsidenten zog aus einem Beutelchen ein Viertel eines großen silbernen Petschaftes. Der Secretär schraubte die vier Theile zusammen und setzte einen Abdruck unter das Schreiben. Jeder erhielt sein Viertel, ich meinen Brief, eilte zu diesem unheimlichen Städtchen hinaus in den fröhlichen grünen Wald und erreichte nach zwei Stunden eines verzweifelt steilen Pflasterweges das Kloster Iviron am östlichen Meeresgestade.

Das alte Kloster, von Tiflis her erbaut, hat vor fünf Jahren ein schweres Brandunglück getroffen, welches den ganzen dem Meere zugewandten Theil des mächtigen viereckigen Baues, der mehrere Hundert Mönche birgt, in Asche legte. Man hat den Schaden schon fast wieder gut gemacht, aber die nähere Umgebung sieht noch etwas ungeordnet aus.

Die alte Kirche, der man hier einen chocoladenfarbigen Anstrich gegeben, hatte mir nichts Bemerkenswerthes zu zeigen. Nur in einem seitlichen Gewölbe derselben sollte ich die erste kleine Bibliothek sehen. Die Mönche mögen wohl wenig für die Bibliotheken der Klöster gethan haben, da die Wissenschaft nie ihre starke Seite war. Sie entstanden aus Schenkungen von Bischöfen und büßenden Laien aller Stände vom vertriebenen Fürsten herab, die hierher geflüchtet. Ich fand sie nicht so verwahrlost, wie ich erwartet, ich sah, daß der Bibliothekar mit der Anfertigung eines Kataloges beschäftigt war. Der größere Theil der Bücher waren natürlich griechische, ich fand aber auch italienische nichtreligiösen Inhaltes.

Das Kloster hatte einen Arzt, einen alten Italiener, der mit Garibaldi in Rom eingezogen und, wie er mir sagte, vor der Rache der Jesuiten hierher geflohen war. Wenn auch abgeschieden von der Welt, lebte er doch mit ihr fort, und ich sah in seiner ganz behaglich eingerichteten Wohnung die „Independance belge" liegen. Seine Bücher waren im Klosterbrande zu Grunde gegangen. Von dem kleinen Balcon seiner Zelle, über dem Orangengarten des Klosters, übersah man das herrlichste Waldesdickicht, das die Berge deckte.

Melodisches Geläute zahlreicher Maulthiere, welche am frühen Morgen zum Holztransporte in den Wald hinauszogen, weckte mich. Bald war auch ich gerüstet und nahm den herzlichsten Abschied von den liebenswürdigen Mönchen. Nach alter Sitte wird der Reisende von Kloster zu Kloster geleitet, und so mußte ich nach einer halben Stunde schon wieder im Kloster Philotheus einsprechen und den üblichen Kaffee nehmen. Auch dieses arme Haus war vor einigen Jahren zur Hälfte niedergebrannt; und man baute noch. Das Kloster ist eine Stiftung grusienischer Fürsten vom Jahre 1492.

Unser Pfad wurde schlechter und schlechter; stellenweise fast unpassirbar, aber von so wunderbarer Schönheit ist die Landschaft, daß man alle Mühsal gering achtet. Aus fast undurchdringlichem Dickicht des Kastanienwaldes heraus, den ich üppiger nirgends sah, ruht das Auge, jetzt rück-, nun vorwärts die steil abfallende Küste überschauend, auf einer langen Reihe reizender Bilder. Besonders die kleinen Eremitenhäuschen, inmitten des Waldes, dem die Hand ihrer Bewohner nur ein kleines Gärtchen abgewann, sehen sich so glücklich und zufrieden an, daß man halten und Besitz ergreifen möchte.

Nun ist das Kloster Karakalo erreicht; auf jähem Fels über dem Meer erhebt es sich. Es ist das kleinste derer, die ich besuchte, aber reinlich und freundlicher Menschen voll. Bald sollte ich vor dieses Fenster, bald auf jenen Balcon mich setzen, um die Schönheit der Lage besser zu genießen, und mein Magen war den Zumuthungen nicht gewachsen, die die Klosterküche zu so früher Stunde ihm machte. Die Glocke tönte mir den Abschied nach, als ich am Thore alle die freigebigen Hände geschüttelt.

Nach einigen Stunden trat zum ersten Male rechts über mir die riesige Kalksteinpyramide des Athos aus den Wolken hervor, die sie heute umzogen. Im Alterthum hieß er Akte, er hat eine Höhe von 6400 Fuß und bisweilen fällt der Schatten seines Gipfels gerade auf den Marktplatz des Städtchens Myrina auf Lemnos. Wo jetzt dort oben die Capelle Mariae Himmelfahrt steht, war dem thracischen Jupiter ein kolossales Standbild errichtet. Gegen vier Uhr war ich in dem größten und ältesten der Klöster, in Laura; fast an der äußersten Spitze der Halbinsel gelegen.

Der näheren Umgebung mangelt der Reiz, da der Wald nicht mehr so üppig, aber die Lage ist gewaltig. Fast senkrecht fallen die Felsen des Hochplateaus neben dem Kloster mehrere Hundert Fuß zum Meere ab, auf dessen mächtiger Fläche das Auge von Insel zu Insel wandert; Thasos liegt gerade gegenüber, Samothrake weiter zur Rechten. Wendet man sich rückwärts, so steigt da unvermittelt der „heilige Berg" in steilen Wänden zu wilder Zerklüftung auf. Es liegt eine solche Hoheit in Bau und Standort dieses Klosters, daß man, sich ihm nähernd, die selbstbewußte Kraft und Macht der Kirche und des Kaisers fühlt, der den Mönch Athanasius um 970 den Grundstein hier zu solchem wahren Herrschersitze legen ließ.

Da ich dem Hegumenos noch einen Brief seines Freundes, des Erzbischofes in den Dardanellen, zu übergeben hatte, wurde ich hier mit ganz besonderer Auszeichnung behandelt.

Man wähnt in einer kleinen Stadt zu sein, wenn man, den gewundenen Thorweg hinter sich, auf das Gewirre von Kirchen und Capellen, von regellosen Bauten und Anbauten blickt, die sich hinter den hohen, kahlen Mauern bergen. Die Zahl der Bewohner ist, wenn ich nicht irre, mehr denn 500. Die Kirche in ihrem blutrothen Anstrich bot nichts Bemerkenswerthes. Vor ihrem Eingange aber fesselte mich der Anblick zweier ehrwürdiger Cypressen, die mit dem Kloster 900 Jahre alt geworden. Die Bibliothek, die reichste des Berges, fand ich gut geordnet. Man legte mir eine ganze Reihe alter Tröster vor, auf Pergament geschrieben, mit reichen Initialen. Wenn ich hie und da fragte, worüber das Buch handele, wußte selbst der Bibliothekar keine Antwort zu geben. Um diese unerkannten Güter sicherer unterzubringen, hatte man inmitten des Hofes ein feuerfestes Gewölbe erbaut, wohin ihre Uebertragung bevorstand.

Als Beweis für die ungemein gesunde Lage und Lebensweise des Klosters führte mich der Hegumenos in „die Wohnung der Alten", die in einem Raume beisammen wohnten, in dessen Mitte beständig ein Feuer unterhalten wird. Vor der Thür saß ein Mönch von 110 Jahren; als er den Hegumenos freundlich begrüßte, zeigte er eine volle Reihe guter Zähne. Ein mit ihm in gleichem Alter stehender Bruder war vor wenigen Tagen gestorben. Im Zimmer fand ich einen Neunziger mit dem Appetite der Jugend über einer Schüssel grünen Gemüses; die riesige Gestalt eines Anderen, hoch in den Achtzigen, schüttelte gerade ein Fieber, daß die Bettstelle krachte. Ein Hospitalzimmer fand ich leer.

Mich würde es sicherlich aufgenommen haben, wenn ich mehrere solcher Mahlzeiten hätte mitmachen müssen, mit denen mich die Güte meines Wirthes zu besonderer Auszeichnung am Abende ehrte.

Meines Dragomans Anwesenheit wurde dabei als überflüssig erklärt, da man einen jungen Laienbruder habe, der des Französischen mächtig. Der Hegumenos richtete nun längere Mittheilungen an mich, hielt inne, und nun begann der Jüngling mit so viel Worten als sein ehrwürdiger Oberer Perioden gebraucht, eine Verdolmetschung, die Alles dunkel ließ. Um den armen Jungen nicht um einen gänzlich unverdienten Ruf zu bringen, der ihm aber in seiner Stellung im Kloster von Nutzen werden konnte, nickte ich Verständniß.

Der fünfstündige Ritt des nächsten Tages führte auf wildem, schmalem Ziegenpfade am Fuße des Athos gen Westen hin. Lange Strecken hindurch hüllten uns, die wir uns mehr denn tausend Fuß über dem Meere befanden, Wolken ein, jeden Ausblick hindernd, nur die Bewunderung riesiger Baumgestalten vergönnend. Auf den Felsspitzen umher wurden die Hütten von Klausnern (Kelliot heißt eine solche Hütte) sichtbar, deren bleiche Gestalten wir hie und da, abseits des We-

ges, scheuen Blickes stehen sahen. Auf der zweithöchsten Spitze des „heiligen Berges“ lebt seit dreißig Jahren ein solcher Wunderling, der seit dieser Zeit noch nie ins Thal gekommen; sein im Kloster St. Paulus lebender Bruder bringt ihm wöchentlich sein Quantum Brot. Von einem Anderen wurde mir berichtet, der zu seinem Wasser in achtundvierzig Tagen nur zehn Pfund Brot genossen!

Durch ein Mißverständniß brachte mich mein Führer nicht nach St. Anna hinab ans Meer, ein Dorf von Klausnerhütten (Skiti oder Askitirion heißt ein Dörfchen solcher Hütten), deren Einwohner den vertrockneten Fuß der Heiligen verehren und dazu Wasser trinken und Brot essen. Es blieb uns tief unten zu Füßen liegen, und auf sehr beschwerlichem Wege gelangte ich erst zu Mittag hinab zum Kloster St. Paul, weiter gen Norden hin am Meere gelegen. Es hängt ungemein malerisch über einer tiefen Schlucht, die ein wildes Bergwasser vom Athos herabbringt, dessen prachtvoll wilde Zacken hier gerade über uns erscheinen.

Dies war das Kloster, dem der verrätherische Hegumenos flüchtig geworden. Man merkte es bald, daß dem kleinen Gemeinwesen das Haupt fehlte, denn Niemand fühlte sich berufen, dem Gaste die Honneurs zu machen, und erst spät fanden sich einige Mönche im Gastzimmer ein. Der Laienbruder, der mir mein Frühstück servirte, sprach Englisch. Er war noch ein junger Mann, aus Smyrna gebürtig, hatte den Aufstand in Creta mit gefochten. „Never mind,“ sagte er, sich rasch abwendend, als ich mit steigendem Interesse endlich zu erfahren suchte, was ihn zum Klosterleben gebracht. „I am very happy here!“ Das Kloster recrutirt sich meistens aus Cephalonia, stand früher, als die Jonischen Inseln noch zu England gehörten, unter englischem Protectorate und infolge dessen im Rufe von Sonderstellungsgelüsten.



Kloster Laura.

Gegründet ist es von Paulus, dem Sohne des Kaisers Mauritius, in dessen Klause und Capelle man mich vom Bodenraume des Gebäudes in den Fels hineinführte. Die neue Kirche des Klosters

ist noch kaum vollendet. Sie weicht von den älteren Kirchen darin ab, daß Limen und Katholikon nur ein Raum und ihre Scheidung nur durch einen freistehenden Thürstock angedeutet war. Auf meinen Wunsch, die Reliquien der Kirche zu sehen, ging man freundlich ein. In die Mitte des Katholikon wurde ein Tisch gestellt, mit einem Tuche bedeckt, und dann in langer Reihe, in ihren kostbaren Hüllen von edlen Metallen mit Edelsteinen besetzt, die Reliquien ausgelegt. Ich erinnere mich eines Stückes vom Kreuze Christi und zweier Füße. Ich betrachtete sie mit forcirtem Ernste, trat ehrerbietig zurück, worauf dann die ganze Reihe der gerade anwesenden Mönche, entblößten Hauptes, mit dem Ausdrucke ungeheuchelter, tiefer Verehrung, Einer nach dem Anderen vortrat, um die ganze Collection der Schätze abzuküssen.

Um den halsbrechenden Weg durch die Berge zu ersparen, erbat ich mir ein Boot, das mich nach dem Kloster Russikon bringen sollte, während ich die Soldaten mit den ledigen Pferden zu Lande dorthin dirigirte.

Die anmuthige Bootfahrt, die ein gütiger Wind förderte, dauerte $2^1/_2$ Stunden. Die drei kleinen Klöster, St. Dyonisius, Gregorius und Simopetra, namentlich das letztere, auf isolirtem Felskegel, in wilder Bergeinsamkeit über dem Meere erbaut, fesseln lange den Blick. Eine Einsiedelei zeigten mir die Bootsleute hoch oben auf steilem Ufer, dessen Bewohner sich toller Weise beharrlich weigert, ein ihm von seinem Kloster gebautes steinernes Häuschen zu beziehen; und in einem Bretterverschlage neben demselben lebt er nun schon durch Jahre. Endlich kommt das russische Kloster im Grunde einer weiten Bucht zum Vorscheine; ein uninteressanter neuer Bau, von unscheinbaren kleinen älteren Häusern umgeben.



Kloster St. Paul.

Man wies mir ein kleines Gemach an; nur einmal am Abende erschien flüchtig ein Mönch zur Begrüßung. Mein Dragoman klagte sehr über die Unfreundlichkeit der dienenden Mönche, die ihm das bescheidene Abendessen, in Thee mit Brot und Eiern bestehend, um das ich gebeten, mißmuthig gegeben; das schmutzige Bett-

zeug für mich sich selbst hatten suchen lassen. Diese Ungastlichkeit, unerklärlich für den Augenblick, sollte mir erst in Salonik verständlich werden. Man erzählte mir dort, daß die Russen Nichtrussen nur ungern aufnehmen; die an den russischen Consul gerichtete Bitte um ein Empfehlungsschreiben für mich sei nicht gerade verweigert, aber man habe sie fallen lassen müssen. Es werden wohl in dem Kloster Dinge vorgehen, die man unentdeckt wünscht. Was an dem in Salonik gehenden Gerüchte Wahres, daß man russische Waaren, natürlich zollfrei, ins Kloster bringe, nicht für den Verbrauch des Klosters allein, sondern auch für die Weiterbeförderung nach Macedonien bestimmt, wage ich nicht zu entscheiden.

Als am anderen Morgen meine Pferde schon gesattelt vor der Thür standen, und ich dem erschienenen Mönche Namen von Personen nannte, die hier einen guten Klang hatten; als ich ihm u. a. erzählte, ich sei vor einigen Jahren bereits mit einem Briefe der russischen Gesandtschaft in Constantinopel auf dem Wege zum Athos gewesen, habe aber die Reise leider nicht ausführen können, versuchte man durch Darreichung kleiner Geschenke und Glockengeläute bei mir den üblen Eindruck zu verwischen, den ich empfangen. Wer also nicht durch specielle Empfehlungen den Russen einige Garantie zu bieten vermag, der bleibe diesem Kloster fern!

Auf breiter gut gehaltener Straße ritt ich durch die schönen jungen Kastanienbestände der russischen Besitzungen, vorüber an dem im Bau begriffenen russischen Kloster Xenophon, wiederum an die Ostküste hinüber, um nach vier Stunden das große, reiche Kloster Vatopädion zu erreichen. In schöner Meeresbucht, die unzweifelhaft auch die Stätte einer der oben erwähnten alten griechischen Städte gewesen, erhebt es sich hart am Strande. Auf einem Hügel ihm zur Seite liegen ausgedehnte Ruinen einer Schule, die vor etwa hundert Jahren unter Leitung des corfiotischen Mönches Eugenius Bulgari eines großen Rufes genoß, so daß die Zahl der von weit und breit herbeikommenden Schüler bis auf zweihundert stieg. Nach Ansicht der Klöster jedoch lehrte Eugenius der Jugend verderbliche Dinge; er wich endlich den endlosen Anfeindungen der Klöster. Die dann in ihrem Geiste auf das bescheidenste Maß des Wissens basirte Schule für die Athos-Candidaten wurde in Karjäs in besondere Aufsicht genommen, und diese Bauten hier fielen in Trümmer.

Die vier Mönche, welche die Verwaltung des idiorrhythmischen Klosters haben, erschienen nach und nach zur Begrüßung des Fremdlings. Die Kirche, zu der sie mich zunächst führten, hatte eine, sonst auf dem Athos nicht gesehene mehrseitige Apsis. In derselben verehrt man den silberdurchwirkten Gürtel der Jungfrau Maria. — Ihre Bibliothek hatten sie in einem neuen lichten Raume würdig aufgestellt. Sie zeigten mir die Geographie des Strabo und bilderreiche, alte pergamentene griechische Bücher. Mit Entrüstung aber auch die Stellen, wo die frevelhafte Hand der Fremden Bilder ausgeschnitten, oder Blätter ausgerissen.

Zur Nacht ritt ich hinüber nach dem Kloster Esphigmanu; nördlicher an der Küste gelegen. Es ist griechischen Ursprungs; arm, wie es den Anschein hatte, denn der Hegumenos war auf einer Bettelreise in Rußland. Mein Zimmer lag an dem Corridor, auf dem die Mönche wohnten, und um Mitternacht hörte ich den hölzernen Wecker, dürren Klanges, durch die langen Gänge tragen.

Bei schwüler Luft trat ich von hier meine Rückreise nach Salonik an. Abends begrüßte ich freudig wieder den durch sechs Tage entbehrten Anblick heiterer Kinder- und Weibergestalten.

Mein alter Hausdespot in Hierisso war erfreut, mich wiederzusehen. Am folgenden Abende traf ich unter strömendem Regen bei dem guten Trumbuki in Larigori ein. Man hatte mir, ohne daß ich darum gebeten, noch zwei Fußsoldaten als Bedeckung mitgegeben, die, durchnäßt wie sie waren, es versäumt hatten, sich sofort bei ihrer Ankunft beim Officier zu melden. In sehr charakteristisch-türkischer Weise entspann sich am anderen Morgen im Kaffeehause ein nicht enden wollender Wortwechsel zwischen Officier und Soldaten über diesen Fall; die Letzteren wollten nicht eingestehen, daß sie einen Fehler begangen.

Den gefährlichen Gebirgspaß fand ich mit Soldaten förmlich gespickt. Die letzte

Nacht brachte ich in Galatzista bei einem reichen Griechen zu und erreichte nach zwölftägiger Abwesenheit wohlbehalten Salonik wieder.

Da ich meinen Plan, einen Ausflug nach Vodena und nach dem Thale von Tempe zu machen, einer Räuberbande wegen aufgeben mußte, die in den Tagen meiner Abwesenheit jene Gegenden in Schrecken versetzt, säumte ich nicht mit meiner Abreise nach dem Norden.

So Viele ich auch darum befragen mochte, Niemand konnte mir Auskunft über jene Gegenden geben, die ich durchziehen mußte, und sie lagen mit dem vollen Reize des Unbekannten vor mir.

Bis Koprülü konnte ich die in 194 Kil. Länge vor einigen Wochen eröffnete Bahnstrecke benutzen. Man fuhr noch vorsichtig, und es waren daher noch neun Stunden zu dieser Reise erforderlich.

Anfänglich große Strecken Sumpf- und Weideland durchmessend, tritt dann die Bahn zwischen bewaldeten Höhen in das Thal des Vardar ein. Einige Dörfer im Grün ihrer Maulbeerpflanzungen, aus denen die flachen, rothen Ziegeldächer leuchten, erfreuen das Auge. Später werden die Höhen traurig kahl und die Dörfer mit ihren armseligen Luftziegelbauten, vor denen man den Dünger, in Kuchenform gebracht, zum Feuerungsmaterial trocknete, deuten auf einen Wechsel der Bevölkerung; die geschäftigen Griechen liegen hinter uns, wir sind unter die Bulgaren gerathen. Wo gegen Abend das Bett des Vardar sich plötzlich verengt, zieht sich der ansehnliche Ort Koprülü an beiden Ufern die steilen Höhen hinan. Der Vardar soll in früheren Zeiten vom Skopia ab bis Salonik hinab schiffbar gewesen sein; ich habe kein Schiff auf ihm gesehen. Ich war einem Bahningenieur, einem Oesterreicher, empfohlen, der mich freundlich in seinem Hause aufnahm.

Die Vorbereitungen zur Weiterreise erforderten einen Rasttag. Meinen griechischen Dragoman, der sich mir zu weiteren Diensten angeboten, hatte ich zum Glücke nicht gleich mitgenommen; nun erwiesen sich ja die Sprachverhältnisse schon hier für seine Verwendung ungünstig. Ein des Bulgarischen mächtiger Deutscher stellte so hohe Forderungen für seine Begleitung, daß ich mich entschloß, allein mein Heil zu versuchen. Der Kaimakan des Ortes versprach mir einen berittnen Polizeisoldaten (Saptié), mein guter Wirth versorgte mich mit Wein, Brot und kalter Küche, und als Kutscher miethete ich mir zunächst bis Nisch einen Türken, was mir unter Slaven und Griechen die sicherste Gesellschaft scheint. Sein kleiner leichter Leiterwagen, in dem ich mir auf meinen Koffern einen leidlichen Sitz bereitete, hatte eine Schilfmatte zum Dach und darüber eine weiße Leinwand mit schwarzem und rothem Besatz; ich reiste also unter den deutschen Farben.

Am 18. Mai Morgens quälte sich mein Wagen langsam durch die mit Büffelfuhrwerk fast verstopften Gäßchen des Städtchens hinaus ins Freie. Die Magazine der Bahn waren seit ihrer Eröffnung noch gar nicht leer geworden von Getreide, das man von allen Seiten den Händlern zugebracht, die jetzt von Salonik hierher kommen, um den Landleuten ihre Producte abzunehmen.

Ueber einsame, kahle, nur mit einem niederen Dorn, dem Paliurus, bedeckte Höhen gelangte ich zur Mittagszeit zum Han Kaplan. Hier begrüßte ich eine Anzahl türkischer Ingenieurofficiere, mit denen ich die Seefahrt von den Dardanellen herüber gemacht. Während von einer italienischen Gesellschaft die Eisenbahn von Koprülü nach Usküp und weiter nach Bosnien geführt werden soll, will die Regierung auf eigene Faust von Usküp nach Sofia hinüberbauen. Die dazu engagirten Ingenieure (meistens Franzosen) hatten sich bereits im Han häuslich eingerichtet und unter Zelten daneben lagerten, zu ihrem Schutze und zu ihrer Controle, die Officiere mit einer Anzahl Cavallerie. Ich mußte in dem Zelte des Obersten meinen Kaffee nehmen. Er nannte „Demir-Kapu" (eisernes Thor) ein enges, wildes Défilé des Vardar, das im Westen sichtbar wurde, und Schar-dag (Schar-Gebirge) die in Schnee gehüllte Bergkette, welche gen Norden hin, von Osten nach Westen streichend, vor mir lag. In dem 6500 Fuß hohen Ljubatrn hat sie im Osten ihren imposanten Abschluß. Daran schließt sich gen Osten in 3000 bis 3500 Fuß Erhebung das Kara-dag (schwarzes Gebirge). Türken wie Slaven gebrauchen in solchen Beziehungen das Wort „schwarz" nicht, um damit die Farbe zu

bezeichnen, sondern einen traurigen, unglücklichen Eindruck; wie denn im Gegensatze mit weiß, einen heiteren, glücklichen.

Die Gegend, die ich am Nachmittage durchzog, erschien mir entschieden „schwarz“. Inmitten großer Strecken Gestrüpp und Weideland lagen wenige armselige Dörfer, deren Menschenkraft nicht ausreichen mag, um mehr als die nächste Umgebung der Dörfer in Cultur zu setzen. Trägt der bisher schwierige Absatz der Producte die Schuld, so muß die eröffnete Bahn hier noch Wunder wirken können; denn der öde liegende Boden wird die auf ihn gewandte Arbeit sicherlich lohnen.



Kloster Esphigmenu.

Da es Sonntag war, tanzte das Volk auf den Dorfplätzen. Der Tanz war derselbe, welchen ich unter den Griechen gesehen und beschrieben; aber die Tracht bei Weitem ärmer, die Physiognomien weniger anziehend. Noch immer war meine Straße belebt von großen Getreidetransporten, auf den Rücken kräftiger kleiner Pferde.

Endlich, nach neunstündiger Fahrt, war mein erstes Nachtquartier, das große Dorf Kumanowa, erreicht. Die Nacht in dem alten, schmutzigen Han war die schlimmste der ganzen Reise. Wenn irgend ein Geräusch sich im Dorfe vernehmen ließ, stürzte eine ganze Meute von Hunden, die unter meinem Fenster lag, mit furchtbarem Geheul ins Weite; und hier drinnen arbeitete rastlos die Schaar der Wanzen an meinem armen Körper. Ein Italienisch redender reisender Kaufmann, der sich mir freundlichst als Dolmetscher angeboten, sagte mir, daß nach wenigen so warmen Tagen wie heute, das Ungeziefer die Nachtruhe selbst für die Einwohner in den Zimmern unmöglich mache.

Lange vor Sonnenaufgang schon hatte ich Kutscher und Saptië geweckt, die ich draußen vor meiner Zimmerthür sich hatte betten lassen, und noch fiel kein Sonnenstrahl, als ich abfuhr.

Die von hier an vortrefflich gehaltene, breite Straße überschritt einen sanften, mit Eichen bestandenen Höhenzug. Auf seiner Höhe hielten wir in einem Han Mittagsrast. Das Schar-dag war mir schon im Südwesten gelegen. Ich hatte den

Blick in das Thal der ihm entströmenden Morawitza. Jene Dörfer dort sind bewohnt von den wildesten der Albanesen, die stets an der Spitze aller Erhebungen ihrer kriegerischen Stammesgenossen standen. Als die Slaven in diesen Landstrich vordrangen, nahmen sie Besitz von den fruchtbaren Ebenen, die Albanesen



Bulgarin.

auf den Besitz des Gebirges einengend. Wir waren am Morgen schon einigen Leuten jener albanesischen Stämme, auch Arnauten genannt, begegnet. Mein Kutscher wies auf sie mit unverkennbarem Ausdruck der Scheu. Sie trugen eine reich mit schwarzen Schnüren besetzte, trappfarbene Kleidung, und warfen kühne Blicke aus ihrem wahren Arsenal, mit dem sie im Sattel saßen.

Ich stand hier, 1328 Fuß hoch, auf der Wasserscheide zwischen Mittelmeer und Donau. Die Straße senkt sich vom Han ab abwärts in das Thal der Morawa, die dort vor mir von Norden her dem Gebirge entströmt, und sich dann kurz nach Osten wendet. Wir überschreiten sie auf einer Brücke und freuen uns der reichen Fluren, die sie geschaffen. Die Cultur des Hanfs sah ich auf ihnen besonders gepflegt. An die Stelle des alten classischen, griechischen Hakens trat hier zuerst der Pflug auf, dessen Baum auf einem Vordergestelle ruhte, das einem Wagen entnommen zu sein schien, so groß war es.

Um 3 Uhr Nachmittags schon hatte ich Vrania, mein heutiges Ziel, erreicht. Von hier ab sind die Zigeuner eine häufige

Erscheinung, die fast in der Nähe jedes Dorfes ihr lustiges, schwarzes Lager aufgeschlagen, oft auch feste Wohnsitze am Eingange zur Ortschaft haben. Sie sind wie alle ihre Stammesgenossen südwärts der Donau Mohamedaner. Nur eine Ansiedlung christlicher Zigeuner soll es hier im Gebirge geben.

Vrania, ein freundliches Städtchen, liegt malerisch am Fuße der Berge am westlichen Thalrande der Morawa. Es zählt etwa 8000 Einwohner, die zu $^2/_3$ christliche Bulgaren, $^1/_3$ türkische Albanesen sind. Die Albanesen des nahen Gebirges sind kriegerische, gefürchtete Leute, die einmal schon die christliche Kirche hier in Vrania in Brand gesteckt haben.

Eine besondere Industrie habe ich in diesem Theile von Bulgarien nirgends entdecken können, während sie in ihren östlichen Theilen in Tuch namentlich und in Eisenwaaren zu Tage tritt. Die von mir berührten Orte schienen nur dem Ackerbau obzuliegen, und die Bazare zeigten nur die kleinen beschränkten Bedürfnisse der Halbcultur.

Der Han war neu und reinlich, füllte sich aber leider zu Abend mit einer wilden Horde von Soldaten, auf der Reise nach Anatolien. Das Gesindel betrank sich in Mastix und vollführte bis spät in die Nacht einen Höllenlärm. Ich nahm meine militärische Bedeckung mit in mein Zimmer, da die Kerle mehrmals den Versuch machten, meine Thür zu öffnen.

Die Bauart des Hauses fand ich hier noch übereinstimmend mit der in Macedonien gesehenen.

Eine Stunde jenseits Vrania beginnt ein etwa acht Stunden langes, sehr enges Défilé der Morawa, reizvoll im Schmucke seiner in Eichwald dicht gehüllten Bergwände und der anscheinend wohlhäbigen Dörfer, die in den Erweiterungen liegen.

Bis vor noch nicht gar langer Zeit hat man eine centrale Alpenkette ohne Lücke angenommen, die, von Osten nach Westen streichend, die ganze europäische Türkei durchziehen soll. Erst als man um jene Zeit den Gedanken eines Schienenweges von der Donau auf dem nächsten Wege hinab ans Mittelländische Meer erfaßte, und Studien für seine Anlage anordnete, ergab sich zu größter Ueberraschung, daß man mit Ueberwindung einer sehr langgestreckten Steigung von einigen Hundert Fuß durch das Thal der Morawa bequem nach Salonik bauen könne. Die geträumte Alpenkette schwand vor einer weiten Kluft zwischen dem Kara-dag hier, und dem Chodscha Balkan, der im Südosten von Nisch in wilden Formen einsetzt; von den Bulgaren seiner grauweißen Farbe wegen Stara (alt) Planina genannt. Die Kluft, die Gegend zwischen der Morawa hier und Nischawa dort, nimmt das Suwa Planina in Bergen von wenigen Hundert Fuß ein.

Um die Mittagszeit wurde Halt gemacht in einem einsam gelegenen großen Han. Seine Bauart war abweichend von den bisher gesehenen. Das Hauptgebäude bestand aus einem großen quadratischen Raum, in dessen Mitte ein erhöhter eingefriedigter Raum mit Feuerstelle für die Fuhrleute, deren Thiere an der Wand ringsum standen. Von diesem Stall aus gelangte man nach verschiedenen Seiten hin in die Zimmer und Wirthschaftsräume.

Ebenso plötzlich als wir am Morgen eingetreten in dieses enge Thal, verlassen wir es am Abend. Die Höhen treten weit zurück, und vor uns liegt das Städtchen Leskovatz in großer Ebene. Ein von Westen her der Morawa zufließendes Flüßchen theilt den Ort.

Mit der Wasserscheide, jenseits Vrania, haben wir auch eine Handelsscheide überschritten. Wie die Straßen von dort ab sich nordwärts wenden, können wir es auch im Handel beobachten; den Kaufmann kümmert nicht mehr Salonik, er blickt nach Nisch, und weiter nach Serbien. Der Hanf und die Schweine dieser Gegend nehmen ihren Weg nordwärts.

Der Han war ein entsetzlicher Aufenthalt für die Nacht! Daß er mir nur einen Kaffee bieten konnte, war nicht sein Fehler; denn darüber hinaus gehende Ansprüche hatte ich an keinen der früheren gemacht. Aber dem angewiesenen Zimmer fehlten die meisten Fensterscheiben, und die Kühle der Nacht zwang mich, meinen Schutz nach oben auf Kosten der Unterlage soweit zu verstärken, daß mir nur die harte Erde blieb.

Eine zwei Stunden lange, schattige Weidenallee führte mich durch die Ebene hin wieder an die Morawa. An der über dieselbe führenden Brücke mußte ich einem

Militärposten meinen Paß vorzeigen. Wenn es auch vielleicht die Grenze eines Paschaliks war, diese Sicherheitsmaßregel war mir neu im Innern der Türkei.

Den Fluß links lassend, ging es einen langgezogenen Höhenzug hinan, und bald wurde in weiter, grüner Ebene der stattliche Ort Nisch sichtbar. Im Osten erhob sich der Balkan in stolzen Bergzacken.

Nisch, eine Stadt von 20000 bis 25000 Einwohnern, von denen, wie die zehn Minarets beweisen, die ich zähle, ein guter Theil Türken sein müssen, hat den aus dem Orient kommenden Reisenden kaum neue Dinge zu zeigen.

Ich fand in dem Hause eines Telegraphenbeamten, eines Oesterreichers, freundliche Aufnahme.

Die Bulgaren begingen heute einen Festtag und viel Volks zog zum Tanze hinaus auf eine Höhe vor der Stadt. Immer wieder war es derselbe, den ich schon mehrfach auf meiner Reise gesehen; nur hier mir den Weg um so weniger lohnend, als ein Kattunkleid von schlechtem Schnitt die Nationaltracht der Weiber schon verdrängt. Merkwürdig waren nur die vielfach röthlich gefärbten Haare der Tänzerinnen und die Menge kleiner Zöpfe, in denen sie im Nacken der Mädchen herabhängen. An einem mit Haaren reich gesegneten Kopfe zählte ich deren achtundzwanzig!

Das heutige Nisch ist das alte Naissus, der Geburtsort Constantin's des Großen. Es ist die Hauptstadt einer Paschalik oder Ejalet und ein Theil der großen Donauprovinz (Tuna Vijalet), deren Gouverneur in Rustschuck residirt. Der derzeitige Pascha hier mußte ein gestrenger Herr sein! Mein Wirth führte mich zu einem Trunke Bier am Abend in eine Gaststube, die einzige den Ausländern besuchbare. Plötzlich tritt ein Officier mit einigen Soldaten ein und fordert in barschem Tone, den Wirth zu sprechen. Derselbe erscheint; es werden einige Worte gewechselt, die Lampen ausgedreht, und sämmtliche Gäste ersucht, sofort das Local zu verlassen. Auf meine Frage: was das Alles bedeute? erfuhr ich, daß sich vor einigen Tagen in einer anderen Kneipe zwei türkische Officiere mit einander geprügelt (!!), worauf hin der Befehl des Paschas erfolgt war, Abends 7 Uhr alle Gastzimmer der Stadt zu schließen. Unser armer Wirth hatte dieses Verbot um eine halbe Stunde überschritten und war dafür einer Strafe von fünf türkischen Pfunden verfallen!

Das Engagement eines neuen Kutschers bis Belgrad, die Visirung meines Passes nach Serbien waren glücklich geschehen, und zu Mittag des nächsten Tages konnte ich meine Reise fortsetzen. Der bedeutende Ort Nisch hat keine directe Postverbindung mit dem Auslande. Die Briefe müssen mit der türkischen Post erst nach Sofia hinabgehen, von wo dann der österreichische Postcourier sie über Nisch nach Belgrad nimmt; umgekehrt erhält man erst über Sofia Briefe vom Auslande, und es sind acht Tage erforderlich, um einen solchen von Ungarn hierher gelangen zu lassen. Gern nahm ich daher den ausländischen Herren Briefe mit über die Grenze! Dieselbe ist in zweistündiger Fahrt über ein großes, ödes Gestrüppland erreicht. Zunächst hat hier der Reisende in einem türkischen Wachthause Paß und Effecten untersuchen zu lassen. Dann öffnet sich ein Thor in einem Bretterzaune (plot), mit dem Fürst Milosch die ganze sogenannten „trockne" Grenze seines Landes hat umziehen lassen; man ist in Serbien. Die hier wiederum vorgenommene Paßrevision hatte ihre Schwierigkeiten, da der Beamte die deutsche Schrift nicht lesen konnte. Die Revision des Gepäcks fand erst zwei Stunden später in Alexinatz statt, bis wohin ein Pandur meinen Wagen begleitete.

Wie wohlthuend hatte mit dem Ueberschreiten der Grenze, wie mit einem Schlage, der ganze Charakter der Umgebung sich geändert! Auf einer schönen, breiten Straße, über gute, feste Brücken rollte mein Wagen durch den schönen Eichenforst, über die Ausläufer der Topolnitza Bergkette dahin. Die treue Morawa blickt von Westen her aus dem Thale herauf; zahlreiche Ortschaften ernährt sein reicher Boden. Alexinatz ist ein überaus freundlicher, aufblühender Ort; die schmucken Steinhäuser an breiten, gepflasterten, reinlichen Straßen betrachtete ich mit Ueberraschung und Behagen. Im Gasthause redet man mich Deutsch an, giebt mir ein hübsch möblirtes Zimmer, der Kellner stellt mir eine ganze Reihe leckerer Ge-

richte zur Auswahl und mit Entzücken sehe ich mich wiederum von europäischer Cultur umgeben!

Erneute Paßvisirung hielt mich am nächsten Morgen auf einige Stunden zurück. Ich blieb bis gegen Abend auf guter Straße auf den Höhen der rechten Thalseite. Enorme Eichenforsten überzogen hier wie dort die mäßigen, sanftlinigen Erhebungen, die Dörfer liegen in Lichtungen da, die sich der Wald scheinbar nur unwillig hat abringen lassen, denn überall noch sproßt er auf den Feldrainen der Parcellen wieder hervor. Die großen, alten Mastwälder Serbiens sind schon verschwunden und ich sah auf meiner ganzen langen Fahrt durchs Land fast nur jüngere Bestände; aber verständig gepflegt und Reichthum wieder verheißend. Die Ausfuhr der gemästeten Schweine hat deshalb abgenommen, die der mageren zählt aber immer noch nach Hunderttausenden im Jahre. Sehr bedeutend ist die Cultur des Mais, die Hauptstütze der Schweinezucht.



Serbischer Schafhirt.

Milosch, der Schweinehändler, war Begründer des Serbien von heute. Der Reisende glaubt sehr bald diese demokratische Grundlage des Staates durchzufühlen. Nirgends tritt ihm auf seinem Wege in stolzen Adelssitzen eine Aristokratie des Grundbesitzes entgegen, nirgends ver-

rathen stolze Schornsteine inmitten der Hütten des Arbeiters eine industrielle Aristokratie. Dorf reiht sich an Dorf; nirgends Armuth, nirgends hervorragenden Reichthum im Baue der Häuser verrathend. Die Leute, denen man begegnet, möchte man nur classificiren in solche, die Schweine züchten, und in solche, die Schweine kaufen und verkaufen.

Je mehr ich mich der Donau näherte, um so mehr nahm Alles den mir wohl bekannten Charakter des südslavischen Lebens in Ungarn an. Um die Höfe ziehen sich die hohen, oben zusammengeflochtenen Proßtarzenzäune. Nie fehlt wie dort der Zwetschengarten, der den Sliwovitz liefert; die Art, den Acker zu bestellen, ist die gleiche. Nie zieht der Hirt aus ohne die verderbliche Holzaxt über den Arm gehängt. Mehr und mehr verschwindet in der Kleidung das türkische Costüm. Die zahlreichen Wirthshäuser an der Straße sind auf ein Haar gebaut wie jenseits der Donau. Immer die von Rundbögen getragene offene Vorhalle die Straßenfaçade entlang, immer der weite Schweinehof mit der Chardake für den Mais. Aber nirgends fand ich, wie drüben so häufig, den Juden als Wirth; dem hier der leichtlebige, schlecht wirthschaftende Grundherr fehlt.

Auch das Land hat keine Schulden, und jetzt erst muß zum Baue einer Eisenbahn die erste Anleihe contrahirt werden. Begreiflicher Weise bewegt diese Eisenbahn jeden Serben aufs Lebhafteste. Sie kann kaum anders geführt werden, als hier dieses Thal der Morawa hinauf nach Alexinatz und weiter an die Grenze. Nachdem man mit Ungarn den Pact wegen des Anschlusses an seine Bahnen längst geschlossen, ist man mit der Pforte, die diese Bahn mit großer Zukunft so gern Bosnien zugewandt hätte, erst ganz kürzlich über den Anschluß zwischen Nisch und Alexinatz einig geworden.

Im Städtchen Jagodina übernachtete ich zum zweiten Male auf serbischem Boden. Am dritten Tage konnten wir Semendria nicht ganz erreichen, und ich mußte eine Station diesseits in einem Dorfe bleiben. Hier nahm ich Abschied von der Morawa, die sich dort rechts mit der Donau vereinigt, die heute nach vielem Regen wie ein gewaltiger See anzusehen mit grünen Inseln. In Semendria empfing mich denn auch das böse Wetter, das jener Ebene schon so viel Elend bereitet, und mein Kutscher hatte große Mühe, mich über die Höhe mit schlüpfriger Lehmstraße zum letzten Semliner Dampfer nach Belgrad zu bringen.

Der Eroberungszug der Aegypter nach Nubien und Sennar.

Von

R. Hartmann.

Es geschah im Jahre 1821, daß Mohammed-Ali-Pascha, Statthalter der hohen Pforte in Aegypten, den Plan faßte, sein Reich nach Süden hin zu vergrößern. Der ehrgeizige Mann dürstete nach neuen Thaten, er, welcher die Herrschaft der Mamluken gestürzt, welcher die Wahhabiten in Arabien besiegt, Aegypten aus seinem jahrhundertelangen Schlummer zu neuem Leben erweckt. Mohammed-Ali brauchte aber zu seinen weitreichenden Unternehmungen stets Geld, viel Geld und sehr viele Soldaten. Sein Aegypterland hatte er bereits überladen mit Steuern und Recrutirungen. Er konnte die Bürden desselben nicht abermals vermehren.

Da winkte ihm im Süden das dattelreiche Nubierland Sukkot, das kornergiebige Dongolah, das rossespendende Schegiehland, die gold- und elfenbeinstrotzenden Districte von Sennar und Dar-Fur. In allen diesen Ländern wimmelte es auch von wohlgewachsenen, schwarzen Menschen, die konnten gute Soldaten, ein brauchbares Kanonenfutter für den Pascha abgeben, für ihn, den es nach neuem Kriegsruhme gelüstete. Zudem hatte der Pascha in Nubien erbitterte Feinde. Am 1. März 1811 hatte er nämlich 439 Adlige der Mamluken, die damaligen Herren Aegyptens, durch arnautische Mörder auf Cairo's Burg dahinschlachten lassen und sich mit dieser blutigen That die unumschränkte Gewalt über das Land, das er im Namen der Pforte verwaltete, gesichert. Aber

ein Theil der noch überlebenden, im Lande zerstreuten Mamluken war nach Dongolah geflüchtet und hatte zu Maraggah am linken Nilufer Quartier genommen. Diese Flüchtlinge konnten dem Pascha jeden Augenblick Gefahr bringen. Zwar hatte sein Sohn Ibrahim-Bey die von Mamluken besetzte Feste Ibrim in Nubien, das alte Primis, mit Sturm genommen, war aber auf diesem Kriegszuge nicht über die großen Nilwasserfälle von Wadi-Halfah hinausgedrungen.

Die Südlande sollten und mußten daher der ägyptischen Herrschaft unterthan werden. Ihre Mamlukengäste mußten vertrieben werden. Mohammed-Ali betraute seinen kühnen, thatkräftigen Sohn Ismail-Paschah, damals erst dreißig Jahr alt, mit Ausführung eines Unternehmens, welches kolossale Schwierigkeiten darzubieten schien.

Der Prinz sammelte denn auch im Sommer 1820 bei Assuan 3500 Mann Infanterie, 1500 Mann Reiterei, etliche vierpfündige Geschütze und einige Hundert Mann Hülfsvölker der den Aegyptern schon seit langer Zeit ergebenen Ababdeh-Beduinen.

Während dies Heer für Nubien bestimmt blieb, sollte ein anderes Corps unter dem Befehle des Schwiegersohnes Mohammed-Ali's, des wilden Mohammed-Bey-el-Defterdar, das Land Kordufan, eine Dependenz von Dar-Fur, für die Aegypter erobern. Ismail drang Anfang August des Jahres über Wadi-Halfah nach Obernubien vor. Die Urbewohner des Landes, die Berabra, leisteten nur geringen Widerstand, die Mamluken flüchteten vor ihrem unversöhnlichen Feinde, und fanden ohne Ausnahme in der Fremde, im Elende, ihr Grab. Unaufhaltsam zog das Türkenheer weiter nach Dongolah hinein. Sehr bunt muß es ausgesehen haben, dieses Eroberungsheer, wie mir das Zeitgenossen berichteten. Albanesische und kurdische Veteranen des Kriegshandwerkes, harte in Noth und Tod erprobte Gesellen, in den phantastischen Costümen ihrer Heimath, ritten auf struppigen Pferden und Eseln, Kamele trugen die Munition, das Gepäck, sowie — die Weiber und Kinder vieler Soldaten. Die leicht gekleideten Maghrebiner oder libyschen Beduinen waren theils zu Fuß, theils zu Pferde und die lockenköpfigen Ababdeh-Hirten schritten mit Lanze, Schwert und Tartsche bewehrt, fürbaß. Europäische Feldschere, Italiener und Franzosen, begleiteten die Truppen, darunter auch Männer von Mutterwitz und Bildung, wie Ricci, Brocchi, der Reisende Cailliaud u. s. w.

Im Schegieh-Lande, südwärts von Dongolah, wohnte das uns schon bekannt gewordene stolze, nubische Kernvolk der Schegieh, welches bereits seit Jahrzehnten eine wohlbegründete Oberherrlichkeit über fast ganz Nubien geübt hatte und gewandte Streiter mit trefflichen Pferden ins Feld zu stellen vermochte. Diese Schegieh wollten sich den türkischen Eindringlingen nicht fügen und rüsteten sich zu männlicher Gegenwehr. Ihr Melik (König) Schauisch berief den Heerbann von Hannig, Sumah, Gorti, und von Merani dahin, wo sich am heiligen Berge Barkal ehemals die berühmte Aethiopenstadt Napata mit ihren Tempeln und Pyramiden erhob. Zu Fuß, zu Roß und Kamel sammelten sich viele Tausend Krieger um ihren Häuptling. Zwar führten sie nur Dolch, Schwert, Lanze und Schild, aber ihr Herz schwoll in Kriegslust zum Kampfe für Vaterland und Unabhängigkeit. Elfhundert ihrer Reiter waren gewappnet mit Stahlhelmen, Panzerhemden und Steppdecken, mittelst deren letzteren auch ihre Rosse geschützt wurden. So glichen sie den abendländischen Kämpen der Kreuzzüge. Weiber und Kinder folgten ihnen treulich ins Feld nach.

Ismail's Corps war bei der dritten Katarakte des Nils lange aufgehalten worden, das Geschütz konnte ihm noch nicht zur Stelle sein, da schon traf er bei Alt-Dongolah einen Haufen Feinde unter dem Häuptlinge Tumbolado-Sober, zersprengte denselben jedoch ohne großes Blutvergießen.

Ismail's Oberster, der tapfere und edelherzige Türke Abdim-Bey, warf einen anderen feindlichen Schwarm und fing bei dieser Gelegenheit eine nubische Fürstentochter, welche die Ihrigen im Kampfe angefeuert hatte. Er brachte das Mädchen zu Ismail-Pascha. Der nun, ritterlichen Sinnes, sandte die hübsche junge Amazone ihrem bereits um sie trauernden Vater zurück. Von der Türken Großmuth gerührt, überantwortete sich Letzerer den Feinden seiner Nation.

Melik Schauisch dagegen drängte das Schegieh-Volk zum Entscheidungskampfe wider die Türken. Noch immer ohne Ge-

schütz, lagert der Feldherr Mohammed-Ali's, zu Anfang November 1822, mit seiner Truppe auf den Sorghumstoppeln bei Gorti, hart am Nilufer. Eine Recognoscirungspatrouille von 100 maghrebiner Beduinen fällt den Schegieh in die Hände und bleibt bis auf den letzten Mann.

Am 4. November in der Frühe meldet man dem Ismail-Pascha, der Feind rücke zur Schlacht heran. In der That zieht das Schegiehheer über das Blachfeld, halbnackte braune Fußsoldaten in erdrückender Menge, dazwischen viele Reiter; Weiber, Kinder und Pfaffen aber in den Flanken und im Rücken. Den Kopf geschoren, dicke Gebetschnüre um Brust und Schultern, mit schmutzigen Lumpen gegürtet, flehen die islamitischen Priester der Schegieh unter Plärren und Heulen den Segen Gottes und des Propheten auf die Krieger ihres Volkes herab. Die Weiber aber haben sich das lockige Haupt, den entblößten Busen mit Fett und Asche bestrichen, sie raffen ihre Kinder empor, zeigen sie den Vätern und befeuern diese unter inbrünstigen Anrufungen zum heiligen Kampfe.

Wie die Ringeln einer ungeheuren Schlange, winden sich die nubischen, weit über 20,000 Mann zählenden Heerhaufen gegen das kleine Türkenheer heran. Das aber zählt zur Stunde nur 3400 Mann Fußvolk, 1500 Reiter und 700 Ababdeh.

Ein junges, schön geputztes Mädchen auf weißem, überreich betroddeltem Dromedar reitet den Schegieh vorauf, und stößt den Kriegsruf ihrer Nation aus. Tausende von Weiberkehlen heulen ihn nach. Mit donnerndem Allahgeschrei stürmen die Schegieh hinzu. Ihnen entgegen springen hinter Asclepias- und Kapernbüschen hervor leichtfüßige Maghrebin, ducken sich hier, ducken sich da und knallen ihre langen Lunten- und Feuerschloßgewehre los. Dann springen sie zurück und machen den osmanischen Colonnen Platz, die, in der Ebene deployirend, Salve auf Salve auf die feindlichen Reihen schmettern. Roß und Reiter, Kamele und Fußgänger der Nubier wälzen sich, zu Tode getroffen, in blutigem Durcheinander in den Stoppeln.

Aber trotz der furchtbaren Wirkung der ihnen nur wenig bekannten Geschosse wanken die tapferen Schegieh nicht, mit trotzigem „Salam alekum, Friede sei mit Euch," schleudern sie den Widerhakenspeer, unaufhaltsam dringen sie vor. Ihre schweren Panzerreiter entwickeln sich, Kies und Staub fliegen empor unter dem Hufschlage ihrer gewappneten Rosse. Linie auf, Linie ab, knattern die Flinten- und Pistolenschüsse, der Wurfspeer saust, der Säbel und der Jataghan fliegen aus den Scheiden.

Die kriegsgeübten Männer Ismail's von Bajasid und Kars, von den Bergen der Maina und dem See von Skadar, stutzen ob des verzweifelten Ansturmes der Schegieh und weichen langsam auf ihre Reserven zurück. Da entsendet Ismail seinen Sandjak (Oberst) Abdim-Bey mit seinem Häuflein türkischer Cavallerie den nubischen Panzerreitern entgegen. Der Oberst fährt selbst mitten in den Feind, sein Säbel blitzt im Sonnenstrahl und leitet die Seinen zum Sieg. Der krumme Damasceuer klirrt gegen das gerade Nubierschwert. Im wilden Handgemenge metzeln Freund und Feind gegen einander. Ein Aethiope liegt, bereits von fünf Schußwunden niedergestreckt, am Boden und schreit: „Mafisch bes, kaman, kaman," d. h. soviel als er habe noch nicht genug, ein anderer, mit gänzlich zerhauenem Schädel richtet sich sterbend noch empor und flucht mit lauter Stimme dem Pascha. Abdim-Bey schlägt die feindlichen Reiter und endlich gelingt es auch dem Obersten der Infanterie, Hadschi-Hammed, unter dem Beistande der fort und fort dechargirenden Maghrebiner, das feindliche Fußvolk zum Weichen zu bringen. Nach mehrstündigem heißen Kampfe behaupten die Türken endlich die Wahlstatt.

In toller Flucht, unter dem Geschrei der Wuth und des verzweifelten Wehs, räumen die Schegieh das Feld. Manche ihrer Reiter kreuzen schwimmend glücklich den Nil, andere fallen noch unter den Kugeln nachsetzender Maghrebiner. Der Rest ihres Heeres zerstreut sich nach allen Richtungen. Achthundertundfünfzig Schegieh, darunter Priester und Weiber, decken das Schlachtfeld. Dem Pascha sind dreißig Soldaten getödtet, achtzig verwundet worden.

So war die Schlacht von Gorti, der letzte Tag des Ruhmes des tapferen und stolzen Volkes. Noch einmal versuchen sie Widerstand am Dogahberge, fallen aber zu Haufen unter den Kartätschen und Paßkugeln der türkischen Geschütze. Das ganze Land unterwirft sich den Siegern, um wohl nimmer wieder unabhängig zu

werden. Mohammed-Ali aber, die kriegerischen Eigenschaften der Schegieh schätzend, wählt aus ihnen eine Anzahl Schwadronen, die ihm durch Jahrzehnte lang den größesten Nutzen gebracht haben. Die Nachfolger des großen Pascha bedienen sich auch heute noch der Schegieh als trefflicher, irregulärer Reiter gegen die rebellischen Neger Sudans.

Trunken vom Siege über das Schegiehvolk, strebte Ismail-Pascha noch weiter, nach dem Goldlande Sennar. Ein Vorwand zum Kriege gegen das dortige Fungireich fand sich bald. Der damalige Sultan des Landes, ein sehr schwacher Mann, war gänzlich abhängig von dem Willen seines allmächtigen Wezir Mohammed-Woled-Adlan. Letzteren beseitigt 1821 ein Nebenbuhler, Redjib, von altem Fungi-Adel, durch Meuchelmord und macht sich selbst zum Wezir. Die Kinder des gemordeten Staatsministers aber rufen den Ismail um Rache an und dieser setzt sich ohne Verzug gegen das Zwischenflußland Sennar in Bewegung. Der Prinz rückt in die Hauptstadt ein, läßt die Mörder des Wezir spießen und erklärt sich zum Herrn des ganzen Landes. Die Bewohner, die Fungi-Neger, nicht gewillt, sich ohne weiteres der ägyptischen Macht einverleiben zu lassen, greifen zum Schwert. Ein großes Fungi-Heer, darunter 3500 Panzerreiter, rückt im Juni 1822, von dem Häuptlinge des Districtes Seru befehligt, den Türken bis Abidin entgegen. Ismail läßt die todesmuthigen Fungi niederkartätschen, nimmt die Reservestellung derselben bei Abu-Schokah mit stürmender Hand und gewinnt abermals den vollständigsten Sieg. Das dreihundertjährige Reich Sennar geht zu Grunde und wird durch Ismail's Hand eine ägyptische Provinz.

Rastlos weiterstrebend zieht der ägyptische Anführer südwärts, unterwirft die Provinzen Roseres und Fasoglo und pflanzt sein Banner selbst auf den fernen Singeh-Bergen auf.

Das vollbringt er unter unbeschreiblichen Mühen, stets kämpfend gegen die kriegerischen Berta-Neger. Alle diese Theile Sudans werden ägyptisch. Ismail vollbringt also mit einem Häuflein Soldaten ein Wagniß, welches vor ihm Niemand, selbst nicht die größesten der so oft siegreichen Pharaonen, ausgeführt, und sichert sich dadurch bedeutenden Nachruhm in der Geschichte Afrika's.

Nach Vollendung seines heldenmüthigen Kriegszuges kehrt der Prinz nach Norden zurück und steigt zu Schendi im Lande der Djaelin ab. Da haust zur Zeit König Nair, genannt „El-Nimr, der Panther“, ein gar kühner, trotziger Mann. Nur höchst widerstrebend hat er sich in das fremde Joch gefügt. Ismail-Pascha, der, wie viele seiner türkischen Waffenbrüder, sehr zum Trunke neigt, fügt dem König Nimr im Rausche eine thätliche Beleidigung zu und legt ihm in roher Säuferlaune eine unerschwingliche Contribution auf. Da beschließt der Panther von Schendi, Rache zu nehmen an dem Aegypter und sich, sowie sein Land, von den fremden Unterdrückern zu befreien. Um seine Pläne zu verwirklichen, ladet er, nach Manier eines verschlagenen Wilden demüthig bittend, den Feldherrn auf den andern Abend zum Abendschmause ein.

Die Nacht dunkelt herein. In einem von hohen Lehmmauern umgebenen Strohhause, wie es viele Südnubier zu bewohnen pflegen, thut sich der Pascha mit seinen Officieren bei reichlicher Mahlzeit und bei dem Biere gütlich, welches der Nimr ihnen credenzt. Mit Befremden sehen nun die Türken große Massen Sorghumstroh um die Strohhütte herum aufschütten. Aber der fürstliche Gastgeber beruhigt die Zechenden. „Es sei das ein Theil des ihm als Contribution auferlegten Pferdefutters,“ meint er. Plötzlich schlägt eine sprühende Lohe aus dem Sorghumstroh, des Nimr's Nubier haben es entzündet, und in das Strohhaus hinein. Die anwesenden Türken erstickt der Rauch, frißt die aus den knallend aus einander springenden Rohrbüscheln hervorzüngelnde Flamme. Nimr's Rachedurst wird gestillt.

So endete Ismail-Pascha, Sohn Mohammed-Ali's, tüchtig als Soldat, nicht unedel als Mensch, würdig eines besseren Loses.

Dem Auto-da-fé zu Schendi folgten gräßliche Metzeleien der Nubier gegen alle im Lande anwesende Aegypter. Von Wadi-Halfah bis nach Sennar erscholl der Freiheitsruf des insurgirten Volkes. Nimr ward als Retter des Vaterlandes in den Kassiden besungen.

Aber nicht lange, und die Unterdrückung nahte von Neuem.

Währenddem Ismail-Pascha Nubien und Sennar erobert hatte, war sein Schwager, der blutige Defterdar Mohammed-Bey, in Kordufan eingefallen. Der Militäradel von Dar-Fur hatte sich ihm bei Barah entgegen geworfen. Die Türken obsiegten jedoch hier durch ihre Feuerwaffen, namentlich durch ihr Geschütz. Der edle und muthige Eunuch Msallim fiel, ganz Kordufan wurde von Mohammed-Bey unterjocht.

Der Defterdar saß gerade ruhig in seinem festen, in Kordufans Hauptstadt errichteten Militärlager, und bedrückte von da aus weidlich das Land, als er die Nachricht von dem Untergange Ismail-Pascha's zu Schendi und von dem Aufstande der Nubier erhielt. Rasch zog er seine Truppen zusammen und fiel sengend, brennend und mordend in das Nilthal ein. Schendi und das benachbarte Metammeh wurden mit Feldgeschützen bombardirt, Tausende und aber Tausende wurden von dem erbarmungslosen Sieger abgeschlachtet. Durch eine Strecke von fünfzehn Breitengraden rauchte das Blut der Massacrirten, für Jahrzehnte wurde Nubien entvölkert und verarmt. Nimr floh glücklich nach Abyssinien. Der Defterdar aber, nachdem er die Herrschaft seines Schwiegervaters von Neuem befestigt, starb, man sagt, an Gift. Der blutlechzende Tiger war selbst seinem eigenen Schwiegervater zu grimmig geworden.

Abdim-Bey hatte, mit Hülfe eines deutschen Naturforschers, die Feste Dongolah-el-Ordu gegründet. Die Herrschaft der Aegypter über Nubien und Sudan blieb von nun an gesichert.

Die insectenverzehrenden Nepentheen.

Von

O. Mohnike.

Die Ankündigung eines nächstens bei Murray in London zu erscheinenden neuen Werkes von Ch. Darwin, dessen erster Band über „fleischfressende" Pflanzen handeln wird, gab mir die Veranlassung, in der allgemeinen Sitzung der niederrheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Bonn am 1. Februar d. J. einen Vortrag über die Nepenthesarten zu halten. Ich wußte damals noch nicht, auf welche Pflanzen als „fleischfressende" sich Darwin in seinen zu erwartenden Mittheilungen hierüber beziehen würde, glaubte aber schon jetzt nach meinen bereits in einer längstvergangenen Zeit, 1851 und 1852, zu Sambas im westlichen Borneo an Nepentheen gemachten Erfahrungen und Versuchen bestätigen zu können, daß es wirklich solche Pflanzen gäbe, die aber nicht „fleischfressende", sondern „fleischverzehrende" oder „thierische Nahrung zu sich nehmende" genannt werden müßten.

In Folge dieses Vortrages machte der königliche Oberförster, Herr Professor Dr. Borggreve mich auf zwei, mir früher nicht bekannt gewordene Mittheilungen über „fleischfressende Pflanzen" in dem von Dr. W. Sklarek herausgegebenen „Naturforscher", Jahrg. 1874 Nr. 42 und 49, aufmerksam. Die erste giebt, aus der englischen Zeitschrift „Nature", Vol. X, Nr. 253, p. 366, einen Auszug des Vortrages, mit welchem die Sitzungen der zoologisch-botanischen Section der vorjährigen britischen Naturforscherversammlung zu Belfast von J. Hooker eröffnet wurden. Hooker sprach zuerst über die älteren, schon vor länger als hundert Jahren an Pflanzen aus der Familie der Droseroceen, namentlich an der zu letzteren gehörenden Dionaea muscipula *Lin.* gemachten Beobachtungen, daß dieselben, ähnlich wie die Thiere in ihrem Magen, auf ihren Blättern eiweißhaltige Stoffe verdauten; ging dann zu den Versuchen über, welche Darwin hierüber, außer bei Drosera, auch bei Pinguicola und Sarracenia gemacht habe und nächstens veröffentlichen werde, um hierauf die Beobachtungen und Versuche mitzutheilen, welche er selbst, hierzu durch Darwin veranlaßt, über das Vermögen, thierische Nahrung zu sich zu nehmen, bei verschiedenen Nepenthesarten angestellt hatte.

Die zweite Mittheilung in dem Wochenblatte von Sklarek betrifft den von Herrn Ferdinand Cohn in der botanischen Section der vorjährigen Naturforscherversammlung zu Breslau gehaltenen Vortrag

über Aldrovanda vesiculosa und Utricularia vulgaris, deren Blätter einen sehr eigenthümlichen, das Einfangen und Aussaugen kleinerer Insecten und Wasserthiere bezweckenden Bau zeigen.

Auf die Beobachtungen Hooker's mit Bezug auf die Eigenschaft der Nepenthesarten, thierische Nahrung zu sich zu nehmen, werde ich näher zurückkommen. Dieselben stimmen nämlich mit den von mir so viele Jahre früher an Pflanzen derselben Gattung und Art in ihrem Vaterlande angestellten Beobachtungen und Versuchen, welche ich hier mittheilen will, wesentlich überein und bestätigen dieselben.

Unter allen niedrig wachsenden Pflanzen auf den indischen Inseln haben keine anderen in solchem Maße, wie die zugleich eine Gattung und eine Familie bildenden Arten von Nepenthes *Lin.*, als ich sie zuerst auf ihrem heimischen Boden erblickte, meine Aufmerksamkeit und Bewunderung auf sich gezogen. Selbst die so sehr eigenthümlichen und merkwürdigen Arten von Rafflesia, bei denen eine einzige, riesenhafte Blume die ganze Pflanze bildet, und von welchen ich die erst entdeckte größere Art, Rafflesia Arnoldi, in den Wäldern des Sumatra von Norden nach Süden in seiner ganzen Länge durchziehenden Barissan-Gebirges; eine zweite, etwas kleinere und einfarbige, Rafflesia Padma, aber auf der an der Südküste von Java gelegenen Insel Nusa Kambangan wachsen sah, machten auf mich nicht einen ähnlichen, überraschenden Eindruck. Auch Andere wurden zu einer gleichen Bewunderung jener Pflanzen angeregt. Sir Stamford Raffles schrieb, in Mitte aller Mühen und Sorgen, welche ihm die Verwirklichung seiner mit erleuchtetem Sinne aufgefaßten Pläne hinsichtlich der Gründung eines großartigen Emporiums für den britisch-ostasiatischen Handel auf der Insel Singapore bereitete, von dort aus, am 17. Mai 1819, seinem Freunde Dr. Wallich in Kalkutta: „Singapore würde schon alle unsere Mühe belohnt haben, hätten wir daselbst nichts als die neuen Arten von Nepenthes gefunden, welche über alle Beschreibung prächtig sind, und durch Neuheit, Gestalt und den Eindruck, welchen sie machen, sicherlich einen Platz unter den Schönheiten des Ostens einnehmen."

Ein anderer Engländer aber, Alfred Russel Wallace, bemerkt in seinem Werke über den malayischen Archipel, als er über die Flora von Borneo spricht, von den Nepenthesarten das Folgende: „Die wundervollen Kannenpflanzen, die die Gattung Nepenthes der Botaniker bilden, kommen hier zur schönsten Entfaltung. Jeder Berggipfel ist voll von ihnen; sie wachsen am Boden oder schlingen sich über Gebüsch und verkrüppelte Bäume, ihre eleganten Kannen hängen überall. Einige sind lang und schmal und gleichen in der Form dem schönen philippinischen Spitzenschwamm (Euplectella), der jetzt so bekannt geworden ist; andere sind breit und kurz. Sie sind von verschieden nüancirter grüner Farbe mit Roth oder Purpur gesprenkelt. Die schönste bis jetzt bekannte wurde auf dem Gipfel des Kini-Balou im Nordosten von Borneo gefunden. Eine der breiteren Arten, Nepenthes Rajah, faßt zwei Kannen Wasser in ihrer Kanne. Eine andere, Nepenthes Edwardsiana, hat eine schmale, zwanzig Zoll lange Kanne, während die Pflanze selbst zwanzig Fuß lang wird."

Diese Kannen aber, von denen Herr Wallace spricht und vor welchen derselbe, damals mein Gast zu Amboina, und ich bei unseren Wanderungen auf der genannten Insel mehr als einmal stehen blieben, um sie zu bewundern, sind nicht, wie diejenigen, welche den Bau der Nepentheen nicht kennen, leicht denken könnten, eigenthümlich geformte, das gewöhnliche Maß weit überschreitende Blumenkelche, wie die jener riesigen Aristolochie, mit denen Humboldt am St. Magdalenenstrome Kinder von Indianern ihren Kopf wie mit Mützen bedecken sah. Sie bilden weder einen Theil der Blätter, noch stehen sie überhaupt in irgend einer Beziehung zu der Fortpflanzung, sondern dienen, den Blättern angeheftet und von diesen herabhängend, den einzelnen Pflanzen als Ernährungsorgane von sehr ungewöhnlicher und eigenthümlicher Art zur Erhaltung ihres individuellen Lebens.

Aus dem hier Gesagten ergiebt sich schon, daß bei den Nepentheen die Blätter den merkwürdigsten Theil der Pflanze bilden. Dieselben erscheinen aus drei sehr verschieden gestalteten Theilen zusammengesetzt. Ihr unterer, dem Stengel (Caulis) zunächst liegender, gleicht, für sich betrach-

tet, bei allen Arten hinsichtlich seiner Form und Farbe einem gewöhnlichen lancetförmigen, lancetförmig-ovalen oder ovalen Blatte, von einer bei den einzelnen Arten sehr verschiedenen Breite in seiner Mitte und einer bald größeren, bald geringeren Abrundung an seinem oberen Ende. Seine Länge ist nicht nur bei den verschiedenen Arten, sondern selbst bei ein und derselben Pflanze sehr verschieden. Dieselbe beträgt z. B. bei Nepenthes gracilis *Korthals* 1½—5 Zoll; bei Nepenthes Bongso *Korthals* 2¼—4 Zoll; bei Nepenthes eustachya *Miquel* 6—7 Zoll; bei Nepenthes Boschiana *Korthals* 8—12 Zoll; bei Nepenthes Rafflesiana *Jack* 8—18 Zoll. Das Blatt entspringt aus dem Stengel entweder mit einer breiten, denselben mehr oder weniger scheidenförmig umgebenden Basis, so daß der Blattstiel (Petiolus) sich dem Blicke entzieht, oder aber der letztere, nur mit einem bald schmäleren, bald breiteren Limbus versehen, liegt in der Länge von zwei bis mehr Zoll frei da. Das erste Verhältniß findet bei Nepenthes Bongso, Nepenthes gracilis, Nepenthes melamphora *Reinwardt* und einigen anderen Arten statt.

Dieser untere, blattförmige Theil hat nur bei einer Art, Nepenthes phyllamphora *Willdenow*, leicht gezähnte, bei allen übrigen glatte Ränder. Seine Farbe ist auf der oberen Fläche ein lebhaftes, bei den verschiedenen Arten verschiedenes, entweder helleres, mehr in das Gelbe, oder dunkleres, mehr in das Blaue spielendes, auf der unteren aber ein helleres, matteres, weißliches Grün. Die Unterfläche ist zugleich mehr oder weniger filzig und namentlich neben der mittleren Rippe mit längeren Härchen besetzt. Die Structur der Blätter ist bei einigen Arten, wie z. B. Nepenthes Korthalsiana *Miquel* und Nepenthes tomentella *Miquel*, fester und lederartiger als bei anderen. Auch die Gefäßverbreitung ist in ihnen nicht immer eine gleiche.

Den zweiten Theil des Blattes bildet sein in eigenthümlicher Weise verlängerter Blattstiel, Petiolus. Letzterer tritt nämlich, nachdem er, ohne sich zu verjüngen, die Mittelrippe des Blattes gebildet hat, an der Spitze desselben wieder aus ihm heraus und gewinnt eine Länge, welche bei einigen Arten nur 5—6 Zoll, bei anderen aber 1—1½ Fuß beträgt. Er krümmt sich nach seinem Austritte aus dem Blatte zuerst nach unten, macht hierauf, je nachdem er länger oder kürzer ist, eine oder mehrere spiralförmige Windungen um sich selbst und richtet sich alsdann mit einer zweiten Krümmung wieder nach oben. Zuletzt entsteht an seinem Ende dadurch, daß seine Gefäßbündel mehr oder weniger allmälig concentrisch aus einander treten und der Raum zwischen denselben sich mit Zellgewebe ausfüllt, jenes wunderbare, gewöhnlich „Kanne" genannte Gebilde. Diese Kannen sind sehr verschieden gestaltet, indem sie bei einigen Arten Füllhörnern, bei anderen Amphoren, bei noch anderen bauchigen Näpfen oder Krügen gleichen. Sie versetzen häufig, wie schon oben bemerkt wurde, durch die Schönheit ihrer Form sowie durch ihre Größe den Anschauer in Erstaunen. Bei einigen der 18—20 auf den indischen Inseln, dem Hauptvaterlande der Nepenthes, vorkommenden Arten, wie z. B. bei Nepenthes Rafflesiana, Nepenthes maxima *Reinw.* und Nepenthes Edwardsiana *Low*, erreichen sie eine Länge von 1—2 Fuß, während sich in ihrer Farbe das Grün stellenweise und in größerer oder geringerer Ausbreitung mit einem schönen, lebhaften Roth oder Violett vermischt.

Die Aehnlichkeit dieser natürlichen Kannen mit künstlichen wird dadurch noch vergrößert, daß dem hinteren, sich über den vorderen mehr oder weniger, bei einigen Arten schneppenförmig erhebenden Rande ihrer oberen, nach außen umgebogenen Oeffnung mittelst eines sehr schmalen und kurzen Ligamentes eine bald kreisrunde, bald ovale, bald elliptische Blattscheibe wie eine Art von Deckel angeheftet ist. Dieselbe bildet auch während der ersten Hälfte der Entwicklungsperiode dieser Kannen die ihre Oeffnung verschließenden Deckel. Später aber, wiewohl nicht immer nach ganz vollendeter Entwicklung der Kannen, öffnen sich dieselben, ihr früherer Deckel richtet sich bis zu 45 und mehr Graden aufwärts und behält diese Stellung bis zu seinem mit dem der Kanne gleichzeitigen Welkwerden. Die Meinung, daß diese Deckel sich bei den entwickelten Kannen des Abends auf dieselben herabsenkten, um sich erst am anderen Morgen wieder von ihnen zu erheben, welcher ältere Bo-

taniker, unter anderen Decandolle zugethan waren, und die auch jetzt noch von Vielen getheilt wird, ist eine irrige. Schon der Umstand, daß der Deckel und die Oeffnung der Kanne hinsichtlich ihrer Größe und Form bei völliger Entwicklung fast nie übereinstimmen, spricht gegen diese Ansicht.

Wie seit lange bekannt ist, findet man diese Kannen der Nepenthesarten, namentlich auf ihrem heimathlichen Boden, immer wenigstens bis zum Drittheile, häufig aber bis zur Hälfte und darüber, mit einer eigenthümlichen wässerigen Flüssigkeit angefüllt. Daß aber die letztere von der Pflanze selbst innerhalb der Kannen abgeschieden wird und nicht von außen, durch Regen oder Nachtthau in dieselben hineingelangt, ist schon im 17. Jahrhundert bei der Entdeckung der beiden zuerst bekannt gewordenen Arten von Madagascar und Ceylon richtig erkannt worden. Hierauf bezieht sich auch der Name Nepenthes destillatoria, unter welchem Linné jene beiden, von ihm für eine Art gehaltenen, später von Willdenow aber als Nepenthes Madagascariensis und Nepenthes destillatoria wieder von einander getrennten Arten zusammengefaßt hat.

Ich habe bei verschiedenen, zu Sambas ganz in der Nähe meiner Wohnung, in großer Menge wachsenden Nepentheen, namentlich bei Nepenthes Rafflesiana, Nepenthes phyllamphora und Nepenthes gracilis Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen, daß die Secretion in den Kannen derselben bei Tage und unter der Einwirkung des Sonnenlichtes auf sie eine viel beträchtlichere ist, als während der Nacht und selbst an trüben Tagen ohne Sonnenschein. Denn sehr häufig wurde von mir eine Anzahl von Kannen des Abends ihres Inhaltes entleert, aber immer fand ich in ihnen am andern Morgen eine geringere Menge jener Flüssigkeit, als diejenigen Kannen, welche ich des Morgens entleert hatte, am Abend enthielten. Das intensive Sonnenlicht, welches in jener, fast unter dem Aequator gelegenen Gegend beinahe immer senkrecht auf sie herabfällt, wirkt reizend und die Secretion befördernd auf sie ein. Was von der Flüssigkeit im Laufe des Tages verdunstet, wird aber durch die fortwährende Secretion derselben auf der Stelle wieder ersetzt, so daß die Höhe ihres Standes in der Kanne fast immer dieselbe bleibt.

Während der Regenzeit ist das Verhältniß ein etwas anderes. Alsdann füllen sich nämlich die in ihrem Normalzustande mit ihrer Oeffnung immer nach oben gerichteten Kannen häufig in wenigen Augenblicken bis zum Rande, werden aber eben so schnell wieder leer. Denn das Gewicht des in sie eingedrungenen und sie gänzlich füllenden Regenwassers übertrifft die Tragkraft ihrer Stiele bei weitem und verursacht, daß die letzteren ihre Krümmung, die Kannen aber ihre aufrechte Stellung verlieren und das in sie eingedrungene Wasser ausfließen lassen. Sind die Kannen auf diese Weise entleert, so richten sie sich schnell wieder auf. Dieser Vorgang wiederholt sich oft in kurzer Zeit mehrere Mal. Die deckelförmigen Blattscheiben der Kannen verhüten das Eindringen des Regenwassers in dieselben nicht im mindesten.

Die in der Kanne secernirte Flüssigkeit ist nicht so hell und durchsichtig wie reines Wasser, sondern etwas mehr weißlich gefärbt. Man bemerkt dies aber erst, wenn man ein mit ihr gefülltes Glas mit einem Glase Wasser zusammenhält. Sie ist innerhalb der Pflanze und frisch ohne Geruch, besitzt aber, wiewohl in äußerst geringem Grade, einen etwas süßlichen Geschmack und färbt Lackmuspapier roth. Wenn ich sie in einem Löffel über einer Flamme erhitzte oder mit einigen Tropfen Salpetersäure vermischte, so bildete sich in ihr eine zarte, weißliche Wolke. Setzte ich ein mit ihr gefülltes Glas der Einwirkung der Luft bloß, so entstand schon nach wenig mehr als 24 Stunden, unter Entwicklung eines eigenthümlich widerwärtigen Geruches, eine Trübung der Flüssigkeit, und es zeigten sich in derselben zuerst weißliche Wolken, später aber, in sehr geringer Menge, ein flockiger, grauweißer Niederschlag.

Das Eigenthümlichste an dieser Flüssigkeit, welche schon in halb oder noch weniger entwickelten und noch geschlossenen Kannen, wiewohl in verhältnißmäßig geringerer Menge angetroffen wird, ist die stark zersetzende oder, besser gesagt, auflösende Kraft, welche sie auf thierische Substanz ausübt. Man findet nämlich fast immer



in den Kannen der Nepentheen eine Menge todter, entweder in der Flüssigkeit schwimmender oder auf den Grund derselben gesunkener Insecten, wie kleinere und nicht selten selbst größere Käfer, Fliegen, Ameisen, kleinere Nachtschmetterlinge u. s. w. Ich hatte zuerst gehofft, hiervon Vortheil für meine entomologischen Sammlungen zu ziehen, mußte mich aber sehr bald in dieser Hoffnung getäuscht sehen. Denn fast jedesmal, wenn ich ein Insect, und war dieses auch ein Käfer mit harten und festen Flügeldecken, mit der Pincette aus der Flüssigkeit herausheben wollte, fiel dasselbe, selbst bei leisester Berührung, völlig aus einander. Einmal fand ich bei einer Nepenthes phyllamphora, in ein und derselben Kanne, neun Exemplare einer kleinen, ungefähr 5 Linien langen, in jener Gegend häufigen Melolonthiden-Art, Apogonia sphaerica *Burmeister*. Alle waren scheinbar wohlerhalten, zeigten sich aber, als ich sie anfaßte und näher untersuchte, durchaus breiartig aufgeweicht, ohne aber zugleich den Geruch von faulender Thiersubstanz zu verbreiten. Selbst das Chitin des äußeren Hornskelettes dieser Käfer war völlig aufgelöst.

Dieser Fall war für mich die Veranlassung, wiederholt und so vorsichtig wie möglich vergleichende Versuche über die auflösende und zersetzende Eigenschaft jener Flüssigkeit und die des destillirten Wassers anzustellen. Zu diesem Zwecke warf ich lebende Exemplare der genannten kleinen Melolonthiden-Art, andere etwas größere Käfer, Cicaden, Neuropteren, Hymenopteren und Dipteren gleichzeitig in halbvolle Kannen von Nepenthes phyllamphora und in mit destillirtem Wasser gefüllte Gläser. Hierbei bemerkte ich zuerst, daß die Thiere in dem Secrete der Nepenthes nur etwa die Hälfte der Zeit nöthig hatten um zu sterben, als die in das Wasser geworfenen. In ersterem waren alsdann die Dipteren und Neuropteren schon nach 12—18, die Orthopteren und Hemipteren nach 18—24, die Käfer nach 24—36 Stunden vollständig aufgelöst, obgleich mehrere von ihnen, namentlich die Käfer, noch ihre frühere Gestalt zeigten. Aber auch diese fielen innerhalb der nächsten 12—24 Stunden vollständig aus einander und es blieb als Ueberrest der Thiere nur noch eine verhältnißmäßig geringe Menge eines schwärzlichen schleimigen Niederschlages auf dem Boden der Kannen zurück, welcher aber in den nächsten 8—12 Stunden verschwand. Zu der Zersetzung, d. h. in diesem Falle zu der Verwesung der in dem destillirten Wasser sich befindlichen Thierleichen war dagegen bei den Dipteren und Neuropteren etwas mehr als das Doppelte, bei den Orthopteren, Hemipteren und Coleopteren sogar das Drei- bis Vierfache der Zeit nöthig, welcher es zur Auflösung derselben in dem Secrete der Nepentheen bedurft hatte. Von den Käfern aber waren selbst dann noch einzelne Theile, wie der Bruststring und die Flügeldecken, ziemlich gut erhalten.

Aehnliche vergleichende Versuche, welche ich mit größeren, fast zwei Zoll langen, vorher in kochendem Wasser getödteten Käfern, Batocera octomaculata und Oryctes Stentor, anstellte, indem ich Exemplare von jeder Art gleichzeitig in Kannen von Nepenthes Rafflesiana und in mit destillirtem Wasser gefüllte Gläser warf, lieferten gleiche Resultate, wiewohl diese Käfer, in dem einen wie in dem anderen Medium, zu ihrer Zersetzung doppelt so viel Zeit bedurften, als jene erst erwähnten kleineren Insecten.

Die hier mitgetheilten Versuche überzeugten mich schon vor 22 Jahren davon: 1. daß die Nepentheen mittels der an ihren Blattstielen befestigten Kannen thierische Nahrung zu sich nehmen und 2. daß diese Kannen, comparatis comparandis, als eine Art peripherischer Magen, das in ihnen befindliche Secret aber als eine Art von Magensaft, Succus gastricus, angesehen werden müsse.

Ich erinnere mich noch jetzt, wie ich, als ich jene „Fütterungsversuche" der Nepentheen anstellte, an das von Johannes Müller in seiner Physiologie mitgetheilte Journal der Ernährung eines Mannes mit einer sehr großen unheilbaren Magenfistel habe denken müssen, dem auf diesem widernatürlichen Wege Speisen und Getränke in den Magen gebracht wurden.

Aus dem Mitgetheilten ergiebt sich zugleich, daß die Ansicht Derjenigen, welche die Kannen oder gar, wie z. B. Linck, die deckelförmigen Blattscheiben als eigentliche Blätter der Nepentheen, die als Blätter erscheinenden Theile derselben aber nur als Phyllodien, d. h. als partielle

seitliche, blattförmige Erweiterungen der ungewöhnlich verlängerten Blattstiele betrachtet haben, eine sehr irrige ist. Will man nicht, was mir als das Richtigste erscheint, annehmen, daß das Blatt der Nepentheen aus drei wesentlich von einander verschiedenen, für sehr verschiedene Functionen bestimmten Theilen, nämlich dem unteren am meisten blattförmigen, dem sich so sehr verlängernden Blattstiele und der von diesem letzteren getragenen Kanne zusammengesetzt ist; so muß man den irrthümlicher Weise als bloßes Phyllodium bezeichneten unteren Theil des Blattes als das wirkliche Blatt, den an seiner Spitze heraustretenden Stiel und die Kanne aber nur als eigenthümliche accessorische, für das Blatt selbst keineswegs nothwendige Anhängsel desselben betrachten. Denn das sogenannte Phyllodium des Nepentheenblattes ist, aus dem anatomischen wie dem physiologischen Gesichtspunkte, ein wirkliches Blatt, da es nicht nur die Gestalt, Farbe und Gefäßverbreitung eines Pflanzenblattes im Allgemeinen besitzt, sondern auch, was die Absorption und Exhalation von Sauerstoff und Kohle resp. Kohlensäure betrifft, durchaus als ein solches fungirt.

Die Blattstiele der Nepentheen aber sind insofern eigenthümlich gebildet, als sie, wie man annehmen muß, außer den Gefäßen, welche sich aus ihnen in das eigentliche Blatt begeben, noch zwei den Blattstielen anderer Pflanzen fehlende Arten von Gefäßen enthalten. Es sind dieses erstens diejenigen, welche aus dem Stengel (Caulis) mittelst ihrer letzten, feinsten Verzweigungen den äußerst zahlreichen, in dem Zellgewebe der Kannen gelegenen, sich mit ihren Ausführungsgängen auf der inneren Oberfläche der letzteren öffnenden Drüsen diejenigen Säfte zuführen, welche jene Drüsen für die Bereitung und Secretion der in den Kannen befindlichen, thierische Substanzen auflösenden Flüssigkeit nöthig haben. Die zweite Art eigenthümlicher Gefäße in den Blattstielen der Nepentheen sind diejenigen, durch welche die in den Kannen aufgelöste und in Nahrungsstoff umgewandelte Thiersubstanz in die Sphäre des Organismus gelangt.

Daß bei den Nepentheen zwischen den eigentlichen Blättern und den an diesen befindlichen Kannen keine physiologischen Beziehungen oder irgend ein Verhältniß der Nothwendigkeit zu einander bestehen, geht auch schon daraus hervor, daß man an diesen Pflanzen sowohl häufig Blätter gewahrt, bei denen der Blattstiel nur wenig über dieselben hinaus verlängert ist und keine Kanne trägt, als auch Kannen, welche keinem Blatte angeheftet sind und deren Stiel unmittelbar aus dem Stengel der Pflanze hervortritt. Dieses letztere findet namentlich an dem unteren Theile der Pflanzen statt.

Ich gehe hiernach zu den oben erwähnten Versuchen von Herrn Hooker über die fleischverzehrende Eigenschaft der Nepentheen über. Derselbe schickt seinen Mittheilungen eine Beschreibung dieser Pflanzen voraus. Hierbei wird von ihm bemerkt, daß die Kannen derselben mit einem beweglichen Deckel versehen seien. Ich selbst habe, wie schon oben von mir erwähnt wurde, bei den unzähligen, von mir in ihrem Vaterlande beobachteten Nepentheen diese Deckel niemals beweglich gesehen. Auch er fand im Innern der Kannen stets eine gewisse, wiewohl nur geringe Menge einer stets sauren Flüssigkeit. Entleerte er dieselbe aus einer vollständig entwickelten Kanne, welche noch keine thierische Substanz aufgenommen, so bildete sie sich wieder, aber in verhältnißmäßig sehr geringer Menge. Diese Bildung dauerte mehrere Tage, und in gewissem Grade selbst nachdem der Schlauch oder die Kanne von der Pflanze entfernt worden war. Brachte Herr Hooker unorganische Substanzen in die Flüssigkeit, so wurde die Absonderung nicht vermehrt, während er zweimal eine bedeutende Zunahme der Flüssigkeit beobachtete, nachdem er animalische Stoffe in dieselbe gebracht hatte. Um die verdauenden Kräfte von Nepenthes zu prüfen, befolgte Herr Hooker genau Darwin's Behandlung von Dionaea und Drosera, indem er das Weiße vom Ei, rohes Fleisch, Faserstoff und Knorpel anwandte. In allen Fällen war die Wirkung sehr deutlich, in manchen sehr überraschend. Nach 24stündigem Eintauchen waren die Ecken von Eiweißwürfeln weggezehrt und die Oberflächen gallertartig; Stücke von Fleisch wurden schnell verkleinert und Faserstoffstücke im Gewicht von mehreren Gran lösten sich und verschwanden gänzlich in zwei

oder drei Tagen. Mit Knorpel war die Wirkung am merkwürdigsten. Klumpen desselben im Gewicht von acht oder zehn Gran waren in 24 Stunden gelatinirt und in drei Tagen war die ganze Masse bedeutend verkleinert und auf eine klare, durchsichtige Gallerte reducirt. Nachdem etwas Knorpel an der offenen Luft eine Woche lang getrocknet und in eine nicht geöffnete aber vollständig entwickelte Kanne von Nepenthes Rafflesiana gethan war, unterlag er einer ähnlichen aber ein wenig langsameren Wirkung.

„Daß dieser Proceß," so geht Herr Hooker fort, „welcher der Verdauung vergleichbar ist, nicht gänzlich bedingt wird durch die Flüssigkeit, die zuerst von den Drüsen abgesondert worden, scheint mir sehr wahrscheinlich; denn ich finde, daß eine sehr geringe Wirkung eintritt bei irgend einer von den Substanzen, wenn sie in die aus der Kanne entfernte und in eine Glasröhre gegossene Flüssigkeit gebracht werden; eben so wenig war eine erfolgt nach sechstägigem Eintauchen von Knorpel und Faserstoff in Kannen von Nepenthes ampullaria, die in einem kalten Zimmer stand; während beim Ueberführen des Knorpels aus der Kanne von Nepenthes ampullaria im kalten Zimmer in eine von Nepenthes Rafflesiana im Treibhaus die Wirkung unmittelbar eintrat. Verglich ich die Wirkung von Faserstoff, Fleisch und Knorpel, die in Röhren mit Nepenthesflüssigkeit gestellt waren, mit anderen in Röhren mit destillirtem Wasser, so beobachtete ich, daß ihr Zerfall dreimal schneller in der Flüssigkeit ist; aber dieser Zerfall ist gänzlich verschieden von dem, welcher erzeugt wird durch das Eintauchen in die Flüssigkeit des Schlauches einer lebenden Pflanze.

„Nimmt man kleine Fleischportionen von $1/2$ bis 2 Gran, so scheinen sie alle absorbirt zu werden, aber mit 8 bis 10 Gran Knorpel ist es nicht so — ein bestimmter Theil verschwindet, der Rest bleibt als eine Gallerte, und wird schließlich faulig, aber nicht eher als nach mehreren Tagen. Auf Insecten scheint die Wirkung etwas verschieden zu sein, denn nach mehrtägigem Eintauchen eines großen Stückes Knorpel fand ich, daß eine große Motte, welche dem Knorpel gefolgt und ertränkt war, in zwei Tagen faulig wurde. Als die Motte entfernt war, blieb der Knorpel einige Tage geruchlos. In diesem Falle hatte zweifellos die fäulnißwidrige Flüssigkeit das Gewebe des Knorpels durchdrungen, während nicht genug übrig blieb, um die chitinartige, harte Decke des Insectes zu durchdringen, welches sich daher zersetzte.

„In dem Falle, daß der Knorpel in Flüssigkeit gelegt wurde, die aus der Kanne entfernt war, wurde er faulig, aber nicht so schnell, als wenn er in destillirtes Wasser gelegt war.

„Nach den vorstehenden Bemerkungen ist es wahrscheinlich, daß eine wie Pepsin wirkende Substanz von der inneren Wand des Schlauches hergegeben wird, aber vorzugsweise, nachdem thierische Substanz in die saure Flüssigkeit gebracht wurde; ob aber dieses wirksame Agens aus den Drüsen fließt, oder aus dem Zellgewebe, in welches sie eingebettet sind, dafür habe ich keine entscheidenden Beweise.

„Ich habe hier noch nicht die Wirkung dieser thierischen Substanzen auf die Zellen der Drüsen erwähnt, welche, nach der Beobachtung des Herrn Darwin an Drosera darin besteht, auffallende Veränderungen hervorzubringen in ihrem Protoplasma, die mit ihrer Entfärbung enden. Nicht nur erfolgt eine Anhäufung des Protoplasmas in den Drüsenzellen, sondern auch die Wände der Zellen selbst werden verfärbt, und die Drüsenfläche des Schlauches, welche anfangs gleichmäßig grün war, wird bedeckt mit unzähligen braunen Flecken. Nachdem die Thätigkeit der Drüsen erschöpft ist, verdunstet die Flüssigkeit und der Schlauch welkt langsam.

„In diesem Stadium muß ich diese interessante Untersuchung verlassen. Daß Nepenthes einen wirklichen Verdauungsproceß besitzt, wie er von Drosera, Dionaea und Pinguicola erwiesen worden, kann nicht bezweifelt werden. Dieser Proceß findet aber in einer Flüssigkeit statt, welche uns die Möglichkeit verschließt, ihn durch directe Beobachtung weiter zu verfolgen. Wir können hier das Ergießen der verdauenden Flüssigkeit nicht erweisen; wir können nur ihre Gegenwart und ihre Natur annehmen aus dem Verhalten der thierischen Substanz, welche in die Flüssigkeit in der Kanne gebracht wird. Aus gewissen Charakteren des Zellgewebes der

inneren Wände des Schlauches bin ich geneigt zu glauben, daß es geringen Antheil nimmt an den Processen der Verdauung oder Assimilation, und daß diese, ebenso wie das Ergießen der sauren Flüssigkeit, Functionen der Drüsen sind.

„In dem, was ich gesagt, habe ich die auffallendsten Beispiele von Pflanzen beschrieben, welche die Ordnung der Natur umzukehren scheinen und ihre Nahrung — wenigstens theilweise — aus dem Thierreiche entnehmen, deren Erhaltung ge-



Nepenthes phyllamphora, *Willdenow*.

wöhnlich als Function des Pflanzenreiches betrachtet wird."

Die hier mitgetheilten Versuche von



Nepenthes ampullaria, *W. Jack.*

Herrn Hooker über die Verdauung und Assimilation thierischer Substanzen in den Kannen der Nepentheen stimmen hinsichtlich ihrer Resultate mit den oben erwähnten, welche ich selbst vor länger als zwei Decennien angestellt habe, wesentlich überein und bestätigen diese letzteren. Dem Umstande, daß ich die Gelegenheit hatte, meine Versuche an wildwachsen-

den Pflanzen in ihrem Vaterlande und in ihren heimischen Lebensverhältnissen anzustellen, während Herrn Hooker nur die künstlich gezogenen Nepentheen in den Treibhäusern zu Kew zu Gebote standen, muß natürlich bis zu einem gewissen Punkte Rechnung getragen werden.

Zum Schlusse bemerke ich noch, wie Herr Hooker im Verlaufe seines Vortrages die Vermuthung ausspricht, daß nicht nur die Absonderung der Flüssigkeit in den Kannen der Nepentheen, sondern auch diese Kannen selbst allmälig durch „natürliche Zuchtwahl" entstanden seien. Er bemerkt, daß die Absonderung von Flüssigkeiten keine ungewöhnliche Erscheinung bei Pflanzen sei. Bei manchen Aroideen sondere eine kleine Drüse an der Spitze der Blätter oft in beträchtlicher Menge Flüssigkeit ab und die Kanne oder der Schlauch sei nur eine enorm entwickelte Drüse dieser Art. Demnach könnten beide, die merkwürdigen Kannen und die insectenessende Eigenheit der Nepenthesarten, durch natürliche Zuchtwahl aus einer solchen Honig absondernden Drüse entsprungen sein, wie man sie noch in der Nähe des Theiles der Kanne fände, welcher das Ende des Blattes repräsentirt. Man könne annehmen, daß Insecten in der zähen Absonderung einer solchen Drüse verstrickt und daselbst umgekommen seien, indem saure Absonderungen auf sie eingewirkt hätten, welche reichlich in diesen und den meisten anderen Pflanzen vorkämen. Die nachfolgende Differencirung der absondernden Organe der Kannen in wässerige, zuckerhaltige und saure, wäre in gleichem Schritte der Entwickelung der Kanne selbst nach jenen räthselhaften Gesetzen gefolgt, welche die Correlation der Organe und Functionen im Naturreiche beherrschten und in der Vorstellung von Herrn Hooker an Wunder und Interesse die der Entwicklung und des Ursprunges der Arten überträfen.

Die hier mitgetheilte Ansicht Herrn Hooker's, daß die Nepentheen, wie sie jetzt erscheinen und fungiren, sich allmälig durch natürliche Zuchtwahl aus anders geformten Pflanzen herausgebildet hätten, wird von ihm selbst nur als Vermuthung ausgesprochen und ist deshalb rein hypothetischer Natur. Er hat den Beweis der Richtigkeit seiner Anschauung weder bis jetzt geliefert, noch wird er ihn überhaupt liefern können. Seine Anschauung stützt sich aber auf die Darwin'sche Theorie von dem Entstehen und der Umbildung der Arten. Man würde deshalb, wollte man Herrn Hooker zu widerlegen versuchen, zugleich eine Refutation der hypothetischen Lehre von Darwin unternehmen müssen, wozu hier am wenigsten der Ort ist.

Literarisches.

Unter dem Titel **„Reisestudien"** hat der unermüdliche Karl Braun-Wiesbaden im Verlage von Auerbach in Stuttgart zwei Bände sehr lebhaft geschriebener Aufsätze erscheinen lassen, die den Leser theils in deutsche Lande, theils nach Frankreich oder Ungarn führen und, überall an Ort und Zeit anknüpfend, über die wichtigsten Fragen des socialen Lebens sich verbreiten, um bald in ernster, bald in witziger Weise des Verfassers Erfahrungen und Meinungen kund zu geben. Unsere Leser kennen die angenehm erheiternde und nützlich unterhaltende Manier des beliebten Verfassers, dessen in diesen Bänden enthaltene „Karlsbader Culturstudien" zuerst in den Monatsheften erschienen sind.

In sehr gefälliger Ausstattung und mit dem photographischen Porträt des Dichters geschmückt, ist kürzlich die zweite Auflage der Gedichte von Herm. Kletke (Berlin, E. H. Schröder) erschienen. Kletke ist einer der sinnigsten und feinfühlendsten Dichter der Gegenwart, von einer Reinheit der Empfindung und Lieblichkeit des Ausdrucks wie Wenige. Viele seiner Gedichte erfreuen sich großer Popularität und finden sich schon in den Lehrbüchern der Schulen, so u. a. das reizende Gedicht „Der Sandmann", sowie das humoristische Märchen „Der Wassermann". Von den stimmungsvollen Liedern sind mehrere componirt und in der musikalischen Welt bekannt und beliebt.

Das treffliche Buch von Emil Naumann, **„Deutsche Tondichter von Sebastian Bach bis auf die Gegenwart"**, welches besonders für musikliebende Damen bestimmt ist, hat die zweite Auflage (Berlin, bei R. Oppenheim) erlebt.



Der Schwiegersohn der Frau von Roggeveen.

Dem Holländischen des Jan ten Brink

nacherzählt von

Adolf Glaser.

(Schluß.)

Das Gewitter, welches sich langsam über der Familie zusammengezogen hatte, brach nun in voller Wuth aus.

Eine traurige Stille herrschte in den prächtig möblirten Räumen. Man vernahm fast nichts, als den vorsichtigen Tritt eines angesehenen Arztes, der kam und ging, um gegen die ernsthafte Erkrankung Jeanne's Maßregeln zu ergreifen. Als er gegen Abend zum zweiten Male kam, standen Eugenie und Frau von Roggeveen an Jeanne's Bett. Die Kranke lag fast fortwährend im bewußtlosen Zustande. Das schöne schwarze Haar war aufgegangen und umwallte die todtenbleichen regelmäßigen Züge. Der Arzt setzte sich an ihre Seite, nahm den feinen Puls und schwieg diplomatisch.

Frau von Roggeveen hatte beim Eintreten des Arztes all ihre Würde und Vornehmheit wiedergewonnen. Niemand hatte sie während dieses Unglückstages weinen gesehen. Was sie im Stillen gelitten hatte, konnte Niemand wissen — sie hatte mit zusammengeklemmten Lippen und geballten Fäusten geschwiegen. Es schien, als ob Jeanne's plötzliche Krankheit nicht ihre größte Sorge sei. Sie saß in sich selbst gekehrt und überließ die Kranke Eugeniens liebevoller Pflege. Frau von Roggeveen hatte nur einen einzigen Gedanken, den sie bis zum Wahnsinn wiederholte: der Vicomte ermordet, Jeanne's Heirath unmöglich! Das luftige Gebäude ihrer Hoffnung lag in Trümmern.

Nachdem der angesehene Arzt einige neue Mittel verschrieben und die Hoffnung ausgedrückt hatte, daß der Kranken das volle Bewußtsein bald wiederkehren werde, nachdem er auf das Strengste verboten hatte, mit ihr zu reden, so lange sie selbst ruhig blieb, versprach er vor Anbruch der Nacht noch einmal zu kommen und ging dann mit äußerst ehrerbietiger Verbeugung fort, während Frau von Roggeveen seinen Gruß mit vollkommenster Würde beantwortete.

Die Dunkelheit war gekommen. Alles blieb still und bewegungslos um die Kranke. Eugenie hatte ein Licht angezündet und beobachtete aufmerksam den halbbewußtlosen Schlummer ihrer Schwester. Auch sie versenkte sich in ängstliches Nachsinnen. Ihr Vater war noch nicht aus Amsterdam zurück. Ob er böse Nachrichten bringen werde? Ob er neue Aufregung nach all

den Schrecken dieses Tages erwecken werde? Ob die traurige Uneinigkeit der Eltern durch alle diese Unfälle sich verschlimmern würde? Wenn Jeanne sich nur von dem plötzlichen Schreck erholte, war der gewaltsame Tod des französischen Edelmannes kein so außerordentliches Unheil.

Frau von Roggeveen war sehr niedergeschlagen. Einen Augenblick dachte Sie an den Tod des Mannes, den sie so gern ihren Schwiegersohn genannt hatte. Das Ereigniß blieb für sie noch in geheimnißvollen Nebel gehüllt, kaum hatte sie jedoch ungefähr begriffen, was vorgefallen war, so befahl sie ihrer Tochter Eugenie, mit Niemand mehr ein Wort über die Verlobung zu sprechen. Da dieselbe nicht öffentlich bekannt war, brauchte man keine Condolenzen zu erwarten. Der Welt gegenüber hatte sich nichts Auffallendes ereignet. Die einzige vertraute Freundin, Frau von Dornbach, würde ihre Betrübniß theilen und das ihr anvertraute Geheimniß bewahren. Jeanne war jung und schön und ging so oder so einer glänzenden Zukunft entgegen; darum war es im Interesse der Familie, daß die so unerwartet mißglückten Pläne Niemand näher bekannt wurden.

Eine leichte Bewegung Eugeniens ließ Frau von Roggeveen aus ihrem Nachsinnen aufblicken.

Jeanne schien aus ihrem Schlummer zum Bewußtsein zu kommen. Sie öffnete langsam die schönen dunkeln Augen, aber sie schloß dieselben sofort wieder. Dann bewegte sie unruhig ihre Finger. Alsdann flüsterte sie leise einige Worte, die unverständlich waren. Mutter und Schwester blieben unbeweglich. Man mußte alle Aufregung vermeiden. Die Kranke blickte dann eine geraume Weile umher. Deutlich bemerkten beide, daß Jeanne leise lächelte. Unmerklich hatte sie den Kopf erhoben und während sie mit dem linken Arm auf dem Kissen lehnte, beugte sie sich zu Eugenie.

„Eugenie! Mama!“ klang ihre liebliche Stimme ruhig — „ist mein Brautkleid bald fertig? Weiße Seide und rothe Rosen, nicht wahr? Im Traum habe ich ihn gesehen. Er wartet auf mich, er zählt auf seine Jeanne! Orangeblüthen und Myrthen will ich nicht in meinem Kranze, aber rothe Rosen. Mama wird dafür sorgen, Mama weiß, was ich damit meine. Ich kann nicht Alles sagen, ich habe mein Geheimniß treu bewahrt. Er hat mir Perlen versprochen, aber ich will sie lieber nicht. Was sollte ich mit Perlen machen, das ist gut für junge Mädchen oder Kinder. Dunkelrothe Rosen will ich in mein Haar.“

Frau von Roggeveen hatte mit weit aufgesperrten Augen und athemlos diese Worte gehört.

Was war das? Sprach die arme Kranke im Fieber? Aber ihre Stimme klang leise und ruhig. Träumte sie noch, oder hatte der Schreck sie verwirrt?

„Liebste Jeanne!“ flüsterte sie mit heiserer Stimme — „träumst du noch, Kind? Sieh mich an, ich bin hier — deine betrübte Mutter.“

Jeanne lächelte wieder leise und strich mit der rechten Hand das lange schwarze Haar von den bleichen Schläfen über ihre Schultern. Nach und nach strahlte eine heftige Gluth aus ihren Augen.

„Nein, Mama, ich träume nicht. Ich sehe dich sehr gut. Ich weiß, daß du bei mir bist. Sieh nur, wie lang und dicht mein Haar ist. Wie oft hat er es an seine Lippen gedrückt und es feurig geküßt! Dann preßte er mich in seine Arme und ich war im Paradiese. Niemand hat es bemerkt, wie lieb wir einander hatten, Niemand!“

„Ach! Schlafe nun ruhig ein, Kind!“ ermahnte Frau von Roggeveen, während tiefe Betrübniß aus ihren von Thränen glänzenden Augen strahlte. „Du darfst nicht so viel sprechen, mußt dich ruhig halten, hat der Doctor gesagt.“

„Warum ruhig? Ich bin ganz ruhig, ich weiß nur nicht mehr, was diesen Morgen geschehen ist — o ja, es ist wahr, in wenigen Tagen muß mein Brautkleid fertig sein, wir dürfen nicht länger warten. Haltet mich nicht auf. Ich muß meinem Gemahl folgen. Was würde er sagen, wenn ich nun nicht käme? Ich habe ihm doch alles zu Liebe gethan und nichts konnte ich ihm verweigern.“

Jeanne's Augen glänzten immer lebendiger. Es war, als ob sie bewußtlos in heftigem Fieber spräche, obschon der sanfte zärtliche Ausdruck ihrer Stimme noch für etwas Schlimmeres fürchten ließ. Sie hatte sich halb aufgerichtet, was Eugenie

vorsichtig zu verhindern suchte. Ohne zu sprechen bemühte sich Eugenie, sie zu beruhigen und flüsterte ihr leise schmeichelnde Worte zu. Frau von Roggeveen zitterte von unbestimmter Furcht und wendete den Kopf ab, um den fragenden funkelnden Augen Jeanne's nicht zu begegnen.

Die arme Kranke starrte rathlos umher. Dann streckte sie beide Hände lebhaft nach ihrer Mutter und Eugenien aus. Endlich perlten zwei große Thränen über ihre fahlen bleichen Wangen. „Ach, sie wollen mir nicht glauben," murmelte sie vor sich hin. „Aber ich muß bereit sein, denn er muß ja kommen, er darf mich ja nicht länger allein lassen, mich, seine Frau, sein Eigenthum, seine Jeanne."

Und plötzlich sich wieder halb erhebend, rief sie mit lauter schrecklich klingender Stimme:

„Mama! Mama! Komm zu mir! Höre, höre, schnell!"

Frau von Roggeveen trat wankend näher zu Jeanne, die sie leidenschaftlich mit beiden Händen um den Hals faßte und dann dicht an ihrem Ohr zu flüstern begann — aber plötzlich stieß die Mutter ihre Tochter weg, indem sie selbst nach rückwärts taumelte. Jeanne fiel machtlos auf das Kissen, während der volle Reichthum des hängenden schwarzen Haares ihr Gesicht verbarg.

Frau von Roggeveen starrte wie wahnsinnig auf ihr Kind und während sie beide Arme in Verzweiflung weit ausstreckte, schrie sie mit rauher Stimme:

„O, Schande, Schande! Entehrt, verführt, betrogen — mein Name entehrt! O Jeanne, Jeanne!" Darauf hörte Eugenie einen dumpfen Fall.

Die hochmüthige Frau von Roggeveen war bewußtlos zusammengebrochen.

Achtundzwanzigstes Capitel.

Der Tag nach dem Schneesturm brachte schönes Wetter. Die Luft war hell und die Sonne schien so freundlich, wie nur jemals Januarsonne geglänzt hatte. Ueberall lag der dicke Schnee auf den Straßen, die glatt und unangenehm naß für die Fußgänger waren. Zwei Spaziergänger gingen in der Hauptstraße von Utrecht auf und ab. Sie schienen sich sehr wenig um Schnee und Feuchtigkeit zu kümmern, denn sie waren in ein ernsthaftes Gespräch vertieft.

„Hören Sie, Blankmann! Ich glaube, daß wir eigentlich eine Dammheit begangen haben. Ich hätte in Tannenthal bleiben sollen. In dem Augenblick, wo wir uns die Hand reichten, um abzureisen, war ich allerdings so niedergeschlagen, daß Sie mir aus Mitleid den Vorschlag machten, mit Ihnen zu gehen. Aber ich hätte nicht darauf hören sollen. Soll ich alter Mann Ihnen zur Last fallen! Allerdings ist in Tannenthal meine glückliche Zeit vorbei, seitdem Adelheid gestorben ist, aber —"

„Krüger! Kein Wort mehr darüber," fiel ihm Wilhelm schnell in die Rede. „Was verabredet ist, bleibt verabredet. In Tannenthal war für uns Beide kein Platz mehr. Doctor Günther ist ein zu nachgiebiger und unselbständiger Charakter. Seine Damen und der Franzose Clamart leiten ihn, wohin sie wollen. Es that ihm anfänglich leid, daß ich gehen wollte, aber schließlich war es ihm doch ganz angenehm. Meine Ehre ließ es nicht zu, daß ich länger blieb. Und wie ich Sie nun so allein in Ihrer einsamen Wohnung fand und Sie wie zufällig davon sprachen, daß wir zusammen in die Welt ziehen und unser Glück versuchen wollten, da beschloß ich fest, mit Ihnen gemeinschaftlich nach besten Kräften mein Fortkommen zu suchen."

„Ganz gut, lieber Freund! Noch gestern Abend, als wir bei dem fröhlichen und freundlichen Herrn Cronwinkel ein köstliches Glas Wein tranken, habe ich darüber nachgedacht. Sie wissen selbst, daß ich nicht mehr viel leisten kann — Zeichnen, Uebersetzen, Sprachstunden geben, das ist Alles."

„Lassen Sie mich nur gewähren; ich habe mancherlei Pläne und da der Versuch in Rastburg so übel abgelaufen ist, werde ich die Lehrerlaufbahn aufgeben und etwas Anderes erproben. Sie erinnern sich wohl, daß ich Ihnen in Rastburg Einiges vorgelesen habe."

„Allerdings! Damals konnte ich noch lachen! Es war eine ausgezeichnete Arbeit, Blankmann, ganz ausgezeichnet!"

„Damit will ich es einmal probiren. Ich habe mich bereits an einen Verleger hier gewendet und werde mir heute noch

Bescheid holen. Glückt es, so verlege ich mich ganz auf die Schriftstellerei und dann ziehen wir nach Amsterdam, wo ich bei den Zeitungen Arbeit genug finden werde. Ich schreibe Feuilletons und Sie, Krüger, werden mit Uebersetzungen beschäftigt. Sobald Alles in Ordnung ist, kommt Bertha mit den Möbeln aus Tannenthal herüber und dann fangen wir drei gemeinschaftlich eine Haushaltung an."

Nach vielen traurigen Tagen lächelte der alte Krüger wieder zum ersten Male. Mit wehmüthigem Gesichtsausdruck, als schäme er sich über seine Heiterkeit, antwortete er:

„Aber liebster Freund! Vertrauen Sie Ihrem Glücke auch nicht zu viel?"

„Ich habe guten Muth. Kaum kamen wir gestern hier an, so hatte ich gleich die Genugthuung, zur Entdeckung eines großen Schurken beizutragen. Ohne mich wäre Duvernet entschlüpft. Glauben Sie mir, Krüger, ich bin auf dem Wege, ein berühmter Mann zu werden. Meine Heldenthat steht heute in allen Zeitungen."

Wilhelm Blankmann lächelte fröhlich. Der Mörder hatte sich durch seinen Schreck verrathen. Zwar hatte er protestirt und angegeben, er sei ein vornehmer deutscher Reisender, aber die Herren des Gerichts zu Utrecht hatten dafür gesorgt, daß er seine Reise nicht fortsetzen konnte. Man hatte Wilhelm große Dankbarkeit für seine zufällige Hülfe ausgesprochen und ihm mitgetheilt, wie man Duvernet auf die Spur gekommen war. Im Haag hatte man den Mord ungefähr gegen elf Uhr entdeckt und nachdem die Polizei mit Herrn Rosenthal und seiner Tochter Susanne conferirt hatte, war sofort ein starker Verdacht auf den früheren Lakai gefallen. Susanna's Bericht über den von ihr belauschten heftigen Zank hatte den Ausschlag gegeben. Da Duvernet sich aus dem Staube gemacht hatte, war nach allen Seiten telegraphirt worden und man hatte in Utrecht bereits um ein Viertel vor zwölf eine Warnung empfangen, die jedoch zwecklos gewesen wäre, wenn der Schneesturm den Zug nicht verzögert hätte. Die Erzählung des Mordes machte die Runde durch alle Zeitungen und darum konnte Wilhelm lächelnd behaupten, daß seine That durch alle Blätter gehen werde.

Die beiden Freunde gingen noch eine Weile umher, da es für Wilhelm noch zu früh war, um die Antwort von dem Verleger zu holen. Am Eingang einer Straße stand plötzlich ein kleiner ernsthafter Herr mit weißer Halsbinde vor ihnen.

„Ei, Herr Blankmann," rief er mit lauter Stimme, „sind Sie hier in der Stadt? Gewiß, um ihr Examen zu machen? Wie die Zeit schnell vorübergeht! Vergangenen Sommer wohnten Sie noch bei mir. Sie schenken mir doch noch einmal die Ehre?"

„Es wird diesmal nicht gehen, Herr Jacobsen, da ich nur ganz vorübergehend in Utrecht bin. Sind ihre Töchter alle wohl?"

„Danke, Herr Blankmann! Alles wohl! Aber es wird ihnen leid thun, daß Sie nicht kommen. Sie sind heute Morgen furchtbar erschrocken, als ich ihnen aus der Zeitung vorlas, daß solch ein entsetzlicher Mord im Haag geschehen ist. Ich sagte noch vorhin zum Herrn Pastor Kramer, wenn der Herr für uns ist, wer soll gegen uns sein? Hätte der liebe Gott den Schneesturm nicht gesandt, wäre der Mörder nicht entdeckt worden. Wir erleben jetzt auch schlimme Zeiten für die Kirche, aber der Herr wird Alles zum Guten lenken. Wann halten Sie Ihre Probepredigt, Herr Blankmann?"

„Ich habe meinen Plan verändert, wie ich Ihnen schon früher sagte. Nun, Adieu, Herr Jacobsen! Meine Empfehlungen an die Damen."

Wilhelm reichte dem Mützenmacher die Hand und wollte sich rasch entfernen, aber dieser hatte noch so viele Fragen zu thun, daß es einige Mühe kostete, ihn los zu werden. Endlich war dies gelungen und während Wilhelm frei aufathmete, blickte Krüger ganz erstaunt dem würdigen Männlein mit der weißen Halsbinde nach.

„Es ist Zeit, zu meinem Verleger zu gehen," sagte nun Wilhelm; „begleiten Sie mich, Krüger, und warten Sie dann in dem Kaffeehause, das ich Ihnen gestern gezeigt habe."

Schweigend begleitete Krüger seinen Freund, während die neue Umgebung und das Fremdartige des Zustandes ihm ein wenig Ableitung von seinen Gedanken gewährte. Mit herzlichem Händedruck verabschiedeten sich die beiden Freunde

und Wilhelm trat darauf in den Buchladen, um das Urtheil über seine erste schriftstellerische Arbeit entgegenzunehmen.

Ein Gehülfe berichtete ihm, daß der Chef zwar zu Hause sei, aber gerade mit einem Professor eine Conferenz habe. Wilhelm entschloß sich, zu warten, und nahm eine Zeitung zur Hand, um sich zu beschäftigen. Es interessirte ihn, einen Artikel über Duvernet's Verbrechen durchzulesen. Er fand dort viele Einzelheiten über den Vorgang und mancherlei Mittheilungen über Vergennes, sowie auch über die Gefangennahme des Mörders, wobei jedoch sein Name nicht genannt war. Alles dies rief ihm die Erinnerung an seine Verwandten im Haag und seinen Aufenthalt daselbst ins Gedächtniß. Es fiel ihm ein, daß gerade seine erste Begegnung mit dem Ermordeten und dessen gestern gefangen genommenen Diener die Ursache war, daß ihm von seiner Tante der Krieg erklärt wurde. Er konnte sich denken, daß das Ereigniß einen tiefen Eindruck auf die ganze Familie Roggeveen machen mußte, und er nahm sich vor, an seinen Onkel und Eugenie zu schreiben, sobald er einen festen Plan für seine Zukunft gefaßt haben würde. Endlich kam der Gehülfe und benachrichtigte ihn, daß der Verleger bereit sei, ihn zu empfangen.

Als Wilhelm in dessen Privatcomtoir trat, sah er auf einem mit Papieren und Büchern bedeckten Tisch, vor welchem der Inhaber des Geschäftes saß, auch sein Manuscript liegen.

Nach den gewöhnlichen Begrüßungen und nachdem Wilhelm Platz genommen hatte, frug ihn der Verleger, wie er eigentlich auf den Gedanken gekommen sei, zu schriftstellern.

Wilhelm gab einen kurzen Bericht über seine bisherigen Schicksale und schloß mit der Bemerkung, daß er entschlossen sei, sich ganz der Literatur zu widmen und womöglich eine Anstellung bei einer Zeitung zu suchen.

„So, so," entgegnete der Verleger, „nun, dann möchte ich Ihnen nur kurz und gut rathen, sich die Geschichte aus dem Kopfe zu schlagen. Was Sie geschrieben haben, bedeutet nicht viel. Es kommen ganz hübsche Einzelheiten darin vor, aber zur Herausgabe würde ich Ihnen nicht rathen."

Wilhelm war gewöhnlich nicht so leicht aus dem Felde geschlagen, aber diesmal stieg ihm das Blut in die Wangen. Ein peinliches Gefühl der Enttäuschung nahm ihm ein wenig die Fassung, als er frug:

„Darf ich vielleicht wissen, was meinem Werke gebricht?"

Der Verleger lächelte über die Verlegenheit des jungen Schriftstellers.

„Was daran gebricht?" entgegnete er. „Ja, werther Herr! Humoristische Skizzen und Novellen schreiben ist nicht so leicht und Schriftsteller untergeordneten Ranges haben wir im Ueberfluß. Ueberdies kaufen die Menschen bei uns zu Lande wenig Bücher. Verlegen kann man solche Skizzen, wie Sie sie da geschrieben haben, immer, aber Ihre Reputation würde wenig dabei gewinnen."

„Was würden, meine Reputation beiseite gelassen, meine Skizzen werth sein."

„Die Kosten des Druckes vielleicht, aber mehr gewiß nicht."

„Das würde mir nicht conveniren können," erwiederte Wilhelm. „Wir wollen die Sache daher fallen lassen. Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Aufklärung."

Der Verleger zog die Schultern und lächelte. Wilhelm fühlte die Geringschätzung, welche darin lag, und nahm sehr kühl einen kurzen Abschied. Mit seinem Manuscript in der Hand eilte er hinaus und suchte seinen Freund Krüger auf, der nun seinerseits seinen jungen Freund ermuthigen und trösten mußte. Sie beschlossen darauf, die Sache mit Cronwinkel weiter zu besprechen.

Dieser stand gerade in einem schönen grauen Schlafrocke bei dem weißen Porzellanofen und starrte nach den blauen Rauchwolken, die seiner eben angezündeten Cigarre entstiegen. Indem er mit der linken Hand seinen Knebelbart um die Finger wand, schien er in der Stille beschäftigt, einen wichtigen Plan zu bilden. Anfänglich war es die Zukunft seines Freundes Blankmann, an die er dachte, aber bald stieg vor seiner Phantasie ein allerliebstes Mädchenköpfchen mit dunklen Augen und hellblonden Flechten empor. Während er im Nachsinnen halb die Augen schloß, schwebten seine Gedanken zu den letzten Ferien und den angenehmen Tagen, die er in der Heimath zugebracht hatte.

Laute Tritte auf der Treppe — ein

Klopfen an der Thür weckte ihn auf. Nach lauten Begrüßungen erkundigte er sich nach dem Resultate von Wilhelm's Besuch bei dem Verleger.

Dieser setzte sich schweigend auf das Sopha, während Krüger sich dicht zu ihm an den Tisch setzte. Cronwinkel ergriff eine schöne Krystallflasche mit Portwein und füllte die Gläser. Zuerst mußten die Freunde sich mit einem tüchtigen Schluck stärken und dann sollte Wilhelm Bericht erstatten. Er that dies, indem er seiner Mittheilung einen halb komischen Anstrich verlieh, als ob er sich aus dieser Widerwärtigkeit durchaus nichts mache. Krüger war inzwischen in düstere Gedanken versunken und stützte sein greises Haupt auf die rechte Hand. Kaum hatte Wilhelm geendet, als Cronwinkel, der inzwischen im Zimmer auf und ab gegangen war, stille stehen blieb und lächelnd sagte:

„Es ist Alles gekommen, wie ich es erwartet habe! Und wenn du mein Urtheil hören willst, so sage ich dir, es freut mich, daß du so wenig Erfolg gehabt hast."

Wilhelm Blankmann war über diesen Ausspruch seines Freundes nicht wenig erstaunt, aber im Laufe des Gespräches entwickelte Cronwinkel seine Ansichten weiter, die dahin gingen, daß Wilhelm seine schriftstellerischen Pläne wieder aufgeben, sich auf ein philologisches Examen vorbereiten und dann Lehrer an einem Gymnasium werden solle. Vorher, meinte er, solle er sich wieder nach einer anderen Stelle in einem Institute umsehen.

Wilhelm gab zu, daß der Plan nicht unrichtig sei, aber er glaubte, keinen Beruf zum Lehrer zu haben.

Hierauf entgegnete Cronwinkel, daß die Erfahrung, welche sein Freund in Rastburg gemacht habe, nicht maßgebend sein könne, da er auf einem Gymnasium größere Freiheit der Meinung haben werde und es nur darauf ankomme, daß er seine Lectionen in den classischen Sprachen den Anforderungen gemäß ausführe.

Wilhelm mußte ihm darin Recht geben, aber er hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, als Journalist und Schriftsteller sein Glück zu versuchen und Krüger solle ihm dabei zur Seite stehen. Vergeblich machte ihm Cronwinkel den Vorschlag, in Utrecht zu bleiben und sich durch Unterrichtgeben seinen Unterhalt zu gewinnen, damit er seine Studien fortsetzen und sich zum Examen vorbereiten könne; Wilhelm dankte ihm herzlich für die gute Meinung, aber es war Alles vergeblich, ihn von seinen einmal gefaßten Plänen abzubringen. Zwar konnte Cronwinkel seine Besorgniß über diese abenteuerlichen Absichten nicht zurückhalten, aber weder Wilhelm noch Krüger gingen davon ab. Zum Schlusse frug der wohlmeinende Freund, ob sie denn wohl darauf gerechnet hätten, einige Zeit ohne Einnahme leben zu müssen. Er war natürlich bereit, für diesen Fall seine Hülfe anzubieten.

„Beruhige dich" — antwortete Wilhelm erröthend — „ich habe mein Salair von Rastburg vorsichtig gespart."

Cronwinkel blickte Krüger forschend an. Dieser schien den Blick zu begreifen. Er steckte seine Hand in die Brusttasche und brachte sein Portefeuille zum Vorschein.

„Blankmann braucht sich keine Sorge zu machen —" sagte er ernsthaft, „er wird seinen Weg schon finden. Und ich alter Mann habe in der Stille einige hundert Gulden gespart, die seit Jahren in meiner Brieftasche ruhen und nun wohl recht gelegen kommen werden."

Neunundzwanzigstes Capitel.

Es ist still, todtenstill in der prächtigen Wohnung der Frau von Roggeveen.

Seit drei Tagen ist dort Alles in düsteres Stillschweigen versunken. Es klingt kein Tritt auf der Treppe, keine Stimme in den Zimmern. Geheimnißvolle Ruhe scheint die Glieder der Familie bewegungslos zu halten. Der Salon ist wie ausgestorben. Die Wintersonne scheint vergeblich hinein und das Kaminfeuer, welches für mögliche Besuche angelegt ist, verkohlt zwecklos.

Flüsternd schleichen die Bedienten von Zeit zu Zeit durch die leeren Zimmer, um dann, wenn sie nach ihren eigenen Räumlichkeiten zurückkehren, geheimnißvoll die Köpfe zusammen zu stecken und über den Zustand der Familie zu flüstern. Es geht so vielerlei vor, was sie nicht begreifen, und allerlei Vermuthungen werden laut. In der ganzen Stadt wird von dem ermordeten Franzosen gesprochen, die Zeitungen sind voll davon. Zuweilen wird der Name der

Familie in versteckter Weise genannt, denn das gnädige Fräulein ist nicht ohne Ursache so arg erschrocken. Die Bedienten wissen eigentlich nicht, was in dem Krankenzimmer vorfällt, da Niemand dort zugelassen wird, nur die gnädige Frau und das älteste Fräulein gehen daselbst ein und aus, und doch hat die gnädige Frau angeordnet, daß Niemand abgewiesen werden soll, und diesen Morgen noch hat sie den alten Herrn Briland und die junge Frau von Dornbach empfangen. Weiter vertieft sich das Bedientenpack in allerlei gewagte Vermuthungen, die meistens auf sehr böswillige Voraussetzungen gegen das Haus, wo sie ihr Brot finden, hinauslaufen.

Unerwartet klingt der Ton der Schelle in ihre Ohren.

Der Lakai Franz springt auf. Die Schelle klang aus dem Zimmer der gnädigen Frau. Sobald der Lakai nach ehrerbietigem Klopfen eingetreten ist, bemerkt er, daß sich die gnädige Frau zum Ausgehen bereit macht. Die Dunkelheit ist bereits eingebrochen, eine Gasflamme brennt vor dem Toilettenspiegel und im Schatten steht ein Koffer.

Frau von Roggeveen wendet sich zum Lakai und sagt mit ihrer gewöhnlichen befehlenden Stimme:

„In einer halben Stunde muß eine Droschke hier sein!"

Franz schielt neugierig umher und verschwindet eilig nach einer gebietenden, ungeduldigen Geberde seiner Herrin.

Frau von Roggeveen steht einen Augenblick still und wirft einen Blick in ihren Toilettenspiegel. Allerdings war ihr Gesicht entstellt und todtenbleich, aber sie redete sich ein, daß Niemand etwas Außergewöhnliches an ihrer Erscheinung bemerken werde. Sie trug ein dunkles Reisekleid und hatte einen Sammetmantel mit Pelz zurecht gelegt. Mit zusammengepreßten Lippen starrt sie in den Spiegel und die Falten ihrer Stirn ziehen sich immer unheilverkündender zusammen. Mit einer zornigen Kopfbewegung wendet sie sich um und beginnt mit raschen, unhörbaren Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen. Sie überdenkt ihre Vergangenheit und ihre Zukunft. Wer kann ihren guten Namen, ihre Ehre in der geringsten Hinsicht verkleinern? Wer kann ihrem Hause einen Makel anheften? Jeanne's Verlobung war niemals öffentlich bekannt geworden und diesen Morgen noch hatte Frau von Dornbach sie ausdrücklich versichert, daß die Thatsache Niemand zu Ohren gekommen sei. Der öffentlichen Meinung war also noch nicht der geringste Anstoß gegeben. Jedermann hatte den Vicomte von Vergennes höflich empfangen, erst nach dem abscheulichen Mord hatten sich einige ungünstige Gerüchte verbreitet.

Aber Jeanne — und mit der äußersten Bitterkeit schlug sie die Hände zusammen. Auf diese Tochter hatte sie alle ihre Hoffnungen gesetzt und nun — ein Schauer durchrieselte ihre Glieder. Ihre stolze Gestalt sank zusammen und ihre Gesichtszüge waren von heftigem Schmerz verzerrt. Das Glück ihres Kindes war so gut wie vernichtet. Entehrt, verführt, und noch immer durch den Schreck in ihrem Denkvermögen geschädigt, war Jeanne nun ein lebender Verweis, eine gefährliche Last, die durch ein einziges Wort die entsetzliche Wahrheit enthüllen konnte. Anfänglich hatte Frau von Roggeveen um der Tochter willen, deren Zukunft hoffnungslos vernichtet war, gelitten, denn sie liebte Jeanne in ihrer Weise und nach ihren besonderen Begriffen. Daß sie ihr Kind mit Vergennes in allzufreier Weise hatte verkehren lassen, daß sie Jeanne's sofort für den französischen Edelmann erweckte Neigung ermuthigt hatte, gab ihr keinen Augenblick Veranlassung zu Selbstvorwürfen. Sie war berechtigt gewesen, den Vicomte für einen wahrhaften Edelmann zu halten — wenn er sie betrogen hatte, theilte sie das Schicksal der ganzen Residenz. Sie hatte für Jeanne eine glänzende Zukunft geträumt, ein neidisches Schicksal hatte plötzlich alle ihre Illusionen zertrümmert. Sollte sie nun muthlos den Kopf beugen und still abwarten, daß die Welt mit scheinbaren Beweisen des Mitleides sie hinter ihrem Rücken verspotten würde? Sollte sie in eitlem Jammer über das Unglück und die Erniedrigung ihrer Familie Beruhigung suchen?

Nein — sie wollte der Welt gegenüber den Kopf aufrecht erhalten, wie sie es bisher mit aller Kraft gethan hatte. Schon hatte sie alle die halben und ganzen Andeutungen, welche die liebenswürdige Frau

von Dornbach zu äußern gut befunden hatte, mit lächelndem Gesichte aufgenommen. Die Verlobung mit Vergennes war nie öffentlich gewesen, sie erwartete also keine Condolenzen, da durchaus kein Grund dazu vorhanden war. Nach Allem, was man nach dem schrecklichen Vorfall über den Vicomte vernahm, mußte es als ein Glück betrachtet werden, daß die Verlobung Schiffbruch gelitten hatte, und Frau von Dornbach war gleichfalls der Meinung gewesen, es sei das Beste, gar nicht weiter daran zu denken. Frau von Roggeveen hatte denn auch versichert, daß Jeanne über den ersten Schrecken bereits hinaus sei und daß man beschlossen habe, zur Zerstreuung eine kleine Reise nach Brüssel oder Paris zu unternehmen.

Allerdings mußte sie ihr Kind vor den Augen der Welt verbergen. Selbst der Arzt durfte nichts von der eigentlichen Sachlage bemerken und so hoffte sie, daß die schreckliche Wahrheit bis jetzt noch von Niemand entdeckt worden sei. Der Arzt hatte gesagt, daß der plötzliche Schreck Jeanne's Kopf verwirrt habe, aber daß von der Zeit und verständiger Einwirkung viel zu hoffen sei. Darum mußte sie mit ihrem Kinde nach dem Auslande. Auf diese Weise erfuhr Niemand das Geheimniß, und wenn Jeanne glücklich wieder hergestellt war, wenn ihr jugendlich kräftiger Organismus die Oberhand behielt, konnte die Zukunft immer noch schön werden und man brauchte nicht alle Hoffnung sinken zu lassen.

Darum wollte sie nun in aller Stille abreisen, sie besaß Kraft und Muth genug, um die Ehre ihrer Tochter und ihres Namens ganz allein zu retten. Vorher mußte sie jedoch noch Alles ihrem Gemahl mittheilen. Herr von Roggeveen hatte sich in das düsterste Stillschweigen zurückgezogen, seit er an jenem unglückseligen Abend aus Amsterdam zurückgekehrt war. Sie hatten Beide absichtlich vermieden, über die bitteren Schläge des Schicksals zu sprechen, aber an den drohenden Blicken, die er ihr zugeworfen hatte, fühlte sie deutlich, daß er die Hauptschuld auf sie wälzte. Vor seinem Zorne bebte sie nicht. Sie hatte ihren guten Namen zu retten und dabei war der Kummer ihres Gemahls Nebensache. Sie wußte, was sie ihm zu antworten hatte. Und überdies mußte ihm eben so viel daran gelegen sein, Jeanne's Ehre zu beschützen — er mußte sie also unterstützen.

In wenigen Augenblicken hatte sie alle diese Umstände erwogen, und während sie sich bückte, um den Koffer zu schließen, beschloß sie, sich augenblicklich in das Zimmer ihres Gatten zu verfügen. Sie wollte still und ohne Aufsehen abreisen. Jeanne war körperlich nicht leidend. Nur ihr Kopf war sehr angegriffen. Es handelte sich nun darum, sie für lange Zeit aus dem Haag zu entfernen. Man konnte darin nichts Auffallendes finden und später konnte es heißen, daß sie zu völliger Herstellung ihrer Gesundheit sich bei angesehenen Freunden aufhalte. Mit diesen Gedanken trat sie schnell aus ihrem Zimmer und suchte das ihres Gatten auf.

Als sie mit gemessenem und festem Schritt dort eintrat, fand sie den Herrn des Hauses über eine Menge Papiere gebückt, die er überall mit großer Sorgfalt zurechtgelegt hatte. Als er sich umsah und seine Frau bemerkte, verbreitete sich Todtenbläße über seine Züge. Er erhob sich und flüsterte mit vor Zorn bebender Stimme:

„Was willst du? Ist es schlimmer mit Jeanne?"

„Durchaus nicht. Sie hat sich vom ersten Schreck ziemlich erholt. Sie ist still, sehr still und sagt wenig."

„Das weiß ich! Ich habe sie vorhin gesehen. Arme Jeanne — armes Kind."

Herr von Roggeveen wankte und stützte sich mit der Hand auf einen Haufen Papiere. Das Gaslicht fiel voll auf sein Gesicht — er war in den letzten Tagen gealtert. Seine Augen waren eingesunken, und blickten mit einer peinlichen Starrheit umher. Als er für kurze Zeit den Blick auf seine Frau warf, schoß ein düsteres Feuer daraus und er murmelte leise etwas vor sich hin.

„Ich muß dich sprechen, Ludwig! Wir müssen in Bezug auf Jeanne zu einem Entschluß kommen," sagte sie.

„Zu einem Entschluß?" antwortete der Angesprochene, während seine Stimme fortwährend lauter und kummervoller klang; „gewiß, zu einem Entschluß. Das Kind ist dir wahrscheinlich bereits eine Last geworden, da nun die Hoffnung auf eine hochadelige Heirath verloren ist. Es

kommt nicht darauf an, ob sie vor Entsetzen wahnsinnig geworden ist, ob ihre Zukunft zertrümmert ist; wir müssen zu einem Entschluß kommen, um sie so weit als möglich zu entfernen. Eugenie hat es mir gesagt."

„Sei so gut, zu berücksichtigen, daß die Domestiken wahrscheinlich das Ihrige thun, um etwas von unserem Gespräche zu vernehmen. Deine eigene Ehre als Vater ist dabei im Spiele."

„Meine Ehre? Eine schöne Ausflucht! Als ob ich nicht mehr verloren hätte als meine Ehre! So kann nur die verstockteste Selbstsucht denken. Ich habe meine Tochter, mein liebstes Kind, verloren, und wem habe ich das zu danken?"

Mit funkelnden Blicken und drohender Haltung war Herr von Roggeveen vorgetreten. Wer das schmerzliche Zittern seiner Stimme bemerkt hätte, mußte wissen, welch ein tiefer Schmerz am Herzen dieses Vaters nagte.

Frau von Roggeveen schrak nicht zurück, aber sie wendete die Augen ab.

„Adrienne," fuhr er fort, „wer hat unser Kind unglücklich gemacht? Wer hat sie in die Arme dieses elenden Schwindlers geworfen? Wer hat diese verfluchte Liebe angefeuert, entflammt? Großer Gott! Ich möchte wohl wissen, ob manche Menschen noch ein Gewissen haben!"

Ein dunkles Roth bedeckte die Wangen des zornigen Mannes. Er trat eilig einige Schritte zurück und hielt sich an seinem Schreibtische fest, als fürchte er, daß er seiner Wuth nicht länger Herr bleiben könne.

Frau von Roggeveen erbebte, aber sie bezwang so schnell als möglich ihre Erregung. Dann sprach sie mit fester Stimme:

„Wir Alle sind unglücklich! Laß uns nun nicht fragen, wer gefehlt hat, laß uns sorgen, daß wir unseren Schaden wieder herstellen. Jeanne's Unwohlsein ist nicht hoffnungslos — der Arzt schreibt Ableitung und Zerstreuung vor. Ich will mich dieser Aufgabe unterziehen. Wir müssen eine Weile zusammen verreisen. Sie spricht stets von Frankreich. In einem stillen Ort in der Nähe von Nizza wird Ruhe und Besinnung ihr völlig wiederkehren. Aber ich rechne darauf, daß ich unterstützt werde."

„Du willst selbst mit Jeanne reisen? Und bei ihr bleiben, bis —"

„Ganz Recht, das ist mein Plan."

Herr von Roggeveen war sichtbar durch einen plötzlich auftauchenden Gedanken ergriffen. Er stand still und dachte eine geraume Weile nach. Seine Gemahlin schöpfte Athem und wartete auf den Erfolg seiner Ueberlegung.

Dies währte ziemlich lange. Als er endlich seinen Entschluß genommen zu haben schien, setzte er sich in seinen gewöhnlichen Lehnstuhl nieder. Ein bitteres Lächeln kräuselte seine Lippen.

„Höre mich, Adrienne! Ich werde dir geradezu meine Meinung sagen —" sagte er, während er mit Mühe seinen Kummer bezwang und eine beißende Schärfe aus dem Tone seiner Stimme klang — „du kannst mir wenig Uebles mehr anthun, denn ich bin beinahe arm. Vor wenigen Tagen habe ich einen großen Theil meines Vermögens verloren. Schüttele den Kopf nicht, es ist die reine Wahrheit. Hier liegen die Beweise. Deine große Rolle in der Welt ist ausgespielt, Frau von Roggeveen, geborene von Blankmann. Daß ich mein Vermögen durch eine gewagte Börsenspeculation verloren habe, würde ich mit Geduld tragen, wenn nur meine arme Jeanne — aber nein, ich will nicht klagen, so lange ich die Ursache all meines Unglücks vor mir sehe. Ich werde schweigen — aus Verachtung. Wenn Jeanne selbst verreisen will, werde ich ihr so viel Geld geben, wie sie verlangt. Der Rest meines Vermögens ist mir ziemlich gleichgültig."

Die Rolle, zu erbleichen, war nun an Frau von Roggeveen. Sie erhob den Kopf mit großer Gereiztheit und antwortete:

„Wozu die alberne Quälerei?"

„Glaubst du mir nicht? Mir kann es recht sein. Du wirst in kurzer Zeit noch ganz andere Dinge erleben. Ich werde dies Haus verlassen müssen, Equipage und Bedienten abschaffen und von dem Wenigen, was mir übrig bleibt, mit meinem kleinen Jahrgehalte sparsam weiter vegetiren. Und dies Alles ist die unabänderliche, unerbittliche Wahrheit."

Frau von Roggeveen lächelte bitter. Sie fing an zu begreifen, daß ihr Mann die Wahrheit sprach. Es war, als ob sie

vor einem gähnenden, düsteren Abgrunde stand, und als ob ein betäubender Schwindel sie überfiel. Die letzten Tage hatten ihr so viel Leid gebracht, daß sie fast in verzweiflungsvoller Ergebung das Haupt beugte. Aber sofort erhob sie es wieder und sagte heftig:

„Ich glaube, daß es nun an mir ist, Rechenschaft zu fordern. Wenn unser Vermögen in Speculationen verschwunden ist, und du mir dies Alles so kühl und ruhig sagst, glaubst du, daß du mir und deinen Kindern keine Rechenschaft schuldig bist? Es ist wunderbar, von dem Gewissen zu sprechen, wenn man Frau und Kinder rettungslos unglücklich gemacht hat.“

Herr von Roggeveen preßte die Fäuste wüthend um die Armlehnen seines Sessels. Er sah seine Frau mit flammenden Blicken an, aber er bezwang sich und entgegnete nichts.

„Ueber mich persönlich wirst du dir wohl keine Sorge machen —“ fuhr die erzürnte Frau fort — „aber was soll aus meinen armen Kindern werden? Das Ende aller meiner Sorgen und Anstrengungen wird also Armuth und Erniedrigung sein. Aber ich hätte es wissen können. Herr von Roggeveen hatte andere Dinge zu thun, als für das Wohl seiner Frau und seiner Kinder zu sorgen. Die Correspondenz mit Frau von Dyrenvord kann es beweisen.“

Wie von einer giftigen Schlange getroffen, so entstellt, so bitter entrüstet, fuhr der Herr des Hauses auf. Schrecken und Kummer verhinderten ihn zu sprechen, bis er endlich mit kaum hörbarer Stimme stammelte:

„Was geht dich das an?“

In diesem Augenblicke wurde, ohne anzuklopfen, plötzlich die Thür des Zimmers geöffnet.

Als ob sie auf Flügeln schwebte, so rasch eilte Jeanne auf ihren Vater zu, während Eugenie sich mit erschrockenem Gesicht auf der Schwelle zeigte. Jeanne war vollständig für die Reise gekleidet — ein Schleier bedeckte ihr Gesicht; krampfhaft klammerte sie sich an ihrem Vater fest.

„Papa, es ist Zeit, zu gehen —“ flüsterte sie kaum hörbar — „Eugenie hält mich zurück, und Mama kommt nicht. Der Wagen wartet schon. Ich muß fort so schnell als möglich. Er erwartet mich schon. Mein Brautkleid ist bereit — ich habe keinen Augenblick zu verlieren. Laß mich doch fort, Papa!“

Sie legte den Kopf an ihres Vaters Schulter und weinte leise. Der unglückliche Mann preßte sein Kind tief ergriffen an seine Brust. Darauf erhob Jeanne den Kopf, schlug den Schleier zurück und lächelte. Ihre Wangen waren seltsam geröthet, und ihr Auge glänzte fieberhaft, sonst verrieth nichts, daß sie noch leidend war. Ihr Athem ging regelmäßig, und sie stand ruhig an seiner Seite, als handle es sich um eine kleine Lustreise. Das innigste Mitleiden durchdrang den bekümmerten Vater. Das also war aus seiner schönen Tochter geworden, auf die er früher so stolz war! Das Lächeln auf ihren Lippen war das Lächeln des Wahnsinns; diese glänzende Stirn, die herrlichen dunklen Augen waren durch die entsetzlichste Sinnesverwirrung verdüstert. Jahre lang hatte er diese Tochter auffallend seinen anderen Kindern vorgezogen. In diesem einzigen Augenblick erinnerte er sich an ihren ganzen Lebenslauf — wie reizend ihre erste Jugend war, wie sie sich täglich schöner entwickelt hatte, wie er seine unglückliche Ehe vergaß, wenn sie mit ihrer kindlichen silbernen Stimme zu ihm sprach und immer fröhlich und munter fortplauderte, wenn er sie auf seinen Knien wiegte; wie er mit eingehaltenem Athem ihren Schlaf bewachte, wenn sie ihr müdes Köpfchen an seine Schulter legte; wie sie ihm später als junges Mädchen aus der Pension fröhliche, schalkhafte und naive Briefe schrieb, und das Alles sollte nun vorbei sein, und vielleicht blieb ihr keine andere Zukunft als ein frühzeitiges Grab in fremder Erde.

Ein kalter Schauder fuhr ihm durch die Glieder.

Er ergriff ihre beiden Hände, sah sie mit einem langen vielbedeutenden Blicke an, und während sein Haupt sich langsam senkte, flüsterte er ihr mit einer durch Thränen beinahe unhörbaren Stimme ein herzbrechendes Lebewohl zu.

Dreißigstes Capitel.

Die Straßen zu Amsterdam sahen an einem bestimmten nebeligen Morgen in

der Mitte des Februar 1865 nicht sehr einladend aus, wie es unter derartigen Umständen meistens der Fall zu sein pflegt. In einer dieser Straßen gingen Krüger und Wilhelm Blankmann an den Häusern entlang, aber das Gesicht des Letzteren war bleich geworden, und ein ernsthafter Zug schien sich um seinen Mund festgesetzt zu haben. Krüger war wie immer in sich selbst versunken, und wenn man davon absah, daß sein Haar noch etwas silberfarbiger geworden war als früher, so konnte man keine Veränderung an ihm bemerken.

Die beiden Freunde unterhielten sich über die vielen vergeblichen Versuche, die sie zur Erlangung von Lebensstellungen gemacht hatten. Mit großer Bitterkeit sprach sich Wilhelm über sein Schicksal aus, und die Trostgründe, welche Krüger anzuführen suchte, brachten nur neue Ausbrüche der Unzufriedenheit bei ihm zuwege. Er hatte bereits bei den Redactionen mehrerer Zeitungen um Beschäftigung nachgesucht, war aber jedesmal abgewiesen oder mit Versprechungen hingehalten worden. Sämmtliche Buchhändler, denen er seine Manuscripte vorlegte, hatten dieselben mit mehr oder weniger höflichen Redensarten zurückgewiesen und ihn auf günstigere Zeiten vertröstet. Einer derselben hatte ihm den Rath gegeben, sich mit Uebersetzungen aus fremden Sprachen zu beschäftigen, als er dann aber zu einem renommirten Verleger solcher Uebersetzungen kam, meinte dieser wieder, er könne ihm nur den Rath geben, sich zuvor mit einer Originalarbeit in die Oeffentlichkeit einzuführen. Täglich durchblätterte er die Zeitungen und suchte unter den Anzeigen irgend etwas, was für ihn geeignet schien, und auch in diesem Augenblicke war er wieder unterwegs, um sich einem Advocaten vorzustellen, dessen Adresse er in einer Zeitung gefunden hatte, und der über eine vacante Stelle für einen literarisch gebildeten Mann Auskunft geben sollte.

Krüger begleitete seinen Freund zu dem erwähnten Advocaten, und sie waren bereits nahe bei dem bezeichneten Hause, als ihnen ein mächtiges Placat in die Augen fiel, welches nichts weiter enthielt als auf einem großen leeren Raume die Worte: „Der Abendstern.“

Das Placat war ihnen in den letzten Tagen bereits so oft in die Augen gefallen, daß sie auch diesmal wieder sich in Vermuthungen über die Bedeutung desselben ergingen. Das Wahrscheinlichste war, daß es sich um die Herausgabe einer neuen Zeitschrift handelte.

Inzwischen war Wilhelm bei dem Advocaten angelangt, und dieser hatte ihn sehr höflich und wohlwollend empfangen und seinen Mittheilungen mit Aufmerksamkeit gelauscht.

„Herr Blankmann also?“ sagte er; „ist es mir doch, als ob ich diesen Namen bereits öfter gehört und gelesen hätte.“

„Vielleicht in der Zeitung,“ entgegnete zögernd Wilhelm.

„Ganz richtig, nun weiß ich es. Bei Gelegenheit der grauenhaften Mordgeschichte im Haag. Es scheint inzwischen nicht viel geholfen zu haben, daß man den Mörder gefaßt hat, denn ich las gestern, daß es ihm beinahe gelungen ist, sich im Gefängniß umzubringen.“

„Das ist mir unbekannt!“ rief Wilhelm mit großem Interesse aus.

„Er scheint sich auf irgend eine Art gefährliche Wunden beigebracht zu haben, so daß man für sein Leben fürchtet. Aber Sie wünschen mit mir wegen der betreffenden Stellung zu reden. Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Bereitwilligkeit, aber nach dem, was Sie mir über Ihre Pläne und Absichten mitgetheilt haben, muß ich Ihnen sofort rundweg erklären, daß Sie sich einer Illusion hingegeben haben, und daß ich kaum glaube, Ihnen in entsprechender Weise dienen zu können.“

Unser junger Freund wußte nicht viel zu antworten. Diese neue Enttäuschung war ihm zu mächtig, und darum stand er hastig von seinem Stuhle auf, um sich zu empfehlen.

Der Advocat sagte ihm noch einige beruhigende und schmeichelhafte Worte, um ihn zu überzeugen, daß ein Mann von seinen Fähigkeiten und seiner Erziehung sich nicht mit einer untergeordneten literarischen Stellung begnügen dürfe. Aber Wilhelm, der bereits so weit gekommen war, daß ihm jede Art von Thätigkeit, die ihm irgend eine, wenn auch noch so geringfügige Aussicht auf unabhängige Lebensstellung gewähren konnte, willkom-

men gewesen wäre, konnte darauf nichts erwiedern und empfahl sich in höchst niedergedrückter Stimmung.

Woher sollte er eine neue Anstellung erhalten? Wie wenig Mühe hatte es ihn damals gekostet, seine erste Stelle in Rastburg zu bekommen! Der freundlichen Protection seines Onkels und des Barons von Dyrenvord war es gelungen, seine Wünsche sofort zu verwirklichen. Und nun hatte er in der ersten Heftigkeit sich von Rastburg losgemacht, aber die Versuche, durch eigene Kraft vorwärts zu kommen, erwiesen sich bis jetzt völlig vergeblich.

Noch einmal versuchte er bei einem Buchhändler, der ihm als der Herausgeber von Uebersetzungen bezeichnet worden war, sein Heil. Schon das Aeußere des Geschäftslocales hatte wenig Anziehendes; aber Wilhelm's Hoffnungen verwandelten sich gar bald in Entrüstung, als er die Vorschläge vernahm, die ihm gemacht wurden. Er sollte eine Auswahl von Producten jener französischen Romanschriftsteller übersetzen, die ihre Stoffe dem Treiben der untergeordnetsten Demimonde entnehmen, und es wäre fast zu einem heftigen Wortwechsel gekommen, so unverschämt und grob benahm sich der schmierige Verleger, als er sich kurz von ihm verabschiedete.

An demselben Abend befanden sich Wilhelm Blankmann und Krüger in einem Kaffeehause, um ein Glas Bier zu trinken. Sie bemerkten nicht, daß in ihrer Nähe sich ein sehr lebendiger kleiner Herr, der eine goldene Brille trug, niedergelassen hatte und häufig nach Wilhelm Blankmann hinsah. Krüger erging sich wieder in mancherlei Plänen für die Zukunft; mit seinem Talente zum Zeichnen und seinen Sprachkenntnissen war es ihm bis jetzt auch noch nicht gelungen, irgend eine sichere Aussicht auf Erwerb zu erlangen. Er bedauerte nun, daß er sich nicht auf die Lithographie oder auf den Holzschnitt geworfen habe, da ihm in diesen Branchen mancherlei Aussicht eröffnet worden war. Nach einer langen Pause im Gespräche sagte Krüger:

„Ich vergaß, Ihnen noch zu erzählen, daß ich heute in der Zeitung etwas über den Mörder Duvernet gelesen habe. Er scheint im Gefängniß Selbstmordversuche gemacht zu haben und obwohl es entdeckt wurde, hegt man für sein Leben Befürchtungen."

„Das hörte ich auch. Ich hoffe, daß es ihm nicht gelingt und daß er seiner Strafe nicht entgehen wird."

Von einem Tische beim Fenster stand nun plötzlich der kleine Herr mit der goldenen Brille auf, eilte auf unsere beiden Freunde zu und sagte laut:

„Sieh' da! Herr Blankmann! Wie geht es Ihnen? Ich glaube wirklich, daß Sie mich nicht wieder erkennen?"

Wilhelm und Krüger blickten erstaunt auf; aber obgleich der unbekannte Herr seinen breitrandigen Hut abnahm, und durch seine glänzenden Brillengläser auf das Freundlichste umherblickte — man erkannte ihn nicht.

„Lassen Sie sich nicht stören," fuhr das höfliche Herrchen fort — „ich werde mich den Herren anschließen, wenn es erlaubt ist. Erinnern Sie sich nur, Herr Blankmann, wie wir uns im vergangenen Sommer im Eisenbahnwaggon kennen gelernt haben."

„Es ist wahr!" rief Wilhelm überrascht aus. „Nun erst erkenne ich Sie, Herr —"

„Schnellmann, denn Sie haben meinen Namen vergessen, das merke ich wohl," fiel ihm jener schnell in die Rede. „Schnellmann, Chefredacteur des Abendstern. Vom ersten März an wird er täglich erscheinen und jedenfalls großartiges Aufsehen machen."

Wilhelm Blankmann erkannte nun den eifrigen kleinen amerikanischen Reisenden, mit welchem er auf der Reise von Utrecht nach dem Haag im vorigen Sommer zusammengetroffen war. Wunderbar schnell hatte der Chefredacteur des Abendstern neben ihm Platz genommen und ehe man sich umsah, hatte der eifrige Herr einen Kellner gerufen und Wilhelm und Krüger sahen bald frisch gefüllte Gläser vor sich stehen.

„Was sagen Sie zu meinen Annoncen?" fuhr er gegen Wilhelm gewendet fort. „Kolossal? Ganz etwas Neues. Es macht sich prächtig und hat ungeheuren Erfolg. Die Abonnentenzahl vermehrt sich täglich."

Dabei rieb sich Herr Schnellmann fröhlich die Hände und that einen raschen Zug aus seinem Glase.

Wilhelm und Krüger schwiegen mit einer gewissen Befangenheit, was jedoch

den Chefredacteur des Abendstern weiter nicht störte.

„Soeben erkannte ich Sie wieder, Herr Blankmann!" fuhr er fort, „und dabei fiel es mir ein, daß Sie mir vielleicht einen kleinen Dienst erzeigen können. Ich will es Ihnen nur sofort sagen. Mein Abendstern soll so ausführlich wie möglich über den Mord berichten, der kürzlich im Haag geschehen ist. Nachrichten aus Utrecht, die mir persönlich zugekommen sind, haben mich die Entdeckung machen lassen, daß Sie selbst, Herr Blankmann, bei der Arrestation gegenwärtig gewesen sind. Natürlich werde ich Ihren Namen in meinem Blatte nennen und ich wollte deshalb schon an Sie schreiben. Bei meinen überhäuften Redactionsgeschäften bin ich nicht dazu gekommen. Als ich aber vor einigen Tagen hörte, daß der Schuft Duvernet einen Selbstmordversuch gemacht habe, fiel mir sofort ein, daß die ganze Angelegenheit dadurch nur noch interessanter geworden ist und ganz ausführlich in meinem Abendstern erzählt werden muß. Sie sind der Mann, der mir helfen kann! Sie wissen gewiß eine Menge Einzelheiten über den Fall und haben den Schurken wohl früher schon gesehen."

Bereits lange war Wilhelm ein Licht aufgegangen. Das Interesse, welches Herr Schnellmann ihm gezeigt hatte, war das richtige Journalisteninteresse. Der Abendstern machte es sich zur Aufgabe, seinen Lesern Alles, was auf den Mord Bezug hatte, ausführlich mitzutheilen und der Chefredacteur hatte aus diesem Grunde die frühere Bekanntschaft wieder aufgefrischt. Unser junger Freund erzählte ihm nun genau, was er von den näheren Umständen des Mordes wußte, während der vergnüglich lächelnde Schnellmann Alles eifrig in sein Taschenbuch niederschrieb. Krüger hatte noch kein Wort gesprochen, aber er dachte in der Stille, daß Wilhelm den Chefredacteur des Abendstern wohl einmal um Rath in Bezug auf seine literarischen Pläne fragen könne.

Nachdem die Interessen des Abendstern gehörig berücksichtigt waren und Herr Schnellmann seine Aufzeichnungen beendet hatte, bot er den beiden Freunden noch mehr Bier an, und als diese ablehnten, sagte er:

„Eines müssen Sie mir noch offenherzig erzählen, Herr Blankmann; wie ist es mit Ihren Plänen abgelaufen? Sie wollten Lehrer werden? Haben Sie zuweilen an unser Gespräch im Eisenbahnwagen gedacht?"

Wilhelm wußte kaum, wie er beginnen sollte. Er hatte gerade in diesem Augenblicke so viel zu sagen. Aber bald hatte er die gedrückte Stimmung, die ihn einigermaßen hinderte, überwunden und begann nun so ruhig wie möglich, seine Verhältnisse aus einander zu setzen. Es war unverkennbar, daß Herr Schnellmann ihm mit der größten Aufmerksamkeit zuhörte. Er wendete von Zeit zu Zeit den Kopf plötzlich zur Seite, trommelte mit den Fingern auf dem Tischchen und nickte vergnügt zu Allem, was Wilhelm erzählte. So oft Krüger in der Erzählung genannt wurde, verbeugte sich der Redacteur des Abendstern wohlwollend gegen den alten Mann und schien leise ermuthigende Worte zu murmeln. Sobald Wilhelm seine letzten Erfahrungen in Amsterdam in kurzen Worten berichtet hatte und stotternd mit der Erklärung endigte, daß er bis jetzt noch wenig Glück gehabt habe, sprang Herr Schnellmann, der bis dahin aufmerksam zugehört hatte, von seinem Stuhle auf und sprach mit halb überredender, halb gebietender Stimme in der ihm eigenen Manier:

„Meine Herren Blankmann und Krüger! Ich gebe mir die Ehre, Ihnen einen Vorschlag zu machen. Begleiten Sie mich gefälligst für eine kurze Weile nach dem Redactionsbureau des Abendstern!"

Gleich darauf verließ er das Kaffeehaus, ohne sich nur umzusehen, und unsere beiden Freunde beeilten sich, ihm nachzukommen. Unterwegs sprach Herr Schnellmann wenig. Er schien ganz in Gedanken an seinen Plan versunken. Wilhelm und Krüger empfanden ein Gefühl freudiger Hoffnung und flüsterten sich gegenseitig ihre Meinung zu. Herr Schnellmann eilte jedoch so geschwind voraus, daß er bereits in einer ziemlich entfernten Straße in einem Haus die Treppe hinauf geeilt war, bevor sich die beiden Freunde die Hälfte ihrer Erwartungen und Vermuthungen mitgetheilt hatten.

Als sie in das Bureau eingetreten waren, erblickten sie mehrere Schreibtische, auf welchen sich eine für Krüger unbegreifliche Menge Zeitungen aufgehäuft vor-

fanden. Der Chefredacteur zündete ein paar Gasflammen über dem Schreibtische an und sagte wieder eben so schnell:

„Sie sehen hier ein Chaos, meine Herren, aus dem jeden Abend unser Stern zum Vorschein kommen soll. Mit dem ersten März muß Alles organisirt und im vollen Gange sein. Ich bitte Sie, Herr Blankmann, an diesem Schreibtische Platz zu nehmen und mir eine ganz genaue Relation niederzuschreiben über Alles das, was Sie mir diesen Abend in Bezug auf Duvernet erzählt haben. Geben Sie mir inzwischen das Manuscript, welches Niemand in Verlag nehmen wollte, damit ich es durchsehen kann, und Sie, Herr Krüger, haben wohl die Güte, diese Druckspalten durchzusehen, die gerade gesetzt und noch voller Fehler sind. Wir wollen sehen, wer zuerst fertig sein wird."

Bald herrschte die größte Stille im Redactionsbureau des Abendstern, wo die drei Freunde mit eifriger Anstrengung bei der Arbeit saßen.

Einunddreißigstes Capitel.

Die Frau Baronin von Dyrenvord saß vor ihrem Toilettespiegel. Das geschmackvoll eingerichtete Ankleidezimmer wurde durch ein paar elegante Lampen und einige Wachskerzen hell erleuchtet. Caroline stand hinter der Baronin und war sehr eifrig mit der Frisur ihrer Herrin beschäftigt. Die Kammerjungfer schien etwas aufgeregt und verstimmt, denn sie lächelte fortwährend, wenn die Baronin in ihrer gewöhnlichen kurzen Manier irgend einen Befehl gab oder eine kleine Unachtsamkeit rügte. Der Spiegel reflectirte die Gesichter der beiden Frauen. Die Baronin blickte lebendiger und munterer als gewöhnlich umher. Kein unzufriedener Zug entstellte den vornehmen Ausdruck ihres schönen ovalen Gesichtes. Mit einer gewissen Neugierde blickte sie zuweilen nach Caroline, als wolle sie erforschen, was ihrer sonst so geschickten Kammerjungfer fehle.

„Caroline, was haben Sie?"

Die Frage wurde so plötzlich gethan, daß die Angeredete eine Bewegung des Schreckens machte. Es erfolgte keine Antwort. Die Baronin fuhr fort:

„Sie scheinen nicht besonders gut gelaunt zu sein?"

Caroline hätte dies bestätigen können.

Wir müssen hier einschalten, daß an jenem Abend, als Frau von Roggeveen in aller Stille mit ihrer Tochter Jeanne aus der Residenz abreiste, Caroline in der gewohnten geheimnißvollen Weise durch das Privatpostcomptoir in dem Handschuhladen einen Bericht abgeholt und dann ihrer Freundin Susanna Rosenthal einen Besuch gemacht hatte, bei welcher Gelegenheit diese ihr mittheilte, daß Herr von Hochkirch bei ihr gewesen sei und sie beschworen habe, unter keinen Umständen etwas davon zu verrathen, daß sie an jenem Mittage den Wortwechsel zwischen dem ermordeten Vicomte und seinem Lakai belauscht hatten. Herr von Hochkirch befand sich in tausend Aengsten, daß er als Zeuge bei der bevorstehenden Vernehmung Duvernet's fungiren müsse. Er hatte dabei erklärt, daß er über Caroline sehr entrüstet sei, weil sie mit einem Schurken wie Duvernet in Beziehung zu stehen scheine, daß er ihr nie wieder begegnen wolle und daß Susanna ihr dies nur geradezu mittheilen könne. Caroline hatte anfänglich höhnisch gelacht, aber sie erinnerte sich dabei, daß sie einen Brief der Baronin verloren hatte und daß dieser wahrscheinlich in Duvernet's Hände gefallen sei. Sie gerieth nun in immer größere Besorgniß, daß dieser Brief sie und die Baronin in Ungelegenheiten bringen könne. Was Hochkirch betraf, so hoffte sie, er werde später wieder seine Gefühle verändern, vorausgesetzt, daß er in der Zwischenzeit seine Neigung nicht ihrer Freundin Susanne zuwenden werde, was sie diesen Morgen aus verschiedenen Gründen schließen zu dürfen glaubte. Als die Baronin sie nun unerwartet frug, was ihr fehle, erblaßte sie und es traten Thränen in ihre Augen.

Frau von Dyrenvord wendete den Kopf um, während die Kammerjungfer scheinbar eifrig beschäftigt blieb, die langen schwarzen Locken und Flechten ihrer Herrin zierlich zu ordnen. Sobald sie nun bemerkte, daß Caroline ihre Thränen nur mühsam bezwang, schob die Baronin den blauseidenen Fauteuil von dem Frisirtische weg, um ihrer Dienerin genau in das Gesicht sehen zu können. Nachdem sie dieselbe eine kurze Weile schweigend angeblickt hatte, streckte die stolze Frau ihre

schmale Hand gebietend aus und sagte mit unverkennbarem Wohlwollen:

„Nun, Caroline, beichten Sie! Ich will nicht, daß Sie Verdruß haben sollen.“

Natürlich wurde der Thränenstrom noch reichlicher und endlich begann die Kammerjungfer zögernd zu bekennen, was sie beunruhigte. Die Baronin blieb sehr gefaßt und ermuthigte sie mit zustimmenden Geberden. Sobald Alles eingestanden war, verbarg Caroline ihr glühendes Gesicht in den Händen und erwartete mit gebeugtem Haupte, was folgen sollte.

„Ist das Alles?“ klang die Stimme der vornehmen Dame. „Beruhigen Sie sich dann nur. Ich hatte bemerkt, daß einer meiner Briefe nicht angekommen war, aber es ist dafür gesorgt, daß nicht die geringste Gefahr daraus entstehen kann. Aber nun von etwas Anderem. Ich muß Sie vor diesem Herrn von Hochkirch ernstlich warnen. Das muß vorbei sein, Caroline! Solche Beziehungen passen nicht für Sie! Sobald ich wieder davon höre, ist Alles — genug, Sie verstehen mich!“

Caroline sah schüchtern auf. Sie fühlte sich erleichtert und beruhigt. Die Warnung der Baronin machte keinen tiefen Eindruck auf ihr leichtsinniges Gemüth und sie setzte sofort ihre Arbeit fort, nachdem ihre Herrin den Sessel wieder vor den Spiegel geschoben hatte und nachdenklich schwieg. Bald war die Frisur fertig. Frau von Dyrenvord blieb noch einen Augenblick in Gedanken vertieft, während sie mit Genugthuung im Spiegel bemerkte, wie in diesem Augenblicke sich ein Glanz besonderen Reizes über ihre sonst etwas abgespannten Züge zu verbreiten schien.

„Caroline!“ sagte sie freundlich — „würden Sie sich entschließen können, mir zu folgen, wenn ich eine weite Reise unternehmen wollte?“

Das Kammermädchen lächelte; daran wird die gnädige Frau doch gewiß nicht zweifeln, aber sie möchte gern wissen, wann und wohin.

Die Baronin zieht sich nun sofort in ein vornehmes Stillschweigen zurück, während sie zwei- oder dreimal sehr freundlich nickt, als ob sie vollkommen zufrieden sei. Es hilft der Kammerjungfer wenig, daß sie noch weiter auszuforschen sucht, die Baronin verharrt in Schweigen. Das war eine gewöhnliche Erscheinung. Zuweilen genoß Caroline die Ehre einer vertraulichen Unterhaltung und dann wieder verharrte die gnädige Frau in Schweigen mit einem Gesichtsausdruck, der es nicht rathsam machte, das Gespräch weiter fortzusetzen. Frau von Dyrenvord widmete ihrer Toilette einen letzten Blick. Silbergraue Seide wogte malerisch um ihre schlanke Figur, von ihrem weißen Halse strahlte ein funkelndes Kreuz von Edelsteinen. Ein flüchtiges Lächeln spielt um ihre Lippen. Sie war zufrieden. Dann ergriff sie einen Fächer und ein prächtiges Spitzentaschentuch — winkte Caroline geheimnißvoll zu und verließ ihr Boudoir.

Hinter der rauschenden Portière war sie verschwunden. Ein äußerst kostbares und behaglich eingerichtetes Zimmer empfing die festlich geschmückte Frau.

Ohne einen Schimmer von Wohlgefallen blickte sie umher. Ein flüchtiger Zug des Mißvergnügens zeigte sich für einen Augenblick, als sie Trostmann's Porträt ihres Gatten an der Wand bemerkte. Sie schob einen breiten Sammetfauteuil an den Kamin und wendete dem Porträt den Rücken zu. Ruhig setzte sie sich nieder und spielte mit ihrem Fächer. Ihre Gedanken schienen sie angenehm zu beschäftigen, obschon ein gewisser drohender Ernst aus ihren Augen strahlte.

So wartete sie.

Es verging eine volle Stunde. Von Zeit zu Zeit blickte sie nach der Uhr von schwarzem Marmor auf dem Kaminsims, deren goldene Zeiger ihr bewegungslos schienen. Sie ließ endlich das Kammermädchen kommen, um den Thee zurecht zu setzen. Caroline sorgte für den Camin und stellte das geschmackvolle Theeservice zurecht, aber sie schwieg ehrerbietig, da sie mit einem eiligen Blick bemerkt hatte, daß die Baronin sich der gefährlichen Periode näherte, in welcher die zufriedene Stimmung einem aufsteigenden Gewitter weicht.

Als Frau von Dyrenvord wieder allein war, ging sie einige Male rasch im Zimmer auf und ab. Der prächtige weiche Teppich machte ihre Schritte unhörbar. Als sie die Augen aufschlug, schien das Porträt an der Mauer sie einnehmend und wohlwollend anzustarren. Ungeduldig den Kopf schüttelnd ergriff sie endlich einen Pack Zeitschriften, die sie jedoch bald wieder niederlegte. Dann nahm sie ein

schweres Album in roth Saffian, welches sie mit beiden Händen nach ihrem Sessel trug. Mit der linken Hand ihren Kopf unterstützend, betrachtete sie langsam die Porträts in dem Album.

Zuerst erblickte sie einen greisen Kopf, mit dem unverkennbaren Ausdruck von stolzem Selbstbewußtsein — der Graf Alfred von Erkenrath, ihr Vater. Die Baronin dachte an ihre einsame Jugend, in welcher sie sehr früh in eine vornehme Pension gegeben wurde, da ihre Eltern fast fortwährend im Auslande lebten. Der Graf hatte als Gesandter an den vornehmsten Höfen Europa's eine Rolle gespielt, und als er sich später in der Residenz niederließ, um auf seinen diplomatischen Lorbeern auszuruhen, war seine Tochter Marianne eben als ein vollkommenes Kunstproduct der vorzüglichsten Pensionsweisheit in die Welt getreten.

Die Baronin heftete verdrießlich ihre Augen auf das Porträt ihres Vaters. Der stolze Staatsmann hatte einen nachtheiligen Einfluß auf ihr Leben ausgeübt. Sie schloß die Augen und lächelte bitter. In ihrer Phantasie erblickte sie plötzlich das Gesicht eines jungen Mannes, der sie wehmüthig anzustarren schien, und als sie dann mit einem unterdrückten Seufzer wieder in das Album sah, zog das Bildniß einer bejahrten Dame ihre Aufmerksamkeit auf sich.

Noch verdrießlicher wurde ihr Gesicht, als sie das Porträt ihrer Mutter erblickte: der Graf von Erkenrath hatte ihre schönste Hoffnung zertrümmert, als er ihr verbot, dem jungen Manne, den sie liebte, ihre Hand zu reichen — die Gräfin von Erkenrath hatte sie zur Ehe mit dem Manne überredet, dessen edles Gesicht dort an der Wand das düstere Nachsinnen seiner Gattin furchtsam zu belauschen schien.

Ein ehrerbietiges Klopfen an der Thür ließ Frau von Dyrenvord hastig aufblicken.

Caroline kündigte die Ankunft eines Gastes an.

Es war der lang Erwartete — endlich!

Ein schneller Schritt näherte sich, die Thür wurde hastig geöffnet.

„Marianne!“ klang es eilig, und ehrerbietig sich verbeugend, ergriff Herr von Roggeveen die rechte Hand der Baronin.

Er hielt diese Hand eine Weile fest und blickte die Baronin mit Besorgniß an.

„Vergeben Sie mir, Marianne!“ — sprach er höchst ernsthaft — „ich bin später gekommen als ich versprochen hatte, aber es hat mich wieder so viel Trauriges betroffen.“

Frau von Dyrenvord hatte ihn forschend angesehen und dann sich wieder ruhig in ihren Lehnstuhl zurückgelegt. Der langerwartete Besucher setzte sich zum Camin und schwieg.

Die Baronin richtete nun einen aufmerksamen Blick auf ihren Gast und frug mit sanfter freundlicher Stimme:

„Wie geht es mit Jeanne?“

„Sie ist abgereist! Für lange Zeit! Es mußte sein!“

„Wer sorgt für sie?“

„Ihre Mutter. Ich weiß nicht, ob ich meine Tochter jemals wiedersehe. Sie war mein liebstes Kind — sie nimmt Alles mit, was mich noch an mein unglückliches Haus gefesselt hat.“

Bittere Enttäuschung klang aus seinen Worten.

Er wendete den Kopf ab und drückte schnell beide Hände vor sein Gesicht.

Frau von Dyrenvord schien die Flammen im Camin zu beobachten und flüsterte endlich:

„Jeanne ist jung. Sie kann sich erholen. Warum das Schlimmste denken?“

„Weil es kein Unglück giebt, das mir erspart bleibt.“

„Ludwig!“

Die Baronin hatte dies Wort laut und mit Nachdruck ausgesprochen, weil die Klagen ihres unglücklichen Freundes zu bitter zu werden schienen. Herr von Roggeveen erhob den Kopf und antwortete mit einer gewissen Ehrerbietung:

„Sie haben Recht, Marianne! Bei all' meinem Mißgeschick stand ein guter Engel mir zur Seite.“

Er reichte der Baronin seine Hand und diese legte die ihrige mit einem bezaubernden Lächeln hinein. Es war etwas Demüthiges in der Haltung des Herrn von Roggeveen und es schien, als ob er Reue über seine Worte fühle.

Frau von Dyrenvord zog langsam ihre Hand zurück und fuhr mit einer gewissen Heiterkeit fort:

„Wir müssen nun einmal ernsthaft über-

legen, was uns, was Ihnen besonders zu thun obliegt. Schenken Sie mir und sich selbst Thee ein und setzen Sie sich zu mir an den Camin. Wir haben viel zu besprechen!"

Herr von Roggeveen kam mit einer Regung von Heiterkeit ihrem Verlangen nach, und obschon sein Aussehen, namentlich der scharfe Zug um den Mund, davon Zeugniß gab, wie sehr der erlittene Kummer ihn angegriffen hatte, schien doch plötzlich eine gewisse Verjüngung einzutreten, nachdem er einen niedrigen Lehnstuhl zum Camin geschoben und nahe bei der Baronin Platz genommen hatte.

Anfänglich schwiegen Beide. Dann schien die stolze Frau aus ihrem Nachsinnen zu erwachen, und indem sie mit ihrem Fächer die Finger ihres Freundes leise berührte, sagte sie:

„Erklären Sie mir doch, wie Sie mit einem Male solch einen gewaltigen Schlag in Ihrem Vermögen erleiden konnten. Ich möchte gern alle Einzelheiten wissen."

„Es ist eine elende Geschichte, Marianne! Sie wissen, daß ich zuweilen glücklich in Papieren speculirt habe. Mein Haushalt war stets sehr kostbar eingerichtet, und ich war thöricht genug, die übertriebenen Anforderungen, die man von gewisser Seite an mich stellte, nicht zurückzuweisen. Nun kamen die gefährlichen Zeiten der letzten Jahre. Ich bedurfte großer Einkünfte und mein Banquier in Amsterdam rieth mir bald zu dieser bald zu jener Speculation."

Frau von Dyrenvord lauschte mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln. Als er von gewisser Seite gesprochen hatte, wendete sie plötzlich mit zornigem Blick ihr Gesicht zum Feuer, aber sie faßte sich sofort wieder.

„Ich hatte mich langsam an das Wagen gewöhnt," fuhr Herr von Roggeveen fort, „und darum wird es Sie nicht verwundern, wenn ich Ihnen mittheile, daß ich dem Zuge der letzten Jahre gefolgt bin und mehr aufs Spiel gesetzt hatte, als die Vorsicht gestattete. So hat sich mein ursprünglich bedeutendes Vermögen nach und nach vermindert und ist in der allerletzten Zeit fast vollständig verloren gegangen. Ich bin nichts mehr als ein armer Beamter, der von seinen zweitausend Gulden leben muß."

Die Baronin schien in Gedanken versunken und blieb die Antwort schuldig. Der ruinirte Mann ließ den Kopf in der Hand ruhen und beobachtete die Wirkung seiner Worte. Frau von Dyrenvord schüttelte endlich die schönen schwarzen Locken, welche Caroline so sorgfältig zurecht gemacht hatte, und sprach wie zu sich selbst:

„So also mußte es enden! Armer Ludwig! was soll daraus werden?"

Lebhaft wendete sie sich darauf zu Herrn von Roggeveen und sagte:

„Es ist wieder die alte Geschichte! Weshalb sind Sie Ihrem eigenen Kopfe gefolgt, obgleich ich Sie gewarnt und Ihnen gerathen habe, vorsichtiger zu sein?"

„Vergessen Sie nicht, Marianne, welches Leben ich geführt habe. Mein Gefühl von Verachtung war zuletzt so groß geworden, daß ich jeden Wortwechsel vermied und den unsinnigsten Anforderungen keinen Damm mehr entgegensetzte. So kam es, daß die Zinsen meines großen Vermögens nicht mehr ausreichten und ich endlich auf die unselige Idee gerieth, durch Speculationen mehr zu gewinnen. Das Uebrige folgte von selbst."

Frau von Dyrenvord schüttelte heftig den Kopf und folgte mit zusammengepreßten Lippen dem Spiel der Flammen im Camin. Es schien eine dunkle Wolke über ihre Stirn zu ziehen. Fast tonlos klang es alsdann von ihren Lippen:

„Unser beider Leben ist durch den selbstsüchtigen Eigensinn Anderer gebrochen worden. Was hoffte ich nicht von der Zukunft bei meinem ersten Erscheinen hier in der Residenz! Mein Vater hat muthwillig mein Glück zerstört. Keine Bitten, keine Thränen halfen, er verweigerte seine Zustimmung. Ich mußte eine Heirath schließen mit einem Manne, der mir gleichgültig war, denn die Gräfin von Erkenrath sollte ihren Namen nicht mit dem von Roggeveen vertauschen. Wie oft habe ich dies hören müssen! Während ich heftig gegen meinen Vater auftrat, schrumpfte mir das Herz vor Wehmuth zusammen, verschwand das Lächeln meiner Lippen, die Röthe meiner Wangen, obschon ich kaum achtzehn Jahre erreicht hatte."

Wohl mußte das Herz dieser Frau frühzeitig verbittert und zerstückelt worden sein, wie sie da mit stiller bleicher Wuth

vor sich hinflüsterte. Herr von Roggeveen wagte nicht, sie zu stören.

„Der Kampf war heftig," fuhr die Baronin fort, „ich lebte mit meinem Vater in offener Uneinigkeit, aber ich handelte mit der äußersten Offenherzigkeit und verbarg meinen Eltern nichts. Sie wissen es, Ludwig, daß ich keinen einzigen Brief empfangen und nicht wieder mit Ihnen gesprochen habe, seitdem ich wußte, daß meine Liebe gemißbilligt wurde. Man nahm mich mit und führte mich überall in der Fremde umher, man wollte meine albernen Mädchengrillen, wie sie es nannten, verscheuchen, aber man rechnete ohne mein Herz, ohne meinen Willen. Als mein Vater vier Jahre später starb, habe ich kein Wort von Vergebung gesprochen."

Die Baronin von Dyrenvord schwieg mit einem stolzen Lächeln. Herr von Roggeveen berührte leise ihre Hand und brachte sie mit warmer Verehrung an seine Lippen.

„Marianne! lassen Sie die peinlichen Erinnerungen ruhen," sagte er schmeichelnd.

„Nein, Ludwig! Nach Allem, was kürzlich geschehen ist, müssen wir nun einen ernsthaften Plan machen. Ihr Unglück ist für immer das meinige. Vor zwanzig Jahren schon habe ich mir vorgenommen, dem Manne treu zu bleiben, den ich zuerst ohne jede Rücksicht geliebt habe. Rechnen Sie es mir nicht zur Ehre an — Widerstand und Gewalt haben mich aufgestachelt. Dem Stolze meiner Eltern habe ich meinen eigenen Stolz entgegengestellt, und erst als mein Vater gestorben war, erfuhr ich, daß Sie eine Heirath geschlossen hatten."

Herr von Roggeveen wendete den Kopf ab.

„Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, Ludwig! Ich hatte Ihnen volle Freiheit gelassen, nach Gutdünken zu handeln, da unsere Vereinigung mir hoffnungslos schien, bevor ich den Widerstand meiner Eltern gebrochen hatte. Aber — wer von uns Beiden war am unglücklichsten? Sie haben schwer gebüßt und ich habe Ihnen vergeben. Als ich vor zwei Jahren beschloß, Baronin von Dyrenvord zu werden, stand ich allein neben meiner Mutter, die mich unaufhörlich mit diesem Plane verfolgte. Meine nächsten Verwandten waren zum Theil gestorben, meine Schwestern verheirathet. Viele Jahre hatte ich mit meiner hochmüthigen Mutter in Einsamkeit und Bitterkeit des Herzens verlebt. Ich wollte mich erholen, mich in der Welt bewegen, aus dem stillen Kerker auf den Gütern meines Vaters mich aufs Neue in die Residenz begeben. Als wir uns nach langer Trennung wiedersahen, damals —"

Die Stimme der Baronin klang lebhafter und hoffnungsvoller. Sie wendete ihren Blick vom Feuer ab und lächelte wieder.

Herr von Roggeveen war aufgestanden. Er erwiederte ihr Lächeln mit einem dankbaren Blick und sah schweigend nach der schönen Sprecherin hin. Plötzlich erhob sie sich von ihrem Sessel und legte die rechte Hand auf seine Schulter. Auch er stand auf, und während sie den stolzen Kopf an seine Brust lehnte, umfaßte er sie und hielt sie eine Weile an sein Herz gepreßt. Dann sah sie ihn wieder mit ihren dunklen Augen an und sagte mit einer Stimme voll Theilnahme:

„Vieles ist geschehen, Ludwig, und Sie haben viel gelitten, aber das Schlimmste soll erst kommen. Wie wird es werden, wenn Jeanne wieder hergestellt ist, wenn man zurückkommt und sich in die beschränkte Lebensweise fügen muß? Welch eine Reihe von Unannehmlichkeiten wird Sie, wird uns treffen! Aber ich werde mit Ihnen tragen, so lange es möglich ist."

Eine plötzliche Blässe verbreitete sich über die Gesichtszüge des Herrn von Roggeveen.

„Still, Marianne," murmelte er. „Erinnern Sie mich nicht an mein Elend. Ich kann nicht an die Zukunft denken. Wohin ich sehe, ist Finsterniß; hier, hier allein ist Licht."

„Aber Sie müssen einen Entschluß fassen, Ludwig! Und nun nach so vielen Enttäuschungen verlange ich, daß mein Rath befolgt werde. Sie wissen, Ludwig, ich habe Sie von Anfang an treu und ehrlich lieb gehabt und später sogar gegen meine Pflicht und mein Gewissen, aber ich konnte nicht anders, ich wollte meine Liebe nicht verleugnen. Ich selbst habe den Baron von Dyrenvord gewarnt, obgleich ihm mein Geheimniß verborgen blieb. Ich habe ihm gesagt, daß der schönste Traum meines Lebens zerstört sei, daß Zärtlichkeit, Neigung, Liebe unbekannte Klänge für mich seien;

ich verbot ihm, jemals nach der Ursache meines zerstörten Glückes zu fragen, er versprach es — und hat Wort gehalten."

Frau von Dyrenvord hatte immer lebendiger und rascher gesprochen; bei den letzten Worten war jedoch ihre Stimme zum Flüstern herabgesunken. Es folgte eine Pause, dann lächelte sie wieder mit einnehmender Sanftmuth.

„Kommen Sie," sagte sie, „wir wollen zusammen über Ihre Zukunft berathschlagen. Ich habe viel nachgedacht über Ihr Unglück, Ludwig! Ich habe viel gelitten, aber jetzt fühle ich mich zufrieden und heiter, weil ich einen großen Plan gefaßt habe. Wenn doch die Menschen, die mir Hartherzigkeit und Hochmuth vorwerfen, wüßten, wie unrecht sie mir thun. Aber sie Alle kennen mich nicht und ich bin zufrieden, wenn Einer mich kennt."

Frau von Dyrenvord sah ihren Freund mit zärtlicher Vertraulichkeit an, und dieser drückte tief ergriffen und voll Ehrfurcht seine Lippen auf ihre weiße Stirn.

„Großmüthige und edle Seele," flüsterte er mit zitternder Stimme, „so habe ich Sie stets erkannt. Wäre unsere Liebe nicht verkannt worden und hätte ich mich nicht selbst aus eigener Schuld ins Unglück gestürzt, wie glücklich könnten wir sein!"

„Kein Wort mehr: was geschehen ist, bleibt geschehen. Wir müssen an die Zukunft denken. Der Verlust Ihres Vermögens wird große Folgen haben. Jeanne's Zustand ist sehr bedenklich. Wer weiß, was noch kommen kann, Ludwig. Eines Tages werden Sie wieder unter einem Dache wohnen sollen mit der Person, die all dieses Unglück durch dumme Eitelkeit gestiftet hat. Dann wird das Maß Ihres Unglücks überlaufen und dann will ich Sie retten, Ludwig, wenn Sie meine Hand ergreifen wollen."

Die Baronin setzte sich darauf wieder nieder und winkte Herrn von Roggeveen, seinen Sessel dicht an ihre Seite zu rücken. Es folgte ein langes und sehr vertrauliches Gespräch. Zuweilen runzelte der Zuhörer die Stirn, zuweilen machte er plötzlich einen Einwand. Aber dann begann sie aufs Neue und widerlegte Alles, was er einwenden wollte. Ihre Geduld schien unerschöpflich, denn sobald sie ihren Plan durchschimmern ließ, erhoben sich neue Bedenken und sie setzte ihre Auseinandersetzungen mit ungeschwächter Kraft weiter fort.

* * *

Die goldenen Zeiger auf der schwarzen Marmoruhr zeigten auf Mitternacht. In dem prächtigen Zimmer der Frau von Dyrenvord herrschte Stille. Lustig knatterten noch die Flammen im Camin, das Porträt an der Wand schien fortwährend den Blick nach der stolzen Frau zu wenden, die nun allein mit gekreuzten Armen das Spiel der seltsamen Feuerzungen beobachtete.

Noch schimmert die rothe Gluth in den Diamanten an ihrem Halse, aber die glänzenden Funken, die aus ihren Augen strahlen, zeugen nicht von verbissener Wuth oder zerstörter Hoffnung.

Wie in einen glücklichen Traum versunken starrte sie vor sich hin.

Sie triumphirte.

Zwanzig Jahre lang hatte sie trotz allen Widerstandes einen einzigen Gedanken mit unbezähmbarer Leidenschaft verfolgt — bis zum Wahnsinnigwerden hatte sie diesen Gedanken in jeder Form wiederholt und aufs Neue erhoben.

Im Grunde ihres äußerlich kühlen und gefühllosen Wesens verbarg sie ihr Geheimniß. Die Jahre waren vorüber gegangen, sie näherte sich den Vierzigen und genoß nun mit bitterer Freude den Erfolg all ihres Strebens. Sie hatte das Loos des geliebten, schwachen und lenksamen Mannes in ihren Händen, und was sie beschlossen hatte, sollte geschehen.

Sie erhob sich von ihrem Sessel und blickte triumphirend umher. Da plötzlich brachte sie die Hand vor die Augen. Das Porträt des Barons von Dyrenvord schien ihrem Blicke mit einem sanften Verweis zu begegnen.

Aber lange bleibt sie nicht in dieser gedrückten Haltung. Sie erhebt sich wieder. Ihre Züge sind fahl bleich, aber sie hat ihren ganzen Stolz wiedergefunden. Sie streckt die Hand nach der Wand aus und sagt laut:

„Er war gewarnt und ich hatte ihn nöthig. Wenn er betrogen wird, um so schlimmer für ihn."

Zweiunddreißigstes Capitel.

Der Strom der Zeit hatte fünf Jahre lang nach den zuletzt beschriebenen Ereignissen seine Wellen mit unveränderlicher Eile fortgetrieben.

Die Junisonne des Jahres 1870 warf ihre Strahlen über die Residenz. Die Bewohner derselben suchten vor den allzustarken Strahlen unter den Buchen und Eichen des Wäldchens Schutz. Es war Sonntag Morgen und zwischen den einheimischen Bewohnern konnte man eine Menge fremder Reisender bemerken, die in grauen Anzügen und mit dem Bädecker unter dem Arm nach dem Seebade Scheveningen unterwegs waren und sich nun eine Weile umhertrieben, um der Musik zu lauschen, die jeden Sonntag Morgen hier zum allgemeinen Ergötzen erklang.

Es wird überall laut gesprochen, gescherzt und gelacht. Jung und Alt finden sich hier zusammen. Heitere junge Mädchen, eine bejahrte Dame, die sich jedoch sehr jugendlich gekleidet hat, ein paar Herren mit greisem Haar und endlich ein junges Paar, das vertraulich plaudert und sich so wenig als möglich um die Anderen kümmert.

Den jungen Mann kennen wir. Vor fünf oder sechs Jahren saß er auf der Schulbank zu Rastburg und zog die Aufmerksamkeit durch seinen dunklen, ostindischen Teint und die langen schwarzen Haare auf sich. Die Gesichtsfarbe ist noch dieselbe, aber die Länge der Haare hat merklich abgenommen. Er hat etwas Ruhiges, eine gewisse jugendliche Würde in allen seinen Manieren angenommen, während besonders seine Gesichtszüge von entschiedener Entwicklung und höherer geistiger Kraft zeugen. Die Universitätsprofessoren zu Leyden können es bestätigen, daß Eduard Verkolen ein auffallend eifriger und tüchtiger Student gewesen ist, der in kurzer Zeit nicht nur den juristischen Doctorgrad erlangt, sondern auch bereits eine Beamtenstellung in Ostindien erhalten hat.

Dazu war Fleiß und Verstand nöthig gewesen, aber es war noch etwas Anderes, was Eduard Verkolen zum treuen Aushalten gestärkt hat. Es galt einen Preis zu gewinnen und die Ruhe wieder zu finden, die ihm schon während seines Aufenthalts zu Rastburg durch die schönen Augen von Fräulein Franziska Günther geraubt worden war. Als Franziska damals zu seinem Vormund, dem Herrn Vriland, zum Besuche nach dem Haag gereist war, fand dort ein großes Diner statt, zu welchem er aus Rastburg herüberkommen mußte, und bei dieser Gelegenheit hatte er Franziska und seinem Vormund Alles gestanden, worauf viel hin und her correspondirt wurde, bis man zu dem Resultate gekommen war, daß Eduard Verkolen Rastburg verlassen und die Universität Leyden besuchen solle. Dort hatte er einen solchen Fleiß entwickelt, daß seine Commilitonen wenig Freude an ihm hatten, wogegen es ihm gelungen war, in verhältnißmäßig kurzer Zeit das höchste Ziel seines Lebens zu erreichen.

Welche Lebenslust strahlt nun aus den dunklen klugen Augen, wenn er auf sein reizendes Frauchen an seiner Seite blickt! Denn wirklich, wenn man die Bekanntschaft eines hübschen Paares machen will, so muß man sich den jungen Herrn Verkolen mit seiner Gattin vorstellen lassen und man würde alsdann bald erfahren, daß Beide gerade von einer kleinen Reise in die Schweiz zurückgekehrt sind und daß sie sich augenblicklich nur für kurze Zeit bei Herrn Vriland aufhalten, um sich zur Reise nach Java vorzubereiten, wo Eduard's Eltern mit Sehnsucht das glückliche Paar erwarten.

Die jungen Eheleute unterhalten sich so lebhaft und achten so wenig auf den übrigen Theil der Gesellschaft, daß Herr Vriland sich von Zeit zu Zeit nach ihnen umwendet, um zu sehen, wo sie bleiben. Herr Vriland ist noch immer derselbe alte lebhafte Herr, und scheint durch die Ereignisse der letzten Zeit sich noch verjüngt zu haben. Neben ihm erblicken wir ein paar alte Bekannte. Der schwarzgekleidete Herr mit silberweißem Bart ist Doctor Günther, die elegante ältere Dame seine Gattin und im Schatten von Mama's blauer Seide erscheinen die weißen und rosa Barègekleider von Flora und Mathilde. Die ganze Familie wohnt in Herrn Vriland's reizender Villa und dort geht ein Tag um den andern in unbesorgter Fröhlichkeit hin.

Die ganze Gesellschaft verfügte sich darauf in das große Zelt, wo Herr Vri-

land für gute Plätze zu sorgen und Dieses und Jenes anzuordnen hatte, was nicht ganz ohne Lärm vorüberging, so daß die Umsitzenden aufmerksam wurden und theils kritische, theils mißbilligende Blicke herüberwarfen. Nachdem Alles geordnet war, setzten die älteren Herren ihr unterbrochenes Gespräch wieder fort. Es ging aus demselben hervor, daß Doctor Günther sein Institut an seinen früheren Hülfslehrer Clamart abgetreten hatte und sich nun im Haag niederzulassen gedachte. Herr Vriland lobte ihn dieses Entschlusses wegen und meinte, er werde vorläufig Arbeit genug haben, wenn er die beiden jüngeren Brüder Eduard Verkolen's, die in Privatpension gegeben werden sollten, vollständig für die Universität vorbereite.

Ganz so heiter, wie Herr Vriland diese Angelegenheit behandelte, konnte Doctor Günther nicht darüber reden. Er wußte viel zu gut, daß er eigentlich sein Institut Rastburg halb und halb aus Noth verkauft hatte. Seine Frau war der Ueberzeugung geblieben, daß man, wenn man drei hübsche erwachsene Töchter habe, einige Unkosten nicht scheuen dürfe und so war es gekommen, daß sich die Verhältnisse bis zu Franziska's Verheirathung derart verschlimmert hatten, daß er wohl oder übel das Institut abtreten und froh sein mußte, als ihm die Erziehung der beiden jüngeren Brüder Eduard's anvertraut wurde, wodurch er wenigstens für die nächste Zeit gesichert war. —

Inzwischen spielte das Orchester und die Sonne sandte ihre schönsten Strahlen auf die fröhlichen Menschen. Herr Vriland ließ es den jungen Günther'schen Damen gegenüber an Galanterie nicht fehlen und schlug ihnen endlich eine kleine Promenade in der Nähe des Zeltes vor. Ueberall lächelten ihm die Bekannten entgegen, als sie ihn mit den beiden hübschen Mädchen vorübergehen sahen; endlich wurde er durch eine sehr elegante Dame herbeigewinkt und eilte mit seinen Begleiterinnen zu einem Tischchen unter der Veranda, wo er Frau von Dornbach, seine Tochter, in einer allerliebsten Sommertoilette traf, die sich einigen Bekannten angeschlossen hatte, da Herr von Dornbach mit seinen beiden kleinen Mädchen lieber einen Spaziergang an das Meer machte.

„Setzen Sie sich ein wenig zu uns," rief Frau von Dornbach Flora und Mathilde zu, „es ist hier hübsch kühl. Hier sind Stühle." Und sich zu zwei jungen Herren wendend, die mit ehrerbietiger Bewunderung auf die scharfsinnigen Bemerkungen der gnädigen Frau lauschten, sagte sie vorstellend:

„Herr von Sonnenburg, Herr von Hochkirch! Die beiden Fräulein Günther!"

„Bleiben Sie nur ein wenig hier," rief Herr Vriland den beiden jungen Damen zu — „ich werde Sie nachher abholen."

Und er schlenderte weiter und plauderte mit einem alten Freunde aus Java darüber, wie glücklich er sich als Vormund fühle und was für nette Menschen die Günthers seien.

Frau von Dornbach hatte die Familie Günther bei der Hochzeit Verkolen's kennen gelernt; sie lächelte sehr heiter und sagte:

„Herr von Hochkirch geht auch nach Ostindien; vielleicht wird er mit derselben Gelegenheit reisen wie Franziska und Verkolen."

Diese Mittheilung interessirte die beiden jungen Damen im höchsten Grade. Nachdem darüber hin und her gesprochen war, machte endlich Herr von Sonnenburg die scherzende Bemerkung:

„Wenn die beiden Fräulein Günther mir versprechen wollen, uns Gesellschaft zu leisten, so schließe ich mich meinem Freunde Hochkirch an und wir gehen zusammen nach Batavia."

Frau von Dornbach lachte hell auf und drückte ihr Taschentuch gegen die Lippen.

Flora blickte sehr ernsthaft und sagte:

„Verkolen und Franziska quälen mich täglich darum. Sie wollen durchaus, daß ich mitreisen soll, aber ich finde es zu gewagt."

„Gewagt? Warum nicht gar," rief Frau von Dornbach lebhaft aus. „Sie können gar nichts Besseres thun, denn ich versichere Sie, daß es sich sehr angenehm in Ostindien lebt und daß es dort viel amüsanter ist als hier zu Lande."

Das Gespräch ging noch eine ganze Weile über denselben Gegenstand fort und als Herr Vriland endlich zurückkam, um die beiden jungen Damen wieder abzuholen, wurde ihm von seiner Tochter

lachend erzählt, daß Flora Günther die Absicht habe, mit ihrer Schwester und Verkolen nach Ostindien zu gehen. Laut lachend stimmte er diesem Vorhaben bei und lud die beiden jungen Helden von Hochkirch und von Sonnenburg zu sich ein, um den Abend in der Gesellschaft der Damen ein Glas Wein zu trinken. Selbstverständlich ließen sie sich bereit dazu finden und Herr Vriland verfügte sich mit seinen beiden jungen Damen wieder zu der Familie Günther, wo man über ihr langes Ausbleiben ungeduldig geworden war. Die Herren von Hochkirch und Sonnenburg hatten die beiden jungen Damen zwar etwas ländlich, aber doch ganz allerliebst gefunden und auf Flora hatten die Reden der Frau von Dornbach einen so tiefen Eindruck gemacht, daß sie sich ganz ernsthaft vornahm, mit ihrem Schwager und ihrer Schwester über die Reise nach Ostindien Rücksprache zu nehmen.

Dreiunddreißigstes Capitel.

Wir befinden uns in einer kleinen Wohnung, welche ganz hübsch eingerichtet ist, obgleich sie nicht gerade in einem distinguirten Stadttheile sich befindet.

Es ist etwas finster im Hausflur und die Treppe windet sich geheimnißvoll nach oben, so daß jeder Fremde, der zum ersten Male das Haus betritt, unabänderlich überall mit dem Fuße oder dem Kopfe anstößt. Sobald man jedoch in der höheren Etage die erste Thür rechts öffnet, tritt man in ein hell erleuchtetes Gemach ein, dessen Fenster auf eine stille Straße zweiten Ranges hinausgehen.

Das Zimmer macht keinen unbehaglichen Eindruck. Die Möbel sehen sehr gediegen aus und sind außerordentlich gut erhalten. Auf dem Tische steht ein frischer Blumenstrauß; die Fenster sind der starken Junihitze wegen weit geöffnet, was freilich nicht viel hilft, da keine angenehme Kühlung von außen hereindringt. Die Sonne steht noch hoch am Himmel, die Vorübergehenden suchen eifrig den Schatten.

An dem geöffneten Fenster sitzt eine bejahrte Dame. Ihre früheren Bekannten würden sie mit Erstaunen dort wahrgenommen haben. Ihr Haar war weiß wie Schnee geworden und die Runzeln auf der Stirn und um den Mund schienen bereits von hohem Alter zu sprechen, obschon die Augen von Zeit zu Zeit aufflammen konnten wie in jenen Tagen, als Frau von Roggeveen der Welt erzählte, daß sie in directer Linie von dem Amsterdamer regierenden Bürgermeister Blankmann abstamme, der im 17. Jahrhundert lebte.

Frau von Roggeveen war schon sehr alt geworden für ihre Jahre. Ihre stattliche Gestalt von früher war nun ein wenig gebeugt und der sonderbare gelbweiße Teint, der über ihr Gesicht verbreitet war, deutete auf körperliches und moralisches Leiden, auf zerstörtes Glück und bitteren Kampf. Der frühere Ausdruck, stolz und strenge, war nun verdrießlich und scharf geworden, ihre dunklen Augen schienen unter den fast geschlossenen Augenlidern zu verschwinden, aber zuweilen flammten sie in heimlich unterdrücktem Zorne auf. Ihr schwarzes Kleid war von schwerer Seide, und Alles, was ihre Person umringte, schien soviel als möglich den Begriff der Wohlhabenheit und des Ansehens erwecken zu sollen.

An der Wand auf einem einfachen Sopha saß Eugenie, fleißig mit einer Handarbeit beschäftigt. Die fünf Jahre, welche vergangen sind, haben auch ihre Erscheinung verändert. Ihre Gestalt ist stattlicher, ihr Gesicht weniger voll, ihre dunklen Augen blicken ruhiger und mit mehr selbstbewußter Kraft umher. In ihrer Kleidung ist eine gewisse absichtliche Einfachheit zu bemerken, ihr dunkles Haar ist so einfach wie möglich arrangirt, und doch kann man behaupten, daß Eugenie auch jetzt reichlich so einnehmend und gefällig aussieht, als in jenen Tagen, als sie mit ihrer Mutter in der schönen Equipage ihrer Familie ausfuhr.

Das Leben des Geistes offenbart sich, mehr oder minder deutlich ins Auge fallend, in der äußeren Erscheinung. Eugenie hatte Jahre durchgemacht, in denen Leiden und Kampf die Spannkraft ihres Wesens entwickelt hatten, denn sie hatte mit dem Bewußtsein gelitten und gekämpft, daß sie ihre Plicht gethan hatte. Man brauchte nur einen Augenblick in diesem einfachen Zimmer zu weilen, um zu wissen, daß der Abstand zwischen Mutter und Tochter fortwährend größer geworden war. Man sprach fast nichts. Wenn Frau von Roggeveen nicht in einer schön gebundenen

französischen Bibel las, saß sie still mit geschlossenen Augen und einem leidenden Zuge um den Mund.

Die Nachmittagsstunde von zwei bis drei verlief, ohne daß Mutter und Tochter ein einziges Wort wechselten. Frau von Roggeveen schlummerte von Zeit zu Zeit leise ein und erwachte dann wieder mit einem nervösen Schreck, während sie ihren Fächer gegen die drückende Hitze zu Hülfe nahm. Ein leichter Fußtritt auf der Treppe ließ sie mit einer gewissen Sehnsucht nach der Thür sehen, die gleich darauf geöffnet wurde, um die nun fünfzehnjährige Sibylle hereinzulassen. Das junge Mädchen war sehr lang und sehr mager geworden, ihr unbedeutendes Gesicht wurde häufig durch ein paar scharfe Züge um den Mund entstellt, der sehr ungern zu lächeln schien. Sie war sehr geschmackvoll und beinahe ganz schwarz gekleidet.

Frau von Roggeveen schien aus ihrem Halbschlummer zu erwachen und rief mit zitternder Stimme, worin noch ein kleiner Rest der früheren Kraft zum Vorschein kam:

„Das ist ja unsere liebe Sibylle! Umarme mich, mein Kind!"

Sibylle beugte sich über ihre Mutter und umarmte die leidende Frau kühl und langsam.

„Es war abscheulich warm beim Pastor Walther!" sagte sie darauf laut.

Frau von Roggeveen hielt die Hand ihrer jüngsten Tochter fest und sah ihr mit schmerzlichem Lächeln ins Gesicht.

„War der Pastor zufrieden? Hast du gut geantwortet, Sibylle?"

„Ja, Mama, aber es war heute eigentlich zu warm, um viel zu sprechen."

„Nein, liebes Kind! Keine Schwierigkeit darf uns abziehen von dem Einen, was noth thut. Der Herr Jesus hat es uns gelehrt im Gleichniß von den fünf thörichten und den fünf klugen Jungfrauen."

Sibylle antwortete nicht mehr und betrachtete ihr Kleid von schwarzer Barège, das zwar sehr elegant gemacht, aber nicht mehr ganz neu war.

Frau von Roggeveen hatte inzwischen ihre Tochter aufmerksam beobachtet. Nach einer kurzen Pause sagte sie:

„Dein Kleidchen sieht nicht mehr frisch aus, liebes Kind; wir müssen einmal überlegen, um etwas ausfindig zu machen."

Eugenie sah von ihrer Arbeit auf. Es war zum ersten Mal seit Sibyllens Eintreten. Diese Letztere schien es zu bemerken, denn sie blickte sich nach dem Sopha um, wo ihre ältere Schwester saß. Diese ließ ihre arbeitsamen Finger einen Augenblick ruhen und sagte bedächtig:

„Wenn du ein einfaches Kleidchen von feiner Baumwolle mit einem schwarzen oder grauen Muster gebrauchen kannst, so könnte ich wohl Rath schaffen."

„Baumwolle? Ich bedanke mich schön!" antwortete Sibylle.

„Dann kann ich nicht helfen."

Und Eugenie nahm ganz ruhig ihre Arbeit wieder auf.

„Für die Katechismusstunde und zum Ausgehen finde ich Baumwolle nicht ganz passend," urtheilte Frau von Roggeveen.

Eugenie machte eine leichte Bewegung mit den Schultern und seufzte beinah' unhörbar. Seit mehr als vier Jahren mußte sie nun die Bedürfnisse der Familie mit äußerst geringen Mitteln bestreiten und dabei hatte sie mit den ungerechtfertigten und hochmüthigen Anforderungen ihrer leidenden Mutter und mit den albernen Prätensionen Sibyllens zu kämpfen. Sie dachte auch jetzt wieder, daß hübsche Baumwollenkleider, wie sie selbst eins trug, für gewisse Geldverhältnisse immer passend seien. Aber sie hatte sich in diesem Kampfe in Geduld und Selbstverläugnung geübt und sie siegte in den meisten Fällen glänzend dadurch, daß sie stets auf die praktische Unausführbarkeit der allzu hohen Ansprüche hinwies.

Sibylle hatte sich an das andere offene Fenster, ihrer Mutter gegenüber, gesetzt. Sie sah sehr verdrießlich und böse auf die Straße und nach den zufällig vorübergehenden Menschen.

Frau von Roggeveen hatte eine Weile mit geschlossenen Augen geruht. Als sie endlich Sibyllens Unzufriedenheit bemerkte, sagte sie schnell:

„Komm, Kind, du mußt nicht schmollen. Wir müssen uns Alle in das Loos fügen, das der Herr uns auferlegt. Du hast mich doch noch niemals gegen Gottes Schickung klagen hören und mußt dabei bedenken, was ich verloren habe."

Sibylle blickte ungetröstet weiter aus dem Fenster. Endlich sagte sie verdrießlich flüsternd:

„Eine schöne Geschichte. Erst in der dumpfigen Katechismusstunde und nun wieder eine Predigt! Wenn ich nur einmal nach Scheveningen könnte, um ein wenig aufzuathmen.“

„Was sprichst du da von Scheveningen, liebe Sibylle?“

„Ich sage, daß ich diesen Nachmittag wohl einmal nach Scheveningen fahren möchte; alle meine Bekannten gehen dahin. Aber wir können zu Hause bleiben!“

Frau von Roggeveen preßte ihre nervös zitternden Finger an den Lehnstuhl, in den sie zurückgesunken war.

„Sibylle! Gewöhne dir das Murren doch ab und lerne mit Gottes Fügung zufrieden sein. Das Leben besteht nicht aus Spazierfahrten und Vergnügungstouren! Ich sage dir es täglich. Höre doch auf mich! Du machst mir mit deinem weltlichen Geplauder mehr Verdruß, als mein Unglück und meine schwache Gesundheit mir jemals verursacht haben.“

„Früher gingen wir oft genug nach Scheveningen und es wurde nichts Schlimmes darin gefunden.“

„Schweige, Sibylle!“ sprach nun plötzlich Eugenie mit Nachdruck. „Mama hat Kopfschmerz.“

Frau von Roggeveen schien wohl einigermaßen auf diese Hülfe gerechnet zu haben, denn sie schloß die Augen, während die Züge um Mund und Nase von bitter nagendem Kummer sprachen.

Ziemlich derb wurde in diesem Augenblick die Thür geöffnet und der Kopf einer kupferrothen Miniatur - Küchentyrannin blickte herein.

„Der Pastor ist da und fragt, ob er hereinkommen darf?“

Diese Nachricht wirkte sehr verschiedenartig auf die Anwesenden. Frau von Roggeveen erwachte völlig aus ihrem dumpfen, gefühllosen Zustand, sie ergriff ein kleines Handspiegelchen von der Fensterbank und studirte den Ausdruck ihrer Züge. Eugenie wurde ein wenig bleich, und Sibylle fing laut an zu gähnen.

Von der Treppe her näherte sich bereits ein gewichtiger Schritt.

Frau von Roggeveen rief Eugenie, die sie beim Aufstehen vom Fauteuil unterstützen mußte. Sobald das volle, blühende Gesicht und die feierliche weiße Halsbinde des ehrwürdigen Herrn sich am Eingang in das Zimmer sehen ließ, war Frau von Roggeveen, förmlich wie früher, an Eugeniens Arm zwei Schritte vorausgegangen. Die Spuren des Leidens waren auf ihrem Gesichte weniger erkennbar und ihre Augen blickten dem willkommenen Besuche mit einem Anflug von Heiterkeit entgegen.

Die Jahre hatten den Pastor Walther nicht viel verändert. Sein Gesicht war breiter, röther und gröber geworden, die weite Halsbinde preßte noch immer den kräftigen Hals zusammen und bei der geringsten Bewegung drängten sich noch immer das Unterkinn und die Wangen über den Rand dieser Halsbinde.

Mit lauter Stimme rief er:

„Wie geht es mit Ihrer Gesundheit, gnädige Frau? Immer noch leidend? Ergeben in den Willen des Vaters, der Freud' und Leid nach seiner unerforschlichen Weisheit zuschickt, nicht wahr?“

Frau von Roggeveen drückte die Hand des Geistlichen und sagte mit schlecht verhehltem Stolze:

„Meine einzige Kraft kommt von Gott!“

„So muß es sein, meine Gnädige! Gott mit uns und wir mit Gott!“

Eugenie geleitete ihre Mutter auf ihren Lehnstuhl zurück, Sibylle bot dem Geistlichen einen Sessel und nahm dem Hirten Stab und Hut ab. Nach einigen Augenblicken allgemeinen Stillschweigens begann Pastor Walther wieder mit der wohlbekannten Modulation in seiner Stimme, welche seine treuen Zuhörer so oft zu rühren pflegte:

„Ich erfuhr diesen Morgen durch Fräulein Sibylle, daß es noch wenig besser geht und darum komme ich einmal, da ich weiß, daß ich hier keine Leidende finde, die, wie so viele Andere, keine Hoffnung hegt.“

„Ja, Herr Pastor, wie sehr es mich auch schmerzt, ich muß bekennen, daß die beiden letzten Kirchenbesuche mich sehr ermüdet haben, selbst das Fahren in der Droschke griff mich an, wie viel mehr das Treppensteigen und das Gehen in der Kirche.“

„Muthen Sie Ihrer Kraft nicht zu viel zu, gnädige Frau. Wohl ist es ein gutes und gottgefälliges Werk, die öffentlichen Zusammenkünfte in seinem Hause nicht zu versäumen, aber auch den Schwachen und Kranken ist er nah, wenn sie in ihrem Kämmerlein zu ihm rufen.“

„Das erfahre ich täglich, Herr Pastor, und ich bin zufrieden und ruhig in all meiner Trübsal."

Niemand achtete darauf, aber Eugenie runzelte die Stirn bei diesen letzten Worten und bewegte fast unmerklich die Schultern.

„Gottes Vorsehung ist weise. Darin beruht unsere Hoffnung," fuhr der Pastor fort, „wir Alle werden geprüft an dem, was uns das Liebste ist. Ich könnte davon erzählen."

Frau von Roggeveen hatte in ihrem Lehnstuhl einen großen Theil ihrer früheren Vornehmheit wiedergefunden, so daß sie ziemlich lebendig antwortete:

„Wer von uns Beiden würde das wohl besser bezeugen können?"

„Der Herr prüft seine Auserkorenen," versetzte der Pastor; „die letzten Monate haben es mir bewiesen. Ich hatte einen einzigen Sohn, auf den ich alle meine Hoffnungen setzte. Jahrelang bereitete er sich zu dem schönen Amte eines Dieners des Evangeliums vor. Zweimal mußte er sein Examen verschieben, da er von Natur etwas träge schien. Und da er nun zum dritten Male sein Examen bestehen sollte, ist es ihm nicht gelungen. Das ist sehr, sehr traurig!"

Frau von Roggeveen sah den Pastor forschend an. Dann sagte sie:

„Ich hatte eine Tochter, Herr Pastor, einen Engel an Schönheit und Liebenswürdigkeit, an deren Zukunft mein ganzes Herz hing. Vielleicht hatte ich sie zu sehr geliebt und Gott strafte mich dafür — denn ich habe fern von hier in einem fremden Lande an ihrem Krankenbette gestanden, ich allein habe ihre Augen geschlossen nach dem entsetzlichsten Todeskampfe."

Die stolze Mutter beugte den Kopf und verbarg die Thränen, die aufs Neue über ihre gelbbleichen gerunzelten Wangen zu fließen begannen.

Frau von Roggeveen übertrieb in keiner Hinsicht — sie verschwieg nur, was sie zur Mittheilung nicht geeignet hielt. An den Ufern des mittelländischen Meeres, im schönen Nizza, war der armen Jeanne ein Grab bereitet worden. Neben sie hatte man das todte Kind gelegt, welches sie wenige Tage vor ihrem Verscheiden zur Welt gebracht hatte. Das wußte Niemand — selbst Eugenie hatte es niemals aus dem Munde der Mutter vernommen — obwohl sie es leicht vermuthen konnte.

Ueber diese Periode aus ihrem Leben sprach Frau von Roggeveen äußerst selten, nur den Tod ihrer Tochter pflegte sie zuweilen zu erwähnen. Pastor Walther hatte die Klage mehrmals vernommen, aber da sie nun jetzt vollkommen mit seinen eigenen Fehlschlagungen übereinstimmte, antwortete er:

„Es ist ein tröstlicher Gedanke, daß der Herr über Leben und Tod uns nicht plagt aus Lust am Plagen. Wenn Sie wüßten, gnädige Frau, wie viele Erwartungen ich auf diesen Sohn gesetzt habe! Jahrelang hoffte ich, es werde sich Alles zum Guten wenden und nun werde ich doppelt geprüft. Er will sich ehelich mit einem Mädchen verbinden, welches tief unter seinem Stande ist."

Es war, als ob Frau von Roggeveen plötzlich aus ihrer tiefen Betrübniß auflebe.

„Das ist ein großes Unglück, Herr Pastor," sagte sie, „lassen Sie mich Ihnen aufrichtig condoliren. Ich kenne diesen Fall. Ich hatte einen einzigen Bruder, der eine Mesalliance schloß. Sie haben ihn gekannt, den Major Blankmann."

Pastor Walther drückte das umfangreiche Unterkinn tief in sein weißes Halstuch und nickte feierlich mit dem Kopfe.

„Aus solchen Ehen erwächst nichts als Unglück und Elend!" erklärte er ruhig. „Der Major Blankmann hatte einen Sohn, dem ich gern mit Rath und That beigestanden hätte, aber es war ihm nicht zu helfen. Vor fünf oder sechs Jahren sah ich ihn zum letzten Male hier im Haag; er lehnte mit der größten Anmaßung meine Hülfe ab, und was dann aus ihm geworden ist, weiß ich nicht."

Eugenie hatte während dieses Gespräches fleißig weiter gearbeitet, aber sie sah nun unwillkürlich auf. Ein flüchtiges Roth bedeckte ihre Wangen.

Frau von Roggeveen antwortete:

„Der junge Mann verleugnete die Art seines Vaters nicht. Ich habe ihn kurze Zeit mit Freundlichkeit empfangen, aber es zeigte sich bald, welche Früchte die Mesalliance getragen hatte. Später habe ich nichts mehr von ihm gehört."

„Vielleicht hat der Herr Pastor etwas von ihm vernommen?" warf Eugenie ganz bedächtig ein.

Der Geistliche sah etwas verwundert nach dem Sopha und antwortete gemessener als jemals:

„Ich? Durchaus nicht!"

„Weil Doctor Wilhelm Blankmann in unserer Literatur einiges Aufsehen gemacht hat durch seine vielgelesene Sammlung humoristischer Skizzen, und weil er als Redacteur der vielverbreiteten Zeitschrift „Der Abendstern" sehr bekannt ist."

Frau von Roggeveen schlug mit Entrüstung die Hände zusammen und murmelte:

„Brotschreiber!"

Pastor Walther erhob den Kopf mit übertriebenem Schreck und bemerkte:

„Der Abendstern! Eine Zeitung von bedenklicher liberaler Richtung."

„Wilhelm Blankmann, ein Brotschreiber!" wiederholte Frau von Roggeveen. „So mußte es endigen; ich habe es vorher gewußt!"

„Redacteur des Abendstern —" fuhr Herr Walther fort — „Verbreiter einer falschen Lehre unter dem Volke! O wie gerecht sind die Wege des Herrn."

Eugenie hatte Beide sehr bedächtig beobachtet und sagte dann, als ob sie ihre Bemerkungen gar nicht verstehe:

„Unser Verwandter hat bewiesen, daß er ein junger Mensch von ausgezeichneten Anlagen ist. Sein Name wird unter den Schriftstellern mit Achtung genannt. Sein Journal ist ein willkommener Gast in Tausenden von Familien."

„Brotschreiberei ist ein elendes Metier!" rief Frau von Roggeveen.

„Besonders wenn der Schreiber seine Feder zur Verbreitung sittlichen Giftes hergiebt."

Dieses letzte Wort, welches der Vertreter christlicher Lehre aussprach, rief ein dunkles Erröthen auf Eugeniens Wangen. Sie athmete mit hörbarer Anstrengung, da sie das Pochen ihres Herzens nicht bezwingen konnte. Alle schwiegen. Dann antwortete sie mit zitternder Stimme:

„Es schickt sich nicht für mich, mit Ihnen zu streiten, Herr Pastor, aber es thut mir leid, daß Sie solch ein Urtheil über meinen Cousin fällen, nur deshalb, weil er Ihre Ueberzeugung nicht theilt. Was das Wort „Brotschreiber" betrifft, so paßt diese Bezeichnung auf jedes Amt, wofür man Besoldung erhält. Spricht man jemals von Brotofficieren oder Brotadvocaten?"

Pastor Walther blickte Frau von Roggeveen mit einem Ausdruck von verwundertem Mitleiden an. Die leidende Frau hatte sich so stolz wie möglich in ihrem Sessel aufgerichtet. Sie wollte ihre Tochter zurechtweisen, und in Gegenwart des Geistlichen für die gute Sache eintreten.

Aber Eugenie fürchtete, daß dies nachtheilig auf die schwache Gesundheit ihrer Mutter wirken könne und darum stand sie schnell auf und war in einem Augenblick aus dem Zimmer verschwunden.

Dies schien nicht unerwünscht zu sein. Herr Walther lächelte pflichtschuldigst. Frau von Roggeveen lehnte den Kopf gegen den Rücken ihres Sessels und seufzte tief. Der Geistliche sprach zuerst:

„So ist unsere Jugend! Gute Beispiele, verständiger Rath, liebreiche Warnungen, nichts hilft. Ich bewundere die Geduld, mit welcher Sie Alles ertragen, liebe, gnädige Frau! Selig sind die Barmherzigen, sagt der Herr."

„Da klingelt der Briefträger!" rief Sibylle, die scheinbar sehr aufmerksam zugehört, in Wahrheit aber nur darauf geachtet hatte, wer sich auf der Straße zeigte und was in der Nachbarschaft geschah.

Pastor Walther fand diesen Zwischenfall sehr geeignet, um seinen Besuch zu beendigen. Er ermahnte die Kranke, fortzufahren in der gottesfürchtigen Unterwerfung und dabei auf die Sympathie der Glaubensgenossen zu rechnen. Auf Sibylle gestützt verbeugte sich Frau von Roggeveen mit all' jener vornehmen Würde, die sie aus ihren besten Zeiten sich erhalten hatte, und nachdem der Geistliche aus dem Zimmer gegangen war, hatte die kupferrothe Miniatur-Küchentyrannin einen Brief auf den Tisch geworfen.

Sibylle ergriff den Brief und las die Adresse.

„Für dich, Mama! Aus Amsterdam!"

Frau von Roggeveen nahm den Brief und riß langsam das Convert davon ab.

„Wer mag mir aus Amsterdam etwas mitzutheilen haben? Gewiß nichts Gutes — wie gewöhnlich!" murmelte sie nervös.

Sobald sie den Brief geöffnet hatte, warf sie einen Blick auf die Unterschrift und plötzlich rief sie so laut, daß Sibylle davon erschrak:

„Von dem Brotschreiber! Von Wilhelm Blankmann!“

Mit funkelnden Augen verschlang sie den Inhalt, athemlos bis zum Schlusse eilend. Da das Schreiben sehr ausführlich war, verrieth sie zuweilen ihre zornige Aufwallung durch kurze rasche Bewegungen oder durch heftige Ausrufe, die für Sibylle unverständlich blieben.

Eugenie trat inzwischen wieder herein. Sie betrachtete ihre Mutter sehr aufmerksam. Diese warf den Kopf zurück und sagte mit scharfer Stimme:

„Wichtige Nachricht für dich, Eugenie! Dein Cousin, der Brotschreiber, Herr Wilhelm Blankmann verlangt meine Zustimmung zur Verlobung und späteren Heirath mit meiner ältesten Tochter. Das kommt sicher ganz unerwartet.“

„Nein, Mama. Seit fünf Jahren correspondire ich mit Wilhelm. Er hat mich aufrichtig lieb und fragt nun ehrerbietig um deine Zustimmung.“

Frau von Roggeveen antwortete nicht. Mit grimmigen Blicken starrte sie nach Eugenie. Plötzlich ergriff sie den Brief und indem sie das knisternde Papier zu einem Ball zusammendrückte, den sie in der Faust behielt, sagte sie mit zorniger Stimme:

„Meine Zustimmung! Als ob daran etwas gelegen wäre! Meine Zustimmung zu einer Heirath meiner ältesten eigensinnigen Tochter mit einem Brotschreiber, der liberale Zeitungen redigirt! O Gott! Ist es denn noch nicht genug! Meine liebste Tochter ist todt, mein Name geschändet durch den Schurken, der zuerst sein Vermögen an der Börse verspielte, und dann mit der schändlichen Baronin von Dyrenvord nach Amerika ging, und nun soll ich noch erleben, daß meine älteste Tochter sich mit einem elenden Schreiber verheirathet, der von seiner Feder leben muß und offenen Krieg gegen Gott und das Evangelium führt. Dazu soll ich meine Zustimmung geben. Lieber lasse ich mir die Zunge aus dem Halse reißen, als daß ich einer solchen Erniedrigung zustimme. Meine Zustimmung! Niemals, niemals — niemals!“

Die Stimme der kranken Frau war durch den steigenden Zorn zu einem so schreienden Tone geworden, daß ihre beiden Töchter mit sprachlosem Entsetzen sie anstarrten und kein Wort dazwischen zu werfen wagten.

Mit dem Papierball in der Hand versuchte sie noch einmal, noch lauter und drohender „niemals!“ auszurufen, aber plötzlich sank sie zusammen. Eugenie fiel an ihrer Seite auf die Knie. Frau von Roggeveen lag in Ohnmacht. Das gelbe Gesicht verzerrt, die Fäuste krampfhaft geballt, während der Puls fast stillstand und der Athem entschwunden schien. In rathloser Angst beugten sich beide Töchter über die Bewußtlose.

Vierunddreißigstes Capitel.

Wir befinden uns wieder einmal im Stationsgebäude der Eisenbahn. Es ist Sonntag Morgen und die warme Junisonne hat eine Menge Menschen herausgelockt, welche nach verschiedenen Seiten Ausflüge zu machen gedenken.

Ein wohlgekleideter Herr von ungefähr dreißig Jahren steigt in einen Wagen zweiter Classe, und nachdem er Platz genommen hat, streicht er das glänzend lichtbraune Haar aus dem Gesichte; kein Zweifel, es ist Wilhelm Blankmann.

Zwei andere Herren saßen bereits im Coupé. Der eine war ein ziemlich corpulenter ältlicher Herr, während der andere in Wilhelm's Alter und sehr elegant, obgleich überladen, gekleidet war. Wilhelm hatte sich in das Lesen der letzten Nummer des „Abendstern“ vertieft und bemerkte nicht, daß der elegante Mitreisende ihn fortwährend ins Auge faßte.

Bei der nächsten Station verließ der ältere Herr den Zug und kaum war er ausgestiegen, als der andere elegant gekleidete Herr die Bemerkung hinwarf:

„Es scheint, Herr Blankmann, daß Sie mich nicht wiedererkannt haben; wahrscheinlich hat sich meine Erscheinung sehr verändert.“

Darauf nahm er seinen Hut ab. Wilhelm sah ihn aufmerksam und forschend an und rief endlich aus:

„Herr Walther! Nicht wahr? Ich hätte Sie wirklich nicht erkannt!“

„Ganz recht, Herr Blankmann. Es sind aber auch schon sechs Jahre her, seit wir zusammen bei Herrn Jacobsen wohnten. Ich hatte inzwischen erfahren, daß Sie zum Doctor promovirt waren, Schrift-

steller geworden sind und in der Redaction eines viel gelesenen Blattes arbeiten. Nun, auch ich habe die Theologie an den Nagel gehängt."

„Das wird Ihrem Vater eine große Enttäuschung sein!" sagte Wilhelm und setzte hinzu: „Haben Sie denn die ganze Zeit über bei der Familie Jacobsen gewohnt?"

„Der alte Jacobsen ist vor ein paar Jahren gestorben und die Damen haben den Mützenhandel aufgegeben. Ich bin mit denselben nach einer anderen Wohnung gezogen und wenn Alles gut geht, wird Therese in kurzer Zeit meine Frau."

Wilhelm lächelte unwillkürlich, denn er erinnerte sich der heiteren Abende, die er früher in Utrecht bei der Familie Jacobsen zugebracht hatte.

Der Zug näherte sich einer Station. Walther machte sich zum Aussteigen bereit und sagte zum Abschied:

„Vielleicht können wir einmal in Verbindung mit einander treten. Ich bin Geschäftsreisender für eine Champagnerfabrik und mein Haus würde sich gewiß Ihre Zufriedenheit erwerben."

Eine unwiderstehliche Lachlust riß Wilhelm fort; er wollte etwas antworten, aber Walther war bereits in der Menge verschwunden.

* * *

Als Wilhelm kurze Zeit darauf durch die Straßen im Haag ging, mußte er von Zeit zu Zeit lächeln, denn der Lebenslauf des jungen Walther, der im Begriffe war, die gute Therese Jacobsen zu heirathen, brachte ihn immer wieder aufs Neue in heitere Stimmung. Wie oft war nun bereits von ihm die Frage überlegt worden: ist Aussicht vorhanden, daß Wilhelm Blankmann der Schwiegersohn der Frau von Roggeveen werde? Und wie gern redete er sich ein, daß die Hindernisse nicht allzugroß sein könnten. Die Zeit hatte so Vieles verändert. Die Familie Roggeveen war nicht mehr reich und angesehen und wahrscheinlich schon vergessen von den Kreisen, in denen sie früher geglänzt hatte. Das Verschwinden des Herrn von Roggeveen in Gesellschaft der Baronin von Dyrenvord, mit der er, wie man glaubte, nach Amerika entflohen war, hatte anfänglich ungewöhnliches Aufsehen und Scandal erweckt, aber bald schien die ganze Sache vergessen. Frau von Roggeveen war arm und konnte von der kleinen Rente, die sie aus den Resten des einst sehr beträchtlichen Vermögens des Herrn von Roggeveen übrig behalten hatte, nur sehr mühsam leben. Ihr Gatte hatte nämlich bei seinem geheimnißvollen Verschwinden nichts von dem seinigen mitgenommen. Wilhelm rechnete bei sich selbst aus, daß seine Anstellung bei der Redaction des Abendstern ihm eine ziemlich sorglose Stellung in der Hauptstadt sicherte. Seit vier Jahren war die Correspondenz mit Eugenie immer lebendiger geworden — er hatte erfahren, daß Frau von Roggeveen sich ganz in die Arme der Religion geworfen hatte — er hatte seit Jahren gehofft, daß diese völlige Veränderung ihrer Gesinnungen auch auf ihren Charakter eingewirkt haben möchte und darum hatte er kürzlich an sie geschrieben. Er setzte den Lauf seiner Gedanken nicht fort. Vom Ende der Straße, in die er eben einbog, schimmerte ihm ein einfaches blaues Kleid entgegen, das er sofort erkannte. Mit einem Erröthen des Glückes eilte Wilhelm auf die Dame zu, die das blaue Kleid trug. Freude glänzte aus Beider Augen, während sie einander die Hand reichten.

„Eugenie!"

„Wilhelm!"

„Hast du auf mich gewartet?"

„Nein! Ich komme in diesem Augenblicke hierher!"

„Und mein Brief?"

Eugenie schlug die Augen, aus denen vorher aufrichtige Lebenslust funkelte, verlegen zu Boden.

„Ach Wilhelm! Wenn du Mama nach dem Lesen dieses Briefes gehört hättest! Welche verächtlichen Namen und Vorwürfe sie auf dich häufte. Trotz des merklichen Verfalls ihrer Kräfte sprach sie so heftig und aufgeregt wie vor Jahren, als sie noch stark und gesund war."

Und Eugenie theilte Wilhelm alle die Einzelheiten des traurigen Schauspiels mit, und verschwieg nur die Scheltworte, die ihre Mutter gegen ihn gebraucht hatte. Mit gerunzelter Stirn ging Wilhelm neben der lieblichen Gestalt, deren Anblick trotz der neuen Hindernisse sein Herz erquickte.

Sie beeilten sich in das Freie zu gelangen, und erst als sie zwischen den vielen Spaziergängern, Wagen und Reitern hindurch nach einem stillen Theile des Wäldchens gelangt waren, endete Eugenie ihre Mittheilung:

„Mama ist nach dem Zufall sehr angegriffen und krank zu Bett gebracht worden. Der Arzt war sehr unzufrieden, aber gegen alle Erwartungen war sie heute früh im Stande, wieder aufzustehen, und wollte in ihrem Sessel sitzen und wie gewöhnlich in der französischen Bibel lesen. Aber sie ist sehr geschwächt; unsere Schuld ist es nicht."

„Schuld, Liebchen? Kein Hauch dieses Gedankens darf dich beunruhigen. Ist es Unrecht, daß ich dich lieb habe, daß du mich glücklich machst, wenn du mich wieder liebst? War es eine Beleidigung für meine Tante, daß ich ihr dies in aller Ehrfurcht mittheilte? Ist mein Charakter, mein Rang, mein Beruf tadelnswerth? Beruhige dich vollkommen! Wenn hier eine Schuld ist, müssen wir sie anderwärts suchen!"

Eugenie wußte dies eben so gut wie Wilhelm und darum wollte sie ruhig und zufrieden bleiben. Sie hatte keine Ursache, sich Vorwürfe zu machen, und doch fühlte sie sich gedrückt.

Die beiden jungen Leute gingen eine Weile schweigend weiter. Dann faßte Wilhelm ehrerbietig Eugeniens linke Hand mit seiner rechten und sagte:

„Welch sonderbare Einbildung, daß es ein Unrecht sein soll, einander lieb zu haben. Hat mich doch meine Neigung in allen meinen Mühen gestärkt und ermuthigt. Unser braver Freund Schnellmann in Amsterdam hat mir viel geholfen, aber ohne dich, Eugenie, wäre ich nie ans Ziel gelangt. Meine Tante mag so heftig werden, wie sie will, deshalb glaube ich doch, daß kein braves Mädchen sich zu schämen hat, wenn sie mir ihre Hand reicht."

Eugenie lächelte trotz ihrer Besorgniß. „Ich glaube," antwortete sie, „daß man dich in Amsterdam eitel macht."

„Sei ruhig darüber, ich zielte nur auf das ungerechte Vorurtheil deiner Mama gegen meine Person."

„Das uns noch viel Verdruß verursachen wird," seufzte Eugenie.

„Warum?"

„Mama versichert mit der äußersten Heftigkeit, daß sie nie ihre Zustimmung zu unserer Verlobung geben wird."

„Das ist traurig, aber nicht unüberwindlich."

„Was meinst du damit?"

„Nun, wenn deine Mama aus ungerechtfertigter Laune ihre Zustimmung verweigert, müssen wir uns ohne sie helfen. Du bist mündig, Eugenie!"

„Nein, auf diese Weise geht es nicht!"

„Aber Liebchen, willst du dich dieser grenzenlosen Unverträglichkeit beugen und dem Mißbrauch der mütterlichen Gewalt unser Glück zum Opfer bringen?"

Eugenie blickte vor sich nieder. Nach einer Weile flüsterte sie tief bewegt:

„Ich habe viel durch den Eigenwillen meiner Mutter erduldet, aber ich werde meine Pflichten gegen sie nie vergessen. So lange sie bei ihrer Weigerung verharrt, muß ich mich unterwerfen."

Wilhelm stand plötzlich still.

Auf seinem Gesicht prägte sich tiefer Schmerz aus. Er sah Eugenie fragend an und sagte anfänglich kein Wort. Sie befanden sich ganz allein auf einem reizenden Fußpfade, wo die Sonnenstrahlen glänzend durch die grünen Blätter schimmerten. Wilhelm's Augen waren feucht geworden und mit unbeschreiblicher Wehmuth flüsterte er:

„So war es nur ein Traum! Meine schönste Hoffnung zerfliegt wie eine Seifenblase; deine Mama wird nie nachgeben und unsere Jugend wird in fruchtlosem Hoffen dahinschwinden."

Er hielt die Hand vor die Augen. Eugenie zog ihn schweigend einige Schritte weiter.

„Wilhelm!" begann sie, während die hellen ausdrucksvollen Augen ihn ernsthaft anblickten, „und wenn meine Haare im Kampfe grau würden und ich bis zum Verzweifeln warten müßte, ich bleibe die Deinige, du hast mein Wort und mehr noch —" hier wurde ihre Stimme fast unverständlich leise, „du hast mein Herz! Du hast mich zu besserer edler Lebensauffassung geführt. Ich bin nun einmal an die Seite einer Mutter gestellt, der ich als Kind Gehorsam und Entsagung schuldig bin. Ich kann nicht gegen ihren Willen unsere Verlobung und unsere Heirath durchsetzen — es schmerzt mich bitter, aber ich kann's nicht!"

Wilhelm hatte mit gebeugtem Haupte zugehört. Als er aufblickte, zeigte sein Gesicht, daß er mit Mühe über einen Sturm der Aufregung triumphirt hatte.

„Vergieb mir, Liebste! Ich hatte dein edles Herz verkannt, aber die Enttäuschung kam so unerwartet, so schmerzlich!“

Eugenie ergriff nun mit Wärme seine Hand und antwortete:

„Es ist gar keine Ursache, den Muth zu verlieren. Mama hat erfahren, daß es ihr nachtheilig ist, wenn sie sich ihren heftigen Aufwallungen hingiebt. Diesen Morgen kam sie mir wie eine alte Frau von siebenzig Jahren vor. Sie wird nun vielleicht milder gestimmt sein und ich werde nichts versäumen, um sie so vorsichtig wie möglich umzustimmen. Ich gebe die Hoffnung nicht auf.“

Die jungen Leute gingen noch eine Weile schweigend weiter. Wilhelm's Herz hatte den Kampf noch nicht vollständig überwunden. Er mußte seinen Gefühlen Worte geben und erzählte, welche Luftschlösser er bereits nach der Absendung seines Briefes errichtet habe. Er hatte fest darauf gerechnet, daß heute die Verlobung festgesetzt werde. Alle seine Freunde und nächsten Verwandten versammelten sich bereits in Scheveningen, wo er gehofft hatte, Eugenie ihnen als seine Braut vorzustellen. Der Oberst Falkner, Wilhelm's Schwester Louise und Franz Cromwinkel mußten jetzt bereits dort sein und außer diesen erwartete er noch den Chefredacteur des Abendstern, Herrn Schnellmann, der aus Amsterdam herüberkommen wollte.

„Es ist nichts verloren, lieber Wilhelm,“ entgegnete Eugenie hierauf. „Du wirst einfach erklären, weshalb ich nicht anwesend sein kann. Jedermann wird es begreifen. Oeffentlich sind wir noch nicht verlobt, aber Niemand wird uns trennen für alle Zukunft.“

„Ich will nicht undankbar sein und dein Trost auf die Zukunft soll auch mich trösten. Aber auch die Gegenwart hat ihre Hoffnung.“

„Kann ich dich denn noch nicht zur Vernunft bringen, Ungeduldiger! Muß der Schüler den Lehrer tadeln?“

Eugenie, welche nun zur Rückkehr mahnte, weil sie ihre Mutter nicht länger Sibyllens Sorge anzuvertrauen wagte, blickte Wilhelm bei diesen Worten so ernsthaft und doch so schelmisch an, daß die Freude ihm plötzlich wieder aus den Augen strahlte.

Leise schlang er seinen Arm um sie und während er sie feurig an seine Brust drückte, flüsterte er bewegt:

„Liebe, edle Eugenie!“

Glücklicherweise war Niemand in der Nähe, der es hätte weiter sagen können, und die jungen Buchen sahen wohlgefällig zu, denn sie rauschten ein neues Lied von Jugend, Liebe und Sonnenschein.

Fünfunddreißigstes Capitel.

In Scheveningen herrschte Sonnenschein und eine frische Brise machte den Aufenthalt am Strande sehr angenehm.

Damen mit farbigen Sommertoiletten und Herren mit Strohhüten und Operngläsern erstiegen die Terrasse.

Ein Gruppe Einwohner von verschiedenstem Alter mit den Händen in den Hosentaschen und unter den Schürzen hat sich in der Nähe versammelt. Mit halb offenem Munde starren sie auf die Fremden und schweigen tiefsinnig.

Einer der Gäste, ein Herr mit einem breitrandigen grauen Hute, unter welchem schwarzes Haar fast bis auf die Schultern herab hängt, nahm die Gruppe der Eingeborenen mit ruhiger Aufmerksamkeit in Augenschein und schien mit einem Streichholz auf dem Tischchen eine unsichtbare Skizze derselben zu entwerfen.

Aber die Fischerfamilie schloß den halboffenen Mund und bewegte sich langsam weiter, worauf der Herr mit dem schwarzen Haar das Streichholz lächelnd fortwarf. Er kreuzte dann die Arme über der Brust und schob seinen breitrandigen Hut nach dem Hinterkopfe. Kein Zweifel — es ist Konrad Trostmann, der Künstler, der die Züge des Baron von Dyrenvord so vorzüglich auf der Leinwand wiedergegeben hatte. Sein Gesicht drückt Erwartung aus und sein Auge strahlt von Lebensfreude. Offenbar beschäftigen ihn sehr angenehme Gedanken, denn seine ganze Erscheinung spricht von Zufriedenheit.

Laut ertönt die Glocke des großen Curhauses, um die anwesenden Fremden zur Tafel zu rufen.

Hungrige von allen Nationen kommen von allen Seiten in allen möglichen Costümen auf den Speisesaal zugeströmt.

Aber wo ist Trostmann geblieben? Vergeblich würde man ihn an der rasch gefüllten Tafel suchen, auch würde der unbeschreibliche Lärm von ab- und zugeschobenen Stühlen, hin- und herlaufenden Kellnern und lauten Reden der Gäste das Aufsuchen einer einzelnen Persönlichkeit schwierig gemacht haben. Am oberen Ende der Tafel sind noch vier Stühle unbesetzt. Die Aufwärter verbeugen sich tief, als die vier Gäste sich nähern, um ihre Plätze einzunehmen.

Voran geht ein sehr würdiger alter Herr, ganz schwarz gekleidet und mit auffallend schönem silberweißen Haar. An seinem Arm erscheint ein junges Mädchen, kaum dreizehn Jahre alt, aber beinahe völlig erwachsen, so daß Jeder ihr fünfzehn oder sechzehn Jahre geben würde. Eine allerliebste Erscheinung! Eine Fülle von natürlich gelocktem, dunkelbraunem Haar fließt über Schultern und Rücken, das zarte Gesichtchen weckt die allgemeine Aufmerksamkeit, namentlich der Herren. Hinter diesen Beiden erscheint Trostmann; er hat einer schlanken, schönen Dame mit kornblondem Haar den Arm geboten, deren lang schleppendes Kleid von hellgrauer Seide so schön gemacht ist, daß selbst der strengste Blick der weiblichen Richter es bewundern muß.

Nachdem sie sich gesetzt hatten, richtete sich noch einen Augenblick die Aufmerksamkeit der Gäste auf die vier Personen, welche erst neu angekommen waren. Der alte Herr, unser geschätzter Freund, Baron von Dyrenvord, ließ seine Tochter Julie an seiner rechten Seite sitzen, neben ihr nahm die blonde Dame, Miß Macdonald, Platz, und an ihrer rechten Seite saß Trostmann. Sie sprechen alle vier nicht sehr laut, so daß neugierige Tischnachbaren nichts von ihrem Gespräche vernehmen können. Trostmann und Miß Macdonald sprechen Englisch mit einander, aber sie wenden ihre Aufmerksamkeit nicht ganz von dem Baron und Julien ab, da die Letztere in ihrer fröhlichen Art bald die eine oder die andere Frage an sie richtet.

„Hat die Seereise, von der Sie gestern erst angekommen sind, Sie so wenig ermüdet?" fragte Trostmann.

„Keinen Augenblick. Wir haben uns Alle sehr gut befunden. In den ersten Tagen nach der Abreise von New-York war Julie unwohl. Später ging es täglich besser. Die Seeluft hat ihr sehr wohl gethan. Und nun haben wir in London vierzehn Tage gemächlich ausgeruht, und alle Anstrengungen sind vergessen."

„Ach, Mary! Mit welcher Sehnsucht habe ich auf Ihre Zurückkehr gewartet."

Miß Macdonald beantwortete Trostmann's ehrerbietigen Blick mit einem kaum merkbaren, aber so empfindungsvollen Augenaufschlag, daß das Herz des Künstlers laut pochte.

„Der Zweck der Reise nach Amerika ist also vollkommen erreicht?" fragte Trostmann wieder.

„Vollkommen! Es ist so schwierig, hier bei Tafel davon zu erzählen. Ich habe sehr traurige Dinge erlebt."

„Und der Baron?"

„Er hat sich in der ganzen Angelegenheit als echter Edelmann benommen. Vom ersten Augenblick an, als der schwere Schlag ihn traf, verhielt er sich würdig und nobel. Wir hatten kein Wort von der Baronin gesprochen, erst in Amerika nannte er ihren Namen, und doch schien es, daß er ganz genau von Allem unterrichtet war, was vorfiel."

„Das habe ich aus Ihren Berichten zu vermuthen geglaubt, obgleich ich erstaunt war, daß Sie mir so wenig über die Angelegenheit mitgetheilt haben."

„Der Baron wollte die ganze Sache tief geheim halten. Erst später, als Alles vorüber war, und wir uns bereits eingeschifft hatten, sagte er zu mir: ‚Miß Macdonald! Wir müssen Trostmann unsere Erfahrungen mittheilen, nicht wahr?' Aus London habe ich Ihnen dann Einzelnes berichtet."

„Nennen Sie es Selbstsucht, aber ich hatte doch viel ausführlichere Mittheilungen erwartet, namentlich über Sie selbst."

Miß Macdonald schwieg wieder.

Das flüsternde Gespräch wurde einen Augenblick abgebrochen, weil Julie ihrer Freundin allerlei Mittheilungen über die zunächst sitzenden Fremden zu machen hatte.

Der Baron sprach nur sehr selten ein einzelnes Wort und schien in der Stille mit ernsten Gedanken beschäftigt.

Trostmann kannte die feinfühlige Zurückhaltung des feurig geliebten Mädchens,

das an seiner Seite saß, er war überzeugt, daß er ihre Liebe gewonnen hatte. Seit sechs Jahren wartete er geduldig, bis sie ihm endlich ihre Hand reichen werde — aber es war eine schweigende Uebereinkunft zwischen Beiden, fast nie über diesen Gegenstand zu sprechen. Unvergeßlich war ihm die Zeit geblieben, als er auf Sparrenstein glückliche Wochen zugebracht hatte, dann aber hatte der Baron seine Tochter und die Erzieherin auf die weite Reise mitgenommen, und nur selten versüßte ihm ein sehnsüchtig erwarteter Brief von Miß Macdonald die schwere Zeit des langen Wartens.

Da Herr von Dyrenvord nun wieder einmal freundlich lächelnd auf das Geflüster seiner Tochter Julie hörte, setzte Trostmann das Gespräch mit Miß Macdonald fort.

„Die Reise nach Amerika war also eigentlich eine Entdeckungsfahrt?"

„So scheint es mir," antwortete Miß Macdonald. „Wir zogen dort umher, als ob wir Land und Städte zum Vergnügen besuchten, nur in Chicago blieben wir ungewöhnlich lange, und ich bemerkte bald, daß wir dort unser Ziel erreicht hatten."

„Sonderbar! Suchte er Genugthuung für die schwere Beleidigung?"

„Keineswegs! Kein Gedanke an Rache! Sie war tief unglücklich, und er wollte ihr Hülfe bringen, ohne sich kenntlich zu machen. Wenn Sie wüßten, wie discret er handelte. Als wir zwei Tage in Chicago waren, rief er mich mit Julie zu sich —"

Herr von Dyrenvord wendete sich in diesem Augenblick zu Trostmann und fragte:

„Wenn ich nicht irre, sitzt dort an der anderen Seite der Tafel ein alter Bekannter. Sehen Sie einmal dort hin, Trostmann. Der junge Mann im grauen Anzuge neben dem ältlichen mageren Herrn. Wer glauben Sie, daß es ist?"

Der Maler folgte der Richtung, die der Baron angedeutet hatte, und nahm seine Lorgnette zu Hülfe. Lebhaft wendete er sich dann zu Herrn von Dyrenvord und antwortete rasch:

„Ich erkenne ihn, es ist Herr Wilhelm Blankmann. Wir sind uns einige Male begegnet. Einmal auch in meinem Atelier. Ich besinne mich sehr wohl darauf."

Herr von Dyrenvord schien plötzlich in düstere Gedanken versunken. Stimmen aus vergangenen Jahren klangen ihm in die Ohren, eine wohllautende Stimme, die im Interesse dieses jungen Mannes zu ihm gesprochen hatte. Er sah schöne, glänzende Augen, die ihm für einen flüchtigen Moment freundlich zuwinkten — er ließ den Kopf sinken und blickte so starr vor sich hin, daß Julie ängstlich seine Hand ergriff und ihm fragend in das freundliche Gesicht sah.

Die Gruppe, bei welcher Trostmann seinen Freund Wilhelm Blankmann entdeckt hatte, war zufällig ganz am anderen Ende des schönen Speisesaales placirt. Es wurde dort viel lebendiger und lauter gesprochen als an der anderen Seite. Eine ganze Reihe von alten Bekannten saß dort zusammen. Und Alle sprachen munter durch einander, und Alle lächelten und waren glücklich.

Nur Wilhelm nahm nicht an der allgemeinen Zufriedenheit Theil. Sein Luftschloß war eingestürzt, er hatte so viele Jahre gehofft und gewartet. Alles ging so vortrefflich, und er war in allen seinen Unternehmungen glücklich gewesen — nur der liebste Wunsch seines Herzens sollte nicht erfüllt werden. Er verzweifelte daran, daß Frau von Roggeveen jemals zur Zustimmung zu bewegen sein werde. Jahrelanges, geduldiges, demüthiges Warten würde nichts über sie vermögen. Ohne ein Wunder sollte er die Hand seiner klugen und treuen Eugenie nie erlangen.

„Nun, Wilhelm?" sagte eine klangvolle, liebliche Stimme neben ihm. „Du mußt nicht so still sein! Wenn ich gewußt hätte, daß du so verdrießlich bei uns sitzen wolltest, hätten wir die Reise hierher gar nicht gemacht, nicht wahr, Franz?"

Die Sprecherin war Louise, Wilhelm's einzige Schwester, eine junge Dame, die so hübsch und fast so bezaubernd aussieht, daß das ganze Herrenpersonal in der Nähe an plötzlicher Kurzsichtigkeit zu leiden schien, denn es wurden eifrig Gläser in die Augenwinkel gedrückt und Lorgnetten aufgesetzt. Ein Herr, der bereits ein gewisses Alter erreicht zu haben schien und fortwährend seinen aschblonden Schnurrbart zieht, sah so eifrig und aufmerksam nach ihr hin, daß er schon zweimal sein gläsernes Auge aus seinem Glase Wein

herausfischen mußte, da er das Weinglas in der Hand hielt und seltsamerweise vergaß, dasselbe leer zu trinken.

Louise hätte gern laut aufgelacht, als sie den Unfall bemerkte. Sie war durchaus nicht verlegen und blickte unerschrocken um sich her. Sie saß mitten in einer Gruppe von Herren und bewegte sich so leicht und lebendig, daß Jeder unwillkürlich mit stiller Vorliebe auf sie achtete. Ihre allerliebste Erscheinung in dem hübschen hellen Sommerkleide stach so angenehm gegen die Männergestalten ab, daß man geneigt war, Licht und Sonnenschein der Nähe ihrer Erscheinung zuzuschreiben.

Louise bekümmerte sich durchaus nicht um das Interesse, welches man ihr innerhalb der Grenzen der Wirthstafel-Wohlanständigkeit widmete, sie richtete die lebhaften braunen Augen auf den Herrn, der an ihrer anderen Seite saß, und sagte zu diesem:

„Ist es nicht so, Franz? Wir hatten uns einen so heiteren, durch und durch vergnügten Tag vorgestellt. In aller Frühe sind wir mit gutem Muth aus Breda abgereist, und nun beliebt es Herrn Doctor Wilhelm Blankmann, von seinem Schwager und seiner Schwester kaum Notiz zu nehmen, als ob wir nicht ganz allein seinetwegen hier an der Wirthstafel säßen.“

„Laß ihn nur!“ entgegnete Franz Cronwinkel geheimnißvoll lächelnd, „der Krieg steckt ihm im Kopfe. Morgen werden wir Alles im Abendstern lesen, worüber er jetzt nachdenkt. Komm, Wilhelm! Wir wollen ein Glas Wein auf das Gedeihen deines Journals trinken!“

Wilhelm bemühte sich, fröhlich und aufgeräumt zu scheinen und erhob sein Glas, um Cronwinkel's Aufforderung Bescheid zu thun.

Dieser Letztere hatte in den letzten Jahren ruhig seine Studien beendigt, war dann durch seinen Vater in Breda zur Advocaten-Laufbahn bestimmt worden, was jedoch eigentlich nur zum Schein geschah, da er im Grunde der Compagnon des alten Cronwinkel war, der eine großartige Runkelrüben-Zuckerfabrik besaß. Daß er lebhaften Umgang mit dem Oberst Falkner unterhielt und mit Wilhelm in engster Verbindung blieb, wird Niemand verwundern, und so kam es schließlich zu dem Resultat, daß man im vergangenen Sommer eine fröhliche Hochzeit gefeiert hatte, und daß Louise unter der Zustimmung und den Glückwünschen aller Betheiligten ihr Lebensloos dem überglücklichen Herrn Franz Cronwinkel anvertraut hatte.

Herr und Frau Cronwinkel hatten zwar von Wilhelm vernommen, daß der eigentliche Zweck ihres festlichen Zusammenseins mißglückt war, aber sie beschlossen sofort, der Sache eine tröstliche Wendung zu geben und Wilhelm so gut wie möglich zu beruhigen, da sie in der ganzen Sache nur ein kleines Hinderniß erblickten.

Noch zwei Freunde saßen bei ihnen an der Tafel. An Wilhelm's Seite hatte der Oberst Falkner Platz genommen. Der alte Krieger hielt den Kopf noch eben so stolz erhoben wie früher; seine Augenbrauen und sein Schnurrbart waren schneeweiß geworden. Louisens Heirath hatte ihm insgeheim viel Leid bereitet, da er sie sehr ungern entbehrte. Aber Cronwinkel hatte eine Villa dicht bei der seinigen gemiethet, so daß er des Sommers ihre Gesellschaft und häusliche Aufsicht genoß, und da er im Winter in die Stadt Breda zog, so war die Trennung fast unmerklich geworden.

Neben Cronwinkel saß ein Herr, der eine weiße Weste, weiße Beinkleider und einen hellgrauen Rock trug. Er aß und trank sehr rasch und blickte mit seinen dunklen Augen sehr munter durch die Gläser seiner goldenen Brille umher. Es war Herr Schnellmann, der Chefredacteur des Abendstern, und als Cronwinkel auf die Zukunft dieses Blattes trank, that er mit fröhlichem Lächeln Bescheid, ohne ein Wort zu sprechen, da er gerade sehr eifrig mit Zerlegung einer gebratenen Hühnerbrust beschäftigt war. Wilhelm hatte sich inzwischen zum Oberst Falkner gewendet und leise mit ihm gesprochen.

„Ich glaube, daß Herr von Dyrenvord mich bemerkt hat, Onkel! Ich fürchte, es wird ihm dabei einfallen, wer mich einst an ihn empfohlen hat.“

„Das thut nichts, lieber Junge, aber es wird doch gut sein, wenn wir uns etwas entfernt halten. Ich dachte, er wäre ganz außer Landes gezogen.“

„Das dachte ich auch! Seit Jahren ist er nicht hier gewesen. Eugenie erzählte

mir vor längerer Zeit, daß er sein Haus im Haag verkauft habe und sich irgendwo in Deutschland niederlassen wolle. Der Herr neben der englischen Gouvernante ist ein Maler und heißt Trostmann. Ich habe ihn in früheren Jahren ein paar Mal gesprochen, als ich zum ersten und letzten Male im Hause meiner Tante Zutritt hatte."

Diese letzten Worte hatte Wilhelm wieder in so betrübtem Tone gesprochen, daß Oberst Falkner ihm die Hand auf die Schulter legte und die Worte sprach:

„Komm, mein Junge! Du hast gar keine Ursache zur Niedergeschlagenheit. Noch ein wenig Geduld, und du wirst auch über die letzten Schwierigkeiten hinauskommen."

„Geduld! Viele Jahre habe ich nun schon mit Aufbietung aller Kräfte gearbeitet, um so weit zu kommen, wie ich jetzt bin, in der Hoffnung, daß Eugenie dann trotz ihrer Mutter mir zur Seite stehen werde, aber nun ist alle Hoffnung verloren."

„Du übertreibst, Wilhelm! Eugenie handelt als eine gute Tochter, und du darfst dich nicht über sie beklagen."

Bei diesen Worten sah der Oberst sehr ernsthaft auf Wilhelm, während er die weißen Augenbraunen bewegte. Wilhelm kannte diesen Ausdruck. Er schwieg, obgleich seine Stimmung aufs Neue sehr niedergedrückt war.

Inzwischen hatte Herr Schnellmann mit Frau Cronwinkel ein lebhaftes Gespräch geführt, in welches sich Cronwinkel ebenfalls einmischte. Man unterhielt sich über den Fortgang des deutsch-französischen Krieges, und es währte nicht lange, so hatte sich auch der Oberst dabei betheiligt. Alle waren sie auf Seite der Deutschen.

Nachdem die Mahlzeit vorüber war, verfügte sich die Gesellschaft auf die Terrasse, von wo aus man die Musik hören konnte. Wilhelm Blankmann hatte seiner Schwester den Arm geboten und ging zwischen ihr und Oberst Falkner, während Cronwinkel mit Schnellmann die Unterhaltung über die Kriegsereignisse eifrig fortsetzte. Das Gespräch zwischen dem Obersten und den beiden Geschwistern wollte nicht recht in Fluß kommen. Wilhelm konnte seine Stimmung nicht überwinden, so daß endlich doch die junge Frau Cronwinkel ihre Heiterkeit ein wenig verlor. Der Oberst versuchte bald dies, bald jenes, um eine bessere Laune hervorzubringen, aber es wollte Alles nichts helfen. Plötzlich sagte Louise:

„Es ist doch wohl nicht dein Ernst, Wilhelm?"

„Je mehr ich darüber nachdenke, Louise, um so ernsthafter wird mein Entschluß; ich gehe einer Zeit entgegen, in der ich viel Geduld haben muß, darum ist mir Ableitung und Bewegung willkommen. Freund Schnellmann hat in den letzten Tagen oft davon gesprochen, daß es nothwendig sei, einen Correspondenten nach dem Kriegsschauplatze zu senden. Zuerst war es mir nicht in den Sinn gekommen, diese Gelegenheit zu erfassen, aber seitdem ich heute meine liebsten Hoffnungen auf ungewisse Zeit hinausgeschoben weiß, halte ich es für das Beste, mich selbst an Ort und Stelle zu verfügen und die Kriegsereignisse in der Nähe zu beobachten."

Louise ließ Wilhelm's Arm los und ergriff den des Obersten Falkner.

„Komm, Onkel! Du mußt es ihm geradezu verbieten!" sagte sie mit schmeichelnder Stimme, während die innere Unruhe ihr Gesicht erbleichen machte. „Er darf nicht in den Krieg."

Der Oberst Falkner starrte sinnend vor sich hin.

Plötzlich wendete er sich mit ungewöhnlich strengem Ausdruck und Ton zu Wilhelm:

„Was wird Eugenie zu diesem wunderbaren Plane sagen!"

„Wir sind doch geschieden! Und wir können einander eben so gut schreiben, ob ich in Amsterdam bin oder anderswo."

Herr Schnellmann und Cronwinkel hatten sich bereits längst an einen kleinen Tisch gesetzt, wo sie ihr Gespräch fortführten. Die drei Anderen blieben nun still stehen. Oberst Falkner sah die beiden jungen Leute einen Augenblick nachdenkend an.

„Ja, so geht es!" — sagte er dann langsam — „ein verliebtes Herz und einen verständigen Kopf findet man selten zusammen. Ich werde Wilhelm keine Verweise geben, sondern ihn zu schützen suchen gegen das quälende Leid, das mein Leben verbittert hat —: eine hoffnungslose Liebe.

Ich habe meinen Plan gemacht. Ich gehe nicht nach Breda zurück, sondern bleibe ein paar Tage hier. Ich werde Frau von Roggeveen um die Hand ihrer ältesten Tochter für meinen ungeduldigen Neffen, Doctor Wilhelm Blankmann, bitten."

„Und Wilhelm geht nicht in den Krieg!"

Die beiden jungen Leute drückten dem alten Soldaten mit Freude und Rührung die Hand. Es war deutlich zu sehen, daß der Beschluß des Obersten sehr ernsthaft gemeint war, denn seine Züge schienen unter einer ungewöhnlichen schmerzlichen Rührung zu zittern.

Als sie zu dem Tische zurückkehrten, an welchem Cronwinkel und Schnellmann saßen, rief der Letztere:

„Wo bleiben Sie denn, Blankmann? Wir müssen zur Eisenbahn, sonst kann Krüger morgen Alles allein thun!"

Der Chefredacteur des Abendstern ergriff Wilhelm beim Arme, Cronwinkel verbeugte sich lächelnd vor seinem reizenden jungen Frauchen, und Alle verfügten sich in munterer Stimmung wieder nach dem Curhause.

Nur der Oberst Falkner ging allein hinterher. Seine hohe, ungebeugte Gestalt zog hier und da die Aufmerksamkeit auf sich, aber Niemand konnte vermuthen, welches bittere Leid das ritterliche Herz in diesem Augenblick erfüllte, sonst würden sie wohl noch mit größerer Ehrfurcht dem alten Manne mit den borstigen weißen Augenbrauen und den krampfhaft auf dem Rücken gefalteten Händen Platz gemacht haben.

Es war inzwischen Abend geworden am Strande von Scheveningen. Der Mond glänzte über dem Curhause, und am Ufer rollten leise die glänzenden, silberschimmernden Wellen mit geheimnißvollem Geräusch heran. Während oben die Menschen im dichten Gewühl der verklingenden Musik zuhörten und sich zum großen Theil bereits auf den Heimweg machten, athmete am Strande Alles Ruhe und Frieden, und die regelmäßig bewegte Wassermasse lockte das Auge zum still bewundernden Anschauen, während die Worte auf den Lippen aus Ehrfurcht vor dem entzückenden Naturschauspiel erstarrten.

So schien es auch einer Gruppe von Spaziergängern zu geschehen, die fast ganz allein den frischen Strand dem Menschengewühl auf der Terrasse vorzog.

Der Baron von Dyrenvord war stehen geblieben. Julie hielt sich dicht an seiner Seite. Miß Macdonald und Trostmann, welche ihnen folgten, standen gleichfalls still.

Alle waren von der harmonischen Stimmung in Luft, Mondlicht und See und von dem eindrucksvollen Wellenliede, welches immer feierlicher und voller erklang, je nachdem die Brise es erweckte, lebhaft ergriffen. Von Zeit zu Zeit sprachen sie ein kurzes Wort der Bewunderung. Endlich folgte ein geregeltes Gespräch, wobei eine Weile an das Elend des bevorstehenden Krieges als Gegensatz zu der Friede athmenden Natur rings umher gedacht wurde. Miß Macdonald blickte ohne Scheu und mit Stolz auf den Künstler, der ihre Liebe gewonnen hatte. Herr von Dyrenvord hatte mit stiller Freude die vertrauliche Haltung der jungen Leute bemerkt, und es schien, als ob dieser Anblick seine Stirn geglättet und die Erinnerung an erlittenen Schmerz zurückgedrängt habe.

Er ergriff Trostmann's Hand und sagte:

„Der herrliche Abend stimmt mich so dankbar, meine lieben Freunde! Schon längst wollte ich Euch etwas sagen, was mir auf der Zunge schwebte, aber unwillkürliche Erinnerungen stimmten mich zu düster dazu. Wir haben Alle unsere Pflicht gethan. Die Reise nach Amerika war eine schwere Aufgabe für mich, aber die Entschlossenheit meiner tapferen Julie und die Hülfe von Miß Macdonald unterstützten mich. Nun, da Alles vorüber ist, bleibt die Wehmuth der Erinnerung. Aber ich muß mein Vaterland noch eine Weile verlassen, wenn ich Alles vergessen soll. Und da müßt Ihr bei mir bleiben, denn ich bedarf Eurer, und Julie bedarf Eurer gleichfalls. Ich liebe die Kunst, Trostmann ist Künstler — wir können überall in der Welt, wo gebildete Menschen wohnen, glücklich sein. Darum richte ich jetzt eine Frage an Sie, Miß Macdonald: sollte nicht die Zeit gekommen sein, um Ihre Hand diesem braven Manne zu reichen? Trostmann brauche ich nicht zu fragen — aber Sie möchte ich um Entscheidung bitten."

Bei diesen Worten des Herrn von Dyrenvord ergriff tiefe Rührung die beiden jungen Leute. Mit hoffnungsvollem Verlangen blickte der Maler auf das schöne Gesicht seiner Braut, Miß Macdonald wollte antworten, aber eine ehrerbietige Scheu hielt sie noch zurück.

„Seit den Jahren, daß ich Sie kenne," fuhr der Baron fort, „war Ihre Anwesenheit in jeder Hinsicht wohlthätig für mein liebes Kind. Ich bin Ihnen sehr dankbar, Miß Macdonald! Lassen Sie uns morgen nach England, nach Ihrem Vaterlande, reisen. Aus meiner Wohnung in Ihrem Geburtslande werde ich Sie zur Kirche geleiten, um Sie dort meinem Freunde Trostmann zur Gattin zu geben. So ist es doch Ihr Wunsch?"

Die Engländerin konnte nicht antworten.

Sie ergriff die Hand des Herrn von Dyrenvord und beugte den Kopf. Thränen der Dankbarkeit verdüsterten ihren Blick.

Da klang eine süße Stimme in ihr Ohr:

„Liebe Miß Macdonald, ich werde weiße Rosen pflücken wie früher, aber diesmal für Ihr Brautbouquet und ich werde es ganz allein ordnen, ganz allein!"

Es war Julie.

Es folgte eine herzliche Umarmung.

Thränen flossen nun im Ueberfluß und bezeugten besser als Worte, welche glückliche Herzen dort an der rauschenden See im silbernen Mondenlicht klopften.

Sechsunddreißigstes Capitel.

Es ist Montag Vormittag. Die Thür des Wohnzimmers ist weit geöffnet.

Frau von Roggeveen liegt in einem Rollstuhl zurückgesunken, der durch Eugenie und Sibylle sehr vorsichtig und langsam aus dem Schlafzimmer in das Wohnzimmer geschoben wird, wo er am Fenster auf seinem gewöhnlichen Platze bleibt. Die Töchter schließen die Thür und öffnen die Fenster wegen der drückenden Wärme. Die Mutter liegt mit geschlossenen Augen, sterbensmüde, aber sie hat hartnäckig darauf bestanden, daß sie ganz wohl ist, daß sie angekleidet werden wolle und am Fenster im Wohnzimmer Platz nehmen müsse.

Eugenie stimmte zu — der alte würdige Arzt hatte gerathen, daß Alles vermieden werde, was heftige Aufregung, namentlich aber Zorn bewirken könne. Viel sagte der vornehme, vorsichtige Arzt nicht — aber er hat den beiden Töchtern bedeutungsvoll in die Augen gesehen, als er vor Aufregung warnte. Arzneimittel verordnete er fast gar nicht, er spricht nur von Ruhe und Stille, man solle der Kranken in Allem den Willen thun und ihr in nichts widersprechen.

Frau von Roggeveen schien seit dem letzten, heftigen Ausbruch von Zorn beim Empfang von Wilhelm's Brief wiederum bedeutend gealtert. Wie sie so in ihrem Lehnstuhl mit geschlossenen Augen liegt, macht sie den Eindruck einer Sterbenden. Die Züge um Mund und Nase sind schärfer, die gelbe Gesichtsfarbe ist wachsartiger, durchscheinender geworden. Eugenie starrt mit höchstem Ernst und innigstem Mitleiden nach der Leidenden, die ausdrücklich verlangt hatte, daß man ihr das schwere schwarze Kleid anzog, welches sie am liebsten trug. Man hatte ihr eine neue elegante Mütze mit hellviolettem Band auf das weiße Haar gesetzt, weil sie es so wollte. Die helle Farbe des Bandes bildete einen traurigen Contrast mit dem Gesichte der bis zum Tode ermüdeten Frau. Ein tiefer Seufzer bewegte Eugeniens Brust, als sie die Schicksale der Familie im Stillen überdachte, und wie anders es sein könnte, wenn man anders gewollt hätte.

Frau von Roggeveen öffnet langsam die Augen. Das helle Licht, durch das Zurückwerfen der Sonnenstrahlen von der anderen Seite der Straße, scheint sie schmerzlich zu treffen, denn sie hebt die linke Hand zitternd empor und flüstert:

„Das Licht ist so grell."

Eugenie geht schweigend und vorsichtig an das Fenster und schließt die Gardine.

Frau von Roggeveen öffnet nun die Augen vollständig, und während wieder Etwas in ihrem Blicke schimmert, das an frühere Lebenskraft erinnert, sagt sie etwas lauter:

„Nein, nicht die Gardine! Ein Theil des Rouleau genügt."

Eugenie war durch den unzufriedenen Ton ihrer Mutter ein wenig erschrocken und beeilte sich, den ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen.

Sibylle hatte sich wieder ihrer Mutter

gegenüber an ein offenes Fenster gesetzt. Sie beobachtet wie gewöhnlich die Vorübergehenden, während sie zum Schein eine Stickarbeit in der Hand hält, auf welche sie zuweilen niederblickt, als habe sie die Absicht, daran zu arbeiten.

Frau von Roggeveen scheint sich nach und nach von ihrer Ermattung zu erholen und sieht etwas lebendiger umher. Sie ließ sich ihre französische Bibel geben und nachdem sie ihre beiden Töchter angesehen hatte, sagte sie:

„Ich fühle mich sehr wohl, meine Kinder. Ihr braucht nicht mehr zu flüstern oder leise zu sprechen. Wenn Ihr glaubt, ich sei zu schwach, um auf ein Gespräch zu hören, dann seid Ihr im Irrthum."

Eugenie sah ihre Mutter antheilvoll an.

„Wir werden wieder wie gewöhnlich sprechen, Mama!" antwortete sie mit ihrer ruhigen Stimme, „ich dachte, du seiest ein wenig eingeschlummert und deshalb sprach ich etwas leiser."

„Einschlummern am Tage! Warum nicht gar! Ich glaube, Ihr haltet mich schon für halb todt. Zählt nicht so sicher darauf, ich kann noch Jahre lang leben."

Wieder erschrickt Eugenie. Der Ton ihrer Mutter war so scharf; womit hatte sie das verdient? Sie wollte ihre Bewegungen verbergen und wendete den Kopf ab. Bittere Thränen rollten über ihre Wangen — aber sie unterdrückte ihren Gram. Ihre Mutter sollte nichts bemerken — jeden Gedanken an Widerspruch mußte sie unterdrücken, der Arzt hatte so ernstlich gewarnt.

Sibylle fand, daß Mama sehr lästig sein konnte, und da gerade Niemand vorüberging, machte sie den ersten Stich an ihrer Stickerei.

Frau von Roggeveen hatte die Bibel aufgeschlagen, aber das Licht war ihr noch zu grell und dies nicht eingestehen zu müssen, rief sie Sibylle zu sich, um sich von ihr etwas vorlesen zu lassen. Diese ist darüber sehr entrüstet, aber sie muß sich fügen, da Eugenie sie unaufhörlich mit ernsthaftem Blick beobachtet. Ausdruckslos liest sie ihrer Mutter vor und ihre eintönige Stimme klingt eine Weile durch das Zimmer — Frau von Roggeveen scheint mit geschlossenen Augen zu hören, Eugenie sitzt wieder auf dem Sopha und arbeitet eifrig an allerlei Ausbesserungen.

Da wurde unten ziemlich laut geklingelt.

„Das gilt uns!" rief Sibylle und sprang von ihrem Stuhl auf, um zu sehen, wer vor der Hausthür stand.

„Ein alter vornehmer Herr mit weißem Schnurrbart. Wer mag das sein?" fuhr sie fort.

Eugenie war in Gedanken versunken und flüsterte:

„Wir können jetzt Niemand empfangen."

Frau von Roggeveen aber hatte scharf zugehört und sagte sehr nachdrücklich:

„Im Gegentheil. Ich hoffe, daß einmal Jemand nach mir sehen wird. Das soll mir eine sehr angenehme Ableitung sein."

Sie richtete sich in ihrem Lehnstuhl auf und sah in das Handspiegelchen, welches sie nie verließ.

„Der Doctor sagt, daß du jede Aufregung vermeiden sollst, Mama."

„Ja! Aber ein Besuch ist eine Erholung für mich."

Es funkelte mehr Lebenskraft im Auge der schwachen Frau, als ihre äußerliche Erscheinung vermuthen ließ. Eugenie war rathlos. Sobald sie der Kranken nur ein Wort widerspricht, muß sie befürchten, daß diese in üble Laune geräth und davor ist ernsthaft gewarnt worden.

Die kleine Küchentyrannin steckte den Kopf in die Thür und sagte:

„Es ist ein alter Herr da und er sagt, daß er unser ältestes Fräulein sprechen müsse."

Frau von Roggeveen hatte sich wieder mit besonderer Lebhaftigkeit aufgerichtet und sagte, bevor Jemand antworten konnte:

„Wenn Eugenie keine Geheimnisse vor mir hat, können wir den Herrn hier empfangen."

„Aber Mama, sollten wir nicht erst fragen, wer der Herr ist — sollte ich nicht —"

Frau von Roggeveen lächelte düster.

„Ich begreife Alles," sagte sie sehr ruhig, „und gerade darum wünsche ich den Herrn hier zu sehen."

Es wurde Eugenie bange zu Muthe.

Ihre Mutter war mißtrauisch und wurde gewiß heftig, wenn ihr Wille nicht geschah. Sie gab dem Dienstmädchen

einen Wink, den Besucher hereinzulassen. Mit zunehmender Angst hörte sie Schritte auf dem Gang — wer mag es sein — was soll sie thun, um ihre Mutter vor dem Einfluß gefährlicher Aufregung zu hüten?

Die Thür wird vorsichtig geöffnet.

Frau von Roggeveen sitzt aufrecht, der matte Ausdruck ihrer Züge ist fast verschwunden. Sie richtete alle ihre Aufmerksamkeit auf die eintretende Persönlichkeit.

Mit emporgehobenem Kopfe, stolz, aber freundlich lächelnd stand Oberst Falkner vor Mutter und Töchtern. Alle schwiegen. Frau von Roggeveen starrte mit Neugier auf den Besucher, Niemand vermuthete, wer er sei.

„Ich vernahm mit Theilnahme, gnädige Frau,“ begann er, nachdem er einen von Eugenie angebotenen Stuhl mit freundlicher Verbeugung angenommen hatte, „daß Sie etwas unwohl gewesen sind und als alter, sehr alter Freund glaube ich nicht unrecht zu handeln, wenn ich Sie einmal aufsuche.“

„Es ist ein seltsamer Fall,“ antwortete Frau von Roggeveen in ihrem früheren leichten Conversationstone, „wir haben einander schon gesehen, aber ich erinnere mich durchaus nicht, wo und wann es geschah.“

Der Oberst hatte sich vorgenommen, durchaus keine Erregung zu verrathen, aber die letzten Worte berührten ihn doch so schmerzlich, daß ein leichtes Zittern seiner weißen Augenbrauen sein Gefühl verrieth.

Eugenie lauschte voll banger Sorge, Sibylle blickte den Oberst mit dem Ausdruck alberner Neugierde an.

„Ja, gnädige Frau,“ fuhr der Letztere sich fassend fort, „es ist ziemlich lange Zeit vorübergegangen, seitdem ich Sie zum letzten Male sah. Wohl mehr als fünfundzwanzig Jahre.“

„Ich sinne vergebens nach!“ klang die officielle Conversationsstimme.

Oberst Falkner wendete seine Blicke von ihrem verfallenen Gesichte ab. Niemand hatte bemerken können, wie vortrefflich er sein Erstaunen unterdrückte, als er die leidende Frau zuerst in ihrem Lehnstuhl erblickte. Vor seiner Phantasie erhob sich eine andere blühende, bildschöne Erscheinung — er unterdrückte einen leichten Schauder und erhob entschlossen das ehrliche, muthige Haupt.

„Ich kann mir sehr gut vorstellen, gnädige Frau, daß Sie alle Erinnerung an jene Zeit verloren haben, als mir die Ehre zu Theil wurde, Sie öfter zu sehen. Lassen Sie mich dagegen Ihnen die Versicherung geben, daß der Oberst Falkner jene Tage nie vergessen hat.“

Nun strahlte plötzlich ein Glanz der Genugthuung aus den Augen der leidenden Frau. Ihre Vergangenheit, ihre Jugend, als sie von frischer Schönheit glänzte und allen jungen Männern ehrerbietige Huldigungen abzwang, Alles dieses erschien plötzlich vor ihrer Einbildung. Sie hatte eine Weile die ritterliche Zuneigung des Lieutenant Falkner ermuthigt; als sich finanzielle Schwierigkeiten erhoben, war die Sache abgebrochen worden, ganz natürlich!

Ohne eine Spur von Erregung antwortete sie fast lächelnd:

„Oberst Falkner! In der That, ich erinnere mich. Mein Kopf ist so schwach geworden, ich bitte tausendmal um Verzeihung. Es ist viel geschehen in den letzten fünfundzwanzig Jahren, Herr Oberst! Schlag auf Schlag hat mich getroffen. Aber es ist mir außerordentlich angenehm, daß alte Freunde mich nicht vergessen und sehr wenig habe ich mir jemals damit geschmeichelt, Sie noch einmal wiederzusehen, Herr Oberst.“

„Ihre freundlichen Worte sind mir sehr willkommen!“ klang es mit etwas zögernder Stimme aus dem Munde des Obersten, der eine heldenmüthige Anstrengung machte, um alle Bitterkeit dieses Augenblickes zu vergessen. „Schwerlich würde ich wieder ihren Weg gekreuzt haben, hätte nicht ein Zusammentreffen von Umständen mich dazu gezwungen.“

Wie klopfte Eugeniens Herz ihr im Busen. Sie wußte, was Oberst Falkner für Wilhelm war. Sie hatte niemals den Ehrfurcht erweckenden edlen Mann gesehen und hörte nun plötzlich, daß ihre Mutter ihn in seiner Jugend gekannt hatte, was allerlei Vermuthungen bei ihr wachrief, bis ein einziger Gedanke alle übrigen in ihr verdrängte. Wilhelm's väterlicher Freund wird einen neuen Versuch machen, um ihre Mutter zur Verlobung zu stim-

men — aber das muß um jeden Preis verhindert werden, denn es ist verbotenes Terrain.

Die Erkenntniß der nahenden Gefahr ließ sie plötzlich erbleichen, mit zurückgehaltenem Athem starrte sie auf den Oberst, der, wie absichtlich, vermied, sich nach ihr umzusehen. Frau von Roggeveen schien immer mehr geschmeichelt durch diesen unerwarteten Besuch. Sie hatte sich würdig in ihrem Fauteuil aufgerichtet, während sie sich mit beiden Händen an den Armlehnen festhielt.

„Ich schätze Ihre Höflichkeit sehr, Herr Oberst," fuhr sie fort, den alten Gesellschaftston immer besser wieder findend, „Sie werden wohl all das Taurige kennen, was uns betroffen hat. Meine Gesundheit hat sehr gelitten — aber ich hoffe, mich nun langsam zu erholen. Ich beklage mich nicht, denn ich habe alle meine Bekümmernisse auf den Herrn geworfen und beuge mich dem Willen meines Erlösers und meines Gottes."

Niemand antwortete auf diese Erklärung.

Endlich sagte Oberst Falkner mit sichtbarer Ueberlegung:

„Was mich betrifft, gnädige Frau, so bin ich durch die Art der Angelegenheit, die mich hierherführt, wohl einmal zum Nachdenken über unsere früheren Beziehungen geführt worden."

Der Oberst schien das Bedürfniß zu fühlen, sein Auge auf irgend etwas ruhen zu lassen, denn er wollte es vermeiden, die zerfallene Gestalt im Sessel anzublicken. Glücklicherweise kam eine summende Fliege und umschwirrte den Strauß, der mitten auf dem Tische stand. Mit Aufmerksamkeit folgte der Oberst den Bewegungen des Insectes, während er sprach:

„Ich hatte einen guten Freund, gnädige Frau, mit dem ich zuweilen über Sie gesprochen habe. Vielleicht vergönnen Sie mir, den Namen Ihres Bruders, des Majors Blankmann, zu nennen."

Frau von Roggeveen preßte die Hände immer fester an die Armlehne ihres Sessels. Etwas schleppender und weniger aufgeweckt sagte sie:

„Der Major Blankmann hat Ihnen dann sicher auch erzählt, weshalb aller Umgang zwischen uns abgebrochen wurde."

„Ja, gnädige Frau! Aber vielleicht ist es Ihnen noch unbekannt, daß ich nach seinem Tode mich der minderjährigen Kinder meines Freundes angenommen habe und daß seine Tochter in meinem Hause gelebt hat."

„Das war mir völlig unbekannt."

„Ich dachte es mir wohl. Die Angelegenheit steht einigermaßen in Verbindung mit meinem Besuche, und darum war ich so frei, Ihnen davon Kenntniß zu geben."

Frau von Roggeveen lehnte sich in ihren Stuhl zurück. Die Wendung des Gespräches war ihr unwillkommen.

Der Oberst Falkner hatte unterdessen die summende Fliege nicht aus den Augen gelassen. Trotz der Gefahr suchte dieselbe sich einen Weg unter den Blumen und verschwand auf diese Weise. Als der Oberst nun unwillkürlich den Kopf erhob, begegnete er dem flehenden Blick Eugeniens, welche vom Sopha an den Tisch gekommen war und todtenbleich auf ihre Mutter deutete, ohne zu sprechen. Der Oberst wurde durch die Angst, die aus den Augen des jungen Mädchens glänzte, sichtlich ergriffen und verstand auch sofort, was sie sagen wollte. Frau von Roggeveen richtete auf Beide einen durchdringenden Blick.

Der Oberst erkannte mehr und mehr, daß er sich vollkommen über den Charakter der Frau, die körperlich vollständig gebrochen vor ihm saß, getäuscht hatte. Er hatte gewähnt, seine Erscheinung werde sie zur Sanftmuth und Nachgiebigkeit stimmen, aber er stieß nun auf ihren unveränderlichen Hochmuth, der in Verbindung mit dem äußerst gefährlichen Zustand ihrer Gesundheit jedes weitere Vorgehen verbot.

Denn es war deutlich zu bemerken, daß die Erwähnung ihres Bruders und seiner Kinder das schlummernde Feuer ihres Zornes und Stolzes wiederaufflammen ließ. Ihre Augen starrten aufmerksam auf den Mann, dessen Lebensglück sie verwüstet hatte, ohne jemals die geringste Reue darüber empfunden zu haben, und wenn die tiefen Runzeln um ihren Mund sich in diesem Augenblicke schärfer erkennen lassen, so kommt dies, weil sie vermuthet, daß der Oberst ihr Interesse für den Brotschreiber und seine Schwester zu erwecken suchen will.

Aber Oberst Falkner schreckte zurück vor seiner Aufgabe.

„Ein anderes Mal werde ich Ihnen von Ihren jungen Verwandten mehr erzählen," sagte er, „für heute mag es wohl genug sein. Ich darf Ihre Geduld nicht zu sehr in Anspruch nehmen, namentlich, da Sie noch nicht hergestellt sind. Sie werden mir daher gestatten —"

Frau von Roggeveen erhob sich schnell aus ihrer liegenden Stellung; mit erstaunlicher Energie erhob sie den Kopf, dann ertönte ihre Stimme, etwas scharf, aber doch kräftig:

„Herr Oberst Falkner! Ich bitte Sie dringend, keine Umschweife zu machen. Ich befinde mich sehr wohl und ersuche Sie, mir die Ehre zu erzeigen und mich mit dem Zwecke Ihres Besuches bekannt zu machen. Meine Tochter Eugenie hat nicht nöthig, Sie durch Winke zu warnen. Es würde mich sogar sehr kränken, wenn Sie sich so rasch wieder entfernen wollten."

Der Oberst setzte sich mit beklommenem Gemüthe wieder auf seinen Stuhl. Er sah ein, daß er keinen Widerstand leisten durfte und er beschloß nun, so vorsichtig wie möglich einige Andeutungen zu geben. Der alte Soldat, der im Felde die Furcht nicht kannte, begann daher mit etwas bebender Stimme zu reden.

„Ich werde Ihrem Wunsche nachkommen, weil Sie es verlangen," sagte er. „Es ziemt mir nicht, von meinem eigenen Leide zu sprechen, während ich Sie unter schweren Schicksalsschlägen gebeugt finde. Aber wenn Ihnen noch einige Erinnerungen von längst vergangenen Jahren geblieben sind, so bitte ich Sie, ein mildes Urtheil über das zu fällen, was ich Ihnen zu sagen habe. Ich möchte Ihr Herz so gern zum Mitleiden und zur Sanftmuth stimmen, denn ich habe eine sehr belangreiche Bitte. Zu einer Zeit, als das Leben Ihnen nur Genuß und Wohlbehagen bot, waren meine Haare schon ergraut unter der quälenden Enttäuschung, die ich so plötzlich von Ihrer Seite erfuhr. Ich habe mein ganzes Leben lang geschwiegen, aber heute muß ich sprechen und ich hoffe, daß Ihr Herz edelmüthig sein und mir vergeben wird, wenn ich etwas verlange, was gegen Ihre Wünsche ist."

Wie sanft, wie überzeugend sprach er diese Worte!

Mit zusammengefalteten Händen starrte Eugenie nach jeder Bewegung ihrer kranken Mutter, während eine mit Mühe bekämpfte Thräne ihr Auge verdüsterte.

Frau von Roggeveen hatte ohne merkbare Bewegung jedes Wort des Obersten vernommen. Sie erhob die rechte Hand ein wenig und antwortete:

„Ich habe stets mit Hochachtung von Ihnen gesprochen, Herr Oberst. Es soll mir sehr angenehm sein, wenn ich in irgend welcher Hinsicht Ihnen zu Dienst sein kann."

Schimmert ein leiser Lichtstrahl in die dunkle Nacht? Darf Eugenie sich mit einer glücklichen Entscheidung schmeicheln?

Der Oberst fuhr fort:

„Ihre Antwort ermuthigt mich. Lassen Sie uns einmal überlegen, ob ein einziges Wort von Ihnen nicht eine ganze Zukunft von Glück und Freude für ein paar Menschen in sich schließt, die mir sehr am Herzen liegen. Sehen Sie, Adrienne — und vergeben Sie, daß ich noch einmal Ihren Namen wie in alten Zeiten nenne — nichts ist schrecklicher, als ein ganzes Leben lang unter der Enttäuschung einer verschmähten Liebe gebückt zu gehen. Ich hoffe, daß Ihr Leben angenehmere Erinnerungen bietet als das meinige, aber was würde Sie in der Zukunft mehr beunruhigen können, als der Gedanke, daß Sie zwei junge Leute absichtlich unglücklich gemacht hätten? Sehen Sie, Adrienne, Ihre Tochter Eugenie und mein Freund Wilhelm Blankmann haben einander lieb. Der junge Mann hat Ihnen einen Brief geschrieben, was ich nicht gut heißen kann, da es unvorsichtig war, aber ich will seinen Fehler gut machen, ich will mich mit Vertrauen an Sie wenden und eine Aufgabe erfüllen, die ich mir zur Ehre rechne."

Der Oberst erhob sich von seinem Stuhle. Den Kopf stolz erhoben wie immer, trat er einen Schritt näher, dann blieb er vor dem Sessel stehen und sagte mit ruhiger überredender Stimme:

„Adrienne! Ich habe die Ehre, Sie um die Hand Ihrer Tochter Eugenie für meinen Freund Doctor Wilhelm Blankmann zu bitten."

Eugenie hatte zuerst den Kopf ängstlich abgewendet, als fürchte sie einen plötzlichen Wuthausbruch. Aber kein heftiges Wort wurde vernommen, es herrschte die tiefste

Stille. Eilig sah sie nun auf. Der Oberst wartete.

Frau von Roggeveen blickte aufmerksam auf das Muster ihres Fußteppichs. Es schien, daß sie in ängstliche Ueberlegung vertieft war. Sie hatte eine Aufwallung von Zorn bezwungen und wollte dem Oberst gegenüber eine würdige Haltung bewahren. Als sie endlich im Zimmer umhersah, und Alles schwieg, klang es dumpf von ihren Lippen:

„Herr Oberst! Es kostet mich viele Anstrengung, Ihnen so ruhig zu antworten, wie es Ihr ehrenvoller Antrag verdient. Ich fühle mich durch Ihre Höflichkeit sehr geschmeichelt, aber, Eugenie weiß es, ich kann meine Zustimmung nicht geben, ohne mein Gewissen zu belasten. Herr Blankmann ist Schriftsteller und verbreitet durch seine Zeitung Meinungen unter den Menschen, vor denen meine Seele sich entsetzt. Ich kann meine geliebte Tochter nicht einem Manne geben, der durch jedes Wort und jeden Gedanken dasjenige beleidigt, was mir theuer und heilig ist."

Eine finstere Wolke zog über die Stirn des alten Soldaten. Alles vergeblich. Kein einziger verwundbarer Fleck in diesem mit Eisen umpanzerten Gemüth — nichts hatte geholfen — weder seine eigene Erniedrigung, noch die quälende Erinnerung an das viele unverdiente Leid.

Da fiel Eugenie plötzlich vor ihrer Mutter auf die Knie.

„O Mama," flüsterte sie, indem sie die Thränenfluth, die in ihren Augen zu glänzen begann, zurückdrängte, „warum verkennst du Wilhelm! Er hat vielleicht gefehlt in dem, was er sagte und schrieb, aber sein Herz ist edel und ohne Flecken. Wir können nicht Alle dieselbe Ueberzeugung haben! Laß ihn also auf ehrliche Weise die Meinung festhalten, die einmal *seine* Ueberzeugung ist! Ich hatte so feurig gehofft, endlich durch deine Zustimmung glücklich zu werden. Wir haben uns vorgenommen, dir ein frohes Alter zu schaffen nach all dem Kummer, den wir zusammen erlebt haben. Liebste, beste Mama, laß dich durch Oberst Falkner bewegen."

Frau von Roggeveen hatte die Lippen fest geschlossen. Die Hand, die ihre Tochter ehrerbietig berührte, zog sie zurück.

„Laß mich in Ruhe!" sprach sie mit stockender Stimme. „Soll ich ein ganzes Leben unter Mühe und Kummer durchgebracht haben, um meinen Namen und Stand ehrenvoll in der Gesellschaft aufrecht zu erhalten, und nun am Ende aller meiner Leiden meine Tochter einem Gotteslästerer und Brotschreiber überlassen? Das wird niemals geschehen! Aber beruhige dich, Eugenie! Ich werde dir nicht lange mehr im Wege stehen; meine Tage sind gezählt."

Die arme Eugenie hatte ihr Gesicht in den Händen verborgen. Sie bezwang mit Gewalt das heftige Schluchzen, das sich ihrem Busen entrang. Nur noch eine Bitte wollte sie wagen, da nun doch Alles gesagt war. Sie beugte den Kopf an die Knie ihrer Mutter und flüsterte mit herzbrechender Stimme:

„Verkenne uns nicht, liebe Mama! Wir lieben dich Alle von Herzen und können dich nicht entbehren. Noch lange Jahre wollen wir dich bei uns behalten. Hat es dir jemals an unserer Liebe gefehlt in den letzten traurigen Jahren? War es mir nicht eine theure Pflicht, dich zu trösten und für dich zu sorgen, und Wilhelm stand mir dabei redlich zur Seite. Wenn ich in Sorge war, wie ich die Mittel erlangen sollte, um dir das Leben zu erleichtern und dir zu verbergen, wie arm wir waren, dann stand Wilhelm mir in der Stille bei und freute sich, daß er irgend etwas dazu thun konnte, dich zufrieden zu machen."

Plötzlich erklang ein dumpfer Schrei.

Frau von Roggeveen hatte ihre flehende Tochter heftig zur Seite gestoßen. Mit flammenden Augen sah sie umher, und ihre Brust keuchte nach Luft. Der Oberst wich erschreckt zurück. Eugenie erhob sich tödtlich entstellt vom Boden. Sie wollte ihrer Mutter zu Hülfe kommen. Es war vergeblich!

Mit ungezügelter Heftigkeit erhob sich Frau von Roggeveen von ihrem Sessel, und während sie ihre rechte Hand drohend nach Eugenie ausstreckte, rief sie mit kreischender Stimme:

„Gnadenbrot! Allmächtiger Gott! Sie hat mich das Gnadenbrot des Brotschreibers essen lassen! O Schmach und Schande —"

Das war ihr letztes Wort.

Sie wankte, sie zitterte und sank wie vernichtet zu Boden.

Ein breiter Blutstrom floß über ihre Lippen.

Siebenunddreißigstes Capitel.

Wir kennen die hübsche Villa des Obersten Falkner.

Heute glänzt das gut erhaltene nette Wohnhaus in den hellen Strahlen der Herbstsonne, die der Natur zum Abschied noch einmal ihren goldenen Glanz leiht und die Blätter und Blumen in den kleinen und freundlichen Gärten erfreut.

Die laubreichen Linden vor der Wohnung werfen bereits eine Menge von dürren Blättern ab, aber sie geben noch Schatten genug, um die grünen Bänke und Gartenstühle, wo der Oberst so gern des Vormittags seine Cigarre raucht, zu angenehmen Sitzplätzen zu machen. In diesem Augenblicke hat er allerdings durchaus keine Zeit, um ruhig zu sitzen und zu rauchen. Die große Uhr, welche im Gange der Villa hängt, hat eben zehn geschlagen, und der Herr des Hauses erscheint auf der Schwelle und sieht nach der Luft.

Nun steht er in der Mitte seines Gartens und wirft untersuchende Blicke umher. Er lächelt sehr zufrieden, wendet sich eilig nach einem Beete mit prächtigen Georginen und holt ein Taschenmesser hervor.

„Heute müssen sie daran glauben!" murmelt er vor sich hin, „Louise hat mich um alle Blumen gebeten, die ich entbehren kann."

Unter diesen Worten bückt er sich nach den prächtigen buntfarbigen Blumen und schneidet sie vorsichtig mit langen Stengeln ab.

„Guten Morgen, Herr Oberst!" klingt es auf einmal neben ihm.

„Ha! Guten Morgen, Herr Krüger! Ich habe Sie gar nicht kommen sehen."

„Ich soll Sie von Frau Cronwinkel grüßen, aber wir brauchen noch viele Blumen und Blätter. Unser Garten ist bereits leer geplündert."

„Warten Sie, Herr Krüger. Wenn Sie helfen wollen, können wir hier noch eine hübsche Auswahl abschneiden."

Krüger nickt fröhlich und gesellt sich zu dem Obersten, der damit fortfährt, die Georginen abzuschneiden, während Krüger sie sorgfältig zusammenfaßt.

Krüger ist in den letzten Jahren scheinbar nicht älter geworden und sieht vielleicht wohler aus als zu der Zeit, da er in Tannenthal Unterricht gab. Seine Beschäftigung auf der Redaction des Abendstern überhob ihn aller Lebenssorgen, und die Freundschaft Aller, die ihn kannten, machte sein Alter so erträglich wie möglich.

„Ich bin sehr zufrieden, daß wir endlich so weit sind," sagte der Oberst. „Wilhelm ist ein ausgezeichneter Junge, aber er hat seine kleinen Eigenheiten, und da auch Eugenie Bedenken erhob, weil sie ihre Mutter diesen Sommer so plötzlich verloren hat, so fürchtete ich noch mancherlei Schwierigkeiten."

„Es ist ja schon über vier Monate her."

„Ganz recht! Aber manche Menschen werden es doch unpassend finden, und darum machte die Braut Schwierigkeiten. Die alte Frau von Roggeveen hinterläßt zwar keine angenehmen Erinnerungen, aber sie ist todt, und da müssen wir schweigen."

Der Oberst wendete den Kopf ab. Ein widriges Schauspiel stieg in seiner Phantasie hervor. Er sah die stolze Frau, wie sie bei ihrer letzten Unterredung in hochmüthigem Zorn von ihrem Stuhl auffuhr, um sterbend noch ihre Verwünschungen auf das Haupt der Tochter zu schleudern, die ihr immer mit hülfebereiter Liebe zur Seite gestanden hatte. Wie sie einst in der vollen Blüthe ihrer Jugend und ihrer Schönheit ohne Bedenken das Herz des armen Lieutenants gebrochen hatte, so schnitt ihr unvernünftiger Zorn den schwachen Lebensfaden durch, welchen die kindliche Liebe mit so viel selbstverleugnender Treue gehütet hatte.

Krüger, der einen Augenblick nachgedacht hatte, bemerkte nun:

„Die Menschen machen über Alles ihre Anmerkungen, und Blankmann hat sich nie darum bekümmert. Ich wundere mich gar nicht darüber, daß er die Trauung nicht länger verschieben wollte, nachdem er ehrlich und eifrig dafür gearbeitet und wahrhaftig lange genug geduldig gewartet hatte."

„Das ist auch meine Ansicht, Herr Krüger! Und dazu kam noch, daß Eugenie und ihre Schwester ganz allein und

mittellos in der Welt stehen. Sollten sie einsam noch länger im Haag leben, da Wilhelm seine Eugenie mit aller Ueberredungskunst eines liebenden Herzens dazu aufforderte, sein Haus in Amsterdam nicht länger einsam zu lassen? Und so ist es endlich in Ordnung gekommen."

Inzwischen hatte der Oberst die Blumen alle abgeschnitten, und nachdem Krüger sie zusammengefaßt hatte, wollte er sich entfernen.

„Sagen Sie Louise — Frau Cronwinkel —, daß ich sofort kommen werde, um zu helfen!" rief ihm der Oberst zu.

„Nein, Herr Oberst! Frau Cronwinkel hat mir gesagt, daß Sie ruhig zu Hause bleiben und warten möchten, bis die jungen Leute fertig und die Gäste gekommen sind. Es wird ein ermüdender Tag werden."

In der That bot das fröhliche Landhaus, in welchem Frau Cronwinkel das Scepter der Haushaltung führte, einen lebhaften Anblick dar, denn in allen Räumen waren geschäftige Frauenhände thätig, um die Vorbereitungen zu dem Feste zu treffen.

Ueberall war die Hausfrau gegenwärtig, gab überall Rath und theilte ihre Anordnungen mit. Es ist eine Lust, sie in ihrem hellrosafarbigen Kleide durch die Zimmer schweben zu sehen. Sie ist bereits vollständig für die Feier gekleidet und sieht aus, als ob sie selbst die Braut wäre.

Während nun der Herr des Hauses mit einem Diener, der zwei Körbe mit Wein trägt, hereintritt, ist Louise gerade mit dem Arrangement einiger Blumensträuße beschäftigt. Sobald der Diener das Zimmer verlassen hat, überrascht Cronwinkel sein liebes Frauchen, indem er sie plötzlich um die Taille faßt und sie dann lachend umarmt. In demselben Augenblick wurde die Thür des Zimmers ziemlich heftig geöffnet und Fräulein Sibylle von Roggeveen blickte herein. Noch immer spielte ein unzufriedener Zug um ihre Lippen. Es schien, daß sie etwas sagen wollte, aber Cronwinkel's Anwesenheit hielt sie zurück.

„Kann ich dir in etwas helfen, Sibylle?" fragte Louise sehr freundlich.

„Ach, ja!" entgegnete Sibylle, „ich habe kein einziges gutes Band ins Haar, und ich möchte Eugenie jetzt nicht belästigen."

„Warte, ich komme gleich!"

Und Louise eilt eifrig zu dem langen, mageren fünfzehnjährigen Fräulein, die sich herbeigelassen hatte, ein hübsches weißes Kleid von Wilhelm anzunehmen, welches sie bei dieser Gelegenheit zum ersten Male tragen sollte. Voraussichtlich wird Sibylle noch eine Weile bei Frau Cronwinkel bleiben, da Wilhelm und Eugenie eine kleine Hochzeitsreise machen wollen, und Louise sich bereit erklärt hat, ihre verzogene Cousine so lange zu sich zu nehmen, in der Hoffnung, daß es ihr gelingen werde, durch herzliche Freundlichkeit günstig auf sie einzuwirken.

Inzwischen vergeht einige Zeit, und es langte endlich der erste Wagen an, der den Chefredacteur des Abendstern brachte. Cronwinkel empfing ihn sofort, und nachdem sich auch Krüger dazu gefunden hatte, theilte Schnellmann die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatze mit. Aber während sie noch darüber sprachen, daß der Marschall Bazaine capitulirt habe, und Metz in den Händen der Deutschen sei, öffnete sich die Thür, und Louise trat mit Eugenie am Arme herein, die Herren freundlich begrüßend. Diese Erscheinung jagte selbst den Marschall Bazaine und die Capitulation von Metz in die Flucht. Alle traten überrascht auf die freundlich lächelnde Braut zu. Eugenie hatte sich sehr einfach zu ihrer Trauungsfestlichkeit gekleidet. Aber das weiße Kleid ließ ihre schlanke Figur äußerst vortheilhaft hervortreten, und die vollen weißen Rosen in dem weichen dunklen Haar standen ihr allerliebst, während das stille Glück, das aus ihren dunkelbraunen Augen strahlte, alle ihre Züge belebte und einen anziehenden Schimmer von Schönheit darüber verbreitete, so daß die frische blonde Louise nur mit Mühe um den Preis neben ihr ringen konnte.

Nachdem noch Vater Cronwinkel und einige Gäste gekommen sind, erscheint auch Sibylle in dem festlich geschmückten Zimmer. Das neue weiße Kleid steht ihr recht gut, aber der lange Hals und die mageren Arme der Fünfzehnjährigen blicken unter der Umhüllung dürftig hervor.

Bei sich macht sie allerlei Anmerkungen

über die Anordnung des Festes und die Toiletten der Anwesenden, während sie selbst von Niemand beachtet wird, um so weniger, da gerade jetzt der Oberst mit dem Bräutigam eintritt. „Der Erstere ging feierlich auf Eugenie zu. Alle Festtheilnehmer schwiegen und erwarteten die Anrede des würdigen Mannes, welcher der Braut einen ehrerbietigen Kuß auf die Stirn drückte und sie bei der Hand hielt, während er folgende Worte sprach:

„Von ganzem Herzen wünsche ich Glück, liebes Kind. Ich habe keine Veranlassung, Euch zuzurufen: macht einander glücklich, denn Ihr habt einander lieb, und ich möchte mein Soldatenwort darauf verpfänden, daß es Euch als Mann und Frau gut gehen wird. Darum habe ich weiter nichts zu sagen, da ich ohnehin kein Freund von langen Reden bin."

Eugenie schloß den wackeren alten Mann gerührt in ihre Arme, und sämmtliche Anwesende blickten zufrieden und theilnehmend auf die Gruppe.

Nun kam der Diener und kündigte an, daß die Wagen bereit seien.

Die Fahrt ging glücklich von Statten, und außer einigen neugierigen Dorfbewohnern war unterwegs kein Publicum zu sehen. Die Feierlichkeit war bald vorüber, und es war kaum eine halbe Stunde vergangen, als Doctor Wilhelm Blankmann und seine junge Frau wieder in die festlich ausgeschmückten Räume der Cronwinkel'schen Villa zurückkehrten. Sie empfingen dort nochmals die Glückwünsche der Ihrigen, bei welcher Gelegenheit Schnellmann eine Rede hielt, in welcher er um die Erlaubniß bat, der Braut im Namen eines abwesenden Verwandten ein Geschenk überreichen zu dürfen. Er händigte darauf Eugenien ein Etui mit einem kostbaren Schmuck ein. Auch Krüger sprach noch ein paar rührende Worte.

Mit dem darauf folgenden Frühstück war Fräulein Sibylle ziemlich zufrieden. Der Speisesaal sah allerliebst aus, das mußte sie bekennen. Sie saß zwischen dem Zeitungsredacteur Schnellmann und dem alten Obersten, die Beide natürlich so viel mit Wilhelm und Eugenie beschäftigt waren, daß sie mit Sibylle kaum ein Wort sprachen. Sie dachte mit großer Besorgniß daran, was von nun an aus ihr werden sollte, und sie fühlte sich in der That recht verlassen und gedrückt unter all den fröhlichen Menschen.

Die Gesellschaft wurde immer heiterer; es wurden allerlei Toaste ausgebracht, und als zuletzt die Diener das Zimmer verlassen hatten, stand plötzlich Herr Schnellmann auf, und sein Gesicht zeigte mehr Ernst und Würde, als man gewöhnlich bei ihm bemerken konnte. Er hatte ein Papier in der Hand. Cronwinkel und Wilhelm vermutheten, daß er eine geschriebene Ansprache ablesen wolle, und sahen ihn etwas neugierig an.

„Werthe Freunde —" begann er — „ich muß für einen Augenblick Ihre Aufmerksamkeit erbitten, da ich Ihnen eine Mittheilung zu machen habe, und wenn ich etwas ernsthaft dabei zu Werke gehe, so bitte ich im Voraus um Verzeihung. Ich habe vorhin unserer lieben Braut ein kostbares Geschenk überreicht und werde nun sagen, wer der Geber ist."

Allgemeine und hochgespannte Erwartung ließ sich nun aus einigen kurzen Ausrufen bemerken.

„Wir haben bei der Schließung dieser Ehe erfahren, daß unsere Braut eine gewisse Acte vorlegen mußte, und ich muß daran erinnern, daß eigentlich die jungen Leute die Zustimmung des Herrn von Roggeveen nöthig hatten, der vor Jahren nach Amerika abgereist ist. Sein Aufenthaltsort war unbekannt — und darum eben mußte jene Acte aufgenommen werden."

Eugenie war plötzlich bleich geworden, Wilhelm sah unruhig umher, es herrschte große Spannung in der Gesellschaft.

„Ich würde von alle dem nicht geredet haben —" fuhr Herr Schnellmann fort — „wenn ich Ihnen nicht eine äußerst angenehme Nachricht mitzutheilen hätte. Ich bin ermächtigt, Ihnen im Namen Ihres Vaters, des Herrn von Roggeveen, der gegenwärtig erster Buchhalter eines großen Bankgeschäftes in New-York ist, bekannt zu geben, daß er Ihrer Verbindung vollkommen beistimmt, Ihnen seine herzlichsten Glückwünsche dazu sendet und dringend bittet, sein Geschenk, welches ich vorhin überreichte, nicht zu verschmähen."

Niemand sprach.

Der Eindruck war sehr verschieden.

Ueberraschung und Zufriedenheit erfüllte die Meisten. Eugenie hatte Wil-

helm's Hand ergriffen und ihn eine Weile fragend angesehen. Aber Wilhelm lächelte ermuthigend und drückte ihr feurig die Hand.

Herr Schnellmann hatte eine kleine Pause eingehalten; dann fuhr er mit aufgeräumtem Tone fort:

„Vor drei Monaten empfing ich einen Brief von einem alten Freunde aus New-York, der mich unter strengster Geheimhaltung im Namen des Herrn von Roggeveen ersuchte, ihm einige Nachrichten über dessen Familie zu senden. Seit dieser Zeit habe ich im Stillen mit dem Vater unserer lieben Braut Briefe gewechselt. Ich wollte vorläufig nichts davon mittheilen, nun aber ist die Geheimhaltung aufgehoben, und ich habe den Auftrag, nach der Vollstreckung der Trauung diesen Brief aus New-York den jungen Gatten vorzulesen."

In seiner gewöhnlichen hastigen Weise entfaltete der Sprecher einen Brief — dasselbe Papier, welches Wilhelm und Cronwinkel für eine geschriebene Ansprache gehalten hatten. Der Inhalt lautete folgendermaßen:

„Meine lieben Kinder!

„Vielleicht habe ich das Recht verscherzt, Euch so zu nennen, aber erlaubt es mir noch einmal.

„Wenn der hochgeachtete Herr Schnellmann Euch dieses vorliest, feiert Ihr Euren glücklichen Hochzeitstag mitten unter Euren besten Freunden. Verschmäht denn die Glückwünsche Eures Vaters nicht.

„Ich werde mich kurz fassen, denn ich habe keine Rechte mehr an Eure Aufmerksamkeit, ich weiß es. Beurtheilt mich mit Liebe, ich vertheidige mich nicht. Aber mein Herz beschäftigt sich mit Euch Allen, mit meiner ältesten und jüngsten Tochter und mit Wilhelm, dem ich gern die Hand als meinem Schwiegersohn reichen möchte.

„Von mir selbst berichte ich Euch nur das Allernothwendigste. Seit ich das Vaterland verließ, hat das Geschick mein Leben in buntester Weise bewegt. Drei Jahre habe ich ruhig zu Chicago gewohnt; nennt den Namen derjenigen, die mir zur Seite stand, mit ehrerbietigem Mitleiden, wenn es Euch möglich ist, denn sie besaß von allen denen, die mir jemals ihre Neigung zugewendet haben, das edelste und liebreichste Herz. Könntet Ihr die Runzeln meines Gesichtes und das weiße Haar auf meinem Haupte sehen, so würdet Ihr errathen, daß sie gestorben ist. O liebe Kinder, hier habe ich gelernt, wie tief ein liebendes Herz leiden kann. Von Jugend auf waren wir für einander bestimmt — thörichter Stolz hatte uns geschieden, Enttäuschung und Bitterkeit brachten uns wieder zusammen. Vor einem Jahre traf mich ein großer finanzieller Schlag, eine plötzliche Panik an der Börse brachte verschiedene Banken zu Falle, und wir verloren, was wir besaßen. Da begann ein schreckliches Leiden. Ich mußte Arbeit suchen, und sie blieb ganze Tage einsam in der fremden Stadt, während ich Mühe hatte, das tägliche Brot zu erwerben.

„Sie fing an zu kränkeln, schweigend litt sie allerlei Entbehrungen, ohne sich darüber zu beklagen. Ich will Euch nicht erzählen, zu welcher Arbeit mich die Noth zwang, aber ich habe einen bitteren Kelch geleert — bis zur Hefe. Als unsere Noth am höchsten gestiegen war, kam eine wohlthätige Erleichterung. Als ich am Abend eines schönen Frühlingstages nach Hause kam, sagte sie mir, daß zwei Engel dagewesen seien, um sie zu trösten und zu erquicken.

„Das Töchterchen des Barons von Dyrenvord und dessen englische Gouvernante waren in unsere traurige Wohnung gekommen, ohne einen Verweis, ohne ein Wort von der Vergangenheit zu erwähnen. So viel Edelmuth machte unsere Herzen weich und demüthig. Natürlich hielt ich mich vollständig im Hintergrunde. Auch sahen wir den Baron selbst gar nicht, nur die beiden jungen Damen erschienen am Lager der Kranken und erleichterten ihr den letzten Kampf. Als sie endlich sanft und ruhig entschlief, war sie vollständig versichert, daß Alle ihr vergeben hatten. Der tiefste Schmerz beugte mich nieder. Ich verließ Chicago und schweifte eine Weile ziellos umher, bis sich mir endlich durch Vermittlung eines Freundes eine Stellung in einem großen Handlungshause zu New-York bot, in welcher ich noch jetzt reichlich mein Auskommen finde.

„Den Tod meiner Gemahlin im Haag erfuhr ich durch Euren Freund Schnellmann. Das Loos meiner beiden Töchter machte mir damals Sorge, aber ich wurde vollkommen darüber beruhigt, da ich von

Eugeniens Verlobung in Kenntniß gesetzt wurde. Meine älteste Tochter wird mir gestatten, ihr ein geringes Geschenk anzubieten, und ich hoffe von ihrer mir so oft erwiesenen Liebe, daß sie es nicht verschmähen wird.

„Nun bleibt mir noch eine Tochter übrig. Es würde zu viel verlangt sein, ihr zuzumuthen, daß sie zu ihrem Vater nach New-York kommen solle, aber Alles, was in Holland für ihre Erziehung und ihr Glück nöthig ist, will ich gern aus meinem Einkommen bestreiten, und ich ersuche meinen Schwiegersohn, Doctor Wilhelm Blankmann, und Herrn Schnellmann, sich mit der Ausführung dieser Angelegenheit belästigen zu wollen.

„Und nun, meine lieben Kinder, Euer Vater wird Euch nie mehr lästig fallen; er verlangt auch keine einzige Zeile der Antwort, aber so lange ich in meiner wohl verdienten Verbannung noch lebe, werde ich Euch lieb haben und Eurer täglich gedenken. Lebt wohl, beurtheilt mich mit Milde und denkt heute einen Augenblick an Euren einsamen Vater

L. S. von Roggeveen."

Alle waren tief ergriffen. Eugenie hatte im Stillen Thränen vergossen, und als von der Großmüthigkeit des Barons von Dyrenvord die Rede war, hatte Wilhelm einen Ausdruck der Bewunderung nicht unterdrücken können. Der Oberst, das Ehepaar Cronwinkel und Vater Cronwinkel dankten Schnellmann für den außerordentlichen Tact, womit er diese wichtige Nachricht mitgetheilt hatte.

Bald darauf kam die Meldung, daß der Wagen bereit sei, um die Neuvermählten nach der Eisenbahn zu bringen, und daß alle Koffer und Reisebedürfnisse gehörig gepackt und aufgeladen seien.

Es schien nun kein Ende an das Fragen, Umherlaufen, Händedrücken, Umarmen, die Thränen und das Glückwünschen kommen zu sollen.

Aber zum Schluß wurde die Wagenthür laut zugeschlagen, und es erklang noch ein allgemeiner Abschiedsgruß.

Wilhelm blickte Eugenie an.

Während der Wagen sich dann entfernte, lehnte Eugenie ihren reizenden Kopf an die Schulter ihres Gatten.

Wilhelm legte seinen Arm um sie und zog sie dicht an seine Brust.

„Die Dichter reden —" flüsterte er — „von einem verlorenen und einem wiedergefundenen Paradies; unser Eden beginnt mit diesem Tage."

Eugenie antwortete nicht.

Thränen des reinsten Glückes flossen über ihre sanft erglühenden Wangen.

Eine
Erinnerung an Melchior Meyr.

Von

Herman Riegel.

Im Jahre 1874 sind aus dem Nachlasse Melchior Meyr's zwei Bücher durch Max Grafen von Bothmer und Moritz Carriere herausgegeben worden,* die allen persönlichen und literarischen Freunden des Verewigten theuer sein müssen. Das eine derselben enthält die gesammelten aphoristischen „Gedanken über Kunst, Religion und Philosophie", das andere „Biographisches, Briefe und Gedichte". Beide Bücher und ganz besonders das letztere geben ein so wahres und lebendiges Bild von Meyr, zeigen ihn so ganz in den Tiefen seiner Natur, in der Redlichkeit seines Strebens, in der Treue seines Charakters, daß gewiß jeder ernstere Leser sich zu dem trefflichen Manne hingezogen fühlt. Zwar kann Niemandem, der Meyr's Hauptwerk, die „Erzählungen aus dem Ries", mit wirklichem Antheil gelesen, die persönliche Liebenswürdigkeit und Tüchtigkeit des Verfassers verborgen bleiben, aber es ist doch etwas Anderes, einen Schriftsteller nur aus dem Spiegel seiner dichterischen Werke zu sehen, als ihm in nächster Unmittelbarkeit gegenüberzutreten. Dazu kommt bei Meyr noch, daß eine Seite seines Wesens sich in seinen besseren dichterischen Werken nur andeutet, die philosophische, während dieselbe doch in beträchtlicher Breite ein rechtes Stück seines Lebens ausmachte. Diese philosophische Seite kommt nun in beiden Büchern, namentlich dem ersteren, besonders zur Geltung.

* Bei F. A. Brockhaus in Leipzig.

Zur Charakterisirung von Meyr's **philosophischem Standpunkte** müssen wir uns auf einige kurze Anmerkungen beschränken. Seine Philosophie hatte eine religiöse Grundlage und ein religiöses Ziel, auch war sie mit der Einbildungskraft derart verschwistert, daß ein völlig abgezogenes und voraussetzungsloses, unbedingt systematisches und reines Denken ihm nicht eigen war. Aber innerhalb jenes Kreises und in dieser Form sprach er viele vortreffliche und tiefe Gedanken klar und einfach schön aus. Und indem nun Mancher sich mit diesen Gedanken vertraut zu machen suchte, erkannte er, daß dieselben in einem seltenen Maße auf der größten persönlichen Wahrhaftigkeit des Verfassers beruhten. Hierdurch aber trat Meyr mit dem verständnißvollen Leser gleichsam in eine persönliche Beziehung; und wo eine solche persönliche Beziehung dann Zeit und Gelegenheit hatte, zu reifen und zu erstarken, mußte eine sehr große geistige Vertrautheit sich bilden. Den besten Beweis für diese Beziehungen bietet das Verhältniß des Grafen Bothmer zu Meyr. Graf Bothmer, durch Meyr's Roman „Vier Deutsche" und insbesondere durch das in diesem Buch enthaltene philosophische Gespräch „tief sympathisch berührt", suchte des Verfassers Bekanntschaft, studirte ihn im Leben und in seinen Schriften und bemühte sich, die Meyr'schen Ideen sich anzueignen; endlich gelangte er dahin, daß „das, was er von ihm empfangen hatte, originäres eigenes Geistesleben wurde". Es ist ein schöner Ruhm und Sieg eines Denkers, im Freunde fortzuleben, und wir wünschten wohl, daß Melchior Meyr's Geist und Gedanken in Vielen recht lebendig wären. Ja, wir schließen uns in diesem Sinne gern den Worten des Grafen Bothmer an: „Möge die deutsche Nation in dem harten Kampfe, welchen sie gegen Aberglauben und Unglauben eben jetzt zu kämpfen hat, so wie ich in Melchior Meyr den Piloten, den begeisterten Seher erkennen!" Aber fragen wir uns auch ganz unparteiisch, ob Meyr's Standpunkt die Eigenschaften besitzt, um ein **allgemeiner** zu sein, auf welchem eine ganze Nation stehen könnte? Inhaltlich und sachlich sind Meyr's Gedanken und Ideen so würdig, rein, edel und fromm, daß man bedauern muß, diese Frage nicht ohne Weiteres bejahen zu können. Gehen wir aber weiter und untersuchen wir, weshalb Meyr's philosophische Arbeiten, namentlich sein Hauptwerk „Gott und sein Reich", wie Graf Bothmer sagt, „auf dürren Boden gefallen und einer feindlichen Welt gegenüber wenig Erfolg gehabt" haben, so dürften wir zu der Ansicht gelangen, daß in der Verquickung des Religiösen und Philosophischen ein Umstand liegt, welcher die Verallgemeinerung des Meyr'schen Standpunktes verhindert. Die Einheit des religiösen und philosophischen Denkers beruhte bei Meyr im letzten Grunde auf seiner kindlich naiven Seele. Ist denn aber eine solche kindlich naive und reine Seele in Verbindung mit einem gebildeten Geiste so allgemein? Lassen wir das, um Niemandem zu nahe zu treten. Aber das dürfen wir wohl sagen, daß die Welt die Dinge aus einander reißt und Religion und Philosophie thatsächlich trennt. Das mag für den Einzelnen, der eine innige, freie Versöhnung zwischen Glauben und Wissen sucht, schmerzlich sein, aber rein sachlich und wissenschaftlich betrachtet, hat es doch auch sehr seine Berechtigung. Denn die Philosophie als Wissenschaft muß voraussetzungslos sein, und so sehr sie die entscheidenden Anlässe auch aus geheimen Inspirationen empfangen mag, muß sie doch nicht die Phantasie und deren Ergebnisse zur Grundlage ihres Systems machen wollen. Und andererseits scheint es, daß die Religion, welche doch auf der Voraussetzung des Glaubens beruht, nicht vom Boden philosophischer Ansichten und Gedanken aus gegründet oder auch nur erneuert werden könnte. Der philosophische und der religiöse Genius sind ihrer Natur nach verschieden. Es ist eine hoch zu preisende That Meyr's, daß er mitten in den religiösen Gährungen dieser unserer Zeit mit Ueberzeugung und Kraft den Versuch gemacht hat, durch den Ausdruck seiner Gedanken eine Anregung zu geben, „den Verstand und das Herz zugleich zu befriedigen". Aber indem er philosophirend der Religion zu Hülfe kommen wollte, mußte er sich auf die Begriffe beschränken, welche **zugleich** Gegenstand der Philosophie wie der Religion sind, und damit beschränkten sich seine Untersuchungen und Ergebnisse von

selbst darauf, nur von einem kleineren Kreise von Auserwählten richtig erfaßt zu werden. Wer auf eine ganze große Nation in Sachen der Religion wirken wollte, der müßte sich auch ganz auf den religiösen Boden stellen; und wenn er selbst kein religiöser Genius wäre, der etwas ganz Neues hervorbringen könnte, so müßte er sich an das halten, was wir von den Thaten des größten religiösen Genius aller Zeiten besitzen. Wir meinen, daß, wie vor 350 Jahren eine erste Reformation das Christenthum von einem schweren Ballast sinnlichen Heidenthums befreite, eine neue zweite Reformation dasselbe noch mehr vergeistigen könnte, ohne ihm jedoch die feste Gestalt einer positiven, d. h. wirklichen, und nicht blos in philosophischen Ansichten bestehenden Religion zu nehmen. Wer eine solche That vollbringen könnte, wäre der Mann der Zukunft! Dann würde man weder Versuche über den „neuen Glauben", welche die Religion ganz in die Sphäre höherer Bildung einschränken und da zugleich auflösen, noch auch große Reden über die „Zersetzung des Christenthums" erleben, welche in blinder Beschränkung die Axt an den Grund aller höheren sittlichen Cultur der Völker legen.

Diese Gedanken sind es, zu welchen die Betrachtung von Meyr's philosophischem Standpunkte uns wiederholt angeregt hat. Indem wir dies aussprechen, sagen wir aber auch schon, wie außerordentlich anregend die Beschäftigung mit Meyr's philosophischen Ideen und Gedanken ist. Wir zweifeln nicht, daß viele Leser der eingangs genannten Bücher ganz ähnliche Anregungen empfangen werden, und wenn sie Meyr auch nicht überall beistimmen, so werden sie ihm doch herzlich danken und ihn aufrichtig lieben. Dieser Ertrag ihrer Beschäftigung mit Meyr's philosophischen Schriften ist ihnen aber um so gesicherter, als er auch bei seinen Denkarbeiten den Dichter nicht verleugnet, und als überall seine herrliche Persönlichkeit durchblickt.

Die dichterische Seite in Meyr ist in der That von der philosophischen nicht zu trennen. Er selbst war sich dessen klar bewußt, und auch Graf Bothmer betont es wiederholt, namentlich indem er empfiehlt, Meyr's Philosophie „als gemeinschaftliches Product des Denkens und Dichtens zum Zweck einer befriedigenden Welterklärung" zu betrachten. Meyr selbst sagt in Bezug auf diese innige Einheit seines Wesens in der zu München im Januar 1870 geschriebenen Vorrede zu seinen aphoristischen „Gedanken u. s. w." Folgendes:

„Von Jugend an zog mich eine eben so große leidenschaftliche Liebe zur Natur, zum wirklichen Leben, zur Poesie, wie zum Geiste, zum Denken, zur Philosophie. Beiden, der Natur und dem Geiste, das Ihre zu geben und das Ideal ihrer Harmonie darzustellen, wurde das Ziel aller meiner Bestrebungen."

Hierdurch wurde er mit Nothwendigkeit an die Kunst und die künstlerische (dichterische) Hervorbringung gewiesen, denn im Kunstwerke allein ist die Versöhnung von Natur und Geist auf eine von Menschen zu begreifende Weise vollzogen. Und damit tritt der dichterische Beruf als der entscheidende in Meyr's Natur hervor. Aber die dichterische und künstlerische Kraft war wiederum nicht völlig frei von philosophischer Ueberlegung, durch welche ihre Entfaltung nicht selten beeinträchtigt wurde. Meyr selbst äußert sich hierüber mit folgenden Worten:

„In kein größeres poetisches Werk ist das Gefühl und die Phantasie der Jugend in jener unmittelbaren Kraft und Lebensfrische gekommen, wie sie mir Jahre lang eigen waren. Der schönste Gehalt meiner Seele, der mich unendlich beglückte und mir das Leben, wohin ich meine Blicke richtete, als eine wundersame Dichtung erscheinen ließ, zerfloß wieder, ohne daß er dichterisch hätte festgehalten werden können. Ein Hauch von den Empfindungen jener Zeit ist in meine ‚Erzählungen aus dem Ries' übergegangen und hat sicher dazu beigetragen, eben diesen Arbeiten im Publicum so viele Theilnahme zuzuwenden."

Meyr drückt sich bescheiden aus, wenn er nur von „einem Hauche jener Empfindungen" spricht, denn unzweifelhaft wird der Leser die echt dichterische, reiche Natur des Verfassers in den „Erzählungen aus dem Ries" nicht verkennen. Wer aber könnte sie verkennen? da doch ein empfängliches Gemüth die einzige Voraussetzung zum Verständniß dieses Werkes ist! Was

Meyr mit seinen philosophischen Ideen seiner „theologischen Philosophie" nicht erreicht hat und nicht erreichen konnte, das hat er in Fülle mit seinen „Erzählungen" erreicht, nämlich sein ganzes Volk anzuregen. Und deshalb darf man dieses Werk wohl als die vorzüglichste und schönste Frucht seiner gesammten Wirksamkeit, seines ganzen Lebens ansehen.

Durch die erwähnte naturgemäße Hinwendung Meyr's zur Kunst mußte er von selbst auch den Schöpfungen der bildenden Kunst sich nähern, wozu ihm ja München mit seinen unermeßlichen Schätzen wiederum entgegenkam. Und Zufall war es da wieder nicht, daß er sich besonders zu Cornelius, diesem tiefsinnigen Meister, hingezogen fühlte. Als er dann von 1841 bis 1852 in Berlin, wohin Cornelius berufen worden war, lebte, und als er hier einige neue großartige Werke desselben entstehen sah, gelangte er auch in eine nähere persönliche Beziehung mit dem Künstler, deren Frucht eine dauernde Freundschaft und gegenseitige Achtung war. In Cornelius' Hause ist es denn auch gewesen, wo der Schreiber dieser Zeilen Meyr, welcher zum Besuch nach Berlin gekommen war — wenn ich nicht irre, im Sommer 1865 — zuerst sah. Ich erinnere mich noch deutlich, mit welcher Liebe einmal während dieser Zeit Cornelius über ihn zu einigen gerade anwesenden Personen sprach, und wie er, als eine junge Dame ihn fragte, „was denn Herr Meyr eigentlich sei, er wäre wohl Schriftsteller," sich etwas aufrichtend, mit Stolz sagte: „Ja, und was für einer!" Umgekehrt war Meyr eine der verhältnißmäßig doch wenigen Persönlichkeiten, welche Cornelius ganz, völlig und wahrhaft verstanden. Es ist deshalb sehr zu beklagen, daß er seine Absicht, etwas zur Erinnerung an den großen Meister zu schreiben, nicht mehr ausführen konnte. Es hätte ein eben so würdiger Beitrag zu dem zweiten der eingangs genannten Bücher werden müssen, wie es die dort abgedruckten „Erinnerungen an Rückert" sind, die er noch bearbeitet hat. Wie aber Meyr über Cornelius dachte, mögen folgende Zeilen aus einem Briefe bekunden, den er nach des Meisters Tode am 21. April 1867 an mich schrieb:

„Ich denke daran," sagt er da, „etwa unter dem Titel ‚Erinnerungen an Cornelius' meine Erlebnisse mit ihm niederzuschreiben und dabei recht meine Liebe an ihm auszulassen. Seine persönliche Liebenswürdigkeit steht im klarsten Licht vor meiner Seele; es müßte seltsam zugehen, wenn das Bild nicht durchaus für ihn gewönne! Die dummen Menschen glauben, wenn sie Einiges an ihm kritteln, so wäre das was. Mängel — auch wirkliche Mängel — sind Lappalien, wenn das ewig Echte vor Aug' und Seele steht. Und wer davon nicht beglückt ist und hoch erhoben, der hat gar nicht das Recht, über Cornelius zu reden."

Ich erinnerte Meyr später mündlich und schriftlich wiederholt an die Ausführung dieses seines Vorhabens, aber er kam leider nicht mehr dazu. Und damit ist ein werthvoller Beitrag zur Cornelius-Literatur verloren gegangen.

Hoffentlich geben diese Zeilen bereits dem Leser eine Andeutung von dem Charakter Melchior Meyr's. Seine Schriften lassen ihn schon deutlich und bedeutend hervortreten, aber ganz konnte er sich doch nur im persönlichen Umgange zu erkennen geben. Deshalb ist es wohl eine Pflicht für Jeden, der Meyr befreundet war — und dem sich die Gelegenheit bietet — für den Heimgegangenen zu zeugen. Und welche Freude und Genugthuung ist es, öffentlich sagen zu können: er war ein Mann von der seltensten Reinheit der Seele, ein Charakter von der größten Echtheit, Zuverlässigkeit und Treue; warme Begeisterung für die höchsten Güter des Menschen und kindliche Einfachheit des Gemüthes gingen Hand in Hand bei ihm; mit Wenigem und Nichts zufrieden, ohne Ehrgeiz, war er auf die natürlichste Weise doch empfänglich für die Gaben und die Interessen des Lebens wie für den Ruhm, aber sein eigentliches Glück fand er nur in sich, in seinem Dichten und Denken, Sinnen und Trachten. Sehr treffend ist eine Bemerkung des Grafen Bothmer über ihn, „daß sich in Meyr der Mann mit dem Schriftsteller an Adel und sittlicher Güte vollständig deckte". Möchten deshalb, da er nun heimgegangen, seine Schriften um so mehr Leser finden und in ihnen Gutes und Edles wirken und schaffen!

Zur Culturgeschichte der Tanzkunst.

Von

Albert Czerwinski.

In dem Fortschritt jeder Kunst und Wissenschaft ist eine unerbittliche und zwingende Logik wahrnehmbar, der nichts sich zu entziehen vermag, und die nur dem blöden Unverstand nicht begreiflich ist. Wir Alle fußen mit unserem Wissen und Können auf den Erfahrungen früherer Geschlechter, und wäre eine Vervollkommnung überhaupt nicht denkbar, wenn wir als bloße Empiriker die Künste und Wissenschaften behandelten. Welcher Musiker oder Maler kann sich auch nur über das Niveau des Gewöhnlichen erheben, ohne die großen Meister der Vergangenheit zu studiren, um an ihren Vorzügen sich zu schulen und ihre Fehler zu vermeiden? Welcher Bildhauer oder Architekt wird das reiche Material unbeachtet lassen, an dem er sich bilden kann, und dem bloßen Empirismus huldigen? In allen Zweigen menschlichen Wissens und Könnens würde sich ein so einseitiges Vorgehen und Nichtbeachten der Erfahrungen früherer Meister furchtbar rächen. Jeder Kunst ist die Wissenschaft zu Hülfe gekommen, die den Jüngern derselben die Wege weist und ihnen das Studium erleichtert. Nur eine Kunst, und zwar die älteste und populärste, die Tanzkunst, kann sich nicht der auf sie einwirkenden Begleitung der Wissenschaft rühmen. Deshalb herrscht aber auch auf keinem Gebiete der Kunst so viel Unwissenheit und Willkür, wie in der Tanzkunst. Scheu ist die Wissenschaft an diesem Felde vorbeigegangen und nur beiläufige Worterklärungen und ästhetische Bemerkungen sind die kärgliche Ausbeute, die sie uns gewährt. Obgleich längst erklärt und anerkannt ist, daß der Charakter jedes Volkes sich in seinen Tänzen spiegelt und diese zu einer tieferen Kenntniß desselben unentbehrlich sind, ja die Volkstänze außerdem noch den hohen Werth haben, die letzten Reste naiver Kunst, die „Kunst vor der Kunst“ zu sein, hat sich die Wissenschaft für diese Seite des menschlichen Culturlebens bisher wenig interessirt und so gut wie gar nichts zu Tage gefördert. Die Literatur der Tanzkunst ist eine quantitativ sehr bedeutende, qualitativ hingegen aber auch äußerst unfruchtbare. Existirt doch nicht einmal ein dem heutigen Stande der Wissenschaften entsprechendes Lehrbuch dieser Kunst. So blieb es dann dem 19. Jahrhundert vorbehalten, in seinen Tanzlehrern und Balletmeistern eine Species zu besitzen, wie sie die Vorzeit nicht kannte oder wenigstens sehr vereinzelt aufwies. Vor 200 Jahren und früher stand der Tanzlehrer seiner Kunst nicht so naiv und handwerksmäßig gegenüber wie heute. Die großen Meister der Renaissancezeit und der Rococoperiode, wer kennt sie heute von den Berufsgenossen auch nur dem Namen nach? Was sie für ihre Kunst gethan haben, ist weder für die Kunst, noch für die Wissenschaft nutzbar gemacht und heute so gut wie gar nicht vorhanden. Am auffallendsten zeigt sich das in der heutigen Oper und im Ballet. Man sehe den Tanz, selbst bei namhaften Bühnen, etwa in den Opern Catharina Cornaro, Lucrezia Borgia und den Hugenotten, und die crasse Unwissenheit der Balletmeister, die diese Tänze arrangirten, wird sofort zu Tage treten. Wer hat von ihnen eine Idee von den Tänzen des 15. und 16. Jahrhunderts? Weiter wollen wir hier an jene scheußliche Travestie der „Menuet“ erinnern, die man uns auf den Provinzialtheatern im „Don Juan“ vorführt. Wir könnten hier an Hunderten von Beispielen die Unkenntniß unserer Balletmeister und Tanzlehrer nachweisen, wenn uns dieses nicht zu weit führen würde, wollen uns indessen damit begnügen, auf die „Tanzstunde“ im dritten Act von Offenbach's Kakadu (Vert-vert) aufmerksam zu machen, in der von „Pavane“ und „Sarabande“ die Rede ist, und die Frage aufwerfen, ob überhaupt und was eigentlich die Arrangeure dieses Divertissements selbst an größeren Bühnen sich bei diesen Namen gedacht haben? — Und doch kann man über alles Dieses genügenden Aufschluß erhalten, wenn man sich an die alten Tanzmeister wendet und deren Schriften nachschlägt. Vergebens freilich wird man über diese Dinge bei unseren heutigen Tanzlehrern Auskunft erwarten, auch nicht

bei jenem „Akademiker", dessen größeres Werk über die Tanzkunst kürzlich durch ein Vorwort (Tanz-Fragmente. Von Karl Haraschin. Wien 1874) angekündigt ist, das die bare Unwissenheit seines Verfassers auf jeder Seite documentirt und beispielsweise Seite 7 in der Anmerkung den altitalienischen Tanzmeister Caroso „Sermoneta" nennt, weil er in jenem Ort geboren ist, einige Zeilen weiter die „Reverenz" und die „Continenz" tanzt, und dann die Entstehung der „Tarantella" auf den Biß einer giftigen Schlange zurückführt, während doch jedes Kind weiß, daß die Tarantel eine Spinne ist. Gott bewahre uns vor solchen Akademikern und vor solchen Belehrungen! —

Doch die Palme für vollständige orchestische Ignoranz gebührt jenem leider nicht genannten Meister, der die Quadrillen für das Maskenfest im kronprinzlichen Palais am 8. Februar d. J. in Berlin eingeübt hat. Das vorgeschriebene Costüm war das der zweiten Hälfte des 15. bis zur Hälfte des 16. Jahrhunderts, und der künstlerische Schmuck des Raumes gab eine Andeutung der Zeit und des localen Charakters am Hofe der Medicäer in jenem Jahrhundert, welches zwischen Lorenzo il magnifico und Cosimo il grande liegt. So genau der Charakter der Zeit in Costüm und Decoration bei einem Feste, welches in gleicher Pracht vielleicht in diesem ganzen Jahrhundert an keinem Hofe Europa's stattfand, festgehalten war, so schülerhaft und ganz und gar unhistorisch müssen doch die eingeübten Tänze gewesen sein. Was sollen wir dazu sagen, wenn uns berichtet wird, daß man auf einem Costümball, der am Hofe der Medicäer spielt, eine moderne Quadrille nach einer Musik, in welche sich die Melodie der Mandolinata (!) verwebt, und die in einer stürmischen Polka ihren Abschluß fand, getanzt hat. Der Tanz-Arrangeur war also in vollständiger Unkenntniß über die Art zu tanzen in jener Zeit, ihm ist die altitalienische Tanzschule mit ihren minutiösen Regeln und Tanzschritten (Puntaten, Seguiten 2c.) völlig fremd, und er hält es auch nicht einmal der Mühe werth, sich bei einer solchen Gelegenheit mit seinem Gegenstande vertraut zu machen!

Während der alte Tanz mehr die Darstellung für die Zuschauer als den unmittelbaren Genuß für die Ausübenden zum Zwecke hatte, nehmen die heutigen Paare die Freude für sich vorweg und fragen wenig danach, wie es aussieht. Der Zustand des heutigen Tanzes ist vorherrschend geselliger Genuß, die Paare isoliren sich, kein chorisches Element, keine rhythmische Massenbewegung bringt Zusammenhalt und ein plastisches Moment in die tanzende Gesellschaft. Selbst die conventionell beibehaltenen Figurentänze werden ihres Charakters beraubt, weil man sich nicht die Mühe giebt, sie ordentlich zu lernen und regelrecht zu tanzen, sie vielmehr als Ruhepausen im Wirbelsturme der Rundtänze und als Conversationsgelegenheiten für die so wiederum isolirten Paare benutzt und dadurch ihre ästhetische Bedeutung mit Füßen tritt. Der ganze Accent liegt heute auf dem Vergnügen der Tanzenden; unser Gesellschaftstanz ist durchaus subjectiv, und hat kein Bewußtsein mehr von dem, was er künstlerisch darstellen soll.

Anders war dies in der Renaissancezeit und in der Rococoperiode, wo immer nur wenige Paare tanzten und die übrigen Anwesenden die aufmerksamen Beobachter abgaben. Die damals herrschenden künstlerischen Formen in den Tänzen gewährten aber auch den Zuschauern einen hohen Genuß und machten das Vergnügen für beide Theile möglich. Die prachtliebenden kleinen italienischen Höfe waren im 15. und 16. Jahrhundert mit den Bestrebungen und Künsten des Friedens auch der Ausbildung der Tanzkunst förderlich. Bei den häufig vorkommenden glänzenden Festen mit immer neuen Tänzen zu prunken, war ebenso gewöhnlich, wie keine Gelegenheit zu versäumen, um sich in der Entfaltung von Luxus und Pracht verschwenderisch zu zeigen. Berühmt sind in dieser Hinsicht die Familienfeste im Mediceischen Hause in Florenz, bei welchen häufig mehr als fünfzig junge Damen der vornehmsten Geschlechter feierliche Tänze aufführten. Auf einem Hochzeitsbankett in dieser erlauchten Familie wurde, nachdem das Gastmahl zu Ende, bis um die erste Stunde nach Mitternacht getanzt. Die Masse der Lichter und Fackeln war so groß, daß die Nacht dem Tage an Helle gleichkam. Zweiundsiebenzig

junge Damen führten Tanzdivertissements auf, je zu zwölf, in verschiedenen Trachten, die einen italienisch, die andern deutsch, und zwar zum Schall der Tamburine und anderer Musik. Auch im Vatican wurde der Tanz gepflegt, und Lucrezia Borgia stieg auf ihrer Hochzeit mit Alfonso von Este, nachmaligem Herzog von Ferrara, von der Tribüne herab und tanzte wiederholt römische und spanische Tänze unter Begleitung der Tamburine.

Welches Selbstbewußtsein beseelte aber auch die alten italienischen Tanzmeister, die diese künstlichen Tänze ihren erlauchten Schülern eingeübt hatten, und wie sind sie von ihrer Würde und Bedeutung durchdrungen. Da ist zuerst Fabrizio Caroso von Sermoneta und Cesare Negri, genannt „il Trombone“ von Mailand, beide Schriftsteller über ihre Kunst und durch drei Werke in der Literatur derselben vertreten, die heute zu den größten bibliographischen Seltenheiten gehören. Nuove inventioni di balli (le gratie d'amore) betitelt sich der im Jahre 1604 in Mailand gedruckte Folioband des Cesare Negri, aus welchem wir uns, mit Zuhülfenahme des Ballarino von Fabrizio Caroso (Venedig, 1581) die Tänze des 16. Jahrhunderts reconstruiren können. Wir ersehen aus diesen Büchern, daß es damals noch keine bestimmte und feststehende Tänze, etwa wie heute, Polka oder Walzer, gab, sondern daß man nach den Regeln der herrschenden italienischen Tanzschule für jede Gelegenheit besondere Divertissements zu componiren pflegte, die gewöhnlich einer erlauchten Dame, in deren Hause die Tanzfestlichkeit stattfand, gewidmet waren.

Fremd und seltsam muthen uns jene Tänze an, die mit ganz kleinen Schrittchen und Sprüngen und unter häufiger Anwendung von Reverenzen und Continenzen, bei denen man sich vor einander brüstete, ausgeführt wurden. Sie paßten recht eigentlich zu der steifen altspanischen Tracht, den vier- bis fünffach gefälteten Tellerkragen, den hohen und schweren gestickten Brokatkleidern der Damen, den geschlitzten seidenen Röcken und kurzen Mänteln der Herren, die mit langen Stoßdegen und hohem Sammetbarret sich neben und vor einander in etikettenmäßiger, steif vornehmer und gemessen edler Weise bewegten. Um den Geist einer bestimmten Zeit zu verstehen, darf man nicht nur den Erscheinungen seine volle Aufmerksamkeit zuwenden, welche durch weitgreifende Folgen und Wirkungen hervorragen. Es wäre einseitig, nur die Staatsumwälzungen, Kriege und Schlachten, den religiösen Glauben, die Werke der Kunst und Wissenschaft als das allein Wichtige im geistigen Leben der Völker zu schätzen, dagegen die Moden und Tänze, die Gebräuche und Sitten, wie sie das Familienleben, die mannigfachen Erscheinungen der bürgerlichen Gesellschaft, die geselligen Verhältnisse beherrschen, als werthloses Beiwerk zu behandeln, was eben so gut der Vergessenheit übergeben werden könnte.

Caroso hat seinen Ballarino der schönen Großherzogin Bianca Capello von Toscana gewidmet, Negri dedicirte sein Buch niemand Geringerem, als „dem großmächtigsten und katholischen Herrn Philipp III. König von Spanien, Monarchen der neuen Welt.“ Beide Schriftsteller haben sich vor ihren Werken in Kupfer stechen lassen, in steifen, gestickten seidenen Röcken mit hohem Kragen und gefälteter Spitzenkrause, das hohe Sammetbarret auf dem Kopfe. Caroso war Tanzmeister in Venedig, Negri in Mailand.

Konnte man es aber diesen Tanzmeistern, die sich stets in der vornehmsten Gesellschaft bewegten, um dieser die von der Sitte gebotenen feierlichen Geberden beizubringen, verdenken, wenn sich in ihnen ein außerordentliches Selbstbewußtsein ausbildete. Welchen Großen hatten sie nicht im Tanzen unterrichtet und vor welcher Berühmtheit ihres Jahrhunderts hatten sie nicht getanzt! Cesare Negri tanzte, wie er mit Stolz erzählt, vor den beiden Seehelden Andreas Doria und Don Juan d'Austria, er tanzte vor Cosmus von Medici und dessen Sohn Francesco; er unterrichtete den Sieger von Lepanto im Tanzen und auch den Prinzen Rudolph, Kaiser Maximilian's II. Sohn, der später selbst als Rudolph II. auf dem Kaiserthrone saß. Unser Tanzmeister wird gar nicht müde, von gekrönten und hohen Häuptern zu sprechen, zu denen seine tanzkundigen Füße den Weg gefunden. Er weiß, was ein Tanzmeister zu bedeuten hat, so gut wie sein Nachfolger Vestris, der seinem Sohne den Fuß mit den Wor-

ten entgegenstreckte: „Küsse diesen Fuß, der Himmel und Erde entzückt.“ Negri zählt eine ganze Menge tanzender Collegen auf, die auf der Leiter der Ehre die höchste Sprosse erklommen. Er nennt einen Pompeo Diobono von Mailand, den Heinrich II. von Frankreich mit Ehren und Reichthümern überhäufte. „Hätte der Himmel,“ ruft Negri, „diesem Fürsten ein längeres Leben gegönnt, so würden wir es vielleicht erlebt haben, einen unserer mailändischen Mitbürger zu den höchsten Würden in Frankreich befördert zu sehen.“ Aus der langen Reihe zeitgenössischer Tanzberühmtheiten, die Negri aufzählt, sieht man, daß damals Italien und vor Allem Mailand, wie später Frankreich, alle Höfe und Städte mit Tanzmeistern versorgte; er nennt Pietro Martire von Mailand, im Dienste Ottavio Farnese's in Rom; Francesco Legnano von Mailand, am Hofe Karl's V. und Philipp's II.; Giovanni Francesco Giera von Mailand, im Dienste Heinrich's von Valois, als er König von Polen war; Ambrogio Landriano, genannt Mazzacastroni, von Mailand, ebenfalls in Polen; Giulio Cesare Lampugnano von Mailand, Tanzmeister am Hofe Philipp's II.; Carlo Beccaria von Mailand, Negri's Schüler, Tanzmeister am Hofe Rudolph's II. — und so geht es weiter.

Neben den beiden italienischen Tanzmeistern Caroso und Negri nimmt dann noch ein französischer — Domherr einen bedeutenden Rang als Schriftsteller über die Tanzkunst ein. Ein Geistlicher unter den Tanzmeistern! — fürwahr keine ganz seltene Erscheinung, welche sich in Frankreich und Spanien sogar mehrfach wiederholt.

Jehan Tabourot, der Sohn von Etienne Tabourot, königlicher Rath und Verwalter des Amts zu Dijon, wurde im Jahre 1519 geboren. Von kräftiger Körperconstitution, zeigte er schon in seiner Kindheit eine lebhafte Neigung für Leibesübungen und eine besondere Vorliebe für den Tanz, den er in Poitiers erlernt hatte. Anfänglich dazu bestimmt, dem Vater in der Ausübung seines Amts zu folgen, mußte er diesen Plan in Folge eines Gelübdes aufgeben: in einer schweren Krankheit, die ihn an den Rand des Grabes brachte, gelobte seine Mutter, ihn der Kirche zu weihen, falls er genesen sollte. Als gehorsamer Sohn erfüllte er den Wunsch seiner Mutter und trat 1530 in einen Orden ein. Trotz seines gänzlichen Mangels an Beruf für einen Stand, der sehr wenig mit seinem Charakter übereinstimmte, erlangte er doch bald einen hervorragenden Platz in der Geistlichkeit, so daß er im Jahre 1574 zum Domherrn von Langres ernannt wurde. In dieser Stellung hatte er Gelegenheit, sich neben der Ausübung seiner religiösen Pflichten, auch mit dem Studium der Gebräuche, die auf die Religion Bezug hatten, und besonders mit den kirchlichen Tänzen zu beschäftigen, die damals noch Sitte waren. Seine alte Neigung für den Tanz erwachte, und gab ihm den Gedanken ein, im Alter von 69 Jahren noch ein Werk über denselben zu veröffentlichen. Es erschien unter dem Titel: Orchésographie, traité en forme de dialogue, par lequel toutes personnes peuvent facilement apprendre et pratiquer l'honnête exercice des Dances par Thoinot-Arbeau. Langres 1588 in Quarto. Er schrieb dieses Buch, wie er in der Vorrede sagt: „Weil er wünsche, wenn auch zu alt und schwerfällig, um sich selbst fröhlich darin zu üben, daß die ehrbaren Tänze wieder erhoben werden möchten, an Stelle der unzüchtigen und schamlosen, die man statt ihrer eingeführt, zum Bedauern der achtbaren Herren und Damen von verständigem und züchtigem Urtheil.“

Thoinot-Arbeau (Pseudonym und Anagramm seines Namens), der Domherr von Langres, ist durch sein Buch, welches zu den größten bibliographischen Seltenheiten gehört und sich nachweislich nur noch in einem Exemplar auf der Stadtbibliothek zu Paris befindet, der Vater der Tanzzeichenlehre (Chorégraphie von den alten Meistern genannt) geworden, d. h. jener Kunst, durch die man Tänze und Tanzschritte mit Hülfe gewisser Zeichen fixirt.

Neben diesem aus dem geistlichen Stande hervorgegangenen Tanzlehrer haben wir auch einen gelehrten Tanzmeister, natürlich einen Deutschen, zu nennen: Gottfried Taubert, der zwölf Jahre in Danzig Tanzlehrer war und hierauf nach Leipzig übersiedelte. Er hat ein für seine Zeit stupend gelehrtes Buch, den „recht-

schaffenen Tanzmeister"* geschrieben, ein Quartant, der sich in seinem Volumen mit jeder Bibel alten und neuen Testaments messen kann, und in dem nicht nur den Tanzmeistern, sondern auch den schlechten Theologen tüchtig der Text gelesen wird.

Auch die Kunst des Castagnettenschlagens (zur Begleitung der spanischen Nationaltänze) hat ihre eigene Literatur und als Hauptwerk kann die zu Madrid 1792 aus der königlichen Druckerei hervorgegangene Crotalogia gelten, oder „Wissenschaft der Castagnetten; eine wissenschaftliche Anweisung über die Art, mit Castagnetten zu spielen beim Tanze des Bolero ꝛc." Der Titel füllt, ganz wie bei Taubert's „rechtschaffenem Tanzmeister", eine ganze Seite und der Verfasser war wieder ein Geistlicher, der Licentiat Francisco Augustin Florencio. Das Buch hat fünf Auflagen erlebt! Aber der Licentiat wurde heftig von einem Herrn Lopez Polinario angegriffen, dagegen aber auch glänzend gerechtfertigt von Don Alejandro Moya, der einen Triunfo de las castañuelas herausgab. Florencio bringt in seinem Buche den Christoph Columbus und Galilei mit den Castagnetten in Verbindung; er stellt eine Menge Regeln auf und setzt dann auseinander, daß die „Wissenschaft" sich in folgenden Silben formuliren lasse: Tirira, tirira, tirira, tirira, ti ta ti ta. Man müsse aber dabei wohl die „drei crotalogischen Einheiten" wahrnehmen, nämlich die Einheit der Handlung, der Zeit und des Orts! Das wird aus Aristoteles bewiesen!

* Leipzig 1717. — 1176 Seiten ohne Vorrede und Register, mit mehr als 50 Kupfertafeln.

Es giebt männliche und weibliche Castagnetten, machos y hembras; der macho giebt den tiefen, die hembra den hellen Klang. Licentiat Florencio bittet am Schlusse des Buches, auf seine Gesundheit vier Seguidillas Boleras zu tanzen.

Literarisches.

Wir glauben unseren Lesern einen Dienst zu erzeigen, wenn wir noch einmal auf die illustrirte Jugendbibliothek in Monatsheften verweisen, welche unter dem Titel **„Deutsche Jugend"**, herausgegeben von J. Lohmeyer, allmonatlich im Verlage von A. Dürr erscheint. Keine Mutter könnte für die Unterhaltung und Belehrung ihrer Kleinen eine bessere Zusammenstellung treffen, als es in diesen reichhaltigen Heften geschieht. Durch Erzählungen, historische Schilderungen, Naturbilder, Gedichte, Räthsel und Spiele wird der Jugend eine Fülle vortrefflicher Anregungen geboten, und die beigegebenen Illustrationen vereinen die naiven Anschauungen der Kinderwelt mit wirklich künstlerischer Ausführung. Unter den Mitarbeitern figuriren Namen wie Bodenstedt, Geibel, Storm u. a. nicht nur als Aushängeschilder, sondern sind durch häufige Beiträge vertreten; ebenso befinden sich die bekanntesten Maler ersten Ranges unter den Mitarbeitern. Der ungemein feinsinnige Tact, mit welchem auf das Verständniß der Kinderwelt eingegangen wird, ist völlig frei von Pedanterie, wofür am besten der Umstand Zeugniß giebt, daß die Jugend selbst jedes neue Heft mit größter Spannung erwartet und mit Jubel begrüßt. Ein derartiges Unternehmen ist ein wahrer Schatz für Familien und verdient im vollsten Maße die weiteste Empfehlung.

Ende des achtunddreißigsten Bandes.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

